Allgemeine
Deutsche Biographie.

Fünfunddreißigster Band.

☞ Am Schlusse des Bandes befindet sich ein Verzeichniß der im 35. Bande enthaltenen Artikel, in welches auch alle, in Band 1—35 des Werkes nicht an der nach der alphabetischen Reihenfolge ihnen zukommenden Stelle abgedruckten Artikel aufgenommen sind.

Allgemeine

Deutsche Biographie.

Fünfunddreißigster Band.

Spalatin — Steinmar.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1893.

Spalatin: Georg S. (Burkhard), sächsischer Humanist, Geistlicher und Geschichtschreiber der Reformationszeit, gehört zu den Männern, die, obwohl selbst nicht geistig hervorragend, durch die Förderung, die sie den führenden Geistern ihrer Zeit zu theil werden ließen, sich ein Anrecht auf den Dank der Nachwelt erworben haben. Als Vertrauter Kurfürst Friedrich des Weisen vermittelte er dessen Verkehr mit den bedeutendsten Humanisten und Gelehrten der Zeit, namentlich mit Luther; in seiner kirchlichen Thätigkeit als Visitator und Superintendent war er um die Ausbildung der Verfassung und Verwaltung der jungen sächsischen Landeskirche erfolgreich bemüht, wie er als Geschichtschreiber seiner Zeit uns werthvolles, aus eigener Anschauung und sicheren Quellen geschöpftes Material hinterlassen hat, das erst zum Theil von der Forschung verwerthet worden ist.

Im J. 1482 (1484?) wurde Georg S. zu Spalt in der Nähe von Nürnberg geboren. Der Vater war Rothgerber und führte den Namen Burkhard. Wiewohl die Familie nicht unvermögend gewesen zu sein scheint, so hielt es der Sohn in seiner Gutmüthigkeit für seine Pflicht, sie, namentlich seinen Bruder Stephan, über seine Kräfte hinaus in einer Zeit zu unterstützen, wo er, erst an den kurfürstlichen Hof gekommen, mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Dieser opferwillige Familiensinn fand um so weniger die Billigung der Freunde, als ihre eigenen Forderungen trotz alles Mahnens lange nicht befriedigt wurden. Von seinem Heimathsorte nahm S. den Namen Spalatinus (ursprünglich Spaltinus, Sphaltinus) an, wie er in Humanistenkreisen wohl auch Noricus genannt wurde. Denn nachdem der Knabe die Stiftsschule seiner Vaterstadt besucht hatte, kam er 1497 auf die St. Sebaldusschule in Nürnberg. Die freie Reichsstadt, die ein Mittelpunkt deutschen, ja europäischen Handels geworden war, mit starkem städtischen Selbstbewußtsein nationalen Stolz vereinigte, bei streng kirchlicher Frömmigkeit sich einen freieren Sinn wahrte und zahlreiche Vertreter der verschiedenen Wissenschaften und Künste in ihren Mauern vereinigte, scheint auf den Knaben einen großen Einfluß ausgeübt zu haben. Die St. Sebaldusschule, in die er eintrat, hatte kurz zuvor in dem Münchener, an italienischen Mustern geschulten Humanisten Heinrich Grininger „einen Poeten zu Lehre, Zucht und Unterweisung" erhalten. Wiewohl S. nur kurze Zeit seinen Unterricht genoß, hat er ihm eine dankbare Erinnerung bewahrt. Noch ein Jahrzehnt nach seinem Nürnberger Aufenthalte empfahl er seinen Lehrer zu einer Pfründe.

Im Sommersemester 1498 bezog S. die Universität Erfurt und wurde als „Georius Borgardi de Spaltz" von dem Rector Johannes Fabri de Vercka in die Matrikel eingetragen. Er bezahlte „Totum", die volle Aufnahmegebühr, kam also nicht mittellos. Dem gewöhnlichen Studiengange gemäß beschäftigte er sich zunächst mit der Philosophie und erwarb sich 1599 die Würde eines Baccalaureus. (Ueber die Lehrer Schlegel S. 7. Köstlin, M. Luther I², 41.) Als aber im J. 1502 die Universität Wittenberg gegründet wurde, wandte sich der wanderlustige Humanistenschüler mit dem verdienten Vertreter griechischer und geschichtlicher Studien, Nicolaus Marschalk, mit dem er als Amanuensis in persönlichem Verkehr gestanden, auch eine Schrift herausgegeben hatte, nach der neuerrichteten kurfürstlichen Hochschule und erwarb sich bei der ersten Promotion den Magistertitel. Jedoch verließ er, wie sein Lehrer, Wittenberg bald wieder. Während jener sich dem Norden zuwandte, und erst später als mecklenburgischer Gesandter am kurfürstlichen Hof seinen Schüler wiedertraf, kehrte dieser nach Erfurt zurück und nahm hier nach Vollendung seiner Studien eine Stellung als Erzieher in einer angesehenen Familie an. Mit Vorliebe scheint sich der Student humanistischen Studien zugewendet zu haben. Er ist eng mit jenem jugendlichen Kreise befreundet, der die Verbreitung der classischen Wissenschaften auf seine Fahnen geschrieben hatte, namentlich besaß er in Conrad Mutianus Rufus einen väterlichen Freund und Gönner. Bereits 1502 hatte ihn Nicolaus Marschalk an den Patron der Poetenschaar empfohlen. Erst im December 1504 erwähnt Mutian in einem Briefe an den Straßburger Rechtslehrer Thomas Wolf einen Besuch des jungen Magisters. Aber bereits im folgenden Jahre trat der Jüngling in den Freundschaftsbund ein, der, wie es scheint, erst vor kurzem zwischen dem Hausverwalter des Klosters Georgenthal, Heinrich (Fastnacht) Urbanus und Mutian geschlossen worden war. Namentlich rühmt letzterer den Schützling in einem Tone, der selbst bei der Humanisten und besonders Mutian's mit dem Lobe nicht kargender Weise auf ein vertrautes Verhältniß und hohe Werthschätzung schließen läßt, als es sich darum handelte, dem Freunde zu einer gesicherten Lebensstellung zu verhelfen.

Bereits im Frühling des Jahres 1505 (Krause, Der Briefwechsel des Mutianus Rufus, S. 6 ff.) hatte Mutian im Hinblick auf die herrschende Verachtung der humanistischen Wissenschaften S. gerathen, sich der juristischen Laufbahn zuzuwenden oder Geistlicher zu werden. Als sich nun im Sommer die Aussicht auf eine Präceptorstelle im benachbarten Kloster Georgenthal eröffnete, da war der Gönner unermüdlich in Empfehlungen, „im Bitten, Flehen, Drängen". Er hebt seines Schülers Gewandtheit in der Handhabung der lateinischen Sprache hervor, die für jegliche Art der Studien überaus nöthig sei. Er rühmt ihn als deutschen Stilisten; habe dieser doch seine Bildung in der Stadt Nürnberg erhalten, deren Sprache „unter den deutschen Stämmen als die eleganteste gelte". Beide Sprachen beherrsche S. mit einer Sicherheit, daß er sich unter den Zeitgenossen auszeichne. Dazu schreibe er eine zierliche Handschrift; kurz in jeder Beziehung könne er es mit Wimpheling aufnehmen, nur im Alter nicht. Auch die Sittenreinheit, Charakterfestigkeit und Bescheidenheit wird hervorgehoben. Freilich mancherlei Schwierigkeiten waren zu überwinden. Namentlich scheint ein älterer Lehrer heftigen Widerstand entgegengesetzt zu haben, zu dessen Ueberwindung Mutian seinem Freunde Urban nähere Anweisungen gab. Endlich war die Wahl zu Spalatin's Gunsten entschieden und dieser dadurch in den Stand gesetzt, einen Ruf als Stadtschreiber nach Zwickau abzulehnen. Im Juli 1505 war die Angelegenheit geordnet; aber noch vergingen mehrere Monate, ehe der junge Lehrer sein Amt antrat. Mutian beglückwünschte die Novizen, denen es vergönnt sei, den Unterricht eines solchen Präceptors zu genießen. Mit prophe-

tischem Blicke schaute er in eine Zeit, wo Georgenthal wegen der Pflege der Wissenschaften unter die berühmtesten Klöster Deutschlands gezählt werden würde.

Mutian hatte gewünscht, den Schützling möglichst in der Nähe zu behalten, um mit ihm recht häufig verkehren zu können. So sehen wir denn beide häufig in trauter Gemeinschaft in der „Beata Tranquillitas“ zu Gotha, die mit ihrem Spruche: „Bonis cuncta pateant“ das gastliche Heim aller Jünger des Humanismus war. Als in Georgenthal die Pest ausbrach, lud Mutian seinen Günstling nach Gotha ein, um ihn außer Gefahr zu wissen. Ein andermal bedauert er, ihn nur so kurze Zeit bei sich behalten zu dürfen; er würde ihn nicht fortgelassen haben, wenn er nicht den Zorn des Abtes Duronius gefürchtet hätte. Natürlich verweilten die beiden viel in der im oberen Stockwerke gelegenen Bibliothek. Hier legte S. den Grund zu der Bücherkenntniß, die ihm später zu statten kommen sollte. Für die Zeit der Trennung verband die Freunde ein reger Briefwechsel, der um so häufiger wurde, als S. mit dem dritten Genossen im Bunde, Urban, „unter einem Dache“ wohnte, ja mit ihm auch gemeinsame Studien trieb. Letztere wandten sich der amtlichen Beschäftigung gemäß der Theologie zu. Die Kirchenväter spielten eine große Rolle. Mutian empfahl dem jungen Novizenlehrer, den Schülern die Regel des heiligen Benedict, „cucullati Pythagore“, zu erklären, was mit Genehmigung des Abtes auch geschah (Gillert I, 53). Auch zu selbständigen Arbeiten suchte er die Freunde anzuregen. Freilich scheint wenigstens Urban das Verständniß für schwierigere philosophische und theologische Fragen gefehlt zu haben, wie er selbst später S. gesteht (Gillert, Mutian II, 300. Kawerau in der Theol. Lit.-Zeitung 1891, Nr. 25, Sp. 625). Die humanistische Bücherliebhaberei bildete natürlich den Gegenstand eifriger Unterhaltung. Die Klosterbibliothek enthielt manches Gute, Mutian bat sich aus ihr Handschriften aus. Vorwiegend kamen die Büchersendungen aus Gotha. Wir sehen Mutian Freudenthränen wegen eines Büchergeschenkes vergießen.

Daneben finden wir die persönlichen Erlebnisse und Stimmungen, rührende Freundschaftsversicherungen und kräftige Verwünschungen der Gegner in den Briefen. Hatte doch auch S. als „Poet“ von solchen zu leiden. Da tröstet ihn Mutian und richtet ihn auf; er verweist den Schüler auf die Anerkennung, deren sich dieser erfreuen durfte. Vor kurzem hatte das Kloster Georgenthal das Patronat über die Pfarrei Hohenkirchen erlangt. Im Februar 1507 bittet Mutian seinen Freund Urban, „den Ulysses in der Kapuze“, S. diese Pfründe zu verschaffen und kurze Zeit darauf kann er ihn nicht nur wegen seines Briefstils, sondern wegen dieses neuen Beweises praktischer Freundschaft rühmen. S. ließ die Pfarrei durch einen Vicar verwalten, mit dessen Verhalten freilich die humanistischen Freunde nicht immer zufrieden waren.

Drei Jahre blieb S. in Georgenthal. Da wurde er kurz vor Michaelis 1508 an den kurfürstlichen Hof als Prinzenerzieher berufen, in eine Stellung, die ihn und seine Freunde mit hoher Befriedigung erfüllte. Hatten doch die Humanisten die Fürstenerziehung besonders im Auge, da sie ihnen persönliche Vortheile und ihrer Wissenschaft die Anerkennung der maßgebenden Kreise sicherte. So preist Crotus Rubianus Spalatin's seltenes Glück, „am Hofe weilen, die Hochachtung der fürstlichen Personen genießen, eine angesehene Stellung unter den Trägern des Purpurs haben zu dürfen“ und Mutian sagt ihm großes Glück voraus, wenn er den drei höfischen Gefahren, „dem Schmeichler, Neider und Verleumder“, entgehen könne. Man rühmt ihn als „praefectus thesauro ducali, haeredi et successori principalis fortunae“.

Als S., dessen Unersetzbarkeit Mutian mehrfach hervorhob, sich mit einer

Messe in der St. Gangolfscapelle, deren Pfründe er besaß, von dem stillen Georgenthal verabschiedet und den Unterricht bei dem Sohn des Kurprinzen, Herzog Johann Friedrich, und seinen sechs Mitschülern in Torgau übernommen hatte, stellten sich seiner Anerkennung verschiedene Hindernisse in den Weg. Lag doch in Spalatin's Persönlichkeit mancher Zug, der der höfischen Umgebung auffiel. Bereits bei Gelegenheit seines Vorschlages für Georgenthal hatte Mutian alle Mühe gehabt, das unscheinbare Aeußere zu entschuldigen. Später stellte sich, was dem Gönner bisher unbekannt geblieben war, der Makel unehelicher Geburt heraus, der durch ein päpstliches, lange Zeit mit ängstlicher Unruhe aus Rom erwartetes Diplom gut gemacht wurde. Dazu bestand eine Spannung zwischen S. und dem Gouverneur, der in höherem Alter stand, den Wissenschaften wenig günstig und für andere Anschauungen unzugänglich war. Vielleicht bestand auch schon damals am Hofe eine Partei, die mit Geringschätzung auf die „Schreiber" herabsah und den neuen Vertreter des „Lathins" wenig entgegenkommend behandelte. Außerdem hatte der neue Lehrer in seiner Begeisterung und Gewissenhaftigkeit sich und dem fürstlichen Schüler zu viel zugemuthet, sich dadurch eine Krankheit und die Verstimmung des Hofes zugezogen. In einem ausführlichen Schreiben tadelt infolge dessen der unermüdliche Mutian Spalatin's Methode, der den ganzen Tag unter den Knaben zubringe und keine Erholung gestatte. „Fürstensöhne müßten in ganz anderer Weise erzogen werden."

S. scheint dieser Kritik gegenüber nicht ohne Empfindlichkeit gewesen zu sein. Als er immer wieder jammerte, tadelte ihn Mutian, verspottet ihn auch in einem Gedichte und tröstete ihn damit, daß er am Hofe ja auch Gönner gefunden habe, ja von seinem Kurfürsten „wie ein Sohn" geliebt werde. Wie Friedrich „den Magister" schätzte, so stand dieser auch in späteren Jahren immer in freundlichen Beziehungen zu den einzelnen Hofbeamten. Von Degenhard Pfeffinger, der im übrigen als Vertreter mittelalterlicher Frömmigkeit erscheint, wurde er zuerst gelobt, Bernhard v. Hirschfeld nannte er seinen „besonder geliebten Freund", den Hofmarschall Hans v. Dolzig rühmte er bei Gelegenheit der Widmung einer Schrift („Seer trostliche christliche Sprüche") „als Gedenckzeichen empfangener Wohlthat", daß dieser ihm während der Regierung dreier Fürsten „viel ehrlichen, freundlichen und günstigen Willens erzeigt und noch", mit Johann v. Minckwitz führte er namentlich später in Bibliothekangelegenheiten einen eingehenden Briefwechsel, zu dem Kanzler Christian Bayer stand er freundschaftlich. Namentlich mußte er auch D. Gregor Brück bei Verfolgung der zielbewußten, vorsichtigen und überzeugungstreuen Politik mit seinem theologischen, juristischen und namentlich geschichtlichen Wissen, wie seiner vielverzweigten Personalkenntniß ein geschätzter Helfer werden. (Ueber andere Hofleute vgl. Wagner, S. 68.)

So durfte sich der „paedagogus" nicht nur bald in seinem Amte des Vertrauens erfreuen, sondern trat infolge seiner Vielseitigkeit sehr bald zu dem Fürsten in mannichfache persönliche Beziehung. Er wurde zu Uebersetzungen herangezogen, die der Kurfürst zum Theil immer bei sich führte. Er bekam von diesem bereits 1513 den Auftrag, sächsische Annalen zu schreiben, bezüglich deren freilich ein neidischer Hersfelder Schulmeister, Schallus, die Anregung für sich in Anspruch nahm (Krause, Mutians Briefwechsel, S. 363 ff., 426). Er ist auch als Geistlicher thätig, so bei Gelegenheit der Feier einer Hochzeit am Hofe. Wie er schließlich das überall brauchbare Factotum wurde, geht aus den zahlreichen Titeln hervor, die wir auf den Aufschriften der an ihn gerichteten Briefe finden. Neben den geistlichen Amtsgeschäften war er als Geheimsecretär, Geschichtschreiber, Bibliothekar und Archivar thätig. Einen Beweis für das

Vertrauen, das er genoß, dürfen wir u. a. auch darin erblicken, daß ihm die Ausarbeitung der Vorschläge für die Verleihung der kurfürstlichen „Primariae Preces“ übertragen wurde. Am 4. November 1521 hatte Karl V. dem Kurfürsten 12 Stellen bestätigt und ihm die Vergebung anheimgestellt. Ein im Dresdner Hauptstaatsarchiv erhaltenes Actenstück (Loc. 8917. Schrifften und Verzeichnus betr. die Primariae Preces) gestattet uns einen Einblick in die Entstehung der Vorschläge und in die überaus sorgsame und peinliche Art und Weise der Arbeitsweise ihres Verfassers. Immer von neuem besserte er an der Zusammenstellung der Namen. In immer neuer Fassung, in deutscher und lateinischer Sprache, auf Bogen großen und kleinen Formats werden sie abgeschrieben. Aus den an S. gerichteten Bittgesuchen geht hervor, daß man von ihm die Entscheidung über die Personen erwartete. Unter den Vorgeschlagenen finden sich Geistliche und Gelehrte, die zu dem kurfürstlichen Hofe Beziehungen hatten, natürlich auch Humanisten, wie Konrad Mutianus und Johannes Aesticampianus; auch Spalatin's Diener, Heinrich Eusfeld, wird nicht vergessen.

Vor allem war der Geheimsecretär der Vermittler zwischen Wittenberg und dem Hofe. Je verwickelter die Frage bezüglich der Behandlung der Luther'schen Angelegenheit war, um so schwerer mußte der Rath des kurfürstlichen Rathgebers wiegen, der als Theologe, Humanist und Jurist (vgl. über seine jurist. Studien z. B. Gillert, Mutian. I, 227) auf den verschiedenen wissenschaftlichen, in betracht kommenden Gebieten völlig zu Hause war und gleichzeitig über eine sehr gewandte Feder verfügte. Es würde über den dieser Skizze zugemessenen Raum weit hinausgehen, sollten die überaus verwickelten Verhandlungen hier Schritt für Schritt auch nur in großen Zügen behandelt werden. Verwiesen sei auf die neueren Darstellungen von Luther's Leben. Völlige Klarheit wird freilich erst eine auf gründlicher Benutzung des Briefwechsels und Actenmaterials aufgebaute Lebensbeschreibung des um das Verständniß und den Schutz der reformatorischen Bewegung hochverdienten Mannes schaffen. Mochte S. auf dem abgelegenen Jagdschlosse Lochau als Prediger und Rathgeber des Kurfürsten einen großen Einfluß besitzen, so kam hinzu, daß er den entscheidenden Reichstagen und Fürstenzusammenkünften der Zeit beiwohnte und mit den einflußreichsten Personen verkehrte. Zu Augsburg, wo er übrigens Melanchthon kennen lernte, war er jedenfalls bei den Verhandlungen mit Cardinal Cajetan betheiligt. Auf seinen Standpunkt können wir schon daraus schließen, daß er hier eine Luther'sche Schrift zum Druck beförderte. Bei der Unterredung Luther's mit Karl v. Miltitz zu Altenburg hatte er seine Hand im Spiele. In seinem Hause fand die scheinbar so erfolgreiche Verhandlung statt. Auch regte er hier seinen Freund zu einer erweiterten Fassung seiner Schrift über die Beichte an, die ja mit den hier zur Verhandlung stehenden Fragen im engsten Zusammenhange stand. Der Leipziger Disputation wohnte er nicht bei. Dagegen hatte er dem Altenburger Kanoniker, Veit Warbeck, Auftrag gegeben, möglichst schnell genauen Bericht zu erstatten. Als dieser säumig gewesen war, erinnerte er ihn an sein Versprechen, umsomehr da der Kurfürst mit großer Ungeduld die Nachrichten erwarte. (Ueber Aurifaber's angeblichen Bericht an S. vgl. Seelheim S. 35.)

Im J. 1519 begleitete S. seinen Kurfürsten zur Kaiserwahl nach Frankfurt, im folgenden zur Krönung nach Köln. Einen Bericht über die Reise erstattete er noch während derselben an Mutian, dessen Heimath Homberg in Hessen er besuchte. Mit freudigem Stolze erzählte er von der Verehrung, die seinem Kurfürsten überall bewiesen würde, wie von der Hochachtung, mit der man von Luther sprach. Ebenso finden wir ihn 1521 in der Umgebung Friedrich's des Weisen auf der Reise zu dem Wormser Reichstage, auf der er

ihm aus Luther's Schriften vorlas. In der Reichsstadt war er Augenzeuge des bewegten Treibens der Reichsritterschaft, deren Vertreter Ulrich v. Hutten er kennen lernte. Hier nahm er auch an den Verhandlungen theil, die Luther's wegen geführt wurden. Hier glaubte er auch (wohl durch Glapion) manches über die tieferen Gründe des Vorgehens Karl's V. gehört zu haben. Der angeblich von ihm herrührende Bericht stammt nach Geß (Johannes Cochläus der Gegner Luthers, S. 13) aus einer Relation v. Watzdorf's. Auch am Nürnberger Reichstage nahm S. theil. Der Kurfürst ließ es nicht an äußeren Gunstbezeigungen fehlen. So beschenkte er seinen Caplan alljährlich an seinem Geburtstage mit so viel rheinischen Goldgulden, als er Jahre erreicht hatte. Bezog dieser als „Edituus Sancti Gangolvi“ in Georgenthal noch eine gewisse Rente, so erhielt er, nachdem sich bereits 1509 eine Aussicht zerschlagen hatte, 1511 ein Kanonikat am St. Georgenstifte in Altenburg. Im J. 1523 kamen dazu die Einkünfte eines geistlichen Lehens zu Torgau zugleich mit einem Hause, dessen Besitz ihm bei der Visitation 1529 von Justus Jonas bestätigt wurde. Er veräußerte es 1533. In seinem Testamente bedachte ihn der Kurfürst mit einer Jahresrente von 160 Gulden, die Johann Friedrich mit einem Capital von 1600 Gulden ablöste.

Trotz dieser Anerkennung von seiten seines Kurfürsten fühlte sich S. von seiner Thätigkeit am Hofe nicht befriedigt. Namentlich klagte er, daß man an seiner Predigtweise vielerlei auszusetzen habe. Aber Luther, dem er sein sorgenvolles Herz ausgeschüttet hatte, beruhigte ihn, indem er ihn veranlaßte, wenigstens während der Lebensdauer des Fürsten in seiner Umgebung zu bleiben und die Sache des Evangeliums zu vertreten. Und daß er daraufhin nicht nur gezwungen blieb, sondern sich der ihm gestellten Aufgabe völlig bewußt war, geht aus dem wichtigen Antrage bezüglich der Gestaltung des kirchlichen Wesens hervor, den er dem Kurfürsten am 1. Mai 1525 überreichte.

Eine Entscheidung darüber konnte dieser nicht mehr treffen. Am 4. Mai Abends hatte sich sein schon seit längerer Zeit bedenklicher Zustand so verschlimmert, daß die Umgebung das Ende des geliebten Fürsten herannahen sah. S. bereitete den Kranken auf den Tod vor und stellte ihm eine Reihe von Sprüchen zusammen, die Friedrich zunächst noch selbst zu lesen versuchte, war auch am Nachmittage des 5. Mai bei dem Tode des fürstlichen Gönners zugegen. Mit Wehmuth gedachte er später am Sterbetage des Kurfürsten. Sein Briefwechsel bezeugt, wie er Freunden gegenüber sich gern über den edlen Charakter des verblichenen Gönners aussprach. Verwiesen sei u. a. auf den Brief an Justus Jonas (Kawerau, Jonas II, 95).

Jetzt sollte auch Spalatin's lang gehegter Wunsch in Erfüllung gehen, den Hof zu verlassen, indem ihm auf Luther's, Melanchthon's, Jonas' und Agricola's Vorschlag das angesehene Pfarramt zu Altenburg übertragen wurde. Nachdem sein Vorgänger, Wenzel Link, dem er drei Jahre früher zur Annahme der Stelle zugeredet hatte (Verpoorten, Sacra analecta, p. 59), am 6. August 1525 „abgesegnet“ hatte, um in seine Vaterstadt Nürnberg zurückzukehren, traf S. am 25. August hier ein, vom Rathe mit der üblichen Spende an Bier und Wein begrüßt, und hielt am folgenden Tage, dem 9. Sonntage nach Trinitatis, seine Antrittspredigt. Eine vielseitige Aufgabe, deren Schwierigkeit er sich wohl bewußt war, wartete seiner. Galt es doch die Aufregung zu stillen, die infolge der Bauernunruhen auch das altenburger Ländchen ergriffen und bis in die Hauptstadt ihre Wellen geworfen hatte. Adel und Kirche waren schwer betroffen. Im Westkreise war durch Karlstadt's Wirksamkeit in Orlamünde die Gährung schon seit längerer Zeit mehr und mehr gewachsen und Luther selbst hatte sich vergeblich bemüht durch persönliches Eingreifen die Aufregung zu beschwichtigen.

Im Ostkreise aber, in dem die Hauptstadt lag, waren drei förmliche Kriegslager errichtet worden, das stärkste zwischen Prisselberg und Mockzig, ein zweites bei Borna, ein drittes bei Frohburg. Auf dem Markttage zu Altenburg verbreitete man die Klagschrift, die auf einer stürmischen Versammlung zu Altenmörbitz beschlossen und schnell in die Dörfer verschickt worden war. Bald kam es zu Thätlichkeiten, die sich namentlich gegen den kirchlichen Besitz richteten. Im Kloster Schmölln wurden außer der baufälligen Kirche mehrere Wohngebäude zerstört, auf dem Lande mehrere Pfarrhäuser geplündert, in der Stadt Altenburg selbst die Wohnungen der Domherren des Georgenstifts und das Bergerkloster bedroht. Anfang Juli hielt Kurfürst Johann in seiner Residenz über die Aufständischen Gericht, wobei vier Rädelsführer enthauptet, vierzig Aufrührer des Landes verwiesen, die Uebrigen mit der Verwarnung, fernerhin nicht mehr die Waffen zu führen, entlassen wurden.

Die Thätigkeit des neuen Pfarrers wandte sich zunächst der Ausgestaltung der Gottesdienste im evangelischen Sinne zu. Bereits früher, am 11. Februar 1525, hatte S. als Kanonikus des reichen Georgenstifts auf dem Altenburger Schlosse die demselben angehörenden Domherren aufgefordert, den bisherigen Gottesdienst mit seinen Messen, Vigilien u. s. w. fallen zu lassen und dafür die christliche Messe nach Christi Einsetzung einzuführen. Sein Antrag war ebenso wie ein Gesuch des Rathes erfolglos geblieben. Dagegen wurde er, wie zwei seiner Amtsgenossen, vom Kurfürsten um seinen Rath angegangen, als sich die Domherren an diesen mit einer Beschwerde gewandt hatten. Die endgültige Entscheidung wurde später in der Kirchenvisitation getroffen. Je mehr Schwierigkeiten sich hier Spalatin's Thätigkeit entgegenstellten, um so aufmerksamer verfolgte er die Wittenberger gottesdienstlichen Reformen, über die ihm Justus Jonas Bericht erstattete (Kawerau, J. Jonas' Briefwechsel, S. 94 f. Vgl. auch den Wittenberger Druck: Weller, Rep. typ. I. Suppl. 45a Nr. 371). Eine andere Veranlassung persönlicher Art führte zu scharfen Auseinandersetzungen mit dem Stifte. Am 19. November 1525 hatte sich S. mit Katharina Heidenreich oder Streubel, der einzigen Tochter eines Choralisten an der Kirche des St. Georgenstifts verheirathet. Zum Hochzeitsschmause hatte er nur drei Tafeln Gäste geladen, „weil ihm als einem armen Diener des Gottesworts gebühren wolle, dem Schlampam Abbruch zu thun". Die Kanoniker erklärten jetzt ihrem Mitdomherrn, er habe sich des Bruches des Cölibatsgelübdes schuldig gemacht und bedrohten ihn mit dem Verluste seiner Stiftspfründe, wenn er seine Ehe nicht wieder löse. Infolge kurfürstlicher Vermittlung blieb die Drohung erfolglos. Seine Ehe war ihm eine Quelle schönster Freude, namentlich rühmt er seine Frau, daß sie wie für ihn geschaffen sei. Sein Haus wurde die Stätte einer ausgebreiteten Gastfreundschaft. Luther, Melanchthon und andere Freunde weilten gern „beim alten Pylades". Sein Bedenken, daß er durch seine Ehe mit seinen Freunden, wie z. B. Pirkheimer, zerfallen könnte, erwies sich als gegenstandslos. Wenn der Kurfürst sich nach dem Befinden seiner Frau erkundigt hat, verzeichnet er diese Auszeichnung in seinem Tagebuche. Freilich war S. nur zu oft durch seine Reisen der Familie auf längere Zeit entzogen. Kein Wunder, wenn die Frau ihn nur ungern ziehen ließ und ihm das Versprechen abnahm, möglichst bald zurückzukehren. War ihm auch ein Pfarramt übertragen, so stand er doch zu dem kurfürstlichen Hofe nach wie vor in enger Beziehung. Hatte man ihn doch gerade für Altenburg, eine der vier kurfürstlichen, mit einem alten, geräumigen, schön gelegenen Schlosse ausgestatteten Residenzen ausersehen, weil sich so der Verkehr der Räthe und des Fürsten selbst mit dem auf kirchlichem, rechtlichen, humanistischen und geschichtlichen Gebiete gleich bewan-

derten Vertrauten Friedrich's des Weisen, dessen Anschauungen auch fortan maßgebend bleiben sollten, leicht aufrecht erhalten ließ.

Bereits im Jahre 1526 machte das Vertrauen des Kurfürsten S. zum Augenzeugen des Reichstages zu Speyer, über den er mit Genugthuung urtheilt: „Dafür hält mans, daß niemals vorher auf irgend einem Reichstage mit der Geistlichkeit, sammt Papst und Bischöfen, so frei, so unerschrocken und so keck disputirt und wider dieselben geredet worden ist." Und von seinem Kurfürsten berichtet er stolz, er habe den Evangelischen „wahrlich überschwenklich gutlich gethan" (vgl. zu Friedensburg, Speyer S. 307 die Bemerkung von Ney in Brieger's Zeitschrift für Kirchengeschichte IX, 595). Am 20. Juli zog er im kurfürstlichen Gefolge als fürstlicher Hofprediger neben Johann Agricola ein und die Predigten beider erfreuten sich eines starken Zulaufs auch aus der Umgebung. War man auch unzufrieden damit, daß der Wunsch, eine eigene Kirche eingeräumt zu erhalten, nicht in Erfüllung ging, so hatte doch „der evangelische Kultus zum ersten Male seinen Sitz auf einem deutschen Reichstage aufgeschlagen". Hier machte S. wieder eine Reihe von Bekanntschaften. Der vertriebene König Christian von Dänemark ließ ihn zu sich rufen; Hermann von dem Busche stellte ihm seine Epigramme gegen Faber zu. Bugenhagen sandte ihm seine Protestschrift gegen die Butzer'sche Uebersetzung seines 110. Psalms. Als Bücherfreund wird er an der starken Nachfrage nach Luther's Schrift „Von der Zerstörung Jerusalems" seine Freude gehabt haben. S. wurde hier auch zur Vorbereitung des Entwurfs des fürstlichen Ausschusses herangezogen, wie er gerade hier als Vertrauter seines Kurfürsten eine große Rolle spielte. Namentlich war von Einfluß auf die Haltung Johann's das eingehende Gutachten über die Instruction an den Kaiser, das in scharfer Weise den evangelischen Standpunkt vertrat und für die Kenntniß der Spalatin'schen Anschauungen von Wichtigkeit ist. Die ersten Ausstellungen betreffen Aeußerlichkeiten, so, daß dem Papste der Titel Heiligkeit beigelegt, der Kaiser als Haupt der Christenheit bezeichnet wird, das nur Jesus Christus sei; auch die Bezeichnung der römischen Kirche als „heiligen christlichen Kirche" fand er anstößig. Dann aber spricht er sich sehr deutlich über eine Reihe sachlicher Punkte aus. Er findet den Hinweis auf erneuten Aufruhr auch seitens der Obrigkeiten bedenklich, wünscht daher kräftig hervorgehoben zu wissen, daß „fast alle aufrur zwispald und beschwerung von wegen der cerimonien hergewachsen und sich nimmermer zu verhoffen einig bestendig frid und einickeit aufzurichten, wo man nicht vom ersten artickel als von dem brunnen und quell aller beschwerung und aufrur nach aller notturft handelt und versehung thut, davon der gemeine man mit schlechten bloßen geboten, sonst zu nichts zu vermugen". Dazu scheint ihm die beantragte zeitweilige Aufhebung des Wormser Edicts nicht genügend. Er verlangt die völlige Beseitigung, und bezeichnet es als unchristlich, mit der heiligen Schrift und den Kirchenvätern nicht vereinbar. Mit Berufung auf Jesaja, Augustin und die arianischen Streitigkeiten führt er aus, „das auch kai. Mat. nicht sollen noch mugen richten in sachen gottes wort und den heiligen christlichen Glauben belangend . . . denn got wil das wort allein richten, darumb er seinen einigen son hat sterben lassen." Diese Ausführungen scheinen auf den Kurfürsten einen großen Eindruck gemacht zu haben; er bat sich in der Kurfürstensitzung vom 14. August eine zweitägige Bedenkzeit aus. Stimmte doch S. in wichtigen Punkten mit einem früheren sächsischen Instructionsentwurfe überein. Schließlich siegte aber die Anschauung eines anderen Gutachtens (vielleicht von Brück), welches mit Rücksicht auf die vorliegenden Verhältnisse das, „was augenblicklich erreichbar" war, zum Maßstabe nahm.

Als jetzt die kursächsische Regierung die Einrichtung der Landeskirche that-

kräftig in die Hand nahm, fiel S. eine Verwaltungsthätigkeit größter Bedeutung bei den Kirchenvisitationen zu. Konnte doch zu diesem in Anbetracht der Zeitumstände, der persönlichen Fragen, der Sonderrechte z. B. des Adels und der vielseitigen Aufgaben überaus schwierigen Geschäfte Niemand geeigneter erscheinen als er, der zur Entscheidung kirchlicher Fragen theologische Schulung und genaue Bibelkenntniß, dazu für die verwickelten und mannichfaltigen rechtlichen und wirtschaftlichen Erörterungen praktische Geschäftsgewandtheit und Erfahrung in der Verwaltung besaß. Wie aus den z. B. in Weimar erhaltenen Entwürfen hervorgeht, hat er besonders häufig die Protokolle geführt. Daneben hatte er bei den Verhandlungen eine gewichtige Stimme. Hervorgehoben sei, daß er ein Herz für den geistlichen Stand hatte und für dessen sociale Hebung und finanzielle Dotirung mit großem Eifer eintrat. Dies war besonders wichtig, weil die Stürme des Bauernkrieges für die Pfarreien große Schäden im Gefolge gehabt und die Auffassung über die Verpflichtung zur Bezahlung der überlieferten Leistungen verwirrt hatten. Infolge seiner langjährigen Beziehungen zum Hofe konnte er für bedrängte Personen manches gute Wort einlegen. Dazu verschaffte ihm die Bekanntschaft mit den fürstlichen Personen und den leitenden Staatsmännern die Möglichkeit, seinen Auffassungen und Grundsätzen allgemeine Geltung in der Gesetzgebung zu verschaffen. So erscheint er nicht nur bei den Visitationen, denen er selbst beiwohnte, als wichtigste Person, sondern hat auch auf die Praxis der nebenhergehenden und folgenden einen maßgebenden Einfluß erlangt.

Die erste, der er beiwohnte, war die zu Borna im Januar 1526. Schon hier lenkte er die Aufmerksamkeit der kurfürstlichen Regierung auf die Armuth der Geistlichen. In einem Berichte führte er aus, wie den Pfarrern das Einkommen verweigert werde. Er machte hier mit praktischem Blicke auf einen wunden Punkt aufmerksam, der späterhin immer wieder Gegenstand der Klage und Verhandlung wurde. Um nun ein einheitliches Verfahren und übereinstimmende Entscheidungen herbeizuführen, wurde S. mit der Durchsicht der Acten auch anderer Visitationen, z. B. der thüringer, behufs Berichterstattung an den Kurfürsten beauftragt. Außerdem sollte er, da sich eine Reihe von Uebelständen herausgestellt hatte, die Visitationsordnung einer Umarbeitung unterziehen.

In einer Reihe von „Artikeln, so durch die Rete zur Visitation verordenth und andere unterteniglich bedacht", faßte S. zunächst die rechtlichen und finanziellen Einwendungen zusammen, die gegen die Maßregeln der Commissare von Seiten des Adels erhoben und nun der kurfürstlichen Entscheidung anheimgestellt wurden. Es handelte sich namentlich um die Klagen des Adels gegen Pfarrauflagen, um Beschwerden wegen Beschränkung des Patronatsrechts, weiter um Sicherung gegen Hinterziehung von Stiftungen, um den Schutz der Geistlichen gegen willkürliches Verstoßen von ihren Pfründen. Weitere Punkte hatten die Feststellung und Erhöhung des Pfarreinkommens im Auge. So sollten die Stiftungen auf kurfürstlichen Schlössern zur Besserung der dürftigen Pfarrstellen verwendet, Mittel zur Unterstützung der Geistlichen ausfindig gemacht, die Versorgung alter Priester und junger den erhöhten Anforderungen nicht genügender Geistlichen ins Auge gefaßt werden. Wir sehen bereits hier eine lange Reihe schwerwiegender Fragen berührt, die nun Jahrzehnte lang die kirchenpolitische Thätigkeit der sächsischen Regierung in Anspruch nehmen sollten. Auch gottesdienstliche Fragen sind in dem Entwurfe berührt. Bezeichnend für Spalatin's Charakter ist die Schlußbemerkung, daß das Begonnene nun auch zur Ausführung gebracht werden müsse; sonst wäre es besser gewesen, die Visitation hätte nie begonnen.

Jetzt sollte S. in seinem eigenen Sprengel die Visitation durchführen helfen. Bereits am 12. September 1527 befahl der Kurfürst deren Beginn im alten=

burgischen Gebiete, für die an Schurf's Stelle der Pfarrer des Hauptortes den Commissaren zugesellt wurde. Leider ist uns über diesen ersten Versuch kein einziges Protokoll erhalten. Wahrscheinlich ist man über die Stadt nicht hinausgekommen. Wurde doch S. bereits für den 26. September nach Torgau zu Verhandlungen befohlen, welche den Abschluß der Visitationsordnung zum Gegenstande hatten. Schließlich schrieb er den Entwurf behufs Uebersendung an Luther ab.

Auf Grund der neuen Instructionen begannen nun die bedeutungsvollen Visitationen von 1528 und 1529, die auch S. in hohem Grade in Anspruch nahmen, zunächst in den ihm unterstellten Gemeinden. Am 29. November 1528 trafen die Visitatoren in Altenburg ein; am 1. December begannen die Verhandlungen mit den geistlichen Orden. Es zeigte sich eine starke Anhänglichkeit an die alte Kirche, deren Hauptvertreter die Stifter und die adligen Familien waren. Hatte man für die Stadt ursprünglich zwei Parochien in Aussicht genommen, so vereinigte man sie schließlich mit Rücksicht auf die vom Rathe bezüglich des Geldpunktes erhobenen Einwendungen zu einer. Als Pfarrer wurde S. am Dienstag nach Bartholomäi bestätigt, auch sein Einkommen festgesetzt. Hierauf folgte die Visitation des Ost- und Westkreises. Alsdann wandten sich die Commissare nach Meißen und dem Voigtlande, wo die Zustände sehr eingehende Verhandlungen nöthig machten. Den Umfang der Arbeit kann man daraus erschließen, daß über 87 Pfarreien mit 96 Geistlichen, 109 Kirchen und 238 Ortschaften verhandelt werden mußte. Und gerade diese Protokolle zeigen, wie man bis ins einzelste ging und genaue Beobachtungen anstellte (z. B. in Zwickau, vgl. G. Müller, P. Lindenau S. 32—35). Auch hier betonte S. wieder, daß eine rückläufige Bewegung verhütet werden müsse, wenn nicht öffentlicher Spott und Vernichtung der neuen Lehre folgen solle. Er wußte sich in dieser Beziehung mit seinem Kurfürsten im Einverständniß. Immerhin verging noch längere Zeit, ehe die Visitation fortgesetzt wurde. War doch die kurfürstliche Regierung gerade in dieser Zeit durch anderweitige politische Verhandlungen stark in Anspruch genommen. Daß man aber die Angelegenheit scharf im Auge behielt, geht aus dem letzten Ausschreiben Kurfürst Johann's vom 12. August 1532 hervor. Als aber Spalatin's Schüler, Johann Friedrich, die Regierung übernahm und der Landesausschuß im Herbste 1532 für die Ausarbeitung einer neuen Visitationsordnung eintrat, wurde neben Brück und Beyer auch S. herangezogen. Letzterer stellte 21 Punkte auf, von denen die meisten in die Instruction aufgenommen wurden. Unberücksichtigt blieb von seinen Vorschlägen die wöchentliche Erklärung des Katechismus, die Befreiung der Geistlichen von Steuern, die Abschaffung des Spoliengeldes auf den Pfarreien des Adels, der Druck eines Verzeichnisses über erlaubte Heirathen unter Blutsverwandten und die sorgfältigere Ausführung der Visitationsbeschlüsse.

Wenn die folgende, über mehrere Jahre ausgedehnte Visitation für die praktische Ausgestaltung der sächsischen Landeskirche besonders wichtig wurde, so verdankte sie dies nicht zum geringsten dem Einflusse und den Anweisungen Spalatin's. Er nahm selbst an den Verhandlungen theil. Ursprünglich für das Voigtland und den Saalgrund bestimmt, wurde er von letzterem entbunden und dafür auch in das Meißner Land entsandt, nachdem persönliche Verhältnisse und die Rücksicht auf den Landtagsausschuß einige Aenderungen nöthig gemacht hatten. In den einzelnen Rathsarchiven befinden sich genaue Visitationsrecesse, die uns einen genauen Einblick in die Beschlüsse gestatten. Sie ergänzen die in den zusammenhängenden Visitationsprotokollen befindlichen allgemeinen Nachrichten. Auch in dem Reußschen Ländchen hatte S. jetzt (1533) zu visitiren, wozu ihm und seinen Genossen das Recht früher verweigert worden war. Am 3. September

begann er in Gera sein Werk, das schließlich viel glücklicher von statten ging, als man hatte erwarten dürfen. Am Ende des Monats September fand die Visitation in Ronneburg, Ende November zu Remse statt, schließlich folgte im Anfange des Jahres 1534 eine zweite in dem Reußschen Gebiete.

Ungleich wichtiger wurden die Visitationen, die mit dem allmählichen Uebergange des albertinischen Sachsens zu den Grundsätzen der Reformation nöthig wurden. Auch hier war S. der Vertrauensmann, der mit Rath und That zu Hülfe kam. 1537 wurde er nach Freiberg berufen. Diese Visitation ist insofern wichtig, als für sie eine neue Instruction ausgearbeitet wurde, die bei Herzog Heinrich's Uebersiedelung nach Dresden auch in dessen neuem, größerem Gebiete maßgebend wurde. Hier nahm S. an der Visitation im Jahre 1539 infolge kurfürstlichen Befehls vom 20. Juni Theil. Er verfaßte selbst das Ausschreiben zu der von Brück's Gutachten begleiteten Instruction, das unter dem 21. Juli durch Herzog Heinrich veröffentlicht wurde. Die Visitation, die als eine „eylende“ bezeichnet wurde, ging von Dresden elbaufwärts nach Pirna, von da über Freiberg nach dem Erzgebirge, nach Leipzig und Großenhain. Am 26. August langten die Commissare wieder in Dresden an, am 1. September meldeten sie die Entlassung mit einem Gnadengeschenke. Auch die Kirchenordnung, deren Vorrede vom 19. September 1539 datirt ist, wurde von S. unterschrieben. (Ueber die folgende Visitation und Verstimmung vgl. Kawerau, Jonas XLII.) Auch bei der einige Jahre später gehaltenen Visitation zu Wurzen finden wir S. betheiligt. Ebenso war er bei den unterdessen gepflogenen kirchlichen und diplomatischen Verhandlungen im Auftrage Kursachsens zugegen gewesen. So entfaltete S. auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 eine weitverzweigte Thätigkeit. Auf Befehl des Kurfürsten befand er sich neben Luther, Melanchthon und Jonas in dessen Gefolge, während Agricola den Grafen Albrecht von Mansfeld begleitete. Nach der Koburg, wo man längere Zeit blieb, hatte Helius Eobanus Hessus auch an S. einen Gruß gesandt. (Ueber die Daten der Reise vgl. Brieger, die Torgauer Artikel S. 271.) Als Hofprediger war S. in Augsburg nicht in Anspruch genommen, da der Kaiser das Predigen, auch in den Wohnungen, verbot. Dagegen war er bei den Verhandlungen über das Bekenntniß und die Apologie betheiligt, wie die von ihm gefertigten Abschriften beweisen. Ein Actenstück des Dresdener Hauptstaatsarchivs (Loc. 10182 Augsb. Handlung) enthält von seiner Hand geschrieben die Confession (Bl. 60—88), die apologia Confessionis durch den Herrn Philippum an ettlichen ortten corrigirt (Bl. 146—185), Responsio ad certa postulata quarta post divisionis Apostolorum exhibita (Bl. 198—265) u. a. m. Andere Abschriften verzeichnet die gedruckte Litteratur.

Zu den Verhandlungen des Ausschusses war S. ebenfalls herangezogen worden. Bei der Wahl mochte bestimmend gewesen sein, daß er nicht nur die Rechte eines Notars besaß, sondern auch wegen seiner Vertrautheit mit den theologischen Fragen und der vielseitigen praktischen Gewandtheit als besonders geeignet erscheinen mußte. Schließlich wurde er bei Seite geschoben. Er erzählt selbst: „Also bin ich davon gangen in Gottes Namen. Gott gebe, daß sonst in der Handlung etwas fruchtbares ausgerichtet werde. Amen.“ In einem längeren Bedenken vom 14. September führte er aus, wie längere Verhandlungen keinen Erfolg haben würden. Da er als Augenzeuge in die einzelnen Stadien gründlich eingeweiht war, haben seine Berichte über den Reichstag große Wichtigkeit. Eine Reihe von Bekanntschaften hat S. hier gemacht. Urban Rhegius und Andreas Osiander freuten sich mit ihm verkehren zu dürfen. Vergeblich lud er Helius Eobanus Hessus ein, nach Augsburg zu kommen. Der „arme Wandervogel“ wollte nicht vor dem Kaiser singen. Mit Luther stand S. auch hier im

Briefwechsel, so erhielt er von ihm den Rathschlag de privata missa (Brieger, die Torgauer Artikel S. 283 f.). Am 23. September brach der Kurfürst von Augsburg auf, am 4. October langte man auf der Koburg, am 8. in Altenburg an. Luther verweilte in dem gastlichen Hause seines Freundes und schrieb hier die bekannten Verse.

Im December 1530 begab sich S. mit dem Herzog Johann Friedrich zur Wahl König Ferdinand's nach Köln. Der Kurprinz nahm nur an den Vorverhandlungen Theil und reiste noch vor der auf den 5. Januar anberaumten Wahl zu seinem Schwiegervater, dem Herzog von Jülich, Cleve und Berg. Auf dem Rückwege besuchte er den Convent zu Schmalkalden, wo S. in Gemeinschaft mit anderen Theologen ein Bedenken (vom 31. Januar 1531) über die Frage abfaßte, ob die protestantischen Stände, wenn sie mit bewaffneter Hand angegriffen würden, Gewalt mit Gewalt vertreiben dürften (Kawerau, J. Jonas 1, 179. Burkhardt, Luthers Briefwechsel. 188 f. De Wette-Seidemann, Luthers Briefwechsel 6, 225).

Im Frühlinge des Jahres 1532 besuchte S. im Gefolge des Kurprinzen den Fürstentag zu Schweinfurt, wo die vom Kaiser bevollmächtigten Vermittler eine Einigung mit den Schmalkaldener Verbündeten versuchten. Hier hatte S. als Prediger großen Erfolg. Am ersten Osterfeiertage z. B. war der von ihm geleitete Gottesdienst so überfüllt, daß er am zweiten unter freiem Himmel gehalten werden mußte. Auch an den Nürnberger Verhandlungen, die mit dem Abschlusse des Religionsfriedens für Sachsen und seine Mitverwandten endeten, nahm S. Theil. Hatte dieser zu Johann Friedrich schon längere Zeit in Beziehung gestanden, so genoß er dessen besonderes Vertrauen, als nach Kurfürst Johann's Tode (am 16. August 1532) der Kurprinz die Regierung übernahm. Zu allen wichtigen Verhandlungen wurde er herangezogen. Er wurde 1533 nach Weimar berufen, als im Juni der päpstliche Nuntius, Ugo Rangom von Rezzio und der kaiserliche Gesandte, Lambert de Briarde, auf ihrem Zuge durch Deutschland auch mit dem Haupte des Schmalkaldischen Bundes des Concils wegen unterhandelten. Ebenso nahm er zu Kaden, einem kleinen böhmischen Städtchen, in der Nähe von Annaberg, an den namentlich Württemberg betreffenden Besprechungen Theil, die zu dem bekannten Frieden führten. Bei Gelegenheit eines Besuches zu Cleve wurde er bei der Durchführung der Reformation zu Rathe gezogen (vgl. über den Charakter der Reformation in Jülich Maurenbrecher, Gesch. d. kath. Ref. 354 ff., die Litteratur S. 415). 1535 begleitete er mit Agricola den Kurfürsten nach Wien zur Belehnung, für die er mehrfach schriftstellerisch thätig gewesen war. Er hat die Reise selbst beschrieben (anhangsweise gedruckt bei Chr. G. Buder, Nachricht von der Belehnung Churfürst Johann Friedrichs. Jena 1755. Kawerau, Agricola. XII. 103). In Prag verhandelte S. noch mit Vergerius, als dieser nach der Begegnung mit Luther in Wittenberg nach Prag gekommen war, um den Kurfürsten für das Concil zu gewinnen. Ebenso wohnte er im December der Bundesversammlung zu Schmalkalden bei.

Im Jahre 1536 war S. behufs Erledigung von Universitätsangelegenheiten in Wittenberg, als hier die Verhandlungen zum Zwecke der Einigung mit den Oberdeutschen stattfanden. Er hat zwar an den eigentlichen Besprechungen nicht Theil genommen, doch unterschrieb er in der Frühe des 29. Mai mit anderen die Konkordie, die nach manchen Besorgnissen und Befürchtungen, wie Auseinandersetzungen schließlich zu Stande gekommen war. Kurz darauf, im Anfang Juni, finden wir ihn in Naumburg a. S., von wo aus durch Vermittlung Landgraf Philipp's von Hessen eine Versöhnung mit Herzog Georg versucht wurde, der dicht dabei in Weißenfels sein Hoflager hielt (Kawerau, Jonas I, 237). Am Schlusse des Jahres nahm er an einer Zusammenkunft in Luther's Hause Theil.

(Kawerau, Briefe zum antinomistischen Streit in Brieger's Zeitschrift für Kirchengeschichte, IV (1880.) Die Berathung betraf die Feststellung der Grundlage für die Schmalkaldischen Artikel. S. beantragte hier die Hinzufügung von drei Sätzen, die aber Luther's Billigung nicht fanden. Er überbrachte dies Schriftstück dem Kurfürsten. Ueber Altenburg ging die Reise nach Schmalkalden, wo man am 7. Februar 1537 anlangte. S. gehörte dann zu denen, die Luther in Folge seiner Krankheit vor Abschluß der Verhandlungen nach Wittenberg geleiteten. Mit Bugenhagen und Myconius sandte er über Luther's Befinden Berichte an den Kurfürsten (O. Vogt, Bugenhagen's Briefwechsel. S. 144).

1538 wurde S. zu den Verhandlungen mit Cardinal Albrecht, Erzbischof von Mainz, über das Burggrafthum Magdeburg herangezogen, für die er bereits 1535 die geschichtlichen Unterlagen gesammelt hatte. Nachdem ihn dann noch Visitationen (s. o.) in Anspruch genommen hatten, wohnte er 1541 der Ordination des auf das Betreiben des Kurfürsten zum Bischof gewählten Nicolaus von Amsdorf in Naumburg bei. An den Regensburger Verhandlungen war er wenigstens schriftlich betheiligt, wie sich aus einem Actenstücke des Dresdener Hauptstaatsarchivs ergibt. Seine genaue Kenntniß der Vorgänge sehen wir u. a. aus seinem Berichte an den Herzog Albrecht von Preußen.

Eine besondere Aufgabe war für S. die Sorge für die Universität Wittenberg. Bei der Besetzung der Professorenstellen wurde er zu Rathe gezogen. Näher sind wir darüber unterrichtet bei Melanchthon's Berufung im Jahre 1518. Zwei Jahre früher hatte sich Petrus Mosellanus, der, ohne eine feste Stelle zu haben, damals in Leipzig lehrte und mit Mutian im Briefwechsel stand, an S. mit einer Anfrage über etwaige Aussicht, nach Wittenberg zu kommen, gewandt. Dieser konnte ihm zwar keine große Hoffnung machen, bezeichnete jedoch die Sache nicht als aussichtslos (Gillert, Mutians Briefwechsel II, 223). Wohl im Zusammenhange mit diesem Briefwechsel empfahl S. im Jahre 1518 Mosellan dem Kurfürsten als „fromm, still, züchtig und so gelehrt und verständig in der lateinischen und griechischen Sprache, daß er sehr wohl aus der griechischen Sprache in die lateinische transferirt, welches der Universität zu großem Nutzen und Gedeihen gereichen würde“, während er bezüglich Melanchthon's, den Reuchlin empfohlen hatte, Bedenken äußerte. Da aber letzterer seinen Neffen auf des Kurfürsten und Spalatin's Anfrage hin genannt hatte, so überließ dieser die Wahl der kurfürstlichen Entscheidung, die zu Gunsten Melanchthon's ausfiel, namentlich um Reuchlin nicht zu verletzen. Einige Jahre später suchte S. auch seinen Lehrer Mutian für die Universität Wittenberg zu gewinnen. Dieser sollte die juristische Professur Henning Göde's übernehmen. In einem uns erhaltenen Briefe versichert S. seinem Gönner, welche Freude dessen Eintritt in sächsische Dienste dem Kurfürsten wie dem Schreiber selbst bereiten würde. (Gillert, Mutian's Briefwechsel II, 272, 276.) Und über den Aerger der Erfurter, daß Wittenberg mit erfolgreichem Wetteifer die besten Kräfte an sich ziehe, berichtet Eobanus Hessus in einem kürzlich gedruckten Schreiben (Gillert II, 372).

Weiter sehen wir S. unermüdlich thätig im Interesse armer Studenten. Zahlreiche Briefe behandeln diesen Gegenstand. Als Johann Rotstock, der ein kurfürstliches Stipendium auf drei Jahre erhalten hat, die fällige Rate nicht ausbezahlt erhält, verwendet sich bei S. Luther und Justus Jonas und letzterer erklärt ausdrücklich: tua diligentia (sat scio) nisi re perfecta non conquiescet. Der Sorge für die „armen fremden Studenten“ entspringen auch die regelmäßigen Unterstützungen, um deren Aussetzung er sich bei dem Vorstande der kurfürstlichen Rentkammer, Hans von Dolzig, bemüht (Grohmann, Annalen I, 94). Namentlich war S. betheiligt an der Organisation der Universität Wittenberg, die

Jahrzehnte lang die beteiligten Kreise, vor allen Luther und Melanchthon, in Anspruch nahm und die Aufgabe hatte, die nach mittelalterlichem Muster errichtete Hochschule im humanistischen Sinne umzugestalten. Der Briefwechsel zeigt, wie eingehend S. bei den einzelnen Maßregeln zu Rathe gezogen wurde. Der Reformplan Melanchthon's vom Jahre 1520 wurde von ihm unterstützt, ebenso der vom folgenden Jahre. Als aber trotz dieser Bemühungen die Universität mit immer neuen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, war S. im letzten Regierungsjahre Friedrich's des Weisen mit den Besserungsvorschlägen eifrig in Anspruch genommen. In Fluß kam die Angelegenheit beim Regierungsantritt Kurfürst Johann's. Wie sehr sie Luther am Herzen lag, sehen wir aus dessen ungestümem Drängen, das eine Verstimmung des Kurfürsten zur Folge gehabt zu haben scheint. S. hatte einen Entwurf gemacht, den Luther seinen Vorschlägen zu Grunde legte. Angelegentlichst bat dieser den Kurfürsten um Beschleunigung der Entscheidung und ersuchte den Kurprinzen, sein Gesuch bei seinem Vater zu unterstützen. Es ging dahin, die Zahl der Professoren zu vermehren und die Besoldungen zu erhöhen. Als aber trotz mehrfacher Zusagen, vielleicht weil die ganze Aufmerksamkeit des Hofes auf die Bekämpfung der Bauernaufstände gerichtet war, nichts geschah, und die Verhältnisse der jungen Hochschule sich immer ungünstiger gestalteten, bat Luther um Absendung eines kurfürstlichen Rathes zur Untersuchung der Angelegenheit. Infolge dessen wurde am 17. September S. nach Wittenberg gesandt, um der Universität die Fortdauer der kurfürstlichen Gunst zu melden, den einzelnen Professoren die ansehnlichen Gehaltserhöhungen zu verkündigen, aber auch zu fleißigem Halten der Vorlesungen z. B. die Juristen zu ermahnen. Eine völlige Umgestaltung der Universität fand endlich im Jahre 1536 ihren Abschluß. Und wenn auch Melanchthon hin und wieder über den Hof klagte, gerade in diesem Jahre feierte Justus Jonas S. in überaus anerkennenden Worten: „Et hic Wittenbergae, aureo illo domini Friderici electoris S. saeculo semper te cognovi huius Wittebergensis scholae summum in aula apud principes et fidelissimum ac omni genere studii, diligentiae et laboris indefessum patronum et communem quasi studiosorum, immo studiorum et literarum parentem“ (Kawerau I, 234).

Auch mit der Universitätsbibliothek ist Spalatin's Namen verknüpft. Sie ging aus der kurfürstlichen Bücherei hervor, deren Verwaltung ihm als librarius et bibliothecarius ducalis oder bibliophylax übertragen war. Bei seinem regen Interesse für die verschiedenen wissenschaftlichen Gebiete, seinen eingehenden bibliographischen Kenntnissen, seinen Beziehungen zu den Bücherfreunden der verschiedensten Theile Deutschlands, ja darüber hinaus, mußte seine Thätigkeit besonders ersprießlich sein, um so mehr, als das Vertrauen, das er am kurfürstlichen Hofe genoß, seinen Vorschlägen den nöthigen Nachdruck verschaffte.

Bei der Begründung der Bibliothek war auch Mutian zu Rathe gezogen worden und hatte Ankäufe bei Aldus Manutius in Venedig in Vorschlag gebracht, über deren Ausführung er 1513 seinem Freunde Urban berichtete. Im August desselben Jahres ist von einem Kataloge die Rede (Gillert I, 374, 398). Im Sommer 1514 hatte ihm S. das Bücherverzeichniß zugeschickt, das seinen Beifall fand, nur vermißte er die Handschriften (Gillert I, 374). Auch Beatus Rhenanus rühmte die Auswahl. Als S. nach Altenburg übergesiedelt war, behielt er die Oberaufsicht, wiederholt fuhr er nach Wittenberg, schrieb sogar noch 1536 Bücherverzeichnisse. Er machte Vorschläge für die Neuanschaffungen, gab die Bezugsquellen an und reiste 1539 selbst nach Venedig, um den Ankauf griechischer und hebräischer Werke zu betreiben, an denen die Bibliothek Mangel hatte.

Die gewöhnlichen Geschäfte besorgte ein „Diener", der jährlich ein „Hof-cleydt" bekam. Als solcher wird z. B. Christophorus Nicolaus genannt, der im Winter 1536/37 immatriculirt wurde (Förstemann, Album S. 164). Er berichtet an Hans von Dolzig unter andern von der Arbeit, die er „mit den vier Registern zur Librey gen Wittenberg gehörig, gehabt und noch alle Jahr umbschreiben und dieselben Register halben muß". 1536 bestimmte Kurfürst Johann Friedrich zur Vermehrung jährlich 1000 Gulden; für den Beamten, der ein Magister sein sollte, wurden 40 Gulden ausgeworfen. 1548 kam die Bibliothek nach Jena, wo sich noch Spalatin's Briefe an den Kurfürsten und die kurfürstlichen Räthe, Johann von Minckwitz, wie Johann von Dolzig, auch Rechnungen befinden (J. Chr. Mylius, Memorabilia bibl. Acad. Jenensis. Jenae 1736. p. 3 ff. Grohmann, Annalen. S. 90 ff.).

Ebenso ist S. für die Einrichtung des Wittenberger Archivs thätig gewesen. In seinem handschriftlichen Nachlasse befindet sich ein Gutachten über eine Archivordnung des Secretärs Hans Feil (Kapp, Kleine Nachlese I, 747). Er erklärt sich im ganzen mit den Vorschlägen einverstanden, doch giebt er noch genauere Anweisungen über die Eintheilung im einzelnen. Er fordert bezüglich der sächsischen Fürsten- und Landesgeschichte besondere Fächer für „die Lehen-Briefe, sonderlich Begnadigungs- und Befreiungs-Briefe, desgleichen Heyrat-Briefe". Dann verlangt er, daß „fremder nacion, konige briefe, frembder herrschaften briefe, romische und bepstische briefe, vortrege, verstentnus, verbruderung und erbeinung, erzbischoffen, bischoffen briefe, graven und herren briefe, reichstet und ander stet briefe, urfede, verschreibung, quittantzen" gesondert werden. — Außerdem sollten Kopiale mit gebührlicher Ordnung und Abtheilung, ebenso Register zum leichteren Ueberblick angelegt werden. Namentlich erscheint ihm nöthig die Anstellung eines geschickten, treuen und fleißigen Beamten, da dieser nicht in einem Winter, auch nicht mit Zuhülfenahme des Sommers damit zu Ende kommen werde. Namentlich hält er noch eine Arbeit für nöthig, die allerdings mehr als einen Beamten länger als ein Jahr in Anspruch nehmen werde. Es ist die Ordnung der Klosterurkunden aus den eingezogenen Klöstern. „So sind aus vil Clostern, bevor im Landt zu Duringen, vil keyserliche, konigliche, fürstliche, bischoffliche u. s. w. Briefe gin hof kommen, in grosser antzal, wie ich dann fur zweien Jaren ungeferlich, als der . . . Churfürst zu Sachsen . . . aus Oestreich kommen, selbs zu Weymar gesehen".

Neben dieser amtlichen Thätigkeit führte S. einen lebhaften, weitverzweigten Briefwechsel mit zahlreichen Gelehrten, der uns wenigstens zum Theil erhalten ist und sich in zahlreichen Bibliotheken und Archiven zerstreut findet. Von Mutian bezüglich der Briefform mit genauen Anweisungen versehen, die er, wie der Lehrer bezeugt, treulich benutzt hat, von ihm mit einem Siegel beschenkt, das einen Storch darstellt, im Begriff eine Schlange zu verzehren (Gillert, Mutianus II, 138), entwickelte er eine Schreibseligkeit, die sogar den immer briefbereiten Mutian veranlaßte, den gelehrigen Schüler mit dem Namen Pittacus und Loquax zu belegen. Freilich war der Tadel nicht so böse gemeint, wie die Unzufriedenheit und Besorgniß beweist, die der Gothaer Humanistenpatron äußert, wenn sein Schützling längere Zeit nicht mehr geschrieben hat. Rührend ist die Freude, mit der S. die Briefe der Freunde begrüßt, anerkennenswerth die Sorgfalt, mit der er die Schreiben behandelt und aufbewahrt. Auf der Adresse bemerkte er den Tag des Empfangs, den Absender, wohl auch den Gegenstand. Dieser peinlichen Genauigkeit haben wir es zu verdanken, daß die an S. gerichteten Briefe erhalten sind, während die von ihm geschriebenen uns nur zum allergeringsten Theile — wenigstens vorläufig — vorliegen.

Die Briefe sind zunächst persönlicher Natur und enthalten formelle Be-

grüßungen und Empfehlungen, wie sie bei den Humanisten sehr gebräuchlich und wegen ihres mangelnden Inhalts z. B. Erasmus nicht besonders angenehm waren. S., eine höfliche Natur, die auf die Formen des Verkehrs großen Werth legte, kam jeder Verpflichtung getreulich nach. Melanchthon bezeichnete ihn als den einzigen, der mit gewissenhafter Pünktlichkeit für jedes ihm zugesandte Schriftchen gedankt habe. Bei dem Einflusse, den er am kurfürstlichen Hofe hatte, wurden natürlich zahlreiche Bittgesuche an ihn gerichtet, deren Inhalt für die Gelehrtengeschichte der Reformationszeit manchen werthvollen Beitrag bietet.

Weit wichtiger aber sind die Briefe, die Berichte über die Ereignisse der Zeit auf den verschiedensten Gebieten enthalten. Von allen Seiten strömten dem kurfürstlichen Geheimschreiber die Nachrichten zu, die er wieder seinen Freunden mittheilte, namentlich aber Friedrich dem Weisen unterbreitete. Häufig kam er in den Besitz von ausführlichen „Zeitungen", die er in seinen Schriften bisweilen wörtlich verwendete. Er selbst erbot sich wohl auch zur regelmäßigen Lieferung eingehender Berichte; so sind uns seine Schreiben an Herzog Albrecht von Preußen erhalten. Was wird nicht alles in den Briefen besprochen! In Friedrich des Weisen Auftrage verhandelt S. 1518 mit dem Augsburger, auch in technischen Dingen geschickten Humanisten, Veit Bild, wegen Lieferung einer Uhr (Lier, der Augsb. Humanistenkreis i. d. Zschr. d. V. f. Schwaben und Neuburg. VII, (1880) 74). Der Briefwechsel mit Johannes Vollmer, noch in Weimar aufbewahrt, hat des Kurfürsten Liebhaberei, die Astrologie, zum Gegenstande (Kolde, Friedrich d. W. S. 19).

Im folgenden kann nicht entfernt ein vollständiges Bild des Briefwechsels geboten werden; nur der mit einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten sei kurz berührt unter Verweis auf die Aufzählung einzelner weniger bekannter Briefschreiber, z. B. bei Seelheim (S. 32). Ueber die Grenzen Deutschlands hinaus gingen Spalatin's Briefe. Durch Mutian veranlaßt, war er mit dem Buchdrucker Aldus Manutius in Venedig in brieflichen Verkehr getreten, der freilich zunächst keinen großen Erfolg hatte, weil es S. wie seinen humanistischen Freunden immer am Besten fehlte. Von Franzosen sei der Minorit Franz Lambert von Avignon erwähnt, der während seines Aufenthaltes in Sachsen und namentlich in Wittenberg durch Spalatin's Vermittelung um Unterstützung beim kurfürstlichen Hofe nachsuchte. — In Deutschland selbst erstreckte sich die Correspondenz über die verschiedensten Gegenden. Natürlich spielten die geistigen Mittelpunkte die Hauptrolle. Besonders lebhaft und vielseitig ist der Verkehr mit dem Erfurter Humanistenkreise und seinem Haupte, dem Gothaer „Vater Gleim." Von den Anfängen dieses regen Briefwechsels ist bereits oben die Rede gewesen. Auch später bezeugt S. großes Interesse an einem regen Gedankenaustausch mit Mutian. Trotzdem geräth die Correspondenz mehrfach ins Stocken, zum Theil auch deshalb, weil die Anschauungen der Freunde bezüglich der Reformation wesentlich auseinander gingen. Eine Wiederaufnahme derselben hat die Gewinnung des auch auf juristischem Gebiete erfahrenen Canonicus für die Universität Wittenberg zum Zweck. Auch mit Heinrich Urban, Crotus Rubianus, Eobanus Hessus, Johann Lange und Ebersbach stand S. in näherem Verkehre. Zu den Nürnbergern hat er von der Schülerzeit her Beziehungen. Erwähnt seien Pirtheimer und Scheurl, die ihm über die Vorgänge in der für die geistige Bewegung so wichtigen Stadt Bericht erstatten. An Antonius Tucher läßt er u. a. Mittheilung über die Verbrennung der Bannbulle gelangen und schickt ihm auch von Köln aus einen deutschen Druck. Er spricht bei dieser Gelegenheit von der Nothwendigkeit einer Reformation durch Laien und schließt mit dem Wunsche: „Wollte Gott, daß wir Deutschen wieder Deutsche würden." Andreas Osiander schreibt ihm z. B. in der Mosham'schen Angelegenheit. Einen Brief Dürer's hat His=

Heusler veröffentlicht (Zeitschr. f. bildende Kunst 1868, Nr. 1, S. 7). Den Augsburger Humanistenkreis kannte er von den Reichstagen. Mit Peutinger verband ihn die Liebe zur Geschichte; er konnte von diesem mancherlei Unterstützung bei seinen geschichtlichen Arbeiten erhalten. Auch zum Buchhändler Wirsung hatte er Beziehungen. Nachdem eine Schrift bei ihm erschienen war, widmete er ihm eine andere (H. A. Lier, Der Augsb. Humanistenkreis. A. a. O. S. 68—108, bes. 75). Ueber ein Buch eines Augsburger Bürgers vgl. Corp Ref. I, 639. Enders, Luthers Briefwechsel 4, 221.

Auch zum deutschen Südwesten hatte S. Beziehungen. Voran steht Johann Reuchlin. Dieser hatte u. a. 1511 eine Beschreibung der Festlichkeiten geschickt, die aus Anlaß der Vermählung Ulrich's von Württemberg mit Sabina von Baiern in Stuttgart stattfanden. Später handelte es sich namentlich um geschichtliche Fragen. Zu dem Reuchlin'schen Streit wurde der Kurfürst wie sein Hofprediger gedrängt, in den Reihen der „Capnobaten" zu fechten, für welche Mutian die Trommel rührte (Krause, Mutian S. 387). Der Briefwechsel mit Ulrich von Hutten fällt vorwiegend in die Jahre 1519 und 1521. Als der unternehmende Führer der unruhigen Ritterschaft den kursächsischen Hof für seine aufrührerischen Pläne durch Spalatin gewinnen wollte, hüllte sich dieser trotz mehrfacher Erinnerung in beredtes Schweigen. Hartmut von Kronberg meldete ihm den Auszug Sickingen's, schrieb ihm und Hans von Dolzig auch sonst noch mehrfach. Mit Beatus Rhenanus theilte er z. B. die Freude am Aufblühen der Geschichtsforschung. Die Briefe an Erasmus von Rotterdam geben Zeugniß von Spalatin's hoher Verehrung. Er nennt ihn „unicum totius Germaniae, communis patriae decus" und erklärt, durch das Studium seiner Werke ganz für ihn gewonnen worden zu sein. Erasmus läßt die Lobpreisungen nicht unerwidert und rühmt namentlich die rasch aufgeblühte Universität Wittenberg, deren Koryphäe, Luther, auch Gegenstand des Briefwechsels ist. (Ueber den als gemeinsamen Freund bezeichneten Joh. Bapt. Egnantinus vgl. O. Richter, Erasmusstudien. Anhang. XV. Anm. 19. Gillert, Mutian II, 416, 418.)

Von den Wittenberger Freunden ist zunächst Justus Jonas zu nennen. Die Beziehungen gehen auf die Erfurter Zeit bis ungefähr ins Jahr 1506 zurück. Ein schönes Denkmal dankbarer Verehrung ist des Freundes Schreiben vom 15. Januar 1536. Der Briefwechsel, welcher genau 3 Jahrzehnte umspannt, enthält wichtige Nachrichten zur Kenntniß der kirchlichen Bewegung der Zeit. Andreas Karlstadt sandte dem Freunde u. a. einen Huldigungsbrief an Reuchlin zur Prüfung und Beförderung an den Adressaten. In dem Eck'schen Streit wurde er von ihm beruhigt (Enders 2, 316 f.). Der Briefwechsel mit Johann Agricola berührte persönliche, wissenschaftliche, namentlich auch Wittenberger Angelegenheiten. Mit Johannes Bugenhagen stand S. in freundschaftlichem Verkehre. Seine Hochzeit hat er „mit einem goldenen Geschenk geziert". Der Briefwechsel beschäftigt sich viel mit Empfehlung von Geistlichen, wie denn der Pfarrer von Wittenberg und Superintendent des Kurkreises mehrfach Wünsche auf dem Herzen hatte, für deren Erfüllung er dem wohlwollenden und betriebsamen Fürsprecher mehrfach dankt. Auch nach Bugenhagen's Uebersiedelung nach Dänemark blieb der briefliche Verkehr bestehen, und seinen Bericht über die Krönung Friedrich's III. hat S. jedenfalls von dem Freunde erhalten. Der oft genug melancholisch gesinnte Melanchthon vertraut dem verschwiegenen Busen des Freundes seine Klagen an. Daneben finden aber in den Briefen alle Ereignisse der Zeit Erwähnung; vor allem spielt die Universität Wittenberg eine große Rolle, dann die Vorgänge auf humanistischem und kirchlichen Gebiete. Insofern sind diese Briefe eine wichtige Quelle und werden nur durch die Correspondenz

mit Luther übertroffen. Ueber 400 Briefe Luther's sind uns erhalten, leider nur sehr wenig Antworten Spalatin's. Doch können wir den Inhalt vieler aus Luther's Briefen erschließen. Diese sind nun von größter Wichtigkeit für die Kenntniß der Lutherschen Schriften. Da Luther eingehend über seine Pläne berichtet, Entstehung, Fortschritt, Druck und Aufnahme seiner Bücher aufs genaueste beschreibt, so sind hier genaue Daten gegeben, die namentlich in neuerer Zeit verwerthet worden sind. Ferner läßt sich verfolgen, welchen Einfluß S. auf die Entstehung Lutherscher Schriften gehabt hat. Er regt ihn an, für seinen Kurfürsten in der Zeit der Krankheit eine Trostschrift zu schreiben, er wünscht gewisse Gebiete eingehender behandelt zu wissen, er ändert wohl auch an dem Texte und leitet die schriftstellerische Wirksamkeit Luther's in praktische und nüchterne Bahnen.

Die Visitationen hatten auch mehrfach umfangreichen Briefwechsel im Gefolge, umsomehr da auch in der Zwischenzeit die Erledigung schwebender Streitfragen den kurfürstlichen Commissaren anheimfiel. Hervorgehoben seien die Schreiben an den Zwickauer Humanisten und Stadtschreiber, Stephan Roth, die zum großen Theile amtliche Angelegenheiten zum Gegenstande hatten. Sie befinden sich in der Rathsschulbibliothek zu Zwickau. Auch der Adel des Landes ist mehrfach vertreten, z. B. durch Joseph Levin von Metzsch auf Mylau, Abraham und Heinrich von Einsiedel auf Gnandstein und eine Reihe anderer Persönlichkeiten, die zu dem Hofe mehr oder weniger enge Beziehungen hatten (vgl. oben). Besonders stolz war S. auf seine Briefe von Fürsten. Außer den von Wettinern, zwei Päpsten u. s. w. seien die von Herzog Albrecht von Preußen erwähnt. In den Schreiben an diesen Gönner tritt Spalatin's Charakter deutlich hervor. Er bittet um Ueberlassung eines Porträts für seine Bibliothek, er empfiehlt seine Familie dem Wohlwollen des Fürsten, was das Mißverständniß zur Folge hat, als ob der Bittsteller Sachsen verlassen und in herzogliche Dienste treten wolle.

Neben diesem weitverzweigten und zeitraubenden Briefwechsel war S. als Schriftsteller thätig. Bereits als Erfurter Baccalaureus beförderte er, von Nikolaus Marschalk veranlaßt, eine Sammelschrift „Laus Musarum“ zum Druck, die neben Bruchstücken classischer Schriftsteller, z. B. Hesiod's Theogonie und Ovid's Metamorphosen, humanistische religiöse Dichtungen u. a. von Baptista Mantuanus, auch eine Schrift seines verehrten Lehrers, außerdem einen Beitrag des Herausgebers enthält. Bis in sein hohes Alter war er mit schriftstellerischen Plänen beschäftigt.

Zunächst tritt er als Uebersetzer hervor. Er schloß sich damit an eine seit dem 15. Jahrhundert von den Humanisten eifrig gepflegte Bewegung an, die weiteren Kreisen die Schätze des Alterthums und des kirchlichen Alterthums zugänglich machte. Namentlich in dem gebildeten Bürgerstande der deutschen Reichsstädte war das Bedürfniß nach Uebersetzungen entstanden. Neben Augsburg und Straßburg war Nürnberg der Ort, wo dergleichen Veröffentlichungen gedruckt wurden. Noch bevor S. hierher kam, erschien dort 1473 bei Coburger eine Uebersetzung des Boethius, 1488 bei Schobser eine Uebertragung von Cicero's Officien. War der junge Humanist schon dadurch und durch seine Freunde angeregt, so wurde der Wunsch des Kurfürsten ihm Veranlassung zu derartigen Uebertragungen. Wie an dem schönen kurpfälzischen Hofe Philipp's des Aufrichtigen zu Heidelberg eine Reihe von Gelehrten, Rudolf Agricola, Dietrich von Pleningen, Johann Reuchlin, Werner von Themar, Jakob Wimpheling ihrem fürstlichen Schützer durch Uebersetzungen huldigten, so übertrug der junge Caplan für den des Lateins nur wenig kundigen Kurfürsten lateinische Schriften, die für diesen von Interesse waren. Zum ersten Male erfahren wir von der Uebersetzung des Epigramms eines gewissen Emanuel (Gillert, Mutianus I, 111, Anm. 6),

später werden Briefe erwähnt, schließlich werden größere Arbeiten genannt. S. ist sich wol bewußt, daß er mit seiner Uebersetzung in die schwerfällige deutsche Sprache die Schönheit der Urschrift nicht erreicht und „das nymmermer kain sprach zierlich mag auß der andern getolmetscht werden, oder aber ye ser selten, das alle art zierhait vnd lieplihait in der tolmetschung mit folge. Dannocht hab ich auß vnderthenigem bedencken vnnd schuldiger dienstwilliger pflicht dise mein arbaytt auch woellen thun, damit ich mit dem Diogenes aufs wenigst den püttig oder faß woelpert vn vmbtribe."

Je weniger die Uebersetzungen vom sprachlichen Standpunkte den Humanisten genügten, umsomehr betonten sie den Nützlichkeitsstandpunkt (Hartfelder, Deutsche Uebersetzungen classischer Schriftsteller aus dem Heidelberger Humanistenkreise. Heidelberg 1884, S. 6, 7). Dieser tritt auch bei S. stark hervor, umsomehr, da seine Uebertragungen meist das moralische und religiöse Gebiet berühren. Auch Fürsten gegenüber hebt er offen den praktischen Zweck hervor. Seine Schrift „Eyn fast guts vn | sittlichs büchlein Plutarchi" hat er „aus dem lateynisch in das teutsch geandert, angesehen, das es einem jeden Fürsten sehr gut zu wissen ist". Ein ander Mal beruft er sich auf Plutarch's Bericht über Demetrius Phalereus, der dem Ptolemäus Philadelphus gerathen habe, „er sol gern lesen vnd sich in schrifften vnd historien erkunden, dann er wurd darauß bericht werden, das seine Fraind vn Diener im nicht alleweg dürfften sagen vnd anzaygen, vnd ist aygentlich war, die bucher seind vil kuener leerer dann die lebendigen maister, vnd dürffen zuweilen ainen grossen herrn etwaß in die augen, oren vnd gemuet geben, damit wol ainer mitt seiner rede kommt in das künigreich, will schweigen ann den küniglichen Hof moecht kummen."

Nachdem sich S. bereits mit der Uebersetzung mehrerer Werke, z. B. 1515 mit der von Justinian's Institutionen beschäftigt hatte, die sich jetzt auf der Gothaer Bibliothek befinden, trat er gegen Ende des Jahres 1516 in einem Briefe an Luther (Enders I, 74) mit dem Plane hervor, für größere Kreise Uebersetzungen zu veranstalten und bat um Vorschläge bezüglich der Auswahl geeigneter Schriften. Luther machte in seiner Antwort auf die Schwierigkeiten aufmerksam, da gute und nützliche Bücher in der Regel nur wenigen gefielen, ermuthigte ihn aber zu seiner Arbeit, wenn er sich mit dem Beifalle Weniger begnügen wolle. Ob S. durch diese Worte Luther's, ob er durch sonstige Verhältnisse an der Ausführung seines Planes gehindert wurde, ist nicht klar. Jedenfalls hat er in der darauffolgenden Zeit wenig übersetzt. Dagegen entfaltete er in dem „großen Jahre" 1520 plötzlich eine fieberhafte Uebersetzerthätigkeit. Erwähnt seien die Uebertragungen von drei Schriften des Erasmus. Die erste: ¶ Das Sprichwort, | Man muß entwer (sic) ein ko= | nig oder aber ein narr ge | born werden . . . . | MDXX zu Lochau ist dem Fürsten Joachim zu Anhalt gewidmet und vom Mittwoch nach Reminiscere datirt. Am Sambstag nach Jubilate des genannten Jahres wurde abgeschlossen „Die vnterweysung aines frummen vnd Christ= | lichen Fürsten, vol der allerhaylwertigsten vnd | Christlichsten lere, An . . . Karln den Fünfften . . . (Gedruckt 1521 in Augsburg durch Sigismunden Grym Doctor, vnd Marxen Wirsung, deren Wappen eine Seite ausfüllt). Auch die „Friedensklage, christliche, nothwendige Klage des Friedens, der in allen nationen und Völkern verworffen . . . und „¶ Eyn fast guts vn | sittlichs büchlein Plutarchi, | von der vnderscheyde des | freundts vn schmey | chlers, allen fürsten | herren, regirern | dienstlich | tütsch. | ❦, dem Herzog Johann Friedrich gewidmet, gehört in dieses Jahr.

Größere Bedeutung hatten und weitere Verbreitung erlangten die gleichzeitig veröffentlichten Uebersetzungen Lutherscher Schriften. Anfang Februar 1520 erschien die bereits im Herbste vorher geschriebene deutsche Ausgabe der „Tessera-

decas", die, auf Spalatin's Veranlassung entstanden, dem Kurfürsten in seiner Krankheit Trost spenden sollte. Auch die Widmung hatte der kurfürstliche Caplan geschrieben (Weimarer Lutherausgabe VI, 100 ff.). Am 8. Mai vollendete dieser die dem Kurfürsten gewidmete Uebersetzung des aureus libellus „Confitendi ratio". Die Schrift war eine erweiterte Ausführung eines lateinischen Beichtunterrichts, der auf Spalatin's Drängen verfaßt, vielleicht von ihm in einem deutschen Auszuge veröffentlicht worden war (Knaake a. a. O. II, 57; VI, 154 ff.). Noch nicht zwei Wochen später schloß er ein weiteres Schriftchen „Eyn ser gute Predig . . . von czweyerley Gerechtigkeit" mit einer den Reformator hoch rühmenden Widmung an Ritter Hans von Sternberg ab (Knaake a. a. O. II, 144). Bezüglich der übrigen Uebertragungen von Schriften Luther's, Melanchthon's, Reuchlin's u. s. w. verweise ich auf die Angaben bei Schlegel, Engelhardt, Hartfelder, Weller (Rep. typ.) u. a. m. Die Zusammenstellung eines vollständigen Verzeichnisses ist nicht ohne Schwierigkeit, da die Kataloge der Bibliotheken die Uebersetzungen der Schriftsteller nur unter dem Stichwort der Letzteren verzeichnen.

Auch als theologischer Schriftsteller hat er sich versucht. Die Anregung dazu gab ihm bereits 1505 Mutian, der ihm als Aufgabe die These stellte: Si Christus est via, veritas et vita, quid tot seculorum homines ante nativitatem illius egerunt? Auch ein Leben Jesu sollte er auf des Gönners Wunsch mit Urban in Angriff nehmen. Ob er diesen Anregungen gefolgt ist, darüber geben wenigstens die gedruckten Quellen keinen Aufschluß. Ueberhaupt entzieht sich unserer Kenntniß, wieweit er sich bezüglich der religiösen Anschauungen im Einverständniß mit seinem Lehrer befunden habe. Entwickelt dieser doch in den Briefen oft eine freiere Auffassung, die auf die äußere, kirchliche Frömmigkeit und deren Uebung wenig Werth legte. Nicht selten finden sich in den Briefen mehr oder weniger heftige Ausfälle gegen die Werkheiligkeit, die Heiligenanbetung, das Fasten u. s. w. Dagegen wird S. als „integerrimus theologus" bezeichnet. Luther hatte auf ihn den größten Einfluß, durch diesen wurde er nach seinem eigenen Geständnisse zu reiner evangelischer Anschauung geführt. Namentlich hebt er hervor, daß ihm durch Luther's Schriften die volle Erkenntniß der menschlichen Sündhaftigkeit, und der Glaube und die Hoffnung auf Christi Verdienst aufgegangen sei (Kawerau, Jonas I, 133). Sogar in lateinischen Versen besang er die sola fides. Gerade in dieser Beziehung konnte er als Verfechter streng evangelischer Anschauung gelten. Deshalb wurden seine Schriften (zu Venedig 1554, zu Rom 1559 und zu Parma 1580 u. s. w.) in den Index aufgenommen (Reusch, Index libr. proh. gedruckt zu Parma 1580. Bonn 1889, S. 16). Seine Schriften zeigen wenig theologische Selbstständigkeit und erscheinen nur als volksthümliche Ausführungen der Gedanken, die Luther, Melanchthon, Jonas und Bugenhagen bereits ausgeführt hatten. Lieblosem Eifer gegenüber vertrat er die Milde. Sie zeigt sich in der Achtung vor den abweichenden Anschauungen Andersdenkender, die nicht politischen Rücksichten, sondern der eigenen Ueberzeugung entsprang. Auch bei Gelegenheit der Beurtheilung der Schmalkaldischen Artikel zeigte er diese Nachgiebigkeit.

Seine dogmatischen Anschauungen hat er u. a. in mehreren Schriften Ausdruck gegeben, z. B. bezüglich des antinomistischen Streites. Er veröffentlichte: „Seer trostliche | Christliche sprüche, | durch die Erwirdige Hochgelar= | te Herrn, Martinum Luther | Doctor. vnd Herrn Phi= | lips Melanchthon . . . dispu= | tirt . . . Am Schlusse: Gedruckt zu Erffurdt durch Christoffel Golthammer, zum Halben Rhade inn der Mey=/mergassen. Einen andern Druck verzeichnet Hartfelder (Mel. als Praec. Germ. S. 594 Nr. 265, vgl. S. 582 Nr. 55, 58). Ueber die Bedeutung der Frage spricht sich S. in der Vorrede (v. J. 1537) aus:

„Angesehen, das an solchen artickeln viel gelegen, vnnd fast die meisten stuck eines rechten Christlichen wesens, fast alle auffs kürtzt verfast, darinnen stehen. Daraus auch ein jeder Christ ein kurtzen bericht, solcher grossen notwendigen sachen bekommen vnd erlernen, auch daß er das im gedechtnis behalten kan." Hatte er die Lehre von den Sacramenten 1537 in der Uebersetzung einer Bibelvorrede (s. u.) behandelt, so legte er die Hauptsätze vom h. Abendmahl nieder in der 1542 verfaßten, 1543 gedruckten, Heinrich und Abraham von Einsiedel gewidmeten Schrift „Das man das Heylige | Hochwyrdig Sacrament, des waren | Leybs vnnd Bluts Chrsti (sic), vnsers lieben | Herrn vnnd Heylandts, nicht anders, denn nach seiner einsetzung, das ist gantz vnnd gar | vnter bayder | gestalt nemen soll, auß vil Christlichen | gegrundten vrsachen."

Einige kleinere Schriften beschäftigen sich mit praktisch-seelsorgerlichen Gegenständen, für die S. schon früh große Neigung hatte. In Gotha befindet sich (Cod. chart. Gothan. B. No. 169. Bl. 145—176) Johann Gerson's „Eyn Innig Buchlein | Christlich zw leben | zw hayl allen stenden | der Christenhayt . . . newlich | verteutscht" mit der Bemerkung: Sua manu hunc libellum scripsit Georgius Spalatinus ante | Reformationem ecclesiae. Zu rechtem Gebete geben Anleitung „Etliche christliche Gebette" (Riederer II, 425—429). Als Friedrich der Weise auf dem Sterbebette lag, stellte S. für ihn eine Reihe von Sprüchen zusammen. Er veröffentlichte sie unter dem Titel: „Eyne troestunge an Churfürsten von Sachsen" (Zwo predigt auff | die Epistel S. Pauli 1. Theſſ. 4. D. Martini Luther . . . 1525 ohne Druckort, mit schöner Titelbordüre. Bl. E—Eiij. Wieder abgedruckt in „Herrn Georgii Spalatini . . . Schrifft„mäßige Tröstungen . . . Dresden 1728").

Wie in den genannten Tractaten tritt seine Bibelkenntniß in seinen Briefen, Bedenken und Schriften deutlich hervor. Als eifriger Büchersammler besaß er zahlreiche Ausgaben der Bibel. In der Leipziger Rathsbibliothek befindet sich ein „Psalterium ex ed. Justini Decadyi. Ven. Ald. 1479/8" mit Bemerkungen von seiner Hand (Naumann, Cat. libr. manuscr., qui in Bibl. sen. Lips. asservantur. p. 39). Auch war er an der Lutherschen Bibelübersetzung betheiligt. Im December 1522 (Enders 4, 34 ff.) legte ihm Luther eine Reihe von Fragen in zwei Briefen vor, von denen die einen sich auf Gen. 1—3, die andern auf Bestimmung von Wild und anderen Thieren beziehen. Auch bezüglich der Edelsteine erbat er sich von ihm Auskunft bei Gelegenheit der Uebersetzung von Offenbarung Johannis c. 21. Wie eifrig S. auch nichtdeutsche Bibelausgaben berücksichtigte, geht daraus hervor, daß er 1537 die Vorrede einer in Paris und Antwerpen erschienenen lateinischen Bibelübersetzung ins Deutsche übersetzte und gesondert herausgab: „Ein Christlich erin- | nerung vnd Vor- | rede | vor der Lateinischen | Bibel, erstlich zu Paris inn | Frankreich, vnd folgend zu Antorff | inn Braband gedruckt, newlich | ausgangen, Darinn auffs | aller kürtzte die gantz Chri- | stlich lere vnd leben vnd | der rechte weg zur | seligkeit ver- | fasset ist. | Wittenberg. | MDXXXVII. Wie auf dem Titelblatt, so hebt er in der Widmung an Hans von Ponickau hervor, daß die Vorrede evangelische Gesinnung atme. Deshalb habe er sie übersetzt. Da darin nicht von den Sacramenten gehandelt werde, so habe er seine „meinung denen hiemit woellen fur aller welt zu einem bekentnis anzeigen".

Je mehr S. die Bedeutung des Wortes betonte, um so mehr muß es interessiren, ihn als Prediger kennen zu lernen. Von seinem Studium der großen Vorbilder des kirchlichen Alterthums ist mehrfach in den Briefen die Rede. Seine Thätigkeit als Prediger sicherte ihm am Hofe, namentlich in dem abgelegenen Lochau großen Einfluß. Dazu verschaffte sie bei hervorragenden Gelegenheiten, z. B. während des Reichstags zu Speier 1526, ihm große Anerkennung. Merk-

würdigerweise ist uns wenig darüber erhalten. Am genauesten sind wir über seine Schweinfurter Predigten (s. o.) unterrichtet aus einer Schrift, die er der Gemeinde widmete unter ausdrücklicher Hervorhebung, daß der Inhalt derselbe sei, wie der der Predigten. Er behandelt in 17 Punkten Sünde, Gesetz und Gnade, Bethätigung des Glaubens, Leiden, Ehestand, weltliche Obrigkeit, Sorge für die Verstorbenen, Secten, Sacrament und Beichte, Gebet, Fasten, Heiligenanrufung und Diener am Wort. — In Altenburg war er von der regelmäßigen Predigt entbunden. In einem Berichte begründete er ausdrücklich die Nothwendigkeit dieser Maßregel; er bat um die Unterstützung durch einen tüchtigen Prediger, da ein Caplan ihn nicht genügend vertreten könne. War er doch in seinem großen Amte mit Geschäften überhäuft.

In seine pastoralen Wirksamkeit gestattet uns einen Einblick sein Bedenken von der Ohrenbeichte (Kapp, Nachlese I, 296 ff.). Elf Gründe führt er dafür an, daß sie nicht nothwendig sei. In der Bibel werde sie weder erwähnt, noch befohlen, noch angerathen (1—3); auch in der alten Kirche sei sie nicht üblich gewesen, wie Hieronymus und Ambrosius bezeugen; in der morgenländischen Kirche sei sie eine Zeit lang abgethan worden, wie ein Beispiel aus Constantinopel zeigt (4, 5, 8, 9); dazu erkenne der sündige Mensch seine Mängel nur unvollkommen, auch hätten wir ohne das hoher Gebote nur genug, daß wir wahrlich nicht nach mehr geboten „ginen und gaffen" dürften (6, 7); deshalb solle man nicht nach „neuen fundtlen" suchen und sich mit solchen ungebotenen stücken verwirren und bekümmern (10, 11). Kurz vor seinem Tode im J. 1544 war S. noch mit Sammlung von Urkunden zur Reformationsgeschichte beschäftigt im Interesse der lateinischen Ausgabe von Luther's Werken, die, namentlich von Kurfürst Johann Friedrich veranlaßt, Georg Rörer in die Hand genommen hatte. Wir sehen aus Spalatin's Briefen, wie selten gewisse Schriftstücke und Drucke aus der ältesten Zeit der Reformation bereits damals geworden waren und welche Mühe der mit der Vergangenheit so vertraute und durch zahlreiche Beziehungen unterstützte Geschichtsschreiber hatte, sie sich zu verschaffen. Er legte auf den Wiederabdruck besonderen Werth, weil er fürchtete, daß die Gegner später die Existenz gewisser Schriftstücke in Abrede stellen könnten. Am 2. März schrieb S. an den Zwickauer Stadtschreiber Stephan Roth, er möge ihm die Tetzelschen Thesen über den Ablaß, den Briefwechsel Kurfürst Friedrich's mit Papst Leo X., Luther's Brief an den Bischof von Brandenburg, sowie Cajetan's Brief an den Kurfürsten mittheilen (Kolde, Analekta, S. 397 ff.). Kurz darauf wendete er sich an Wenzel Link mit einer ähnlichen Bitte. Aber mehrfach mußte er sie wiederholen (Verpoorten, Sacra analecta 146—148, 150 bis 152. J. Köstlin in den Studd. und Kritt. 1882, 554. J. Köstlin, Martin Luther II, 2. Aufl. S. 686. Bem. zu 605). S. hat übrigens das Erscheinen des ersten Bandes nicht mehr erlebt. Luther's Vorrede dazu ist am 5. März 1545 geschrieben.

Während diese Arbeiten großentheils nur vorübergehende Bedeutung besaßen, hat sich S. als Geschichtsschreiber ein bleibendes Verdienst erworben. Wenn der Humanismus für die Geschichte, auch die nationale reiche Anregung gab, so war S. durch seinen Lehrer Marschalk auf dieses Gebiet geführt worden; auch in dem Briefwechsel Mutian's mit seinem Schützlinge spielt die Geschichte eine große Rolle; vielleicht mit Rücksicht auf das historische Interesse konnte er den Jüngling Wimpheling an die Seite stellen. Besonders wurde S. in dieser Neigung durch seinen kurfürstlichen Gönner bestärkt, der jedenfalls schon während seines Aufenthaltes am Hofe Maximilian's mit Interesse für die Geschichtsforschung erfüllt worden war. In seinem Auftrage trat er zu D. Albert Krantz in Beziehung, der dem Kurfürsten die ungedruckte dänische Chronik des Saxo Gram-

maticus zuschickte; ferner zu Beatus Rhenanus, der dem hohen Gönner der Humanisten seine Ausgabe des Vellejus Paterculus widmete; namentlich auch mit Johann Reuchlin, der auf eine Anfrage hin die Abstammung des sächsischen Fürstenstammes und Volkes bis ins graue Alterthum verfolgen zu können erklärte. Mochte diese Auskunft bei den Humanisten ein spöttisches Lächeln hervorrufen, Friedrich wurde durch diese Antwort mit stolzer Genugthuung erfüllt. Er ließ den Gelehrten um weitere Auskunft durch seinen Geheimschreiber ersuchen.

Schon früh erfahren wir von selbständigen Arbeiten des Letzteren. Bereits im August 1513 berichtet Mutian, S. habe vom Kurfürsten den Befehl bekommen, sächsische Annalen zu schreiben. Diese Arbeit ist, wie viele andere des vielbeschäftigten Mannes nicht zum Abschlusse gekommen. Seine Vorarbeiten aber sind handschriftlich in dem Archiv zu Weimar und der Rathsbibliothek zu Leipzig erhalten und führen den Titel „De Marchionibus Misniae e stirpe Wittekindi a Tymone ad mortem Wilhelmi Coclitis seu ad A. MCCCCXXXV“ (Naumann, Cat. libr. Manuscr., qui in Bibl. sen. Civ. Lips. asservantur p. 139). Hatte ferner Pirkheimer an den deutschen Gelehrten getadelt, daß bisher niemand eine Zeitgeschichte in Angriff genommen habe, so erwachte jetzt das Interesse für die Gegenwart. Auch S. wandte sich ihr zu in der Schrift „Chronicon et Annales ab A. MDXIII ad finem fere anni MDXXV.“ Sie ist auf Grund einer im Besitze des Bürgermeisters Raymund Krafft von Dellmensingen von J. B. Mencke in seinen „Scriptores rerum Germanicarum praecipue Saxonicarum“ (tom. II, p. 589—664), teilweise auch von Schelhorn (Amoenitates IV, 389—432), deutsch von Struve (Archiv II) veröffentlicht worden. Das Archiv zu Weimar besitzt einen Auszug. Die ganze Reformationsgeschichte behandelt ein Werk „Von christlichen Religionshändeln“. E. S. Cyprian hat einzelne Teile daraus zum Abdruck gebracht unter dem Titel: „Annales Reformationis oder Jahr-Bücher von der Reformation Lutheri“ (Leipzig 1718). Der Herausgeber rechtfertigt den selbstgewählten Titel damit, daß der ursprüngliche verloren gegangen sei. Die Handschrift befindet sich in Gotha; der Text ist von S. selbst geschrieben, die Urkunden von seinem Amanuensis. Bereits der Herausgeber hat die Bedeutung des Werkes, „darinnen die hergestellte, evangelische Kirche gleichsam nach ihrer Kindheit beschrieben wird“, hervorgehoben und betont, daß es „von einem „hochbetrauten Man herkömbt, dem es weder an Redligkeit noch Erkäntniß gemangelt, daneben aber schlecht und recht, wie es im Herzen der ersten Reformatoren gewesen, erzehlet“, der „bey Hof in sonderbahrem Ansehen gewesen und die größten negotia durch seine Hand mit gegangen, wie er denn auch bey auswärtigen besondere consideration erworben“.

Am deutlichsten zeigt sich Spalatin's Charakter in „Friedrichs des Weisen Leben und Zeitgeschichte“. Die Schrift zerfällt in zwei Theile, von denen der erste das Leben des Fürsten behandelt. Hier werden die einzelnen Erlebnisse, Thaten und Charakterzüge in einzelnen Abschnitten aneinander gereiht. Gerade in dieser schmucklosen Form wird die Darstellung immer eine besonders wichtige Quelle für die Kenntniß Friedrich des Weisen bilden. Weniger wichtig ist der zweite Theil, der von 1463 bis 1525 Jahr für Jahr in Form abgerissener Notizen, die nicht immer auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen können, die wichtigsten Ereignisse aus der Lebens- und namentlich Regierungszeit des Kurfürsten zusammenstellt. Dagegen sind überaus werthvoll die Beilagen und Urkunden, namentlich für die Kenntniß der Regierung Maximilian's, sowie der Wahl und Herrschaft Karl V. Was die Form und Darstellung anbelangt, so macht die Zweitheilung manche Wiederholung nöthig. Dazu reißt die annalistische, mittelalterliche Anordnung den Stoff sehr auseinander. Die Bearbeitung ist jedenfalls erst nach dem Tode des Fürsten begonnen, als S. und Johann Fried-

rich das Bedürfniß empfanden, der Nachwelt einen zeitgenössischen, quellenmäßigen Bericht von dem „aureo illo domini Frid. elect. S. saeculo" zu hinterlassen.

In zwei ziemlich abweichenden Gestalten ist das Werk erhalten, die sich am besten als zwei Bearbeitungen (Seelheim S. 56) erklären lassen. Die erste liegt in der „Sammlung vermischter Nachrichten zur Sächsischen Geschichte" (V, S. 1—194) vor; die zweite haben Neudecker und Preller in dem ersten Hefte der geplanten, aber leider nicht fortgesetzten Ausgabe von Spalatin's Werken (Jena 1851) zum Abdruck gebracht. Hier sind auch die Aenderungen verzeichnet, die Kurfürst Johann Friedrich am Texte vorgenommen hat. Sie sind zum Theil formeller Natur; so streicht der fürstliche Kritiker bei Ferdinand (S. 39) das „römisch" am Titel „römischer König", weil der Kurfürst Ferdinand als solchen noch nicht anerkannt hat; sie geben auch Winke zu ausführlicher Gestaltung, z. B. bezüglich der Verhandlungen mit Luther zu Augsburg (S. 160); sie haben den Zweck, gewisse Züge römisch-katholischer Frömmigkeit aus dem Charakter des Fürsten zu streichen (S. 31); sie sollen wol auch politische Ziele verfolgen, z. B. die eingehende Erwähnung von Einsetzung der Halleschen Salzgreven durch den Kurfürsten (S. 54).

„Aus dieser Schrift spricht eine so innige und liebevolle Verehrung vor dem jüngst verstorbenen Kurfürsten und eine so herzliche, warme und fromme Gesinnung ihres Verfassers, daß sie sich jedem unbefangenen Leser von selbst empfehlen wird und für ein würdiges Denkmal sowohl des geschilderten Fürsten, dem seine Zeitgenossen mit bestem Rechte den Namen des Weisen verliehen, als seines treuen, von ihm durch so großes und so dauerndes Vertrauen ausgezeichneten Dieners gelten darf. Auch ist diese Schrift durch die Art und den besonderen Ton ihrer Abfassung vor allen übrigen Stücken des Nachlasses ausgezeichnet" (Neudecker-Preller a. a. O., S. 20). Auch eine Lebensbeschreibung Kurfürst Johann des Beständigen hat S. verfaßt. Während sich dieses Werk noch erhalten hat, scheint ein anderes dem Untergange anheimgefallen zu sein, die Biographie Johann Friedrich's, an der der Verfasser, vom Kurfürsten unterstützt, bis zu seinem Tode gearbeitet hatte. In die Wettiner Fürstengeschichte gehören auch noch kleinere Arbeiten über einzelne Glieder des Hauses von Kurfürst Ernst bis herab zu Herzog Georg und Moritz. Diese Skizze hat J. B. Mencke in einer lateinischen Uebersetzung von C. G. H. als Vitae aliquot electorum et ducum Saxoniae inde a Friderico I. usque ad Jo. Fridericum A. MDXXVII veröffentlicht (Scriptores II, 1067—1150).

War diese Beschäftigung mit der sächsischen Geschichte zunächst einem rein theoretischen Interesse entsprungen, so wurde sie auch praktischen Zielen dienstbar gemacht, wenn es galt, die Wettiner gegenüber unberechtigten Anschuldigungen in Schutz zu nehmen oder die von ihnen geltend gemachten Ansprüche durch Hinweis auf die Geschichte zu unterstützen. Dazu gab es mannigfache Gelegenheit in einer Zeit, in der das Fürstenhaus verschiedenartigen Verdächtigungen und Mißverständnissen, ja Gefahren ausgesetzt war. Für Friedrich den Weisen trat S. ein, als gegen den Fürsten die Beschuldigung erhoben wurde, er habe sich in der Lutherschen Angelegenheit einem dem Cardinal Cajetan gegebenen Versprechen gegenüber einen Bruch seines Wortes zu schulden kommen lassen (Kolde, Friedrich der Weise S. 18; Kolde, Das zweite Breve Adrians an Fr. d. W. in den Kirchengeschichtlichen Studien. Hermann Reuter . . . gewidmet. Leipzig 1888. S. 209 f.). Er hat dann in der Belehnungsfrage, überhaupt kaiserlicher Willkür gegenüber mit großer Entschiedenheit und Wärme sein Fürstenhaus verfochten und dies in freimüthiger Weise Karl V. gegenüber als eine Dankesschuld bezeichnet. (Chr. G. Buder, Nachricht von der Belehnung Churfürst Johann Fried-

rich's. Jena 1755.) Namentlich von Kurfürst Johann Friedrich wurde S. vielfach in Anspruch genommen.

Als Beispiel sei seine Thätigkeit bei Gelegenheit des Streites der Wettiner mit dem Erzbisthum Mainz bezüglich des Burggrafthums Magdeburg erwähnt. Bereits 1535 hatte er ein Gutachten abgefaßt über die 4 Fragen: 1) Wer doch die Burggrafen zu Magdeburg anfänglich und was Geschlechts und Herkommens sie gewest sind? 2) Was die Burggrafen zu Magdeburg für Gerechtigkeit zu Magdeburg und sonst vom Burggrafenthum zu Halle gehabt? 3) Ob die Burggrafen eher als der erzbischöfliche Stuhl zu Magdeburg gewesen sind? 4) Wie ist das Burggrafthum an die Herzöge von Sachsen gekommen und dann von den Herzögen zu Sachsen das Graueding zu dem Burggrafthum gehörig an die von Magdeburg oder den Erzbischof daselbst? Zwei Jahre später schickte er Dienstag nach Visitationis Mariä an den Kurfürsten dem kürzlich gegebenen Versprechen gemäß „26 Copeyen und Verzeichniß in 4 Büchern, bei 6 römischer Kaiser und Könige Regierung.“ Es ist eine Reihe Urkunden von Otto II. an. Für den Kanzler Brück legte er noch „des heiligen römischen Reichs Glieder in Wappen ausgetheilt“ bei. Bereits zwei Tage später dankte ihm der Kurfürst von Torgau aus und versichert ihn seiner Gnade und Gewogenheit (Hauptstaatsarchiv in Dresden. Loc. 9649. Das Burggrafthum Magdeburg. Ao. 1273. 1473. 1522—1535). Der Streit wurde auf der Zerbster Zusammenkunft von 1538, der auch S. beiwohnte, nicht entschieden, sondern spielte eine Rolle in dem grimmigen Federkriege zwischen dem Kurfürsten und Herzog Heinrich von Braunschweig, der schließlich auf einen Feldzug hinauslief. Auch hier trat der kurfürstliche Geschichtsschreiber mit einer Schrift hervor, die zwar in ihrer geschichtlichen Beweisführung völlig mißlungen ist, aber bei ihrem Erscheinen großen Eindruck machte, „Chronica vnd Herkommen der Churfuerst, vnd Fuersten des löblichen Haus zu Sachsen, Jegen Herzog Heinrichs zu Braunschweig, welcher sich den Jüngern nennet, herkommen.“ Sie erschien 1541 in Wittenberg. In demselben Jahre wurde noch ein Abdruck veranstaltet. Später gab sie Melanchthon heraus (Wittenberg 1553). Auch Hortleder hat sie aufgenommen (Von den Ursachen deß Deutschen Kriegs I, 1479 ff. 4. Buch, 23. Capitel).

In der „Vorrhede“ erklärt S., er habe in Heinrich's Schmach- und Lästerbuch „befunden, das gedachter Hertzog von Braunschweig, seine Vorfaren vnd sich, so hoch vnd gros thut rhuemen, Aber den Churfuersten zu Sachsen, ein einsetzling, wiewol mit keinem grund vnd bestand, nennen thut. Zu dem, das der Hertzog von Braunschweig auch thar furgeben, das der Churfuerst zu Sachsen, nicht beweisen koenne oder werde, das seine Vorfaren, Fuersten, odder auch geringers stands, der zeit, do seine Vorfaren auff Braunschweig vnd Lueneburg gehertzoget worden, gewesen, zu dem, als solten inn des Churfuersten zu Sachsen Geschlecht, nicht Fuersten gewesen sein, so menschliche Thaten begangen.“ Als ein alter Diener des kur- und fürstlichen Hauses, der dreien Kurfürsten gedient hat, will der Verfasser dieser Unterstellung entgegentreten und den Vorzug der Wettiner damit begründen, daß sie 1) von Widukind abstammen und 2) mit den sächsischen Kaisern verwandt sind. Er stützt sich auf urkundliches Material, führt auch getreulich seine Quellen an. Namentlich geht er mit Vorliebe auf solche zurück, die dem Welfenhause freundlich gesinnt sind, also auch für den Gegner unbedingte Beweiskraft haben müssen. Ueber die Methode, die Waffen ungleich zu vertheilen, hat Seelheim (z. B. S. 80) eingehend gehandelt. Doch hebt er hervor, wie S. trotz seiner Polemik dem Gegner gerecht wird. Freilich ist dem ursprünglich rein objectiven Titelblatt in dem mir vorliegenden Drucke eine schärfere Erklärung hinzugefügt: „daraus ein jeglicher Leser befinden wird, mit was offentlich vngrund vnd vnwahrheit derselbe von Braunschweig,

sich elders herkommens gerhümbt . . . inn seinem nehern schandschreiben (zu Seelheim S. 42).

Außerdem ist handschriftlich erhalten eine Geschichte der Juden, der Griechen, der Römer, der Türken, der deutschen Kaiser bis auf König Ferdinand, der Päpste u. s. w. Ein Schriftchen sei noch erwähnt, das des Verfassers Begeisterung für das deutsche Alterthum seine Entstehung verdankt: „Von dem thewern Deudschen Fuersten Arminio: Ein kurtzer auszug aus glaubwirdigen lateinischen Historien", 1535 in Wittenberg veröffentlicht und dem Kurfürsten Johann Friedrich gewidmet. (Eine lateinische Uebersetzung findet sich bei Schardius, Historicum opus. I, 259—298.) Die Anregung hatte S. bei Gelegenheit einer Reise erhalten, auf der er den Teutoburger Wald berührte. Wenn die Schrift auch nur ein Beweis seines vaterländischen Stolzes ist und wenig wissenschaftlichen Werth besitzt, so hat sie dies mit vielen ähnlichen humanistischen Arbeiten, die der Freude über die Schriften des Tacitus ihren Ursprung verdanken, gemein.

Auch bezüglich der Form steht S. im Banne der Auffassung seiner Zeit. Wohl hatte er eine Reihe classischer Vorbilder gelesen, aber trotzdem erhob er sich nicht über die Weise der mittelalterlichen annalistischen Geschichtschreibung. Wir vermissen die Schilderung von Höhepunkten geschichtlicher Entwickelung, wie S. sie z. B. auf den Reichstagen zu Worms und Augsburg erlebt hatte. Nur in kurzen Bemerkungen läßt er seinen Antheil erkennen. Ebensowenig erfahren wir etwas von dem inneren Zusammenhange der einzelnen Handlungen; nur selten wird durch den Hinweis auf frühere Berichte eine Anknüpfung versucht. Namentlich fehlt gänzlich die Zeichnung der zahlreichen hervorragenden Persönlichkeiten, die S. infolge seiner amtlichen Verbindungen bei den verschiedensten Gelegenheiten kennen lernte. Nur bisweilen gibt er in kurzen Einschaltungen persönliche Eindrücke und Urtheile wieder. Aber vermissen wir auch die schöne Einheitlichkeit der Darstellung, so werden wir durch den Reichthum und die Zuverlässigkeit der berichteten Thatsachen entschädigt. Standen S. doch die besten Quellen zur Verfügung. Erstens war es ihm vergönnt, an einem Hofe zu leben, an dem die Fäden der reformatorischen Bewegung zusammenliefen. Dazu zog ihn Friedrich der Weise, wie auch die Nachfolger, bei den wichtigsten Angelegenheiten ins Vertrauen. Die wichtigsten Fürstenzusammenkünfte des Reiches hat er besucht und sich eine seltene Kenntniß von Personen und Verhältnissen erworben. Mit Vorliebe hebt er ausdrücklich hervor, daß er dies oder jenes selbst gesehen oder gehört habe. Zweitens war ihm der umfassende Briefwechsel eine reiche Quelle mannigfacher Belehrung. Was in Dänemark oder Tunis, in Ostpreußen oder England und Frankreich vorging, wurde ihm in ausführlichen Berichten eingehend geschildert. Die politischen und militärischen, religiösen und litterarischen, die persönlichen und nationalen Fragen wurden gleichmäßig erwähnt. Ueber die Stimmungen in den einzelnen Städten, über die Aussichten der oder jener Unternehmungen war er auf das genaueste unterrichtet. Nicht ungern erwähnt er solche Zeitungen, fügt sie wol auch ganz bei. Drittens hatte er unbeschränkten Zutritt zu dem kurfürstlichen Archive. Zu den verschiedensten Arbeiten wurde es ihm ausdrücklich zur Verfügung gestellt und große Sammlungen hatte er angelegt. Durch die Visitationen machte er genaue Bekanntschaft mit den urkundlichen Schätzen der Kirchen und Klöster. Werden archivalische Beweismittel vermißt, so gibt er Anweisung, wo sie sich finden konnten. Er macht darauf aufmerksam, daß in der Magdeburger Angelegenheit wichtige Urkunden in der kaiserlichen Kanzlei, oder in den Lehnbriefen oder in den Todtenbüchern gesucht werden müßten. Viertens schenkte er der monumentalen Ueberlieferung große Beachtung. Bei Gelegenheit seiner Reisen und Visitationen hatte er u. a. auch die Grabdenkmäler der Kirchen und Klöster sorgfältig betrachtet. Diese waren für ihn

um so wichtiger, als das genealogische Interesse bei ihm stark hervortrat. Freilich erhebt er bittere Klage, daß für die Erhaltung dieser wichtigen geschichtlichen Zeugen so wenig gethan worden sei. Er führt die Bedeutung einer Grabschrift des Grafen Gero im Kloster Gernrode an. Doch ist er im Zweifel, ob eine solche erhalten sei. „Denn größeren Unfleiß findet man schier von Anbeginn der Welt nicht, denn vmb dieselbe Zeit.“ Und ein anderes Mal bemerkt er: „Denn wir sind je leider Sew geweſt mit solchen Sachen.“ Fünftens stand ihm eine beträchtliche Büchersammlung zur Verfügung. Er beruft sich vielfach auf die mittelalterlichen Geschichtsschreiber. Anerkennend wird z. B. Thietmar von Merseburg erwähnt „eyn fast erlicher vleissiger man vnd getrewer beschreiber der vier Romischen Kaysser“. Daß er trotzdem mancherlei an ihm auszusetzen hatte, beweist sein Brief an Melanchthon, worin er ihm für die Uebersendung dankt. Er äußert hier, daß Thietmar von heiligen Gebräuchen selbst das Geringste berichte, Sachen von Wichtigkeit dagegen übergehe. Ein anderes Mal beruft er sich auf die ungedruckte dänische Chronik des Saxo Grammaticus, die „der erliche man, D. Albrecht Krantz Dechant zu Hamburg, welcher gar in kurzen Jahren gelebt“, Friedrich dem Weisen geschenkt hatte. Ueber andere Quellen und deren Benutzung sind die Ausführungen bei Seelheim zu vergleichen (z. B. S. 57, wo die Frage aufgeworfen wird, ob S. den Monachus Pirnensis gekannt habe). Bis in sein hohes Alter beschäftigte sich S. mit geschichtlichen Arbeiten, auch dann noch, als sein körperliches Befinden ihn zwang, sich von Amtsgeschäften fernzuhalten.

Bereits 1536 hatte er die Absicht, in den Ruhestand zu treten. Wir erfahren darüber näheres aus einem Briefe des Justus Jonas. Dieser schreibt seinem Freunde, er solle, da er die höfischen Formen genau kenne, ein eingehend begründetes Gesuch an die Wittenberger Freunde schicken, die es dann mit einem unterstützenden Gutachten an den Kurfürsten gelangen lassen würden. Die Angelegenheit wurde so entschieden, daß S. eine Erleichterung in seinen Amtsgeschäften gewährt wurde. In jener Zeit verfaßte er auch sein Testament, dessen Bestätigung durch den Kurfürsten sich im Dresdener Lehnhofe befindet. Die Sorge für seine Familie beschäftigte ihn in den letzten Jahren lebhaft, wie u. a. aus einem Briefe an Herzog Albrecht von Preußen hervorgeht. Dazu hatte er in Altenburg Schwierigkeiten mit dem Schulmeister und dem Rathe; von seinen Gegnern wurde ausgesprengt, er sei bei Hofe in Ungnade gefallen; auch machte er sich wegen einer falschen Entscheidung in Bezug auf die Wiederverheirathung eines Pfarrers schwere Vorwürfe. Wohl tröstete ihn Luther durch ein längeres Schreiben (vielleicht hat er ihn sogar persönlich besucht, wenn das Datum auf einem Becher echt ist); wohl sandte der Kurfürst ihm auf die Nachricht von der Erkrankung seinen Leibarzt, Matthäus Ratzeberger, auch schickte er ihm auf des Letzteren Bericht hin noch ein gnädiges Schreiben, auch ein Faß Wein zur Stärkung, aber schnell ging es mit dem Kranken zu Ende. Er starb am 16. Januar 1545 und wurde vor dem Altar der Bartholomäikirche begraben. Sein stattlicher Zinnsarg mußte noch mehrfach den Platz wechseln. Stigelius rühmte in einem lateinischen Gedichte die Verdienste des Theologen und Geschichtschreibers. Melanchthon nahm sich der Familie treulich an. Der handschriftliche Nachlaß kam in kurfürstlichen Besitz.

Eine bereits vielfach als wünschenswerth bezeichnete wissenschaftliche Lebensbeschreibung G. Spalatin's, deren Schwierigkeiten Th. Kolde (s. u.) S. 455 hervorgehoben hat, fehlt. Er selbst hat Grundzüge dazu hinterlassen in einer Autobiographie, die sich handschriftlich in Gotha befindet und mehrfach benutzt worden ist. Die wichtigsten Schriften über ihn sind: Chr. Schlegel, Historia

vitae Georgii Spalatini, wo sich p. 193—200 ein freilich unvollständiges Verzeichniß der gedruckten und ungedruckten Schriften findet. — Hortleder, Von den Ursachen deß Teutschen Krieges. Gotha 1645. I, 1479 f. — E. S. Cyprian in der 2. Vorrede zu G. Sp. Annales Reformationis. Leipzig 1718. c 4 ff. — J. Wagner, G. S. und die Reformation der Kirchen und Schulen in Altenburg. 1830. — E. Engelhardt, G. Spalatin's Leben in Meurer's Leben der Altväter der lutherischen Kirche. 3. Band. Leipzig und Dresden 1863. — Chr. H. Sixt, G. S. in Piper's evangelischem Kalender. Jahrbuch für 1864. XV, 180—188. — A. Seelheim, G. S. als sächsischer Historiograph. Halle 1876. — Th. Kolde, G. S. in Herzog-Plitt-Hauck, Real-Encyklopädie für prot. Theologie und Kirche. Leipzig 1884. 14², 449—455. — J. und E. Löbe, Geschichte der Kirchen und Schulen des Herzogthums Sachsen-Altenburg. Altenburg 1886. I, 103—105 u. ö. II, 202. — Holtzmann und Zöpffel, Lexikon für Theologie und Kirchenwesen. 2. Aufl. Braunschweig 1888. S. 978. — V. L. von Seckendorf, Commentarius de Lutheranismo. Ed. sec. Lipsiae 1694. Index I. s. v. — F. X. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie. München und Leipzig 1885. — Chr. S. Liebe, Lebensbeschreibungen der vornehmsten Theologorum, sowol Evangelischer als Päbstischer Seite, welche an. 1530 den Reichstag zu Augsburg besucht. Gotha 1730. Vorbericht S. 10, 22, 26 f. — S. 20—24.

Eine Veröffentlichung von Spalatin's Schriften und Briefen begannen Chr. G. Neudecker und L. Preller unter dem Titel: G. Spalatin's historischer Nachlaß und Briefe. Jena 1851. Nur ein Heft ist erschienen (vgl. o.) Um so wünschenswerther erscheint eine Fortsetzung dieses Unternehmens. Eine Schwierigkeit besteht darin, daß wir zahlreiche Briefe an Sp., aber wenige von ihm besitzen. Sie finden sich in den verschiedensten Bibliotheken und Archiven. Genannt seien in erster Linie Weimar und Gotha, dann Basel, Dessau, Dresden, Erfurt, Frankfurt a. M., Jena, Marburg, Meiningen, München, Schlettstadt, Zerbst, Zürich, Zwickau u. a. m. Vieles ist gedruckt in zahlreichen neueren und älteren Briefsammlungen. Erwähnt sei Luther's Briefwechsel, herausgegeben von de Wette, Seidemann, Burkhardt und Enders. — Kolde, Analecta Lutherana. Gotha 1883. — Corpus Reformatorum ed. Bretschneider-Bindseil. Halis Saxonum 1834 ff. — Der Briefwechsel des Justus Jonas. Ges. u. bearb. v. G. Kawerau. Halle 1884, 1885. 1. und 2. Hälfte (Geschichtsquellen d. Prov. Sachsen. 17. Band). — Der Briefwechsel des Conradus Mutianus. Ges. und bearb. v. K. Gillert. Halle 1890. 1. u. 2. Hälfte. (Geschichtsquellen d. Prov. Sachsen. 18. Bd.) — K. Krause, der Briefwechsel des Mutianus Rufus. Kassel 1885 (Zeitschr. d. V. f. hessische Geschichte. Supplement. N. F. IX. — O. Vogt, D. Johannes Bugenhagen's Briefwechsel. Stettin 1888 (Baltische Studien. 38. Jahrgang). — J. Voigt, Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten . . . mit Herzog Albrecht von Preußen. Königsberg 1841. S. 546—574. — Ulrich's von Hutten Schriften, herausgegeben von E. Böcking. Band 1 und 2. Leipzig 1859. — Horawitz und Hartfelder, Briefwechsel des Beatus Rhenanus. Leipzig 1886. — Epistolae Langianae a . . . Knaake collectae . . . editae ab H. Hering. Halis 1886. — F. von Soden und J. K. F. Knaake, Christoph Scheurls Briefbuch. Potsdam 1867 und 1872. 2 Bände. — L. Geiger, Johann Reuchlin's Briefwechsel. Tübingen 1875. (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. CXXVI.) — K. u. W. Krafft, Briefe und Documente aus der Zeit der Reformation im 16. Jahrhundert. Elberfeld 1876. — J. Köstlin, Briefe vom kursächsischen Hofe an A. Tucher. Theol. Studien und Kritiken. 55. Jahrg.

(1882) S. 691—702. — Außerdem die älteren Sammlungen z. B. J. Fr. Hekel, Manipulus epistolarum. Plaviae Variscorum 1695. — A. M. Verpoorten, Sacra superioris aevi analecta. Coburgi 1708. — J. Heumanni Documenta Literaria. Altorfii 1758. — Hummel, Neue Bibliothek. I. Nürnberg 1775. — Kapp, Kleine Nachlese. 3. und 4. Theil. Leipzig 1730. — Herminjard, Correspondance des reformateurs. Genève 1875 ff. 7 Bände. — J. Köstlin, Martin Luther. 2 Bände. 2. Aufl. Elberfeld 1883. — J. Köstlin, Luther's Leben von Julius Köstlin. Theolog. Studien und Kritiken. 55. Jahrg. (1882) S. 547—557. — Th. Kolde, Martin Luther. I, II, 1. Gotha 1884 ff. — K. Schmidt, Philipp Melanchthon. Elberfeld 1861. — K. Hartfelder, Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae. Berlin 1889 (Monumenta Germaniae Paedagogica ed. K. Kehrbach. VII.). — G. Kawerau, Johann Agricola von Eisleben. Berlin 1881. — L. Geiger, Johann Reuchlin, sein Leben und sein Wirken. Leipzig 1871. — K. Krause, Helius Eobanus Hessus. Gotha 1879. 2 Bände. — W. Möller, Andreas Osiander. Elberfeld 1870. — G. Uhlhorn, Urban Rhegius. Elberfeld 1861. — J. W. Baum, Franz Lambert von Avignon. Straßburg und Paris 1840. — Weißenborn, Acten der Erfurter Universität. Halle 1884. II, 204. (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen VIII.) — Chr. Schöttgen, De vita Nicolai Marschalci Thurii, Dresdae 1733. p. 5 (Rostockii 1752. p. 7). — J. Elter, Luther und der Wormser Reichstag (1521). Bonn 1886. Bes. S. 64 f. — O. Redlich, Der Reichstag von Nürnberg 1522—23. Leipzig 1887. — W. Friedensburg, Der Reichstag zu Speier 1526. Berlin 1887. — K. E. Förstemann, Urkundenbuch z. d. Gesch. d. Reichstags zu Augsburg i. J. 1530. 2 Bände. Halle 1833—35. — F. W. Schirrmacher, Briefe und Acten z. d. Gesch. d. Religionsgespräches zu Marburg 1529 und des Reichstages zu Augsburg 1530. Gotha 1876. — G. Plitt, Einleitung in die Augustana. 2 Bände. Erlangen 1867. — G. Plitt, Die Apologie der Augustana. Erlangen 1873. — Jo. Ficker, Die Konfutation des Augsb. Bekenntnisses. Leipzig 1891. — Th. Brieger's Zeitschrift für Kirchengeschichte. I—XIII. (Gotha 1878 ff.). — J. Becker, Kurfürst Johann der Beständige. Leipzig 1890. — J. M. Sixt, Reformationsgeschichte der Stadt Schweinfurt. Schweinfurt 1794. — Th. Kolde, Der Kanzler Brück. Halle 1874. — H. Laemmer, Monumenta Vaticana. Friburgi Brisgoviae 1861. p. 129. — Außerdem findet sich sein Name in allen Schriften über das Reformationszeitalter im allgemeinen, über die Reformationsgeschichte einzelner Gebiete, namentlich Sachsens, zahlreicher Städte, wie Dresden, Leipzig, Freiberg, Meißen erwähnt.

Spalatin's Bild findet man bei Schlegel, Wagner, Engelhardt, Kapp, Nachlese III.

Georg Müller.

Spalding: Georg Ludwig S., Philologe und Schulmann des 18. und 19. Jahrhunderts. Er wurde in Barth in Pommern am 8. April 1762 als der Sohn des Predigers Johann Joachim Sp., des späteren berühmten Theologen und Propstes (s. S. 30), geboren; nach zwei Jahren mit dem Vater nach Berlin übergesiedelt erhielt er hier seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster vornehmlich bei Büsching und Gedike und studirte alsdann von 1779—1782 in Göttingen und Halle Theologie und Philologie. Nach vollendeten Studien unternahm er eine größere Reise durch Frankreich, England und Holland, wurde dann Erzieher im Hause des Prinzen Ferdinand von Preußen und 1787 als Lehrer der griechischen und hebräischen Sprache und Professor am Grauen Kloster angestellt. Er verblieb an dieser Anstalt, allmählich bis zum ersten Professor aufrückend, bis an seinen Tod; 1792

wurde er in Halle zum Dr. phil. promovirt. 1805 machte er eine siebenmonatliche Studienreise durch Italien. Seine wissenschaftliche Tüchtigkeit, zu deren schriftstellerischer Bethätigung ihm das Schulamt reichliche Muße gewährte, erwarb ihm einen hochangesehenen Namen. Nach einer Reihe kleinerer Veröffentlichungen, namentlich über die megarische Philosophenschule („Vindiciae philosophorum Megaricorum" 1792, „Commentar. in lib. de Xenophonte, Zenone et Gorgia" 1793) und einer Ausgabe der Midiana des Demosthenes (1794, von Buttmann wieder herausgegeben 1823) folgte 1798 der erste Band des Hauptwerkes seines Lebens, der groß angelegten Ausgabe der Institutio oratoria des Quinctilianus. Diese für die Kritik und Erklärung des Schriftstellers grundlegende Arbeit, welche ihm die Mitgliedschaft der Berliner (1803) und der Münchener Akademie verschaffte, zu vollenden, war ihm nicht vergönnt: er selbst konnte nur die drei ersten Bände erscheinen lassen, den vierten veröffentlichte Ph. Buttmann nach Spalding's Tode 1816; erst durch den fünften von K. G. Zumpt 1829 herausgegebenen Band und den das Lexicon Quinctilianeum von Bonnell enthaltenden 6. Band (1834) kam das große Werk zum Abschlusse. Die kleineren Arbeiten seiner späteren Jahre sind in den Verhandlungen der Berliner Akademie von 1804—1811 bekannt gemacht. — S. starb am 7. Juni 1811 auf seinem Landgute Friedrichsfelde bei Berlin.

Nachruf von Bellermann im Progr. des Wohlthäterfestes des Gymn. z. Gr. Kloster 1812, S. 9 ff. — Phil. Buttmann, Denkschrift auf G. L. Spalding in den Abhandlungen der Berliner Akademie d. W. 1814, S. 24—41. — Meusel, das Gel. Teutschland, giebt in Bd. XV, 501 und Bd. XX, 530 ein vollständiges Schriftenverzeichniß. — Morgenblatt für die geb. Stände 1811, Nr. 197. — G. L. Walch, Memoria Sp. 1821. — J. Heidemann, Gesch. d. Gr. Klosters zu Berlin 1874, S. 149. — Bursian, Gesch. d. Philol. S. 654, wo als Todestag irrthümlich der 7. Juli 1811 angegeben ist (nach Meusel).

R. Hoche.

Spalding: Johann Joachim S., protestantischer Theologe und Moralphilosoph, geboren am 1. November 1714 zu Tribsees in Schwedisch-Pommern, † zu Berlin am 22. Mai 1804. Die Vorfahren waren aus Schottland nach Mecklenburg, der Vater von Mecklenburg nach Pommern eingewandert. Letzterer war zur Zeit der Geburt des Sohnes Rector, später Pastor in Tribsees. Im Elternhause, auf dem Gymnasium zu Stralsund und der Universität zu Rostock wurde Spalding im Geiste der alternden Orthodoxie unterwiesen, ohne Befriedigung darin zu finden. Von 1733—1749 hielt er sich theils zu Hause, theils in verschiedenen Hauslehrerstellen seiner Heimath, einmal auch einige Monate als Secretär des schwedischen Gesandten v. Rudenskjöld in Berlin auf. Fleißige Lectüre und der Greifswalder Mag. Peter Ahlwardt machten ihn mit der Wolffchen Philosophie bekannt, mehr noch entzückte ihn das Studium Shaftesbury's, den er im Anfang der vierziger Jahre zu übersetzen begann. Gleichzeitig schrieb er aus diesen Anregungen heraus seine „Bestimmung des Menschen", die 1748 gedruckt und später noch oftmals aufgelegt wurde. Sein Berliner Aufenthalt machte ihn mit Sack, Chr. E. v. Kleist und Gleim bekannt, mit letzterem stand er bis 1763 in lebhaftem Briefwechsel. 1747—1757 verlebte er als Pastor in Lassan, wo er sich auch mit Wilhelmine Gebhardi aus Stralsund vermählte, besonders glückliche Jahre. 1757—1764 war er als Pastor und Präpositus in Barth. Hier gab er 1761 seine „Gedanken über den Werth der Gefühle im Christenthum", gegen die namentlich im benachbarten Mecklenburg sich geltend machenden pietistischen Einflüsse gerichtet, heraus. 1762 starb seine Frau, die Mutter Karl August Wilhelm's, des Juristen, und Georg Ludwig's, des Philo-

logen, (s. o.). 1763—1764 hielten sich Lavater, Heinrich Füßli und Felix Heß aus Zürich bei ihm als Gäste auf. 1764 erfolgte, nachdem er mit Maria Dorothea v. Sodenstern seine zweite Ehe geschlossen hatte, seine Versetzung nach Berlin als Propst an St. Nikolai und Oberconsistorialrath. Hier erschien 1772 seine Schrift „Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts und deren Beförderung," die Herder's Provinzialblätter als Gegenschrift hervorriefen, und 1784 seine „Vertrauten Briefe, die Religion betreffend", gegen den wachsenden Materialismus und Atheismus gerichtet. 1774 ward auch seine zweite Ehe durch den Tod getrennt und er schloß 1775 die dritte mit Maria Charlotte Lieberkühn. Das Wöllnersche Religionsedict veranlaßte ihn schon 1788 seine Propststelle niederzulegen. Erst nach 16jährigem Ruhestand ist er verstorben. Spalding's Theologie ist ein milder, vor allen Extremen, aber auch vor jeder Tiefe zurückschreckender Rationalismus mit vorwiegend moralischer Richtung. Religion haben heißt ihm „in dem geglaubten Weltbeherrscher die höchste Tugend verehren, ihr nachstreben und sich zuversichtlich ihres Urbildes freuen". Sein bestes Buch, das vom Werth der Gefühle, vertritt das Recht der Aufklärung gegenüber der Einseitigkeit des Pietismus, sein bedenklichstes, das von der Nutzbarkeit des Predigtamts, die Einseitigkeit der Aufklärung gegenüber dem biblischen Christenthum. Wegen des weitreichenden Einflusses seiner Predigten wurde er „der Erbauer seiner Zeitgenossen" genannt.

J. J. Spalding's Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben mit einem Zusatz von dessen Sohn G. L. S., Halle 1804. — Briefe von Herrn Spalding an Herrn Gleim, Frankfurt u. Leipzig 1771. — Petrich, Pommersche Lebens- und Landesbilder I, 237—270. — Lavater's Aufenthalt bei S., ebenda, S. 324—334.

Hermann Petrich.

Spamer: Franz Otto S., Leipziger Buchhändler, geboren am 29. Aug. 1820, † am 27. November 1886. Er wurde als der Sohn eines hessischen Forstbeamten in Darmstadt geboren, wo er auch seine Jugendjahre verlebte und bei dem Buchhändler Eduard Heil seine Lehrlingszeit durchmachte. Mit 18 Jahren kam er nach Aschaffenburg und später nach Leipzig, wo er mehrere Jahre in dem Hause J. J. Weber's beschäftigt war. Dort lernte er kennen, was es damals in Deutschland an illustrirter Litteratur gab, und bekam einen lebhaften Eindruck von dem Werth und der Bedeutung der Buchausstattung durch Illustrationen. 1847 etablirte er sich; vom 31. März 1847 ist das Schreiben datirt, das die Begründung der Firma Otto Spamer in Leipzig bekannt machte. Aber ehe das Geschäft noch recht in Gang kommen konnte, führte ihn das Revolutionsjahr 1848 nach Wien; von da wurde er weiter nach Osten, nach Ungarn, Siebenbürgen, sogar bis in die Türkei verschlagen. Durch Handelsbeziehungen, die er dort anknüpfte, half er sich nach seiner Rückkehr nach Leipzig empor — er hat zuerst das Insectenpulver nach Leipzig gebracht und in den beiden nächsten Jahren manchen andern, ähnlichen Kleinkram vertrieben. 1851 beginnt sich sein Buchverlag nach einigen vergeblichen Anläufen lebendiger zu regen und schlägt nun die Richtung ein, auf der er später seine großen Erfolge erreicht hat: zu Weihnachten dieses Jahres erschienen die ersten Bände der „Illustrirten Jugend- und Hausbibliothek". Im Laufe von drei Jahrzehnten entstand dann aus diesen Anfängen die große Zahl von Kinder-, Jugend-, Familien- und Volksschriften, die den Namen Spamer's durch ganz Deutschland getragen haben; die bekanntesten sind: der Kosmos für die Jugend, das Buch der Erfindungen, die Welt in Waffen, das illustrirte Konversationslexicon, die Bibliothek des Wissenswürdigsten aus der Gewerbskunde und technischen Chemie, die kaufmännische Bibliothek, Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute u. s. w. Unter dem Pseudonym Franz

Otto hat Spamer auch selbst für seinen Verlag Bücher gemacht, indem er die Arbeiten andrer für seine populären Zwecke benutzte, aber auch aus eignen Sachen immer wieder neues entwickelte; so ist aus dem „Glockenspiel der Potsdamer Garnisonskirche“ die vielgelesene Jugenderzählung „Der große König und sein Rekrut“ und aus den Holzschnitten zur „Welt in Waffen“ wenigstens der Gedanke und der Anfang zu der Kriegszeitung „Die Wacht am Rhein“ hervorgegangen. Schon die Titel seiner bekannten übrigen Bücher: Deutsche Geschichten für die Kinderstube, das Buch berühmter Kaufleute, Vaterländisches Ehrenbuch, Alruna (der Jugend Lieblings-Märchenschatz), Auf hohen Thronen, Männer eigener Kraft, Deutsche Dichter, Denker und Wissensfürsten, lassen die Richtung seiner Thätigkeit erkennen und sind zugleich bezeichnend für seinen Geschmack. Zwei Jahrzehnte lang, etwa von 1860 bis 1880, hat der Spamersche Verlag die erste Stelle in der deutschen Jugendlitteratur eingenommen, verdientermaßen darf man sagen im Hinblick auf die Ehrlichkeit der Bestrebungen Spamer's als Volksbildner und auf die mehr als mittelmäßige Güte vieler seiner Bücher, wenn auch in dem bekannten Ausspruch Diesterweg's, mit dem Spamer seinen Verlag zu empfehlen pflegte: „Hätte ich die Anlegung von Bibliotheken für Menschen von 16 bis 18 Jahren zu bestimmen, so schriebe ich an Herrn Spamer: schicken Sie mir alle Ihre Bücher!“ eine starke Ueberschätzung liegt.

Vgl. C. Michael, Ein deutsches Buchhändlerheim. Leipzig 1880.

G. Wustmann.

Spangel: Pallas S., aus Neustadt a. H., geboren wahrscheinlich in den vierziger Jahren des 15. Jahrhunderts, † im Juli 1512 zu Heidelberg. Scholastischer Theologe und doch Freund des Humanismus. — Wahrscheinlich hat er seine erste Bildung in der Lateinschule seiner Vaterstadt erworben. Im Jahre 1460 wurde er in Heidelberg immatriculirt als Pallas de Noua ciuitate (vgl. G. Töpke, Matrikel der Universität Heidelberg I, 303). Sodann wurde er den 6. October 1466 „ad licenciam in artibus baccalarii“ zugelassen. Von jetzt an kam er an der Hochschule rasch vorwärts: er wurde Baccalaureus der Theologie, Prüfungscommissär (temptator) in der Artistenfacultät, Decan dieser Facultät, und schon 1477 Rector der Hochschule, welches Amt er noch dreimal in der Folgezeit bekleidet hat. Vgl. die Belege bei Töpke a. a. O. I, 354, 378, 398, 442, 443, 466. II, 402, 407, 409, 410, 614—616. Vermöge des hohen Ansehens, das er an der Universität genoß, hatte er öfters den Auftrag dieselbe zu vertreten. Als im Jahre 1483 der berühmte Johannes von Dalberg (Camerarius) als neugewählter Bischof von Worms nach Heidelberg kam, erhielt S. mit zwei weiteren Lehrern der Hochschule den Auftrag, demselben ein Geschenk der Universität zu überreichen (K. Morneweg, Joh. v. Dalberg (Heidelberg 1887) S. 63). Im August 1486 hielt er die Gedächtnißrede auf Marsilius v. Inghen, den ersten Lehrer und Organisator der Heidelberger Hochschule. Im März 1489 besuchte Kaiser Maximilian Heidelberg. Im Auftrage der Universität begrüßte ihn S. mit einer lateinischen Rede, die sich noch erhalten hat: Oratio extemporalis habita ad Maximilianum Romanorum regem, wieder gedruckt bei M. Freher, Rer. German. Script. II. ed. Struvius, p. 465. Im gleichen Auftrag hielt er die akademische Trauerrede, als den 25. Januar 1501 Margaretha, die Gemahlin des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, starb. Die Rede wurde in Heidelberg gedruckt unter dem Titel: „Funebris oratio Pallantis Spangel Theologiae professoris ad Universitatem Heidelbergensem facta de Illustrissime domine Margarete morte Conthoralis quondam Serenissimi Principis etc. Philippi Comitis palatini Rheni etc.“ Seine größte schriftstellerische Leistung ist die Herausgabe eines zweibändigen scholastischen Werkes, der Scripta des

Thomas de Argentina super quattuor libros sententiarum, das 1490 bei Martin Flach in Straßburg erschienen ist. Vgl. die ausführliche Beschreibung dieses Werkes bei Andr. Caronti, Gli incunaboli della R. biblioteca universitaria di Bologna (Bologna 1889) S. 484. Obgleich tüchtiger Scholastiker, ist S. doch ein hochgeschätzter Freund zahlreicher Humanisten. Sein dankbarer Schüler und späterer Freund ist der berühmte Jakob Wimpheling. Bei dessen Streit über die Kapuze des hl. Augustin betheiligte sich S. zu Gunsten Wimpheling's. Demselben Kreis gehört sodann Adam Werner v. Themar an, zuerst Mitglied der Artisten- und später der juristischen Facultät Heidelberg, lateinischer Dichter und Uebersetzer classischer Schriftsteller. Von ihm hat sich ein kleines Gedicht an S. erhalten. Vgl. K. Hartfelder, Werner v. Themar (Karlsruhe 1880) S. 24. Der größte von Spangel's Schülern ist Philipp Melanchthon, welcher von 1509—1512 im Hause Spangel's lebte und dem Heidelberger Lehrer sein ganzes Leben ein treues und pietätvolles Andenken bewahrt hat. Er rühmte dessen gutes Latein, das er von dem berühmten Rudolf Agricola gelernt haben soll. Aus den Angaben Melanchthon's ersehen wir auch, daß S. keineswegs als „Reformator vor der Reformation" bezeichnet werden kann. Er war vielmehr gläubiger Katholik, zugleich ein Freund der Humanisten und ihrer Bestrebungen. Seine Grabschrift rühmt ihn als „geschickt und werth, als treu und fromm, gerecht und hoch gelehrt", der nie seinen eigenen Vortheil gesucht habe.

Litteratur: K. Hartfelder, Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae (Heidelberg 1889) S. 18—24, woselbst die ältere Litteratur verzeichnet ist. Ergänzungen dazu in der Zeitschrift f. d. Geschichte d. Oberrheins. N. F. VI., 161—163. — Weitere Mittheilungen über S. aus einer Handschrift der Universität Upsala stellt H. Holstein in Aussicht.

Karl Hartfelder.

Spangenberg: August Gottlieb S., Bischof der Brüdergemeine, geb. am 15. Juli 1704, † am 18. September 1792, der jüngste von vier Söhnen des Pfarrers Georg Spangenberg von Klettenberg im Hohensteinischen und der Elisabeth Nesen. Der Vater erzog seine Kinder in frommem Geiste. Schon nach einem Jahre verlor S. seine christlich gesinnte Mutter und nach dreizehn Jahren auch noch den Vater, ein Schlag, der den jüngsten am härtesten traf. Die Schule der Armuth lernte er frühe kennen, besonders da eine Feuersbrunst Hab und Gut der Knaben verzehrte. Beim Rückblicke auf sein inneres Leben rühmt S. in seiner von ihm geschriebenen Biographie, daß der gute Hirte ihm unaufhörlich nachgegangen sei, um ihn zu gewinnen. Nachdem er das Gymnasium von Ilefeld absolvirt hatte, bezog er die Universität Jena, um die Rechte zu studiren. Aber als er einst als Gast einer Vorlesung des damals berühmten Theologen Buddeus beiwohnte, sattelte er um. Buddeus nahm den armen, reichbegabten Studenten in sein Haus und an seinen Tisch auf. Wie wohl geschah ihm! Während ein wilder, wüster Geist damals unter den Studenten in Jena herrschte, blieb S. davon unberührt. Dafür erfuhr er zwar manchen Spott, meinte aber, „es sei ihm eine Freude, um Jesu willen für einen Narren gehalten zu werden, und diese Ehre widerfuhr mir reichlich". Damals war Graf Zinzendorf, der Erneuerer der Brüdergemeine, bereits ein berühmter Mann geworden. Was für eine Freude war daher im Kreise der durch Buddeus Erweckten, als der Graf nach Jena kam und dort eine kurze Rede hielt. „Ich war dabei stille" schreibt S. „doch freute ich mich." Als der Graf im Juli 1728 mit mehreren Brüdern abermals Jena besuchte und sechs Wochen daselbst blieb, wurde S. mit denselben innig vertraut. Die gläubigen Studenten vereinigten sich, Freischulen in

den Vorstädten von Jena zu errichten. Namentlich die Kinder in den Armenschulen bediente S. Im April des folgenden Jahres konnte er den lang gehegten Wunsch ausführen, Herrnhut selber zu sehen. „In Ewigkeit werde ich nicht vergessen, wie mir unter den Brüdern gewesen", schreibt er. Schon im Jahr 1726 war er Magister geworden und hatte das Recht erlangt, Vorlesungen zu halten. Dieses Recht übte er treulich und hielt Predigten und Privatversammlungen. Einen Ruf als Hofprediger nach Kopenhagen lehnte er ab. Auch in Halle dachte man an den eifrigen und wissenschaftlich tüchtigen S. Als der König von Preußen die Genehmigung des Rufes aussprach, nahm S. ihn an. An seinen Bruder Georg schrieb er: „Ich habe mich nicht entziehen können, nach Halle zu gehen, weil ich daselbst den meisten Widerspruch, die meiste Arbeit, den geringsten Lohn und die größte Gelegenheit, meinem Heiland zu dienen, vor mir sah." Ein schöner Wirkungskreis sowohl in den Schulen, als auf der Universität lag vor ihm. Freilich die hallischen Lehrer waren nicht gut auf Zinzendorf und Herrnhut zu sprechen, und hierin lag auch der Anfang zu einem Zwiespalt, der ihn schließlich aus Halle vertrieb. Späterhin hat er selber eingesehen, daß er nicht mit der nöthigen Weisheit gehandelt habe. Als man von Seite der theologischen Facultät von ihm verlangte, er solle mit Zinzendorf und den Herrnhutern brechen, erklärte er rundweg, das könne er nicht thun. Bald erfolgte der königliche Beschluß, er sei seines Dienstes enthoben. Noch vor Ostern mußte er Halle verlassen. Am Charfreitag hielt er unter großem Zulaufe in einem Privathaus seine letzte Erbauungsstunde. Der Abschied war ein schmerzlicher. Sein Ziel war nun Herrnhut. Der Graf Zinzendorf nahm ihn alsbald als seinen Gehilfen an. Er fand aber auch bald Arbeit genug. Eben hatte man beschlossen, vier Ehepaare und zehn Brüder nach der dänisch-westindischen Insel St. Croix abzusenden, um den armen Negersklaven das Evangelium zu predigen. S. sollte diese Kolonne begleiten. Ihr Weg ging nach Kopenhagen. Der Oberkammerherr v. Plessen hatte nämlich die Brüder zur Aufsicht über die von ihm anzulegenden Plantagen verlangt. Die Brüder reisten ab und er kam gegen Ende des Jahres 1733 in Herrnhut wieder an. Bald erhielt er einen neuen Auftrag. Er sollte die sogenannten Schwenkfelder, die bisher in Berthelsdorf gewohnt hatten, aber jetzt auswandern mußten, nach Georgien in Nordamerika begleiten. Plötzlich änderten diese ihren Plan und wollten nach Pennsylvanien. Er mußte also von seinem Auftrage abstehen, dagegen vermittelte er für andere Freunde Herrnhuts, die schon auf dem Wege nach Georgien waren, von der englischen Regierung die Ueberlassung eines schönen Stück Landes an dem Savannahfluß. Die Colonie entwickelte sich erfreulich. Hier erhielt er einen Ruf nach St. Thomas, wo die Mission der Brüder unter den Negern guten Fortgang gewonnen hatte. Nur fehlte es den Missionaren zur Verwaltung der Sacramente an der kirchlichen Ordination. Der selbst ordinirte S. ertheilte ihnen dieselbe. Er selbst hatte die Freude, die drei ersten Neger taufen zu dürfen. Nachdem seine Aufträge vollzogen waren, kehrte er nach Deutschland zurück. Bei seinen vielen, besonders auch häuslichen Geschäften, befand er es für nöthig, in den Ehestand zu treten. Im März 1740 vermählte er sich mit der Wittwe Eva Maria Immig. Es war eine glückliche Ehe, obwohl nicht mit Kindern gesegnet. Sie trat mit ihrem Manne in volle Thätigkeit bei der sogenannten Pilgergemeine in der Wetterau. Hier hatte das Ehepaar die ganze Haushaltung zu besorgen. S. war wie dazu gemacht, da er von Jugend auf an Armuth gewöhnt war. Ebenso tüchtig erwies er sich bei Synoden, die im Jahr 1740 in Gotha und in Marienborn abgehalten wurden. Und weil das Werk der Brüdergemeine sich immer mehr ausdehnte, so war seine Betheiligung dabei eine außerordentlich lebhafte und gesegnete. Das erfuhren die Anstalten der Brüder namentlich in England, wohin er im Jahr 1741 mit einer Anzahl

Brüder berufen wurde. Die Direction der Brüdersache lag dort ganz auf seinen Schultern. Daselbst hatte sich eine Gemeine Namens Fullneck gebildet. Aber auch in London, sowie in Yorkshire hatte sich das Werk ausgedehnt. In jener Zeit hatte er eines seiner schönsten und tiefsinnigsten Lieder verfaßt: „Heil'ge Einfalt, Gnadenwunder." Er war fast immer unterwegs. So sollte er die Aufsicht und Leitung der Brüdersache in Amerika übernehmen. Ehe dies geschah, wurde er am 15. Juni 1744 feierlich zum Bischof der Brüderkirche vor der versammelten Gemeine in Herrnhaag geweiht. Noch im August reiste er in Gesellschaft einiger Brüder nach Amerika. Die Brüdergemeine Bethlehem daselbst war der Ort, wo er gewöhnlich seinen Sitz hatte. Von hier und von der Gemeine Nazareth aus arbeitete er mit unermüdlichem Eifer an dem großen Werke, und suchte die Gemeinen zu treuer Arbeit aufzumuntern. Freilich die innere Pflege blieb ihm die Hauptsache. Schon im folgenden Jahr 1745 machte er mit dem bekannten Missionar Zeisberger eine höchst beschwerliche Reise zu den Indianern. Es waren die Irokesen, die er aufsuchte. Er sagt von den christlich gewordenen, daß man sie wie Kinder behandeln müsse, aber dennoch sind es „allerliebste Leute, an denen sich unser Herz erfreut". Das Reich Christi drang siegreich vorwärts unter vielfacher Anfeindung und Verfolgung. Es kam vor, daß als er predigte, mit Steinen nach ihm geworfen wurde, er blieb ganz ruhig dabei und betete sogar für die Feinde. „Unser Stillesein und Dulden", sagte er „rechtfertigt uns in den Gewissen der Menschen. Wenn wir das Gegentheil thun von dem, was man uns Schuld gibt, so erhalten wir einen Sieg nach dem andern." Er sollte wieder nach Deutschland zurück. Der Abschied von Bethlehem erfolgte unter viel Thränen. Im Februar 1750 kam er mit seiner Frau auf dem Festlande an. Hier überreichte er eine Vertheidigungsschrift, die er im Auftrag der Brüder übernommen hatte. Sie führt den Titel: „Declaration über die seither gegen uns ausgegangenen Beschuldigungen, sonderlich die Person unseres Ordinarius (Zinzendorf) betreffend." Diese Schrift war gegen die Angriffsschriften gerichtet, deren damals bereits 600 erschienen waren. Die ruhige, sachliche Behandlung von diesem Melanchthon der Brüdergemeine, wie man ihn mit Recht nennen kann, machte überall einen guten Eindruck. Die Direction des Seminars in Barby, in welcher die Theologen der Brüder gebildet wurden, wurde ihm übertragen. Damit war er ganz an seinem Platz, doch nicht zu lange, denn er erhielt den Auftrag, die Mission in Grönland zu visitiren, aber es kam nicht dazu, denn er hatte den tiefen Schmerz, seine geliebte Ehefrau am 21. März 1751 durch den Tod zu verlieren. Aus der Reise nach Grönland ward nun nichts mehr, denn er sollte nach Amerika, wo seine Anwesenheit so außerordentlich nöthig war. Die brüderliche Einheit war dort gestört und ein Geist der Trennung eingerissen. Es gelang ihm, die Eintracht zwischen beiden Parteien wieder herbei zu führen, so daß er an Zinzendorf schreiben durfte: „Die Parteilichkeit verzieht sich wie der Nebel, wenn die Sonne mit Macht drein schaut." Auch jetzt zeigte es sich, daß die Brüdergemeine gleich im Anfang ihres Entstehens eine Missionsgemeine war. So wollte sie in Nordkarolina ein Stück Land erwerben, um daselbst eine Colonie anzulegen und den Indianern jener Gegenden das Evangelium zu predigen. Das war mit großen Schwierigkeiten verknüpft, doch meinte er, es sei nicht so schwierig, als wenn man 600,000 Mann mit Weib und Kindern durchs rothe Meer führen solle. Nach monatlanger Reise gelangten sie in die Gegend, die hernach Wachau hieß. Erst im Januar 1753 waren sie mit dem Ausmessen von 100,000 Acker fertig. Schon im Mai treffen wir S. wieder in London mit Zinzendorf zusammen. Die Geldangelegenheiten der Brüder waren sehr zerrüttet. Hier war er der Mann des rechten Rathes. Im folgenden Jahre segelte er mit einer Seegemeine von 51 Personen als Vorsteher der sämmtlichen amerikanischen

Brüdergemeinen nach Amerika. Amerika war seine zweite Heimath. Seine ganze Stellung machte es ihm gradezu zur Nothwendigkeit, wieder in den Ehestand zu treten. Die Wittwe Maria Elisabeth Micksch war die Auserwählte. Mit ihr bestand er bei den Gemeinen auf der gemeinschaftlichen Haushaltung, auf der ein besonderer Segen ruhte. Viel Noth und Schmerz verursachten ihm die Indianer mit Sengen und Brennen, mit Rauben und Morden. Namentlich bedrohten und überfielen sie die Indianergemeine Gnadenhütten. Sie steckten das Haus an, in welchem die Brüder waren, und nicht bloß alles Vieh, Hausrath und Vorräthe wurden ein Raub der Flammen, sondern 11 Personen hatten auf schreckliche Weise ihren Tod gefunden. Die Indianer von Gnadenhütten, deren es 600 waren, mußten anderwärts untergebracht werden. Hier trat so recht die christliche Liebe herzerhebend zum Vorschein. Auf einer seiner Reisen im August 1760 nach Philadelphia erhielt S. die schmerzliche Nachricht, daß Graf Zinzendorf am 9. Mai selig entschlafen sei. Schon der Heimgang von Zinzendorf's Sohn Christian Renatus, sowie der Gräfin Erdmuthe Dorothea hatte ihn erschüttert, wie viel mehr der Tod des Grafen. In mehreren Briefen an den Schwiegersohn des Grafen Johannes von Watteville lieh er seinem Kummer Worte. In einem schreibt er von dem Grafen: „Er war das größte Kleinod unserer Zeit, ein schöner Diamant in dem Ringe an der Hand unseres Herrn, ein Diener Jesu ohne Gleichen, eine Säule in dem Hause des Herrn, der Mund des Herrn an sein Volk. Ich danke ihm, der ihn uns geschenkt und so lange gelassen hat. Er tröste euch und uns mütterlich!" Seine Arbeitszeit in Amerika ging jetzt ihrem Ende entgegen. Er besuchte mit seiner Frau noch die sämmtlichen Landgemeinen. Im Juni 1762 verließ er nach herzlichem Abschiede sein geliebtes Amerika. Gerade war die Gemeine zu Herrnhut am 12. November im Saale versammelt und sang das Lied: „O, Haupt voll Blut und Wunden," da trat die ehrwürdige Gestalt Spangenberg's, der in Statur und Gang viel Aehnlichkeit mit Zinzendorf hatte, herein. Die Freude war allgemein. Er fand bald eine ausgedehnte Thätigkeit in der Direction. Im folgenden Jahre fand eine der wichtigsten Synoden in Marienborn statt. Man hielt aufs neue fest an dem Dogma vom verdienstlichen Leiden und Sterben Christi, und die ganze Versammlung erklärte ihre Uebereinstimmung mit sämmtlichen Artikeln der Augsburgischen Confession. S. besuchte nun die neu entstandenen Gemeinen in Schlesien. Im Sommer des Jahres 1769 begab er sich mit der Aeltestenconferenz nach Barby, wo sich die Pflanzschule der künftigen Geistlichen befand. Seine ausgezeichnete Lehrgabe und reiche Erfahrung befähigten ihn, hier richtig einzugreifen. In Barby vollendete er auch sein großes Werk, die Biographie des Grafen Zinzendorf in 8 Bänden. Ebenso wichtig, vielleicht noch wichtiger war sein kurz gefaßter Begriff der christlichen Lehre der evangelischen Brüdergemeine. Das Buch führt den Titel: Idea fidei fratrum. Es wurde in mehrere Sprachen übersetzt. S. war auch sonst noch ein fruchtbarer Schriftsteller, besonders bekannt durch seine lieblichen Kinderreden. Am 15. Juli 1784 trat er in sein 81. Lebensjahr. Man verband damit die Feier seines Amtsjubiläums. Die ganze Brüdergemeine nahm Antheil an dem Feste eines ihrer gesegnetsten Diener. Eine tiefe Wunde schlug ihm der Tod seiner Gattin, mit welcher er 36 Jahre Freud und Leid getheilt hatte. Ihn selber drückte das hohe Alter und doch nahm er innigen Antheil an allem, was sich auf das Reich Gottes bezog, und wohnte regelmäßig den Sitzungen der Unitäts-Direction bei. Auch die Prediger-Conferenz im J. 1790 in Herrnhut erfreute er mit einer Ansprache und leitete die Verhandlungen. Noch immer konnte er ohne Brille lesen, aber das Gehör nahm ab, die Füße schwollen, die Athmungsbeschwerden nahmen zu. Wenn man ihn fragte, wie es ihm gehe? antwortete er gewöhnlich: „Ich denke über alle die Barmherzigkeiten nach, die

der Heiland aus Gnaden an mir thut!“ An einem schönen Augustmorgen wünschte er noch einmal die erquickliche Sommerluft einzuathmen. Man brachte ihn auf seinem Stuhl hinaus ins Erntefeld. Die Schnitter sammelten sich um ihn, er ermunterte sie zum Dank für den reichen Erntesegen, stimmte selber das Lied an: „Nun danket alle Gott“ und ertheilte ihnen danach den Segen. Sein Leben war nun fast nur noch ein sanfter Schlummer, und wenn er zuweilen aufwachte, dankte er für die Barmherzigkeit und Treue des Herrn. Am 18. September 1792 sangen ihm seine Amtsbrüder an seinem Sterbelager Segensverse, unter denen er in der ersten Nachmittagsstunde einschlief. Auf seinem Antlitz leuchtete das Morgenroth des Himmels.

Spangenbergs Selbstbiographie. — Das Leben Spangenbergs von Jerem. Riesler, Barby 1794. — Das Leben Spangenbergs von K. F. Ledderhose, Heidelberg 1846. — Dr. Ritzsch, Spangenbergs Biographie in Pipers evang. Kalender 1855. —

K. F. Ledderhose.

Spangenberg: Cyriacus S., Dichter, theologischer und historischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts. Er war ein Sohn, wahrscheinlich der jüngste Sohn des Johannes S. (s. u.) und wurde am 7. Juni 1528 in Nordhausen geboren. Vom Vater vorbereitet, besuchte er die von diesem gegründete und damals von Basilius Faber geleitete Lateinschule und bezog im Frühjahr 1542 bereits die Universität Wittenberg, unter den glücklichsten Auspicien: Johannes Spangenberg stellte den Sohn den ihm befreundeten Reformatoren persönlich vor, und das Interesse Luther's und Melanchthon's hat ihn durch seine Studienzeit begleitet. Er seinerseits wurde ein begeisterter Schüler und liebevoller Bewunderer Luther's, dessen Bild er zeitlebens in der Seele trug, und hat sich auch wiederholt dankbar zu den Anregungen bekannt, welche Melanchthon seinen wissenschaftlichen Interessen gegeben hatte. Diese umspannten von vorn herein einen weiten Kreis: neben Theologie und Philosophie hat S. schon in jüngeren Jahren historische und litterargeschichtliche Studien mit Vorliebe getrieben und besonders regen Eifer in der Aufsuchung ungedruckter Quellen entfaltet. Den Grund zu dem reichen urkundlichen Wissen, durch das uns die geschichtlichen Werke seiner späteren Lebensjahre Respect abnöthigen, hat er schon in der Universitätszeit gelegt. In Luther's Todesjahr erhielt der noch nicht 19jährige Magister eine Stelle an dem jungen Eisleber Gymnasium und fand hier, wo auch der Vater seit kurzer Zeit als Mansfeldischer Superintendent wirkte, reichlich Gelegenheit und Unterstützung für seine historischen und antiquarischen Liebhabereien. Den erkrankten Vater vertrat er vielfach auf der Kanzel, und mit dem Tode desselben (1550) fiel ihm in schwerer Zeit der Pestilenz die Versehung des Predigtstuhls gänzlich zu; der Uebertritt ins geistliche Amt war damit entschieden. Trotz lockender Berufungen nach auswärts blieb er den Mansfelder Grafen treu und nahm 1553 die Stelle eines Diakonus zu Mansfeld an. Kurz vorher hatte ihn das Auftreten Georg Major's, der als Nachfolger seines Vaters 1552 in Eisleben eingezogen war und hier die Lehre von der Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit vertreten hatte, zum ersten Male auf den theologischen Kampfplatz geführt, ohne daß er hier vorläufig eine litterarische Rolle gespielt hätte. Der majoristische Streit führte rasch genug zur Entfernung seines Urhebers, und auf den Synoden zu Eisleben (1554) und zu Eisenach (1556), an denen auch S. theilnahm, trat die Einigkeit der Mansfeldischen Geistlichen gegenüber den vereinzelten Anhängern des Major beruhigend zu Tage. Nach dem Tode des Hofpredigers Michael Cölius wurde S. (in den letzten Tagen des Jahres 1559) dessen Nachfolger und trat damit auch äußerlich in eine Stellung ein, welche dem gesteigerten Ansehen und Einfluß seiner Person entsprach.

Das Jahrzehnt, das nun folgt, ist in jeder Beziehung die glücklichste und fruchtbringendste Zeit seines Lebens: in Haus und Amt, in Wissenschaft und Litteratur. In den 60er Jahren ist S. nicht nur im Mansfelder Land der Mittelpunkt des geistigen Lebens, sondern weit darüber hinaus eine kirchlich und litterarisch hochangesehene Persönlichkeit. Unter den Grafen von Mansfeld waren einige (Volrad, Karl, Hans Ernst) seine besonderen Gönner, die Geistlichkeit der Grafschaft, an ihrer Spitze der Superintendent Hieronymus Menzel, erblickte in ihm ihren geistigen Führer, und so oft ein mansfeldscher Pastor schriftstellerisch auftrat, mußte S. ein Vorwort oder sonstige Beisteuer liefern. Er selbst war in diesen Jahren ungemein productiv, und in seiner Schriftstellerei kamen die inneren Streitigkeiten der Protestanten zunächst wenig zur Geltung. Dagegen griff er als streitbarer Kämpe zu den Waffen, als die Wiedereinberufung des Trienter Concils den vereinzelten Erscheinungen der Gegenreformation erhöhte Bedeutung zu verleihen schien. „Wider die Bösen Sieben ins Teuffels Karnöffelspiel" (Eisleben 1562) nannte er eine Heptade der kräftigsten litterarischen Invectiven „gegen des Satans Rottgesindlein": von Papst Pius IV. und dem Bischof Stanislaus Hosius flankirt, läßt er den Dominikaner Simpricius, die lutherischen Apostaten Frid. Staphylus und Steph. Agricola und den Kölner Buchdrucker Jaspar Gennep Revue passiren, und auch die vornehme Gestalt des längst im Grabe ruhenden Cardinals Contarini bleibt nicht verschont von den Knüttelschlägen des eifernden Lutheraners, der nur ihm gegenüber nicht sofort die litterarische Polemik in persönliche Schimpferei umwandelt. Das meiste Interesse hat für uns der Streit mit Gennep: er ging aus von der allerdings unglaublich kecken Mache, mit der der betriebsame Drucker den Katechismus des Vaters Johannes S. zu einem katholischen Product umgekrempelt hatte, zog aber weiterhin die Vertheidigung des von Gennep als unzuverlässig angegriffenen Sleidan in die Discussion (s. Varrentrapp, Hermann v. Wied, Beilagen S. 50 ff.) — Weit erfreulicher als diese grobschlächtige Polemik wirken zunächst Spangenberg's Predigten, aus deren reicher Fülle ich nur die 70 Brautpredigten des „Ehespiegels" (Eisleben 1561) und die Lutherpredigten hervorheben will, in denen er theils die geistlichen Lieder zu Grunde legte („Cithara Lutheri", Erfurt 1569/70, 4 Theile), theils Person und Werk des Gottesmannes direct behandelte. Die der letzteren Art hat er seit 1562 an Luther's Geburts- und Sterbetagen gehalten: eine von Rembe (Eisleben 1887) neu herausgegebene Predigt „Martin Luther als Treckejunge" gibt ein treffliches Beispiel von der frischen und anschaulichen Bildlichkeit, der kernigen und treuherzigen Ausdrucksweise dieser wahrhaften Volkspredigten. — Da sind ferner populärtheologische Tractate wie das „Formularbüchlein der alten Adamssprache" (älteste erhaltene Ausgabe von 1562; Erneuerung von Rembe, Dresden 1887), in welchem die Einreden und Ausreden der Lauen und Lässigen im Christenthum eindringlich widerlegt werden; weiter moralisirende Streitschriften, wie der „Jagteuffel" von 1560, der bis zum Theatrum diabolorum (1569) 10 Auflagen erlebte und in der That durch gesundes Urtheil und maßvolle Polemik aus der zahlreichen Teufelslitteratur, die besonders die thüringisch-sächsischen Lande überschwemmte (Goedeke II² 479 ff.), hervorragt. — Auch geistliche Lieder hat S. schon damals gedichtet (Goedeke II² 194): einige in engem, absichtlich engem Anschluß an Luther, andere als wortgetreue Psalmenparaphrasen auf bekannte Melodien; einige nahm er schon in sein „Christlichs Gesangbüchlein" (Eisleben 1568) auf, die Psalmenlieder hat er nachher zu dem „Ganzen Psalter Davids" (Frankfurt und Straßburg 1582) erweitert. Seine historischen Sammlungen machten gute Fortschritte, doch außer zwei frühen Schriften über den Kampf am Welfesholze (1555/56) gelangte vorläufig nur die „Mansfeldische Chronica" (Eisleben 1572) zum Druck; freilich wol die tüchtigste seiner

Leistungen. Ungedruckt blieben damals auch die kleinen neutestamentlichen Dramen, die er in jener Zeit durch seine eigenen und die Nachbarskinder aufführen ließ (Goedeke II² 364): „vom canaanäischen Weiblein" (Math. 15), „von der Heilung des Besessenen (Luc. 11), „von der Ehebrecherin" (Joh. 8), und „von der Speisung der 5000" (Joh. 6); anspruchslose „Hausspiele", wie er sie selbst nennt, von behaglicher Lehrhaftigkeit und naiver dramatischer Gestaltung, die er später (Schmalkalden 1589/90) mit Widmungen an bürgerliche Freunde in Augsburg, Straßburg, Eisleben drucken ließ. Schade, daß uns der bereits 1564 zum Druck gelangte „Hecastus" (Gräße, Trésor III, 228) verloren scheint: wahrscheinlich hat das Drama des Macropedius unserem Theologen doch als Gefäß der Polemik gegen Majoristen und Synergisten dienen müssen.

Denn die dogmatischen Streitereien hatten in Thüringen und speciell im Mansfelder Land sonst keineswegs geruht. Kaum war der persönliche Einfluß Major's beseitigt, so traten die synergistischen Lehren der Jenenser Professoren, besonders des Victorin Strigel, in den Vordergrund: das Weimarer Colloquium zwischen Strigel und Flacius wirft seine Schatten bis in Spangenberg's Predigten und Schauspiele („Vom Besessenen"!) hinein. Aber die Mansfelder Geistlichkeit trat 1564 noch geschlossen der Theologie der Professoren entgegen, und auch als sich an dieses Stadium des Kampfes der flacianische Streit über die Substantialität der Erbsünde unmittelbar anschloß, wußte sich S. Jahre hindurch einig mit seinen gräflichen Herren wie mit seinen geistlichen Amtsbrüdern, die alle die Lehre des Matthias Flacius Illyricus für keine andere als die echte und zwar schriftgemäße Lehre Luther's ansahen. Die persönliche Bekanntschaft des Illyrers machte S. im Spätjahr 1566 zu Antwerpen, wohin sie beide berufen waren, um an der Redaction der Confessio und Agenda mitzuwirken; und von dieser Zeit an hat er mit gesteigerter Entschiedenheit für dessen Person und Lehre Partei ergriffen. Seit dem Jahre 1570 verschärfte sich der Gegensatz zwischen „Accidenzern" und „Substantianern" immer mehr. Die gefährliche Zuspitzung des Ausdrucks auf Seiten des Flacius, die bequeme und dabei effectvolle Art, wie ihm seine Gegner, besonders die Jenenser Professoren Heßhusius und Wigand, ketzerische Consequenzen zuschoben, machten manchen irre, der bisher an der „verderbten Natur" des Menschen keinen Anstoß genommen hatte: die Eisleber Geistlichen, nach einigem Schwanken auch Hier. Menzel, traten auf die Seite der Gegenpartei, immer mehr bröckelte ab und immer kleiner wurde das „wohlgeplagte Häuflein", das sich um den unentwegten Vorkämpfer S. und um seinen gräflichen Beschützer Volrad schaarte. S. entfaltete in dieser Zeit eine ungemeine Rührigkeit: in Disputationen und Colloquien, die resultatlos verliefen, in Predigten und Ansprachen, schließlich in lehrhaften Darstellungen und Streitschriften, für die ihm Graf Volrad auf Schloß Mansfeld eine besondere Druckerei einrichten ließ. An 20 größere und kleinere Schriften hat er über diese Frage verfaßt, voran die „Deutliche und nützlich Erklärung der Lehre von der Erbsünde" (1571) und die „Wahrhaftige und beständige . . . Lehre von der Erbsünde" (1572); für die Einfältigen und wieder für die Kinder hat er seine Lehre besonders erläutert, die übertreibenden Anschuldigungen der Gegner als „schreckliche, öffentliche Landlügen" zurückgewiesen und immer wieder betont, daß er „ein alter und unbeweglicher Discipel Luthers", daß nicht er, sondern die Eisleber abgefallen seien. Die von Wigand erhobene Beschuldigung des Manichäismus führte ihn zu eingehenden Studien über die alte Secte, aus denen später die „Historia Manicheorum" (Ursel 1578) erwuchs, grundgelehrt aber unkritisch wie alle seine historischen Arbeiten.

Die hitzigen Kämpfe der Theologen wurden schließlich zu einer öffentlichen Calamität, die die Bevölkerung und das Grafenhaus in zwei Parteien spaltete

und nach wiederholten Androhungen zu einem Einschreiten der Lehnsherren führte. Mansfeld, durch S. der Hauptsitz der Flacianer, wurde von Truppen des Administrators von Magdeburg, Joachim Friedrich, besetzt und S., den man schon einmal aus der Stadt verwiesen hatte, jetzt endgiltig vertrieben. Er nahm seinen Aufenthalt zunächst im Amt Sangerhausen, wo ihn Graf Volrad treulich unterstützte. Ja dieser folgte ihm, als sich S., wie es scheint durch seinen Widerstand gegen die Concordienformel des Jac. Andreä (1577), auch in Sangerhausen unmöglich gemacht hatte, ins Exil nach Straßburg, in dessen Nähe er bald darauf gestorben ist.

S. blieb in Straßburg, ohne Amt, aber darum nicht ohne Anfeindung, bis ihm 1581 eine Pfarrstelle in dem oberhessischen Städtchen Schlitz zugänglich wurde. Fast 10 Jahre hat er hier gewirkt, das Trostbuch seines Exils, den „Psalter gesangsweise" (Frankfurt 1582) erscheinen sehen, die „Mansfeldische Chronica" zu einer „Sächsischen Chronica" (Frankfurt 1583) erweitert, seine 4 biblischen Schauspiele (Schmalkalden 1589, 1590) drucken lassen und ein großes genealogisches Werk, den „Adelsspiegel" (Schmalkalden 1591) dem Abschluß nahe gebracht. 1590 wurde ihm auch hier der Stab vor die Füße gesetzt, und wieder stellenlos ließ er sich unter dem Schutze des Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen-Cassel in Vacha a. d. Werra nieder. Seine Feder ermüdete auch jetzt noch nicht: in Münz- und Kalenderfragen hat er öffentlich das Wort ergriffen und confessionelle Vorurtheile gegen den Gregorianischen Kalender nachdrücklich bekämpft. 1595 oder 1596 ist er abermals nach Straßburg übergesiedelt, wo er in dem jugendlichen Grafen Ernst v. Mansfeld, der hier Kanonikus war, einen Gönner und in seinem jüngsten Sohne Wolfhart (s. u.) eine Stütze hatte. Er trat auch in freundliche Beziehungen zu der Straßburger Meistersingerschule, als diese sich 1597 nach langem Schlummer neu constituirte, und widmete ihr handschriftlich sein unordentliches und kritikloses, aber gelehrtes und liebenswürdiges Buch „Von der edlen und hochberüembten Kunst der Musica unnd deren Ankunfft, Lob, Nutz unnd Wirckung, auch wie die Meistersinger aufkhommen, vollkhommener bericht" (herausg. v. Keller, Stuttgart. Litt. Ver. 1861). Von seinen historischen Werken brachte er noch die „Hennebergische Chronica" (Straßb. 1599) und eine Monographie über „Bonifacius" (Schmalk. 1603) zur Veröffentlichung, während er manches andere, wie eine „Chronica der Grafen zu Holstein, Schauenburg 2c." (gedruckt Stadthagen 1614) und eine solche der Bischöfe zu Verden (gedruckt Hamburg 1720?) handschriftlich hinterließ. Gestorben ist er zu Straßburg am 10. Februar 1604.

Ueber Spangenberg's Rolle in den dogmatischen Streitigkeiten seiner Zeit steht mir ein zusammenfassendes Urtheil nicht zu. Wahrheitsliebe und Gottvertrauen und dabei das unerschütterliche Bewußtsein einer heiligen Treupflicht gegen den Wittenberger Gottesheld und sein schriftgemäßes Christenthum sichern ihm unsere menschliche Sympathie. Scheiden wir aus seiner Production, die gegen 100 selbständige Schriften umfaßt, die theologische Polemik und ferner die historischen Werke aus, in denen Forschung und Darstellung über die reichen Ergebnisse des gelehrten Sammeleifers niemals Herr geworden sind, so bleibt in den geistlichen Liedern, den Schauspielen und besonders in den lebhaften Prosaschriften („Christliche Haustafel," „Jagteufel," „Formularbüchlein der Adamssprache," „Predigten" u. s. w.) die litterarische Physiognomie eines Schriftstellers von kräftigem Naturell und mäßiger Formbegabung, dem Luther's Schriften und sein persönliches Vorbild in Fleisch und Blut übergegangen sind. Der Litterarhistoriker aber schätzt in S. überdies einen Mann, dessen Auge früh mit Interesse auf den alten Handschriften geweilt hat und der, wenn er auch den Wust meistersingerischer Tradition

nicht hinwegzuräumen wußte, sich doch keineswegs auf ihn beschränkte und z. B. über die Rolle der Poesie bei den alten Deutschen überraschend richtig urtheilt.

J. G. Leuckfeld, Historia Spangenbergensis oder historische Nachricht von dem Leben, Lehre und Schriften Cyr. Spangenbergs. Quedlinburg und Aschersleben 1712. — Eine eingehende Biographie ist zu erwarten von Lic. H. Rembe, vgl. vorläufig dessen Erneuerung von Cyr. Spangenbergs Formularbüchlein der alten Adamssprache. Mit Lebensbeschreibung Spangenbergs und einem Verzeichniß seiner Werke (reichhaltig, aber doch nicht vollständig). Dresden 1887. — Briefwechsel des C. S. Hrsg. von H. Rembe I 1550—1584. Dresden 1888. — Preger, Matthias Flacius Illyricus. — Goedeke[2] II, 174, 194, 363 f., 480. — Varrentrapp, Hermann v. Wied, Beil., S. 50 ff. — Weitere Litteratur bei Herzog-Plitt XIV, 473.

Edward Schröder.

Spangenberg: Ernst Peter Johann S., Dr. jur. und hannoverscher Oberappellationsgerichtsrath, geboren zu Göttingen am 5. August 1784, † zu Celle am 18. Februar 1833. S. ist der zweite Sohn von elf Kindern des Professors Georg Aug. S. (siehe S. 42) und dessen auch als Dichterin bekannten Gattin Dorothea, geb. Wehrs. Er besuchte das Gymnasium, von 1803 bis 1806 die Universität seiner Geburtsstadt, wo er unter Anleitung seines gelehrten Vaters juristische Vorlesungen hörte. In demselben Jahre, in dem er mit der Inauguraldissertation „Historiae feminarum Romanarum civilis specimen“ (Göttingen 1806, 4°) die juristische Doctorwürde erlangte, verlor er seinen Vater. Die Familie, hierdurch ihrer festesten Stütze beraubt, gerieth deshalb in eine bedrängte Lage, welcher Umstand den jungen S. anspornte, mit verdoppeltem Eifer an seiner wissenschaftlichen Ausbildung zu arbeiten. 1808 wurde er in dem neu errichteten Königreiche Westfalen und zwar bei dem in seiner Vaterstadt eingesetzten Tribunal erster Instanz Assessor, 1809 bei demselben Gerichtshofe Greffier und 1810 Tribunalrichter bei dem Districtstribunale Verden; hier lernte er ein Frl. v. Stade kennen, welche er 1815 als Gattin heimführte. Aber auch in Verden war seines Bleibens nicht. 1811 wurden das Weser- und Elbegebiet mit Frankreich vereinigt und in Hamburg ein kaiserlich französischer Gerichtshof eingesetzt; an diesen wurde S. 1812 als Generaladvocat berufen. Nach Wiederherstellung des Königreichs Hannover kehrte S. trotz vortheilhafter Anerbietungen, die ihm in Hamburg gemacht wurden, in sein Heimathland zurück, wo er 1815 bei der Justizkanzlei in Celle als Assessor mit knappem Gehalte Verwendung fand und im nächsten Jahre zum Rath vorrückte. 1824 wurde er in Würdigung seiner Leistungen vom König Georg IV. zum Rath auf der gelehrten Bank des Oberappellationsgerichtes befördert und 1831 nach Auseinandersetzung einer verworrenen Grenzstreitigkeit zum Beisitzer des geheimen Rathscollegiums ernannt. — S., infolge wissenschaftlicher Leistungen Ehrenmitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, war in seinen Mußestunden auch litterarisch thätig. Er lieferte in die gelesensten Fachzeitschriften reichhaltige Artikel und Aufsätze, daneben auch Abhandlungen über Gesetzgebung und Organisation, veranlaßt durch die französischen Eroberungen auf dem rechten Rheinufer. Endlich sei von seinen größeren Schriften erwähnt: „Westphälisches Staats- und Privat-Recht in Grundrissen“ (Göttingen 1808). „J. Cujas und seine Zeitgenossen“ (Leipzig 1822). „Beiträge zu den deutschen Rechten des Mittelalters ꝛc. ꝛc.“ (Halle 1822). „Lehre vom Urkundenbeweise“ (Heidelberg 1827, 2 Bände). Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften gibt der neue Nekrolog der Deutschen Jahrg. 1833 Th. I. S. 126 u. 127, welcher zugleich eine Lebensbeschreibung unseres Gelehrten enthält. S., auch im Privatleben geehrt und

geschätzt, hinterließ bei seinem Tode eine Wittwe mit zwei minderjährigen Söhnen.

Eisenhart.

Spangenberg: Georg August S., Rechtslehrer, geb. zu Göttingen am 4. December 1738, † daselbst am 4. März 1806. S., der Vater des bereits erwähnten Ernst Peter Johann, machte in Göttingen seine philosophischen und juristischen Studien; begleitete sodann als Hofmeister mit dem Titel eines gräflich Stolberg'schen Rathes von 1761—1766 zwei junge Grafen Stolberg-Stolberg auf Reisen und fremde Hochschulen, wurde 1771 in Göttingen außerordentlicher, 1784 ordentlicher Professor der Rechte, las als solcher Institutionen, Pandecten und römisches Staats- und Privatrecht, und starb daselbst nach 35jähriger Lehrthätigkeit in einem Alter von 67 Jahren 4 Monaten. Er hinterließ einige nun außer Gebrauch gekommene Schriften, so über „Morgengabe" (Göttingen 1767 4°) „Commentatio de muliere ob testium solemnitatem testimonii ferendi" (1770 4°). „Codicis repetitae praelectionis l. etc." (Göttingen 1776 4°). Außerdem besorgte er nach dem Tode des Geh. Justizrathes Georg Christ. Gebauer die Herausgabe des von diesem bearbeiteten „Corpus juris civilis etc." (Göttingen 1776 4°), welches Werk in der Allgem. Teutschen Bibliothek (S. 278—92) eingehend besprochen ist.

Weidlich, Biograph. Nachr. 2. Theil, S. 371—74. — Pütter, Gelehrten-Gesch. v. Göttingen, Th. II, S. 134 § 105. Th. III, S. 70 § 32.

Eisenhart.

Spangenberg: Georg August S., Professor der Medicin und Arzt, geb. am 10. December (October?) 1779 zu Bützow, als ältester Sohn des mecklenburg.-schwerinischen Canzleiraths und Professors der Medicin Peter Ludolph (nicht Rudolph) S. und der Dorothea Magdalena geb. Sibeth, † am 8. Juli 1837 in Albano bei Rom. Vorgebildet auf der Schule zu Kloster Bergen, studirte er Medicin in Göttingen und Würzburg, woselbst er 1801 promovirte. Er ließ sich als praktischer Arzt in Braunschweig nieder und wurde 1803 als ordentlicher Professor in das Obersanitätscollegium berufen. Später wurde er auch Oberarzt des Central-Militärhospitals und hielt Vorlesungen am anatomisch-chirurgischen Lyceum. Im J. 1808 wurde S. nach Kassel als Leibarzt der regierenden Königin von Westfalen berufen. Auch hier war er Chef des Central-Militärhospitals und Arzt an der kgl. Militärschule. Nach dem Sturz Jerôme Bonaparte's kehrte er auf kurze Zeit nach Braunschweig zurück, um von dort 1815 nach Hamburg überzusiedeln. Hier erlangte er bald als praktischer Arzt eine ausgedehnte Praxis und ehrenvolle Stellung; u. a. wurde sein außerordentliches Gedächtniß gerühmt, wodurch er sich schnell erinnerte, in welchen Schriften vorkommende seltene Krankheitsfälle beschrieben wären. Von seinen ziemlich zahlreichen Schriften, die m. E. alle vor seiner Hamburger Zeit verfaßt worden sind, werden von Gurlt und Hirsch (Biographisches Lexikon der hervorragendsten Aerzte Band V, S. 476) die folgenden namhaft gemacht: „Neue theoretisch-praktische Darstellung der Blutflüsse in medicinischer Hinsicht." Braunschw. 1805. — „Ueber die Entzündung der Arterien und deren Ausgang" (Horn's Archiv für medic. Erf. V, 1804). — „Ueber Nervenanschwellungen" (Ebendaselbst). — „Ueber die Entstehung der Form des Hornhautstaphyloms" (Neues Archiv IX, 1809). — „Ueber eine Typhusepidemie" (ib. X, 1809). — „Kurze Nachricht über den Zustand des Militär-Krankenhauses in Braunschweig v. J. 1809" (ib. XII, 1810). S. besaß eine ausgezeichnete Gemäldesammlung meist älterer, besonders niederländischer Meister und „war selbst ein Kunstkenner ersten Ranges". Als andauernde Kränklichkeit ihn nöthigte, seine ärztliche Praxis niederzulegen und

Genesung im Süden zu suchen (im J. 1836), ging diese Sammlung in den Besitz von Nicolaus Hudtwalcker (Bruder des Senators, s. A. D. B. XIII, 279) über und ist, durch spätere Erwerbungen vermehrt, neuerdings unter dem Namen der Hudtwalcker-Wesselhöft'schen Sammlung an die Hamburger Kunsthalle gekommen. Auch in Rom, wo S. sich 1836/37 länger aufhielt, wurde sein Haus und sein Umgang gern von Künstlern aufgesucht. Leider schaffte ihm der Süden keine Genesung. S. war in erster Ehe verheirathet mit Henriette Wilhelmine Henneberg aus Braunschweig, einer Tochter von Georg H. und der Stieftochter Lessing's Amalie geb. König, der Sohn dieser Ehe ist der Landesökonomierath Wilhelm Spangenberg († am 25. April 1892 in Hameln), wiederholt Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Aus des Professors S. zweiter Ehe mit Luise Marie Sillem stammen die Maler Louis S. und Gustav S. († am 17. December 1891), beide Mitglieder der königlichen Akademie der Künste in Berlin.

Hamburger Schriftsteller-Lexikon VII, 239, woselbst noch einige Schriften außer den angeführten genannt sind. — Neuer Nekrolog der Deutschen. 1838. Nr. 37. — Gurlt und Hirsch a. a. O. — Familiennachrichten.

Sillem.

Spangenberg: Johann S., protestantischer Prediger, † 1550. S. verdient in der Geschichte des Reformationszeitalters als Reformator im Südharz und als Erbauungs- und Schulschriftsteller besonders beachtet zu werden; gleichaltrig mit Luther hat er ganz im Geiste Luther's gewirkt und dessen volles Vertrauen besessen. Geboren wurde S. in dem kleinen Städtchen Hardegsen im Fürstenthum Calenberg am 3. März 1484, weshalb er sich später Hardesius, Hardesianus, Herdesianus u. s. w. zu nennen pflegte; seine Vorbildung erhielt er auf den Schulen der beiden benachbarten Städte Göttingen und Eimbeck; seine erste amtliche Anstellung wurde ihm in Gandersheim zu Theil, wo er die dortige Schule leitete. Aber der Drang, sich weiter zu bilden, zumal den neuen Geist des eben aufblühenden Humanismus auf sich wirken zu lassen, zog ihn 1509 auf die Universität und zwar auf diejenige Hochschule, auf welcher damals im mittleren Deutschland dieser Geist am kräftigsten wirkte, nach Erfurt. Hier promovirte S. zum Magister und beschäftigte sich selbst durch Unterrichtgeben, bis ihn eine Vocation des Grafen Botho zu Stolberg in die Gegend führte, in welcher er sein Lebenswerk vollführen sollte, zunächst nach Stolberg selbst, wo S. als Schulrector eintrat und darauf auch eine Predigerstelle erhielt. Mit großem Fleiße wirkte er schon hier auf der Kanzel und, wie sein Biograph Menzel, der seine Nachrichten von der Spangenberg'schen Familie selbst erhalten hat, uns berichtet, schon damals in evangelischer Gesinnung. Drei Jahre hindurch, sagt Menzel, habe S. in Stolberg als Prediger dem Volke eifrigst das Wort der heiligen Schrift in nichtgewohnter Weise (non consueto more) ausgelegt (Kindervater, s. unten, S. 275). Von Stolberg siedelte er 1524 nach der freien Reichsstadt Nordhausen als Pastor an der Kirche S. Blasii über. Es war die Zeit jener furchtbaren socialistischen Revolution, die als deutscher Bauernkrieg berüchtigt ist und deren schwere Noth auch Nordhausen fühlen mußte. Da die dortige Schule damals sehr darniederlag, sammelte S. Schüler aus Familien, die eine höhere Bildung erstrebten, in sein Haus und lehrte ihnen die Elemente classischer Bildung; auch ließ er sich auf Befehl des Rathes die Reorganisation der Stadtschule sorgsamst angelegen sein, indem er sich um Gewinnung tüchtiger Lehrer bemühte und zur Unterweisung der Jugend hervorragend brauchbare Lehrbücher verfaßte, so daß man ihn „Scholae Nordhusanae Episcopum“ zu nennen pflegte (aber „Rector“ der Schule daselbst ist er nicht gewesen). Eine ungemein reiche Thätigkeit hat S. so, erbauend und lehrend, von 1524 bis 1546 in

Nordhausen entfaltet, und in solchem Grade angesehen war er bei den regierenden Persönlichkeiten im Südharz, daß er im letztgenannten Jahre, als das berühmte Cistercienserkloster Walkenried am Harz reformirt werden sollte, auf Befehl des Grafen Ernst von Hohnstein in Gemeinschaft mit dem Hohnsteinschen Kanzler Heinrich Rosenberg die Reformation in demselben durchführte; am 31. März 1546 war dies für die Reformation im Südharz recht wichtige Werk beendet (Ecstormii Chronicon Walckenredense p. 221 und Leuckfeldi Antiquitates Walckenredenses, p. I, c. 21, p. 476; bei Kindervater S. 262). Daß auf einen so ehrwürdigen Mitarbeiter Luther's sich die Augen auch anderer Kirchen- und Schulpatrone richteten, um ihn für amtliche Stellungen zu gewinnen, ist leicht erklärlich; selbst bis nach dem fernen Königsberg hin war sein Ruf gedrungen; als daher Herzog Albrecht dort im J. 1541 eine hohe Schule eingerichtet hatte, welche 1544 zur Universität ausgestaltet wurde, trug er in einem sehr ehrenvollen Berufungsschreiben vom 6. October 1543 das Rectorat derselben dem gelehrten Magister Johann S. zu Nordhausen an. Aber der Rath der Stadt wollte den hochgeachteten Mann nicht ziehen lassen; so lehnte S. diesen, wie alle anderen an ihn ergangenen Berufungen ab. (Die Urkunden der Berufung nach Königsberg aus Handschriften gedruckt bei P. Tschackert, Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogthums Preußen III. Bd. 1890, Nr. 1576, 1596 und 1597.) Dennoch stand ihm noch im hohen Alter ein Wechsel seiner Berufswirksamkeit bevor, den er nicht gesucht hatte, welchen er aber auch nicht verhindern mochte: kein Geringerer als Luther selbst drang 1546 (unmittelbar vor seinem Tode) in ihn, einem Rufe nach Eisleben zu folgen, um als Superintendent das ganze mansfeldsche Kirchenwesen zu leiten; für die Grafen von Mansfeld aber, zwischen denen Luther eben Einigkeit hergestellt hatte, sollte die ehrwürdige Persönlichkeit Spangenberg's ein Ersatz für diesen selber werden. Schon 62jährig trat er dieses neue Amt an, das ihm wie durch ein Testament Luther's übergeben war. Unter den jungen Geistlichen, welche S. hier ordinirt hat, ragte später Johann Wigand, der lutherische Streittheolog († 1587 als Bischof von Pomesanien) hervor, und zwar war diese Ordination, wie Wigand selbst erzählt, die erste, welche seit der Reformation in Mansfeld vorgenommen worden ist. (Herzog, Realencykl. 2. A. Bd. XVII (1886) S. 104.) Indeß nur vier Jahre war es S. vergönnt, hier zu wirken; am 13. Juni 1550 starb er im Alter von 66 Jahren. Auch hier hat er als Prediger unermüdlich gearbeitet, indem er manchmal an einem Tage viermal predigte (Menzel bei Kindervater S. 279). S. hatte 1527 in Nordhausen geheirathet, bei seinem Tode hinterließ er seine Wittwe und vier Söhne, von denen der erste, Jonas, Medicin studirte, die drei anderen aber, Konrad, Michael und Cyriacus, Theologen wurden. Sein Wahlspruch lautete „Doctrinam falsam vita cane peius et angue", (Crügeri Catalogus virorum illustrium p. 167, bei Kindervater S. 262); die „wahre Lehre" aber war ihm die der Wittenberger Reformatoren, daher er nicht bloß bei Luther, sondern auch bei Melanchthon hohes Ansehen genoß, wie aus zahlreichen brieflichen Aeußerungen beider ersichtlich ist. Vgl. Luther's Briefe, hrsg. von de Wette, Bd. VI, hrsg. von Seidemann, S. 620, 696 und Corpus Reformatorum Vol. X, p. 411. Als Prediger zeigte er, wenn wir nach seiner gedruckten „Postille für junge Christen" urtheilen, einen „milden, christlichen Geist, voll reifer evangelischer Erfahrung", und in der Form waren seine Predigten „klar bis zur Durchsichtigkeit" (Christlieb in Herzog's Realencykl. 2. A. Bd. XVIII (1888) S. 520).

Die Schriften Spangenberg's sind (von Klippel, s. unten) in vier Classen geordnet worden; sie zerfallen danach in Predigten, Kirchenlieder, Lehrschriften und Erbauungsschriften. Wir notiren aus denselben die wichtigsten.

a. Spangenberg's Predigten. In den Jahren 1542—1544 veröffentlichte S. eine Postille in vier Theilen für junge und einfältige Christen (gedruckt zu Magdeburg), Predigten mit Fragen und Antworten in edler Einfachheit, in Volksthümlichkeit und mit großem didaktischen Geschick. Der Erfolg dieses Werkes war ein geradezu bewunderungswürdiger; es erlebte eine Auflage nach der andern vom 16. bis in das 18. Jahrhundert hinein, wurde in das Lateinische und in das Plattdeutsche übersetzt und ist neben Luther's beiden Postillen das verbreitetste Predigtbuch des Reformationszeitalters gewesen. (Die Abdrücke sind nicht zu zählen.)

b. Kirchenlied und Kirchengesang. Die Jugend zum Singen anzuleiten, bezweckte Spangenberg's Schrift „Quaestiones musicae in usum scholae Northusanae, oder Wie man die Jugend leichtlich und recht im Singen unterweisen soll.“ Wittenberg 1542. Zum Zwecke gottesdienstlicher Erbauung veröffentlichte er ferner zwei Sammlungen von Kirchenliedern: „Alte und neue geistliche Lieder und Lobgesänge von der Geburt Christi ꝛc.“ Erfurt 1543, 44 und „Cantiones ecclesiasticae oder Kirchengesänge deutsch, auf die Sonn- und Festtage durchs ganze Jahr.“ Magdeburg 1545 u. öfter. Heute dürften sich indeß diese Lieder nur noch selten in evangelischen Gesangbüchern finden. Bemerklich dagegen bleibt eine hymnologische Arbeit erklärender Art, indem er 1545 „Zwölf christliche Lobgesänge und Leisen erklärt und erbaulich ausgelegt“ (gedruckt zu Wittenberg) herausgab. „Er ist damit der Vorläufer eines vielbearbeiteten Zweiges der hymnologischen Litteratur, der erbaulichen Liedererklärung geworden.“ (Klippel-Wagenmann s. unten.)

c. Die Schul- und Lehrschriften Spangenberg's fassen das für den damaligen Schulunterricht in Stadtschulen Nothwendige ins Auge. Da erklärte S. z. B. den Katechismus Luther's lateinisch „Catech. Luth. per quaestiones explicatus“, überarbeitete den Psalter in „Psalterium carmine elegiaco redditum“, schrieb Fragestücke zum Trivium unter dem Titel „Erotemata Trivii s. grammaticae, rhetoricae, dialecticae quaestiones“ 1541 u. öfter. Die Perle unter seinen Lehrschriften dürfte aber die „Margarita theologica“ sein, welche im Anschluß an Melanchthon's Loci theologici die vorzüglichsten Loci der christlichen Lehre in Fragestücken behandelte und der Geistlichkeit des Herzogthums Grubenhagen als Lehrbuch dienen sollte („omnibus pastoribus etc. summe utilis et necessaria“ steht auf dem Titel), daher es denn auch mit einer Dedication an Herzog Philipp von Braunschweig-Grubenhagen erschien. (Editio princeps 1540, seitdem öfter gedruckt.)

d. Zu den ascetischen und Erbauungsschriften von S., welche in der Neuzeit der um die Geschichte der reformatorischen Erbauungslitteratur sehr verdiente Pfarrer Beck (Geschichte der ev. Erbauungslitteratur I, 98 ff.) behandelt, gehören unter anderem ein „Neu Trostbüchlein für die Kranken und wie sich ein Mensch zum Sterben bereiten soll“, ferner „Vom christlichen Ritter, mit was Feinden er kämpfen muß“ (1543), Psalmen-Auslegungen u. a. m.

Quellen für Spangenberg's Leben sind 1) seine Schriften; 2) seine Correspondenz, soweit sie sich in den Briefsammlungen der gleichzeitigen reformatorischen Persönlichkeiten findet; 3) eine dichterische Vita verfaßt (im J. 1550?) von seinem Nachfolger in Eisleben Hieronymus Menzel nach Angaben der Hinterbliebenen Spangenberg's (vgl. Kindervater S. 266) gedruckt unter dem Titel „Epicedion in memoriam Jo. Spangenberg“ (Basel 1561), neugedruckt in Kindervater, Nordhusa illustris (Wolfenbüttel 1715, 8°) S. 266—285. Bearbeitungen des Lebens Spangenberg's, auf Menzel's Epicedion ruhend, lieferten Melchior Adam, Vitae theolog. Germ. p. 98. — Leuckfeld, Hist. Spangenb. 1712, 4°. — Kindervater, Nordhusa illustris (1715) S. 250 bis

266, zum Theil mit Benutzung von Handschriften. — Förstemann, Mitth. zu einer Gesch. der Schule in Nordhausen. — Klippel, Deutsche Lebensbilder, Bremen 1853, S. 1 ff. — Koch, Kirchenlied I, 372 ff. — Beste, Kanzelredner I, 140. — Beck, Gesch. der ev. Erbauungslitteratur I, 98 ff. — Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung, 1884, Nr. 13. — Artikel „Spangenberg, Joh." von (Klippel-) Wagenmann in Herzog's Real-Encyklopädie. 2. Aufl. Bd. 14 (1884), S. 467 ff.

Paul Tschackert.

Spangenberg: Wolfhart S., Dichter und Theologe, nannte sich nach der Weise der Humanisten Lycosthenes (Wolfhart, wie der Augsburger Prediger Wolfhart) Psellionoros (Spangenberg) Andropediacus (von Mansfeld), aber auch Wartolf. Er war als der sechste Sohn des Cyriacus Spangenberg (s. d. Art.) zwischen 1570 und 1575 zu Mansfeld geboren. Mit dem Vater, der als Anhänger des Matthias Flacius vertrieben wurde, mußte der Sohn schon 1575 aus Mansfeld weichen und kam 1577 mit ihm nach Straßburg, dann nach Schlitz in Oberhessen, endlich nach Vacha, von wo der Vater sich nach Straßburg zurückzog. Vom Vater tüchtig geschult und mit dessen litterarischen und dichterischen Neigungen früh vertraut, bezog Wolfhart die Universität Tübingen, wo er am 10. Februar 1591 Magister wurde. Hier eröffnete sich dem Jüngling die Aussicht auf eine gute Heirath und damit nach altem Brauch auf eine akademische Laufbahn. Doch mußte ihm bei der strengen Geltung der Concordienformel auf der Universität Tübingen die flacianische Richtung, die er mit dem Vater theilte, hinderlich werden. So kehrte er nach Straßburg zurück, wo er als Corrector in den Druckereien sein Brot erwarb. Da er vom Vater die dichterische Neigung ererbt hatte, trat er gleich ihm in die Gesellschaft der Meistersänger, wo er bald eine leitende Stellung bekam. Bald nach seinem Eintritt 1601 saß er im Gemerke 1604—1611. Am 20. April 1600 gründete er seinen Hausstand. Seine Gattin war Judith Span, Wittwe des Straßburger Einspännigen Georg Gart, welche einen Sohn Joh. Georg in die Ehe brachte, der aber nach 11 Jahren starb.

Der Broterwerb in der Druckerei ließ S. Zeit, sich litterarischen Arbeiten hinzugeben. Er übersetzte antike und neuere Dramen ins Deutsche. Veranlassung dazu gaben die dramatischen Aufführungen des akademischen Theaters in Straßburg in griechischer oder lateinischer Sprache, besonders zur Zeit der Johannismesse, zu welchen sich auch zahlreiche Zuschauer einfanden, die der alten Sprachen nicht kundig waren. Diesen Zuschauern gab man nicht nur kurze deutsche Inhaltsangaben oder Argumente für die Aufführung in die Hand, sondern ermöglichte ihnen den Genuß des Geschauten nachträglich durch Uebersetzungen. Der fleißigste unter den Uebersetzern war unser Spangenberg. Er ließ 1603 den Jeremia des Thomas Naogeorgus, 1604 die Alcestis des Euripides nach der lateinischen Uebersetzung des G. Buchanan, 1605 Hecuba, 1606 Simson und Saul, alle drei nach unbekannten Autoren, 1607 die Conflagratio Sodomae des Andr. Saurius, 1608 den Amphitruo des Plautus und den Aiax Lorarius nach dem Latein des Joseph Scaliger, 1609 den Balsasar des Hein. Hirtzwig in deutscher Sprache ausgehen. So wurde das, was nur den classisch Gebildeten zugänglich war, Gemeingut und war ein Ansatz zum Buchdrama gegeben. Freilich besaß S. eine zu starke dichterische Ader, als daß er es sich versagen konnte, in seine Uebersetzungen Zusätze mit eigenen Gedanken und Lieblingsgestalten, wie den Sensenmann, einzuflechten. Aber er wagte es jetzt auch, selbständig als Dichter aufzutreten. Für die Meistersänger schuf er 1608 sein Lustspiel „Geist und Fleisch", während er mit seinem Reimgedicht „Ganskönig" 1607 den Spuren der Fischart'schen Thierdichtung folgte. Seine Freunde beglückte

er mit Gelegenheitsgedichten, Glückwünschen zum Namenstag u. s. w. Eine Sammlung solcher Glückwünsche gab ein Freund Spangenberg's 1611 unter dem Titel „Anbind- oder Fangbrieffe" heraus. Diese Gedichte scheinen vielen Beifall gefunden zu haben; denn sie wurden 1623 und 1636 wieder gedruckt. Der Straßburger Zeit des Dichters wird auch das Lob der Orgel im Münster zu Straßburg angehören, das Oseas Schadaeus im summum Argentoratensium Templum 1617 herausgab.

Die Verbindung Spangenberg's mit den flacianischen Freunden seines Vaters scheint für ihn mehrfache Frucht getragen zu haben. Je mehr Verfolgung und Druck über dieses Häuflein gekommen war, um so fester hielt es zusammen. War ihr theologischer Standpunkt fast ein verbohrter zu nennen, so zeigten sie sonst einen weiten Gesichtskreis und entwickelten eine bedeutende litterarische, wenn auch größtentheils polemische und ascetische Thätigkeit. W. Scherer hat auf den Einfluß von M. Opitz auf die späteren Dichtungen Wolfh. Spangenberg's aufmerksam gemacht (Anzeiger für d. d. Alterthum und Litteratur I, 195). Es wird der Mühe werth sein, festzustellen, ob Martin Opitz mit dem Flacianer Josua Opitz zusammenhängt. Ist dies richtig, dann wird der Flacianismus die erste Brücke zwischen den räumlich weitgetrennten Männern gebildet haben, welche eine Wendung in Spangenberg's dichterischem Wirken hervorbrachte, indem er sich fortan strenger an die neuen Regeln hielt. Auch äußerlich brachte der Flacianismus eine bedeutsame Wendung im Leben Spangenberg's. Der fränkische Adel, der eifersüchtig seine Reichsfreiheit zu wahren suchte, hatte sich im Gegensatz zu den mächtigeren Herren, wie den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, den Herzogen von Württemberg, den Grafen von Hohenlohe, welche die Concordienformel angenommen, an die Flacianer angeschlossen. Eine Reihe fränkischer Ritter, vielleicht gewonnen durch den Adelsspiegel des Cyriacus S., hatte den vertriebenen Flacianern Zuflucht gewährt und auf ihren Besitzungen flacianische Prediger angestellt. Cyriacus S. hatte selbst eine Zeit lang in Franken geweilt. Besonders befreundet war er und seine Gesinnungsgenossen mit den Herrn von Crailsheim und Stetten. Bei den Herrn von Stetten hatte einer der Wortführer der Flacianer, der ehemalige Hofprediger von Weimar Christoph Irenaeus, eine Unterkunft gefunden zu Buchenbach an der Jagst OA. Künzelsau, wo er 1595 starb, während die Herrn von Crailsheim seinen Amtsgenossen, den Weimarer Diakonus Paul Reinecker, in ihrem Dorf Dünsbach aufnahmen. Vorübergehend weilten auch andere Flacianer wie J. Opitz, Caspar Kirchner, Joh. Fraxineus und der Augsburger Caspar Cibelius bei diesen Herren, denen die dankbaren Flacianer ihre Schriften widmeten.

Nun bedurfte Wolf von Stetten für den altersschwachen und erblindenden Pfarrer Heuser in Buchenbach einen Adjuncten mit dem Rechte der Nachfolge, welcher „unaergerlichen Wandels und nicht mit dem Sauerteig des ersten Artikels der Formula concordia behaftet sein sollte, sondern nur an dem Wort, das gewiß ist, und den darauf gegründeten Symbolen, dem Nicaenum und Athanasianum, der Augsburger Confession und Luther's Schriften festhalte". In der Nähe konnte er einen entsprechenden Mann nicht finden, darum wandte er sich am 27. December 1610 an den Sohn des Cyriacus S., „seines lieben Glaubensgenossen, mit dem er durch Schriften in vertraute Bekanntschaft gekommen war". Wolfhart S. bot sich dem Ritter selbst an und siedelte nach Buchenbach über. Vom 11. März 1611 an läßt sich seine sichere, schöne Hand in den Kirchenbüchern nachweisen. Wahrscheinlich hatte er auf Cathedra Petri (22. Februar) seinen Dienst übernommen. Zunächst war seine Stellung als Hülfsprediger für den wohl 40jährigen, verheiratheten Mann bescheiden, aber schon am 21. August bekam er das Pfarramt definitiv übertragen, obgleich sein Vorgänger erst am

2. Juni 1612 starb. Neben der Pfarrei Buchenbach, einem sehr umfangreichen Amt, hatte S. die Stelle eines Schloßpredigers in der Kapelle zu Schloß Stetten, dem Sitze Wolf's von Stetten, zu versehen und dem Ritter allwöchentlich eine Predigt zu halten. Dafür bezog er 100 fl. Geld, 30 Malter Früchte, 16 Eimer Kocherwein, also eine für die damalige Zeit sehr ansehnliche Besoldung. In Franken traf S. einen zweiten Straßburger Dichter Michael Hospein, Sohn des Bonifacius Hospein, der von 1593 bis zu seinem Tod (1618) im Dienst der Grafen von Hohenlohe stand und in Weikersheim eine sehr geachtete Stellung hatte. Doch ist nichts Näheres über Spangenberg's persönliche Beziehungen zu Hospein bekannt. Als Pfarrer entwickelte S. großen Eifer und jene altflacianische Strenge, weshalb er bald viele Feinde in seiner Gemeinde bekam, darunter Schulmeister und Schultheiß. Aber der fromme, bibelfeste Grundherr, der große Stücke auf seinen neuen Pfarrer hielt, schützte ihn und übertrug ihm am 23. Juni 1615 die Pfarrei lebenslänglich, indem er auf das Recht halbjährlicher Kündigung verzichtete. Zugleich hatten sich, wie es scheint, Brüder oder Neffen Spangenberg's in dem nahen Marktflecken Künzelsau niedergelassen, wenigstens starben 1634 daselbst der Sattler Hieronymus S. und Michael S.

Mit seiner Gemeinde wurde Wolfhart S. durch Familienbeziehungen näher verbunden. Nach dem Tod seiner ersten Gattin am 29. Jan. 1621 ehelichte er am 26. Februar 1622 Margareta, die Tochter des Seilers Mich. Krämer in Buchenbach. Auch seine Töchter verheirathete er an Landeskinder, so seine älteste Tochter Judith 1623 an Joh. Ge. Loder von Weikersheim, der wol der Ahnherr des Liederdichters El. Leonh. Loder ist, seine zweite Tochter Susanna 1627 an den Sohn des benachbarten Pfarrers in Regenbach, Ge. Fr. Bien oder Apin, Diakonus in Oehringen, 1638 aber an den Pfarrer Joh. Ludw. Renner in Ruppertshofen, später in Belsenberg, wo sie am 10. Mai 1656 starb. Die in Straßburg geborne Tochter, Blandina, scheint früh verstorben zu sein. Ueber den Sohn Franz s. u. Aus seiner zweiten Ehe hatte S. noch eine Tochter, Marie Kunigunde (geb. 1630 und 1650 an Valentin Scheu in Künzelsau verehelicht). Unter dem aufgeweckten Frankenvolk fühlte sich S. zu weiterem selbständigen Schaffen als Dichter angeregt. Das Amt ließ ihm trotz seines Umfangs dazu die nöthige Muße. Der Lebenskreis Spangenberg's an der Jagst ist auch der Kreis, in dem sich seine weiteren Dichtungen bewegen, denen es an Volksmäßigkeit und Lebensfrische nicht fehlte. Da erscheint der kleine Landedelmann, der Landsknecht, der „gartend" nur zu oft durch Franken zog, der Pfaffe, wie ihn S. in dem an Buchenbach angrenzenden Würzburger Gebiet vor sich sah, der Bauer nach seinen guten und schlimmen Seiten, der Trinker, der Wucherer. Die Namen der Personen, welche er auftreten läßt, sind die damals in Franken üblichen. Selbst auf die Sprache scheint die fränkische Umgebung Einfluß gehabt zu haben. Man vergleiche Formen wie Garen=Garn. So entstanden der „Glückswechsel" und „Wie gewunnen, so zerrunnen", beide 1613 gedruckt bei Ge. Leop. Fuhrmann in Nürnberg, „Mammons Sold" 1614 gedruckt bei Jak. Singe in Erfurt und die „Singschul" c. 1615 gedruckt bei Fuhrmann. Es ist gewiß nicht zufällig, daß diese Stücke nicht in Straßburg erschienen. Sie entsprachen nicht den Forderungen des hergebrachten Geschmacks der Straßburger. Sichtlich war zwischen dem Dichter und seinen Straßburger Verlegern eine Erkaltung der Beziehungen eingetreten. Erst im J. 1621 druckte Joh. Carolus in Straßburg, der Pathe einer Tochter Spangenberg's, die letzte bekannte Schrift Spangenberg's „Anmütiger Weißheit Lust-Garten", die den Hortus philosophicus des Martin Mylius aus Görlitz in umschreibender Uebersetzung wiedergab. Wahrscheinlich gab eine durch den Tod seiner ersten Gattin veranlaßte Reise nach Straßburg den Beziehungen zur alten Heimath neues Leben. Auch die Meister-

sänger erinnerten sich ihres früheren Mitglieds und nahmen 1626 seine drei Werke „Glückswechsel", Mammons Sold" und „Wie gewunnen so zerrunnen" für ihre Aufführungen in Aussicht.

Ueber die letzten Jahre unseres Dichters schwebt immer noch Dunkel. Mit dem Jahr 1631 verschwinden seine Einträge im Kirchenbuch in Buchenbach. Das Elend des dreißigjährigen Kriegs lastete furchtbar auf Franken, besonders wurden die Pfarrer nach der Nördlinger Schlacht hart heim gesucht. Sicher ist, daß S. noch 1635 lebte. Nun erscheint 1636 „Der ehrenhafte Herr Wolfhart Spangenberg, Wittwer, Burger und Buchbinder in Straßburg", der am 26. Juli zu Kirchberg mit Anna Maria, Wittwe des Pfarrers Simon Wolf Eisen von Mariä Kappel getraut wird, 1637 und 1638 entsprossen dieser Ehe zwei Söhne, noch 1639 lebt dieses Paar in Kirchberg an der Jagst OA. Gerabronn. Ist das unser S.? Dann müßte er sein Amt aufgegeben haben und mit 60—66 Jahren noch eine dritte Ehe eingegangen sein, der noch Kinder entstammten. Ja, er müßte ein bürgerliches Gewerbe ergriffen haben, von welchem wir nicht wissen, ob er es früher gelernt. Auch hätte der trauende Pfarrer sich gewiß nicht die Bemerkung versagt, daß dies der frühere Pfarrer von Buchenbach sei. Aber einen zweiten Wolfhart S. kennen wir nicht. Wol hatte unser S. einen 1608 geborenen Sohn, der auf den Namen Franz getauft war. In Franken herrscht die Unsitte, daß Taufnamen von Kindern später von den Eltern abgeändert werden; es scheint deswegen nicht unwahrscheinlich, daß der 1636 getraute Buchbinder Wolfhart S. der 1608 geborene Sohn unseres Dichters ist. Sicher ist, daß die Familie S. zu der in Crailsheim angesessenen angesehenen Familie Eisen in Beziehung getreten war. Damit scheint sich auch das Dunkel über den „Eselkönig" zu lichten, wozu nach der Vorrede der Autor des „Ganskönig" schon 1608 „Collectanea, Disposition und ausführliche Entwerffung" zu Papier gebracht hatte. Der ganze Inhalt des Stücks spricht dafür, daß man es hier mit einem Geisteskind Wolfhart Spangenberg's zu thun hat. Nach dem Tode desselben kam das Material wol in die Hände eines Gliedes der Familie Eisen in Crailsheim, der es in ungeschickter, breiter Weise verarbeitete und unter dem Namen Adolf Rosen von Creutzheim drucken ließ, ohne dem Dichter damit ein würdiges Denkmal zu schaffen. Denn die Grundgedanken sind glücklich, die Anlage ist echt episch. Spangenberg's dichterische Begabung ist überhaupt nicht gering anzuschlagen. „Er ist", wie W. Scherer sagt, „nicht geistvoll und genial, wie Fischart, aber er versteht mit einem etwas schwerfälligen Apparat doch besser als Fischart, wirkliche Gestalten zu schaffen. Alle seine Werke zeigen scharfumgrenzte, etwas typische, aber immer sehr einfach gedachte Charakterbilder und eine streng folgerichtig durchgeführte Handlung, der es an Anschaulichkeit und Leben nicht fehlt." S. besitzt keine großartigen Anschauungen, keine hervorstechende Originalität, aber er besitzt echten Humor. Er zeigt sich in seinen Dichtungen als streng sittlich gerichteten ehrbaren Mann, als gläubigen Christen, als guten Lutheraner, der es daher an Angriffen auf das Papstthum nicht fehlen läßt, aber es ist gutmüthiger Spott, der da gegen die Ceremonien, die Legenden, die Gnaden und die Heiligenwelt der römischen Kirche hervortritt, der das Empyreum in ein Papyreum, einen papiernen Himmel verwandelt, in den jedes Mäuslein ein Loch fressen könnte, und wo es mit der Kost kärglich genug bestellt ist. Jedenfalls nimmt Wolfhart S. unter den Dichtern seiner Zeit eine achtungswerthe Stelle ein. W. Scherer ist es, der S. in der heutigen Litteraturgeschichte zur Anerkennung verholfen hat, aber leider starb, ehe er seine Monographie über ihn vollenden konnte.

Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung II², 551 ff. — Scherer, Gesch. d. d. Litteratur, S. 297. — Scherer in den Straßb. Studien I,

374 und Anzeiger für deutsches Alterthum u. Litt. 197. — E. Martin in Elsässische Litteraturdenkmale IV, der Spangenberg's Ganskönig, Saul, Mammons Sold, Glückswechsel wiedergibt, und der Unterzeichnete, der im Archiv für Litteraturgeschichte XI, 319 und XIV, 107 ff. über Spangenberg's späteres Leben zuerst Klarheit geschafft hat.

G. Bossert.

Spanheim: Ezechiel S., Diplomat und Gelehrter des siebzehnten Jahrhunderts, entstammte einer oberpfälzischen Theologenfamilie. Sein Großvater, der Doctor der Theologie und Kirchenrath beim Kurfürsten von der Pfalz Wigand S., war im Amberg'schen angesessen, ein Freund des reformirten Theologen Christian Becmann und mit der Tochter eines reformirten französischen Geistlichen, Renata Tossan, verheirathet. Sein Vater Friedrich S., † 1649 (s. u.) hat sich als Theologe einen Namen gemacht. Seine Mutter, Charlotte du Port, entstammte einer angesehenen reformirten Familie; zu ihren Vorfahren gehörte der französische Gelehrte und Münzkenner Wilhelm Budäus. Ezechiel ward als ältester unter mehreren Brüdern am 18. December 1629 (neuen Stils) geboren. Ein jüngerer Bruder, wie der Vater Friedrich mit Namen, ist gleichfalls berühmt als Professor der Theologie geworden (s. u. S. 59) Von zwei weiteren jüngeren Brüdern berichtet Liselotte von der Pfalz in ihrer drastischen Weise: „Sie wahren ein wenig wunderliche heilligen undt hatten einen sparen zu viel." Eine Schwester Ezechiel's war an den Genfer Arzt Bonnet verheirathet.

S. kam 1642 mit 13 Jahren von seinem Geburtsort Genf nach Leyden, wohin sein Vater von der vertriebenen böhmischen Königin Elisabeth und den Generalstaaten berufen war. Er besuchte dort die Universität, studirte daselbst Humanistik sowie orientalische Sprachen und Theologie. Seine Lehrmeister waren besonders der Hellenist Salmasius (Saumaise) und der Lateiner Daniel Heinsius. Bereits mit 16 Jahren trat er mit einer lateinischen Streitschrift an die Oeffentlichkeit, in der er die von Ludwig Capellus über den Ursprung der hebräischen Buchstaben aufgestellten Ansichten bestritt. Es wird berichtet, daß er seine Behauptungen gegen den Brauch „ohne Präsidenten" in öffentlicher Disputation vertheidigte. Später hat er jene Schrift bescheiden als ein voreiliges Werk bezeichnet, als der berühmte Gelehrte Bochart, dem er seine Schrift schickte, sich auf die Seite seines Gegners stellte. Mehrere Jahre hören wir seitdem nichts von ihm. Inzwischen war sein Vater gestorben, der ein strenger Wortführer der alten calvinistischen Richtung gewesen war und u. a. eifrig die gemäßigte Bewegung bekämpfte, die die Arminianer oder Remonstranten in den Niederlanden, unter ihnen damals Amyraldus, eingeleitet hatten. Unmittelbar nach dem Tode seines Vaters nahm der Sohn, der unterdeß die Würde eines Geistlichen erlangt hatte, die Fehde mit Amyraldus wieder auf und ließ zu Leyden (1649) eine kritische Untersuchung gegen jenen über die Gnadenwahl erscheinen. Hierdurch lenkte er die Aufmerksamkeit der Genfer Gemeinden auf sich. Der Rath von Genf wandte sich an ihn und bot ihm, dem 20jährigen, den Lehrstuhl an, den früher sein Vater inne gehabt hatte. S. nahm den Ruf an. Kurze Zeit darauf bemühte er sich auf den ausdrücklichen Wunsch der Ausländer, besonders der Deutschen, welche seine Vorlesungen hörten, beim Rath um den Titel eines Professors der Beredsamkeit, den er 1651 erhielt. In seiner Eigenschaft als solcher hat er wohl 1652 den ungewöhnlich überschwänglichen Panegyrikus auf die Königin Christine von Schweden gehalten, den er dem Pathenkind Gustav Adolf's, dem Markgrafen Gustav Adolf von Baden-Durlach widmete. Ein der Lobrede beigegebenes Sonett beweist, daß S. auch dichtete. 1652 wurde er Mitglied des Großen Raths von Genf. Daneben übte er das Amt eines Geistlichen aus. 1655 veröffentlichte er zu Genf zwei Reden, die er als Professor der Beredsamkeit in

lateinischer Sprache gehalten hatte, in französischer Uebertragung „über Krippe und Kreuz unseres Herrn Jesu Christi". Die über die Krippe (crèche) wurde später (1695) in Berlin neu aufgelegt.

Mit 27 Jahren erhielt er einen Ruf an den Hof des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz nach Heidelberg, wo er die Erziehung von dessen Sohn Karl übernahm. Die alten Beziehungen, die seine Familie seit seinem Großvater mit diesem Hofe verknüpften, wurden so wieder aufgenommen. Hier in Heidelberg warf er sich auf das Studium des deutschen Rechts, des Sachsenspiegels u. s. w. Die Frucht dieser Beschäftigung war der „Discours sur les affaires d'Allemagne et le vicariat de l'empire" (Mai 1657, dem französischen Gesandten zum Wahltag, dem Herzog von Gramont gewidmet) sowie „Traité du Palatinat et de la dignité électorale contre les prétentions du duc de Bavière", ebenfalls vom Jahre 1657. In diesen Schriften verfocht S. den Gedanken, daß das Reichsvicariat am Rhein, in Schwaben und im fränkischen Rechte nicht zu der früheren Kurwürde des Erztruchseßamtes, sondern zu der Pfalzgrafschaft bei Rhein gehört hätte und eröffnete damit einen publicistischen Streit, der fast ein Jahrhundert währte. Es ist klar, daß S. sich durch diese Schriften den besonderen Dank seines Kurfürsten erwerben mußte. Sie wurden der Anlaß, daß er seine theologische Laufbahn verließ und die Rolle eines Politikers zu spielen unternahm. Daneben fuhr er indeß fort, mit großem Fleiße classische Studien zu treiben und zwar widmete er sich jetzt mit Vorliebe den Griechen. Als Ergebniß seiner damaligen Forschungen, die unterstützt wurden durch die großen Sammlungen Karl Ludwig's, der ein besonderer Liebhaber von Antiquitäten war und dem Erzieher seines Sohnes natürlich den freiesten Zutritt dazu gewährte, erschien 1660 in Octav zu Heidelberg die Schrift: „Les Césars de l'empereur Julien, traduits du grec avec des rémarques et des preuves illustrées par des médailles et autres anciens monumens", ein Werk, das 1683 in Paris in Quartformat, 1728 in Amsterdam neu aufgelegt wurde. Zum ersten Mal begegnen wir ihm hier als Münzforscher, als welcher er in der Gelehrtenwelt nachmals so hochberühmt wurde. Er erwies sich in dieser wie in seinen späteren philologischen Schriften als das Muster eines Philologen, der streng sachlich erklärt und das Hauptgewicht auf die historische Seite legt. Freilich überwuchert bei ihm wie bei den meisten seiner gleichzeitigen großen Fachgenossen dermaßen der erklärende Theil, daß daneben der Text fast verschwindet. Seinen philologischen Werken kann indeß nicht Geist, Scharfsinn und kritisches Verständniß bestritten werden. Vor allem sind sie wahre Fundgruben classischer Gelehrsamkeit zu nennen. Sein Ruhm wuchs zusehends. Die junge Pfalzgräfin Liselotte, die Schwester seines Zöglings, bekam einen heilsamen Respect vor dem klugen Manne, und doch mochte sie ihn auch gern, denn er verstand sich auch auf gar lustige Späßchen. Bedeutsamer wurde für ihn seine Bekanntschaft mit der geistreichen Schwester Karl Ludwig's, Sophie, der Gemahlin Ernst August's von Hannover, die ihn in Heidelberg kennen lernte und ihm fortan im vollsten Maße ihre Gunst zuwandte. Er trat mit ihr in politischen und litterarischen Briefwechsel; im Herbst 1660, vor Antritt einer mehrjährigen Reise nach Italien, suchte er seine Gönnerin auch in Hannover persönlich auf.

Die im Jahre 1661 unternommene Reise Spanheim's nach Italien, die er im Auftrage Karl Ludwig's und auf eigenen Wunsch unternahm, dürfte mehrere politische Ziele verfolgt haben. Einmal galt es in Rom die Ziele der katholischen deutschen Fürsten kennen zu lernen und Beziehungen mit dem päpstlichen Stuhle anzuknüpfen, andrerseits wollte man pfälzischerseits auch wohl den Versuch machen, wieder in den Besitz der geraubten Heidelberger Bibliothek zu ge-

langen. In Rom lernte S. die Königin Christine von Schweden kennen, bei der er seit seinem Panegyrikus von 1652 begreiflicherweise in angenehmer Erinnerung stand. Sie hieß ihn in dem Kreise berühmter Gelehrten, der sie umgab, willkommen und gewährte ihm Zutritt zu ihren großartigen Sammlungen und zu ihrer Bibliothek zu jeder Zeit. Hier in Rom war es denn auch, wo S. an der Hand jener Sammlungen Muße und Gelegenheit fand, sein berühmtestes Werk zu schreiben, das für alle Zeiten ein Denkmal staunenswerther Gelehrsamkeit bilden wird: seine „Dissertationes de praestantia et usu numismatum antiquorum“, die zuerst in Rom 1664 in Quartformat erschienen, dann in Paris 1671 ebenfalls in Quartformat, sodann in London und Amsterdam 1706 und 1717 auf zwei Foliobände vermehrt neu aufgelegt wurden. Er beabsichtigte in diesem umfangreichen, mit vielen Abbildungen von Medaillen und Münzen ausgestatteten Werke ein System der Münzwissenschaft zu geben und legte damit in der That in gewissem Sinne den Grund zu der Münzwissenschaft, obwohl die Schrift manche Breiten und unfruchtbare Erörterungen enthält. So ist es charakteristisch für ihn und für die ganze Zeit, daß er es der Mühe für werth hielt, sich in der denkbarsten Ausführlichkeit mit M. Gudius darüber zu streiten, ob die Münzen oder die Inschriften größeren Werth für die Alterthumskunde hätten. Gewidmet war das epochemachende Buch seiner Gönnerin, der Königin Christine. Zu den zahlreichen Freundschaften, die er schon früher mit gelehrten Zeitgenossen geknüpft hatte — so unterhielt er u. a. mit Nicolaus Heinsius, dem Sohn seines Lehrers, einen Briefwechsel — traten in jener Zeit mancherlei neue Bekanntschaften. Besonders schloß er sich in Rom an Octavius Falconarius († 1676) an. Von Rom reiste er nach Neapel, Sicilien, Malta. Auch lernte er Florenz kennen, auf seiner Rückreise nach Deutschland Anfang 1665 auch Venedig. Den Heimweg trat er im Herbst 1664 mit der Herzogin Sophie von Hannover über Mailand an, der er ein höchst angenehmer Unterhalter war, wie sie nicht oft genug an ihren Bruder schreiben konnte. Bei der Reise über den St. Gotthard im März 1665 verkürzte er der Fürstin und ihren Begleitern die Zeit durch Vorlesen des Rabelais.

Kaum war S. in Heidelberg wieder angelangt, wo inzwischen Samuel Pufendorff seinen Lehrstuhl aufgeschlagen und eben seine gewaltige Schrift de statu imperii Germanici vollendet, aber noch nicht herausgegeben hatte, so verwandte ihn Karl Ludwig von neuem in Geschäften. 1666 machte er eine Reise nach Paris im Interesse seines Gebieters. Damals lernte er Esaias Pufendorff, den älteren Bruder Samuel's, kennen, der zu jener Zeit schwedischer Gesandtschaftssecretär und in Begleitung des Grafen Königsmarck war. Zurückgekehrt von Paris erkrankte er auf den Tod, erholte sich indeß wieder. Dann wurde er beim Kurfürsten von Mainz als Resident beglaubigt und wohnte den Conferenzen von Oppenheim, Speier, Heilbronn und dem Congreß von Breda (1667) bei, und zum zweiten Male begab er sich nach Paris 1668, um die Rechte des pfälzischen Kurfürsten bei der Verständigung zwischen den Kronen Frankreich und Spanien zu wahren. Wie Pufendorff damals bei Karl Ludwig angeschwärzt wurde, so kam jetzt einen Augenblick die Gunst des Pfälzers auch für S. ins Wanken, indem er den Verdacht hegte, daß S. sich vom französischen Hofe bezahlen ließe. Hier war es die Schwester des Kurfürsten, Herzogin Sophie, die sich Spanheim's annahm und die Bedenken ihres Bruders zu beseitigen suchte (Schreiben vom 17. Juli 1668). Möglicherweise steht mit dieser Erschütterung seiner Stellung am pfälzischen Hofe die Thatsache in Zusammenhang, daß S. vom September bis zum December 1671 als kurfürstlich brandenburgischer Resident neben Blaspeil und Konrad v. d. Reck auf dem Congreß zu Köln weilte, ein Umstand, der darauf deuten würde, daß S. dem pfälzischen Dienst den Rücken zu kehren vorhatte. Das gute Einvernehmen zwischen Karl Ludwig und S.

wurde jedoch wieder hergestellt. 1672 und 1673 begegnen wir ihm wieder als pfälzischem Regierungsrath und Residenten am Niederrhein, der während der damaligen niederländischen Wirren dies Amt in Verhandlungen mit den geistlichen Fürsten zur Zufriedenheit des Pfälzers und des Reichshofraths versah, und auch die Aufmerksamkeit Otto's von Schwerin erregte. Zugleich fand er damals die Muße zu einer neuen münzwissenschaftlichen Schrift: „De nummo Smyrnaeorum scil. de Vesta et prytanibus Graecorum diatriba“ (1672). 1675 betraute ihn der Kurfürst von der Pfalz zum ersten Male mit seiner Vertretung am Hofe Karl's II. von England. Im December 1675 kehrte er von da nach Heidelberg zurück „avec des belles lettres, une belle bague, maer keen gelt“ schrieb Karl Ludwig an seine Schwester. Der Kurfürst empfing ihn äußerst gnädig. Als S. im October 1676 seine Gönnerin Sophie aufsuchte, wurde er nicht müde, von der Schönheit der pfälzischen „Nymphen“, der jungen Raugräfinnen aus der wilden Ehe des Kurfürsten mit der Gräfin Degenfeld, zu erzählen. 1677 finden wir ihn in Arnheim, inzwischen mit einem hübschen Hoffräulein der Kurfürstin Charlotte v. d. Pfalz, Anna Elisabeth Kolb, verheirathet. 1678 wurde er zum zweiten Male nach England entsandt. Schon damals betraute ihn der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit der Wahrnehmung seiner Interessen am englischen Hofe, neben seiner pfälzischen Gesandtschaft. In England schrieb er damals seine lettre sur l'histoire critique du vieux testament an den Pater Richard Simon. Das Buch erschien in Paris und wurde 1685 in Quartformat in Rotterdam neu aufgelegt. Den Nymweger Verhandlungen wohnte S. bei. Nach dem Abschluß des Friedens von St. Germain trat man auf brandenburgischer Seite dem Gedanken, S. ganz in kurfürstlich-brandenburgische Dienste zu nehmen, näher, und der Minister Paul v. Fuchs vermittelte den Uebertritt. S. wurde zum Geheimen Rat und zum außerordentlichen Gesandten am französischen Hofe ernannt (3. Februar 1680), nachdem Brandenburg dort bisher nur durch einen Residenten vertreten gewesen war. Er erhielt als Jahresgehalt die auch für jene Zeit nicht eben hohe Summe von 3600 Thalern sowie als Entschädigungssumme für die Reise von London nach Paris 600 Thlr. Der ihm beigegebene Secretär hieß Cötsch.

S. trat in einem Alter von 50 Jahren in brandenburgische Dienste, auf der Höhe seines Ruhms als Gelehrter wie als geschickter Unterhändler. Seine feine Bildung, die dem Geschmack der tonangebenden Höfe so zusagte, seine mannichfachen Beziehungen zu der Pfalz, den Niederlanden, den Reformirten, zu Frankreich selbst, seine Verbindungen mit den berühmtesten Gelehrten der Zeit, seine Vertrautheit mit der französischen Sprache — war sie doch seine Muttersprache —, seine gewaltige Arbeitskraft und die auf vielen Gesandtschaften erworbene Kenntniß der diplomatischen Geschäfte machten ihn besonders geeignet zu dem Vertreter Brandenburgs am französischen Hofe in dieser Zeit, die durch die niederländischen, pfälzischen und religiösen Wirren so ausgefüllt ist. Friedrich Wilhelm von Brandenburg hatte auch hier wieder einen überaus glücklichen Griff gethan. Volle 30 Jahre konnte sich S. noch unausgesetzt dem Dienst des brandenburgischen Hauses widmen, bis zuletzt im Besitz der vollen geistigen Kraft. Neben seinen vielen sonstigen Vorzügen hatte S. die für einen Gesandten nicht unwichtige vortheilhafte Eigenschaft, daß er sich stets den Ansichten seines Herrn zu fügen wußte. Er begnügte sich, wie er selbst einmal niedergeschrieben hat, „den rechten Weg zu gehen, der besteht in der Pflichterfüllung und in der Unterordnung unter die Befehle und Ziele seiner Herren“.

S. ist zweimal brandenburgischer Gesandter in Paris gewesen, das erste Mal von 1680 bis 1689, zum zweiten Mal 1698 bis 1701.

Die Gesandtschaftsberichte, die er geschrieben hat, sind ungemein zahlreich und legen Zeugniß von seinem Bienenfleiße, von seiner Beobachtungsgabe und seiner Geschicklichkeit im Unterhandeln, Vermitteln, Ausgleichen ab. Doch läßt sich ihnen eine gewisse Weitschweifigkeit und Umständlichkeit nicht absprechen. Es ist eine Seltenheit, wenn einer der regelrechten Berichte, die wöchentlich zweimal abgingen, kürzer wie 12 Folioseiten ist. Einen ganz beträchtlichen Theil dieser Depeschen hat er eigenhändig mit seiner, etwas kritzelnder Hand geschrieben.

Besonders bedeutsam war seine erste Mission, in der man nach den Rankeschen Worten „die Wendung der brandenburgischen Politik von allzu enger Annäherung an Frankreich bis zu entschiedener Feindseligkeit begleitet". Es ist hierbei zu beachten, daß S., obwohl der ihm schon von früher her bekannte Minister des Auswärtigen, Croissy, der Bruder des Finanzministers Colbert, anfangs seine Mission mit mißtrauischen Augen ansah, da er ihn bisher nur als Gegner Frankreichs kennen gelernt hatte, eine höchst vorsichtige. sehr zur Vermittlung und Friedlichkeit geneigte und, wie von den verschiedensten Seiten und durch seine Berichte selbst bezeugt wird, Frankreich durchaus wohlwollende Natur war, ein Mann, dessen große Beliebtheit bei jedermann am Pariser Hofe bald über allen Zweifel erhaben war. Trotzdem ist es nicht zu verhindern gewesen, daß sich das brandenburgische Verhältniß zu Frankreich in diesen neun Jahren fortgesetzt verschlechterte.

Im Frühjahr 1680 empfing S. mit vielen Gnadenbeweisen seinen Abschied aus dem Dienst des Pfälzers. Mitte April traf er in Paris ein. Er hatte die Weisung auf die Erfüllung des Vertrages von St. Germain zu achten, die ausbedungenen Subsidiengelder einzuziehen und das gute Einvernehmen aufrecht zu erhalten rc. Am 5. Mai wurde er von Ludwig XIV. in Audienz empfangen, am 14. Mai von dem Prinzen von Orleans und dessen Gemahlin, der ihm von Heidelberg bekannten Liselotte von der Pfalz. Gleich im Anfang spielte S. die Rolle eines Vermittlers, um eine Vermählung zwischen dem Sohn seiner hohen Freundin Sophie, Georg Ludwig, und der Prinzessin Anna, der späteren Königin von England, herbeizuführen. Seine Bemühungen waren vergeblich, da Anna auf Betreiben Frankreichs den König von Dänemark heirathete. S. verfolgte sodann die Pläne Ludwig's auf Straßburg in ihrem Entstehen. Er begleitete den Hof auf der berühmten Valenciennner Reise. Im October 1684 erhielt er für einige Monate Urlaub nach Berlin, da ihn der Kurfürst selbst zu sehen wünschte. Er kehrte über Celle, Hannover und Brüssel, wo er sich besonderer Aufträge entledigte, am 7. Februar 1685 nach Paris zurück. Zwei Monate später ging er als außerordentlicher Gesandter nach London, um Jakob II. zur Thronbesteigung die Glückwünsche seines Gebieters darzubringen, und wurde dort mit hohen Ehrenbezeigungen empfangen. Am 28. Mai war er wieder in Paris. Dort bereiteten sich jetzt die Gewaltmaßregeln Ludwig's XIV. gegen die Reformirten, die in dem Widerruf des Edicts von Nantes geschichtlich ihren hauptsächlichsten Ausdruck gefunden haben, vor. Schon von Anbeginn seines Aufenthaltes in Frankreich hatte sich S. der bedrängten Reformirten angenommen. Selbst mit der reformirten Kirche durch sein Leben und seines Vaters und seiner Mutter Familie auf das innigste verwachsen, war er als Vertreter einer aufstrebenden evangelischen Macht der gegebene Anwalt der wegen ihres Glaubens Verfolgten. Mancher von ihnen gelangte auf seine Empfehlung unter den günstigsten Bedingungen nach Brandenburg schon vor der Aufhebung des Edicts von Nantes. Er unterhielt Beziehungen zu fast allen Notabeln der Reformirten. Seit dem Jahre 1685 aber wurde sein Gesandtschaftshotel recht eigentlich der Zufluchtsort und der Sammelpunkt der Fliehenden, denen der Kurfürst von Brandenburg eine neue Heimath schuf. Den Potsdamer Erlaß vom 29. October 1685 ließ S.

sofort nach seinem Erscheinen in ganz Frankreich verbreiten und vermittelte die Auswanderung im großen Stile, nicht ohne dabei selbst mancherlei Unannehmlichkeiten zu erfahren. Die Arbeitslast und die Aufregung jener Tage erschütterten seine Gesundheit. Er ging daher 1686 ins Bad nach Spaa. Ein Beweis der Erkenntlichkeit des Kurfürsten war im Januar 1687 ein Geschenk von 4000 Thalern für seine für Brandenburg so ersprießliche Thätigkeit. Die Fürsorge für die Reformirten steht seit jener Zeit in Frankreich und auch in Berlin und später noch in England im Mittelpunkt von Spanheim's politischer Wirksamkeit, so daß man sagen kann, daß Spanheim's besondere politische Bedeutung vornehmlich auf diesem Gebiete zu suchen ist. Im Herbst 1687 besuchte er die Bäder zu Aachen. Nach seiner Rückkehr nach Paris suchte ihn sein alter Bekannter Esaias Pufendorff, der den schwedischen Dienst verlassen hatte und auf der Durchreise begriffen war, wiederholt auf. Die bald darauf eintretende Spannung zwischen dem brandenburgischen Hofe und Frankreich führte zu dem Abbruch der beiderseitigen Beziehungen. Selbst S., dem versöhnlichen und milden Manne, riß die Geduld, als ihm die Kunde von Ludwig's Einfall in die Pfalz wurde, und ohne erst Verhaltungsmaßregeln abzuwarten, warf er Croissy vor, daß es ein wenig neu und arg (fâcheux) wäre, einen Krieg zu beginnen und, mit Verlaub zu reden einen feierlichen Vertrag zu brechen zum Beweise seiner Absicht, die öffentliche Ruhe zu befestigen (Bericht vom 27. September 1688). Am 4. Januar 1689 theilte der Minister des Auswärtigen, Croissy, an S. mit, daß die Päffe für ihn bereit gehalten würden. S., der noch eben, im December 1688, eine Denkschrift aufgesetzt hatte, in der er seine Ansichten über die damalige politische Lage mit großer Anschaulichkeit entwickelte, kam sofort um seine Abschiedsaudienz ein, die er am 24. und 25. Januar hatte. Ludwig XIV. drückte ihm persönlich seine besondere Zufriedenheit aus und schenkte ihm eine diamantenbesetzte Dose mit seinem Bildniß.

In mancher Beziehung verließ S. Paris nur ungern. Denn er hatte in den feingebildeten französischen Hofkreisen vielerlei Anregung bei seinen Studien des antiken Wesens gefunden. S. war ein ständiger Gast der gelehrten Unterhaltungen, welche eine Zeitlang wöchentlich bei dem äußerst reichen Herzog von Aumont stattfanden, der u. a. auch ein werthvolles Münzcabinet besaß. Dort knüpfte S. Bekanntschaften mit den verschiedensten Gelehrten und vornehmen Männern an, so mit dem Pater Lachaise, der ihn vergeblich für die katholische Kirche zu gewinnen suchte, mit dem Präsidenten Bignon, der nach dem Auseinandergehen der Vereinigung bei Aumont die Zusammenkünfte wieder einzuführen suchte, ferner mit dem aus Bern gebürtigen Münzforscher Morel, dem Custos des königl. Münzcabinets, der später bei Ludwig XIV. in Ungnade fiel u. s. w. Allgemein bewundert wurde Spanheim's Bibliothek, die er unausgesetzt vermehrte.

Sofort nach seiner Ankunft in Berlin — er hatte inzwischen eine Reise nach den Niederlanden unternommen und sich dort etwas aufgehalten — wurde S., der im April von Antwerpen aufbrach, — vom Kurfürsten an Stelle des Obermarschalls v. Grumbkow wegen seiner Vertrautheit mit den Angelegenheiten der Reformirten zum Leiter der französischen Colonien in Brandenburg ernannt (12. Mai 1689). S. trat damit in einen nicht minder delicaten Posten als es die französische Gesandtschaft war. Er hat die kirchlichen, juristischen, finanziellen und culturellen Geschäfte, welche dies Amt mit sich brachte, mit gewohnter Sorgsamkeit während der ganzen Dauer seines Berliner Aufenthalts, der bis zum Jahre 1697 währte, geführt, hat manchem stellenlosen Flüchtling, mancher Wittwe Pensionen verschafft, manches Privileg für seine Schützlinge durchgesetzt, manchem Gewerbszweig, so den Putzmachergeschäften, den Goldschmieden u. s. w.

zu einer günstigen Stellung verholfen. Er ist zugleich einer der Stifter des französischen Gymnasiums gewesen u. s. w. Am 4. Mai 1694 wurde er auch mit der Leitung des neugegründeten französischen Oberconsistoriums, das den Namen commission ecclésiastique erhielt, beauftragt. Außerdem wurde S. zum Leiter des von Danckelman begründeten Medicinalcollegiums ernannt. Schließlich wurde er noch Kolbe v. Wartenberg in der Direction der königlichen Bibliothek zur Seite gestellt. Seine eigne Bibliothek sah er sich später (1701) aus Mangel an Geld genöthigt zu verkaufen. Sie wurde ihm von der Regierung mit 12 000 Thalern bezahlt und die 9000 kostbaren Werke nebst 100 Handschriften, die sie umfaßte, wurden der königl. Bibliothek zu Berlin einverleibt. Alle die Aemter, die S. in Berlin bekleidete, waren jedoch lange nicht in dem Maße zeitraubend als das Amt eines französischen Gesandten. Daher blieb S. viel Muße zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Arbeiten. Er faßte zunächst seine in Frankreich gesammelten Erfahrungen in einem ausführlichen Schriftstück, betitelt Relation de la cour de France, zusammen, das im April 1690 vollendet wurde und Charakteristiken sämmtlicher politischen Personen in Frankreich, des dortigen Hofes und der Finanzverhältnisse daselbst u. s. w. enthält. Dies für die Zeitgeschichte höchst werthvolle Schriftstück, das den ruhigen und scharfen Beobachter und den in allen Zweigen der Politik und der Verwaltung heimischen Berichterstatter verräth, war nur für die leitenden Kreise berechnet, wanderte später in die Archive und ist erst in neuerer Zeit gedruckt worden. Veröffentlicht wurden von S. während der Berliner Zeit zuerst (1691) zwei Briefe von ihm münzwissenschaftlichen Inhalts an Lorenz Beger, einen der ersten Münzgelehrten seiner Zeit, der ihm indeß weder an Gelehrsamkeit noch an Geschmack und Verständniß für das antike Leben zur Seite zu stellen ist, der ursprünglich (seit 1675) Bibliothekar Karl Ludwig's gewesen und auf Spanheim's und Pufendorff's Empfehlung 1686 vom Kurfürsten von Brandenburg nach Berlin berufen worden war. 1694 nahm S. mit großer Freude an der Einweihung der Universität Halle theil, zu deren Stiftung er viel beigetragen hatte. 1695 erschienen 5 Briefe Spanheim's an Morel, in denen er sich über Münzen verbreitet, auf welchen antike Feste abgebildet sind. Das Hauptwerk aus diesem Zeitabschnitt ist eine vollständige Ausgabe der Werke Julian's, Leipzig 1696, in Folio, die er Friedrich III. widmete. Im Jahre darauf (1697) erschienen seine „Observationes in sex Callimachi hymnos“ und sein „Orbis Romanus,“ eine rechtshistorische Untersuchung über die staatsrechtliche Stellung der römischen Bürger.

Inzwischen waren durch den Abschluß des Ryswijker Friedens wieder gute Beziehungen zwischen Frankreich und Brandenburg angebahnt. Der Gesandtschaftsposten in Paris konnte daher wieder besetzt werden, und S. wurde wegen seiner „bekannten Prudenz“, wie die Instruction (14. November 1697) besagt, abermals mit der Vertretung Brandenburgs in Paris mit einem Gehalt von 6000 Thalern jährlich und 4000 Thalern Equipirungsgeldern betraut. Am 2. Februar 1698 traf er mit seiner Familie, dem Legationsgeistlichen Reinberg und dem Secretär Scultetus (an dessen Stelle trat später der Secretär Schott, der Neffe des Münzgelehrten Beger) in Paris ein, nachdem er auf der Reise im December 1697 noch seine Gönnerin, die Kurfürstin Sophie von Hannover, in Herrenhausen aufgesucht und von ihr Aufträge zur Verfechtung der Rechte der Raugräfinnen mit auf den Weg erhalten hatte, die er in Frankreich durch Vermittelung der Elisabeth Charlotte geltend machen sollte. Er bezog eine Wohnung im Faubourg St. Germain. Drei Jahre versah er das Amt des französischen Gesandten in dieser etwas ruhigeren Zeit zur Zufriedenheit seines Herrn, die sich u. a. auch in der Gewährung eines Silberservices im Werth von 2000 Thalern ausdrückte. Die spanischen Thronfolgestreitigkeiten und Schwierigkeiten, die in dieser pedantischen Zeit infolge des veränderten Ceremoniells aus Anlaß der

Krönung Friedrich's III. zum König entstanden, veranlaßten Anfang 1701 seine Abberufung. Am 25. Januar empfing ihn Ludwig XIV. zum letzten Male. Schulden hinderten ihn jedoch, seine Abreise sofort zu bewerkstelligen. Ausnahmsweise ließ Friedrich I. ihm 2000 Thaler zu deren Begleichung vorstrecken. Weitere 1000 Thaler händigte der damals allmächtige Kolbe v. Wartenberg dem Pariser Bankier im Auftrage des Königs ein mit dem schlauberechneten Bemerken, sie nur im Nothfall an S. auszuhändigen und dann unter dem Vorgeben, daß Kolbe von Wartenberg ihm diesen Betrag aus eigenem Antriebe gäbe. Erst im April hat S. Paris verlassen. Gut, wenn auch für sie schmerzlich, war der Fortgang von Paris für Spanheim's im Jahre 1683 geborene Tochter, ein durch große Schönheit ausgezeichnetes Mädchen, das in der französischen Hofluft groß geworden war und dort nach dem Urtheil der Liselotte manches gelernt hatte, „was nicht nöthig war".

S. hielt sich zunächst einige Zeit in Holland auf, wo damals gerade sein Bruder starb. Dorthin wurde ihm seine Ernennung zum Botschafter (ambassadeur) am englischen Hofe sowie am 27. Juli 1701 seine Erhebung in den Freiherrnstand mitgetheilt. Am Ende des Jahres traf er in London ein. S. stand jetzt im Alter von 72 Jahren, doch ging er mit jugendlicher Frische an die Ausfüllung seines diplomatischen Postens, in dem ihn zuweilen sein Neffe Bonnet, der schon vor ihm als Ministerresident in London weilte, vertrat. Wie früher wußte er sich das Vertrauen des fremden Hofes zu gewinnen, schrieb er erstaunlich lange Berichte nach Berlin (vordem war der mit ihm correspondirende Minister meist Fuchs, jetzt war es gewöhnlich Ilgen), wie früher widmete er sich den angestrengtesten wissenschaftlichen Studien. Seinen orbis Romanus ließ er in neuer Auflage erscheinen und widmete ihn dem englischen Minister Pembroke, der gleichfalls ein großer Münzliebhaber war. Ebenso veranstaltete er in dieser Zeit die große Ausgabe seines Hauptwerkes „De praestantia et usu numismatum antiquorum," die allerdings zu seinen Lebzeiten nur noch zur Hälfte beendigt wurde; und noch als achtzigjähriger Greis veröffentlichte er (1709) seine „Observationes in tres priores Aristophanis comoedias". Auf Wunsch seines Königs verfaßte er im Jahre 1706 nach dem Muster seiner Relation de la cour de France, allerdings lange nicht so ausführlich, einen „Account of the English court," ein Schriftstück, das erst ganz neuerdings ans Tageslicht gezogen worden ist und ebenfalls werthvolle Charakteristiken enthält. Im Jahre 1706 stand einmal seine Abberufung in Frage. Doch hatte er sich so das Vertrauen der englischen Kreise erworben, daß die Königin Anna sich direct für sein Verbleiben verwandte. Damals stellten sich bei ihm Steinbeschwerden ein, sodaß er den berühmten Operateur Cypriannes zu Rathe zog. Am 14. Januar 1707 verlor er in Chelsea seine Frau, die ihm stets eine treue Begleiterin gewesen und ihm an Bildung durchaus ebenbürtig war. Sie wurde in der Westminsterabtei beigesetzt. Im Mai 1710 verheirathete S. noch seine Tochter an Franz de la Rochefoucauld Fonsèque, Marquis von Montendre, einen französischen Refugié in hoher englischer militärischer Stellung. Am 10/21. November hat er dann mit zitternder Hand seinen letzten Gesandtschaftsbericht unterzeichnet, um vier Tage darauf, am 25. November 1710, aus dem Leben zu scheiden. Noch am 28. October hatte er einen zehnseitigen Bericht eigenhändig aufgesetzt. Er wurde an der Seite seiner Gattin in der Westminsterabtei bestattet. Königin Anna schenkte das für ihn bei Gelegenheit seiner Abberufung bestimmte Geschenk an die Tochter. Zahlreiche Zeitungen widmeten dem entschlafenen Gelehrten warme Worte des Nachrufs.

S. ist in mancher Beziehung für seine Zeit eine Erscheinung von typischer Bedeutung. Er war nicht einer von denen, die die Geschichte machen, wie etwa

Friedrich Wilhelm, Danckelman oder Pufendorff. Als Gelehrter und Staatsmann zeichnet er sich mehr durch stille, friedliche Wirksamkeit aus. Immerhin ist er einer der ersten und bedeutendsten Geister seiner Zeit gewesen, wiewohl er nicht frei von einzelnen Schwächen zu sprechen ist, welche in seinem mehr passiven Naturell begründet liegen. Diese Verbindung der Gelehrsamkeit, der Sammelfreude und des Diplomatisirens, des Vermittelns, Unterhandelns und schlichten Referirens verbunden mit einem auffallenden Mangel an selbständigem politischem Willen und einem uns abgeschmackt erscheinenden Byzantinismus oder wenn man will panegyrischen Tone hat er mit vielen Zeitgenossen gemeinsam, das ist das eigentlich typische in seiner Erscheinung. Solch ein Panegyrikus, dessen Lobreden selbst eine Mutter für ihren Sohn (die Herzogin Sophie für den Prinzen Georg Ludwig) ablehnt mit den Worten: „ich wünschte, er hätte nur die Hälfte der guten Eigenschaften, die er (S.) ihm zuschreibt, um sich der Ehre würdig zu machen, daß er Euer (Karl Ludwig's) Patenkind ist", ist heute selten, damals war das nicht der Fall. Das Außerordentliche bei S. war aber die fast einzig dastehende Vielseitigkeit, die er entfaltete. Wir haben ihn als Theologen und Hebräer, als Hellenisten und Lateiner, als Münzliebhaber und Bibliophilen, als Kenner des römischen und deutschen Rechts, als Publicisten und Essayisten, wenn man seine Relations des cours als Essays betrachten will, als Unterhändler und Hofmann, als Verwaltungs- und Justizbeamten thätig gesehen und kaum hat er eine Beschäftigung vorübergehend getrieben, sondern fast allen Zweigen, denen er sich widmete, ist er sein Leben lang treu geblieben, auf allen Gebieten hat er eine vielgewandte und vielgeschäftige Thätigkeit entfaltet, alles, was er that und ausführte, war, wenn auch zuweilen breit und umständlich, klar und verständig. Es ist kaum zu entscheiden, welcher Seite seines langen Wirkens man die größere Bedeutung zusprechen soll, dem Philologen oder dem Diplomaten. Der Haupt-Eindruck, der hinterbleibt, ist der, daß S. ein Mann von staunenswerthem Wissen und staunenswerther Arbeitskraft war.

Akten des Geheimen Staats-Archivs zu Berlin. — Relation de la cour de France en 1690 par Ézéchiel Spanheim. Publiée pour la société de l'histoire de France par M. Ch. Schefer. Paris 1882. — Spanheims account of the English court. Veröffentlicht von R. Döbner in the English historical review London Oktober 1887 S. 757—773. — Bodemann, Briefwechsel der Herzogin Sophie von Hannover. Leipzig 1885, 1888. — Urkunden und Akten zur Geschichte des Großen Kurfürsten, Bd. 7. 13. 14. — W. L. Holland, Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Stuttgart 1867. Tübingen 1874. — Isaak Verburg, Vita Spanhemii in vol. I der diss. de praestantia et usu numismatum antiquorum. Amsterdam 1717. S. VIII—XIX. — Bayle, Dictionnaire. — Jöcher, Allgemeines Gelehrtenlexikon. — Nicéron, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres. Tom. II. Paris 1729. S. 222—233. — (Archenholtz.) Mémoires concernant Christine, reine de Suède, pour servir d'éclaircissement à l'histoire de son règne principalement de sa vie privée. Amsterdam et Leipzig 1751. Bd. II. — (Tentzel.) Monatliche Unterredungen. Leipzig, Thomas Fritsch. 1689—1706. — Schefer, Einleitung zur Relation de la cour de France. I—LVII. — Erman et Reclam, Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français. Bd. 1—3. 1782—84. — Ranke, Werke 12, S. 240 ff. — Meinecke in der hist. Zeitschrift 62 (1889) S. 197—241 (Brandenburg und Frankreich im Jahre 1688). — Isaacsohn, Geschichte des preußischen Beamtenthums. Bd. II u. III. Berlin 1878 u. 1884. — Muret, Geschichte der französischen Kolonie. Berlin 1885. Vgl. auch Bursian, Geschichte der klass. Philologie in Deutschland, München

u. Leipzig 1883 und A. Boeckh, Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften. Leipzig 1886.

H. v. Petersdorff.

Spanheim: Friedrich S. der Aeltere, reformirter Theologe, Hauptkämpfer für die calvinische Orthodoxie, † 1649. Die Spanheim's, Vater und Söhne, strahlten als ein glänzendes Gestirn am Gelehrtenhimmel der reformirten Kirche des 17. Jahrh.; unsers Friedrich's Glanz leuchtete voran; seine Söhne Ezechiel und Friedrich folgten ihm mit gleichem Ruhme. Friedrich S., der Aeltere wurde am 1. Januar 1600 zu Amberg i. d. Oberpfalz geboren; sein Vater war Wigand S., Doctor der Theologie und kurfürstlich pfälzischer Kirchenrath, der am pfälzischen Hofe unter Friedrich IV. und Friedrich V. großes Ansehen genoß. Nachdem der junge Friedrich S. als Knabe seine Vorbildung in der Stadtschule zu Amberg bis 1613 genossen hatte, gab ihn der Vater nach Heidelberg, wo sich der Jüngling bis 1619 eine vortreffliche philologische und philosophische Bildung erwarb. So ausgerüstet zog er auf Wunsch seines Vaters in diesem Jahre nach Genf, um daselbst reformirte Theologie zu studiren. Da brach nach Beginn des 30jährigen Krieges das politische Unglück über die Pfalz herein, wodurch es dem Vater schwer gemacht wurde, den Sohn im fremden Lande bei den Studien zu erhalten; zum Unglück für S. aber starb nun der Vater im Jahre 1620 selbst, so daß er fortan bedacht sein mußte, sich ökonomisch selbst zu erhalten. Zu diesem Zwecke nahm er für drei Jahre eine Hauslehrerstelle bei dem Gouverneur von Embrün (Ambrün) in der Dauphiné, einem Herrn v. Vitrolles, an. Diese Stellung wurde indeß auch für seine eigene Bildung wichtig, weil er hier Gelegenheit fand, mit Jesuiten zu disputiren und dadurch in seiner eigenen Erkenntniß fester zu werden. Später finden wir S. wieder in Genf, darauf in Paris, in dessen Nähe, zu Charenton, ein Verwandter von ihm, der Prediger Samuel Durant, lebte. Schon damals muß sich der erst 25jährige S. so vortheilhaft bekannt gemacht haben, daß er jetzt einen Ruf als Professor der Philosophie nach Lausanne erhielt. Er lehnte indeß diesen Ruf ab, machte 1625 eine Reise nach England und zog über Paris wieder nach Genf zurück. Dort sollte zunächst seines Bleibens sein: 1626 erhielt er hier eine philosophische und 1631 (nach Benedict Turretin's Tode) eine theologische Professur. In dieser Stellung fühlte er sich so wohl, daß er verschiedene Berufungen an andere Hochschulen ausschlug; er genoß in Genf allgemeine Achtung, war zum Ehrenbürger der Stadt ernannt worden und bekleidete von 1633 bis 1637 das Rectorat der Akademie daselbst. Da in diese Zeit die 100jährige Jubelfeier der Genfer Reformation fiel, die 1635 begangen wurde, so war er es, der ihr zu Ehren eine glänzende Rede über das Thema „Geneva restituta“ hielt. Auch hat er hier die französische Sprache so elegant handhaben gelernt, daß zwei Arbeiten zeitgeschichtlichen Inhalts von ihm in Frankreich gerade um ihrer Sprache willen besonderen Anklang fanden. (Es waren „Mercure Suisse“ und der „Soldat Suedois“, französisch, Rouen 1634 in 8°; letzterer, bis 1641 fortgeführt, enthält eine Geschichte des 30jährigen Krieges bis dahin. Wegen ihrer feinen Sprache wurden diese Schriften damals Balsac zugeschrieben, vgl. unten.) Dennoch blieb S. den Genfern nicht erhalten; denn als ihn 1642 ein Ruf nach dem damals classischen Lande der Bildung, der Geistesfreiheit und der reformirten Frömmigkeit, nach Holland auf die Universität Leiden, traf, konnte er nicht widerstehen; er nahm den Ruf an, promovirte (weil in Holland jeder Professor den Doctorgrad besitzen mußte, was in der Schweiz nicht nöthig war) auf der Reise dahin zu Basel als Doctor der Theologie und begann 1642 zu Leiden seine akademische Thätigkeit. Nicht bloß durch Vorlesungen hat er hier als hochgeachteter Lehrer gewirkt, sondern er hat als Gelehrter und Rathgeber durch Schriften und Briefe

weithin Einfluß ausgeübt; bei der Exkönigin Elisabeth von Böhmen und bei dem Prinzen von Oranien galt er viel; die Königin Christine von Schweden bezeugte ihm brieflich ihre Hochachtung und versicherte ihm, daß sie seine Schriften mit Interesse gelesen habe. Als charakterfester Calvinist hatte S. aus seinen orthodox-dogmatischen Anschauungen nirgends Hehl gemacht; als daher der Theologe Moses Amyraut von Saumür in Frankreich einen hypothetischen Universalismus der göttlichen Gnade lehrte, vertheidigte S. die ganze Schroffheit des calvinischen Dogmas unermüdlich, bis der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm. Ueberarbeitet und von häuslichen Sorgen niedergedrückt starb S. früh, schon 1649. Gerade und ehrlich hatte er gestritten; daher haben Freund und Feind in gleicher Weise ihm Achtung zu Theil werden lassen.

Seine lateinischen Schriften sind theils theologische theils historische: „Dubia evangelica“ (Genf 1654 in 4⁰). — „Exercitationes de gratia universali“ (gegen Amyraut, in Octav, 1856 Seiten, Leiden 1645); „Epistola ad Cottierium de conciliatione gratiae universalis“ (Leiden 1648 in 8⁰), die kürzeste Zusammenfassung der Spanheimischen Lehre gegen Amyraut, Excrpt. bei Schweizer (s. u.) II, 338 ff.; „Epistola ad Buchananum de controversiis Anglicanis; Epistola ad Andr. Rivetum contra Jos. Halli librum, quod episcopatus sit juris divini; Vita Ludovicae Julianae, Electricis Palatinae, Friderici V. matris“ (Leiden 1645); „Commentaires historiques de la vie et de la mort de Christophle Vicomte de Dohna“ (Genf 1639); „Laudatio funebris Friderici Henrici Arausionis Pr.“ (Leiden 1647); „Diatribe historica de origine, progressu, sectis et nominibus Anabaptistarum“ (in Cloppenburg's Oper. theol., T. II, p. 249); endlich „Vindiciae pro exercitationibus de gratia universali“, sein letztes Werk, das er unter Händen hatte, als er starb; sein Sohn Ezechiel S. schrieb einen Anhang (Appendix vindiciarum) dazu und Andreas Rivetus gab es 1649 in 4⁰ zu Amsterdam heraus. Neben dem Vater haben sich seine Söhne einen Namen erworben: Ezechiel S., der Staatsmann † 1710 (s. d.) und Friedrich S. der Jüngere, geb. 1632 in Genf, Prof. der Theologie in Heidelberg 1655—1670 und in Leiden 1670—1701, † 1701, 18. Mai. Ueber letztern handelt die Herzog'sche Realencyklopädie 2. A., 14. Band (1884), S. 475.

Ueber Spanheim's Leben handeln Abrahamus Heidanus, Theol. Prof. Leyd. in seiner Oratio funebris Friderici Spanhemii. — Freher, Theatrum virorum clarorum 1688, p. 543, 599. — Bayle, Dictionnaire historique et critique (Rotterdam 1697, II, 1080). — Balsac, Lettres, (vgl. Bayle a. a. O. S. 1082). — Allgemeines historisches Lexikon, (Gottscheb) Leipzig 1732; Zedler's Universallexikon. 38. Bd. 1743, 1099 ff. — Alexander Schweizer, die Centraldogmen der reformirten Kirche II. (1856), 336 ff., 352 ff., 460 ff. — Herzog, Realencyklopädie, 2. A., 14. Bd. (1884), 473 ff. — Spanheim's Bild bei Freher a. a. O. S. 530.

Paul Tschackert.

Spanheim: Friedrich S. der Jüngere, reformirter Theologe, hervorragend auf dem Gebiete der Archaeologie, der Kirchen- und Dogmengeschichte, geb. am 1. Mai 1632 zu Genf, † am 18. Mai 1701 zu Leiden. Nach dem Wunsche seines gleichnamigen Vaters, des durch seine Dubia evangelica bekannt gewordenen Theologen, 1649 in Leiden gestorben, widmete er sich dem Studium der Gottesgelehrtheit mit größtem Fleiße. Unter die Candidaten des Predigtamtes aufgenommen, predigte er mit großem Beifall in den Kirchen von Seeland und Utrecht. Seine Gelehrsamkeit machte ihn schon damals so berühmt, daß ihn 1655 der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz als Professor der Theologie nach Heidelberg berief.' Trotz der vielen Gunstbezeigungen dieses Fürsten hatte S. den Mannesmuth, gegen die Ehescheidung desselben aufzutreten. Nachdem er mehrere ehrenvolle Berufungen ausgeschlagen,

ging er 1670 nach Leiden, wo er eine Reihe von Jahren als öffentlicher Lehrer der Gottesgelehrtheit und Kirchengeschichte an der Universität thätig war, nebenbei auch das Oberbibliothekariat und viermal das Rectorat führte, wegen seiner schriftstellerischen Thätigkeit aber, die man hochschätzte, in seinen letzten Lebensjahren von seinem Amte entbunden wurde. S. hat viele Schriften in allen Disciplinen der Theologie hinterlassen, welche alle ihn als einen vorzüglichen Gelehrten seiner Kirche uns vorführen. Die Mehrzahl derselben enthält das in drei Foliobänden 1701—1703 zu Leiden erschienene Sammelwerk. Was die theologische Stellung Spanheim's betrifft, so war er strenger Calvinist, weshalb er auch nicht den Neuerungen des Coccejus, obschon er einst dessen Zuhörer gewesen, noch weniger aber denen des Philosophen Cartesius, seine Zustimmung geben konnte. Er nahm vielmehr in den zwischen den Coccejanern und Voetianern in den Niederlanden obwaltenden Streitigkeiten eifrige Partei für letztere. Manchmal war seine Polemik allzu heftig; so gegen den Cartesianer Theodor Crane in Leiden, dessen Entlassung von seiner Professur er veranlaßt haben soll. Noch ist zu erwähnen daß S. mit aller Entschiedenheit die nach der Chronik des Erzbischofes Polonus im 9. Jahrhundert vorkommende Päpstin Johanna als historisches Factum vertheidigte. Auch das Episcopat der anglicanischen Kirche fand seine Billigung.

Hirsching, Histor.-litterar. Handbuch. — K. J. Bouginé, Handb. der allg. Litteraturgesch. — Glasius, Godgel. Nederland. — Aa, Biograph. Woordenboek. Niceron. — Chauffepie. — Jac. Trigland, Leichenrede auf Spanheim. — Herzog, Realencyclopaedie. Ein ausführliches Verzeichniß der Schriften Spanheim's findet sich auch in letztgenanntem Werke.

Cuno.

Sparmann: Karl Christian S., Landschaftsmaler, geb. am 3. Februar 1805, † am 18. December 1864. S. war der Sohn eines Gartennahrungsbesitzers aus dem Dorfe Hintermauer bei Meißen. Er erhielt seinen ersten künstlerischen Unterricht durch den ausgezeichneten Blumenmaler an der königlichen Porzellanmanufactur in Meißen Johann Samuel Arnhold. Seit dem Jahre 1822 finden wir ihn in Dresden als Schüler des norwegischen Malers Dahl, unter dessen Anleitung er sich zum Landschaftsmaler ausbildete. Seiner Empfehlung verdankte er es, daß er im Jahre 1824 die Stelle eines Zeichenlehrers der Königin Hortense von Holland und ihres Sohnes Louis Napoleon in Arenenberg am Bodensee erhielt. S. blieb drei Jahre lang im Dienste der fürstlichen Familie, mit der er den Winter hindurch in Rom lebte. Dieser Aufenthalt förderte seine eigene Ausbildung merklich, namentlich aber war die Gelegenheit, Naturstudien in den Schweizer Alpen zu machen, für S. von großer Wichtigkeit. Er entschloß sich daher auch, nachdem er vom Jahre 1826 an wieder zwei Jahre in Dresden verlebt hatte, im Jahre 1828 noch einmal in die Schweiz zu gehen und in Lenzburg im Kanton Aargau eine Zeichenlehrerstelle anzunehmen. Wann er von da wieder nach Dresden übersiedelte, wo er später seinen ständigen Aufenthalt hatte, ist nicht bekannt. Er genoß hier eine lebenslängliche Pension, die ihm sein früherer Schüler, der Kaiser Napoleon ausgesetzt hatte. Er starb am 18. December 1864. Die Zahl von Sparmann's Bildern ist, selbst wenn man sich auf diejenigen beschränkt, die in Dresden zur Ausstellung kamen, groß zu nennen. Die meisten behandeln Motive aus den Schweizer und Tiroler Alpen, doch hat S. auch zahlreiche Bilder nach Motiven aus der näheren und weiteren Umgebung von Dresden gemalt. Unter seinen Bildern werden folgende als die bedeutendsten erwähnt: „Die Wetterhörner in der Schweiz“ (1838), gestochen von L. Schütz für den sächsischen Kunstverein, „Die alte Elbe bei Dessau,“ ein Gemälde, das schon 1844 in Dresden ausgestellt war, und ein Bild aus der Dresdener Heide („Partie an

der Prießnitz"), das der sächsische Kunstverein im Jahre 1843 ankaufte. Im Jahre 1834 stellte Julius Fleischmann zwei Kupferstiche nach S.: „Partie bei Interlaken" und „an der Prießnitz" in Dresden aus.

Vgl. Wilhelm Loose, „Lebensläufe Meißener Künstler" in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. II, 2, 283, 284 und C. und O. (Banck), Dresdner Kunstzustände, Nr. I. Malerei. Dresden und Leipzig, 1843. S. 25.

H. A. Lier.

Sparr: Ernst Georg Graf S., kaiserlich königlicher, auch königlich polnischer und königlich schwedischer Generallieutenant und Generalfeldzeugmeister, war dem Stamme der S. auf Trampe bei Eberswalde im märkischen Kreise Oberbarnim entsprossen. Von seiner Jugend und Erziehung wissen wir nichts; selbst sein Geburtsjahr ist unbekannt. Nach der Aufschrift auf seinem in der Marienkirche zu Berlin befindlichen Bilde ist er bei seinem Tode „64 Jahr den 15. Januarii" alt gewesen, würde also 1602 geboren sein. Mörner (s. unten) nennt trotzdem 1596 und als das Todesjahr seines Vaters 1597. Er wird zuerst 1621 genannt, wo er unter König Sigismund von Polen seine Sporen im Kriege gegen die Türken verdiente. Der Zeitgeist und seine mißliche Vermögenslage werden Ursache gewesen sein, daß er aus dem Soldatenstande seinen Lebensberuf machte; das Kriegsleben, wie es damals war, mag für Sparr's Habsucht und die rohe, zur Gewaltthätigkeit neigende Sinnesart, von welcher seine Zeitgenossen erzählen, besonderen Reiz gehabt haben. Auch muß er für dasselbe gepaßt und militärische Kenntnisse besessen haben, denn schon 1626 betraute ihn Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, der Administrator von Magdeburg, welcher sich den Rüstungen des niedersächsischen Kreises angeschlossen hatte, mit der Befestigung seiner Landesgrenze. Ein Jahr später finden wir ihn im entgegengesetzten Lager, indem er in Aldringen's Auftrage für Wallenstein warb. Dann stand er unter Arnim, welcher ihn auch als Unterhändler verwendete, und nahm 1628 an der vergeblichen Belagerung von Stralsund theil, sowie nach Aufhebung derselben an dem Angriffe auf Wolgast (22. Aug.) und der sich daran schließenden Verfolgung des König Christian von Dänemark bis zu dessen Einschiffung auf der Insel Usedom, dann, freilich weil er seine Rechnung nicht fand widerwillig und verdrossen, sodaß Wallenstein ihn zu entlassen Anstalt traf, an dem Zuge nach Westpreußen gegen die Schweden unter Arnim und demnächst unter dem Herzoge Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg. In dem Treffen bei Honigfelde auf der Stuhmer Haide am 17. Juni 1629, bei welchem er die Vorhut führte, trat er besonders hervor. 1630 und 1631 stand er in Pommern gegen die unter Gustav Adolf in Deutschland gelandeten Schweden im Felde; am 13. April 1631, dem Palmsonntage, gerieth, als sie mit stürmender Hand Frankfurt an der Oder nahmen, auch Oberst S. in ihre Gefangenschaft. Er muß aber nach kurzem wieder in Freiheit gesetzt sein, denn als Wallenstein bald darauf von neuem die Werbetrommel rühren ließ fand unter seiner Fahne sich auch S. ein, welchen er zunächst zu Unterhandlungen mit dem in kursächsische Dienste getretenen Arnim benutzte. Schon am 10. August 1632 gerieth S. in einem bei Burgthann in Franken gelieferten Treffen, in welchem Gustav Adolf selbst befehligte, von neuem in schwedische Gefangenschaft. Dieser sandte ihn damals zu Wallenstein um Unterhandlungen zu führen, welche aber kein Ergebniß lieferten. Der Schlacht bei Lützen wohnte S. als Mitkämpfer bei, aber mit geringem Ruhme. Wenn ihm auch persönlich kein Vorwurf gemacht wurde, so verfiel doch sein Regiment dem Blutgerichte, welches Wallenstein zu Prag über die feldflüchtigen Reiter halten ließ. Er selbst war inzwischen zum Generalfeldzeugmeister aufgestiegen. Sein Verhalten bei der Wallenstein'schen Katastrophe,

brachte ihn in Haft und Untersuchung. Das Ergebniß der letzteren hatte seine Verurtheilung zu ewigem Gefängniß zur Folge; eine offenbare Schuld konnte ihm nicht nachgewiesen werden, höchstens Unterlassungssünden waren ihm zur Last zu legen. Seine Gefangenschaft dauerte auch nicht lange und schon 1636 versuchte er sich dem Kaiser zu nähern, indem er demselben empfahl eine günstige Gelegenheit zum Erwerbe von Stralsund zu benutzen. 1641 stand er von neuem in kaiserlichen Diensten. Als Kaiser Ferdinand III. sich des Reichstages wegen in Regensburg aufhielt zeigte S. ihm artilleristische Versuche und von hier ward er entsandt um die seit Jahren von den Kaiserlichen und den Ligisten mehrmals vergeblich belagerte Feste Hohentwiel zu gewinnen, welche der württembergische Commandant Oberst Konrad Widerhold gegen alle Angriffe standhaft vertheidigt hatte. Am 19. October erschien S. vor der Feste, welche er sich berühmt hatte „unter drei Monaten einzubekommen". Aber weder Beschießung noch Minirarbeiten, für welche Bergleute aus Tirol herangeholt waren, führten zum Ziele. Die Ausfälle der Belagerten und die Ungunst der Jahreszeit veranlaßten, daß nach kurzer Zeit die Belagerung in eine Blokade verwandelt wurde und, als General v. Erlach mit weimarischen Truppen zum Entsatze nahte, zog S. unter Zurücklassung einer großen Menge von Kriegsbedarf aller Art eilig ab. Mit Recht ward ihm der übele Ausgang des Unternehmens persönlich zur Last gelegt und mit seiner Verwendung in kaiserl. Kriegsdiensten war es zu Ende. — Vergeblich suchte er anderswo anzukommen. Zuerst in päpstlichen Diensten. Bei den Unterhandlungen beleidigte er jedoch den venetianischen Gesandten derart, daß dieser sich beim Kaiser über ihn beklagte, worauf S. Arrest erhielt und die Angelegenheit sich zerschlug. Dann bestellte sein alter Gönner, König Wladislaus von Polen, ihn am 7. October 1646 unter sehr glänzenden Bedingungen zum Befehlshaber deutscher Völker, welche S. ihm zu einem Feldzuge gegen die Türken stellen sollte, und Alexius von Rußland, Peter's des Großen Vater, welcher das moskowitische Heerwesen nach abendländischem Muster umgestalten wollte, machte ihm noch vortheilhaftere Anerbietungen. Aber der polnische Reichstag wollte von einem Türkenkriege nichts wissen und die russischen Pläne verliefen im Sande. Ebensowenig wurde etwas aus Werbungen, mit denen Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg, der Schwager des Polenkönigs, ihn beauftragte und fruchtlos blieb Sparr's Bemühen bei den Schweden Fuß zu fassen. So kehrte er denn, nachdem der dreißigjährige Krieg beendet war, in die Heimath zurück, wo bald darauf sein Vetter Otto Christof S. (s. d.) eine gewichtige Rolle zu spielen anfing. Der Verwandtschaft mit diesem wird Ernst Georg zu danken gehabt haben, daß Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, ihm eine Pension verlieh und dadurch seiner mißlichen Lage aufhalf. Trotzdem nöthigte ihn diese seine Güter jenem Vetter zu verkaufen und bei seinem im September 1666 erfolgten Tode war sie derart, daß der Kurfürst sich ins Mittel legte um den Concurs abzuwenden. Am 18. jenes Monats ward er in der Marienkirche zu Berlin in der Stille beigesetzt. Unter dem 17. Februar 1654 hatte ihm der Kaiser ein Patent über seine Erhebung in den Grafenstand ausfertigen lassen, welche ihm schon 1641 versprochen, aber aus leichtbegreiflichen Ursachen damals nicht erfolgt war. Sein Stamm wurde durch seine in den kaiserlichen Erblanden gebliebenen Kinder fortgepflanzt, ist aber dort schon im 18. Jahrhundert erloschen.

Th. v. Mörner, Märkische Kriegsobersten des siebenzehnten Jahrhunderts, Berlin 1861.

B. Poten.

Sparr: Johann Gottfried August Sp., Schulmann des 18. und 19. Jahrhunderts. Er wurde am 13. Januar 1772 in Gotha geboren, wo sein Vater Johann Christoph S. damals Professor am Gymnasium war. Hier erhielt

er auch seine wissenschaftliche Vorbildung. Nach absolvirten Universitätsstudien wurde er 1803 als Lehrer am Gymnasium in Gotha angestellt, aber bereits Anfang 1808 nach Nordhausen berufen, um dort die Leitung und Neugestaltung des Gymnasiums und des gesammten städtischen Schulwesens zu übernehmen. Schon im April d. Js. erschien die von ihm ausgearbeitete umfangreiche „Nachricht über die männlichen Schulanstalten", welche einen umfassenden Einrichtungs- und Lehrplan für das Gymnasium enthält, der sodann für eine große Zahl der damaligen mitteldeutschen Gymnasien vorbildlich geworden ist: auf zwei „deutsche" Unterclassen (Sexta und Quinta) folgten zwei Mittelclassen (Quarta und Tertia) mit je einer deutschen und lateinischen Abtheilung, dann zwei lateinische Oberklassen (Secunda und Prima); das Griechische wurde in Tertia begonnen. — Weitere Ausführungen brachte die „Fortgesetzte Nachricht über die Schulen für die männliche Jugend", 1809. Auch diese zeigt den praktischen Mann und tüchtigen Organisator, dem die Lösung der ihm gestellten Aufgabe in unerwartet glücklicher Weise gelang. Seine vielseitige Bildung, die sich auf theologische und philologische ebenso wie auf mathematische und naturwissenschaftliche Studien gründete, befähigte ihn zur Leitung eines vielgestaltigen Schulorganismus ganz besonders; durch größere wissenschaftliche Arbeiten hat er sich nicht bekannt gemacht. Er starb, erst 39jährig, vielbetrauert, am 30. Januar 1811.

Ludwig, Kirchen-, Pfarr- und Schulchronik von Nordhausen 1817, S. 249. — Nachrufe im „Nordhausischen Nachrichtsblatte" und im Osterprogramm des Gymnasiums von 1811. — Meusel, XV, 503 und XX, 537.

R. Hoche.

Sparr: Otto Christof Freiherr v. S., kurfürstlich brandenb. Generalfeldmarschall, wurde 1605 auf dem Gute Lichterfelde bei Eberswalde (n. A. am 15. Novbr. 1599 zu Prenden) im märkischen Kreise Oberbarnim geb. Von seiner Jugend und seiner Erziehung ist nichts bekannt, es ist aber anzunehmen, daß er guten Unterricht genossen hat, da er tüchtige mathematische Kenntnisse besessen zu haben scheint. Vermuthlich hat er, wie viele seiner Landsleute, etwa 1626 unter Wallenstein zu den kaiserlichen Fahnen geschworen; die ersten sicheren Nachrichten stammen aus dem Jahre 1637. Damals war er Oberst. Sein Name wird bei einem fehlgeschlagenen Angriff auf Stargard in Pommern genannt, welchen er im October mit anderen Kriegsobersten unternahm. Während des Winters auf 1638 war er Commandant zu Landsberg an der Warthe. Im letzteren Jahre beabsichtigte Kurfürst Georg Wilhelm, sein Landesherr, welcher eine Truppenmacht aufzustellen im Begriff war, ihn dabei mit der Einrichtung des Geschützwesens zu betrauen. Des Kurfürsten Plan zerschlug sich indeß und von Sparr's Verwendung ist nicht weiter die Rede. Wir treffen diesen dagegen bald auf dem westfälischen Kriegsschauplatze, auf welchem er bis zum Ende des 30jährigen Krieges thätig blieb. Hatzfeld sollte hier ein neues kaiserliches Heer aufstellen und Gallas, unter welchem S. bisher gestanden hatte, erhielt den Befehl Officiere und Truppen dahin abzugeben. Zu jenen gehörte auch S., welcher bestimmt war Hatzfeld's Feldzeugmeister zu werden. Auf dem Wege gerieth er in der Nähe von Warendorf am 20. October 1638 durch nächtlichen Ueberfall in pfälzische Kriegsgefangenschaft, muß aber bald wieder freigekommen sein, denn im folgenden Jahre erhebt Pfalzgraf Wilhelm Wolfgang laute Klagen wegen der Vergewaltigung seiner Unterthanen durch S. und andere kaiserliche Officiere. 1641 belagerte und nahm S. im Juni und Juli die Stadt Essen und leitete die Arbeiten bei der Belagerung der am 18. September übergebenen Stadt Dorsten. 1642 bestellte ihn Johann von Werth als Commandanten von Grevenbroich; er befestigte die Stadt und unternahm von hier aus erfolgreiche Streifereien in die

Umgegend. Dann scheint er mit Hatzfeld nach dem Osten gezogen zu sein; 1644 wird seine Anwesenheit bei Magdeburg erwähnt. 1646 war er wieder am Rhein; er hatte an Vehlen's Stelle die Führung der Truppen übernommen, welche gegen die Hessen im Felde standen; später war er Melander untergeordnet. Was an Kriegsthaten geschah war von geringerer Bedeutung; im Herbst lag S. einige Zeit zu Bonn an einer vor Euskirchen erhaltenen Wunde darnieder. 1647 nennt er sich selbst „der römisch kaiserlichen Majestät des Westphälischen Creyses bestellten Generalwachtmeister, Oberst, auch Obercommandant der rheinischen Quartiere". Unter Lamboy war er in diesem Jahre thätig des Kaisers Herrschaft in Westfalen und in Ostfriesland zu erzwingen und zu behaupten. Verrichtungen des kleinen Krieges, Angriff und Vertheidigung von Städten und festen Burgen waren auf beiden Seiten die hervorragendsten Gegenstände der Thätigkeit; wo es sich um Aufgaben aus den Gebieten der Befestigungskunst und des Geschützwesens handelte, trat S. in den Vordergrund. Als der Krieg zu Ende ging war er zum ältesten Generalwachtmeister aufgestiegen, welchem in Ermangelung des Oberfeldherrn der Befehl gebührte, und nachdem der westfälische Friede geschlossen war übte er diesen Befehl im folgenden Jahre noch einmal thatsächlich aus, indem er als kurfürstlich kölnischer General-Feldwachtmeister und Generalcommandant des westfälischen Kreises mit Gewalt der Waffen eine Reichsexecution gegen Lüttich vollstreckte, dessen Bürger mit ihrem Bischofe, welcher zugleich Erzbischof von Köln war, im Streite lebten. Am 29. August 1649 zog er in die Stadt ein. — Als damit auch die Nachwehen des großen Krieges auf diesem Theile seines Schauplatzes vorübergegangen waren, kehrte S. in den Dienst seines engeren Vaterlandes und seines angestammten Lehnsherrn zurück. Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte die letztverflossenen Jahre meist in seinen westlichen Besitzungen zugebracht und dies hatte zu persönlichen Beziehungen zwischen ihm und S. geführt. So kam es, daß zu den kriegserfahrenen Officieren, denen der Kurfürst die Begründung einer bleibenden brandenburgischen Kriegsmacht anvertraute, auch S. gehörte. Schon vom 14. Juni 1649 rührt dessen erste Bestallung, welcher am 8. October d. J. eine umfangreichere, wesentlich günstigere folgte, aber erst im September 1650 konnte S. melden, daß er des kaiserlichen Dienstes entledigt sei und ganz zur Verfügung seines neuen Kriegsherrn stehe. Da Colberg, wo er als Gouverneur seinen Wohnsitz zu nehmen hatte, noch von den Schweden besetzt war, blieb er vorläufig in Lippstadt, seine Thätigkeit auf Befestigungsarbeiten und auf den Betrieb von Galmeigruben in der Grafschaft Mark vertheilend. Auch politische Aufgaben beschäftigten ihn. Es galt in jenen Landen die Hoheitsrechte des Kurfürsten zu wahren, die Stände zu Leistungen für die Truppen gefügig zu machen und Frieden zu stiften zwischen Lutheranern und Reformirten. Als der Kurfürst bald darauf einen Kriegszug gegen den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm plante, ernannte er S. am 9. Juli 1651 zum Generalfeldzeugmeister und „zum capo bei Dero itztrichtenden armee"; es kam aber nicht zum Schlagen. Wenn Kurfürst Friedrich Wilhelm sich auch, wie später noch einmal, durch die Ebbe in seinen Kassen genöthigt sah, die S. gemachten Versprechungen theilweise unerfüllt zu lassen, so war er dagegen auf der anderen Seite bei der Eintreibung von Forderungen behülflich, welche dieser aus den Kriegszeiten an andere Regierungen zu machen hatte. S. ward dadurch in den Stand gesetzt mancherlei Erwerbungen an Grundbesitz in seiner märkischen Heimath zu machen; sein Plan denselben durch Errichtung eines Fideicommisses seinem Geschlechte zu erhalten ist jedoch nicht zur Ausführung gelangt. — Am 6. Juni 1653 hielt er seinen Einzug in das von den Schweden geräumte Colberg, verließ die Stadt jedoch schon zu Anfang des

nächsten Jahres wieder um den Befehl von Hilfsvölkern zu übernehmen, welche des Kurfürsten von Köln Lande von den in dieselben eingefallenen Scharen des Herzogs Karl von Lothringen befreien und den Kurfürsten zugleich vor dem unwillkommenen, durch Frankreich angebotenen Schutze durch französische Truppen bewahren sollten. Der Kölner Kurfürst hatte S. für diese Stellung erbeten; Verhandlungen wandten aber die Kriegsgefahr ab und S., welcher nach seiner Rückkehr seinen Wohnsitz nach Berlin verlegt zu haben scheint, mußte nochmals auf die Verwirklichung der Aussicht verzichten für Brandenburg und seinen Kurfürsten zu Felde zu ziehen. Bald aber stiegen im Osten neue Kriegswolken auf. Die Gefahr ging von Schweden aus, dessen König Karl X. Gustav nach dem Besitze des Herzogthums Preußen trachtete. Friedrich Wilhelm beschloß sich einem etwaigen gewaltsamen Versuche mit den Waffen in der Hand entgegenzustellen, sammelte eine Macht von 26800 Mann mit zahlreicher Artillerie und übertrug am 8. April 1655 S. den Oberbefehl über diese Armee „daß Er dieselbe als capo regieren und führen möge". Zunächst sollte er die Schweden beobachten und nichts Feindseliges gegen sie unternehmen, ihrem Betreten des Herzogthums Preußen aber, mit dessen Ständen der Kurfürst einen Vertrag abgeschlossen hatte, sollte S. sich thätlich widersetzen. Als es soweit kam, hatten die Schweden den Polenkönig bereits geschlagen und sich seines gesammten Reiches bemächtigt, sodaß Kurfürst Friedrich Wilhelm, welcher sich auf allen Seiten vergeblich nach Beistand umgesehen hatte, am 17. Januar 1656 nothgedrungen mit Karl X. Gustav den Tractat von Königsberg einging, kraft dessen er Preußen als Lehen von Schweden empfing. S. rieth ihm zu dem Schritte, während sein Widersacher am Hoflager, Graf Georg Friedrich von Waldeck, mit welchem er in stetem, dem Gemeinwohle wenig förderlichen Hader lebte, den gegentheiligen Entschluß befürwortete. Damit schien die Aussicht für S. im brandenburgischen Dienste Kriegsruhm zu erringen wiederum verschwunden. Aber die Sachlage änderte sich rasch. Polen erhob sich von neuem und bald war Karl X. Gustav der Bedrängte, welcher jetzt die brandenburgische Hilfe in Anspruch nahm. Der Kurfürst gewährte sie ihm auf Grund eines am 15. Juni zu Marienburg abgeschlossenen Bündnisses. Vereint zog nun die schwedisch-brandenburgische Macht den Polen entgegen. Bei Warschau kam es zu dreitägiger Schlacht. Am dritten Kampfestage, dem 20./30. Juli 1656 erwarb S. unvergänglichen Ruhm, indem er, in der Mitte der Stellung kämpfend, mit dem ihm unterstellten Fußvolke, über dessen Stärke und Zusammensetzung die Angaben auseinandergehen, „mit besonderer Dexteriät und guter Disposition" mit stürmender Hand das Gehölz von Praga nahm und damit den Ausgang des langen Ringens entschied. Die brandenburgischen Truppen kehrten dann nach Preußen zurück und fochten 1657 unter Sparr's Oberbefehl in einer langen Reihe kleinerer kriegerischer Unternehmungen gegen die keineswegs ganz niedergeworfenen Polen und Lithauer. Am 26. Juni jenes Jahres wurde er zum Generalfeldmarschall ernannt. Es ist das erste Mal, daß diese höchste militärische Würde im brandenburgischen Heere verliehen ward. Zugleich wurde ihm die oberste Instanz in allen Commando-, Commissariats-, Proviant- und Justizsachen, „wie sie Namen haben mögen", übertragen. Am 19. September machte der Kurfürst mit Polen seinen Frieden und versuchte nun zwischen dieser Macht und Schweden zu vermitteln; auch S. ward mit einer diesem Endzwecke dienenden Sendung nach Warschau beauftragt, hatte aber keinen Erfolg. 1658 machte er unter dem Kurfürsten, welcher wie 1656 den Oberbefehl über seine Truppen selbst führte, dessen Feldzug gegen die Schweden in Holstein und Schleswig mit; im folgenden Jahre war er mit der Belagerung von Demmin beauftragt, und nahm die Stadt durch Capitulation. Nachdem am 1. Mai 1660 der Friede von Oliva seinem vierjährigen Kriegs-

leben ein Ende gemacht hatte, war S. zunächst bei der Befestigung von Berlin thätig. Als der Kurfürst 1662 auf längere Zeit nach Preußen ging, übertrug er S. seine Vertretung in den übrigen Provinzen. — Im folgenden Jahre wurde die schon länger drohende Türkengefahr dringlich. Der Kurfürst leistete dem Kaiser Beistand, indem er ihm Hilfsvölker sandte und ihm auch S. überließ. Ein von letzterem bei dieser Gelegenheit abgegebenes Gutachten über die Art, wie der Krieg gegen die Ungläubigen zu führen sei, zeugt von Sparr's Kriegserfahrung und Einsicht. Der Feldzug ward durch die am 1. August 1664 gelieferte Schlacht bei Sanct Gotthard an der Raab zu Gunsten der christlichen Waffen beendet. S. mit seinen Brandenburgern focht in derselben mit hoher Auszeichnung. „Ihr habt Eure Kriegserfahrung und Valeur bei dieser jüngsten Occasion gewiß rühmlich erwiesen" schrieb ihm Kaiser Leopold am 7. August; auch ernannte er ihn nun zum kaiserlichen Generalfeldmarschall. — Die Unterwerfung der Stadt Magdeburg, welche sich der Herrschaft des Großen Kurfürsten nicht fügen wollte und deren Unterwerfung dieser im Jahre 1666 S. übertrug, sowie die Vorbereitung zur Befestigung der Stadt, nachdem dieselbe, als S. mit 10 000 Mann bereit stand seines Kriegsherrn Willen mit den Waffen durchzusetzen, am 28. Mai den Vertrag von Kloster Berge abgeschlossen und Besatzung aufgenommen hatte, waren des Feldmarschalls letzte besonderen Leistungen. — Neben seinen Dienstobliegenheiten beschäftigte diesen die Fürsorge für seine Güter, deren Umfang er erweiterte ohne aber, wie schon erwähnt wurde, seinen Wunsch, dieselben seinem Geschlechte zu erhalten, zum Vollzuge zu bringen, sodaß sie sämmtlich längst in andere Hände übergegangen sind. Bei den Aufwendungen, welche er für seine Besitzungen machte, ist besonders seine Sorge für die Kirchen zu bemerken; namentlich die Glocken lagen ihm am Herzen. Auch die Herstellung des durch ein Wetter beschädigten Thurmes der Marienkirche in Berlin ließ er sich viel Geld kosten. In dieser ward er nach seinem am 9. Mai 1668 auf seinem Gute Prenden bei Bernau im Kreise Niederbarnim erfolgten Tode am 12. d. M. beigesetzt. Er starb arm, wenngleich begütert. — S. war kein genialer Führer, aber ein tüchtiger zuverlässiger Soldat, namentlich im Geschützwesen erfahren und ein geschickter Organisator. Der französische Gesandte de Lumbres sagt über ihn in einem Berichte vom 28. November 1655, er sei mehr geschickt gewesen Anderer Befehle auszuführen als selbst solche zu ertheilen, mehr geeignet zur Führung einer kleinen als einer großen Truppenmenge, brauchbarer im Vertheidigungskriege als für die Feldschlacht. Seine späteren Kriegsleistungen sprechen für die Richtigkeit dieser Beurtheilung. — Als am 27. Januar 1889 Kaiser Wilhelm II. einer Anzahl von Regimentern seines Heeres zu Ehren und zum Andenken hervorragender brandenburgisch-preußischer Kriegsleute für immerwährende Zeiten deren Namen beilegte, erhielt das 3. westfälische Infanterieregiment Nr. 16 den Namen „Infanterieregiment Freiherr v. Sparr." — Eine genügende Lebensbeschreibung Sparr's ist nicht vorhanden.

Historisch-merkwürdige Beiträge zur Kriegsgeschichte des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm's in der Lebensbeschreibung Otto Christoph's v. Sparr, Stendal 1793 (vom Ordensrath König). — Th. v. Mörner, Märkische Kriegsobersten des 17. Jahrhunderts, Berlin 1861 (reicht nur bis zum Jahre 1661).

B. Poten.

Spaeth: Johann Leonhard S., Mathematiker und Physiker, geboren am 11. November 1759 in Augsburg, studirte in Altdorf, wo er 1795 die philosophische Magisterwürde erlangte, seit 1788 ordentlicher Professor der Physik und Mathematik an der Universität, seit 1795 auch Bauinspector derselben, Professor der Forstwissenschaft und Director der Domainewaldungen war. Nach

Aufhebung der Altdorfer Universität (1809) wurde S. Professor der Mathematik am Lyceum zu München, erhielt 1812 den Titel als königl. baierischer Hofrath und erlangte 1826 die ordentliche Professur der Mathematik an der Universität München, eine Stellung, in der er bis zu seinem am 31. März 1842 erfolgten Ableben thätig war. Seit 1824 war S. auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München. Ein vollständiges, etwa 48 Nummern umfassendes Verzeichniß seiner zahlreichen hochbedeutenden Arbeiten giebt die unten genannte Quelle. Wir führen als die hauptsächlichsten die Titel folgender Werke an: „Geodäsie oder Anweisung zum Feldmessen“ (2 Theile, Nürnberg 1790—91); „Abhandlung über Electrometer“ (Ebenda 1791); „Practische Anweisung, allerlei Arten von Brau-, Brenn- und Farbgefäßen zu visiren“ (Ebenda 1794, 2. Aufl. 1796); „Handbuch der Forstwissenschaft“ (4 Bde., ebenda 1801—5); „Statik und Dynamik der Physik“ (2 Bde., ebenda 1812—13): „Die Kosmogenie oder über die Entstehung und Ausbildung des Sternenhimmels“ (Ebenda 1815); „Die höhere Geodäsie“ (1. Abth., München 1816); „Praktische Geometrie“ (Nürnberg 1819); „Ueber den natürlichen Magnetismus der Erde, über Nordlicht, Sonnenflecken, Feuerkugeln, Sternschüsse und Kometen“ (Ebenda 1822). Außerdem rühren von S. zahlreiche Veröffentlichungen in Bode's Jahrbuch (1792—95) und Dingler's Journal (von 1822—24) her. Seit 1824 war S. Mitredacteur von Kastner's Archiv für Naturlehre gewesen.

Vgl. Poggendorff's Biogr.-litterar. Handwörterbuch II, 966 f.

Pagel.

Spätner: Christoph S. Ueber einen Leipziger Maler dieses Namens findet man in Füßli's Künstlerlexikon und in Geyser's unten anzuführendem Schriftchen Nachrichten, deren Zeitangaben und sonstiger Inhalt unter einander so wenig in Einklang stehen, daß sich der Zweifel erhebt, ob es nicht zwei Personen des gleichen Namens gegeben hat. Nach Füßli trat ein Christoph Spetner, der in Leipzig seine Studien machte und viele, durch Stiche vervielfältigte Bildnisse malte, 1615 dort als ausübender Künstler auf, wurde später Hofmaler des Herzogs Christian von Sachsen-Merseburg und lebte als solcher noch 1664. Der Maler Christoph Spätner, Leipziger von Geburt, von dem Geyser berichtet, kommt dagegen zuerst 1650, und zwar noch als Malergesell, im folgenden Jahre als Kunstmaler und 1671 zuerst als Obermeister vor. Dieser Künstler malte 1673 die Kanzel in Eutritzsch mit den Halbfiguren der vier Evangelisten und restaurirte 1680 einen Altar zu Taucha. Nach Geyser's auf die Evangelistenbilder sich stützender Meinung war seine Kunstfertigkeit eine nicht geringe, und sind ihm vielleicht die vorzüglichsten unter den Gemälden an den Emporen der in der Nähe Leipzigs gelegenen St. Theklakirche zuzuschreiben.

Füßli, Allgem. Künstlerlexikon Th. 2 Abschnitt 8, Zürich 1814, S. 1695. — Nagler, Künstlerlexikon Bd. 17 S. 140. — G. W. Geyser, Geschichte der Malerei in Leipzig, Leipzig 1858, S. 46 f.

— v.

Spaun: Anton Ritter v. S., culturhistorischer österreichischer Schriftsteller, wurde am 31. Mai 1790 zu Linz als der Sohn eines Landrathes geboren. Er erhielt eine treffliche Erziehung im Hause und nicht nur den ersten Unterricht, sondern auch seine spätere Ausbildung in seiner Vaterstadt, woselbst er auch die rechtswissenschaftlichen Studien betrieb und beendete. Im J. 1810 trat er in den richterlichen Staatsdienst zu Linz als Auscultant ein, er wurde 1818 zum Secretär und 1821 zum Stadt- und Landrath ernannt, 1839 wurde er Syndikus der oberösterreichischen Stände. Obwohl S. kein Freund gewaltsamen Umsturzes war, hatte er doch im April 1848 in der Versammlung der Provinzialstände zu

Wien den Verzicht der historischen Stände auf ihre erblichen Vertretungsrechte für eine unerläßliche Bedingung einer freien volksthümlichen Vertretung erklärt. Unter den Freunden, welche mit S. in den letzten Jahren seines Lebens verkehrten, sind besonders Moritz v. Schwind und Adalbert Stifter zu nennen, welch letzterer insbesondere S. sehr hoch schätzte. Infolge seiner auf langjährigen genauen Forschungen beruhenden Arbeiten über das Nibelungenlied wurde S. am 24. Mai 1848 von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien zum correspondirenden Mitgliede gewählt, nachdem er schon vorher von verschiedenen gelehrten Gesellschaften durch Diplome und Anerkennungen ausgezeichnet worden war. Der sowohl als Beamter wie auch als Forscher gleich vortreffliche Mann, welcher übrigens bescheiden zurückgezogen lebte, starb am 26. Juni 1849 zu Kremsmünster an einem Herzleiden.

An litterarischen Arbeiten aus der Feder v. Spaun's liegt keine große Zahl vor, aber die vorliegenden Veröffentlichungen zeugen von eingehenden langen Studien und weisen den großen Scharfsinn Spaun's in der Behandlung von wissenschaftlichen Fragen auf. Es waren hauptsächlich die Arbeiten und Untersuchungen Spaun's über den Verfasser des Nibelungenliedes, welche die Aufmerksamkeit auf ihn zogen. Sein in dieser Beziehung wichtigstes nicht sehr umfangreiches aber überaus gründlich abgefaßtes Werk ist betitelt: „Heinrich v. Ofterdingen und das Nibelungenlied. Ein Versuch den Dichter und das Epos für Oesterreich zu vindiciren“ (Linz 1840). Es ist bekannt, daß die Frage, um welche es sich hier handelt, noch immer nicht entschieden ist. S., ein sehr genauer Kenner des Volksthumes seiner Heimath, will insbesondere auch aus heute noch vorkommenden oberösterreichischen Volksweisen die rhythmische Harmonie verschiedener Strophen des Nibelungenliedes erkennen. Im Zusammenhange damit wenigstens in der erwähnten Richtung, steht das später erschienene poetisch und musikalisch werthvolle Buch Spaun's: „Die österreichischen Volksweisen, dargestellt in einer Auswahl von Liedern, Tänzen und Alpenmelodien“ (Wien 1845), dessen Vorwort auch einige grammatikalische Andeutungen über den oberösterreichischen Dialekt enthält. Leider ist in der 1882 erschienenen schönen 3. Neuausgabe dieses Buches das genannte Vorwort nicht mit abgedruckt. Auch Spaun's letztes Werk behandelt das Nibelungenlied, es betitelt sich: „Nibelungenklage. Die Klage Ein deutsches Heldengedicht des 12. Jahrhunderts. Erzählt und erläutert.“ (Pest 1848.) Im Jahre 1842 brachte die Wiener Zeitung vom 7. und 8. Juni eine Abhandlung Spaun's über die „Heimath und den Dichter des Nibelungenliedes“, die auch als Separatabdruck erschienen ist.

Ad. Stifters Nekrolog: Anton Ritter v. Spaun — in der Allgemeinen Zeitung (Augsb.) 1849. Beil. zur Nr. 311; darnach bei Wurzbach, Biograph. Lex. XXXVI, 71.

A. Schlossar.

Spaun: Franz Anton Ritter v. S., mathematischer, philosophischer und schönwissenschaftlicher Schriftsteller, wurde zu Linz im J. 1753 geboren und erhielt zunächst in seiner Heimathsstadt eine sorgfältige Ausbildung. Obgleich er die Rechte studirte, war doch Mathematik nebenbei die von ihm mit Vorliebe betriebene Wissenschaft und S. erlangte darin eine besondere Tüchtigkeit und Gewandtheit. S. trat nach vollendeten Studien in den Dienst der Verwaltungsbehörde und wir finden ihn als Beamten in Vorderösterreich angestellt, woselbst er bis zum Regierungsrath vorrückte und die Stelle eines Landvogts im Breisgau bekleidete. 1788 sollte er eine Stellung als Assessor des Reichskammergerichtes in Wetzlar antreten, noch ehe dies jedoch geschah, wurde er als Verfasser einer für staatsgefährlich angesehenen Schrift verhaftet und mußte eine nicht weniger als zehn Jahre währende Kerkerstrafe zuerst in Munkacs in Ungarn und sodann auf

der Festung Kufstein abbüßen. Als Beschäftigung während der Haft diente ihm das Studium seiner Lieblingswissenschaft, der Mathematik, und zwar beschäftigte er sich im Geiste mit der Lösung mathematischer Probleme, da ihm Bücher und Schreibmaterialien entzogen waren, er erhielt dadurch eine bewunderungswürdige Raschheit in der Lösung der schwierigsten mathematischen Aufgaben. Durch Vermittlung des ehemaligen Staatssecretärs Maret, welcher mit S. zusammen internirt war, erhielt letzterer eine Pension, von welcher er, als er 1798 seine Haft verließ, lebte. Die letzte Zeit seines Lebens verbrachte S. in München, wo er auch am 3. März 1826 starb. S. war ein vielseitig gebildeter scharfer Geist, jedoch derb und kräftig in seinen Aeußerungen insbesondere auf polemischem Gebiete. Seine eigenthümlichen Anschauungen möge die Thatsache illustriren, daß er eine besondere Abneigung gegen Goethe's Poesie hatte und dieselbe in Wort und Schrift bekämpfte, wobei die Derbheit seiner Ausdrucksweise oft einen geradezu komischen Charakter aufwies.

Von seinen Schriften sind insbesondere die mathematischen und ähnliche Werke zu nennen wie: „Versuch, das Studium der Mathematik durch zweckmäßige Erläuterung einiger Grundbegriffe und Methoden zu erleichtern" (1805), „Briefe über die ersten Grundsätze der Mechanik" (1807), „Einleitung zur geometrischen Construktion aller Probleme der sphärischen Trigonometrie" (1811), „Anleitung zur geradlinigen Trigonometrie" (1818), „Mein mathematisches Instrument" (1825). Außerdem war S. noch auf verschiedenen Gebieten litterarisch thätig, so veröffentlichte er: „Der sarmatische Lykurg" Polit. Rom. (1811), „Die Lehrsätze des gesunden Menschenverstandes in Beziehung auf das Negative und das Unmögliche" (München 1816), „Ueber die Grundverhältnisse des Staates zur Kirche" (1818), „Vom Wechsel und vom Wechselrechte" (1819), „Etwas über das Eigenthum" (1822), „Politische und litterarische Phantasien" (1817), „Staberls Promotion zum magnetisirenden Doctor. Eine Posse" (1817), „Träume eines Wachenden" (1819), „Sammlung seiner litterarischen Werke" (München 1821), „Ueber privilegirte Umtriebe" (1821), „Vermischte Schriften" 2 Bdch. (1822), „Ueber die religiösen Phantastereien der neuesten Zeit" (1824).

Wurzbach, Biographisches Lex. XXXVI, 75 ff. — Brümmer, Lex. deutscher Dichter und Prosaisten von den ältesten Zeiten. A. S.

Spaun: Claus S. oder Span (der Reim: stân entscheidet bei der Mundart des Dichter nicht), Reimnovellist des ausgehenden 15. Jahrhunderts, bekannt auch durch zwei Handschriften mit Spielen und Sprüchen, die er 1494 und 1516 zusammentrug, nennt sich selbst in der Schlußzeile der einzigen Dichtung, als deren Autor wir ihn kennen. Diese, „ain gar schöner Spruch von aim, der soltt ain Doctor werden, wie er sein Geltt verthett" weist durch ihre Mundart mit Sicherheit in schwäbisches Gebiet, aber nahe an die bairische Grenze, etwa nach Augsburg, wozu die Ueberlieferung in Holl's Handschrift stimmt. In vollgebauten, aber nicht lästig überladenen Reimpaaren von weit überwiegend stumpfem Ausgang erzählt S. eine widerwärtige, schmutzige Ehebruchsgeschichte, deren abstoßende Wirkung für uns durch den versöhnenden Schluß nur abscheulich gesteigert wird. Sie ist freilich gewiß nicht Spaun's Erfindung, die vierte Geschichte in Mich. Lindeners Rastbüchlein stimmt in allem Wesentlichen genau dazu; aber die naive Unbefangenheit, mit der S. ganz gewandt, ohne starkes Betonen des Schlüpfrigen den gewählten Stoff behandelt, zeigt, daß er ohne Gefühl für seine sittliche Rohheit nur einen lustigen Schwank zu berichten meint; für die Ehrlosigkeit der Schwäche, mit der der betrogene Hahnrei seinem grundgemeinen Weibe verzeiht, fehlte den weiten Kreisen im 15. Jahrhundert wohl überhaupt die Empfindung.

Erzählungen aus altd. Handschriften, gesammelt durch Ad. v. Keller S. 334 ff. Roethe.

Spaur: Franz Joseph Graf S., kaiserl. Kammerrichter in Wetzlar, geb. am 19. (nach Anderen 29.) Aug. 1725 zu Innsbruck, † am 1. Aug. 1797 zu Wetzlar. Die S. sind ein uraltes, angesehenes Tiroler Geschlecht, welches bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts urkundlich auftritt, und aus dem eine stattliche Anzahl namhafter Persönlichkeiten im Dienste des Staates wie der Kirche hervorgegangen ist. Quellenmäßig reicht die Ahnenreihe bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zurück, in dem Volkmar vom Burgstall als Ahnherr dieses vielverzweigten Hauses auftritt. Franz Joseph ist ein Glied der dritten Hauptlinie, als deren Gründer Peter II. genannt wird, der um 1493 lebte. (Ueber die Genealogie des Hauses S. siehe die Litteratur in Wurzbach's biograph. Lexikon XXXVI, 92 und den beigegebenen 4 Stammtafeln.)

Spaur's Vater war Johann Franz Wilhelm Graf S., Regierungspräsident und Statthalter von Tirol, seine Mutter, Anna Maximiliane, eine geb. Gräfin Trapp. — Den ersten Unterricht empfing der Knabe im Elternhause von einem geistlichen Hofmeister, später besuchte er das von Jesuiten geleitete Gymnasium seiner Vaterstadt, und suchten letztere alsbald den begabten Jüngling für ihren Orden zu gewinnen, ein Plan, dessen Ausführung nur an dem ernsten Widerspruche der Eltern scheiterte. Nach absolvirtem Gymnasium widmete sich S. mit großem Interesse dem Studium der Philosophie, dann jenem der Rechte, und liebte es, sich mit seinem Bruder Joseph Philipp in philosophischen Erörterungen zu ergehen, wobei er gediegene Kenntnisse der älteren und neueren philosophischen Systeme an den Tag legte. 21 Jahre alt besuchte er mit seinem Bruder Johann mehrere deutsche Höfe, und gewann hierbei in Mainz die Gunst des damaligen Kurfürsten, Grafen Ostein, so wie dessen Großhofmeisters, des Grafen Stadion, dann in Wien jene des Reichshofrathspräsidenten, Graf Wurmbrand. Kurze Zeit nach seiner Heimkehr wurde er unter Verleihung des Kammerherrnschlüssels als Regierungsrath nach Mainz gerufen, und einige Jahre später (1754) mit dem wichtigen Amte eines Vicedoms der Stadt Mainz betraut, wodurch die gesammte Polizeiverwaltung nebst dem Criminalwesen in seine Hände kam. Im nämlichen Jahre vermählte er sich mit Therese, der Tochter des vorgenannten Grafen Stadion, und wurde die Hochzeit am 24. Mai zu Warthausen (im heutigen Königreich Württemberg) gefeiert. Als Vicedom that sich S. durch Umsicht, Energie und Gewandtheit hervor, so daß er die Aufmerksamkeit Kaiser Franz I. auf sich zog, der ihn 1757 nach Ableben des Freih. v. Goschlag zum katholischen Präsidenten und geheimen Rath des Kammergerichtes beförderte. Kurfürst und Bürger sahen den Neubeförderten nur ungern aus Mainz scheiden, dieser aber handhabte sein neues Amt in solch trefflicher Weise, daß er 1763 an Stelle des im gleichen Jahre verstorbenen Fürsten Hohenlohe zum Kammerrichter ernannt wurde. Als solcher stellte er mancherlei Mißbräuche ab, welche sich bei dem Gerichtshofe allmählich eingeschlichen hatten, und sorgte für gerechte, unparteiische Rechtspflege. Durch diese Maßnahmen erwuchsen dem Grafen S. manche Gegner, welche seinen Sturz beabsichtigten, und in der bevorstehenden Visitation des Kammergerichtes das erwünschte Mittel erblickten. Allein die 1767 vorgenommene Visitation gab für die Ordnung und Pflichttreue des Kammerrichters ein glänzendes Zeugniß, so daß Maria Theresia und Kaiser Joseph II. in Allerhöchsten Handschreiben ihrer Anerkennung Ausdruck gaben. Da der Visitationsabschied neue Einrichtungen anordnete, erwuchsen dem Kammerrichter neue Aufgaben, mit deren Lösung er sich aufs ernstlichste beschäftigte. Mit der Sache gründlich befaßt veröffentlichte er auch einige Gutachten; so „Directorialmeinung über Abkürzung der Kammergerichtsrelationen"; „Gedanken und Vorschläge zur Abstellung von Mißbräuchen bei Restitutionssachen am Kammergericht"; „Auszug aus einer Präposition des Herrn Kammerrichters zu einer Prädeliberation;" — „Ueber eine

Comitialabstimmung das Bauwesen betreffend" und Aehnliches. Dreiunddreißig Jahre war Graf S. an der Spitze des höchsten Reichsgerichtes in voller Rüstigkeit gestanden. Mit dem J. 1797 begann er ernstlich zu kränkeln. Er erlebte noch das siegreiche Vordringen der Franzosen unter General Hoche, den Rückzug der kaiserl. Truppen durch Wetzlar unter Werneck's Führung, die Beschlagnahme seines eigenen Hauses durch Feindes Hand; diese widrigen Ereignisse erschütterten ihn tief, und hatten auch auf sein körperliches Befinden den nachtheiligsten Einfluß. S. entschlief am 1. August 1797, nachdem er Tags zuvor sein Testament gemacht hatte, in dem er u. A. bestimmte, daß er auf dem allgemeinen Friedhofe unter den Bürgern der Stadt ohne Gepränge, Leichenrede und Grabstein bestattet werde. — Nach Spaur's Tod erschien aus dem Kreise der nächsten Verwandten eine Lebensbeschreibung des Dahingeschiedenen, welche in eingehender Charakteristik dessen Biederkeit, Gerechtigkeitsliebe und religiösen Sinn hervorhebt. S. pflegte täglich nach dem Frühstück eine halbe Stunde im Neuen Testament zu lesen; und lenkte die Unterhaltung mit seinem ältesten Sohne, dem Domherrn Friedrich Franz Joseph, öfters auf die Reinheit der Sittenlehre Christi unter scharfem Tadel der Unduldsamkeit und der Verdammungssucht so mancher Theologen. S. hinterließ eine Wittwe und zwei Söhne, den vorgenannten Domherrn und Johann Nepomuk Thaddäus.

Biographie des Grafen Franz S. ꝛc. ꝛc. von einem seiner nächsten Verwandten entworfen. (Salzburg 1800). Ein Auszug hiervon abgedruckt in Schlichtegroll's Nekrolog f. d. J. 1797. — Oesterreich. Nationalencyklopädie v. Gräffer u. Czikann V, 95.

Eisenhart.

Spaur: Joseph Philipp Graf S. in Pflaum und Valoer, Fürstbischof von Seckau in Steiermark und von Brixen in Tirol, aus dem schon im 12. Jahrhundert nachweisbaren tirolischen Adelsgeschlechte S. stammend, geboren am 23. September 1718 in Innsbruck, war der Sohn des Statthalters von Tirol Grafen Johann Franz Wilhelm und der Anna Maximiliane, geborenen Gräfin von Trapp; sein älterer Bruder war der Reichskammerrichter Graf Franz S. —

Graf Joseph S. wendete sich den theologischen Studien zu, wurde Priester und durchmaß in der Hierarchie der katholischen Kirche eine glänzende Laufbahn. Er wurde 1749 Capitular von Salzburg und Brixen, am 1. Januar 1755 Consistorialpräsident, am 8. October 1763 Fürstbischof von Seckau und erhielt am 1. December 1763 Würde und Titel eines salzburgischen Geheimrathes. Fünfzehn Jahre lang verwaltete er die Diöcese Seckau; mit tiefer Trauer sahen ihn die Bewohner derselben scheiden, als er 1778 zum Fürstbischof von Brixen ernannt wurde, welche Stelle er wohl nur deshalb annahm, weil er dadurch nach Tirol, seiner Heimath, zurückkehren konnte. Dort in Brixen war es, wo S. im Jahre 1782 in seiner fürstlichen Residenz den Papst Pius VI. auf der Rückreise von Wien mit hohen Ehren empfing und auf das festlichste beherbergte. S. bekleidete auch die Stelle eines Vicarius generalis für Ober- und Untersteiermark und für den Wiener-Neustädter District, eines Propstes von Ehrenburg im Pusterthale, eines Kanzlers der Universität in Graz und eines Präses der k. k. Studiencommission.

Mit seinen kirchlichen Anschauungen stand er ganz auf dem Standpunkte jener Reformthätigkeit, von welchem schon Maria Theresia, namentlich aber Kaiser Joseph II. zur Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche ausgegangen waren. Er war Josephiner durch und durch. Ein Beweis dafür liegt schon in dem Umstande, daß der entschiedene Josephiner und aufgeklärte Kirchenrechtslehrer Franz Xaver Gmeiner ihm drei Bände seiner „Institutiones juris ecclesiastici“ gewidmet hatte. Ein Zeitgenosse (Oesterreichische Biedermannschronik I., 226) charakterisirt ihn in folgender Weise: „Ein gutgesinnter eifriger

Oberhirt, der keineswegs zu den Anhängern der römischen Hofpartei gehört, der von der Wahrheit gänzlich überzeugt ist: daß der Staat nicht in der Kirche, sondern die Kirche im Staat ist, daß man dem Kaiser geben müsse, was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist." — Daher war man bei der päpstlichen Curie in Rom mit ihm äußerst unzufrieden. „Als auf Josephs Befehl die Bulle Unigenitus im Jahre 1781 verboten wurde, schärfte dieser würdige Bischof seiner Geistlichkeit in einem Circularschreiben den strengsten Gehorsam und die pünktlichste Befolgung dieser Verordnung ein. Darauf erhielt er eine päpstliche Zuschrift, worin begehrt wurde, dieses Circular zu vertilgen, weil er sonst vor das Gericht des apostolischen Stuhles gezogen und schärfer geahndet werden würde." S. antwortete hierauf dem Papste, daß er mit Rücksicht auf seine Würde, seine Pflicht gegen den Monarchen, sowie nach seinen Grundsätzen und nach der Beschaffenheit der Sache diesem Befehle nicht nachkommen könne. Und von da an blieb er von Rom aus unbehelligt. — Wenn S. noch im Jahre 1782 dem Kloster Seefeld in Tirol das jus exorcizandi verlieh, also zu einer Zeit, zu welcher bereits in Deutschland Geisterbeschwörungen und Gespensterjagden von der hohen Geistlichkeit bei Strafe des Kerkers verboten waren, so ist das wohl nicht als ein Abfall von seinen aufgeklärten Gesinnungen, sondern höchstens als eine Concession an die in Tirol damals noch herrschenden Anschauungen zu betrachten.

S. war ein großer Freund der Wissenschaften, hochgebildet und ein eifriger Förderer von Bildung und Unterricht; er war selbst litterarisch thätig, indem er eine theologische Erbauungsschrift („Abhandlung von der Liebe Gottes und von dem christlichen Gebete." Salzburg 1766) aus dem Französischen ins Deutsche und Bossuet's „Exposition de la doctrine de l'église catholique sur les matières de controverse" ins Lateinische übersetzte. Er unterstützte die von Foginio in Rom veranstaltete Herausgabe der Werke des S. Agostino de Gratia durch ansehnliche Geldmittel und hinterließ eine große Bibliothek, in welcher man von ihm angefertigte Uebersetzungen mehrerer französischer theologischer Werke fand. Außerordentlich groß war sein Wohlthätigkeitssinn; als Fürstbischof von Seckau spendete er dem ihm unterthänigen Markte Leibnitz, oberhalb dessen sich das fürstbischöfliche Schloß Seckau erhebt, ein Stiftungscapital, mit dessen Zinsen für immerwährende Zeiten drei arme Bürger des genannten Marktes zu betheilen sind; dem Priesterhause in Graz schenkte er 10000 Gulden; zur Erbauung des Vicariatshauses zu Wald in Obersteiermark widmete er 1000 Gulden; 8000 Gulden verwendete er zur besseren Subsistenz der Seelsorger in den Pfarreien Preding, Hitzendorf und Mooskirchen südlich und westlich von Graz und endlich bestimmte er testamentarisch, daß sein ganzes Vermögen, welches er sich im Bisthume Seckau gesammelt habe, diesem und zwar zur besseren Dotation des Priesterhauses in Graz und armer Pfründen in Steiermark zufallen solle. Fürstbischof Graf S. starb zu Brixen am 26. Mai 1791 im Alter von 73 Jahren.

(De Luca), Das gelehrte Oesterreich. I. Band, 2. Stück S. 182. (Wien 1778). — Oesterreichische Biedermannschronik. (Freiheitsburg 1784) S. 226—227. — Katholischer Phantasten= und Prediger=Almanach auf das Jahr 1784. (Rom, Madrid und Lissabon) S. 79. — Leardi, Reihe aller bisherigen Erzbischöfe zu Salzburg, wie auch der Bischöfe zu Gurk, Seckau, Lavant und Leoben. Grätz 1818 S. 119. — Wurzbach, Biographisches Lexikon. (Wien 1877) XXXVI, 108—110. — Schmutz, historisch=topographisches Lexikon der Steiermark (Graz 1822) III, 575.

Ilwof.

Spazier: Johanne Karoline Wilhelmine S. (a. Uthe=Spazier), Schriftstellerin, geb. am 10. Mai 1777 (nicht 1779) in Berlin als älteste Tochter des geh. Obertribunalraths und Professors Joh. Christ. Meyer (Maier), Schwägerin

Aug. Mahlmann's und Jean Paul's, heirathete 1796 Karl S. (s. d.), redigirte nach dessen Tode kurze Zeit in Leipzig das Taschenbuch „Urania" und begab sich 1811 nach schwerer Krankheit zu ihren Eltern nach Berlin. Ende 1814 wurde sie Lehrerin und Vorsteherin der herzogl. Töchterschule in Neustrelitz, war dann Erzieherin zweier Söhne eines Herrn von Jasmund daselbst, zog 1816 nach Dresden und heirathete hier den königl. Hoforgelbauer Joh. Andreas Uthe. Sie starb am 11. März 1825 in Dresden. Außer einigen Uebersetzungen aus dem Französischen, „Briefe der Lespinasse" (1810; neue Aufl. 2 Thle. 1824) und „Briefe, Charakter und Gedanken des Prinzen Carl von Ligny von Mad. de Staël-Holstein" (1. Bd. Amsterdam 1812), schrieb die S. biographische Aufsätze und andere Beiträge für verschiedene litterarische Zeitschriften, z. B. den mit feinem Verständniß und warmer Empfindung geschriebenen Nekrolog ihres Leipziger Freundes J. Aug. Apel (in der „Zeitung für die elegante Welt" 1816). Ihre in verschiedenen Taschenbüchern und Journalen zerstreuten Gedichte erheben sich selten über das Mittelmaß, obwohl man ihnen Einfachheit der Sprache und Gedanken, sowie reine Empfindung nachrühmen kann. „Sinngrün, eine Folge romantischer Erzählungen, mit Theilnahme Jean Paul Fr. Richters und einiger deutschen Frauen Unterstützung, herausg. von J. C. W. Uthe-Spazier." (Berlin 1819; mit Einleitung von Jean Paul) war zum Theil schon in Taschenbüchern u. s. w. veröffentlicht. Eine anerkennenswerthe Thätigkeit entwickelte die S. als Herausgeberin des seiner Zeit allgemein beliebten „Taschenbuch für Liebe und Freundschaft" (Frankfurt), das sie 1801 begründete und bis 1813 fortführte.

Joseph von Lücenay im Neuen Nekr. d. Deutschen, 3. Jahrg. 1825, No. 123. — Raßmann, Pantheon deutscher jetzt lebender Dichter, S. 342. — v. Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen d. 19. Jahrh., II, 381. III, 240.

Friedrich Brandes.

Spazier: Johann Gottlieb Karl S., Schriftsteller und Liedercomponist, geb. am 20. April 1761 in Berlin, war daselbst in seiner Jugend als Kirchensänger (Diskantist) beliebt und hielt sich einige Zeit als Opernsänger am Hofe des Prinzen Heinrich von Preußen in Rheinsberg auf. Dann studirte er in Halle und Göttingen Philosophie und Theologie, erwarb die philosophische Doctorwürde und lebte als Lehrer und Hofmeister in Dessau. Kurze Zeit bekleidete S. eine Professur in Gießen, begleitete darauf einen westfälischen Grafen auf Reisen und ging als Professor nach Neuwied, wo er vom Fürsten den Hofrathstitel erhielt. 1791 wurde er Lehrer der deutschen Sprache und der Schönen Wissenschaften an einer Handelsschule in Berlin, gründete 1793 die „Berlinisch musikalische Zeitung", die er bis 1794 herausgab, und verheirathete sich 1796 in Berlin mit der schöngeistigen Johanne Caroline Wilhelmine Meyer. Durch verschiedene Schriften theologisch-aufklärerischen Inhalts, wie „Freymüthige Gedanken über die Gottesverehrung der Protestanten" (1788), „Versuch einer kurzen und faßlichen Darstellung der theologischen Principien" (1791), „Etwas über die Gefahren religiöser Schwärmerey" (1791), die zwar gewandt und geistvoll geschrieben sind, aber den Grundsätzen und Gemeinplätzen Basedow's mit wenig selbständigen Gedanken etwas verspätet nachhinken, war S. als vorurtheilsfreier Schriftsteller bekannt geworden. Wahrscheinlich infolge dieser Schriften, sowie „Einiger Bemerkungen über deutsche Schulen, besonders über das Dessauer Erziehungsinstitut" (1786) berief man ihn 1796 als Lehrer und Erzieher an das Dessauer Philanthropin, dessen Vorsteher Olivier war. 1797 wurde er Mitdirector dieser Anstalt, siedelte aber schon 1800 nach Leipzig über, wo er sich ausschließlich schriftstellerischen Arbeiten widmete und am 19. Januar 1805 starb.

S. veröffentlichte noch „Briefe über Hamburg und Lübeck," „Wanderunge durch die Schweiz" (1790) und eine weitschweifige, in (Pädagogik, Musik un

Zeitgeschichte betr.) Einzelheiten interessante Selbstbiographie: „Karl Pilger's Roman seines Lebens von ihm selbst geschrieben; ein Beitrag zur Erziehung und Cultur des Menschen" (3 Thle. 1792—96); aber alle genannten Schriften können ihn ebensowenig über den Rang eines Tagesschriftstellers erheben, wie sein Versuch „Ueber Kants Kritik der Urtheilskraft" (1798) und seine sämmtlichen musikhistorischen und kritischen Arbeiten. Ueber seine musikalischen Leistungen dachte S. selbst sehr bescheiden. In der Selbstbiographie, die er für Gerber's Tonkünstler-Lexikon schrieb, bereut er seine früheren musikalischen Sünden und „wünscht als eifriger Dilettant wenigstens durch Raisonnement über Zweck und Wesen der Kunst und durch Kritik dem musikalischen Publikum zu nützen". In der Composition beschränkte er sich fast ausschließlich auf Lieder, von denen mehrere (z. B. „Stimmt an mit hellem hohen Klang" von Claudius, „Rosen pflücken, wenn sie blühn" von Gleim) allgemeine Beliebtheit und weite Verbreitung errangen. Sie sind zum größten Theil in den „Melodien zu Hartung's Liedersammlung u. s. w." (1793) und andern Sammlungen enthalten. Als Musikschriftsteller lieferte S. Aufsätze in der von ihm redigirten „Berlinisch musikalischen Zeitung", Beiträge für die Leipziger „Allgemeine musikalische Zeitung" („Rechtfertigung Marpurgs u. s. w.", 1800; „Ueber Volksgesang" u. a.), die kleine Schrift „Etwas über Gluckische Musik und die Oper Iphigenia auf Tauris auf dem Berlinischen Nationaltheater" (Berlin 1795) u. a. Außerdem übernahm er im Interesse der verarmten Familie Dittersdorf's die Herausgabe von dessen Selbstbiographie (Leipzig 1801), die der Componist seinem Sohne dictirt hatte, übersetzte ferner Grétry's Memoiren im Auszuge und gab sie mit historisch-kritischen Zusätzen heraus: „Gretry's Versuche über den Geist der Musik" (Leipzig 1800). Eine wichtige Rolle spielte S. als Gründer und Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt" (Leipzig 1801 ff.) Dieses Blatt, das später unter Mahlmann (1805—16) und Meth. Müller (bis 1831) bedeutungslos wurde, nahm als belletristisches Organ in der Vertheidigung Goethe's und der Romantiker gegen deren Gegner die hervorragendste Stelle ein (dagegen Goedeke, Grdr. III[1], S. 245) und brachte unter andern Beiträge von Aug. Wilh. v. Schlegel, Bernhardi, Klingemann, vielleicht auch von Schelling (Koberstein IV[5], 872, 108[1]), die meisten von S. selbst. Im Vergleich zu den Widersachern (vor allen „Der Freimüthige", herausgegeben von A. v. Kotzebue und G. Merkel, Berlin 1803 ff.) ist die „Zeitung f. d. e. W." unter Spazier's Redaction bestrebt gewesen, eine wenn auch oft scharfe, so doch immer gemäßigt sachliche Haltung zu bewahren und den gehässigen Ton zu vermeiden, der besonders Merkel eigen war.

E. L. Gerber, (Neues) Histor.-biogr. Lexikon der Tonkünstler. — Mendel-Reißmann, Musikal. Conversations-Lexikon. — Koberstein IV[5], 238, 74[1]; 872 ff. — Goedeke, Grdr. III[1], 246; — Zeitung für die elegante Welt, 1805, 15; auch Der Freimüthige, 1803, 11, S. 42. Friedrich Brandes.

Spazier: Richard Otto S., Schriftsteller, Sohn des Vorigen, geb. 1803 in Leipzig, wurde in Dresden erzogen, lebte 1825—26 bei seinem Oheim Jean Paul in Baireuth und ging dann nach Nürnberg, wo er 1830—31 die „Nürnberger Blätter für öffentliches Leben, Litteratur und Kunst (literar. Ztschr. aus u. für Süddeutschland)" herausgab. 1831 aus Baiern gewiesen, hielt er sich in Leipzig auf und verfolgte hier, wie schon in Nürnberg, mit warmer Theilnahme das Schicksal der unglücklichen Polen, für die er in verschiedenen kleineren (theils selbständigen, theils aus dem Polnischen übersetzten) Schriften mit Geist und Kühnheit eintrat. Eigene Reisen durch Polen (vgl. „Ost und West", Stuttgart 1835), sowie persönliche Bekanntschaft und Briefwechsel mit den meisten der geflüchteten polnischen Staatsmänner und Generäle boten S. die beste Grundlage zu seiner klar und begeistert geschriebenen, großen „Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes

i. d. J. 1830 u. 1831“ (3 Bde., 1832; neue außerord. verm. Ausg. mit Karten u. s. w. 1834). Nicht zu verwechseln mit dieser von den Zeitgenossen oft gerühmten Revolutionsgeschichte ist die kürzere „Geschichte des polnischen Volkes u. s. w.“ (4 Hfte., 1831). Spazier's fruchtlose Bemühungen für die polnische Sache, in deren Interesse er einen allgemeinen europäischen Krieg erwartete, verbitterten ihm den Aufenthalt in Deutschland; er ging 1833 nach Paris und kehrte erst kurz vor seinem Tode (1854) nach Leipzig zurück. Seine Uebersetzungen (Scott's Gedichte, das Trauerspiel „Numancia“ von Cervantes) und eigenen litterarischen Versuche, die er in „Scherz und Ernst“ (1830) und „Gesammelte Blätter, 1. u. 2. Bdchen., Novellen, musikal.-dramat. Aufsätze und Gedichte enthaltend“ (1833) veröffentlichte, sowie „Die Uzkokin, Novelle mit histor. Erläuterungen“ (1831) haben keine Bedeutung. Dauerndes Verdienst dagegen erwarb S. durch vorzügliche biographische Schriften über Jean Paul: „Jean Paul Friedrich Richter in seinen letzten Tagen und im Tode“ (1826); „J. P. Fr. Richter. Ein biographischer Commentar zu dessen Werken“ (mit Widmung an Ludwig Börne; 5 Thle., 1833; neue Ausg. 1835; 1840).

Goedeke, Grdr. III[1], 1399, 442. — Fr. Muncker, A. D. B. XXVIII, 484.

Friedrich Brandes.

Speccius: Christoph S., Schulmann des 17. Jahrhunderts. Zu Nürnberg 1585 geboren, studierte er im nahen Altdorf, wurde 1607 daselbst Magister, 1613 Lehrer am dortigen Gymnasium, 1621 Lehrer an der Nürnberger Schule zu St. Lorenz und starb 1639. 1611 hatte er eine Tochter des Nürnberger Schulrectors Konrad Schramm geheirathet. — Unter den von ihm verfaßten Schulbüchern ist die „Praxis declinationum, consistens in exemplari illustratione regularum cardinalium syntaxeos“. Noribergae 1633. 8°, ein deutscher Auszug aus Melanchthon's lateinischer Grammatik, am bekanntesten und sehr oft in Nürnberg, Ulm, Gießen, Berlin, Fraustadt, Flensburg wieder abgedruckt worden, zuletzt noch 1805. Ferner „Orthographia germanica“, Nürnberg 1631, eine Bearbeitung von Joh. Werner's Manuductio orthographica. Von seinen Dichtungen ist mir nur ein 1623 an der Altdorfer Akademie aufgeführtes Schauspiel: „Comoedia nova de Titi et Gisippi amicitia.“ 8°, das Boccaccio's bekannte Novelle von den treuen Freunden (Decamerone 10,8) in weitschweifiger lateinischer Prosa darstellt und auch einige rotwelsch redende Zigeuner einführt, zugänglich gewesen. Sein andres lateinisches Drama „Nobilis princeps s. comoedia nova, luculenter demonstrans virtutem sequi honorem et fortunam, Terentiano stilo (also metrisch) conscripta et ficta.“ Noribergae 1627. 8° und seine deutsche Komödie: „De iniuria nostri temporis querimonia, d. i. Traurige Klag über die theure und betrübte Zeit, in form einer Comoedi gestellt.“ Nürnberg 1625. 4°, sowie sein Gedicht: Pacis redivivae commoda. Nürnberg 1635. 4° scheinen verloren zu sein.

Will-Nopitsch, Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon 3,730. 8,254. — Jöchers von Eckstein, Nomenclator philologorum und Pökel, Philologisches Schriftsteller-lexikon wiederholte Daten sind theilweise falsch. J. Bolte.

Specht: Friedrich August Karl v. S., kurfürstlich hessischer, demnächst königlich preußischer General, ward am 23. September 1802 zu Brandenburg an der Havel geboren. Sein Vater war preußischer Major, er selbst trat am 27. August 1816 als Fahnenjunker beim Infanterieregiment Kurfürst in den hessischen Militärdienst, ward 1822 Second-, 1830 Premierlieutenant, 1838 Capitän, kam 1840 in den Generalstab, in welchem er bis 1847 verblieb. machte 1849 als Bataillonscommandeur im 2. Infanterieregiment den Feldzug gegen Dänemark mit und war, nachdem er im Frontdienste zuletzt eine Infanterie-brigade befehligt hatte, bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1866 Commandant

von Fulda. Bei der Auflösung des kurhessischen Armeecorps ward er in den Verband des preußischen Heeres aufgenommen und gleichzeitig am 16. October 1866 unter Verleihung des Charakters als Generallieutenant mit Pension zur Disposition gestellt. Nachdem er schon früher mit einer werthvollen Arbeit „Das Königreich Westphalen und seine Armee im Jahre 1813, sowie die Auflösung desselben durch den kaiserlich russischen General Graf Czernicheff", Kassel 1848, an die Oeffentlichkeit getreten war, widmete er seine Muße jetzt ganz schriftstellerischer Thätigkeit, namentlich der Bearbeitung eines breit angelegten, leider unvollendet gebliebenen Werkes über die „Geschichte der Waffen, nachgewiesen und erläutert durch die Kulturentwicklung der Völker, und Beschreibung der Waffen aus allen Zeiten." Von den erschienenen Bändern enthält der 1. (Kassel und Leipzig 1870) eine „Allgemeine Einleitung und vorgeschichtliche Zeit oder das Stein-, Bronze- und Eisenalter"; der 2. beschreibt in der 1. Abtheilung (Leipzig 1872) die Waffen der Naturvölker der Gegenwart in Amerika, Australien und auf den Inseln des Stillen Oceans, in der 2. Abtheilung (Berlin und Leipzig 1877) in Afrika. Verwandten Studien auf dem Gebiete der Culturgeschichte entstammt eine Arbeit von minderem Umfange. „Das Festland Asien-Europa und seine Völkerstämme," Berlin 1879. S. starb am 12. Juli 1879 zu Eisenach.

Kurhessisches Offiziers-Grundbuch (handschriftlich beim Generalcommando des XI. Armeecorps zu Cassel). B. Poten.

Spechtshart: Hugo S., geboren 1285 in Reutlingen, erhielt, wie es scheint, in Prag seine Bildung und ward Caplan und Priester der Frühmesse in seiner Vaterstadt. Er verfaßte 1330 ein „Speculum grammaticale metricum", ein grammatikalisches Lehrgedicht (nur Handschrift), 1332 „Flores musicae omnis cantus Gregoriani", ein an die Lehre des Guido von Arezzo angelehntes, im Mittelalter viel gebrauchtes Lehrbuch des Meßgesanges und der Musik, herausgegeben von Karl Beck als 89. Publication des Litterarischen Vereins, Tübingen 1868; endlich 1347 und in den folgenden Jahren eine erst neuerdings in der kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg aufgefundene, gereimte Weltchronik, die als bequemes Handbuch für junge Cleriker dienen sollte, aber nur für die Zeit Ludwig's des Baiern und die ersten Jahre Karl's IV. von historischem Werth ist (herausgegeben von Karl Gillert in den Forschungen zur deutschen Geschichte XXI, Seite 21 ff.; Noten dazu in Boehmer, Fontes IV, 137 ff.). Von seinem sonstigen Leben ist wenig bekannt. Am 26. October 1331 erwarb er das Patronatsrecht der Kirche zu Honau. 1324, 1338 sang er in Reutlingen trotz des Interdicts die Messe, gerieth deshalb in den Bann, von welchem er 1348 nebst andern Geistlichen durch Bischof Friedrich von Bamberg losgesprochen wurde. Am 28. September 1354 erscheint er als Patron der Caplanei in Unterhausen. 1358 besaß er in Reutlingen ein Haus und am 12. Mai 1359 stiftete er die zweite Präbende an der Nicolaus-Kapelle in Reutlingen. In letzterem oder dem folgenden Jahre starb er. Sein Neffe, der Knabenlehrer Konrad S. († am 9. Januar 1395) versah seine Werke mit Glossen. Ein anderes Glied dieser Familie, Magister Lucas S., war 1477 Leibarzt des Grafen Eberhard von Württemberg und Ehrenmitglied der Universität Tübingen; er starb nach dem Jahre 1500.

Lorenz, Deutsche Geschichtsquellen 1886, I, S. 61. — Ch. F. Stälin, Wirtembergische Geschichte III, 211, 757. — P. Fr. Stälin, Geschichte Württembergs I, S. 108. — Gayler, historische Denkwürdigkeiten I, 22, 162. — Das Königreich Württemberg III, 356. — Litterarische Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1887, Seite 126 (P. Fr. Stälin). — Reutlinger Gymnasialprogramm 1886/1887, Seite 22 (K. Friderich). — Reutlinger Geschichtsblätter Jahrg. III, 87.

Th. Schön.

Speck: Maximilian Freiherr v. S.-Sternburg, Besitzer des Ritterguts Lützschena bei Leipzig, geb. am 30. Juli 1776 zu Gröba bei Riesa, † am 22. December 1856 in Leipzig. Er war der Sohn armer Eltern, begann seine Laufbahn in einer Detailhandlung Leipzigs, suchte sich dabei durch eigenen Fleiß in den neueren Sprachen, der Länder- und Völkerkunde und den technischen Wissenschaften auszubilden, trat dann in eine größere Handlung Leipzigs, wo er Gelegenheit fand, auf häufigen Reisen nach Frankreich, Belgien, England und Holland mit den commerciellen Verhältnissen und dem Zustande der Bodencultur und des Gewerbfleißes dieser Länder bekannt zu werden. Vorzüglich war es die feine sächsische Schafwolle, in welcher er großartige Geschäfte nach England machte. Neben rascher Entwicklung dieses Handels bahnte er aber auch eine allgemeine Vervollkommnung der Schafzucht in Deutschland, Oesterreich und Rußland an, wodurch sich die Blicke der Regenten dieser Länder immer mehr auf ihn richteten. So kam es, daß der Kaiser Alexander von Rußland S., welcher bereits 1821 das Rittergut Lützschena behufs Aufstellung einer Electoralheerde und Begründung einer Musterwirthschaft gekauft hatte, 1825 berief, um in Rußland die Schafzucht auf die höchstmögliche Stufe der Entwickelung zu bringen. Infolge dessen bereiste er einen großen Theil Rußlands, und wenn auch der Tod des Kaisers Alexander die Gründung einer großen Musterschäferei vereitelte, so hörte S. doch nicht auf, das lebendigste Interesse an Rußlands Entwicklung in landwirthschaftlicher und gewerblicher Beziehung zu bethätigen. Nach und nach schickte er gegen 10,000 der besten sächsischen Schafe nach Rußland, wodurch der Grund zum Aufblühen der dortigen Schäfereien gelegt wurde. Im Auftrag des Königs Ludwig von Baiern erging 1828 eine Einladung an S. zur umfangreichsten Mitwirkung an der Beförderung landwirthschaftlicher Industrie in Baiern, der er ungesäumt folgte. Er kaufte die dem Damenstift St. Anna gehörende Herrschaft St. Veit in Oberbaiern, um eine Musterwirthschaft daselbst anzulegen, pachtete auch zur Errichtung einer zweiten Musterwirthschaft das Staatsgut Fürstenried bei München. Er wirkte in Baiern durch Gründung umfangreicher Schafzüchtereien und Schäferschulen, Anbahnung von Wollmärkten, Verbesserung der Rindviehzucht. Infolge dessen wurde er 1836 von dem König von Baiern in den Freiherrnstand erhoben. Beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch lassen sich die Bestrebungen verfolgen, welche S. im Interesse des Volkswohls Deutschlands sich angelegen sein ließ. Er legte die erste baierische Bierbrauerei in Sachsen an, führte den Hopfenbau daselbst ein, gründete 1851 eine höhere landwirthschaftliche Lehranstalt in Lützschena, sowie eine Kleinkinderbewahranstalt. Daß er auch ein großer Freund der Kunst und Wissenschaft war, davon zeugen seine allbekannte Gemäldegallerie und seine verschiedenen im Druck erschienenen Schriften, die neben Landwirthschaft auch Fragen der Kunst und Wissenschaft behandeln. U. a. beschrieb er die Wirthschaft des Rittergutes Lützschena und den Betrieb des Hopfenbaues daselbst.

Löbe.

Speckbacher: Joseph S., Tiroler Landesvertheidiger, geb. im Untersböckhof im Gnadenwald bei Hall am 13. Juli (14. August?) 1767, † am 28. März 1820 zu Hall. Es geht die Sage, daß die Ueberlieferung von mannhaften Thaten des Großvaters bei der Vertheidigung Tirols gegen Max Emanuel den Enkel zu ähnlichen Thaten angespornt habe. Den Vater, dem der Holzhandel ansehnlichen Gewinn brachte, verlor Joseph schon in jungen Jahren; er suchte deshalb Anstellung im Bergbau, war aber auch als verwegener Jäger und Bergsteiger bekannt. Durch Verheirathung mit Maria Schmiederer von Rinn gelangte er in Besitz eines Hofes in Rinn, den er fortan selbst bewirthschaftete; daher stammt die historische Bezeichnung „der Mann von Rinn“. Schon 1797,

1800 und 1805 betheiligte sich S. als Landesschütze an der Vertheidigung von Tirol, ohne sich durch besondere Thaten hervorzuthun. Dagegen gehörte er, als der Aufstand von 1809 ausbrach, von Anfang an zu den Führern der Bewegung. Am 12. April leitete er den Kampf bei Volders und Hall; die Einnahme des letztgenannten Städtchens war das Werk Speckbacher's und seiner Leute vom Gnadenwald. Auch an der Erstürmung der Landeshauptstadt am folgenden Tage, wobei mehr als 5000 Baiern und Franzosen in die Hände der Bauern fielen, nahm S. thätigen Antheil. Vom Befehlshaber der österreichischen Linientruppen in Tirol, Feldmarschall Chasteler, ist schriftlich bezeugt, daß Joseph S. bei Beginn der Erhebung treffliche Dienste leistete, indem er allenthalben die Landsleute zu den Waffen rief und heimlich organisirte, die baierischen Munitionsvorräthe ausspähte und deren Aufhebung einleitete und nach Eröffnung der Feindseligkeiten mit seinen Rinnern und Tulfesern immer an den gefährlichsten Punkten scharmuzirte; auch wird von Chasteler mit Recht als Hauptverdienst Speckbacher's hervorgehoben, daß er bei jeder Gelegenheit seine Landsleute zu Gehorsam und Achtung gegenüber den österreichischen Civil- und Militärbehörden anhielt. Bei den Kämpfen am Berg Isel (29. Mai) befehligte „Herr Spöck", wie ihn Andreas Hofer in seinen Briefen titulirte, die erste Colonne, welche als äußerster rechter Flügel gegen Hall und Volders vorging und die Brücken, welche an beiden Punkten über den Inn führten, nach heißem Streit eroberte und sprengte. Nach dem Abzug der Baiern folgte ihnen S. bis Kufstein, doch blieben alle Bemühungen, auch diese Bergveste zur Uebergabe zu zwingen, erfolglos. Als nach Bekanntwerden des am 12. Juli zu Znaim abgeschlossenen Waffenstillstands die österreichischen Truppen Tirol räumten, schickte sich auch S. an, das Land zu verlassen; er fuhr mit einigen Officieren vom Corps Buol durchs Pusterthal. Da, bei St. Nepomuck unfern Bruneck, kam das Gefährt des Weges, in welchem Hofer von Lienz zurückkehrte, wo er die officielle Botschaft des Waffenstillstands erfahren hatte. Kaum gewahrte er seinen Freund S. in solcher Gesellschaft, so rief er ihm zu: „Seppel, auch Du willst mich im Stich lassen? Sie führen Dich in die Schand'!" Der Vorwurf schnitt S. in die Seele; ohne sich weiter um die Oesterreicher zu bekümmern, ohne auch nur nach seinem Hut zu greifen, sprang er aus dem Wagen und kehrte mit Hofer wieder um. In den folgenden Kämpfen mit Marschall Lefevbre zeigte er insbesondere bei Vertheidigung des Stilfserjochs neben persönlichem Muth auch eine natürliche taktische Begabung, die sogar die geschulten, kriegserfahrenen Officiere der französischen Armee in Erstaunen setzte. Dagegen scheint auch die für den Bauernaufstand so verderblich gewordene Ausdehnung des Kampfes auf baierisches Gebiet hauptsächlich auf Speckbacher's und Haspinger's Einfluß zurückzuführen zu sein. Vom neuen „Obercommandanten von Tirol" am 21. August zum Untercommandanten für das Unterinnthal ernannt, drang S. ins Pinzgau ein; zu St. Johann im Pongau ward ihm die Freude zu theil, mit seinem Sohne Anderl, der sich inzwischen, obwol noch ein Knabe, durch tapfere Dienste ausgezeichnet hatte, zusammenzutreffen. Am 16. August leitete S. den Angriff auf Lofer, dann streifte er bis Reichenhall und Berchtesgaden. In einem öffentlichen Aufruf mahnte „Joseph S., erster Postencommandant", die Bewohner des Salzkammerguts, sich den Tirolern anzuschließen; falls sie sich weigern würden, könne er „in seinem ferneren Kriegsplan keine Neutralität geben, und die Tiroler würden dann in diesem Fall die Gegenden auf ihrem Kriegszug mit Feuer und Schwert verwüsten". Namentlich in diesen Tagen bewährte sich S. als ein Mann von seltener Thatkraft, Unerschrockenheit und Ausdauer, wie ihn Rückert besang: „Der Speckbacher! Der Speckbacher! Wenn der die Schützen rief! Der Tag und Nacht, und Nacht und Tag dem Feinde auf dem Rücken lag, und selbst

des Nachts nicht schlief!“ S. und Haspinger gaben sich der ausschweifenden Hoffnung hin, sie könnten auch die Kärthner und Steirer für sich gewinnen und dann jählings aus den Bergen hervorbrechend, die französische Armee an der Donau im Rücken angreifen. Als aber im October französische und baierische Truppen auf drei Linien zugleich durch Inn-, Puster- und Etschthal in Tirol eindrangen, konnten auch die wagehalsigsten Anstrengungen Speckbacher's und anderer Anführer die überlegene Macht nicht mehr aufhalten. Am 17. October erlitt S. bei Melegg unweit Unken wahrscheinlich infolge eigener Unvorsichtigkeit eine furchtbare Niederlage. Er selbst entrann nur mit Mühe der Gefangenschaft; schon hatten baierische Soldaten ihn zu Boden gestreckt und durch Stöße mit den Gewehrkolben fürchterlich zugerichtet, da raffte er sich nochmals auf und entkam, mit seiner Büchse wie ein Wahnsinniger um sich schlagend, auf das steile Gebirge. Sein Sohn Anderl aber und mehrere Hundert Genossen wurden gefangen genommen. Mit dem Tag von Melegg waren die Abtheilungen Speckbacher's und Firler's, die zu den besten des Landsturms gezählt hatten, theils vernichtet, theils zersprengt; die Tiroler hatten noch im ganzen Kriege keine so entscheidende Niederlage erlitten. Trotzdem ließ sich S. nicht abschrecken, er sammelte neuen Anhang und nochmals wurde das Innthal der Schauplatz kühner Thaten der Landesvertheidiger. Doch auf die Dauer ließ sich gegen die erdrückende Uebermacht nicht ankämpfen; Verwirrung und Schrecken verbreiteten sich im Lande, und Eintracht fehlte gerade da, wo sie am nothwendigsten gewesen wäre, im Kriegsrath der Bauern. Von Mühlthal aus erließ S. am 5. November „an alle Gemeinden und treuen Tiroler“ einen Aufruf, der Hofer's Entschluß, den Brenner zu behaupten, bekannt gab, alle Tiroler zur Unterstützung mahnte und die Säumigen mit Confiscirung ihrer Habe, Ausschließung vom Gottesdienst, sogar mit Landesverweisung bedrohte. Doch solche Worte fanden nicht mehr den begeisterten Anklang, wie in der „Gnadenzeit“ der unerhörten Erfolge. Kirchthurm-Interessen machten sich geltend, Hofer's Plan wurde verworfen, der Landsturm vertheilte sich zur Vertheidigung der einzelnen Thäler. Als endlich am Abschluß des Friedens, wodurch das Wiener Cabinet die Tiroler preisgab, nicht mehr zu zweifeln war und sich bei Prüfung der Lage jedem als Gewißheit aufdrängen mußte, daß die Fortführung des Kampfes nur den Ruin des Landes nach sich ziehen werde, beschloß auch S. sich von der Bewegung zurückzuziehen. Während er bei seiner Frau in einer Sennhütte zu Stallfinns verweilte, kam an ihn ein Brief des baierischen Generals Siebein, wodurch ihn dieser in Kenntniß setzte, daß König Max Joseph den als Gefangenen nach München geschleppten Anderl aufs freundlichste aufgenommen habe und auf seine Kosten im kgl. Erziehungsinstitut studiren lasse; mit dieser erfreulichen Nachricht war die Aufforderung verbunden, S. möge sich unterwerfen und auch seine Landsleute bestimmen, daß sie die gefallene Entscheidung und den Frieden respectirten. Zu gleicher Zeit kam aber auch Anzeige von Hofer, daß er den Kampf fortzusetzen gedenke, und S. griff wieder zur Büchse. Um nicht als Abtrünniger zu erscheinen, setzte er, wie Rapp naiv beklagt — es war doch nur die Aussicht auf Erfolg, nicht der Charakter der Bewegung verändert — „sein wahnsinniges, revolutionäres Treiben fort“. Ein neuer Aufruf blieb aber fast gänzlich wirkungslos. Noch ein zweites Mal erbat und erhielt er einen Sicherheitspaß; als er aber trotzdem fortfuhr, das Landvolk aufzuwiegeln, wurde ein Steckbrief gegen ihn erlassen und demjenigen, der ihn todt oder lebendig einbrächte, eine namhafte Belohnung zugesichert. Nun mußte er in der Flucht auf unwegsame Berge Rettung suchen. Nach entsetzlichen Strapazen gelangte er zu seinem Hof in Rinn; hier brachte er, im Düngerhaufen versteckt, in beständiger Furcht vor Entdeckung und Gefangennehmung zwei Monate zu; dann erst wagte er die Flucht nach Steier-

mark fortzusetzen. Er kam glücklich nach Wien, wo ihm Kaiser Franz einen Gnadengehalt von tausend Gulden auswarf. In Wien lernte ihn der Berliner Diplomat Bartholdy kennen; aus diesen Beziehungen erklärt sich, daß S. in dem 1814 erschienenen Buch Bartholdy's „Der Krieg der Tiroler Landsleute im Jahre 1809“ unverhältnißmäßig bedeutsam in den Vordergrund der Ereignisse gerückt ist. Hormayr macht sich deshalb über den Geschichtsschreiber, der sich von dem schlauen Tiroler „einseifen“ ließ, weidlich lustig; andrerseits steht ebenso fest, daß der eifersüchtige Hormayr in seinen Schriften über den Tiroler Aufstand die Wirksamkeit Speckbacher's wie Andreas Hofer's allzu gering anschlägt. Im allgemeinen ist die Charakteristik Staffler's gewiß zutreffend. „S. hatte ausdrucksvolle Gesichtszüge, ein ungemein scharfes Auge, eine hohe Gestalt, festen Körperbau und ungewöhnliche Muskelkraft. Auch seine Geisteseigenschaften erhoben ihn über Andere. Er vereinigte Scharfsinn und Kühnheit in seinen Plänen, volle Beharrlichkeit und unaufhaltsame Energie, oft Verwegenheit in der Ausführung, Muth und List in Noth und Gefahr. Immer thatkräftig und rasch entschlossen, schwankte er selten in der Wahl der Mittel. Dem Hause Oesterreich mit Leib und Seele zugethan, voll feuriger Liebe zu den heimathlichen Bergen, im Innthal überall gekannt und geachtet, war Niemand bereiter, der Volksbewaffnung sich anzuschließen, und Niemand geeigneter, eine wichtige Rolle dabei zu übernehmen.“ „Der kecke, verschlagene Rinner Gebirgsschütze“ sagt Josef Egger „repräsentirte mit dem gutmüthigen, frommen Sandwirth ebenso treffend das tirolische Bauernthum, wie Achill und Odysseus das griechische Heroenthum.“ Ein von S. in Scene gesetztes und von Kaiser Franz unterstütztes Unternehmen, in Ungarn eine Colonie von ausgewanderten Tirolern und Vorarlbergern anzulegen, endete mit entschiedenem Mißerfolg. Schon der Platz, den S. und Thalguter aussuchten, war in keiner Weise zur Ansiedlung geeignet, und ebenso wenig waren die Colonisten von „Königsgnad“ der Aufgabe gewachsen. Als 1813 nach dem Uebertritt Oesterreichs zu den Verbündeten eine neue Volkserhebung in Tirol geplant wurde, begab sich auch S. mit den kaiserlichen Truppen in seine Heimath und leistete bei den Kämpfen mit den Franzosen gute Dienste. Nach der Wiedervereinigung Tirols mit Oesterreich siedelte er nach Hall über; mit Titel und Pension eines k. k. Majors ausgestattet, lebte er hier bis zu seinem Tode. Im Juni 1858 wurden Speckbacher's Gebeine aus dem Haller Kirchhof ausgegraben und neben Hofer's Ueberresten in der Hofkirche zu Innsbruck bestattet.

Bartholdy, der Krieg der Tiroler Landleute im Jahre 1809 (1814). — Hormayr, J. S., im Taschenbuch für vaterl. Gesch., 33. Bd. (1844). — Joh. Gg. Mayr, Der Mann von Rinn (1851). — Rapp, Tirol im J. 1809, in der Zeitschr. des Ferdinandeums, 3. Folge, 1. Bd. (1853). — Egger, Geschichte Tirols, 3. Bd. (1880) — .Wurzbach, 36. Bd., S. 119.

Heigel.

Speckle: Ignaz S., letzter Abt des Benedictinerstiftes St. Peter im Schwarzwald, geb. am 3. Mai 1754 zu Hausach im Kinzigthale, † am 15. April 1824 zu Freiburg. Er machte seine Gymnasialstudien in Freiburg, trat 1773 in das Stift St. Peter und legte am 3. Mai 1775 die Gelübde ab, wobei er seine Taufnamen Joseph Anton mit dem Ordensnamen Ignaz vertauschte. 1777 zum Priester geweiht, war er 1778—1783 Professor der Theologie im Stifte, 1783—1789 an mehreren zum Stifte gehörenden Orten in der Seelsorge thätig, 1789—1795 Verwalter der dem Stifte gehörenden Pflege Bissingen in Württemberg. Am 23. November 1795 wurde er zum Abte gewählt. Als solcher war er auch breisgauischer Landstand; für die Thätigkeit,

die er als solcher während der französischen Occupation entfaltete, wurde er durch ein kaiserliches Schreiben vom 18. Januar 1797 belobt. Im J. 1800 ließ ihn der französische General Klein, um die Ablieferung der dem Breisgau auferlegten Contribution zu beschleunigen, mit einigen anderen Prälaten und Rittern als Geisel nach Straßburg abführen, wo er vom 2. November bis 23. December festgehalten wurde. Nachdem der Breisgau 1806 badisch geworden war, wurde im November das Stift St. Peter aufgehoben. S. blieb mit einigen Patres dort wohnen, bis 1813 das Klostergebäude zu einem Militärspitale bestimmt wurde. Seitdem wohnte er in Freiburg. Seine mehrfachen Bemühungen, die Wiederherstellung des Stiftes zu erwirken, blieben erfolglos. Das Tagebuch, welches S. seit seiner Erhebung zum Abt geführt hat, ist 1870 von St. Braun unter dem Titel „Memoiren des letzten Abtes von St. Peter" herausgegeben worden (der Schluß im Freiburger Kirchenblatt 1870, Nr. 10—17). S. selbst hat einige anonyme Flugschriften gegen Wessenberg veröffentlicht, u. a. „Wessenberg's Aufenthalt im Breisgau, 3. Auflage, mit Anmerkungen von einem Zuschauer, der noch ohne Brille sieht", (Bamberg) 1818. Artikel von ihm über die Veräußerung der Abteigüter des Schwarzwalds stehen im Katholiken.

E. Lindner im Freiburger Diöcesan-Archiv, 20. Bd. (1870), S. 99, 115. — Katholik 1871, II, 702.

Reusch.

Specklin: Daniel S. Gerne hat man Daniel S. mit den allseitigen Künstlernaturen der italienischen Renaissance in Vergleich gesetzt; die Forschung der letzten Jahre hat nun zwar den Ruhm Specklin's erheblich eingeschränkt, doch darf er noch immer den vielseitigsten Künstlerpersönlichkeiten seiner Zeit zugesellt werden. S. wurde in Straßburg 1536 geboren; ob sein Vater der Seidensticker Daniel S. oder der Formschneider Veit Rudolph S. gewesen sei, ist noch eine offene Frage. Sicher ist, daß der junge Daniel S. die Seidenstickerei erlernte, sich daneben aber, wie es scheint, schon damals auch mit der Formschneidekunst vertraut machte. 1552 wurde er von der Lehre frei und bald darauf begab er sich auf die Wanderschaft, denn schon 1555 befand er sich in Wien, wo er sich mit dem Bauwesen angelegentlich beschäftigt. Die Wendung zur Architektur muß also in den ersten Wanderjahren stattgefunden haben. In Wien stand S. mit dem kaiserlichen Ingenieur und Baumeister Hermann Schallantzer in Verbindung, mit welchem er nach eigener Aussage, „in vielen Enden, auch in Hungaren wider den Türken manich Vestungen hat helfen berathschlagen und aufbauwen". Auch Polen, die skandinavischen Reiche hat er besucht, 1560 war er in Antwerpen, 1561 wieder in Wien. Anfangs Februar 1564 ist seine Anwesenheit in Straßburg verbürgt. Damals beschäftigte er sich mit der Anfertigung eines Planes von Straßburg, für welchen er die Unterstützung des Rathes forderte, die ihm aber aus politischen und militärischen Rücksichten verweigert wurde; man wollte dem Feinde keine Behelfe an die Hand geben. Da auch sonst die Stadt nichts für ihn that, begab er sich abermals in auswärtige Dienste. Er wirkte als Militäringenieur in Düsseldorf (1567), in Regensburg (im Dienste des Lazarus von Schwendi), 1569 war er wieder in Wien, von dem Architekten Carlo Tetti, einem Nachfolger des Schallantzer gerufen; von 1569—1571 stand er zugleich der aus Innsbruck nach Wien überführten „Rüstkammer" Maximilian's II. vor. Im J. 1572 war er wieder im Elsaß, keineswegs im Dienste seiner Vaterstadt, sondern als Schaffner des Baron Samson von Fleckenstein (in den Vogesen). Von Ende 1574 an befand er sich als Militäringenieur in baierischen Diensten; seine Thätigkeit galt besonders der Festung Ingolstadt, darnach Regensburg. Dann zog er wieder in die Heimath und überreichte 1576 der Stadt die berühmte Karte des Ober- und Niederelsasses; im gleichen Jahre am 5. October, wurde er

endlich von dem Rathe der Stadt durch Ernennung zum Stadtbaumeister, an die Heimath fester geknüpft. Soweit urkundliche Mittheilungen vorhanden, deuten diese daraufhin, daß er auch in Straßburg und Umgebung nur als Militärarchitekt thätig gewesen ist, wie er denn auch noch zur Zeit seiner festen Anstellung in Straßburg nicht bloß von elsässischen Städten um Rath und Hilfe in Befestigungsfragen angegangen wurde, sondern auch von auswärts z. B. von Basel (1588) und Heilbronn (1589). Erhalten ist allerdings von diesen Befestigungsarbeiten nichts mehr. Als Civilarchitekt soll S. den glänzendsten Bau der Renaissance in Straßburg, das alte Stadthaus, jetzt Börse, errichtet haben; dieser Bau ist es auch, welcher seinen Namen den größten deutschen Architekten des sechzehnten Jahrhunderts anreihte. Aber die Forschung der letzten Jahre hat dargethan, daß gewiß nicht S., sondern wahrscheinlich Hans Schoch und Paul Maurer die Erbauer des Stadthauses gewesen sind, deren Meisterzeichen in der Eingangshalle des Hauses angebracht sind. Auch die große Metzig, mit deren Bau 1586 begonnen wurde, ist ein Stück jener beiden Architekten, nicht aber Specklin's, wie man vermuthete. Hat man schließlich auch noch auf Grund einer mißverstandenen Notiz in den Collectaneen Specklin's, S. die spätgothischen Netzgewölbe der Katharinencapelle des Münsters zuschreiben wollen, so ist solcher Annahme schon dadurch widersprochen, daß S., als der Umbau der Katharinencapelle stattfand — 1547 — ein Knabe von elf Jahren war. Auf Werke der Ingenieurkunst wird man darnach die Bauthätigkeit Specklin's im Dienste der Stadt Straßburg beschränken müssen; Mühlen, Wehre, Uferbefestigungen führten auf ihn als Urheber zurück. Und als Militärarchitekt hat er allerdings einen ebenso ausgebreiteten wie wohlverdienten Ruhm genossen, das ist noch heute bewiesen durch seine „Architektura von Vestungen". Sie erschien zuerst 1584, dann 1599, 1608; die letzte Ausgabe ist von 1736. Das Ziel dieses Werkes war eine gute Defensive zu lehren, in einem zweiten, nicht mehr zu Stande gekommenen Theil, wollte er die Offensive behandeln. Sein für die Zeit großes Verdienst war die Ausbildung des Bastionärsystems; wie weit er darin seiner Zeit, auch seinen italienischen Collegen vorausgeeilt war, hat die moderne Kriegswissenschaft bereitwillig anerkannt (z. B. cf. Zastrow, Permanente Befestigung, R. Wagner, Grundriß der Fortification u. s. w.) Ein zweites Werk sollte baugeschichtlichen Inhalts werden, eine Art Bauchronik Straßburgs geben „alle gebew von Anfang dieser statt und landt, auch wie eines nach dem ander auffbawet und erweytert worden, zuletst auch Kirchen, clöster, stett, flecken und was fürnemst ist" wollte er da verzeichnen. Er kam über die vorbereitenden Arbeiten nicht hinaus, da der Rath der Stadt sich zur Unterstützung der Sache nur wenig bereitwillig finden ließ, doch wurden die von S. mit großem Fleiß gesammelten Notizen, besonders aber die Aufzeichnungen über Vorfälle der eigenen Zeit ein kostbares Quellenwerk. Der Bibliotheksbrand von 1870 vernichtete auch diese Collectaneen, durch Abschrift von verschiedenen Stellen war aber ein so großer Theil gerettet, daß deren zusammenfassende Veröffentlichung sich lohnte. Sie geschah durch R. Reuß im Bulletin de la Société pour la Conservation des Monuments historiques d'Alsace 1887—1889. Das kritische Urtheil, das der Herausgeber über S. als Chronikschreiber fällt, bezeichnet das Richtige: „un ésprit parfois très ignorant, et parfois trop naïf et credule, mais sincère visàvis de lui même et réellement desireux d'arriver à la vérité." Von Werken des Formschnittes sind von ihm erhalten: „Die perspectivische Aufnahme des Münsters von SW aus gesehen, Holzschnitt von B. Jobin 1566 verlegt (P. 6). Ferner eine kleine Ansicht des Münsters von 1587 (P. 5); von Kupferstichen eine Ansicht des Münsters von 1587 (P. 1; B. 1), die topographische Karte des Elsaßes von 1576 (P. 3), und aus dem Jahre 1587 die perspectivische Aufnahme der Stadt Straßburg — von Greuter gestochen (P. 2.) Die

Architektura bringt in der ersten Auflage 40 Blätter und 23 Skizzen, in der zweiten Auflage, die durch Abbildung von Zeichnungen aus seinem Nachlaß vermehrt wurde, 44 Blätter und 28 Skizzen. Daniel S. starb in der zweiten Hälfte December 1589. Sein Bild, von Th. de Bry gestochen, ist der Ausgabe der Architektura von 1608 beigegeben.

L. Schneegans in den Elsäsischen Neujahrblättern für 1847. — R. Schadow, Daniel S. Straßburg, Heitz, 1885. — R. Reuß, Analecta Speckliniana (Jahrbuch des Vogesen-Clubs, II. (1886) S. 196—213. Derselbe in der Einleitung seiner Ausgabe der Collectanées de Daniel Specklin, a. O. u. 2e. série 13. vol. pg. 160—165. — E. v. Czihak, Daniel S. als Architekt (Repertorium für Kunstwissenschaft XII. 1889. 358—371). Dazu Bartsch, Peintre-Graveur IX, 589 und Passavant, Peintre-Graveur III, 350 ff.

Hubert Janitschek.

Speckmoser: Ulrich S., Benedictiner des Stiftes Admont, Schulmann, Dichter und Botaniker, geboren zu Stegmühl in Obersteiermark am 2. April 1781 als Sohn des Verwesers der dem Stifte Admont gehörigen Hammerwerke. Er legte die Studien in Admont zurück und trat in dieses Stift ein, wo er am 22. September 1805 zum Priester geweiht wurde und den Taufnamen Alois mit dem Klosternamen Ulrich vertauschte. Der Stiftsabt Gotthard Kuglmayr erkannte die hervorragenden pädagogischen Fähigkeiten des jungen Capitulars und verwendete ihn sogleich im Dienst der Schule und des Unterrichtes. Er wurde (1807) zum Lehrer an den Humanitätsclassen (Obergymnasium) des akademischen Gymnasiums in Graz ernannt, dessen Lehrstellen von 1804—1870 durchaus mit Benedictinern aus dem Stifte Admont besetzt wurden. Hier wirkte er bis 1836 als Gymnasiallehrer, nebenbei 1807—1813 als Präfect des k. k. Convictes, 1808—1812 als Supplent der griechischen Philologie und 1814 der lateinischen Philologie am k. k. Lyceum, in so vorzüglicher Weise, daß er am 18. März 1837 zum Präfecten des Gymnasiums zu Marburg an der Drau in Untersteiermark berufen wurde. In dieser Stellung entfaltete er eine so segenbringende pädagogische und didaktische Thätigkeit, daß er bald als der Liebling der ganzen Stadt, als der wärmste Freund der ihm unterstehenden Lehrer und als der Vater seiner Schüler verehrt wurde. Außer diesem seinem amtlichen Wirken, war er aber auch litterarisch und wissenschaftlich thätig. Schon während seines Aufenthalts in Graz veröffentlichte er eine Reihe gediegener lyrischer Dichtungen in dem Blatte „Der Aufmerksame“, Beilage der „Grazer Zeitung“; mit besonderem Eifer gab er sich dem Studium und der Pflege der Botanik hin; alljährlich während der Ferien durchstreifte er Obersteiermark nach allen Richtungen, erwarb sich dadurch eine genaue Kenntniß der naturhistorischen und topographischen Verhältnisse derselben und sammelte die Pflanzen dieses Gebietes. Er hinterließ seinem Stifte ein Herbarium von mehr als 11.000 Exemplaren, unter denen sich auch viele tropische Pflanzen befanden, die er durch Tausch erworben hatte, da er als Botaniker sich eines ehrenvollen weitreichenden Rufes erfreute. Als Freund der Wissenschaft und der schönen Litteratur hinterließ er auch eine reichhaltige Büchersammlung, welche ebenfalls dem Stifte Admont zufiel und der dortigen berühmten Bibliothek einverleibt wurde. S. starb zu Marburg am 4. Mai 1845 im 64. Jahre seines Lebens. Ein ihm gewidmeter Nachruf charakterisirt ihn in folgender Weise: „In ihm verlor das Gymnasium eine seiner schönsten Zierden und Stützen. Seine Kenntnisse in der schönen Litteratur, in der Länder- und Völkerkunde, vorzüglich aber in der Botanik waren ausgebreitet; sein persönlicher Charakter war ebenso einfach und anspruchslos, als achtungs- und liebenswürdig. Das Andenken dieses trefflichen Mannes wird in der Erinnerung seiner dankbaren

Schüler, der Lehrer dieses Gymnasiums, und seiner vielen ihm treuergebenen Freunde unvergeßlich fortleben."

Puff, Marburg in Steiermark. Gratz 1847, I, 320 — 231. — Festprogramm des k. k. Gymnasiums in Marburg, 1858, S. 100. — Arabesken. Reise-, Zeit- und Lebensbilder aus Steiermark (Graz o. J.) S. 86. — Jahresbericht des k. k. I. Staatsgymnasiums in Graz, 1873. S. 18. — Wurzbach, Biographisches Lexikon, XXXVI, 132—133. — Wichner, Geschichte des Benediktinerstiftes Admont von 1466 bis auf die neueste Zeit (Graz 1880) S. 403 und 410.

Ilwof.

Speckter: S., eine hamburgische Künstlerfamilie, aus welcher besonders die Brüder Erwin und Otto, sowie des letzteren Sohn Hans zu nennen sind. Doch darf auch der Vater der beiden ersteren, Johannes Michael, nicht unerwähnt bleiben.

Johannes Michael S. wurde am 5. Juli 1764 zu Uthlede im Herzogthum Bremen geboren. Er kam früh nach Hamburg, wo er von Sonnin (s. XXXIV, 637) Unterricht in der Mathematik erhielt. Er besuchte sodann die Handlungsakademie des Professor Johann Georg Büsch (s. A. D. B. III, 642) und im Sommer 1789 als Student der Mathematik das akademische Gymnasium in Hamburg. Darauf machte er mit einem jungen Gutsbesitzer aus Pommern eine Reise durch Deutschland und die Schweiz. Nach der Heimkehr von derselben beredeten ihn einige Freunde, mit ihnen ein Handelsgeschäft in Hamburg zu gründen, und so war er bis zum J. 1818 Kaufmann. Daneben aber beschäftigte er sich eingehend mit der Kunstgeschichte und legte sich eine werthvolle Sammlung von Kupferstichen, Holzschnitten und Radirungen an. An der Herausgabe der hamburgischen Künstlernachrichten von Georg Ludwig Eckhardt (s. A. D. B. V, 617) nahm er thätigen Antheil; sie erschienen Hamburg 1794 als ein Supplement zu Füßli's Künstlerlexikon. S. gab im J. 1818 sein kaufmännisches Geschäft auf und errichtete mit seinem Freunde, dem Maler Heinrich Joachim Herterich (geb. 1772, † 1852), eine Steindruckerei, die erste in Hamburg und Norddeutschland, aus der bald allgemein anerkannte Arbeiten hervorgingen. Später trat sein Sohn Otto als Mitarbeiter ein. Er starb am 1. März 1845. Aus seiner Ehe mit Catharina Schott aus Hamburg war sein ältester Sohn

Erwin S., geboren am 18. Juli 1806 in Hamburg. Während der Belagerung Hamburgs durch die Franzosen im Winter 1813 auf 1814 hatte er mit seinen Eltern im Hause des kunstliebenden Banquiers J. S. Dehn in Altona Aufnahme gefunden; durch die Gemäldesammlung, die er hier sah, und im Arbeitszimmer des schon genannten Malers Herterich, der in demselben Hause wohnte, wurde zuerst sein Sinn für die Kunst geweckt, der durch die Sammlungen seines Vaters dann weiter genährt ward. Er besuchte die Privatschule des bekannten Leonhard Wächter (Veit Weber) in Hamburg. Im Zeichnen und Malen unterrichteten ihn Gerdt Hardorf, Siegfried Bendixen und Friedrich Karl Gröger (s. A. D. B. IX, 708); außer der Bibel, mit der er sich seinem ernsten, frommen Sinn gemäß immer beschäftigte, wurden die Romantiker, die wiedererweckte Volkspoesie und Theuerdank vor allem studirt. Im Sommer 1823 machte er auf Anrathen des Freiherrn Karl v. Rumohr (s. A. D. B. XXIX, 657), der ihn und seine Freunde in ihren künstlerischen Versuchen ermuthigte, mit seinem Bruder Otto und Julius Milde (s. A. D. B. XXI, 737) eine Reise durch Holstein und Schleswig, um die alten Kunstdenkmäler aufzusuchen; der Brügmann'sche Altarschrein in Schleswig und das Hemlingsche Dombild in Lübeck zogen sie besonders an; Erwin und Otto gaben später eine lithographische

Nachbildung des Dombildes heraus. Das Overbeck'sche Oelbild „Der Einzug Christi in Jerusalem", das bald darauf in der lübecker Marienkirche aufgestellt wurde, machte dann besonders auf Erwin einen nachhaltigen Eindruck. Im Sommer 1825 ging er mit Milde nach München, wo ihn besonders der Bildhauer Eberhard (s. A. D. B. V, 571) anzog; aber auch Cornelius nahm ihn freundlich auf. „Als Mensch wie als Künstler, denn das ist ja so eng verbunden, ein recht tüchtiger, ordentlicher, christlicher Kerl zu werden", war sein Streben. Er componirte in München einige große, gezeichnete Cartons nach biblischen Vorwürfen. Im Herbst 1827 kehrte er nach Hamburg zurück, wo er nun mehrere biblische Bilder („Christus und die Samariterin," „die Frauen am Grabe") malte. Es zeigte sich aber bald, daß Cornelius und die Anschauung der Antiken in München nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben waren. Das zeigte sich sogar in der Wahl des Stoffes, als er im J. 1830 die Wandverzierungen in einem Cabinet im Hause des Syndikus Karl Sieveking (s. A. D. B. XXXIV, 227) in Hamm bei Hamburg malte; hier sind an Stelle der christlichen Allegorien antike getreten. Im Herbste dieses Jahres ward es ihm möglich, nach Italien zu gehen. Er reiste zunächst mit seinem Freunde Louis Asher nach Berlin; von hier ging es über Dresden und Nürnberg nach München, wo er am 18. October eintraf und bis zum 10. November blieb. Nun ging es über Innsbruck und Verona nach Venedig und von hier über Florenz nach Rom. Ueber seinen Aufenthalt in Rom und Italien geben die Briefe, die sein Schwager, der Professor Christian Friedrich Wurm, aus seinem Nachlaß herausgegeben hat (s. unten), genauen Bericht. Unter den Bildern, die er in Italien malte, sind zwei Brustbilder in Oel „Frauen aus dem Albanergebirge" (aus dem Jahre 1832) und dann sein letztes in Italien gemaltes Bild „Simson und Delila" (1834) die bekanntesten. Im J. 1832 machte er einen Ausflug nach Neapel. Seine Rückkehr nach Hamburg ward durch die Aufforderung veranlaßt, die an ihn von seinem Freunde, dem Architekten Chateauneuf, erging, in dem neuerbauten palastartigen Hause des Dr. August Abendroth ein Zimmer al fresco zu malen. Erwin nahm diesen Vorschlag mit großer Freude an, traf im September 1834 wieder in seiner Vaterstadt ein und konnte alsbald mit den Vorbereitungen beginnen; die eigentliche Ausführung begann im Frühjahr 1835. Aber vielfache Anfälle von Asthma, das ihn schon seit Jahren plagte, aber nun besonders heftig auftrat, störten oft seine Thätigkeit; er starb am 23. November 1835 vor Vollendung des zweiten Bildes: nach seinen Cartons und Entwürfen wurde die Arbeit von Louis George Boppe beendigt. Sein jüngerer Bruder

Otto S., geboren am 9. November 1807, war in denselben Verhältnissen wie Erwin aufgewachsen und zeigte gleich diesem von früh an reiche künstlerische Begabung. Ihm konnte aber nicht auch akademische Ausbildung zu Theil werden; er widmete der Steindruckerei seines Vaters seine Thätigkeit, und es gelang ihm, das gesunkene Geschäft wieder zu heben. Namentlich verfertigte er wieder ausgezeichnete Porträts; aber auch in historischen Darstellungen und Ansichten that er sich bald hervor. Von ersteren ist zu erwähnen der „Einzug Christi in Jerusalem" (1835) nach dem schon genannten Overbeck'schen Bilde, und „Christus am Oelberge" (1842) auch nach Overbeck; von letzteren die classischen „Ansichten von dem alten Johanneum" in Hamburg und „Brandruinen". Als diese Lithographien erschienen, war Otto S. schon ein bekannter Künstler; das war er nämlich geworden durch seine Illustrationen zu den Hey'schen Fabeln für Kinder (vgl. A. D. B. XII, 345). Die ersten fünfzig erschienen im J. 1833 (die Nachschrift an die Eltern ist am 23. Mai 1833 geschrieben); noch in demselben Jahr ward eine neue Auflage nöthig; eine zweite Folge, „Noch fünfzig Fabeln für Kinder", erschien im J. 1837; beide Theile kamen dann in immer

neuen Auflagen und auch in Uebersetzungen heraus. Man kann zweifeln, ob Hey durch seine Fabeln oder S. durch seine Bilder besser das Verständniß der Kinder getroffen; jedenfalls hat S., dessen Name auch allein genannt ward, den Büchlein zu ihrer ganz ungewöhnlichen Verbreitung geholfen. Von weitern Veröffentlichungen Speckter's mögen hier nur erwähnt werden seine Radirungen zum gestiefelten Kater (1843), seine Illustrationen zu Andersen's Märchen, zu Reuter's Hanne Nüte, und vorzüglich diejenigen zu Groth's Quickborn, in welchen sich das Verständniß und die Liebe zu seiner Heimath mit besonderer Innigkeit ausspricht. Für seine deutsche Gesinnung und seine Hoffnungen und Wünsche für das Vaterland ist ein Blatt sehr bezeichnend, das er im Mai 1848 zeichnete und im eignen Geschäfte erscheinen ließ; in einzelnen Bildern wird dem falschen französischen Freiheitsschwindel die echte deutsche Freiheit gegenüber gestellt, wie sie im Leben und in der Verfassung am geschichtlich Bewährten festhält; die Bilder gipfeln in einer Kaiserwahl, während unten ein Kriegszug gegen Frankreich offenbar als das Mittel zur Erreichung dieses Zieles dargestellt ist; diese sämmtlichen Darstellungen bilden die reiche Umfassung zu einem patriotischen Liede: „Wir stehn in einem guten Kampf, dem Vaterland zu dienen,“ dessen letzte Strophe also lautet:

„Das rechte deutsche Kaiserthum,
Das wolln wir wieder haben;
Des edlen deutschen Reiches Ruhm
Vom Belte bis nach Schwaben.
Wir halten fest am alten Recht;
Wir wollen frei sein und nicht Knecht,
Frei wie die Väter waren.“

Der Dichter dieses Liedes ist Hugo Hübbe (vgl. Lexikon der hamburgischen Schriftsteller III, 401); doch ist sein Name auf dem Blatte nicht angegeben. S. nannte dies Blatt selbst sein politisches Glaubensbekenntniß. — Sehr groß ist die Zahl der Gelegenheitsblätter, die S. bei festlichen Veranlassungen verfertigte, Städteansichten, Medaillen, Diplome u. dgl. m. Als er sich von den Fesseln des Geschäftes befreit hatte, hat er auch in Oel gemalt; mehrere Thierstücke, namentlich Füchse, fanden besondere Anerkennung. Er hatte eine unverwüstliche Heiterkeit und einen geistvollen Humor, und dabei einen tiefen religiösen Sinn, der ihn auch schwere Prüfungen mit Ergebung tragen ließ. Alle kirchlichen Bestrebungen unterstützte er gern mit Rath und That. Er starb nach langer, schmerzvoller Krankheit am 29. April 1871. Sein ältester Sohn war

Hans (eigentlich Johannes) S.; geboren am 27. Juli 1848 in Hamburg, besuchte er zunächst die Schule seines Onkels Schleiden, dann die Gelehrtenschule. Schon früh beschäftigte er sich mit Zeichnen und componirte eigne Ideen in kindlicher Weise, angeregt durch das Beispiel seines Vaters. Im 17. Jahre reifte der Entschluß, Maler zu werden; er ging zu diesem Zwecke im J. 1865 aus der Secunda ab und erhielt Unterricht von den Malern Louis Asher und Martin Gensler, den Freunden seines Vaters. Ostern 1866 ging er auf die Kunstschule zu Weimar; im J. 1870 kehrte er nach Hamburg zurück mit seinem ersten Bilde, der „Kinderstube“, durch welches er dem schon erkrankten Vater große Freude bereitete. Zunächst hatte er jetzt seinen kranken Vater fast ein volles Jahr zu pflegen. Vom October 1871 an genügte er als Einjähriger seiner Militärpflicht; darauf hielt er sich ein Jahr in München, dann wieder in Hamburg und in Weimar auf. In Hamburg illustrirte er die dritte Ausgabe von Theodor Storm's Hausbuch (1875); in Weimar beschäftigten ihn die Illustrationen zur Uebersetzung von Scott's Guy Mannering (erschienen 1876 bei Grote in Berlin). Vom November 1875 bis zum Herbst 1876 bereiste er Italien, er war in Florenz, Rom und Neapel und copirte viel; zu selbständigem Schaffen war der Aufenthalt zu kurz. Er nahm seinen bleibenden Aufenthalt in Hamburg. Sein Bestreben war nun, die Kunst, die ihn so warm erfüllte, in der Heimath vielen zugänglich

zu machen. Von seinen Arbeiten aus dieser Zeit sind die folgenden besonders zu nennen. Im J. 1881 erhielt sein Entwurf zum Vorhang im Stadttheater einstimmig den Preis und wurde auch ausgeführt. Dann wurde ihm der Auftrag, in der Aula des Rauhen Hauses nach gezeichneten Compositionen von Cornelius sieben Werke der Barmherzigkeit, die Figuren in halber Lebensgröße, farbig auszuführen. Die Arbeit bot besondere Schwierigkeiten und erforderte genaues Naturstudium. Nach Vollendung der einen Hälfte nahm ihn der Entwurf eines Glasfensters für die Räume des Vereins für Kunst und Wissenschaft in Hamburg in Anspruch; dem Entwurfe wurde 1883 auf der Münchner Ausstellung die goldne Medaille zuerkannt. Beim Entwurfe für ein zweites Fenster wurde er schon durch eine krankhaft nervöse Unruhe geplagt, so daß er beständig änderte. In hastiger Aufregung widmete er sich außerdem einem vaterstädtischen Unternehmen, der Gründung eines „Museums für hamburgische Geschichte", in welchem ein Bild des Gewerbefleißes und des Lebens im alten Hamburg zur Anschauung gebracht werden sollte. S. schrieb für dasselbe und suchte mannigfach für die Verwirklichung des von ihm angeregten Planes zu wirken. Doch nahm seine nervöse Gereiztheit so zu, daß er in eine Heilanstalt gebracht werden mußte, in der er nach zweijährigem Aufenthalt am 29. October 1888 starb. In einer Ausstellung seiner Werke, die nach seinem Tode veranstaltet ward, fanden außer den erwähnten seine sehr sorgfältigen zahlreichen Studien, viele anmuthige und geistvolle Federzeichnungen, Gelegenheitsblätter und Entwürfe große Anerkennung. Hans S. war auch Mitarbeiter der A. D. B.; von ihm ist der Artikel Julius Lippelt (Bd. XVIII, S. 734).

Hamburgisches Künstlerlexikon I. Band, Hamburg 1854, S. 239—245. Ueber Erwin's Leben geben die Einleitung und das Schlußwort zu den „Briefen eines deutschen Künstlers aus Italien. Aus den nachgelassenen Papieren von Erwin Specter aus Hamburg" (herausgegeben von C. F. Wurm), 2 Theile, Leipzig, Brockhaus 1846, erwünschte Auskunft. Für die Angaben über Otto und Hans S. sind hauptsächlich freundlich gewährte schriftliche Mittheilungen der Wittwe von Otto S. benutzt. Im „Hamburgischen Correspondenten" von 1889, Nr. 27, 48, 58, 62 und 64 hat Justus Brinckmann in einer Besprechung der oben erwähnten Ausstellung von Werken Hans Specter's eine Autobiographie desselben mitgetheilt, in der er über sein Werden als Mensch und als Künstler selbst Bericht erstattet. l. u.

Specht: Friedrich S., auch Spet, Spieß, Speet, Spät, Späty, v. Specht, war wohl der größte und gewandteste Schwindler an den deutschen, namentlich norddeutschen Höfen aus der zahlreichen Schaar der Abenteurer, welche die Reformationszeit hervorbrachte. Er tauchte bei allen zweifelhaften, gewaltthätigen Händeln und Intriguen von 1541—1580 auf, so daß auch die große Geschichtsschreibung sich mit ihm hat beschäftigen müssen, wie Ranke, Deutsche Geschichte IV an mehreren Stellen, Voigt in der Geschichte Moritz' von Sachsen und der des Markgrafen Albrecht Alcibiades. Auch Max Lenz, „Kriegführung der Schmalkaldener gegen Karl V. an der Donau" (v. Sybel's Hist. Zeitschr. 49(13), S. 385—460) nennt ihn als Haupt-Intriganten. Er wußte sich an protestantische und katholische Fürsten zu machen, an den König von Böhmen (Maximilian II.), den Kaiser und den Papst; er spielte je nach Gelegenheit den Protestanten und den Katholiken, den Begeisterten für Deutschlands Freiheit und den Fürstendiener; er weiß sich listig in die Geheimnisse der „Pratiken" treibenden Höfe, selbst in Privatgeheimnisse einzuschleichen, und sein Wissen für Geld oder zur Rache zu verwenden, immer aber für sich Vortheile zu erzielen. Er war eines Bauern Sohn aus Trebur, Kr. Groß-Gerau in der großherzoglich hessischen Herrschaft Starkenburg, er hatte studirt und war Licentiat (wohl der Rechte) geworden, nachher als Testamentsfälscher und Meuchelmörder gerichtlich

verfolgt; in späteren Jahren wurde er von den kaiserlichen Commissaren in Rostock der Fälschung kaiserlicher Urkunden und des Nachstechenlassens des kaiserlichen Petschafts geziehen und überführt. Trotzdem behauptete er sich überall: — man fürchtete sein geheimes Wissen vieler Licht scheuender Dinge. In der Politik treffen wir ihn zuerst 1541 als Commissar des gewaltthätigen und verworfenen Herzogs Christoph, des Erzbischofs von Bremen und Bischofs von Verden (A. D. B. IV, 23) auf einem Tage zu Stadthagen; er heißt hier noch rein bürgerlich „der Würdige Hochgelarte, Veste und Ehrbare Licenciat Friedrich Spät". Alle die andern klingenden Titel hat er sich nachher zu gelegentlichem Gebrauche erfunden. Als Christoph's Rath erscheint er auch später noch beim Schieden des Verdener Stiftes. 1544 und 1545 ist er einer der Vertrauten und Hetzer von dessen Bruder, Herzog Heinrich d. J. von Braunschweig. Aus diesem Grunde fahndete Landgraf Philipp von Hessen eifrigst auf ihn. Als Heinrich 1545 mit französischem Gelde Truppen gegen Braunschweig werben wollte, ließ er nach einer Besprechung mit Christoph in Köln durch diesen die von Friedrich v. Reiffenberg für Heinrich VIII. von England im Verden'schen geworbenen Truppen für sich übernehmen und S. brachte ihm auch die in Mecklenburg v. Wrisberg und v. Langen geworbenen Knechte zu, die eben vorher Land Hadeln geplündert hatten; er nennt sich dabei „etlicher Potentaten oberster Kriegsrath, Musterherr und Commissarius". Im Gefecht bei Nordheim verhandelte für Heinrich d. J., der sich mit seinem Sohne dem Landgrafen ergeben mußte, Hilmar v. Münchhausen (A. D. B. XXIII, 4) und S. (s. Havemann II, 247. 254. 314). Im Schmalkaldener Kriege zog er unter Jost v. Cruningen mit den Obersten v. Eberstein und Christoph v. Wrisberg 1547 gegen Bremen, nicht wohl als Oberster, wie Havemann ihn nennt, sondern mit Herbordt v. Langen nach seiner eignen Unterschrift als kaiserlicher Commissar. (Kohlmann, Kriegesmuth und Siegesfreude. Bremen 1847. S. 26.) Die Belagerung scheiterte kläglich und die Schlacht bei Drakenburg am 23. Mai erlöste den Nordwesten Deutschlands. (Wiedemann, Gesch. d. Herzogt. Bremen II, 21. 58. 106.) Nach dieser Niederlage scheint er die Ungnade des Kaisers gegen Wrisberg getheilt zu haben. Ob er vorher bei Zwickau 4 Fähnlein geführt haben kann, scheint zweifelhaft. Er wandte sich nun an die Gegner: 1551 und 1552, vielleicht schon früher, spielt er nach der Lochauer Beredung einen der Hauptverhändler zwischen den protestantischen Fürsten, Frankreich und England. Er scheint Moritz von Sachsen sehr nahe gestanden zu haben, die Verbindung dauerte auch bis zur Schlacht bei Sievershausen, da er den Kurfürsten mit Markgraf Albrecht von Culmbach zu versöhnen unternahm. Doch war er damals schon im Dienste Johann Albrecht's von Mecklenburg, der ihn am 30. Juli 1553 „aus dem Auslande" auf 7 Jahre als „Hofrath, Gesandter und Obrister" berief, wofür er Zeitlebens die eben eingezogene Johanniterkomthurei Kraack mit allem Recht und Zubehör haben sollte. Er nannte sich davon Heermeister und Komthur. Er sollte den Theilungsstreit zwischen Johann Albrecht und Ulrich erledigen, aber Ulrich durchschaute ihn, ebenso der Kanzler von Lucka. Doch sandte Johann Albrecht ihn nach Paris um die Auslösung des vom Markgrafen Albrecht gefangenen Herzogs v. Aumale zu vermitteln, dadurch kam er mit Albrecht in Verbindung, der ihn als Kriegsobersten in Dienst nahm und bis zu seinem Tode (8. Januar 1557) darin behielt. Für Albrecht suchte er in Rom bei Paul IV. zweimal vergeblich eine Anknüpfung wegen der fränkischen Bisthümer, von daher datieren seine dortigen Verbindungen, ebenso sein Zusammenhang mit den brandenburgischen Markgrafen, von denen aber Joachim I. ihm garnicht traute. Aber er erhielt dennoch den Auftrag in der Mark 200 Reiter und 1 Fähnlein Knechte zu werben und nach Livland dem Erzbischofe von Riga, Markgrafen Wilhelm von Brandenburg zuzuführen. Doch hielt ihn Herzog

Albrecht von Preußen in Königsberg auf. Gleichzeitig wird er aber auch Rath und Vogt Herzogs Franz I. von Lauenburg genannt (Masch, Bisth. Ratzeburg S. 507 f., v. Kobbe, Gesch. d. Herzogt. Lauenburg II, 256), und er benutzte seine Bekanntschaft in Rom, um sich 1557 mit der erledigten Dompropstei in Ratzeburg providiren zu lassen, welche ihm indessen das Capitel verweigerte. Er ist auch nie in den Besitz gekommen, trotzdem Herzog Franz sich lebhaft für ihn verwandte, da er ihm das „Ablager" durchsetzen sollte. Gleichzeitig bot er sich dem Landgrafen Philipp von Hessen zu Diensten an und suchte ihn mit reichen Heirathen für dessen beide Söhne zu kirren, auch könne er ihm die Stifte Fulda und Hersfeld verschaffen; auch könnten 400 000 Gulden gewonnen werden, für einen Krieg mit Schweden und „in Reußen". Doch wollte der Landgraf nicht trauen. Auch steckte S. damals in einem Waldeck'schen Zwiste; vielleicht sogar schon in einer Verbindung mit dem in Holstein und Lübeck plündernden Konrad Uexküll. In Rom scheint er sogar seine Anerkennung als Johanniter-Komthur erlangt zu haben, um den Besitz dem Orden zu erhalten. Auch vom Grafen Ernst von Blankenburg, dem Administrator der Abtei Michaelstein wurde er am 29. September 1557 beim Papst beglaubigt unter dem Titel „S. Petri et Pauli miles Romanaeque Curiae Comes Palatinus et Protonotarius". Wie er log, erweist, daß er 1569 Namens der Wittwe Herzog Heinrich's d. J., Sophie den Kammerräthen am kaiserlichen Hofe groß Geld bot, während die Fürstin ihn einen „verruchten, verwegenen" Menschen nannte, von dem sie niemals gehört habe. Als Johann Albrecht v. Mecklenburg die Komthurei Kraack definitiv säcularisierte, klagte S. als Komthur und Heermeister beim Kaiser, der ihm am 19. Februar 1561 einen Schutzbrief als „seinen und des Reiches lieben Getreuen" nebst seiner künftigen ehelichen Hausfrau ausstellte, auch wegen Kraack's zur Untersuchung ein Commissorium an die Herzoge Erich von Braunschweig und Otto von Lüneburg erließ. Diese Sache verglich des Herzogs von Preußen Secretär Baltasar Gans dahin, daß S. den Doberaner Hof in Wismar erhielt, Geldzahlungen versprochen bekam, und dazu eine Hofdienststelle mit 150 Th. jährlich; er nennt sich nun „Ritter, Kais. Maj. und Mecklenburgischer Stadt und Hofdiener." 1565 steckt er auch in Intriguen wegen der Komthurei Mirow. Indessen hatte S. heimlich ganz andere Umtriebe angezettelt, zu der die mißlungene Bewerbung König Maximilian's von Böhmen, des späteren Kaisers, und die glückliche des französischen Prinzen Franz v. Alençon, des demnächstigen Königs Franz II. von Frankreich um die polnische Krone die Gelegenheit bot. Kurz vorher hatte Johann Albrecht v. Mecklenburg erreicht, daß sein Bruder Christoph vom Erzbischof von Riga als succedirender Coadjutor angenommen war, und gleichzeitig brach der dänisch-polnische Streit um das für den dänischen Prinzen Magnus dem Bischofe Johann v. Münchhausen abgekaufte Bisthum Oesel aus. S. setzte sich nun mit Konrad v. Uexküll in Verbindung und verfaßte ein Memorial, Livland an Franz von Alençon zu bringen (W. Mollerup in Mitt. a. d. lievländischen Geschichte 12, 3. S. 477 ff. Sitzungsberichte der G. für Gesch. und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands 1877. S. 4 ff.). König Friedrich II. von Dänemark gab daher 1560 den Befehl, sich des Uexküll todt oder lebendig zu bemächtigen, 1565 wurde er in Segeberg erschossen. (Krause in Hans. Gesch.-Bl. XIV, S. 206 f.) Dem Mecklenburger Hause gegenüber aber spielte S. in derselben Sache ein dreifaches Spiel: Für Johann Albrecht, gegen diesen und für dessen Mutter, die bigotte katholische, fast unzurechnungsfähige Herzogin-Wittwe Anna, Markgräfin von Brandenburg, die er sicherlich zu ihrer abenteuerlichen Reise nach Livland verleitete, und wieder anders für Christoph, für den er zunächst bei Maximilian, zugleich aber auch bei Erich von Schweden verhandelte, was jenen nachher in die polnische Gefangenschaft

brachte. Die Verhandlungen mit Maximilian benutzte S., einen dringenden Empfehlungsbrief des Königs zu erlangen, mit dem er abermals versuchte, die Ratzeburger Dompropstei zu erhalten. Die Verbindung mit Anna benutzte er noch 1567 zur Wiederanknüpfung mit dem Cardinal Bischof Otto von Waldberg-Truchseß zu Augsburg. Kaum mit S. wieder vertragen sandte Johann Albrecht ihn 1563 zur Erreichung der Bezahlung der s. g. Spanischen Schuld mit dem Rathe Andreas Hoen an die Herzogin Margarethe von Parma und den Cardinal Granvella, Bischof von Arras. Jene stammte aus einem Subsidienvertrage Johann Albrecht's vom 1. Mai 1555, unmittelbar nach dessen Angriffe auf den Kaiser, und war als spanische Schuld von Karl V. und der Königin Maria anerkannt worden. Der Beglaubigungsbrief von Granvella mit der Bitte um Geld, nicht aber, um von der Hülfe (für Polen gegen Rußland) befreit zu werden, ist vom 13. Aug. 1563; gezahlt wurde nichts. In der Rostocker Unterwerfungs- und Festungsgeschichte, die zugleich ein Schachzug gegen Herzog Ulrich war, handelte S. 1565 als ein Hauptwerkzeug Johann Albrecht's mit Lug und Trug und Fälschung, dabei preßte er für sich der Stadt erhebliche Summen ab, vor Herzog Ulrich aber floh er nach Wismar. Die verlangte Auslieferung aber lehnte der Rath ab, da S. Herzog Joh. Albrecht's und des Kaisers Diener sei. Trotzdem sandten ihn beide Brüder in derselben Sache an den Kaiser, am 18. October 1568 war er in Wien und wollte wichtige Geheimnisse erfahren haben, thatsächlich aber erlangte er vom Kaiser die primariae preces um die geistliche Würde des Dompropstes in Schwerin, wogegen Ulrich beim Kaiser ihn als anrüchig, ehrlos und als einen Falsarius denuncirte. Dennoch wollten beide Herzoge seine Geheimnisse erfahren und gelobten ihm dafür Verschwiegenheit. In demselben Jahre brachte er mit dem zweideutigen Secretär Joh. Molinus eine Verlästerung des freilich auch nicht sichern Kanzlers Husanus (A. D. B. XIII, 446) und des Dr. Antonius Witersheim als Verräthers in der Rostocker Sache bei H. Ulrich an, Husanus habe eine geheime kaiserliche Bestallung. Dieser strengte deshalb eine Verläumdungsklage an. Gleichzeitig machte S. den David Chytraeus bei Johann Albrecht verdächtig, worüber dessen Kirchenordnung liegen blieb. Trotz alledem blieb er Geschäftsträger am kaiserlichen Hofe und betrieb Johann Albrecht's Reise nach Prag wegen des Rostocker Processes, auf der er den Herzog begleitete. Dieser war in vollständiger Geldklemme, so daß er bei S., dem er bis 1570 schon 11 000 Thaler schuldig geworden war, auf dieser Reise Kleinodien versetzte. Im Jahre 1568 hatte derselbe Herzog mit dem Markgrafen Johann von Brandenburg in Beeskow am 18. und 19. August und im December in Küstrin mit S. im Geheimen über des Letzteren Anschläge berathen: 1. Dänemarck mit Holstein und Brandenburg auszusöhnen, 2. die Hansestädte bei der Reformation und ihren nordischen Privilegien zu belassen; aber 3. die Wasa in Schweden zu stürzen und durch das Haus Oesterreich zu ersetzen, dazu durch einen großen Bund Schweden, Polen, Preußen und Livland zu bekriegen und den deutschen Orden als Schutzmauer gegen die Moskowiter zu festigen. Im August 1570 geht S. mit einem geheimen Creditiv Johann Albrecht's zum Kardinal-Bischof Otto nach Augsburg, in einem Streite mit dem Rath von Wismar weiß er am 7. Nov. desselben Jahres ein Commissorium des Kaisers zur Schlichtung an Christoph von Mecklenburg, Administrator von Ratzeburg und Franz I. von Lauenburg za erlangen. Als Franz II. und Magnus II. von Lauenburg 1571 mit reicher Kriegsbeute aus Schweden zurückgekehrt waren, stellte sich S. im September bei ihnen in Lüneburg ein, um die Vermittlung mit ihrem Vater Franz I. zu übernehmen, beide verliehen ihm das Gut Kitlitz als Lehen. Im Streit der beiden Brüder war er 1573 wieder bei Franz I. thätig und trieb ihn an, Achtsbefehle beim Kaiser gegen Franz II. zu erwirken (v. Kobbe, 266, 270). 1571 war

er auch als Herzog Christoph's Gesandter am kaiserlichen Hofe; auch Johann Albrecht verwandte ihn ständig, obwohl er ihn genau durchschaute, wie ein Brief vom 23. November 1571 an Mylius (A. D. B. XXIII, 133) lehrt. Er meinte aber alle Höfe gebrauchten Spitzbuben, es komme darauf an den geriebensten im eigenen Dienste zu haben. 1572 hat er in Wismar hart am Podagra gelegen, erhielt dann in Lübeck 1000 Mk. auf Johann Albrecht's Rechnung auf Abschlag und machte dafür sofort den Antrag, ob nicht der Herzog zwischen dem Herzog v. Alba „und den Andern" vermitteln wolle. 1574 drängte S. den Herzog zur Zahlung der ihm noch schuldigen 11 500 Thaler, auf dem Landtage, der über die endliche Regulirung der fürstlichen Schulden berieth, wurde dieser Posten abgesetzt, überhaupt größere Leistungen abgelehnt. Da wandte der Herzog sich wieder an S. und Konrad Pelican (Pellikan), eine Anleihe von 200,000 Thaler aufzunehmen, von denen jeder eine Provision von 5000 Thl. erhalten sollte; am 30. August 1575 wurde die Vollmacht für S. dahin erweitert, daß er auch seine Schuldsumme die hier auf 10 000 Thlr. angegeben ist, vorweg abziehen solle. Es wurde nichts aus dem Geschäft und Spedt's herzogliche Verschreibungen sind nachher von den Landständen bezahlt; unmittelbar nachher starb Johann Albrecht am 12. Febr. 1576. Aber 1580 ist S. wieder in Geldforderungen Christoph's in Schweden, und nachher versuchte er eine von ihm untergeschobene Verschreibung Rostocks über ein Anlehen von 2000 Gulden einzuklagen. Er wurde 1582 damit abgewiesen. Am 22. Februar 1582 ist er gestorben; sein Erbe war ein Vetter, Hans Spedt zu Görlitz. Am 10. Juni 1573 wird seine Ehefrau Elisabeth genannt.

Vergl. außer den genannten Quellen: Schirrmacher, Johann Albrecht I., S. 405—17 und anderwärts, namentlich 772 f. — Lisch, Meckl. Jahrbb. Register zu I—XXX. — Rudloff, Meckl. Gesch. 2. Aufl. III, 1 und 2. — Pfannkuche, Neue Gesch. d. Bist. Verden. Krause.

Spee: Friedrich v. S. wurde geb. im J. 1591 zu Kaiserswert, dem damals kurkölnischen Städtchen unweit Düsseldorf, wo sein Vater, Peter Spee, Burgvogt und Amtmann des Kurfürsten Gebhard Truchseß von Waldburg war. (Das Wappen der Spee oder Spede, der rote Hahn (Speevogel) im silbernen Felde ist ein redendes. Vgl. Fahne, Chroniken und Urkundenbücher hervorragender Geschlechter, Stifter und Klöster. 3. Bd. Urkundenbuch des Geschlechtes Spede jetzt Spee. Köln 1876.) Seine Mutter war Mechtild Dücker von Altenkrickenbeck, die außer Friedrich, dem jüngsten, noch zwei Söhne, Johann Adolf und Arnold hatte. Frühzeitig sandten die Eltern unsern Friedrich studienhalber in das Jesuitencollegium „von den drei Kronen" zu Köln, woselbst er den sogen. humanistischen Disciplinen oblag. Im Jahre 1610 erbat und erhielt er die Aufnahme in den Orden der Gesellschaft Jesu und begann noch im Herbst desselben Jahres zu Trier das Noviziat; 1613 ward er als Magister der Grammatik und der schönen Wissenschaften nach Köln gesandt, in welchem Amte er drei Jahre verblieb. Nach Beendigung seiner theologischen Studien und erhaltener Priesterweihe kehrte S. 1621 zum dritten Male nach Köln zurück, diesmal um einen Lehrstuhl der Philosophie einzunehmen. In den Jahren 1625 und 1626 wirkte er als Domprediger zu Paderborn. Das bedeutsamste Jahr im Leben Spee's ist aber das Jahr 1627. Damals erbat Philipp Adolf von Ehrenberg, Bischof von Würzburg, von dem Orden einen Beichtvater für die zum Flammentode verurtheilten s. g. Hexen. Die Vorsehung wollte, daß S. zu diesem traurigen Amte erkoren wurde. Nach einem alten gerichtlichen Verzeichnisse wurden in diesem und dem folgenden Jahre allein zu Würzburg 158 Hexenleute auf 29 Scheiterhaufen zum Tode befördert, darunter drei Domherrn, 14 Hülfspriester, mehrere Rathsherrn, die Wittwe eines Kanzlers, ein Doctor der Theologie, mehrere junge Edelleute und Edelknaben, ein blindes Mädchen, zwei Kinder von 9 Jahren und darunter u. s. w. An zweihundert dieser Schlachtopfer

eines blinden Wahnes geleitete S. zum Tode, darunter, wie er selbst sagt, nicht eines, von dem er nach allseitiger vernünftiger Erwägung hätte behaupten können, es sei schuldig. Was Wunder wenn die Haare des Priesters vor der Zeit grau wurden! „Es ist nicht gut sagen, was ich dort alles erfahren habe," schreibt er. „Ich erinnerte mich der Stelle im Prediger: Ich wendete mich zu Anderem und ich sah die Gewaltthaten, welche unter der Sonne geschehen, ich sah die Thränen derer, die Unrecht litten und hatten keinen Tröster; sie können der Gewalt nicht widerstehen und sind allseits der Hülfe beraubt. Da pries ich die Toten glücklicher als die Lebenden und hielt für glücklicher als beide den, der noch nicht geboren und die Uebelthaten nicht geschaut hat, welche unter der Sonne geschehen" (Caut. crim. Dub. XIX rat. VII). Aber schon die Liebe, mit der S. den unschuldigen Opfern ihren letzten Gang zu erleichtern suchte, erregte den Argwohn und die Unzufriedenheit der Richter. „Alle Sorge wird getragen, daß ja keine billig denkenden und gelehrten Priester, die etwas mehr Grütze im Kopfe und das Herz auf dem rechten Flecke haben, sich der armen Opfer annehmen. Sie lassen auch keinen zu, der allenfalls die Fürsten aufklären könnte, denn sie fürchten, die Unschuld der armen Gefangenen möchte doch noch in der Folge ans Tageslicht kommen. Deßhalb gestatten die Inquisitoren den Priestern einer gewissen Gesellschaft nicht einmal das Beichthören der Unglücklichen, obgleich diese Priester die Jugend fast aller Länder unterrichten und erziehen und auch das Gewissen mancher Fürsten leiten. Vor nicht gar langer Zeit sprachen sich die Richter sogar dahin aus, man müsse diese Gesellschaft aus dem Vaterlande vertreiben, weil ihre Mitglieder Störenfriede der Rechtspflege seien" (Caut. crim. Dub. LI n. 33.).

Die Frucht dieser Seelenleiden war die Cautio criminalis, seu de Processibus contra Sagas Liber . . . . Auctore Incerto Theologo Orthodoxo. Rinthelii Typis exscripsit Petrus Lucius Typog. Acad. MDCXXXI — zwar nicht das erste Werk gegen Hexenwahn und Scheiterhaufen (denn Wier, Loos und Tanner waren hierin S. vorausgegangen), aber das erste, welches einen durchgreifenden Erfolg hatte, obschon es anonym erschien und erst im Drucke veröffentlicht ward, als S. bereits Würzburg hatte verlassen müssen. Philipp von Schönborn, der vertraute Freund Spee's, war, nachdem er Kurfürst von Mainz geworden, der erste, der alles Hexenspüren verbot.

Von Würzburg ward S. auf Verlangen des Kurfürsten Ferdinand von Köln, des Bischofs von Hildesheim, im November 1628 nach Peina gesandt, um in der gleichnamigen Grafschaft durch seine Predigt für Durchführung der Gegenreformation zu wirken. Der Erfolg des Missionärs veranlaßte ein Attentat auf sein Leben und fast wäre er am 29. April 1629 bei Woltorp den Kugeln eines Meuchlers erlegen. Elf Wochen lag S. zu Hildesheim zwischen Leben und Tod. Wiederhergestellt blieb er bis September 1629 in Peina und führte alsdann das alte Weserstift Corvey zu besserer Zucht zurück. Zur Stärkung seiner schwankenden Gesundheit mußte S. einen längeren Landaufenthalt in dem unweit Corvey gelegenen Dörfchen Falkenhagen nehmen. In dieser stillen Waldeinsamkeit scheinen die meisten Lieder der Trutznachtigall zuerst gesungen worden zu sein. Manche freilich mögen schon in früheren Jahren entstanden sein. Wenigstens finden sich in dem „Geistlichen Psalter" Köln 1638 und dem „Seraphisch Lustgart" von 1635 Lieder, die erst 1648 in der ersten, freilich nach Spee's Tode besorgten Auflage der Trutznachtigall auftraten. (Trotz Nachtigal, Oder Geistlichs-Poetisch Lvst Waldlein, Deszgleichen noch nie zuvor in Teutscher sprach gesehen, Durch den Ehrw. P. Fridericvm Spee, Priester der Gesellschaft Jesv. Jetzo nach vieler wunsch und langem anhalten zum erstenmahl in Truck verfertiget . . . Collen, In verlag Wilhelmi Friessems Buchändlers,

in der Franckgasz im Ertz-Engel Gabriel. Im Jahr 1649.) Auch das seit alter Zeit bis heute fast unverändert erhaltene Hildesheimische Gesangbuch soll alter Ueberlieferungen zufolge Lieder von S. enthalten. Und in der That erinnern einzelne, die in der Trutznachtigall fehlen, nicht wenig an die Weise unseres Dichters. Kirchenlieder im strengen Verstande des Wortes hat S. nicht viele geschrieben, aber geistliche Dichtungen, die an Tiefe der Empfindung, Reinheit der Sprache und Vollendung der Form, einer besseren Zeit deutscher Litteratur anzugehören verdienten. Welchen Antheil S. an den Melodien der Trutznachtigall hat, ist eine Frage, die noch auf Beantwortung wartet.

Zu Anfang 1632 ward S. nach Köln berufen, um daselbst über Moraltheologie zu lesen. Spee's Collegienhefte wurden in der Folge das Hauptmaterial, aus dem Busenbaum seine bekannte medulla theologiae moralis herstellte, ein Werk, das die Ehre hatte, von einem Alphonsus de Liguorio commentirt zu werden, ähnlich wie die Sentenzen des Lombarden durch Thomas Aquinas. Ebenso entstand zu Köln das „Güldene Tugendbuch", eine ascetische Anleitung zur Uebung der s. g. theologischen Tugenden, die mit mancherlei geistlichen Liedern durchflochten ist (Güldenes Tvgend-Bvch, das ist Werck vnnd übung der dreyen Göttlichen Tvgenden desz Glaubens, Hoffnung vnd Liebe. Allen Gottliebenden andächtigen, frommen Seelen: vnd sonderlich den Kloster vnd anderen Geistlichen personen sehr nützlich zu gebrauchen. durch den Ehrw. P. Fridericvm Spee, Priester der Gesellschaft Jesv . . . Cöllen, In verlag Wilhelmi Friessems Buchhändlers in der Franckgasz im Ertz-Engel Gabriel. Im Jahr 1649). Ende 1633 befand sich S. in Trier. Hier besorgte er eine zweite Abschrift der Trutznachtigall. 1635 eroberten die Geistlichen unter Ritberg die von ihrem Landsherrn den Franzosen verrathene Moselstadt. Der Schrecken einer pestartigen Seuche folgte den Gräueln des Krieges. Unermüdet wartete S. an den Erkrankten der Werke leiblicher und geistlicher Barmherzigkeit, bis der Todesengel auch seinem Leben christlicher Liebe ein Ziel steckte. Er starb am 7. August 1635 im Alter von nur 44 Jahren und ward in der Gruft der Jesuitenkirche zu Trier beigesetzt.

Wir besitzen keine Lebensbeschreibung von S., die der Bedeutung des Mannes und unseren Ansprüchen an eine Monographie gerecht würde. Am eingehendsten ist noch Diel, Friedrich von Spee, Freiburg i. B. 1872, dem wir zumeist gefolgt sind. Aber auch seine Darstellung ist populärer Natur. Die über S. vorhandene Litteratur ist ausführlich zusammengestellt bei K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Zweite Aufl. 3. Bd. S. 193—95, sie weiß fast nur Aufsätze aus Zeitschriften und Programmen zu bieten. Hinzuzufügen wären Cardauns, Friedrich von Spee, Frankfurt a. M. 1882. — Alegambe, Bibl. Soc. Jesu p. 551. — v. Hartzheim, Bibl. Colon. p. 57. — Cordara II l. XIV p. 283, sowie endlich einige neuere Schriften über Hexenwesen und Hexenprocesse, z. B. Diefenbach, der Hexenwahn, Mainz 1886 S. 287 ff.

G. M. Dreves.

Spehr: Ludwig Ferdinand S. wurde am 10. Februar 1811 zu Braunschweig als jüngster Sohn des Kaufmanns Joh. Peter S., Inhabers eines Musikalienverlagsgeschäfts geboren; seine Mutter Luise geb. Fischer war die Tochter eines Beamten des Stiftes Gandersheim. Er besuchte das Martineum und Obergymnasium seiner Vaterstadt und von Ostern 1829—31 das Collegium Carolinum daselbst. Dann bezog er Ostern 1831 behufs Studiums der Rechtswissenschaft die Universität Göttingen, wo er bis Michaelis 1834 verweilte. Außer mit seiner Fachwissenschaft beschäftigte er sich schon hier fleißig mit Geschichte, deutscher Sprache und Litteratur. Er war ein eifriger Schüler Dahl-

mann's und die Stunden, in denen er unter den Zuhörern Jac. Grimm's saß, rechnete er zu den glücklichsten seines akademischen Lebens. Nachdem er in Braunschweig das erste juristische Examen bestanden hatte, trat er als Auditor zunächst bei dem Kreisgerichte Braunschweig ein, dann bei dem Amte Riddagshausen und zuletzt wieder bei dem Kreisgericht Braunschweig. Die schlechten Aussichten der jungen Juristen auf Anstellung in der damaligen Zeit veranlaßten ihn wohl im Sommer 1843 als Kammerassessor und Rentmeister bei dem mediatisirten Fürsten zu Salm-Horstmar in Coesfeld in Dienst zu treten. In diesem Entschlusse wird ihn auch der Umstand bestärkt haben, daß er das zweite Examen noch nicht gemacht hatte. Schuld daran war wohl, daß er seit längerer Zeit in eine eifrige litterarische Thätigkeit hineingerathen war, die ihn seinem eigentlichen Fachstudium mehr und mehr entzog. Schon nach der Vertreibung der Göttinger Sieben hatte er eine anonyme Schrift: „Die sieben Göttinger Professoren nach ihrem Leben und Wirken" verfaßt, die 1838 in zweiter Auflage herauskam. Ebenfalls ohne seinen Namen erschien der „Braunschweigische Fürstensaal" (Braunschweig 1840), eine populär gehaltene Reihe von Biographien der welfischen Fürsten, die er auf Seite 201 bis zu Magnus dem Frommen geführt hatte, als er Braunschweig verließ und die Arbeit aufgab. Der in Vermögensverfall gerathene Verleger konnte einen Fortsetzer nicht gewinnen; er ließ noch eine Anzahl von Lebensläufen aus der kurz vorher erschienenen „Galerie von Portraits der berühmten Herzöge von Braunschweig-Lüneburg" abdrucken und dann auf S. 312 bei dem Herzoge Rudolf August das ganze Werk unvollendet stecken. Daneben nahm S. thätigen Antheil an den von Wilh. Görges in drei Bänden herausgegebenen „Vaterländischen Geschichten und Denkwürdigkeiten der Vorzeit der Lande Braunschweig und Hannover" (Br. 1843—45), die man im wesentlichen als sein Werk bezeichnen muß. Er hat dasselbe dann in erweiterter und umgearbeiteter Gestalt 1881 in zweiter Auflage herausgegeben. Bald nach seiner Uebersiedelung nach Coesfeld am 21. November 1843 vermählte sich S. mit Sophie Käufer, einer Tochter des Riddagshäuser Justizamtmanns Heinr. Käufer, der sich ebenfalls mit Vorliebe mit vaterländischer Geschichtsforschung beschäftigte. Als diese Frau am 12. November 1851 gestorben war, verheirathete sich S. in zweiter Ehe am 6. Januar 1853 mit Sophie Zimmermann, Tochter des Oberfactors Z. in Oker. Da nach dem Tode des Fürsten Friedrich v. Salm († am 27. März 1865) die dienstlichen Verhältnisse Spehr's sich nicht nach Wunsch gestalteten, so wurde er im Herbste 1865 mit Pension aus seiner Stellung entlassen. Er zog nun im folgenden Frühjahre nach seiner Vaterstadt Braunschweig, um sich hier ganz schriftstellerischen Arbeiten zu widmen. Er wurde zunächst Mitarbeiter am Braunschweiger Tageblatte, seit 1. October 1874 aber zweiter Redacteur der officiellen Braunschweigischen Anzeigen. Daneben war er Schriftführer des Vereins zur Förderung und Vermehrung der Sammlungen des städtischen Museums, in dem er nach R. Schiller's Tode († 1874) auch das Amt eines Conservators übernahm. Von den litterarischen Arbeiten Spehr's ist die verdienstlichste die Biographie des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg-Oels, die zuerst in dem von Wilh. Görges 1847 herausgegebenen Friedrich-Wilhelm's Album und 1861 in zweiter, 1865 in dritter Auflage erschien. Sonst hat S. zahlreiche Aufsätze in den Braunschweiger Blättern (Magazin, Tageblatt, Anzeigen), sowie auch in dem von Steger herausgegebenen Ergänzungs-Conversationslexicon (Leipzig 1846 ff.) und in der Allgem. Deutschen Biographie verfaßt; er besaß eine ausgedehnte Specialkenntniß auf dem Gebiete der Braunschweigischen Geschichte; insbesondere aus neuerer Zeit ist Vieles davon durch seine schriftstellerische Thätigkeit der Nachwelt erhalten; bereitwillig ertheilte er auf diesem Gebiete stets einem Jeden die gewünschte Auskunft. Er starb

nach längerem Leiden am 17. März 1881 und hinterließ außer einer Wittwe († am 11. April 1890) fünf Töchter und einen hoffnungsvollen Sohn, Friedrich S., der am 9. September 1856 geboren, schon am 18. Januar 1890 als Gymnasiallehrer und Dr. phil. in Braunschweig an der Influenza gestorben ist.

P. Zimmermann.

Spehr: Friedrich Wilhelm S., Mathematiker, geboren am 2. November 1799 zu Braunschweig, † am 24. April 1833 ebendaselbst. Er führte ein ziemlich unruhig bewegtes Leben. Schon als Kind zeigte er ausgesprochene Neigung zum Baufache, der er aber nicht folgen durfte, weil sein Vater, der Inhaber einer großen Musikalienhandlung, ihn zum Kaufmannsstande bestimmte. In einem Tuchgeschäfte, in welchem S. die Handlung erlernen sollte, wußte er sich so unausstehlich zu machen, daß man ihn fortschickte. Nun nahm der Vater ihn in das eigene Geschäft und suchte durch Strenge den Widerwilligen zu zwingen. S. entfloh heimlich nach Hamburg. Schon hatte er auf einem Schiffe, welches nach Amerika abzugehen im Begriffe war, Unterkunft gefunden, als der Capitän die Wahrheit aus ihm herauslockte und ihn bestimmte, reuig nach Hause zurückzukehren. Dort hatte die Flucht den Vater zwar erzürnt, aber auch überzeugt, daß es nothwendig sei, S. seinen Willen zu lassen, wenn Tüchtiges aus ihm werden sollte. Unter tüchtiger Leitung bereitete S. von 1816 bis 1817 sich so weit vor, daß er in das Braunschweiger Collegium Carolinum eintreten konnte, in welchem er anderthalb Jahre verblieb. Seine Lust zum Baufache hatte inzwischen mehr theoretischen Neigungen Platz gemacht. Er bereitete sich ein weiteres halbes Jahr mathematisch vor und ging dann Ostern 1819 auf drei Jahre nach Göttingen, wo Gauß, Harding, Tobias Mayer, Thibaut seine Lehrer waren. Neben kleineren Schriften verfaßte er alsdann den „Vollständigen Lehrbegriff der reinen Combinationslehre mit Anwendungen derselben auf Analysis und Wahrscheinlichkeitsrechnung" (Braunschweig 1824), welcher 1840 in zweiter Auflage gedruckt wurde. Dieses Buch stellte S. in die erste Reihe der damaligen Combinatoriker und bewirkte, daß ihm schon 1825 eine neu gegründete dritte Lehrerstelle am Collegium Carolinum übertragen wurde. 1827 schloß er eine Neigungsheirath, in welcher aber bald beide Ehetheile sich so unglücklich fühlten, daß 1832 durch landesherrliche Machtvollkommenheit die Ehe wieder aufgelöst wurde. Spehr's Gesundheit war durch häuslichen Unfrieden beeinträchtigt; Strapazen, welchen er als Leiter der braunschweigischen Triangulation, die damals im Anschlusse an die hannöverische vollzogen wurde, unterworfen war, thaten das ihrige; er starb in seinem 34. Lebensjahre. Die schon genannte Combinationslehre ist unzweifelhaft das Beste, was er geschrieben hat.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1833, S. 311—318.

Cantor.

Speidel: Johann Jacob S. (Speidelius), Rechtsgelehrter und juristischer Schriftsteller; geboren zu Stuttgart am Ausgange des 16. Jahrhunderts, † nach 1666. Von S. ist nur bekannt, daß er in Tübingen unter Besold die Rechte studirte, etwa ums Jahr 1630 zur katholischen Kirche übertrat, später kaiserlicher Hofrath und Kanzler des Erzherzogs Sigismund Franz, Fürstbischofs von Augsburg wurde, als Delegirter des Hauses Oesterreich dem Reichstage zu Regensburg anwohnte und in vorgerückten Jahren mit Tod abging. — S. hat sich hauptsächlich als juristischer Schriftsteller hervorgethan. Sein Hauptwerk: „Sylloge quaestionum juridicarum et politicarum (ultra 1400) secundum Alphabeti et materiarum seriem dispositarum" erschien zuerst 1627 zu Tübingen in 4°; die zweite (1441 Folioseiten umfassende) Auflage ebenda 1653. Dieses seiner Zeit hochgeschätzte Werk — eine umfassende Rechts-Encyklopädie, welche unter reicher Litteraturangabe über juristische, staatsrechtliche und politische

Fragen Aufschluß giebt —, überlebte lange dessen Verfasser. Nach Speidel's Tode veranstaltete der württembergische Prokanzler und Lehnspropst Johann Jacob Curtius unter dem Titel: „Bibliotheca juridica universalis“ eine neue mit Zusätzen bereicherte Auflage; und 1728 — also gerade 100 Jahre nach dem ersten Erscheinen des Buches — wurde es von des Curtius Enkel, Jacob David Mögling, Professor des kanonischen Rechtes zu Tübingen, abermals vermehrt in Folio herausgegeben. Ferner besorgte S. von dem berühmtesten Werke seines Lehrers Besold, dem „Thesaurus practicus continens explicationem terminorum atque clausulorum in aulis et dicasteriis R. G. Imp. usitatorum etc.“ die erste Ausgabe (Tüb. 1629, 4°); auch die folgende (Tüb. 1643 fol.) aus Papieren Besold's und durch Zusätze Speidel's wesentlich erweitert. Spätere Editionen sind von Chr. L. Dietherr und Ahasv. Fritsch. — Außerdem besitzen wir von S.: „Additiones in Martini Rumelini dissert. Acad. in auream bullam“ (Tüb. 1631, 4°). — „Notabilia jurid.-histor.-politica“ (Argent. 1634 4°). — und „Speculum jurid.-polit.-philol.-histor. observationum“ (Nürnb. 1657, Fol., 2 Bände). Die zweite, unveränderte Auflage dieses der Sylloge nachgebildeten Werkes wurde (mit einem von Fritsch 1686 gefertigten Appendix) nach des Verfassers Tode von Dietherr veröffentlicht (Nürnberg 1683, Fol.). M. V. Someren hat S. im Jahre 1666 nach dem Leben in Kupfer gestochen mit kräftigen Gesichtszügen in der Gelehrtentracht jener Zeit.

Chr. L. Dietherr in der Vorrede zur 2. Aufl. des Speculum. — Jöcher, s. v. Speidel. — Stintzing, Geschichte der Deutschen Rechtswissenschaft, I, 695.

Eisenhart.

Speier: Wilhelm S. (Speyer), beliebter Liedercomponist, unter dem Namen „der Lieder-Speyer“ allgemein bekannt. Am 21. Juni 1790 zu Frankfurt a. M. als Sohn eines reichen jüdischen Kaufmanns geboren, kam er in einem Alter von vier Jahren nach Offenbach, damals einer hervorragenden Stätte des Musiklebens, und wuchs dort auf. Schon frühzeitig wurde sein musikalischer Sinn durch Aufführungen in dem Hause des kunstsinnigen Fabrikanten Bernard geweckt, der sich eine eigene 20 Personen starke Hauscapelle hielt. Bei dem Leiter derselben, Ferdinand Fränzl, und nachher bei dem geistreichen Violinvirtuosen Paul Thieriot aus Leipzig nahm S. Violinunterricht; Hofrath Anton André war sein Lehrer in der Theorie. Nach zweijährigem Besuch der Universität Heidelberg und längeren Reisen sah er sich bei seiner Rückkehr durch die Verhältnisse genöthigt, Kaufmann zu werden. In den zwanziger Jahren siedelte er von Offenbach nach Frankfurt a. M. über. Unter seinen Compositionen trafen seine zahlreichen Lieder, namentlich „der Trompeter“, „Rheinsehnsucht“ und „die drei Liebchen“ in ihrer einfachen, melodiösen, etwas sentimentalen Art sehr gut den damals herrschenden Zeitgeschmack und erlangten eine große Popularität. Unter seinen Werken für Instrumentalmusik sind drei Quartette und ein Quintett für Streichinstrumente, Duos für Violine und Clavier u. a. m. zu finden. Bei dem Erfolg seiner Lieder, seinem musikalischen Ehrgeiz und seinem Wohlstande hat es S. verstanden, zu vielen bedeutenden Musikern seiner Zeit in freundschaftliche Beziehungen zu treten und als Componist und Musikmäcen in Frankfurt a. M. eine bedeutende Rolle zu spielen. Er starb daselbst am 5. April 1878 in einem Alter von beinahe 88 Jahren.

F. J. Fétis, Biographie universelle des Musiciens, II. Ed., Tom. VIII, 1865, p. 79. — H. Mendel, Musikalisches Conversationslexikon, IX, 1878, 351. — H. Riemann, Musiklexikon, 3. Aufl., 1887. — Frankfurter Zeitung vom 21. Juni 1890, Nr. 172.

Alexander Dietz.

Speiser: Johann Jacob S., geboren zu Basel am 27. Februar 1813, † am 8. October 1856, eidgenössischer Experte in Münzsachen, Präsident des Directoriums der Centralbahn. Nachdem er eine sorgfältige Erziehung genossen, verließ er das Vaterhaus im 17. Jahre (1830), um in Lausanne seine kaufmännische Lehre zu machen. Zur weiteren Ausbildung ging er später nach Mülhausen, Marseille und Bordeaux und beschloß seine Lehr- und Wanderjahre (1837) mit einem einjährigen Aufenthalt in Liverpool, der auf seine geistige Richtung bestimmend scheint eingewirkt zu haben. In Basel widmete er sich anfänglich der Vertretung englischer und französischer Handelshäuser, um sodann, im Verein mit angesehenen Kaufleuten Basels, 1844 die Bank in Basel, eine der vier ältesten Noten- und Giro-Banken der Schweiz, zu gründen, deren Director er wurde. Die Zeit, welche ihm die Geschäfte der Bank übrig ließen, widmete S. dem ernsten Studium der Nationalökonomie. In der Folge trachtete er das Resultat seiner Studien weiteren Kreisen zugänglich zu machen, durch Aufsätze und Abhandlungen über volkswirthschaftliche und finanzielle Fragen, die er zunächst in den öffentlichen Blättern Basels erschienen ließ. Seinen Anregungen war die Reorganisation der Ersparnißkasse in Basel zu verdanken (1847); dieselbe bildet den Ausgangspunkt für die bedeutende Entwicklung der Kasse (s. Bericht der Verwaltung der zinstragenden Ersparnißkasse in Basel über die ersten 75 Jahre ihres Bestehens (1810—1884) Basel 1885). S. führte die Bank in Basel glücklich durch die schwierigen Zeiten von 1847 und 1848 und er erwarb sich um den Platz noch ein besonderes Verdienst dadurch, daß er im J. 1848 den Creditverein ins Leben rief, durch welchen eine drohende Krisis glücklich abgewendet wurde. Im J. 1849 entwarf S. die Statuten der basellandschaftlichen Hypothekenbank in Liestal, des ersten schweizerischen Instituts dieser Art und das Vorbild für andere in der Folge in der Schweiz errichtete Hypothekenbanken.

Sein Wirken auf dem Gebiete der die gesammte Eidgenossenschaft berührenden wirthschaftlichen Fragen fällt in die folgenden Jahre. Durch seine Aufsätze und Abhandlungen im „Wochenblatt“, einer Zeitung, welche der schweizerische Industrieverein in den Jahren 1849—1850 erscheinen ließ, hatte S. sich in der ganzen Schweiz den Ruf einer Autorität in wirthschaftlichen Fragen verschafft. Und so war er der gegebene Mann, um an der Lösung der wichtigen Aufgaben auf wirthschaftlichem Gebiet mitzuwirken, vor welche sich der Bund gestellt fand, nachdem die neue Bundesverfassung vom Jahre 1848 das Gesetzgebungsrecht über alle wesentlichen materiellen Fragen, — Zoll-, Münz-, Post- und Eisenbahnwesen — den Kantonen genommen und auf ihn, auf die Centralregierung, übertragen hatte.

Als der Bundesrath, eingeladen Anträge über die Einführung eines einheitlichen Münzsystems zu bringen, beschloß, die Frage durch einen Experten prüfen zu lassen, wurde S. als solcher bezeichnet. Sein Gutachten, das er im October 1849 dem Bundesrathe eingab, gelangte zum Schlusse der Vorzüglichkeit des französischen Münzsystems und schlug dessen Einführung in der Schweiz vor. Der Bundesrath machte diesen Vorschlag zu dem seinigen. S. lag aber noch die weitere Aufgabe ob, seine Ansichten gegenüber einer Opposition die alle Interessen umfaßte, welche sich durch das französische System verletzt glaubten, zu vertheidigen und er erfüllte dieselbe in trefflichster Weise, wie seine zahlreichen Schriften und Aufsätze aus jener Zeit bezeugen. Das neue Münzgesetz, auf Grund des vom Experten empfohlenen französischen Münzfußes, wurde, nachdem der Ständerath demselben im November 1849 zugestimmt hatte, im April 1850 auch vom Nationalrath angenommen. Auch bei der praktischen Einführung war S. thätig und es darf hier wohl das Schlußwort des Berichtes der schweizerischen Münzcommission (März 1853), in welchem sie sich über die gesammte Operation ausspricht, an-

geführt werden, welches lautet: „Wohl wenige Länder dürfen sich rühmen, eine so großartige Operation bei einem Gesammtgeschäftsverkehr von wenigstens 300 Millionen Franken in so kurzer Zeit und zu so allgemeiner Zufriedenheit durchgeführt zu haben. Ohne erhebliche Klage fügte sich das Publicum in die durch den Einlösungstarif bedingten kleinen Verluste; über Erwarten schnell und leicht fand es sich in das neue System . . .“ Mit dem Jahr 1849 begannen die Bestrebungen zur Herstellung von Eisenbahnen in der Schweiz. Aber es brauchte drei Jahre bis die Frage entschieden war, ob Bau und Betrieb der Eisenbahnen Bund und Kantonen oder der Privatthätigkeit sollten überlassen werden. S. bekannte sich als Anhänger des Staatsbaues, die Bundesversammlung entschied zu Gunsten des Privatbaues (Juli 1852).

Wenige Tage nach dem folgenschweren Beschluß unternahm S., im Verein mit einflußreichen Männern von Basel-Stadt und Basel-Land, Schritte zur Constituirung einer Centralbahngesellschaft, welche zum Ziele führten. Die Gründung der Gesellschaft fällt auf den 29. December 1852. S. wurde zum Präsidenten des Directoriums ernannt und bekleidete diese Stelle bis zu seinem Tode (1856), die großen Schwierigkeiten, welche sich gleich nach der Gründung erhoben hatten, erfolgreich überwindend. Neben diesen zwei großen Arbeiten „Münzreform“ und „Gründung der schweizerischen Centralbahn“, mit welchen Speiser's Name verknüpft ist, darf auch noch sein Wirken auf dem Gebiet der Gemeinnützigkeit erwähnt werden. Durch seine ganze Thätigkeit ging, als veredelndes Moment, das Bestreben, der „Allgemeinheit“, dem „allgemeinen Wohl“ zu dienen und in dieser Eigenschaft der Selbstlosigkeit darf auch, neben den hervorragenden geistigen Eigenschaften Speiser's, die Erklärung der Erfolge liegen, die seine Werke und mit ihnen er selbst errungen haben.

Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit von Alfred Hartmann, Baden 1863. — Wochenblatt des schweizerischen Industrievereins, Basel 1849 und 1850. — Geschichte der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen 1848, Basel 1849. — Expertenbericht und Entwurf eines Gesetzesvorschlages über das Münzwesen von Bankdirector Speiser an den Bundesrath der schweizerischen Eidgenossenschaft, Bern 1849. — Noch ein Wort über die Münzfrage, Bern 1849. — Sechs Aufsätze über die Münzfrage von Speiser, Basel 1850. — W. Speiser, Mittheilungen über die Anfänge des schweizerischen Eisenbahnwesens und über die ersten Jahre der schweizerischen Centralbahn, Basel 1887. — Siehe auch die schweizerische Presse (insbesondere die Baseler Zeitung, Baseler Nachrichten, Neue Zürcher Zeitung, Berner Zeitung) vom 9—11. October 1856.

Wilhelm Speiser.

Spelt: Adrian van der S., ein geschätzter Blumenmaler, war in Leyden geboren. Er war ein Schüler von Crabeth d. j. und hielt sich in seiner Jugend lange in Gouda auf und wurde am Hofe des großen Kurfürsten Hofmaler. Von seinem Leben ist sonst wenig bekannt, auch weiß man nicht, wann er gestorben ist. Man glaubte annehmen zu müssen, daß Bern. Vaillant dessen Bildniß nach Mieris geschabt habe, aber die dargestellte Persönlichkeit ist Johann van S. Ein echtes Porträt unseres Künstlers ist von G. A. Wolfgang gestochen; darauf steht: Hadrianus van der Spelt Celebris apud Goudanos Florum Pictor.

s. Kramm. W.

Spencer: John S., ein englischer Schauspieler und Schauspieldirector, der in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland umherzog. In der Theatergeschichte seines Vaterlands ist er unbekannt. Zuerst begegnet er uns auf dem Festland 1605; in diesem Jahre empfiehlt die Kurfürstin

von Brandenburg dem Kurfürsten von Sachsen „eine Bande englischer Comödianten unter der Führung von Johann Spenzer". (Vgl. Fürstenau, Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden. Bd. I. Dresden 1861, S. 76.) Vermuthlich war jedoch S. bereits der Führer einer Truppe, die auf Grund einer Empfehlung des „Forst van Brandenburch", also Joachim Friedrich's vom 10. August 1604 die Spielerlaubniß in Leyden im Januar 1605 erhielt. Aus den nächsten Jahren haben sich keine Nachrichten von dieser brandenburgischen Truppe erhalten. 1611 folgte S. mit den Seinen dem Kurfürsten Johann Sigismund nach Ostpreußen, als dieser die Herzogswürde übernahm. 1613 hörte für längere Zeit das Dienstverhältniß auf; S. erhielt jedoch einen gnädigen Empfehlungsbrief an den Dresdener Hof (d. d. 16. April 1613) mit auf den Weg. Von da ab können wir mehrere Jahre hindurch an der Hand archivalischer Nachrichten die Wanderzüge der Truppe durch Mittel- und Süddeutschland verfolgen. Wir finden sie noch 1613 der Reihe nach in Nürnberg, München, Augsburg, Nürnberg, Regensburg (wo Kaiser Matthias zum Reichstag anwesend war und am 24. October S. eine Verehrung überreichen ließ), Nürnberg, Köln; 1614 in Frankfurt, Straßburg, München, Augsburg; 1615 in Köln, Straßburg, Frankfurt, 1616 in Köln; im August dieses Jahres empfängt S. vom kaiserlichen Hof einen Recompens, vermuthlich für Vorstellungen, die er beim Aufenthalt des Kaisers in Dresden gegeben hatte. Bei dem Aufenthalt in Köln 1615 traten er und die Mitglieder seiner Truppe, darunter ein Deutscher und ein Niederländer zum Katholicismus über. 1618 finden wir ihn von neuem in brandenburgischen Diensten, er wird beauftragt, „eine Compagnie aus England und den Niederlanden anhero zu verschaffen". Indeß war diese Truppe im März 1620 jedenfalls nicht mehr am brandenburgischen Hofe. S. verrechnet um diese Zeit dem neuen Kurfürsten Georg Wilhelm einen übermäßig hohen Betrag für die Unkosten, die die Anwerbung der neuen Truppe veranlaßt habe und wird mit seiner Forderung energisch zurückgewiesen. Von da ab hören wir nichts mehr von ihm, nur noch einmal 1623 taucht er mit einem noch unbekannten Genossen, Sebastian Schadleutner in Nürnberg auf, wo er vergeblich um Spielerlaubniß bittet.

Jedenfalls war S. ein Mann, der sein Geschäft verstand. Zunächst imponirte er bei seinen Wanderungen durch ein ungewöhnlich reiches Personal von Schauspielern und Musikern und offenbar auch durch glänzende Ausstattung, die er namentlich in seinem Hauptzugstück, der türkischen Triumphkomödie (höchstwahrscheinlich einer Bearbeitung von Peele's Mahomet) zu entfalten pflegte. Die Rechnungen für die Inscenirung dieser Komödie in Königsberg haben sich noch erhalten: 6 Mark für geliehene Federbüsche, 81 Mark 33 S. für eine Wolke, 87 Mark für allerlei Schnitzwerk, 111 Mark 15 S. für allerlei Tischlerarbeit. Daß er es verstand, auf seinen Wanderungen durch die deutschen Städte mit den gestrengen Rathsherren umzugehen, zeigt sich vor allem bei seinem Aufenthalt in Straßburg 1614, wo er die Frist für die Spielerlaubniß auf die ungewöhnlich lange Zeit von zwei Monaten ausdehnte. Den Rath gewann er durch geschickte Umschmeichlung und reichliche Gewährung von Freikomödien, die argwöhnische Geistlichkeit durch Mitwirkung der Theatercapelle bei der Kirchenmusik. Auch wußte er den Stadtvätern gegenüber seine fürstlichen Protectionen sehr wohl auszunützen, in Frankfurt beruft er sich 1615 mit großem Selbstgefühl auf ein kaiserliches Patent. Manchmal ging er freilich mit seinen Ansprüchen zu energisch ins Zeug; wir sahen, wie er sich dadurch in Berlin 1620 seine Stellung verdarb und die wiederholten Zurückweisungen in Nürnberg mögen auf dieselbe Ursache zurückzuführen sein. Als Schauspieler schuf er sich eine be-

sondere Abart des Clown-Typus unter dem Namen „Stockfisch“, der uns jedoch in den erhaltenen Texten der englischen Komödianten nicht mehr begegnet.

Vgl. Creizenach, Die Schauspiele der englischen Comödianten (Deutsche Nationallitteratur XXIII) Stuttgart o. J. (1889) S. IX f. XCIII ff. — Merkwürdige Einzelheiten über Spencer's Glaubenswechsel in einem Artikel Cohn's im Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft Bd. XXI S. 260 f.

W. Creizenach.

Spener: Jacob Karl S., Jurist und Historiker, Sohn des berühmten Theologen Philipp Jacob S., wurde geboren am 1. Februar 1684 zu Frankfurt a. M. Zunächst von seinem Vater erzogen, wurde er 1699 nach Gotha auf das Gymnasium gegeben, welchem Gottfried Vockerodt vorstand, und bezog 1701 die Hallesche Universität, um Theologie zu studiren. Bald nach dem frühen Verlust seines Vaters jedoch vertauschte er dieses Studium, zu welchem er nie besondere Neigung empfunden hatte, mit demjenigen der Geschichte und Rechtswissenschaft, welchem er seit 1706 in Helmstedt oblag. Er kehrte 1707 nach Halle zurück, um von dort aus seine gelehrte Reise nach Holland, namentlich Leyden und Utrecht, und England anzutreten; auf derselben machte er überall die hervorragendsten Bekanntschaften, in der gelehrten sowol wie in der großen Welt, ward auch am Hof der Königin Anna vorgestellt. Aussichten, in England Anstellung zu finden, zerschlugen sich, deshalb ging er nach Berlin, um eine akademische Bestallung zu suchen. Von seinem Namen und seiner Familie unterstützt, erhielt er eine solche schon 1710 in Halle als ordentlicher Professor der Philosophie, jedoch einstweilen ohne Besoldung; am 25. August 1710 ließ er sich in Leyden zum Dr. jur. ernennen. Anfangs 1718 gelangte an ihn ein Ruf nach Wittenberg als Professor des Lehnrechts mit der Pflicht der Vertretung des Hofraths Gribner, welcher damals in Hofgeschäften zu Dresden lebte; S. nahm diese Berufung an, es gelang auch wirklich, dem Könige Friedrich Wilhelm seine Entlassung zu entwinden, und so finden wir denn von nun ab den Sohn Philipp Jacob Spener's als Professor in Wittenberg! An Reibungen aller Art konnte es da nicht fehlen, jedoch stand der Hof fest zu ihm, er wurde gegen alle Ränke seiner Feinde gedeckt, erhielt im September 1719 noch das versprochene Professorat der Geschichte, 1720 eine außerordentliche Beisitzerstelle im Consistorium und bald darauf die Substitution des Hofraths Chr. H. v. Berger. Weniger günstig fiel es für ihn aus, daß die Facultät am 21. April 1727 von Dresden her angewiesen wurde, ihn in ihr Collegium und den Schöppenstuhl aufzunehmen, sowie daß er am 10. Juni desselben Jahres noch ins Hofgericht eintrat; denn die damit ihm plötzlich aufgebürdete Last weitschichtiger und vielfacher praktischer Arbeiten, deren er bis dahin ganz ungewohnt war, soll nicht wenig zu der Ueberarbeitung beigetragen haben, infolge deren ihn im März 1728 der Schlag traf; er ist am 12. Juni 1730 gestorben. — S. gehörte derjenigen Halleschen Schule an, welche die Geschichtswissenschaft als Grundlage des öffentlichen Rechts ansah und betrieb; so hat er an beiden Universitäten, welchen er angehört hat, sowol juristische wie historische Collegien gehalten; so hat er sich auch als Schriftsteller auf beiden Gebieten ausgezeichnet. Seine „Historia Germaniae universalis et pragmatica“ namentlich, welche von den ersten Anfängen des deutschen Volkes bis in die Zeiten Kaiser Karl VI. hinein führt, gilt bei ihrem ausgesprochenen staatsrechtlich-politischen Standpunkt als eine der ersten und tüchtigsten Leistungen auf dem Gebiete der „deutschen Reichshistorie“; sie vertritt häufig Anschauungen, welche denjenigen des Kanzlers Ludewig, des Begründers ihrer Methode, entgegengesetzt sind. Unvollständig dagegen blieb sein „Deutsches Jus publicum, oder des H. R. Reiches vollständige Staatsrechtslehre“, ein Werk, welches mit Entschiedenheit darauf ausging, mit allen romanistischen Traditionen aufzuräumen

und von rein pragmatisch-geschichtlichen Anschauungen aus zu construiren. Ebenso herrscht die deutsch-rechtliche Tendenz in Spener's weit weniger umfangreichen feudistischen und civilistischen Schriften, z. B. in einer Darstellung des eheherrlichen Nießbrauchs. In allen diesen Dingen zeigt er sich nicht gerade als besonders origineller oder bedeutender Denker, aber stets als kenntnißreicher und gewissenhafter Arbeiter, welcher ganz auf der Höhe seiner Zeit steht. Insofern läßt sich gerade an seinen Leistungen deutlich erkennen, welchen Fortschritt die gesammte Wissenschaft und Bildung in Deutschland während der ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts gemacht hatten, ein Fortschritt, zu welchem mit den ersten Anstoß in seiner Weise gegeben zu haben ein Ruhm des Vaters, welchen vollständig und von Grund aus in sich aufgenommen zu haben der Ruhm des Sohnes ist.

Programma funebre, unter dem Namen des Rectors Krell, geschrieben von J. W. Berger. — Jugler, Beiträge III, 254—272 mit Aufzählung aller Schriften. — Wegele, Gesch. d. Historiographie, 614—616.

Ernst Landsberg.

Spener: Johann Karl Philipp S., geboren am 5. December 1749, war seit 1772 Geschäftsführer der Haude- und Spener'schen Buchhandlung in Berlin und Mitarbeiter, später Redacteur der Haude- und Spener'schen Zeitung (Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen). Eine vierjährige Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Frankreich, England und die Niederlande, auf welcher er die vorzüglichsten Gelehrten der damaligen Zeit persönlich kennen lernte, von denen er mit Freundlichkeit aufgenommen wurde, verschaffte ihm reiche Bildung und einen weiten Blick für seine späteren Berufsgeschäfte. Im J. 1776 besuchte er Frankreich und England, 1825 die Schweiz zum zweiten Male. Seit 1781 war er mit Sophie Decker, die ihn überlebte, verheirathet. Er starb am 27. Januar 1827. Nach seinem ausdrücklichen Willen durfte selbst in der Zeitung, die er 54 Jahre lang mit ebenso großer Thätigkeit als Umsicht redigirt hatte, von seinem Tode nicht Erwähnung geschehen. Ein ganz kurzer Nachruf daselbst spricht es denn auch nur aus, daß durch seinen Tod das Vaterland einen treuen, ihm aufrichtig und warm anhangenden Bürger, die Armen einen großmüthigen, unermüdeten Wohlthäter, Kunst und Wissenschaft einen eifrigen Verehrer und die, welche seines Umganges genossen, einen vielseitig gebildeten und durch Geist und Gemüth gleich ausgezeichneten Freund verloren haben. — S. war der Verfasser, oder Bearbeiter und Uebersetzer einer langen Reihe von Werken, die in dem unten angegebenen Buche genau aufgeführt stehen; er hat auch viele Erläuterungen zu Kupfern und historisch-genealogischen Kalendern und anderen Büchern verfaßt. Von ihm sind ferner größtentheils die von 1772 bis 1792 in Berlin aufgeführten Opern aus dem Italienischen übersetzt, und die bedeutendsten Artikel von Paris und London, sowie die meisten wissenschaftlichen Nachrichten in der Haude- und Spener'schen Zeitung aus den Jahren 1772 bis 1784 und 1790 bis 1793 stammen aus seiner Feder.

Spener'sche Zeitung Nr. 25 vom 30. Januar 1827. — Gelehrtes Berlin im J. 1825, S. 270 f.

Ernst Friedlaender.

Spener: Philipp Jacob S., Begründer des Pietismus, † 1705. Als durch den dreißigjährigen Krieg das sittliche und religiöse Leben in Deutschland verwüstet war, und die damalige lutherische Kirche ebensowenig wie die reformirte die Kraft besaß, neues Leben zu wecken, indem die anstaltlich organisirten Localkirchen sich nur mit der regelrechten Abhaltung des vorgeschriebenen öffentlichen Gottesdienstes und mit der Aufrechterhaltung der reinen Lehre begnügten: erhob sich durch Philipp Jacob S. innerhalb der lutherischen Kirche Deutschlands eine Geistesrichtung, welche unter Zurückstellung der organisirten Kirche und ihrer

reinen Lehre fromme Persönlichkeiten zu erwecken suchte. Diese Richtung ist bekannt als „Pietismus“, d. h. als diejenige Auffassung der christlichen Religion, wonach der Mensch als einzelner in einem privaten Verhältniß zu Gott und Christus gedacht wird und unter Gleichgültigkeit gegen die historisch erwachsene Kirche, gegen ihre Symbole und ihre Theologie, wie unter Verneinung der ihn umgebenden Welt und der weltlichen Wissenschaft diese seine asketische private Frömmigkeit zu seinem ganzen Lebenszwecke macht. Durch die damaligen Verhältnisse veranlaßt und aus ihnen durchaus begreiflich, mußte doch der Pietismus als völlig einseitige Form des Christenthums krankhaft werden und dem wissenschaftlich formulirten gesunden Menschenverstande der philosophischen und theologischen Aufklärung unterliegen. Zwar so lange der Urheber der pietistischen Richtung innerhalb des Lutherthums noch lebte, traten die krankhaften Erscheinungen und besonders die separatistischen Neigungen des Pietismus noch nicht offen hervor; umsomehr nach seinem Tode; doch hier beschäftigt uns nur das Lebenswerk Spener's selbst.

S. wurde am 13. Januar 1635 zu Rappoltsweiler im Ober-Elsaß geboren, wo sein Vater Johann Philipp S., ein geborener Straßburger, Rath und Registrator des regierenden Grafen von Rappoltstein war. Das fromme Elternhaus, ferner Spener's Pathin, die verwittwete fromme Gräfin Agathe von Rappoltstein, und der dortige ebenfalls tief religiöse Hofprediger Joachim Stoll, leiteten den gut veranlagten und religiös empfänglichen Knaben auf fromme Wege. Bis zu seinem fünfzehnten Jahre von Stoll vorgebildet, dann noch ein Jahr zu Colmar (wo Spener's Großvater lebte) auf dem Gymnasium geschult, bezog der Jüngling 1651 die Universität Straßburg, wo ihn sein Oheim Rebhahn, Professor der Rechte, in sein Haus und an seinen Tisch nahm. Spener's Sinn stand auf Theologie gerichtet. Um auf sie sich vorzubereiten, trieb er erst Philologie, Geschichte und Philosophie so eifrig, daß er schon 1653 in seinem achtzehnten Lebensjahre als Magister der Philosophie promovirte, nachdem er eine gegen Thomas Hobbes gerichtete Disputation de conformatione naturae rationalis ad creatorem gehalten hatte. In der Theologie, welche er nunmehr seit 1654 als Fachstudium betrieb, gewann von da an der irenisch gesinnte und praktische Frömmigkeit pflegende Professor Konrad Dannhauer den wesentlichsten Einfluß auf ihn und bestimmte seine ganze spätere Geistesrichtung. Seit 1655 übte sich S. auch im Predigen, wie denn sein Sinn nicht sowol auf die Vermehrung wissenschaftlicher Kenntnisse, als vielmehr auf die Erhöhung lebendiger Frömmigkeit gerichtet war. Den Sonntag z. B. suchte er schon damals zu heiligen, nicht bloß durch Enthaltung von allen weltlichen Vergnügungen, sondern selbst von solchen theologischen Studien, die ihn zwar gelehrter, aber nicht frömmer gemacht haben würden. Um seine wissenschaftliche Bildung durch den Besuch anderer Universitäten zu erhöhen, begab er sich 1659 nach Basel, wo er den gelehrten Hebraisten Johann Buxtorf hörte; von dort ging er nach Genf und machte hier die Bekanntschaft des früheren katholischen Domherrn, jetzigen reformirten Predigers Johann v. Labadie. Der Einfluß Labadie's, dessen Ideal die Herstellung eines apostolisch liebesinnigen Gemeinschaftslebens war, auf den für frommes Zusammenleben begeisterten Jüngling ist unleugbar; früher überschätzt, ist dieser Einfluß neuerdings unterschätzt worden. Zwar hat S. den begeisterten Asketen nur einmal in seinem Hause besucht; aber die Achtung vor Labadie hat er nie verleugnet, und das lebhafte Interesse für ihn bekundete er durch Uebersetzung seiner asketischen Schrift „von andächtigen Betrachtungen, wie solche christlich und gottselig angestellet und geübet werden sollen“, aus dem Französischen in das Deutsche (Frankfurt a. M. 1667 und später noch einmal in Berlin erschienen). Nach einem wechselnden Aufenthalte in Straßburg, Tübingen und wieder in Straßburg,

wurde er 1663, hauptsächlich auf Dannhauer's Betreiben, dauernd an diese Stadt gefesselt, indem ihm eine Predigerstelle daselbst übertragen wurde. Da man ihn zugleich für Abhaltung von theologischen Vorlesungen in Aussicht nahm, folgte er 1664 dem Rathe seiner Freunde und promovirte als Doctor der Theologie an der dortigen Universität. Der Tag seiner Disputation wurde auch der Tag seiner Hochzeit; wenige Stunden vor dem Universitätsacte wurde er im Straßburger Münster mit Susanna Erhardt, der Tochter eines ehemaligen „Dreizehenders" in Straßburg getraut. Nicht aus Neigung, sondern aus kindlichem Gehorsam gegen seine Mutter, die ihm hier Rath ertheilte, hatte er diese Ehe geschlossen; da aber beide Gatten sich aufrichtig achteten und einander ehrlich zu dienen beflissen waren, ist ihre Ehe eine durchaus glückliche geworden. In seiner eigenen Lebensbeschreibung (die sich bei seiner Leichenpredigt im Th. XIII der Leichenpredigten S. 191 und 192 befindet, excerpirt bei Hoßbach s. u. S. 95) berichtet S. selbst über seine Verheirathung, sein eheliches und Familienleben: für seine Heirath habe er „Gottes Güte so viel herzlichen Dank zu sagen, als er mir", schreibt er, „eine solche Ehegattin bescheeret, die mich treulich liebet, mit Freundlichkeit begegnet und neben christlichem Gemüth und anderen Tugenden mit genugsamem Verstande der Haushaltung begabet, auch dazu wohl gezogen gewesen, also daß ich nicht nöthig hatte, mich der Haushaltungssorgen im geringsten anzunehmen, sondern durfte solche gesammte Last sammt der Kinderzucht, darin sie auch an Vorsichtigkeit und Ernst nichts mangeln ließ, auf sie und in diesem Letztern zugleich auf die Praeceptores ankommen lassen, so mir wol eine der vornehmsten Erleichterungen meines Lebens und Amts, dabei mir die sonst gewöhnliche Aufsicht der Haushaltung eine allzuschwere Last würde gewesen sein, worden ist. So zierte sie auch mein Amt mit einem solchen eingezogenen Wandel, daß dasselbe von ihr keinen Nachtheil hatte." Spener's Ehe war mit elf Kindern (6 Söhnen und 5 Töchtern) gesegnet, von denen fünf vor dem Vater starben, die andern aber alle zu seiner Freude heranwuchsen und geachtete Lebensstellungen erhielten. Soviel von Spener's häuslichen Verhältnissen; folgen wir ihm in seinem Berufe weiter, so finden wir ihn 1666 in Frankfurt am Main, wohin er (ohne sich beworben zu haben, weil dies seinem Grundsatze widersprochen haben würde) als Senior der dortigen Geistlichkeit berufen worden war. Im 31. Lebensjahre stand er so ohne sein Zuthun an einer leitenden Stelle in einer der ersten Reichsstädte Deutschlands, und volle zwanzig Jahre hat er diese Stelle, wohin von nah und fern die Blicke vieler Zeitgenossen sich richteten, innehaben dürfen. Hatte man ihn in jungen Jahren auf einen so hervorragenden Posten berufen, so mußte der Rath der Stadt Großes von ihm erwartet haben. Das hat er nun in der That geleistet, aber wol in anderer Weise als die Mehrzahl der Zeitgenossen von ihm erwartet haben mochte.

Am 20. Juli 1666 war S. in Frankfurt eingezogen. Bei seiner auf die Erhöhung der Frömmigkeit gerichteten Art schwebte ihm in der damaligen allgemeinen Verrohung der Sitten als Ziel seines Wirkens die Weckung persönlichen, in heiliger Liebe thätigen Glaubens vor, eines Glaubens also, der sich nicht in falsche Sicherheit wiege, sondern sich in Werken der Liebe darstellen müsse. Zu diesem Zwecke gestaltete er zunächst seine Predigten höchst einfach und verständlich, um das göttliche Wort ohne den Ballast der damaligen Schultheologie auf die Hörer wirken zu lassen, und nicht ohne Absicht hielt er am 1. August 1666 seine erste Predigt vor seiner Gemeinde über die Worte Röm. 1 16. „ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben." Im Anschluß an Johann Arndt predigt er da vom göttlichen Worte: „hindern wir's selbst nicht, so fehlet's nicht; das Wort wirket das Seinige. Es ist kräftig und lebendig an sich selbst;

soll es aber dir nützen, so muß es auch, wie der selige theure Mann Arndt oft zu reden pflegte, in dir lebendig werden, gleich als ein Korn . . . in gutem Acker gleichsam wieder lebendig wird, das in untauglichem Acker erstirbt und alsdann todt bleibet." Diese Predigt ist der Typus aller seiner folgenden Predigten und dadurch ein Denkstein in der Geschichte der Predigt innerhalb der lutherischen Kirche überhaupt geworden, obgleich S. selbst die Wissenschaft der Homiletik weder gehört noch studirt hatte (Hoßbach S. 106); er wurde der Begründer einer „neuen freien, durch keine dogmatischen Satzungen eingeengten, glaubensvollen Verkündigung des göttlichen Wortes. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit arbeitete er seine Predigten aus, pflegte darauf jede, ehe er sie hielt, dreimal durchzulesen und sie dann auf der Kanzel frei vorzutragen. Der rein biblische Charakter seiner Predigten trat noch durch eine andere von ihm getroffene Einrichtung hervor. Gemäß der in Frankfurt geltenden lutherischen Kirchenordnung hatte er regelmäßig über die evangelischen Perikopen zu predigen. Da durch diese Ordnung nicht bloß er selbst als Prediger sich beengt fühlte, sondern auch die Gemeinde nicht mit dem vollen Inhalte des göttlichen Wortes bekannt gemacht wurde, so kam er auf den Ausweg, jeder eigentlichen Predigt ein Exordium vorauszuschicken, in welchem er bald Stück für Stück ganze biblische Bücher im Zusammenhange den Hörern erklärte; und da er es in der eigentlichen Predigt selbst stets auf erbauliche Erklärung des Textes absah, so mußten seine regelmäßigen Zuhörer dadurch tief in die heilige Schrift eingeführt werden. (Einen im J. 1677 so gehaltenen Jahrgang von Predigten gab er unter dem Titel „Des thätigen Christenthums Nothwendigkeit und Möglichkeit" 1678 im Druck heraus.) Ein zweites Mittel, den Zustand seiner Gemeinde zu heben, wurden seine katechetischen Bemühungen. Wol waren öffentliche Katechismusübungen längst in Frankfurt üblich; aber sie pflegten schlecht besucht zu werden und blieben deshalb wirkungslos. S. erfüllte sie mit neuem Leben und gab, da sie sich in Frankfurt vorzüglich bewährten, auf den Wunsch christlicher Freunde den gesammten Inhalt seiner Katechismusvorträge 1677 unter dem Titel „Einfältige Erklärung der christlichen Lehre nach der Ordnung des kleinen Katechismus Lutheri" in die Oeffentlichkeit, ein Werk, das als katechetisches Lehrbuch die ausgezeichnetste Aufnahme in Deutschland fand und noch gegenwärtig verbreitet wird. Im Zusammenhange mit diesen Bemühungen steht die von S. betriebene Einführung der Confirmation in der lutherischen Kirche, ein Act, der bei den Lutheranern den Sinn hat, daß junge Christen, ehe sie erstmalig zum Genuß des Abendmals zugelassen werden, erst in ihrem Glauben gehörig unterrichtet und durch freiwillige Ablegung ihres Glaubensbekenntnisses in ihrem Taufbunde „bestärkt" (confirmirt) werden sollen. So hat auch der kirchliche Jugendunterricht durch S. ganz neue Nahrung bekommen. Beiderlei Arbeiten, die biblische Predigt und der katechetische Unterricht, bewegten sich im Rahmen der bisherigen kirchlichen Ordnungen; über diese selbst aber schritt S. hinweg, als er in Frankfurt 1670 die Collegia pietatis einrichtete.

War von Anfang an Spener's Thätigkeit in allen ihren Beziehungen auf Erweckung eines lebendigen Christenthums ausgegangen, hatte er den todten Mundglauben bekämpft und auf innere Heiligung wie auf deren Bewährung in thätigem Christenthum gedrungen, so mußte es ihn mit Freude erfüllen, als unter dem Eindruck einer von ihm am 6. Sonntage nach Trinitatis 1669 gehaltenen Predigt über das Sonntagsevangelium von der falschen Gerechtigkeit der Pharisäer eine Anzahl seiner Zuhörer in bußfertiger Gesinnung den Entschluß faßte, nach der Gerechtigkeit zu trachten, die vor Gott gelte; hier und da traten in einzelnen Häusern heilsbegierige Seelen Sonntags Nachmittags zusammen, um die am Tage gehörte Predigt zu wiederholen, einen Abschnitt der Bibel mit

einander zu lesen und sich gegenseitig zur Frömmigkeit zu ermuntern. Da S. die Besorgniß hegte, daß solche Versammlungen ohne Leitung eines Geistlichen leicht ausarten könnten, so erbot er sich selbst, daran theil zu nehmen und gab zur Abhaltung derselben sein eigenes Studirzimmer her. Dies geschah im August 1670 und wurde der Anfang der alsbald viel genannten „Collegia pietatis“. Mit wenig Theilnehmern begonnen, erweckten sie bald solches Interesse, daß sich an den beiden Versammlungstagen, Montags und Mittwochs, Menschen aller Stände und beiderlei Geschlechts einfanden. Die meisten hörten zu; es sprachen gewöhnlich nur studirte Männer; die weiblichen Theilnehmerinnen saßen so, daß sie von den Männern nicht gesehen werden konnten und mußten zuhören. Nachdem S. die Versammlung mit einem Gebet eröffnet hatte, legte er in den ersten Jahren erbauliche Bücher, seit 1675 aber nur das Neue Testament der Unterhaltung zu Grunde, welches letztere dann capitel- und versweise erklärt und besprochen wurde, alles zu dem Zwecke, persönliches, glaubensvolles und werkthätiges Christenthum in den Theilnehmern zu erwecken und zu pflegen. Ohne selbst den Reformator spielen zu wollen, that er dies alles mit der bewußten Absicht, auf diese Weise der Kirche von innen heraus zu einem lebendigen Christenthum zu verhelfen, denn nicht von außen oder von oben her, nicht von Fürsten oder Obrigkeiten werde die der damaligen Kirche nothwendige Reform zu theil werden, sondern kommen werde sie, wenn fromme und kirchliche Theologen an vielen Orten in gleichem Sinne wirken würden. (Theol. Bedenken Th. III, S. 115, wo er die „Hof- und Regimentsteufel des Fürsten dieser Welt an hohen Orten“ als Hindernisse des Reiches Gottes anführt.) Als sich daher für S. eine Gelegenheit bot, sich über seine reformatorischen Arbeiten näher auszusprechen, glaubte er mit seinen Gedanken nicht länger zurückhalten zu sollen. Im J. 1675 mußte S. nämlich Johann Arndt's Kirchenpostille neu herausgeben; in der Vorrede dazu schüttete er sein ganzes Herz aus. Diese seine Worte wirkten so, daß sie noch in demselben Jahre als besondere Schrift erschienen; so führen sie den Titel „Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche sammt einigen dahin einfältig abzweckenden christlichen Vorschlägen“. Ursprünglich deutsch verfaßt, ist die kleine Schrift seit 1676 auch öfter lateinisch erschienen. Sie war eine kirchengeschichtliche That. Denn Spener's Worte fuhren zahlreichen Geistlichen in das Gewissen, so daß sich seitdem an vielen Orten Deutschlands ähnliche „Collegia pietatis“ zusammenthaten wie in Frankfurt. So war also der „Pietismus“ als geistige Richtung ins Leben getreten; zunächst allerdings nur in der Form von „ecclesiolae in ecclesia“, zur Belebung der erstorbenen Gesammtkirche von kleinen Brennpunkten geistlichen Lebens aus, alsbald aber auch behaftet mit allen Krankheiten des Conventikelthums und des Separatismus, an welche zwar S. nicht gedacht hatte, welche sich aber nach seinen eigenen Voraussetzungen schwer abweisen ließen. Bei der monumentalen Wichtigkeit der „Pia desideria“ müssen wir auf ihren Inhalt näher eingehen. (Zu Grunde gelegt wird hierbei die Ausgabe „Pia desideria oder Hertzliches Verlangen 2c. Ph. J. Spener's.“ Frankf. a. M. 1680 in 12°.) Um den von ihm gewünschten herrlicheren Stand der Christenheit herbeizuführen, empfiehlt S. erstens (a. a. O. S. 94) „das Wort Gottes reichlicher unter uns zu bringen“, zweitens „die Aufrichtung und fleißige Uebung des geistlichen Priesterthums“ (S. 104), drittens den Leuten wohl einzuprägen, „daß es mit dem Wissen in dem Christenthum durchaus nicht genug sei, sondern daß es vielmehr in der praxi bestehe“ (S. 110), viertens auf ein christlich liebevolles Verhalten in schwebenden Religionsstreitigkeiten hinzuarbeiten (S. 113 ff.). Statt zu disputiersüchtiger Streittheologie sollen daher die jungen Theologen auf den Universitäten zu einfältiger Schrifttheologie erzogen werden

(S. 126 ff.), damit sie im kirchlichen Amte ihre Predigten insgesammt dahin richten, daß in den Zuhörern der innere oder neue Mensch genährt werde, in welchem unser ganzes Christenthum bestehe, der neue Mensch, dessen Seele der Glaube und dessen Wirkungen die Früchte des Lebens seien (S. 151 ff.).

Sollte in Anlehnung an diese Wünsche Spener's die christliche Gemeinde zu neuem Leben gebracht werden, so erwies sich als dringend empfehlenswerth, daß ihr an der Leitung ihrer eigenen Angelegenheiten ein thätiger Antheil gewährt würde. Daher sah sich S. dazu gedrängt, sein Augenmerk auf die gänzlich mangelhafte Verfassung der lutherischen Kirche zu richten und hier Reformen anzustreben. Zu Spener's Zeiten waren die Gemeinden kirchlich rechtlos; die staatliche Obrigkeit und die Geistlichkeit hatten allein das Kirchenregiment in Händen; der dritte Stand war zur Passivität verurtheilt; wo sollte da in den Gemeinden kirchliches Interesse herkommen. Diesen Zustand beklagte S. oft und tief und wünschte in allen Gemeinden zur Repräsentation des dritten Standes im Kirchenregiment die Einführung von Presbyterien oder Collegien der Aeltesten (Gemeindevorsteher), welche den Predigern in der Seelsorge und Aufsicht über die Gemeinde zur Hand gingen und zwischen ihnen und der Gemeinde stets eine lebendige Vermittlung bildeten (Letzte theol. Bedenken Th. I, S. 575 ff.; Hoßbach a. a. O. I, S. 187 ff.). Blickt man zurück auf die Anfänge der Reformation Luther's, welcher in seinen reformatorischen Grundgedanken die urchristlichen Rechte der Gemeinde wieder ans Licht gestellt hatte; erwägt man, daß der Augsburger Religionsfriede das Recht zur Reformation nicht den Gemeinden, sondern den „Ständen", den Obrigkeiten zusprach und so einen von ursprünglich reformatorischem Denken abweichenden Rechtszustand schuf: so wird man in Spener's Auffassung ein Einlenken in genuin-lutherische Grundgedanken finden und in seinen kirchenrechtlichen Vorschlägen eine gesunde Fortführung der ursprünglich reformatorischen Gemeindeverfassung anerkennen. An eine Befolgung seiner Mahnungen war aber damals noch nicht zu denken; weder die Obrigkeiten noch der geistliche Stand war dazu willig; erst in unserer Zeit ist, seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, in deutschen evangelischen Landeskirchen verwirklicht, was S. für nöthig erachtet.

Neben diesen Bestrebungen principieller Art beschäftigte ihn in Frankfurt die Stellungnahme zu Zeitereignissen, durch welche die kirchlichen Kreise damals tief erregt wurden. Die Universitätstheologen Norddeutschlands führten damals um Calixt's „Synkretismus" heftigen Streit; der Helmstedter Calixt hatte, um die Streitsucht der Theologen zu mindern und die getrennten christlichen Kirchen einander näher zu bringen, die Theologie auf die Tradition der alten Kirche der ersten fünf Jahrhunderte gestellt, dadurch aber das innere Recht und die wesentliche Eigenthümlichkeit der Reformation nicht genügend geachtet; die Wittenberger Lutheraner hatten dagegen das Erbe Luther's als unantastbares Gut gewahrt, aber darüber das evangelische Christenthum in eine scholastische Theologie umgewandelt, wonach selbst die Bibel unter den Buchstaben der lutherischen Symbole gebeugt wurde. In diesen Streit sich zu mischen, hatte S. für seine Person kein Bedürfniß; aber bei dem Ansehen, welches er genoß, war es nicht zu umgehen, daß er sich gelegentlich über den schwebenden Streit äußern mußte. Dies geschah auf eine Aufforderung des Herzogs Ernst des Frommen hin, der 1670 von dem Frankfurter Kirchen-Ministerium darüber ein Bedenken zu erhalten wünschte. Mit gesundem Urtheil hat S. bei dieser Gelegenheit die Verdienste, aber auch die Fehler beider Richtungen besprochen: unter dem Ausdruck seiner Hochachtung vor Calixt erklärt S. doch die von ihm eingeführten Neuerungen in ihren letzten Consequenzen für gefährlich für die Kirche, tadelt aber auf der anderen Seite an den orthodoxen Theologen, daß sie über ihrem Eifer für Auf-

rechterhaltung der reinen Lehre die Heilung der inneren Wunden der Kirche vernachlässigen. (Letzte Bedenken III, S. 12 ff., Hoßbach a. a. O. S. 195 ff.)

Ergab sich als Wirkung der synkretistischen Theologie auf manchen Seiten, besonders an Fürstenhöfen, die Geringschätzung der Unterschiede zwischen Katholicismus und Protestantismus, so wird es nicht Wunder nehmen, daß die römische Kirche diese Stimmung auszunützen und für sich Propaganda zu machen suchte. Als Unterhändler der darauf zielenden Unions-Verhandlungen fungirte der Bischof Spinola von Wienerisch-Neustadt, der mit Molanus und Leibnitz Unionspläne austauschte, und bekannt ist, daß sich später auch Bossuet an diesem Werke betheiligte. Spinola hat auch S. in Frankfurt besucht; aber dieser ließ sich auf keinen Ausgleich mit dem klugen Emissär ein, weil er der römischen Kirche keine aufrichtige Unionsgesinnung zutraute. Mußte er doch gerade in ihr das Gegentheil von dem sehen, was er erstrebte, statt der Pflege des inneren Christenthums, der Betheiligung der Gemeinde an der Leitung ihrer eigenen Interessen, der Duldsamkeit, wo immer nur noch ein innerer Zusammenhang des Menschen mit Christus vorhanden ist, gewahrte er in der römischen Kirche einen meist rein äußerlichen Mechanismus der Religion, Glaubenszwang, Werkheiligkeit, Unduldsamkeit, und ihren wahren Geist offenbarte sie eben, als in Frankreich durch Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) die grausamste Verfolgung über die dortigen Reformirten hereinbrach. Da erschien ihm die römische Kirche als das Babel der Apokalypse, und laut und nachdrücklich warnte er vor allen Unionsversuchen mit ihr, weil durch sie der evangelischen Kirche nur Schaden erwachsen müsse. „So lange Rom oder die römische Kirche, was sie ist, nämlich antichristisch, bleibt und also die Clerisei mit dem Papst die antichristische Gewalt für sich behauptet, und die Uebrigen dieselbe ihr zugestehen, so lange ist keine Möglichkeit der Vereinigung, noch sind wir zu derselben verbunden“ (Bedenken I, S. 114; Hoßbach I, 209). In diesem Sinne verfaßte er „eine der bedeutendsten Streitschriften gegen die Papisten“ unter dem Titel „Die evangelische Glaubensgewißheit“ (1684 zum Theile vollendet; abgeschlossen später zu Berlin unter dem Titel „Der wahre und selig machende Glaube nach seiner Art, wie er ohne gottseliges Leben nicht sein könne“; vgl. Hoßbach I, S. 211).

Nahezu zwanzig Jahre hatte S. in Frankfurt mit voller Befriedigung gearbeitet, als ihn ein Ruf nach Dresden traf. Der damals regierende Kurfürst Johann Georg III. war auf einer Reise durch Frankfurt auf ihn aufmerksam geworden, hatte ihn predigen hören, hatte auch bei ihm communicirt und ihn bei dieser Gelegenheit für seine Oberhofpredigerstelle in Dresden in Aussicht genommen. Noch galt damals Kursachsen, weil es die Wiege der Reformation gewesen und weil seine Kurfürsten das lutherische Bekenntniß vertheidigt hatten, als das vorzüglichste evangelische Land, und von der Dresdener Oberhofpredigerstelle konnte ein sehr weiter Einfluß nicht bloß in das sächsische Land, sondern in das ganze Gebiet des lutherischen Protestantismus ausgehen. Nachdem S. in dieser Vocation einen „göttlichen Ruf“ erkannt hatte, nahm er sie bereitwillig an; in welchem Geiste dies geschah, verdient besonders bemerkt zu werden, denn sein Annahme-Schreiben, das er an den Kurfürsten richtete, bezeugt nicht bloß seine Bescheidenheit, sondern auch seinen evangelischen Mannesmuth — bei dem Eintritt in eine höfische Stellung doppelt bemerkenswerth. S. versprach darin, den ihm anvertrauten Functionen mit Treue, Fleiß und Sorgfalt obzuliegen, lebt aber auch „der getrosten Zuversicht“, daß der Churfürst ihm die „aus göttlichem Rechte“ fließende „Freiheit, das Wort des Herrn getrost und nach der Wahrheit im Gesetz und Evangelio zu treiben“ vergönnen werde (Bedenken III, 692, vgl. Hoßbach I, 218). Mit dieser Gesinnung trat er in sein neues Amt; nachdem er am 16. Juni 1686 in Frankfurt seine Abschiedspredigt gehalten

hatte, predigte er am 11. Juli darauf zum ersten Male in der kurfürstlichen Hofcapelle zu Dresden.

Aber die Hoffnungen, mit welchen S. in seinen neuen Wirkungskreis eingetreten war, erfüllten sich nicht, denn der schlüpfrige Boden des Dresdener Hofes war für einen Mann von seiner Frömmigkeit und seinem Freimuth keine geeignete Stätte. Zwar gelang es ihm, im Interesse evangelischer Erbauung der Gemeinden einige für Kursachsen recht wichtige Neuerungen durchzusetzen, so die Einführung einer obligatorischen Katechismuslehre, welche durch einen Landtagsbeschluß allen Pfarrern aufgegeben wurde; der Katechismusunterricht zur Vorbereitung der Confirmation, welche sporadisch schon im 16. Jahrhunderte in einzelnen evangelischen Landeskirchen vorkam, wurde seitdem mit der Confirmation selbst eine allgemein verbreitete kirchliche Einrichtung im evangelischen Deutschland. Auch muß es auf Spener's Einfluß zurückgeführt werden, daß jetzt in Leipzig, um einen religiös vertieften Predigerstand vorzubilden, Versuche zur Umgestaltung des theologischen Studiums ganz im Geiste seiner Pia Desideria gemacht wurden; es waren dies die kirchengeschichtlich epochemachend gewordenen Collegia philobiblica der Magister Francke, Anton und Schade zu Leipzig, erbaulich praktische Vorlesungen, wie S. sie sich gedacht hatte. Aber gerade sie waren es, welche neben Spener's eigenem Auftreten eine solche Mißstimmung gegen ihn in Sachsen hervorriefen, daß er auf einen gegebenen Anlaß hin aus seiner Stellung weichen mußte. Der Hergang gestaltete sich folgendermaßen. Auf Anregungen, welche von S. ausgegangen waren, hatten (schon vor seiner Ankunft in Dresden) auf der Universität zu Leipzig zwei Privatdocenten der Theologie, die Magister August Hermann Francke und Paul Anton, zu denen sich noch Johann Caspar Schade gesellte, an einem Sonntage nach der Nachmittagspredigt ein Collegium zu erbaulicher Erklärung der heiligen Schrift aus den Grundsprachen eröffnet, ganz im Geiste Spener's legten sie dabei den Nachdruck nicht auf theoretische Ausbeutung des Schriftsinnes, sondern auf die eigene Erbauung und auf die Heiligung des Lebens. Da diese Einrichtung unerwarteten Anklang fand, setzten sie die Vorlesungen sonntäglich je zwei Stunden lang in der Art fort, daß in der ersten Stunde ein Capitel aus dem alten, in der zweiten eins aus dem neuen Testamente philologisch erklärt und praktisch angewandt wurde. So entstand das „Collegium philobiblicum“, wie seine Begründer selbst es nannten, und S., welcher im April 1687 einem solchen Colleg in Leipzig beiwohnte, sprach nicht bloß über diese Einrichtung seine Freude aus, sondern gab auch Rathschläge zu weiterem gründlichen Studium der Bibel (Cons. Lat. III, 696 sqq., Hoßbach I, 317), und einer der Begründer dieser Vereinigung, der Magister Francke, war im Januar und Februar 1689 Gast im Hause Spener's zu Dresden, wo er sich in dessen Geist so innig einlebte, daß er wenige Jahre darauf in Halle dem Pietismus seine pädagogische Aufgabe stellen und lösen konnte. Die Leipziger theologische Facultät, welche fast gerade so wie die Wittenberger die lutherische Orthodoxie vertrat, setzte die Unterdrückung der Collegia philobiblica durch. Wie sich der aufgeklärte junge Jurist Thomasius des guten Rechtes der Pietisten annahm, dafür aber in das kurbrandenburgische Gebiet nach Halle flüchten mußte, wie die angefeindeten theologischen Magister Leipzig verließen, wie im Zusammenhange mit dieser Bewegung die Stiftung der Universität Halle vorbereitet wurde, wird unten näher zu beleuchten sein; hier sei nur erwähnt, daß durch den Sieg der beiden sächsischen Theologenfacultäten über den Pietismus Spener's Einfluß in Sachsen aufs empfindlichste getroffen wurde; galt er doch als Urheber eines gegen die lutherischen Bekenntnißschriften und gegen die bestehende lutherische Kirche selbst gleichgültigen oder gar feindlich gestimmten Asketismus; und da gleichzeitig auch in Hamburg pietistische Streitig-

keiten unter der Geistlichkeit ausgebrochen waren, so trafen ihn jetzt litterärische Anfeindungen schroffster Art. Diesen Umständen verdankt seine bedeutende Vertheidigungsschrift „Die Freiheit der Gläubigen von dem Ansehen der Menschen in Glaubenssachen“ 1691 ihre Entstehung. Der Glaube des Christen, so führte er hier aus, ruht unmittelbar auf der im Worte Gottes vorhandenen Offenbarung, sofern es von dem Leser als das wahre Wort Gottes erkannt und ihm in seinem Herzen durch den Geist Gottes als solches versiegelt sei, keineswegs auf dem Ansehen irgendwelcher vermittelnder Instanzen, seien es die Apostel, die Kirche oder der Predigerstand. Zu diesen pietistischen Streitigkeiten, welche S. schwere Sorgen bereiteten, kam im J. 1689 ein persönliches Erlebniß peinlicher Art. Bei Gelegenheit eines Bußtages im Februar dieses Jahres hatte er (nach dem Beispiele seiner Vorgänger im Amte) in seiner Eigenschaft als Beichtvater dem Kurfürsten über den Zustand seines Gemüthes und seines Lebens bescheidene, aber ernste Vorstellungen gemacht, in welchen indeß der Fürst eine respectwidrige Ueberhebung seines Hofpredigers erblickte (Hoßbach I, 352). Da er aus seiner Ungnade gegen S. vor seiner Hofgesellschaft kein Geheimniß machte, so mußte dieser von da an täglich auf seine Amtsentlassung gefaßt sein. Doch verfuhr der Kurfürst wenigstens insofern noch glimpflich mit ihm, als er sich nicht dazu hinreißen ließ, ihn in Unehren zu entlassen; sondern da sich nicht lange darauf in Berlin, wo man bereits an S. gedacht hatte, eine Gelegenheit bot, ihn dort in eine seiner Persönlichkeit entsprechende amtliche Stellung zu bringen, so wurde (da S. nie aus eigenem Entschluß sein Amt aufgegeben haben würde) von Dresden aus dem Berliner Hofe zu verstehen gegeben, daß dem Kurfürst von Sachsen die Berufung Spener's nach Berlin nicht unangenehm sein würde. Daraufhin hielt die kurbrandenburgische Regierung bei dem Dresdener Kurfürsten förmlich um Spener's Entlassung an, welche sofort bewilligt wurde. An dem 31. März 1691 gab ihm der Kurfürst seine Demission, gewährte ihm die Reisekosten für seine Ueberfiedlung und sicherte seiner Frau für den Fall des Todes Spener's eine schon früher versprochene Pension bis zu ihrem Ableben zu. Am zweiten Pfingsttage 1691 predigte S. zum letzten Male in der Schloßcapelle zu Dresden. Von 1691 bis an seinen Tod gehörte seine Wirksamkeit der kurbrandenburgischen Kirche und der großen Gemeinschaft der Pietisten, die in ihm ihren Patriarchen ehrte.

Als Consistorialrath und Propst an der Nicolaikirche war S. nach Berlin berufen. Mit einer Predigt am zweiten Sonntage nach Trinitatis, am 21. Juni 1691, trat er in der ihm zugewiesenen Kirche sein neues Amt an. Stand dieses auch an äußerem Glanz und an Einkünften hinter der Dresdener Stellung Spener's weit zurück, so durfte er doch in der großen Nicolaigemeinde auf eine größere Wirksamkeit hoffen, als sie ihm je in der kleinen Hofgemeinde in Dresden hätte zu theil werden können. Dazu kam, daß er von seiten der milden Staatsregierung des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg keinerlei Hinderung seiner geistlichen Wirksamkeit zu befürchten brauchte. Seine Geschäfte gestalteten sich allerdings in Berlin mannichfaltiger, als sie es in Dresden gewesen waren; denn wenn ihm auch in seiner consistorialen Thätigkeit im Vergleich mit der Dresdener Stellung kein Zuwachs an Arbeit erwuchs, und obgleich er als Propst von den sogenannten Amtshandlungen (Casualien) und von der Seelsorge gänzlich befreit blieb, so war er doch zu zwei wöchentlichen Predigten, zur Aufsicht über mehrere Schulen und zur Inspection einer kirchlichen Diöcese verpflichtet; sodann setzte er seine gewohnten Katechismusübungen mit gewohntem Eifer fort; endlich kostete die mündliche und die schriftliche Erledigung von zahlreichen persönlichen Angelegenheiten außerordentlich viel Zeit, sodaß seine Arbeitslast ihm jetzt doch erheblich schwerer wurde. Bei dem heiligen Eifer ferner, welcher

ihn beseelte, den gesunkenen Zustand der Kirche zu heben, konnte er sich nicht mit der Erfüllung der ihm amtlich obliegenden Pflichten begnügen; vielmehr that er alles, was in seinen Kräften stand, das kirchliche Leben im Kurbrandenburgischen zu fördern, sei es daß er auf die ihm unterstellten Prediger direct wirkte, sei es, daß er behördliche Verordnungen veranlaßte, durch welche in der Kirche Segen gestiftet werden sollte; wie früher in Frankfurt a. M. und in Dresden, so nahm er auch in Berlin talentvolle Candidaten der Theologie in sein Haus auf und gewährte ihnen durch Umgang und Belehrung eine heilsame Anleitung zu ersprießlicher Führung ihres zukünftigen Amtes; auf dem Gebiete der Armenpflege endlich, welche sich in Berlin damals in großer Unordnung befand, griff er berathend und sonst fördernd auch in die städtischen Angelegenheiten ein (Hoßbach II, 1—6). Arbeit also war ihm im reichsten Maße beschieden; leider aber konnte er sich des Segens derselben nicht ungestört freuen; denn nachdem einmal die Feindschaft zahlreicher Gegner seiner Geistesrichtung auf den Kampfplatz getreten war, hörten für S. die theologischen Streitigkeiten bis an sein Lebensende nicht auf; er aber glaubte, um der Sache willen, die er vertrat, nicht schweigen zu dürfen, und so sah sich der Mann des Friedens und der Erbauung genöthigt, streitend die Feder zu führen, bis ihm die Hand erlahmte. Nicht wenig betroffen wurde er außerdem durch zwei Streitigkeiten, welche von seinen Gegnern mit Recht als durch die pietistische Lehre veranlaßt beurtheilt wurden; in dem einen handelte es sich um die Privatbeichte, in dem andern um den Termin der Bekehrung für die Sünder. Die erste dieser beiden Streitigkeiten wurde im J. 1696 durch Spener's eigenen Amtsgenossen Schade, Prediger an der Nicolaikirche, einen der ehemaligen Leipziger Magister, welche uns als Stifter des Collegium philobiblicum bekannt sind, in Berlin selbst erregt. Derselbe fühlte sich durch die in der lutherischen Kirche beibehaltene Privatbeichte in seinem Gewissen bedrängt, weil er dadurch verpflichtet war, in der Beichte jedem einzelnen Beichtenden die Hand aufzulegen und die Sündenvergebung zuzusprechen, ohne daß er selbst sicher war, ob sich jedes der Beichtkinder auch in dem rechten Seelenzustande befinde, welcher als Voraussetzung der Sündenvergebung vorhanden sein sollte. Nach unaufhörlichen Selbstquälereien machte der scrupulöse Pietist endlich im J. 1696 in einem kleinen Tractate über die „Praxis des Beichtstuhles" seinem Herzen Luft und brach in die Worte aus: „Es lobe, wer da will! Ich sage: Beichtstuhl, Satanspfuhl, Feuerpfuhl." Als S. diese Worte seines frommen Collegen las, meinte er vor Schreck des Todes sein zu sollen (Bedenken V, 3, 392). S. billigte das Auftreten Schade's nicht und wirkte amtlich selbst dagegen; aber daß die orthodoxen Gegner desselben in ihrem Kampfe für den Beichtstuhl hauptsächlich den geistigen Führer der Pietisten angreifen würden, war vorauszusehen und ist eingetreten; einer ihrer Wortführer freilich, der Professor Deutschmann in Wittenberg, verirrte sich in einer 1698 veröffentlichten Schrift bis zu dem Grade von Albernheit, daß er den lutherischen Beichtstuhl schon von „dem großen Jehova Elohim im Paradiese für die Sünder gestiftet" sein ließ; Beichtkinder seien damals Adam und Eva, der (obere) Beichtvater aber der große Jehova Elohim gewesen. (Langathmiger Titel der betreffenden Schrift bei Hoßbach II, 98.) — Auf derselben Linie wie der Streit um den Beichtstuhl, bewegte sich der um den „Termin" der Bekehrung des Sünders, der „terministische" Streit. Den Anlaß dazu gab der pietistische Diakonus Johann Georg Böse zu Sorau im J. 1698 durch einen Tractat, welcher betitelt war „Terminus peremtorius salutis humanae, d. i. die von Gott in seinem geheimen Rath gesetzte Gnadenzeit, worinnen der Mensch, so er sich bekehrt, kann selig werden, nach deren Verfließung aber nachgehends keine Frist mehr gegeben wird." Der Verfasser hoffte die saumseligen Sünder, welche ihre „Bekehrung"

aufschoben, dadurch zu ernstlicher Buße und Bekehrung anzuspornen, gerieth aber in den Verdacht der Heterodoxie und wurde so der Urheber eines Streites, der um so überflüssiger war, weil darüber in den neutestamentlichen Schriften eine klare Lehre weder vorhanden ist, noch aus ihnen abgeleitet werden kann. Böse starb zwar schon im J. 1700; aber der Streit hörte mit seinem Tode nicht auf, weil der Leipziger Professor Rechenberg, Spener's Schwiegersohn und Geistesgenosse, den Standpunkt Böse's in einem fast endlosen Schriftenwechsel mit seinem ihm oppositionell gestimmten Collegen Ittig vertrat. Als Resultat ergab sich nur das Anwachsen des Uebelwollens der Orthodoxen gegen Pietismus.

Trübten diese Streitigkeiten Spener's Blick, so erlebte er unerwartete Freude durch die Besetzung der theologischen Professuren an der neugestifteten Universität zu Halle an der Saale. Die Ersprießlichkeit der Gründung einer Hochschule im südlichen Theile Kurbrandenburgs leuchtete im Hinblick auf die etwas altersschwache Landesuniversität Frankfurt a. O. den regierenden Persönlichkeiten in Berlin schon geraume Zeit ein, und mit gutem Grunde konnte S. unmittelbar nach seiner Uebersiedelung in brandenburgische Dienste (im J. 1691) darauf hinweisen, daß für einen Staat, welcher 6000 Pfarrämter in seinen Grenzen habe, die bestehenden Bildungsanstalten für Theologie unzulänglich seien; der Besuch von Wittenberg sei aber nicht zu befürworten, da dort der polemische und verketzernde Geist genährt und die jungen Theologen so nicht fruchtbar für ihr zukünftiges Amt vorbereitet würden. In Halle bestand nun bereits seit 1680 eine Ritterakademie, hierher war der junge Rechtslehrer Thomasius gezogen, nachdem er die Leipziger pietistischen Collegen kühn vertheidigt und deshalb hatte fliehen müssen, und viele Studierende waren aus Interesse an seinen Vorlesungen über Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit ihm dahin gefolgt. Da auch für Heranbildung von Staatsbeamten eine Hochschule in dem preußischen Antheile der sächsischen Gebiete (in den „Herzogthümern“ Magdeburg und Halberstadt) gute Dienste erwarten ließ, so ging die brandenburgische Staatsregierung alsbald auf diese Gedanken ein und berief für die Theologie noch in demselben Jahre den Senior der Erfurter Geistlichkeit Joachim Just Breithaupt, der schon früher Professor der Homiletik in Kiel gewesen war, und für orientalische Sprachen den ehemaligen Leipziger Magister August Hermann Francke, der zugleich Pastor zu Glaucha vor Halle wurde; fand die feierliche Einweihung der Universität auch erst 1694 statt, so waren doch schon seit 1691 die beiden Männer da, welche den Grundstock der dortigen theologischen Facultät bilden sollten, beide aber waren Freunde, ja im weiteren Sinne Schüler Spener's und, wie auf seine Empfehlung hin berufen, so auch voll bereit, in seinem Geiste zu wirken. Später trat noch Anton hinzu, Francke's College und Gesinnungsgenosse von Leipzig her. „So entstand eine theologische Facultät, für welche es nicht erst der Verbesserungsvorschläge Spener's bedurfte, sondern welche ganz in seinem Geiste dachte und arbeitete, und deren erfolgreiches Wirken die größte Freude seiner alternden Tage wurde. Hier sah er nun realisirt, was er auch bei den kühnsten Wünschen von keiner schon bestehenden Universität gewagt haben würde, zu hoffen.“ (Hoßbach II, 13.) Hier trat freilich auch alsbald die Einseitigkeit des Pietismus in ihren Consequenzen zu Tage, indem die asketische Geistesrichtung den objectiv-wissenschaftlichen Sinn erkalten ließ — ein Umstand, welcher wieder der Aufklärungsphilosophie gerade in Halle zu einem unerwartet schnellen Siege verhalf. Indeß hier haben wir bei S. zu verweilen.

Durch das Aufblühen der Universität Halle war seine patriarchalische Würdestellung im Kreise aller derer, welche im Gegensatze zum Unglauben und im Unterschiede von todter Orthodoxie persönlich frommes Christenthum erstrebten, noch ganz besonders gehoben, und es entsprach durchaus dieser seiner Stellung

und den zahlreichen Wünschen seiner Anhänger, daß er in den Jahren 1700 bis 1702 seine „Theologischen Bedenken und andere briefliche Antworten auf geistliche sonderlich zur Erbauung eingerichtete Materien“ in vier Quartbänden im Druck erscheinen ließ. Diese, sodann die 1709 erschienenen „Consilia et judicia theologica latina“ (3 Tomi, Frankf. a. M.) und die 1711 veröffentlichten „Letzten theologischen Bedenken“ Spener's sind nicht bloß das treue Spiegelbild seiner außergewöhnlichen theologischen Wirksamkeit, sondern bieten uns heute die wichtigsten Aufschlüsse über die Geschichte seines Lebens und der Kirche seiner Zeit. Kaum gibt es einen wichtigen Punkt der Glaubens- und Sittenlehre, kaum eine wichtige Frage des praktischen Christenthums, der Seelsorge und des kirchlichen Lebens, worüber man hier nicht sorgfältige (wenn auch meist weitschweifig redigirte) Belehrung erhielte. Auch wissenschaftlich hörte S. nicht auf, mitzuarbeiten; gegenüber socinianischen Grundsätzen schrieb er gegen Ende seines Lebens eine Vertheidigung des Zeugnisses von der ewigen Gottheit unseres Herrn Jesu Christi, welche, von ihm im Manuscript vollendet, mit einer Vorrede von D. Anton (Halle) im J. 1705 im Druck erschien. Als S. dieses Werk zu Ende gebracht, hatte er das Gefühl, daß er damit seinen „Lauf vollendet“ habe. Nachdem ihn schon 1704 eine schwere Krankheit befallen hatte, starb er am 5. Februar 1705 zu Berlin in den Armen der Seinen sanft, wie er gelebt hatte, betrauert von Tausenden, welche durch ihn und durch seine Schüler zu lebendiger Frömmigkeit erweckt worden waren. Sein Leichnam wurde am 12. Februar des Abends nicht in der Nicolaikirche, sondern auf dem Kirchhofe an einem von ihm selbst bestimmten Orte feierlich beigesetzt.

Bis in seine letzte Lebenszeit hatte S. eine außerordentlich angestrengte Thätigkeit entfaltet und geradezu bewunderungswürdig vielseitig gearbeitet, was ihm möglich geworden ist, weil er eine ausgezeichnete körperliche Gesundheit besaß und in strengster Lebensordnung sich der größten Mäßigkeit befleißigte. (Vgl. Hoßbach II, 144 ff.) Keiner Anwandlung von Leidenschaftlichkeit fähig, lebte er in ungestörter Ruhe des Gemüths und erfreute sich eines so gesunden Schlafes, daß er selten träumte und nach eigenem Berichte in seinem ganzen Leben nur zwei- oder dreimal einen Theil der Nacht aus Sorge um die Kirche schlaflos zugebracht hat. Da die Sorgen um seine Familie ihm von seiner Ehefrau vollständig abgenommen wurden, so war er in der Lage, sich völlig seinem Amte und seiner Privatarbeit zu widmen. Dabei ging der unermüdlich fleißige Mann so haushälterisch mit seiner Zeit um, daß er in Berlin (also von 1691—1705) selbst seinen Propsteigarten, welcher unmittelbar an seinem Hause lag, nur zweimal auf wenige Augenblicke besucht hat. Wie sehr er zur Ausnützung seiner Zeit gezwungen war, ersieht man z. B. aus seinem Berichte an einen Freund, wonach er einmal im Laufe eines einzigen Jahres 622 Briefe beantwortet hatte, und daß doch noch 300 unbeantwortet liegen gelassen werden mußten. (Hoßbach I, 314.) In jenem Zeitalter der unaufhörlichen theologischen Streitigkeiten und der Verrohung der Sitten nach dem dreißigjährigen Kriege macht seine Friedensgestalt einen ungemein wohlthuenden Eindruck und man kann sich unschwer vorstellen, warum Tausende und Abertausende willig in die Bahnen einlenkten, welche er durch seine Auffassung von Christenthum und Kirche ihnen vorzeichnete. Rein auf die Pflege aufrichtiger Frömmigkeit und ehrlichen sittlichen Lebens gerichtet, wollte er zeitlebens ein Glied der lutherischen Kirche bleiben; nur lag ihm, da ihm das allgemeine Priesterthum aller Gläubigen feststand, jedes hierarchische Streben fern. Sectirer ist er nie geworden; doch darf nicht verkannt werden, daß durch die von ihm betriebene Absonderung von „ecclesiolae in ecclesia“, von „Gemeindlein innerhalb der Gemeinde“, die Gefahr

der pietistischen Sectenbildung nahe gelegt war. Warum S. gerade diese Form für die Pflege des christlichen Lebens gebraucht hat? In der Antwort darauf liegt der Schlüssel, der das Geheimniß seines Wirkens uns öffnet und den ganzen Mann uns verständlich macht; diese Antwort steht in seinen Theol. Bedenken IV, 637: in der Zeit des allgemeinen Verderbens, wie er es nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland um und um wahr nahm, wollte er wenigstens die wenigen Seelen retten helfen, welche unter Gottes Fügung der Same einer neuen gottgefälligen Kirche werden möchten; „den übrigen Haufen werden wir nicht bessern, sondern müssen [ihn] endlich in sein Verderben laufen lassen". Gerade weil er von den Besten in der Kirche seiner Zeit nicht wenige für sich gewann und auf Grund seines Verständnisses des Christenthums die gebildeten Laienkreise christlich interessirte, hat er den vielseitigsten Einfluß auf die lutherische Kirche erlangt: er hat in ihr in den ihm gleichgesinnten Kreisen die Frömmigkeit belebt, hat das Bibelstudium erneuert, so daß ein Albrecht Bengel erstehen konnte; Katechismusunterricht und Confirmation sind von ihm zur allgemeinen Kirchensache gemacht; auf seiner Fürsorge um die einzelnen Seelen ruht die pädagogische Leistung August Hermann Francke's und das Erwachen des Missionssinnes innerhalb des Protestantismus, speciell die Heidenmission der Herrnhuter Brüdermission; seine kirchenrechtlichen Anschauungen von dem Rechte des dritten Standes, sein echt evangelisches, direct von Luther übernommenes Gemeindebewußtsein, wird in den Gemeindeverfassungen der Neuzeit zur Anwendung gebracht; selbst die Wissenschaft ist bei seinen Anregungen nicht leer ausgegangen, wie er selbst neben der Theologie aus allgemein wissenschaftlichem Interesse Philologie, Geschichte, Genealogie und Heraldik trieb und in der letztgenannten Wissenschaft sogar als Schriftsteller erfolgreich thätig war; hier sei aber nur der Anregungen gedacht, welche von ihm auf theologischem Gebiete ausgegangen sind, auf Gottfried Arnold, den Verfasser der „Unparteiischen Kirchen- und Ketzergeschichte" (1699) und auf die Theologie eines Buddeus, eines Weismann und anderer gleichgesinnter Zeitgenossen, welchen man bei echt wissenschaftlicher Arbeit doch den warmen Hauch der durch S. erweckten Frömmigkeit abfühlt. Ein „zweiter Luther" war S. nicht, aber nach Luther die erste epochemachende Persönlichkeit im inneren Leben der lutherischen Kirche. Einen „Reformator nach der Reformation" hat ihn Stähelin genannt. (Vgl. Stähelin, S. als Reformator nach der Reformation, 1870.) Die krankhafte Seite seines Christenthums aber bestand in individualistischem Asketismus, der Krankheit, welche im späteren Pietismus sich auswuchs, so daß dieser im Conventikelthum endete. Trotzdem reichen seine Nachwirkungen mannichfach bis in die Neuzeit herein.

Spener's Hauptschriften sind im vorstehenden Artikel erwähnt; ein genaues chronologisches Verzeichniß aller seiner ungemein zahlreichen Schriften gibt es nicht; auch in Jöcher's Gelehrten-Lexikon IV. Theil (Leipzig 1751) S. 723 bis 727 stehen ihre Titel bunt durcheinander gewirrt. — Eine ausführliche Monographie über S. lieferte Hoßbach (Wilhelm), Philipp Jacob S. und seine Zeit, Berlin 1828 in zwei Theilen, welche den Lebensgang Spener's eingehend und zuverlässig darstellt, aber fast nur lobenswerthes an S. findet. (2. Abdruck 1853, 3. Abdruck 1861). — Aeltere Biographien Spener's lieferten K. H. v. Canstein (Halle 1740); Steinmetz, in der Ausgabe von Spener's kleinen Schriften (1746); Knapp, in Leben und Charakter frommer Männer (1829); Gleich, im Leben der sächsischen Oberhofprediger, Bd. II. Neuerdings behandeln S. die Geschichten der Theologie von Dorner, von Frank II, 130ff., von Gaß, Gesch. u. Dogmatik II, 377; sodann Schmid in d. Geschichte des Pietismus, S. 42ff. vom Standpunkt des confessionellen Lutherthums, Tholuck in Herzog's Realencyklopädie 2 A. Bd. XIV, 500ff., ähnlich wie Hoßbach

vom Standpunkt Neander'scher Vermittelungstheologie (daselbst S. 516 auch noch die Titel der Abhandlungen, welche einzelne Seiten an Spener's Lebenswerk besonders betreffen); E. Sachse, Ursprung und Wesen des Pietismus (1884), 382 S., das sich vorwiegend mit S. beschäftigt, ähnlich wie Hoßbach und Tholuck urtheilt; A. Ritschl in s. Geschichte des Pietismus, II. Bd. 1. Abtheilung 1884, 97 ff., nach dessen Auffassung S. in die Reihe derjenigen individualistischen Geister gehört, welche mit oder ohne Absicht an der Auflösung der geschichtlich erwachsenen lutherischen Kirche in Conventikel gearbeitet haben. Galt es, wie Ritschl II, 126 schreibt, „bis auf den heutigen Tag (d. i. 1884) als streitig, inwieweit S. als Reformator oder als Deformator der Kirche zu achten" sei, so glaubt Ritschl den Nachweis geliefert zu haben, daß S. kein Reformator gewesen sei (vgl. S. 145 ff.). — Paul Grünberg, Philipp J. Spener. Erster Band 1893 (531 S.). Danach ist S. „religiöser Realist, religiöser Subjectivist und religiöser Moralist". (S. 527.)

P. Tschackert.

Spengel: Leonhard S., seit 1875 v. S., namhafter Philologe des 19. Jahrhunderts. Er wurde am 24. September 1803 als der Sohn wohlhabender bürgerlicher Eltern in München geboren und erhielt hier auf dem sogenannten „alten", damals einzigen Gymnasium seine wissenschaftliche Vorbildung, besonders durch die Lehrer Johann Fröhlich und Joseph Kopp zu philologischen Studien angeregt und angeleitet. Schon als Schüler der obersten Classe fand er Zutritt zu dem von Friedr. Thiersch geleiteten philologischen Seminar; über die damals dort gewonnenen Eindrücke hat er später in seiner Schrift „Das philologische Seminar in München und die Ultramontanen" S. 6 berichtet. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien (1821) besuchte er zunächst das unter Thiersch's Leitung stehende Lyceum — die Universität war damals noch in Landshut — und legte hier 1823 das Examen für das höhere Schulfach ab, trat dann aber noch nicht sogleich in die amtliche Praxis. Auf Rath seines wohlwollenden Lehrers und Gönners begab er sich vielmehr, durch ein Staatsstipendium unterstützt, zunächst nach Leipzig, um G. Hermann zu hören, dann 1825 nach Berlin, wo Boeckh und Immanuel Bekker seine Lehrer wurden. Durch die Bearbeitung der von der Berliner Facultät für 1826 gestellten Preisaufgabe „Rhetoricorum apud Graecos studiorum artisque ipsius historia . ." errang er den ersten Preis; diese Arbeit, welche die besondere Anerkennung der Facultät fand, wurde die Grundlage für ein größeres Werk, das unter dem Titel „*Συναγωγὴ τεχνῶν* sive artium scriptores ab initiis usque ad editos Aristotelis de rhetorica libros" 1828 erschien. Gleichzeitig hatte er die Schrift Varro's „de lingua latina" 1826 herausgegeben und sich durch dieselbe als geschulten Kritiker erwiesen. Im Herbst 1826 kehrte S., nachdem er eine Professur in Kiel abgelehnt hatte, nach München zurück und trat am „alten" Gymnasium, dessen Rector sein früherer Lehrer Fröhlich inzwischen geworden war, als Lehrer ein. In dieser Stellung, die er über 15 Jahre hindurch — zuerst als Lector, dann seit 1830 als Professor — inne hatte, hat er namentlich auf die Bildung der Schüler der oberen Classen einen tiefgreifenden und außerordentlich segensreichen Einfluß geübt. — Nach der Verlegung der Universität von Landshut nach München (1826) erwarb S. am 28. März 1827 den philosophischen Doctorgrad und habilitirte sich darauf als Privatdocent; bald wurde er auch mit der Stellung eines zweiten Vorstandes des philologischen Seminars betraut. In diese Periode fällt außer einer Anzahl kleinerer Schriften seine Ausgabe „C. Caecilii Statii comici poëtae deperditarum fabularum fragmenta" (1829) und das „Specimen emendationum Varronianarum" (1830). Im J. 1835 wurde er von der Münchener Akademie der Wissenschaften zum außerordentlichen, 1841 zum ordentlichen Mitgliede der philosophisch-philologischen Classe

gewählt; die Schriften derselben enthalten eine große Anzahl von Beiträgen aus Spengel's Feder: 1836 schrieb er über die Poetik des Aristoteles, über die Rhetorik des Philodemus, sowie Emendationen zu Polybius und Julius Victor; 1839 folgte ein „Specimen commentariorum in Aristotelis libros de arte rhetorica“ und eine Schrift über die dritte philippische Rede des Demosthenes, 1840 eine Untersuchung über das 7. Buch der Physik des Aristoteles, 1841 die sehr bedeutende Untersuchung über die unter dem Namen des Aristoteles erhaltenen ethischen Schriften, endlich 1842 die Ausgaben von „Alexandri Aphrodisiensis quaestionum naturalium et moralium ad Aristotelis philosophiam illustrandam libri IV“ und „Incerti auctoris paraphrasis Aristotelis elenchorum sophisticorum“.

Im October 1841 erhielt S. eine Berufung in eine ordentliche Professur der Universität Heidelberg und nahm dieselbe an, da das Ministerium Abel ihm die Ernennung zu einer, wenn auch nur außerordentlichen, Professur an der Universität abschlug; er verabschiedete sich von der Akademie mit einem nach Form und Gehalt vollendeten Vortrage „Ueber das Studium der Rhetorik bei den Alten“ (1842). In Heidelberg, wo er in glücklichstem Einvernehmen mit Fr. Creuzer und K. L. Kayser eine segensreiche Wirksamkeit entfaltete, veröffentlichte er 1843 die Schrift „De Aristotelis libro decimo historiae animalium et incerto auctore libri *περὶ κόσμου* commentario“ und 1844 die Ausgabe der Rhetorik des Anaximenes; im Herbste (1843) war es ihm vergönnt, mehrere Monate Italien zu durchwandern.

Das Jahr 1847 brachte S. die Berufung in eine Professur in München, wo inzwischen der bekannte Umschwung der Dinge eingetreten war. Er kehrte mit Freuden in die Heimath zurück und ist dieser Stätte dann auch treu geblieben. Eine umfassende und fruchtbare litterarische Thätigkeit knüpfte jetzt vornehmlich an seine Vorlesungen an; neben seinen zahlreichen kleineren Arbeiten sind hier vornehmlich zu nennen die Schrift „Ueber die Politik des Aristoteles“ (1847), „Ueber die Reihenfolge der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles“ (1848), „Ueber die Rethorik des Aristoteles“ (1851), sowie die dreibändige Ausgabe der „Rhetores graeci“ (1853—56). In die Zeit des Erscheinens dieser letztgenannten großen Arbeit fällt die oben schon erwähnte Streitschrift „Das philologische Seminar in München und die Ultramontanen“ (1854), welche der Anlaß zu heftigen Angriffen der clericalen Partei auf S. wurde und eine mit Schärfe geführte ziemlich lange dauernde litterarische Fehde veranlaßte. — In Wiederaufnahme der Varronischen Studien ließ S. eine Abhandlung „Ueber die Kritik der Varronischen Bücher de lingua latina“ (1854), zu Thiersch's 50-jährigem Doctorjubiläum eine „Commentatio de emendanda ratione librorum M. Terentii Varronis de lingua latina“ (1858) erscheinen; 1855 waren die Abhandlungen „Ueber das 1. Buch der Annalen des Tacitus“ und „Isokrates und Plato“ veröffentlicht, denen 1859 „Ueber die *κάθαρσις τῶν παθημάτων*, ein Beitrag zur Poetik des Aristoteles“ und 1860 „Die *Δημηγορίαι* des Demosthenes“ sowie die Untersuchung „Ueber die Geschichte des Florus“ folgte, sowie die mannigfache Widersprüche hervorrufende Schrift „Demosthenes' Vertheidigungsrede gegen Ktesiphon, ein Beitrag zum Verständniß des Redners“ (1863). Auf eine Reihe seine weiteren aristotelischen Studien (zur Ethik, Politik und Oekonomik) zusammenfassenden Abhandlungen der nächsten Jahre, welche — wie auch die Mehzahl der vorgenannten Schriften — in den Abhandlungen der Münchener Akademie erschienen, folgten 1866 die Ausgaben der „Eudemi Rhodii Peripatetici fragmenta“ und „Themistii Paraphrases Aristotelis librorum, quae supersunt“ (2 Bände) und im folgenden Jahre die ebenfalls zweibändige Ausgabe von „Aristotelis Ars rhetorica cum adnotatione L. S.; accedit vetusta translatio latina“ (1867). Seine letzten schriftstellerischen Arbeiten waren die 1875 veröffentlichten Abhandlungen „Die Grabschrift auf die bei Chaeronea gefallenen

Athener in Demosthenes' Rede über den Kranz" und „Aristoteles' Poetik und J. Vahlen's Bearbeitung derselben." Neben dieser reichen litterarischen Thätigkeit, bei deren Aufführung von den zahlreichen kleineren Arbeiten abgesehen worden ist, und dem akademischen Lehrberufe war S. durch Aufträge, welche die königl. bairische Regierung ihm hinsichtlich des höheren Schulwesens ertheilte, vielfach in Anspruch genommen. Zwar lehnte er den ihm gemachten Antrag, in das Ministerium als ständiger Decernent einzutreten, ab, aber die im J. 1854 erfolgte Neuregelung des Gymnasialunterrichtsplanes war doch im wesentlichen sein Werk; die Hebung der Gymnasien durch Hebung des Lehrerstandes und Zurückdrängung der Geistlichen aus dem gelehrten Unterrichte, Durchführung gleicher Prüfungen für alle — weltliche und geistliche — Lehrer war der Gegenstand seiner Sorge und Arbeit; das Verdienst, welches er sich um die bairischen Gelehrtenschulen erworben hat, muß sehr hoch angeschlagen werden. Auch seine umfangreiche Lehrthätigkeit an der Universität wurde nicht zum wenigsten von dem klarbewußten Zwecke geleitet, tüchtige Gymnasiallehrer heranzuziehen, wofür ihm durch seine eigene frühere Gymnasialthätigkeit ein — sonst nicht häufiges — volles Verständniß innewohnte. Diesem Zwecke dienten außer seinen Vorlesungen vornehmlich die Uebungen der philologischen Seminare, dessen erster Vorstand er nach Thiersch's Tode (1860) geworden war; mit Vorliebe pflegte er die Interpretationen in beiden an solche Schriftsteller anzuknüpfen, welche auf der Schule gelesen werden. Er starb in München am 8. November 1880, nachdem ihm einige Jahre vorher — 20. März 1877 — bei Gelegenheit seines 50jährigen Doctorjubiläums noch viele Ehren beschieden gewesen waren.

Nekrolog in Bursian's Biogr. Jahrbuch für Alterthumskunde 1881, S. 39—59 (von Spengel's Sohne Andreas S.) — W. v. Christ, Gedächtnisrede auf L. v. S., 1881. In den angehängten Anmerkungen findet sich eine wohl vollständige Uebersicht von Spengel's Schriften. — Ch. Thurot, Nekrolog in Revue de Philologie, Tom. V, p. 3, pag. 181—190. — Bursian, Gesch. d. Phil., S. 735 ff. R. Hoche.

Spengel: Peter v. S., vermuthlich aus thüringischem Adelsgeschlechte, der studirt hatte und Lic. jur. geworden war, gehört zu den abenteuernden Wanderjuristen der Reformationszeit; sein Schwager war Hans v. Sondershausen, Hofmeister der Herzogin von Lauenburg zu Neuhaus an der Elbe, auch der einflußreiche mecklenburgische Rath Jürgen v. Karlewitz nennt ihn seinen Schwager. Er hielt sich als Jurist in Hamburg auf und heirathete dort die zweite, schon verwittwete Tochter Cecilie des einem einflußreichen Geschlechte angehörigen Joachim van deme Mere. Zu Neujahr 1543 berief ihn der wieder streng katholische Herzog Albrecht V., der Schöne, von Mecklenburg als seinen speciellen Rath und Kanzler nach Güstrow auf drei Jahre. Schon 1544 aber wurde er, anscheinend fälschlich, beschuldigt mit Karlewitz und der Gemahlin Albrecht's, Anna, der Tochter Joachim's von Brandenburg, einen Plan zur Absetzung des Herzogs und zur Erhebung eines seiner Söhne, (die freilich sämmtlich minorenn waren) geschmiedet zu haben. Joachim selbst sollte von Anna unterrichtet sein; doch erklärte dieser von dem Plane und von S. überhaupt nichts zu wissen. Nach Albrecht's Tode, 7. Januar 1547, ging S. nach Hamburg zurück, in Unfrieden wie es scheint mit Herzog Johann Albrecht, offenbar war er dem Glauben Albrecht's und der Anna dienstbar gewesen und Gegner der reformatorischen Maßregeln Johann Albrecht's; doch führte er noch 1549 Geschäfte, wohl politische, des Herzogs Georg. Als er in demselben Jahre nach Brabant reiste, hatte Johann Albrecht Befehl gegeben, ihn unterwegs niederzuwerfen, vielleicht weil er Verrath der Fürstenumtriebe an den Kaiser fürchtete. S. beklagte sich darüber beim Herzog und beim Kaiser, von dem er freies Geleit erhielt. In Hamburg hielt er sich als Advocat zu der Gegenpartei des Rathes, und besorgte

dieser Appellationen an den Kaiser und an das Reichskammergericht. Der Rath ließ ihn daher 1550 gefangen nehmen und in Ketten in den Thurm legen. Seine Frau wandte sich klagend an den Kaiser, der schon am 26. August 1550 dem Rathe befahl, das dem S. früher ertheilte Geleit zu achten, und ihn sofort gegen übliche Urfehde zu entlassen, was auch geschah. Doch zog S. zunächst eine Entfernung aus Hamburg vor und erwirkte am 29. April 1551 einen abermaligen kaiserlichen Befehl an den Rath, sich jedes Landfriedensbruches gegen S. zu enthalten. 1553 erstritt er für seine Frau einen Antheil am Lehngute Wandsbeck, aber 1555 ist er wieder in Hader mit dem Rath wegen gröblicher Injurien und weil er als angeblicher kaiserlicher „Salvaguardian" die Rechtspflege gehemmt habe. Jetzt erklärte der Kaiser die Ernennung als Salvaguardian für Schwindel, und die Leipziger Juristenfacultät gab ein Gutachten, worauf der Rath den Proceß gegen ihn erkannte. Da entwich er nach Stade, der Rath sprach in contumaciam die Ausweisung aus. Der Erzbischof Christoph von Bremen fand in ihm seinen richtigen Mann und ernannte ihn zu seinem Kanzler, als solcher unterzeichnet er sich schon am 30. August 1555 und über den Tod des Erzbischofs (22. Januar 1558) hinaus bis zum 5. Februar 1558. Da ist das Amt zu Ende. Er führte in ihm die Verhandlungen mit Johann Albrecht und den mecklenburgischen Räthen wegen der von diesen gewünschten, aber nicht zu Stande gekommenen Wahl des Herzogs Karl zum Coadjutor von Bremen und Verden. 1558 klagte seine Frau auf ihren Antheil am Gute Wandsbeck gegen den Besitzer, den Syndicus, dann holsteinischen Kanzler Dr. Adam Traziger; in der Klage wird ihr Mann „niedersächsischer Kanzler" genannt. Er muß also im Dienst des Herzogs Franz I. von Lauenburg gestanden haben. Mehr ist nicht bekannt.

Lisch, mecklenb. Jahrb. 26, S. 24—26 und 33—36. Krause.

Spengler: Lazarus S., Rathsschreiber zu Nürnberg und eifriger Förderer der Reformation, wurde am 13. März 1479 zu Nürnberg als das neunte (von 21) Kind seiner Eltern, des Stadtschreibers Georg S. und dessen Gattin Agnes Ulmer, geboren. Schon mit 16 Jahren bezog Lazarus S. die Universität Leipzig um die Rechte zu studiren, kehrte aber nach zwei Jahren, ohne seine Studien vollendet zu haben, nach Hause zurück. Sein Vater war gestorben, und bei der großen Zahl seiner Geschwister und dem Mangel an Mitteln war an eine Rückkehr zur Universität nicht zu denken. Um bald zu Brot für sich und die Seinen zu kommen, trat er in die Rathskanzlei seiner Vaterstadt und erhielt 1507 das arbeitsreiche und verantwortungsvolle Amt eines vordersten Rathsschreibers. 1516 erfolgte seine Aufnahme unter die Genannten des großen Rathes und damit erweiterte sich sein schon bisher bedeutender Einfluß in dem Grade, daß in allen wichtigeren Angelegenheiten der Stadt, ganz besonders bei der Theilnahme derselben an den religiösen Neuerungen nichts ohne seinen Rath unternommen wurde. Es war ein fleißiger, gewissenhafter und charaktervoller Mann, der den Zeichen der Zeit mit Aufmerksamkeit folgte und mit richtigem Verständniß ihre Weisungen erkannte. Trotz stetig wachsender Arbeit im Amte fand er noch Muße zu litterarischen Beschäftigungen und zu heiterem und anregendem Verkehr mit gleichgesinnten Freunden, insbesondere mit Albrecht Dürer. 1514 übersetzte er das Leben des h. Hieronymus, seines Patrons, ins Deutsche, 1520 veröffentlichte er die allmählich entstandenen „vernünftigen guten Lehren und Unterweisungen" bestehend in deutschen Abhandlungen, lateinischen Sentenzen und deutschen Reimen zu je einer der Haupttugenden unter dem Titel: „Ermanung und Undterweysung zu einem tugendhaften Wandel von L. S." — Von seiner Freundschaft mit dem großen Maler zeugen viele kleinere oder umfangreichere scherzhafte und neckische Gedichte, welche noch erhalten sind. — Zur Entfaltung seiner bedeutendsten

Gaben und Fähigkeiten gab ihm indeß erst die Kirchenreformation Gelegenheit. Seine Vaterstadt und deren durch Reichthum und Bildung vor vielen anderen ausgezeichnete Bürgerschaft ward bald nach dem ersten Auftreten Luther's ein fester Stützpunkt der neuen Bewegung. Hieronymus Ebner, Hieronymus Holzschuher, Christoph Scheurl, Anton Andreas und Martin Tucher, Sigm. und Christoph Fürer, Albrecht Dürer und Lazarus S. bildeten den Kreis feingebildeter und geistvoller Männer, welcher sich um Johann Staupitz während seines Aufenthaltes zu Nürnberg 1512 bis 1516 schaarte und von ihm die ersten Anregungen zur Annahme der evangelischen Lehre empfingen. Nachdem Staupitz Nürnberg verlassen hatte, wurde Wenzeslaus Link, gleich Staupitz Augustiner und Freund Luther's, Mittelpunkt des Kreises. Man versammelte sich häufig im Augustinerkloster bei Link und dem Prior Volprecht und nannte sich danach gern, wie man früher den Namen Staupitzianer angenommen, jetzt Augustinianer, später Martinianer. Denn durch die Berichte Link's war man für Luther gewonnen, noch bevor er die Thesen veröffentlichte; und als diese bekannt wurden und Luther auf der Augsburger Reise 1518 Nürnberg zweimal berührte, brachte ihm der Freundeskreis die begeistertste Theilnahme entgegen. S. aber, den seine sittlich tief angelegte und thatkräftige Natur nicht nur bei Gefühlen und Empfindungen stehen bleiben ließ, trieb es, für den kühnen, vielgeschmähten Wittenberger Augustiner ein tapferes Bekenntniß abzulegen. Er verfaßte die „Schutzred und christliche Antwort aines erbaren Liebhabers göttlicher Warhait der heiligen Geschrifft auff etlicher Widersprecher mit Anzeigung, warumb Doctor Martini Luther's Leer nitt samer unchristlich verworfen, sondern mer als christenlich gehalten werden soll. Apologia offen für Luther. 1519.“ Aber die Folgen blieben nicht aus. S. wurde gleich Pirckheimer, Luther, Karlstadt u. a. m. von dem Banne getroffen, den Eck als päpstlicher Protonotarius und Nuntius nach der Leipziger Disputation über die Anhänger Luther's verhängte (September 1520.) So fest standen S. und Pirckheimer noch nicht in der evangelischen Wahrheit, und so sicher war auch ihre Stellung in der Stadt nicht, daß sie es gewagt hätten, dem päpstlichen Spruche zu trotzen. Da alle anderen Versuche, einmal durch die Vermittlung des Bischofs von Bamberg, sodann durch die des Herzogs von Baiern, endlich sogar durch eine unmittelbare Berufung an den Papst von dem Banne loszukommen, sich vergeblich erwiesen, entschlossen sich beide, bei dem verhaßten Gegner selbst um Absolution nachzusuchen. Nach vielen Schwierigkeiten wurde sie ihnen endlich und zwar in der strengsten Form der absolutio simplex d. h. nach Abschwörung der vorgeworfenen Ketzereien und nach Abgabe des eidlichen Versprechens, dem Papste und der Kirche Treue und Gehorsam zu leisten, gewährt (1. Februar 1521). — 1521 wohnte S. im Auftrage des Rathes dem Reichstage von Worms bei und fand dort auch durch Luther's Beispiel die einen Augenblick ins Wanken gerathene Glaubensfestigkeit wieder. — Sein Bericht von den dortigen Vorgängen ist einer der anschaulichsten und treffendsten, welche wir von jener Begebenheit besitzen. Vor allem sind es der religiöse Kaltsinn und die Völlerei, welche er an Geistlichen wie Weltlichen beklagt: Den „größten Theil des Reichstages und fürnemlich die Zeit der heiligen 40 Tagen der Fasten bis in die Marterwoche“ hätten sie „mit täglichem Panketiren, Trinkhöfen, übermäßigen Spielen und Zutrinken“ zugebracht, und dies sei geschehen „von denen, die solches vor andern billig Scham oder Entsetzen haben sollten, zuvor aber den geistlichsten fürnehmsten Prälaten (weiter will ich nicht gehen).“ Zu einer Mahlzeit habe man „die ganzen Fasten“ hindurch „über 40 Gerichte zum köstlichsten zubereitet“ aufgetragen. Ein vornehmer Geistlicher habe in einer Woche 3400 Gulden, ein anderer Herr hohen Standes in der anderen Nacht „auf ein Mal oder Sitzen bei 60 000 Gulden verspielet, und von dem, der solche Summen ge-

wonnen, dieselbe ganze Summe der 60 000 Gulden einem Andern in ein Schanz oder auf einmal wiederum geschlagen; so haben ihrer etlich von Herrn und von Adel, der 72 gewest, auf eine Nacht in einem gehaltenen Banket 1200 fränkische Maß Weins und darüber ausgetrunken." — Natürlich tritt er für Luther gegen Rom und die Vertheidiger des Papstthums ein: „Luther hat sich in diesem Handel so tapfer, christlich und ehrbar gehalten, daß ich meine, die Romanisten und ihre Anhänger sollten viel 1000 Gulden darum geben, daß sie ihn des Orts (Worms) nie erfordert, gesehen oder gehört hätten." — Wenn er sich jemals von ihr entfernt hatte, jetzt war er wieder ganz für die Reformation und besonders für Luther gewonnen. Er sendete seinen ältesten Sohn Lazarus zum Studium nach Wittenberg und gab seiner erneuten Glaubenszuversicht einen lebendigen und freudigen Ausdruck in der kleinen Schrift: „Eine trostliche christenliche anweisung und artznei in allen widerwertigkeiten. Qui seminat in lachrimis, in exultatione metet. Nürnbergk 1521." Sie war „meiner freundlichen lieben Schwester Margaretha, Jörgen v. Hirnkofens, Pflegers zu Hilpoltstein ehelicher Hausfrauen" gewidmet und steht völlig auf dem Grunde der evangelischen Glaubenslehre. — Noch tiefer im Evangelium gegründet erscheint seine 1522 zu Wittenberg anonym erschienene Schrift: „Die Hauptartikel, durch welche gemeine Christenheit bisher verführt worden ist, daneben auch Grund und Anzeigen eines ganzen rechten christlichen Wesens." Offenbar war sie verfaßt, um auf seine Mitbürger für den im Frühjahr 1522 zu Nürnberg anberaumten Reichstag einzuwirken. Sie darf dem Besten, was in dieser Zeit aus der Feder eines Laien floß, an die Seite gestellt werden und hat, wie es scheint, ihren Zweck erreicht. Auf dem Reichstage, der erst im Herbste 1522 zusammentrat, war die Zahl der Anhänger der neuen Lehre nicht gering, besonders unter den fürstlichen Räthen, welche „des mehreren Theils gut lutherisch" dachten. Vor allen gehörten dazu das einflußreiche Mitglied des Reichsregimentes, der Jurist Joh. v. Schwarzenberg und die kursächsischen Räthe Hans v. d. Planitz und Philipp v. Feilitzsch, die wie ihr Herr mit der Stadt Nürnberg, insbesondere mit Lazarus S., Kaspar Nützel und anderen Mitgliedern des Rathes auf vertrautem Fuße standen. — Natürlich wirkte die Theilnahme, welche sich auf dem Reichstage von 1522 und 1524 für Luther und die neue Lehre kund gab, auch auf die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse in Nürnberg. Der Reichstagsabschied von 1524 war den Lutheranern noch günstiger als der des Jahres vorher. Weder ein kaiserliches Mandat, noch ein päpstliches Breve, noch endlich der Widerstand des Bischofs von Bamberg vermochten den Lauf der Dinge aufzuhalten. Nürnberg wurde evangelisch und der venetianische Gesandte berichtete kurzweg nach Hause, daß die Stadt für die katholische Kirche verloren sei. — An diesem Umschwunge hatte S. nicht am wenigsten mitgewirkt. Allerdings tritt seine Thätigkeit nicht überall bestimmt hervor; aber gerade an einer der wichtigsten Stellen vermögen wir sie deutlich zu erkennen, nämlich bei der Veranstaltung und Durchführung des Religionsgespräches in Nürnberg (März 1525). S. hatte mit Osiander die 12 Artikel entworfen, welche der Disputation zu Grunde gelegt wurden. Er fungirte mit Scheurl als Vertreter des Rathes und brachte es durch seine Entschiedenheit dahin, daß trotz vorzeitigen Rücktrittes der Katholischen die Verhandlungen zu einem gedeihlichen Ende geführt wurden. Nürnberg erklärte sich damit offen und förmlich für die Reformation. — Auch als Dichter geistlicher Lieder wirkte er auf das Volk. Gerade in der Zeit, als Nürnberg von den ernstesten Gefahren des Bauernkrieges innen und außen bedroht wurde, dichtete er das weit verbreitete Lied: „Durch Adam's Fall ist ganz verderbt", welches zuerst in Walther's geistlichem Gesangbüchlein 1524 erschien und bald eine solche Verbreitung erfuhr, daß es sogar in mehrere fremde

Sprachen übersetzt wurde. Weniger bekannt ist das später gedichtete und erst 1535 in J. Klug's Wittenberger Gesangbuch mitgetheilte Lied: „Vergebens ist all' Müh' und Kost'." — Natürlich wurde er von seinen Gegnern auf das bitterste gehaßt und geschmäht; und nicht nur von den Päpstlichen, sondern auch zum Theil von bisherigen Freunden, die an manchen Erscheinungen im Gefolge der Reformation ein Aergerniß nahmen; so besonders von B. Pirkheimer, der in seiner Verbitterung nicht müde wurde, S. und Osiander zu verunglimpfen: „Ein stolzer Schreiber ohne alle Ehrbarkeit" und „ein hoffärtiger Pfaffe ohne alle Erfahrung sollen eine löbliche Stadt wie Nürnberg eigenmächtig regieren", oder ein andermal: „Ei daß ihr den hochfertigen Pfaffen nit an sein gulden Ketten hängt, und den lasterredenden, ehrabschneidenden Schreiber nit ertränkt . . Es wäre besser, die zween Schalk zahlten mit der Haut, denn daß ihr entgelten soll'n so viel frumme Biederleut"; und von S. allein: „Ich wollt Ihr sollt wissen, was der Mann für Händel treibt, würdet ihr euch nit genug können verwundern, wie sich in einem Menschen Wort und Werk so widerwärtig können halten," ein Satz, der auf Pirckheimer gerade in jener Zeit eine viel richtigere Anwendung finden konnte, als auf S. — Aber darin stimmten beide überein, daß wer die Schäden der Zeit heilen wolle, für die gute Erziehung der Jugend sorgen müsse. Darum setzte er es mit Hilfe Nützel's, Ebner's und Baumgärtner's bei der Stadt durch, daß man eine gute Gelehrtenschule zu gründen beschloß. S. reiste Anfang 1525 selbst nach Wittenberg, um Melanchthon's und Luther's Rath zu erbitten. Auf des ersteren Vorschlag wurde das Schottenstift St. Egidien in ein evangelisches Gymnasium umgewandelt und dieses 1526 von Melanchthon selbst feierlich eröffnet. Bis an sein Lebensende hat S. nicht aufgehört der Anstalt und ihren bedeutenden Lehrern seine hilfereiche Theilnahme zuzuwenden. — Aber auch für das Kirchenwesen wurde er nicht müde zu sorgen; um eine gründliche Neuordnung desselben herbeizuführen, schlug ihm Luther eine Kirchenvisitation vor. Aeußere Umstände kamen der Durchführung derselben zu Hilfe. Da der Markgraf Georg von Brandenburg 1528 in seinen Landen gleichfalls eine Visitation abhalten lassen wollte, machte S. ihm den Vorschlag gemeinschaftlich mit Nürnberg an das Werk zu gehen. Man einigte sich über 23 Visitationsartikel, welche am Mittwoch nach Frohnleichnam 1528 auf dem Convente zu Schwabach beiderseits anerkannt wurden. S. nahm nicht nur an diesem theil, sondern förderte durch seinen Einfluß das oft sehr schwierige Unternehmen auf das eifrigste. — Aber alles, was er in dieser Richtung unternahm, erhielt erst Festigkeit und Dauer durch die von ihm entworfene Kirchenordnung. Sie war wegen der mannigfachen Gegensätze und Widerstände, die besonders von dem ehrgeizigen und hartnäckigen Osiander ausgingen, für Nürnberg schwieriger herzustellen als für das Nachbargebiet. Dennoch gelang es der Ausdauer und Thatkraft Spengler's die Hindernisse zu überwinden. Ende 1532 wurde die Nürnbergische Kirchenordnung gedruckt und 1533 öffentlich eingeführt. — Durch alle diese Erfolge wuchs sein Ansehen in evangelischen Kreisen mehr und mehr. Sein Rath wurde in fast allen wichtigen Angelegenheiten erbeten. Selbst der Herzog Albrecht von Preußen forderte 1531 sein Gutachten über seine Apologie. Sein besonnenes und gewissenhaftes Urtheil bewährte sich in allen ernsten Fragen. Den Nürnbergern rieth er die Wiedertäufer nicht zu tödten, sondern höchstens auszuweisen (1529). Auf dem gleichzeitigen Nürnberger Convent bestritt er in Schrift und Wort das Recht des bewaffneten Widerstandes der evangelischen Fürsten gegen den Kaiser. „Mit unerbittlicher logischer Schärfe vertrat er die Eidespflicht, die Lehnstreue, den christlichen Gehorsam im Dulden." Er stimmte darin mit Luther völlig überein, dessen Lehrmeinung er auch gegenüber den Zwinglianern vertrat. Gerade in den zu diesem Zwecke verfaßten Schriften und Briefen offenbart sich

seine Glaubensfestigkeit und seine siegreiche Dialektik. Von einem Versöhnungsversuche zwischen Lutheranern und den Schweizern versprach er sich nichts. Er hat nie seine Hand dazu geboten. — Sein arbeitsreiches Leben verfloß nicht ohne Prüfungen und Trübsal. Seine Gattin starb frühzeitig; sie hatte ihm neun Kinder geboren. Keiner seiner Söhne hat es zu einer bedeutenderen Stellung gebracht. Seine zweite Schwester, Magdalena, war Subpriorin in Weyda, später in Nördlingen und starb als Katholikin 1536. Seiner jüngsten Schwester, Martha, sandte er gleichwie seiner Schwester Margaretha ein herrliches glaubensvolles Trostschreiben, welches noch im Druck vorliegt: „Wie sich ein Christenmensch in Trübsal und Widerwärtigkeit tröſten und wo er die rechte Hilf' und Ertzney deshalben suchen soll. Nürnberg 1529." Mit gleicher Liebe wendete er sich an seinen Bruder Georg, der sich in Venedig aufhielt, mit der Schrift: „Ein kurzer Begriff, wie sich ein wahrhafter Christ in allem seinem Wesen und Wandel gegen Gott und seinen Nächsten halten soll. Nürnberg 1525." — Nach einem ziemlich beschwerlichen Alter rüstete er sich gefaßt und gläubig auf seinen Tod. Noch ist sein herrliches Glaubensbekenntniß erhalten, das Luther mit einer Vorrede herausgab unter dem Titel: „Bekantnus Lazari Spengler, weyland Syndici der Stadt Nürnberg. Wittenberg 1535." S. starb am 7. Sept. 1534.

Vgl. Th. Pressel, Lazarus S., Elberfeld 1862. — J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. Bd. II. Freiburg 1882. S. 89 u. 350. — Fr. Roth, die Einführung der Reformation in Nürnberg 1517—28. Würzburg 1885. — K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl. 1886. Bd. II., S. 178.

Brecher.

Spenner: Fridolin Karl Leopold S., Professor der Botanik, geboren am 25. September 1798 zu Säckingen, † am 5. Juli 1841 zu Freiburg i. B. Spenner's Vater, Oberamtmann in dem damals vorderösterreichischen Säckingen, ging alsbald nach der Geburt des (ältesten) Sohnes in fürstlich schwarzenbergische Dienste nach Thiengen und von da als großherzoglich badischer Kreisrath nach Villingen. An den drei Orten verlebte S. seine Jugendjahre, frühzeitig Begabung zum Zeichnen verrathend und den Wunsch tragend, sich ganz der Kunst zu widmen — Maler zu werden. Der Vater jedoch bestand auf dem Studium der Rechte, und so bezog der junge S., nachdem er im Elternhaus durch Privatunterricht vorgebildet war, im Jahre 1815 die Universität Tübingen, um philosophische und juristische Vorlesungen zu hören: sie hatten nicht die Wirkung auf den jungen Musensohn, ihn aus dem Strudel des damals in Tübingen hochgehenden Studentenlebens herauszureißen. — Es that dies des Vaters Tod, worauf S. mit Mutter und Geschwistern nach Freiburg übersiedelte, wo er sich nun dem Studium der Medicin zuwandte. Dabei gewannen die rein naturwissenschaftlichen Fächer — vor allem Botanik — sein eigentliches Interesse, und nach Abschluß des Universitätscurses im Jahre 1821 trat er entsprechend nicht in die ärztliche Praxis über, sondern wandte sich ganz der Botanik zu. Zunächst durchforschte er, was er als Student begonnen, die heimische Flora, und aus der bloßen Aufzählung der Gefäßpflanzen des Breisgaus, die er zur Ergänzung von Gmelin's Flora badensis anfertigen wollte, wurde unter der Hand seine dreibändige „Flora Friburgensis", die in den Jahren 1825 bis 1829 herauskam. Es war die erste Flora eines deutschen Gebietes, die von der gebräuchlichen Anordnung nach dem Linné'schen System abwich und das natürliche System zu Grunde legte. Die Bearbeitung selbst war mit Umsicht und Sorgfalt durchgeführt und fand vielen Beifall. Der Abschnitt über die Vegetationsverhältnisse des Florengebiets erschien später (1838) nochmals umgearbeitet in der Schrift Weick's: Freiburg und seine Umgebung. Eine ähnliche Skizze

über die Vegetation des Renchthales ist in Zentner: Das Renchthal und seine Bäder (Freiburg 1827. 2. Aufl. Karlsruhe 1839) enthalten. Als Frucht von Spenner's floristischen Forschungen sei hier auch noch die kleine Abhandlung über „Nuphar minima Smith, eine Pflanze des Feldbergsees“ (Flora 1827) angeführt. Die Herausgabe eines größeren Werkes, einer Monographie der deutschen Orchideen, scheiterte „an der Ungeneigtheit der Verleger, die für eine ganz befriedigende Ausstattung erforderlichen Kosten aufzuwenden“.

Im Herbst 1826 siedelt S. vorübergehend nach Schwetzingen über, um das Herbarium des damaligen Gartendirectors Zeyher zu ordnen; es war ihm hier vielfältig Gelegenheit geboten, mit Fachgenossen, so besonders R. Schimper, zusammen zu kommen. Im Jahre 1829 promovirte S. zu Freiburg mit der Dissertation „Monographia generis Nigellae“ und habilitirte sich kurz darauf durch Einreichung einer „Monographia generis Pulmonariae“ (nicht im Druck erschienen). 1832 wurde S. zum außerordentlichen und 1838 zum ordentlichen Professor in der medicinischen Facultät der Universität Freiburg ernannt und ihm die „medicinischen Fächer der Botanik“ übertragen. Er las dann auch alljährlich über angewandte und medicinische Botanik, was Veranlassung zur Abfassung eines größeren Werkes gab, das als brauchbar und seinem Zweck dienend gerühmt wurde. Es führt den Titel: „Handbuch der angewandten Botanik oder praktische Anleitung zur Kenntniß der medicinisch-, technisch- und ökonomisch gebräuchlichen Gewächse Teutschlands und der Schweiz“ (Freiburg 1834—1836, 3 Theile). Auch hier legt S. das natürliche System zu Grunde, was die Kritik jener Tage freilich nicht unbedingt gutheißen kann. Die dritte Abtheilung des Werkes ist vermehrt 1836 selbständig ausgegeben worden unter dem Titel: „Teutschlands phanerogamische Pflanzengattungen in analytischen Bestimmungstabellen“. 1838 übernahm S. die Fortführung der „Genera plantarum florae germanicae iconibus et descriptionibus illustrata“, deren Herausgabe durch den Tod Nees v. Esenbeck's unterbrochen worden war. S. hat von der 17. bis zur 21. Lieferung den Text und von der 19. ab die Tafeln angefertigt, wobei seine zeichnerische Fertigkeit zur schönsten Bethätigung kam. Mitten in der Thätigkeit und mitten im besten Mannesalter starb S. 1841 unerwartet und nach ganz kurzem Kranksein.

S. als Menschen wird schlichtes Wesen und liebenswürdiger Charakter, ein scharfes, unter Umständen auch sarkastisches Urtheil über Menschen und Dinge nachgerühmt; zu diesem Vorzug auch des Forschers gesellten sich als dessen besondere Eigenschaften ein umfassendes Gedächtniß, ein klares Auge und eine geübte Hand; den Lehrer zeichnete bei aller Tiefe klarer und ansprechender Vortrag aus. Nach Spenner wurden benannt: von Martius die Gattung Spennera und von Gaudin die Art Nuphar Spenneriana.

Nekrolog von Dr. K. J. Perleb in Flora 1842 S. 161. — Pritzel, Thesaurus literaturae botanicae S. 281. Jännicke.

Speratus: Paul S., evangelischer Bischof von Pomesanien, † 1551. Unter den reformatorischen Persönlichkeiten des Ordenslandes Preußen haben zwar der Hochmeister Albrecht und die Bischöfe Polentz und Queiß die preußische Landeskirche in ihrem rechtlichen Bestande geschaffen, und als geistliche Reformatoren haben, der Zeit nach, an erster Stelle Brießmann und Amandus in Königsberg gewirkt; aber der preußischen Landeskirche den lutherisch-dogmatischen Charakter aufgeprägt zu haben, ist hauptsächlich das Lebenswerk des Paul S. gewesen. Daneben nennt man ihn mit Recht neben und nächst Luther als den ältesten lutherischen Kirchenliederdichter, allein der Schwerpunkt seines Wirkens lag nicht in der Dichtung, sondern in der Kirchenleitung. S. schreibt sich selbst „von Rötlen“ (nicht von Rottweil) und nennt sich „von Ellwangen, Priester

der Diöcese Augsburg"; er stammte also aus Rötlen bei Ellwangen, welches zu der bischöflichen Diöcese Augsburg gehörte. Nach zwei handschriftlichen Nachrichten aus dem 16. Jahrhundert lautete sein Familienname „Spret", den er des Wohlklanges wegen nicht in Spretus, sondern in „Speratus" latinisirte. Ist er identisch mit dem Paul „Offer de Elwangen", welcher im Jahre 1503 in Freiburg immatriculirt war, so dürfte Offer = Hoffer eine Germanisierung von Speratus sein, wie man den Namen Speratus auch in „Elpidius" gräcisirt hat. Beziehungen zu seiner schwäbischen Bekanntschaft sind von ihm noch in späteren Jahren aufrecht erhalten worden. (Daß er der Familie „derer von Spretten" angehört habe, beruht auf willkürlicher Erklärung des Namens Speratus.) Er scheint einer wohlhabenden Familie entsprossen zu sein; daher wurde es ihm möglich, nachdem er in der Heimath die nothwendige Vorbildung erhalten, auf verschiedenen Universitäten, (zu Freiburg ?), in Paris und in „Welschland" (in Italien) mannichfaltige Studien zu machen. Soweit brachte er es auf wissenschaftlichem Gebiete, daß er in der philosophischen, der theologischen und der juristischen Facultät als Doctor promovirte. Etwa im Jahre 1506 empfing er die Priesterweihe und war bis zum Jahre 1517 so gut katholisch, daß er noch in diesem Jahre den Dr. Johann Eck in einem lateinischen Gedichte feierte. In diese oder in die nächstfolgende Zeit fällt wahrscheinlich auch die Auszeichnung, welche ihm durch Ernennung zum „päpstlichen und kaiserlichen Pfalzgrafen" zu Theil geworden ist. Diese Auszeichnung bedeutete die Erhebung der betreffenden Person in den Adelstand mit dem Rechte, andere zu nobilitiren. Bis 1518 wirkte S. in der damals freien Reichsstadt Dinkelsbühl in Mittelfranken (welche heute zu Baiern gehört). Ende dieses Jahres erhielt er einen Ruf als Domprediger nach Würzburg und im Februar 1519 trat er diese Stelle an. Die geistige Atmosphäre, welche er hier antraf, war durch die von Luther ins Leben gerufene Bewegung nicht unbeeinflußt geblieben, denn der Würzburger Bischof Lorenz v. Bibra, unter dessen Regierung seine Berufung noch erfolgt war, hatte Luther's Auftreten nicht unfreundlich beurtheilt und in dem höheren Clerus Würzburgs bestand eine offene Hinneigung zu dem Wittenberger Reformator; der Domherr Jacob Fuchs, wie die Stiftsherren Johann Apel und Friedrich Fischer begegnen uns als seine Gesinnungsgenossen. S. muß in diesem reformfreundlichen Kreise alsbald als der Entschiedenste aufgetreten sein, denn sobald der nunmehr regierende Bischof Konrad v. Thüngen die lutherische Geistesbewegung in seinem Bisthum zu unterdrücken begann, wurde S. zuerst von diesem Umschwunge der Würzburger Bisthumsregierung betroffen. Anlaß bot seine heimliche Verehelichung mit der Jungfrau Anna Fuchs, welche vermuthlich eine Schwester oder Verwandte des Domherrn Jacob Fuchs war und seit ihrer Vermählung mit S. dessen treue Lebensgefährtin blieb. Sie überlebte ihren Gemahl; im Jahre 1558 war sie noch am Leben; von ihren Kindern lebten 1530 noch drei, zwei Töchter und ein Söhnchen Namens Albert. Nachdem zu Würzburg von bischöflicher Seite mit S. strenge Verhandlungen stattgefunden hatten, wurde er seines Amtes entsetzt. Zuflucht fand er indeß zu Salzburg bei dem Erzbischofe Matthias Lang, welcher damals noch im Rufe reformfreundlicher Gesinnung stand; hier wirkte S. (im Jahre 1520) wiederum als Domprediger, bis Lang seine wahre Natur zeigte und als „der grausame Behemoth und weitäugige Leviathan" (wie S. selbst erzählt) den unbequemen Sittenrichter „von sich biß". So mußte S. aufs neue Abschied nehmen; aber die brüderliche Theilnahme an dem seelischen Wohlergehen der beiden von ihm gepflegten Domgemeinden hat er auch später nicht unterlassen: im Jahre 1523 widmete er ihnen eine von ihm angefertigte deutsche Uebersetzung der Schrift Luther's „De instituendis ecclesiae ministris (1523)", welcher er den deutschen Titel gab „Von dem Allernöthigsten:

Wie man Diener der Kirche wählen und einsetzen soll.“ Der positiv evangelische und zugleich antihierarchische Ton dieser Widmung läßt schließen, in welchem Geiste S. in Würzburg und in Salzburg gepredigt hat. Die Schrift Luther's hatte den Zweck gehabt, eine Anweisung zu geben, wie man sich mit Verkündigern des göttlichen Wortes versehen solle; S. spricht sich dazu in seiner Widmung über das Wesen der Kirche und der kirchlichen Gnadenmittel im evangelischen Sinne aus und fordert unter anderem die Feier des Abendmahls mit Brot und Wein für alle gereiften Gemeindeglieder. — Von Salzburg aus wollte S. nach Ofen ziehen; auf dem Wege dahin kam er nach Wien und predigte dort am Sonntag nach dem Epiphaniasfeste (am 12. Januar) des Jahres 1522 im Stephansdome: eine reformatorische Predigt, wie von der Kanzel des altehrwürdigen Domes der österreichischen Hauptstadt weder vorher noch je nachher eine gehalten worden ist. In einem von S. selbst im Jahre 1524 zu Königsberg veranstalteten Drucke liegt uns dieser „Sermon“ vor. „Vom hohen Gelübde der Taufe“ lautet sein Titel, und nach Römer 12, 1 ff., wonach wir unsere „Leiber zum Opfer begeben“ sollen, führt der Redner darin aus, daß ein jeder Christ nur ein Gelübde zu halten habe, das des Glaubens oder das Taufgelübde, welches aber so hoch sei, daß es den ganzen Menschen erfordere; in diesem einen Gelübde verlieren sich Gebote und Räthe (praecepta und consilia evangelica). Von diesem Grunde aus eifert nun S. gegen die Mönchsgelübde und besonders gegen das des Cölibates. „Die Mönche, wie sie jetzt sind, hat der Teufel gemacht“, äußerte er da; „tausendmal besser ist es, frisch und unverzagt (aus dem Kloster) ausgesprungen und mehr Gott fürchten denn der Menschen Gebot, und alsdann göttlich nach der Ehe greifen denn teuflisch sündigen im Kloster.“ Die Wirkung dieser Rede war eine stürmische Aufregung im Wiener Clerus; die theologische Facultät der Universität machte dem gefährlichen Manne den Proceß, nachdem er zweimal, zum 15. und 18. Januar erfolglos citirt worden war, erklärte sie ihn für excommunicirt und ließ am 20. desselben Monats ein Document darüber in Wien öffentlich anschlagen. An eine Weiterreise nach Ofen zum Zweck der Uebernahme eines geistlichen Amtes war unter solchen Umständen nicht zu denken; vielmehr mußte S. auf die Sicherung seiner Person und seiner Gattin, die er bei sich hatte, Bedacht nehmen. Als er aber später neun Sätze zu lesen bekam, welche von den Wiener Theologen aus seiner Predigt ausgezogen und zur Begründung ihres Bannspruches benutzt worden waren, verfaßte S. gegen sie eine geharnischte evangelische Streitschrift, welche zusammen mit einer Streitschrift Luther's gegen die Ingolstädter Theologen im Jahre 1524 im Druck erschien und den Titel führt: „Der Wiener Artikel wider Paulum Speratum sammt seiner Antwort“, worauf die angegriffene Facultät mit einer schmähenden Gegenschrift „Retaliatio“ (Wiedervergeltung) ohne Ernst und Würde antwortete. Da dem Angegriffenen große Gefahr bevorstand, beschloß er, von Wien aus seinen Weg über Prag „ins Hochdeutsche“ zu nehmen, und wahrscheinlich dahin zu ziehen, wo alle um des evangelischen Glaubens willen Verfolgte damals Zuflucht fanden, und wo wir ihm Ende 1523 auch wirklich begegnen, nach Wittenberg. Auf der Reise dahin berührte er Iglau, welches in jener Zeit der Mittelpunkt des mährischen Bergbaus und Gewerbfleißes war, fand hier Anstellung als Pfarrer der Iglauer Stadtgemeinde und lebte sich so angenehm bei ihr ein, daß er noch später, als er im Herzogthum Preußen als Bischof zu Marienwerder wirkte, doch lieber wieder in Iglau Pfarrer hätte sein wollen. Schon im März dieses Jahres (1522) ist er in Iglau gewesen; wenigstens hat er in seiner Eigenschaft als „Pfalzgraf“ in genanntem Monat dem Patricier Lucas Leupold und einem anderen Standesgenossen desselben daselbst Wappenbriefe ausgestellt. Zwar besitzen wir aus seiner Iglauer Zeit keine Predigt; aber

aus einem erbaulichen Sendschreiben, welches er bald nach seinem Abgange von dort dieser seiner Gemeinde am 1. Januar 1524 zusandte, erkennt man den kühnen evangelischen Geist, in welchem er zu Iglau gepredigt hat. Zu „trotzen auf's Kreuz", auf den Besitz des Kreuzes Christi, „wider alle Welt zu stehen bei dem Evangelio" mahnt er da eindringlich seine Leser. (Die Schrift hat den gleichlautenden Titel „Wie man trotzen soll aufs Kreuz, wider alle Welt zu stehen bei dem Evangelio".) Aber seines Bleibens sollte hier nicht lange sein; denn auf Betreiben des Bischofs von Olmütz wurde er auf Befehl des übel berathenen jugendlichen Königs Ludwig von Ungarn im Jahre 1523 zu Olmütz gefangen gesetzt und nur durch die Fürbitte angesehener Magnaten vor dem Feuertode, zu dem er verurtheilt war, gerettet. Unter der Bedingung, daß er Iglau und ganz Mähren verlasse, wurde er nach zwölfwöchentlicher Haft entlassen und nahm jetzt, seinem früheren Plane entsprechend, seinen Weg über Prag nach Wittenberg, wo wir ihn im Herbste 1523 antreffen; seine Gattin, welche 1524 als bei ihm befindlich erwähnt wird, mag ihn dahin begleitet haben. Sein Olmützer Gefängniß ist aber nicht nur im Zusammenhange des Lebens unseres „Märtyrers", sondern für die ganze evangelische Christenheit interessant geworden, weil er in dieser Haft das evangelische Glaubenslied „Es ist das Heil uns kommen her" gedichtet hat, welches seinem Namen, nach dem Luther's, unter den Liederdichtern der evangelischen Kirche den nächsten Platz verschafft hat: es enthält den tiefsten Gegensatz zwischen Katholicismus und evangelischer Heilserkenntniß, ein freudiges und volles Bekenntniß zur freien Gnade Gottes, welche uns in Christus geschenkt ist. (Quelle für die Abfassung des Liedes ist Leupold's „Historia Pauli Sperati" in einer von d'Elvert herausgegebenen Chronik der Stadt Iglau in „Quellenschriften zur Geschichte Mährens u. s. w." Section I, Bd. 2, 1861, S. 55. — In einer unten näher zu besprechenden Abhandlung in der „Zeitschr. f. prakt. Theologie" 1892, S. 12 ff. hat D. Budde den Olmützer Ursprung des Speratischen Liedes in Zweifel gezogen und die Vermuthung aufgestellt, daß S. dieses sein Lied erst nach seiner persönlichen Bekanntwerdung mit Luther, also etwa Ende 1523, in Wittenberg gedichtet habe.) Zwei gleichzeitige lateinische Gedichte aus Speratus' Feder („Responsio" und „Sotadica") zeigen seinen völligen inneren Bruch mit der Hierarchie und dem Mönchthum; der Hierarchie, welche ihn dem Scheiterhaufen nahe gebracht, wollte er auch nicht einen Fuß breit weichen, und für das Mönchthum hegte er nur noch Verachtung. (Der Text des Liedes „Es ist das Heil u. s. w." bei Cosack, Paulus Speratus Leben und Lieder 1861, S. 238 ff.; der Responsio und Sotadica bei Tschackert, P., Urkundenbuch zur Ref.-Gesch. des Herzogthums Preußen 1890, II, Nr. 104b und c. Die Quellen zu Speratus' Würzburger, Salzburger, Wiener, Iglauer und Olmützer Erlebnissen siehe bei Tschackert, P., Paul Speratus von Rötlen, Halle 1891, Anm. 13—38.) Mit einem ehrenvollen Geleitsbriefe der Stadt Iglau vom 7. September 1523 war S. abgezogen. Vor Martini (10. November) desselben Jahres befand er sich in Wittenberg; unter der Regierung, welche einen Luther schützte, mußte auch er auf Schutz hoffen dürfen, und darin hat er sich nicht getäuscht. So standen sich jetzt beide Männer einander brüderlich gegenüber, an Jahren gleich, gleich in der Gesinnung und auch in kühnem Wagemuth, nur daß Luther als der geistige Anfänger der neuen Bewegung dem S. voranging, aber auch von S. willig und neidlos als der geistige Führer anerkannt wurde, obgleich wiederum S. seiner eigenen geistigen Selbständigkeit sich sehr wohl bewußt war. Den Aufenthalt in Wittenberg benutzte er, um wichtige Schriften Luther's ins Deutsche zu übersetzen, so die „De instituendis ministris ecclesiae (1523)", welche schon oben erwähnt wurde, die „Formula missae et communionis pro ecclesia Vitebergensi (1523)", unter

dem Titel „Eine Weise, christlich Messe zu halten und zum Tisch Gottes zu gehen“, welche er den Iglauern widmete, und „Ad librum eximii magistri nostri M. Ambrosii Catharini etc.“ unter dem Titel „Offenbarung des Endechrists (d. i. Antichrists) aus dem Propheten Daniel wider Catharinum“. Einen weit größeren Dienst indeß, als durch diese drei Uebersetzungen, leistete S. jetzt dem Dr. Luther und der ganzen evangelischen Christenheit, indem er dem Reformator, als dieser damit umging, deutsch-evangelische Kirchenlieder zu schaffen, hülfreich zur Hand war. Das erste evangelische Gesangbuch, welches 1524 erschien, enthielt neben vier Liedern Luther’s drei von S., wozu nur noch eins von einem Unbekannten kam. —

Als Süddeutscher dichtete S. in den Formen des Meistergesanges, nur in dem Glaubensliede „Es ist das Heil uns kommen her“ zeigt er einen dichterischen Schwung gleich Luther und, worauf Budde a. a. O. aufmerksam gemacht hat, auch denselben Versbau wie Luther. Aus seiner späteren Zeit ist uns nur vom Jahre 1527 eine „Danksagung nach der Predigt“ und eine Umdichtung des 37. Psalms, dazu aus dem Jahre 1530 ein weltliches Lied über den Augsburger Reichstag bekannt. Auch componirt hat S., doch ist keine seiner Compositionen auf uns gekommen.

Inzwischen war S. durch Luther’s Vermittelung in persönliche Beziehungen zu dem Hochmeister des deutschen Ritterordens, Markgrafen Albrecht von Brandenburg, gekommen; als der Markgraf am 1. Adventssonntage (29. November) 1523 auf einer Reise von Berlin nach Nürnberg in Wittenberg rastete, um persönlich Luther’s Bekanntschaft zu machen und sich dessen Rath in Ordensangelegenheiten auszubitten, warb er auch um „tapfere und verständige Leute“, welche er „als Prediger des heiligen Wortes Gottes“ nach Preußen schicken könne. Bereits waren die ersten Sendboten Luther’s, zwei frühere Mönche Johannes Brießmann und Johannes Amandus, als Reformatoren in Königsberg thätig, da fand Albrecht in S. den rechten Mann, welchen er gerade damals für Preußen nöthig zu haben glaubte; S. wußte sich freilich zunächst noch an Iglau gebunden und begab sich deshalb im Frühjahr 1524 erst noch einmal in Person dahin, um über sein Verhältniß zur Gemeinde definitive Klarheit zu erlangen; als sich aber aus den Verhandlungen seine feierliche Entlassung aus dem Iglauer Verhältnisse ergab, erfolgte von Seiten des Hochmeisters am 13. Juni 1524 die definitive Abfertigung des Doctor S. nach Preußen, indem Markgraf Albrecht seinen (ihn vertretenden) Regenten, Bischof Polentz, anwies, S. als Schloßprediger aufzunehmen, ihn und seine eheliche Hausfrau mit freier Wohnung in der Nähe des Schlosses zu versehen und sich „in alle Wege“ gegen ihn „mit Gnaden und Gunsten zu beweisen“; denn derselbe werde „mit Hülfe unseres Seligmachers ihnen allen nützlich sein“. Am 4. Juli meldete Luther aus Wittenberg seinem Freunde Brießmann nach Königsberg die Abreise des S.; gegen Ende Juli 1524 dürfte dieser, der erste evangelische Schloßprediger Königsbergs, an seinem neuen Bestimmungsorte eingetroffen sein; wenigstens zeugen schon aus den nächsten Monaten eigenhändige Briefe desselben von seiner Wirksamkeit daselbst noch vor dem Herbste dieses Jahres. Von da an blieb S. bis an seinen Tod in Preußen, und mit der Reformation des Ordenslandes ist sein Name aufs innigste verknüpft. Zwar hat er, der Schwabe von Art und Gelehrte von Neigung, in dem „sarmatischen“ Lande (wie Herzog Albrecht es einmal nannte) und in seinen praktischen Aemtern sich zeitlebens nicht wohlgefühlt („displicet . . . . hodie Borussia“, schrieb er 1528 [Gebser, epistolae Brismanni, p. 16] und 1539 seufzte er über Preußen, „quam patriam utinam nunquam vidissem“ [Tschackert, Urkundenbuch u. s. w., II., Nr. 1206]); aber als Theologe und als Bischof hat er dennoch mehr geleistet als die anderen Reformatoren des preußischen Landes:

daß die dortige evangelisch umzubildende Kirche eine Gottesdienstordnung im Sinne der Wittenberger Reformation empfing, daß in dem durch einen schlimmen Krieg arg verwüsteten Lande die kirchlichen Parochien neu umgrenzt, ihren Einkünften nach fundirt und so rechtlich lebensfähig gemacht wurden, daß die unter katholisch-bischöflichem Kirchenregiment ordinirte Pfarrgeistlichkeit des Landes zu evangelischer Predigt angeleitet und evangelisch-theologisch, soweit es anging, umgebildet wurde, endlich, daß gegen freigeistig-religiöse Schwärmer der lutherisch-evangelische Charakter der preußischen Landeskirche bewahrt blieb, als dessen Existenz ernstlich in Frage gestellt wurde — das alles war zuhöchst das Verdienst des S. Die Stätten seiner Wirksamkeit aber waren von 1524 bis 1529 Königsberg, von 1530 bis 1551 Marienwerder. Folgen wir ihm dahin, also zuerst in die Hauptstadt des Ordenslandes, so finden wir als erste Spur seiner dortigen Thätigkeit einen Briefwechsel, welcher zwischen ihm und dem damals demagogisch-religiösen Prediger Amandus an der altstädtischen Kirche zu Königsberg geführt worden ist. Während Amandus in seinem Reformeifer die bischöfliche Gewalt abgeschafft wissen oder, besser gesagt, sie sich selbst anmaßen und Strafgewalt über Schuldige ausüben wollte, wollte S. an dem Recht des ordentlichen Bischofs nicht gerüttelt wissen. Amandus sei berufen zu predigen, nicht aber über Personen den Richter zu spielen. „Glaube mir", schloß er einen zurechtweisenden Brief an Amandus, „Du würdest überlegter handeln, wenn Du, statt Dir Titel und Amt eines Bischofs anzumaßen, die Partei des Bischofs Polentz fördern wolltest". Da der Adressat aber solchen Rathschlägen kein Gehör schenkte, trieb der Bischof Polentz ihn noch im Herbste 1524 aus Königsberg aus, und S. predigte aushülfsweise an der altstädtischen Kirche, bis im Herbste 1525 Poliander als evangelischer Pfarrer an derselben angestellt wurde. In seiner Eigenschaft als Stellvertreter des altstädtischen Pfarrers leistete S. am 9. Mai 1525, als Markgraf Albrecht, der frühere Hochmeister, jetzt als „Herzog" in Königsberg einzog, den Frauen und Jungfrauen der Altstadt, welche sich zu feierlicher Begrüßung des Fürsten aufgestellt hatten, den ehrenvollen Dienst, in ihrem Namen an den Herzog eine längere Begrüßungsrede zu halten. (Vgl. P. Tschackert, Urkundenbuch I, S. 110.) Nach dem Einzuge des Herzogs mußte sobald als möglich nicht blos an die Neuordnung der bürgerlichen, sondern auch an die der kirchlichen Verhältnisse des Landes Hand angelegt werden. Am 10. December 1525 wurde die erste preußische Kirchenordnung auf einem preußischen Landtage genehmigt; wenn die beiden preußischen Bischöfe Polentz und Queiß in der Vorrede dieser „Artikel der Ceremonien und anderer Kirchenordnung" (wie ihr Titel im gedruckten Text, März 1526, lautet), selbst sagen, daß sie diese Ordnung „mit Rath ihrer Mitbrüder, der Prediger zu Königsberg", zustande gebracht haben, so muß neben Brießmann und dem erst im Herbste 1525 eingetroffenen Poliander S. an diesem grundlegenden Werke der preußischen Kirche seinen entsprechenden Antheil gehabt haben; war er es doch gewesen, welcher erst vor $1^1/_2$ Jahren Luther's „Formula missae" ins Deutsche übertragen hatte. Nach Feststellung der Grundzüge einer evangelischen Gottesdienstordnung ergab sich als nothwendigste Reformationsarbeit eine neue Umgrenzung der Parochien des Landes; denn nachdem durch den polnischen Krieg (1520 und 1521) viele Dörfer verwüstet worden waren, mußten z. B. die Kirchenlasten, welche vorher von vielen Einwohnern getragen wurden, jetzt von wenigen aufgebracht werden. Als erfahrener Kirchenmann und juristisch gebildeter Theologe wurde daher Paul S. neben dem weltlichen Rathe Adrian von Waiblingen sowohl vom Herzoge als auch von den beiden Bischöfen des Landes am 31. März 1526 als Commissar mit Vollmacht und Instruction versehen, um überall im Lande den Unterhalt der Pfarrer festzusetzen, bei jeder Kirche einen „gemeinen Kasten" „der Armuth

zum Besten“ und „zur Erhaltung der Kirchen Nothdurft“ einzurichten, die Pfarrer zu prüfen, „wie sie das Wort Gottes predigen“ u. a. m. Dienstag nach Ostern, am 3. April 1526, begannen die Commissare ihren „Umzug in alle Aemter“. Das war die erste und wichtigste Kirchenvisitation im Herzogthume Preußen. Am 25. Juli 1526 wurde S. auch zum herzoglichen Rathe ernannt, und am 9. Mai 1528 vollzog er, jetzt als herzoglicher Commissar, neben dem Bischofe Polentz eine zweite Visitation, die des südlich vom Pregel gelegenen „Natangischen Kreises“, welcher bis dahin zum Sprengel des ermländischen Bischofs gehört hatte, nunmehr aber dem samländischen Bisthum eingegliedert worden war und jetzt die Neuordnung seiner Parochien erhielt. Ein sorgsam geschriebenes protokollarisches Actenheft, welches wir der Feder des S. darüber verdanken, läßt uns vermuthen, mit welcher ausgezeichneten Geschäftsgewandtheit er auch solche recht nüchternen, aber doch ungemein wichtigen Angelegenheiten des Kirchenregimentes zu behandeln verstand.

Inzwischen hatte sich als nothwendig herausgestellt, den Gemeinden in Preußen, wenn sie evangelisch beten und singen lernen sollten, ein evangelisches Kirchengesangbuch in die Hand zu geben. Ein solches erschien darum auch schon im Jahre 1527 anonym, aber von Johann Weinreich in Königsberg gedruckt, in 2 Abtheilungen, von denen die zweite auf die erste ausdrücklich Bezug nimmt und sich als Weiterführung derselben bezeichnet, jede ein Octavbändchen, das eine von 18, das andere von 22 Blättern; jenes enthält sieben, dieses sechszehn Lieder; in beiden sind die Noten, da es in Königsberg damals noch keinen Notendruck gab, eingeschrieben. Schon die Titel beider Abtheilungen dieses ersten preußischen Gesangbuches kündigen charakteristisch den Zweck der Sammlungen an; sie lauten (über der ersten Sammlung): „Etlich Gesang, dadurch Gott in der gebenedeiten Mutter Christi......, allen Heiligen und Engeln gelobt wird, Alles aus Grund göttlicher Schrift,“ und (über der zweiten Abtheilung): „Etliche neue, verdeutschte und gemachte, in göttlicher Schrift gegründete christliche Hymnus und Gesänge“. Wie schon der Titel der ersten Sammlung andeutet, sollte fortan nicht mehr Maria oder die Heiligen oder die Engel angerufen werden, sondern nur Gott selbst, welcher sich an ihnen gnädig erwiesen habe, und zum Beweise der Richtigkeit dieser Auffassung waren zahlreiche Bibelstellen an den Rand der Texte gedruckt. So erhielt das preußische Volk sein erstes evangelisches Gesangbuch, in der Geschichte des dortigen kirchlichen Lebens ein hochwichtiges Ereigniß, und das anscheinend einzige Exemplar, welches sich erhalten hat und auf der Königlichen Universitätsbibliothek zu Königsberg befindet, ist eine kostbare Reliquie. Es war daher ein dankenswerthes Unternehmen, daß C. J. Cosack in seiner Schrift Paulus Speratus u. s. w. (1861), S. 268 bis 320 sämmtliche Lieder beider Sammlungen abdrucken ließ und sie mit einem sorgfältigen Commentar versah. Leider beging er dabei den argen Mißgriff, diese Lieder dem Speratus als angeblichem Verfasser zuzuschreiben, ohne daß sich dafür irgend ein positiver Nachweis führen ließ. Als ich daher mein „Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogthums Preußen“ (Leipzig, Hirzel, 3 Bände, 1890) schrieb, glaubte ich der Cosack'schen Ansicht nicht folgen zu dürfen; da ich aber einen bestimmten Urheber der Lieder nicht kannte, da ich ferner annahm, daß sie in Königsberg (wie gedruckt so auch) gedichtet seien, so ergab sich die Möglichkeit, ju Wahrscheinlichkeit, daß S. an der Herstellung dieser Lieder einen hervorragenden Antheil gehabt habe. (Vgl. mein Urkundenbuch u. s. w. Bd. I, S. 151 ff. und Bd. II, Nr. 573 und 574.) In meiner Schrift „Paul Speratus von Rötlen“ u. s. w. (Halle 1891) S. 38 ff. habe ich dieselbe Ansicht wiederholt. Bald nach dem Erscheinen dieser Schrift wurde ich aber durch Pastor

D. C. Bertheau (Hamburg) unter dem 2. September 1891 benachrichtigt, daß er bereits in seinem Artikel „Löner (Caspar)“ im 19. Bande der „Allg. deutschen Biographie“ S. 154 als Verfasser der von Cosack neugedruckten Lieder der beiden Königsberger Sammlungen vom Jahre 1527 den genannten Löner, seit 1524 Prediger und Reformator in der Stadt Hof namhaft gemacht hat, dessen Lieder in einem Nürnberger Gesangbuche von 1527 (gedruckt von Jobst Gutknecht) erschienen sind. Unmittelbar darauf hat Prof. Dr. Karl Budde (Straßburg) in einem Aufsatze der „Zeitschrift für praktische Theologie“, Jahrgang 1892, S. 1 bis 16 unter dem Titel „Paul Speratus als Liederdichter“ den ausführlichen Nachweis geliefert, daß kein anderer als Caspar Löner der Verfasser der erwähnten Lieder ist. (Das Nürnberger Gesangbuch ist bei Wackernagel, Bibliographie des deutschen evangelischen Kirchenliedes S. 96 beschrieben.) Von einer Autorschaft des S. an den Liedern des Königsberger Gesangbuches kann demnach nicht mehr die Rede sein, und sein etwaiger Antheil an der Herstellung dieses Werkes kann nur darin bestanden haben, daß er, wohl mit Poliander, welcher 1525 in Nürnberg Prediger war und gewiß auch noch 1527 Beziehungen dahin unterhielt, die Nürnberger Sammlung für die preußische Kirche auswählen und bei Weinreich in Königsberg zum Druck befördern half.

Gleichzeitig behielt S. den großen Geisteskampf gegen das Papstthum stets im Auge; daher beschäftigte ihn der Gedanke, eine Sammlung antipäpstlicher Schriften, Schriften von Zeugen Christi wider den Antichrist, zusammenzustellen; dadurch hoffte er den Vorwurf zu entkräften, als ob die Reformatoren eine noch nie dagewesene Art der Beurtheilung des Papstthums eingeführt hätten. Luther wußte um dies Unternehmen und stand ihm sympathisch gegenüber (Luther's Briefe herausgegeben von De Wette III, 414). Dieses Werk ist indeß aus uns unbekannten Gründen nicht ans Licht getreten; wohl aber wurde ein bei dieser Gelegenheit aus Königsberg an Luther geschickter Wiklifitischer Commentar (Purvey's) über die Apokalypse mit einer Vorrede Luther's zu Wittenberg veröffentlicht (Tschackert, Urkundenbuch II, Nr. 610).

Speratus' eigene Lage gestaltete sich damals nicht zu seiner Zufriedenheit. „Preußen mißfällt mir“, schrieb er am 8. Februar 1528, „und ich hege keine Hoffnung, daß es mir je besser gefallen wird; und mein Gewissen wird mir kaum gestatten (weiter) bei Hofe zu leben.“ Im Jahre 1529, im September, erkrankte er sammt seiner Gattin an einer pestartigen Seuche, welche mit einem übelriechenden Schweiße verlief und die davon und von ihrem Ausgangspunkte England, „englischer Schweiß“ genannt wurde. In Deutschland forderte sie in wenigen Wochen zahllose Opfer. S. kam sammt seiner Frau glücklich mit dem Leben davon und konnte alsbald wieder mit voller Kraft in die Arbeit eintreten, als eben an einer einflußreichen Stelle im Kirchenregiment der „englische Schweiß“ eine empfindliche Lücke gerissen hatte. Erhard v. Queiß nämlich, der Bischof von Pomesanien, welcher seine Residenz zu Marienwerder hatte, war im September von der erwähnten tückischen Krankheit hingerafft worden; als sein Nachfolger wurde daher jetzt vom Herzoge Albrecht Dr. Paul S. erwählt; am 7. Januar 1530 wird dieser zum ersten Mal als Bischof von Pomesanien aufgeführt. In Gegenwart von Notaren und Zeugen ist er, wie er selbst erzählt, um diese Zeit in der Domkirche zu Marienwerder vor der versammelten Gemeinde in sein Amt „eingewiesen“ worden. (Tschackert, Urkundenbuch I, S. 156—161.)

Das Bisthum Pomesanien, dessen Verwaltung S. empfangen hatte, umfaßte von dem früheren katholischen Bisthume des gleichen Namens denjenigen Theil, welcher zum Herzogthum Preußen gehörte, d. i. die „Aemter“ Marienwerder und Riesenburg, außerdem aber noch das östlich von diesen liegende Gebiet und den langgestreckten Süden des Herzogthums, also die Aemter und Kirchspiele

Preußischmark, Preußisch-Holland, Mohrungen, Osterode, Deutsch-Eylau, Liebemühl, Hohenstein, Neidenburg, Gilgenburg, Soldau, Ortelsburg, Nordenburg, Johannesburg, Stradauen, Angerburg, Rhein, Rastenburg, Sehsten, Lötzen und Lyck — eine ausgedehnte Diöcese, deren Pastorierung bei dem damaligen Mangel an Verkehrsstraßen und bei der Verschiedenheit der Sprachen, welche sich dort vorfanden, ungemeine Schwierigkeiten bereiten mußte, zumal da S. kein Wort polnisch verstand, während die Mehrzahl der Bewohner seines Sprengels, voran die Masuren, Polen waren. Auch die finanziellen Verhältnisse, in welche S. eintrat, waren keine glänzenden. In dem durch den polnischen Krieg (1520 und 1521) arg verwüsteten Bisthume war an sicheres Einkommen des Bischofs nicht zu denken. Speratus' Einkünfte bestanden in zweifelhaften Einnahmen, welche er aus dem Amte Marienwerder, und in den Erträgen, welche er durch Bewirthschaftung der zu dem „bischöflichen Hause" in Marienwerder gehörigen Liegenschaften und des Vorwerkes Garnsee beziehen sollte. In dem Leben des sechsundvierzigjährigen Mannes war so mit einem Schlage ein totaler Umschwung eingetreten. Er, der bisher vorwiegend an dem Geisteskampfe zwischen Wittenberg und Rom thatkräftig theilgenommen hatte, war jetzt nicht bloß mit einem schwierigen Kirchenaufsichtsamte betraut, sondern auch um des täglichen Brotes willen auf Betrieb von Landwirthschaft im großen Stil angewiesen, er, der Schwabe von Geburt in dem ihm fremden, halbpolnischen Weichselthale, und zum Betriebe der Landwirthschaft fehlte ihm nicht bloß die Vorbildung, sondern auch das Betriebscapital! Kein Wunder, daß er alsbald in die größte Verlegenheit gerieth! Schon 1530 wollte er, wie oben in anderem Zusammenhange erwähnt wurde, lieber in Iglau Prediger als in Marienwerder Bischof sein; 1531 nannte er sich in trauriger Stimmung mehrmals nur noch „Episcopulus", einen verkleinerten Bischof, und hoffte seines Amtes entledigt zu werden. Der Herzog, welchem seine Lage bekannt geworden war, verschrieb ihm 1532 drei Dörfer; allein dieselben waren „wüst und unbesetzt", konnten also dem mit Geldverlegenheit ringenden Bischofe nicht aushelfen. Im Anfang des Jahres 1533 stieg seine Noth so hoch, daß er nicht bloß den Bischof Polentz, sondern selbst einen ihm persönlich nicht angenehmen, aber bei Hofe viel vermögenden Edelmann (Friedrich v. Heideck) um Fürsprache bei dem Herzoge bat und dabei schrieb: „Drei Tage lebe ich noch, was ist an mir gelegen. Gottes Wille geschehe!" 1539 hören wir ihn wieder seufzen: „Nicht länger will ich in solcher Gefahr in so hoher Armuth Bischof spielen; ein anderer Weg muß gefunden werden, oder ich werde ganz in die Verbannung gehen, alt wie ich bin, mit meinem Weibe in ihren vorgerückten Lebensjahren, mit den Kindern, denen ein Erbtheil vom Vater her fehlt, und die schon bei meinen Lebzeiten Waisen sind. Das wird nun mein Lohn sein, . . . für welchen ich soviel Jahre in Preußen gedient habe." Im Frühjahre 1540 dachte er ernstlich an ein „Hinausziehen nach Deutschland". 1543 erging es ihm in der Haushaltung, im Feldbau und in der Viehzucht so schlimm, daß er 596 Mark 25 Schillinge „Türkengelder", welche in seinem Amte zum Kriege gegen die Türken gesammelt waren, nicht an den Königsberger Landtag (die „Landschaft") einsandte, sondern von ihr sich stunden ließ. Er hat sie nicht zurückzahlen können, daher sind sie ihm im J. 1550 geschenkt worden. Noch von anderen Geldnöthen erfahren wir, im J. 1549 mußte er leihweise auf seine Güter 300 Mark aufnehmen. Speratus' ökonomische Lage war und blieb also eine mißliche (was im Gegensatze zu der Darstellung Cosack's in dessen „Paulus Speratus u. s. w." S. 220 bemerkt werden darf, wo gesagt ist: „die Vermögensverhältnisse des Bischofs können im allgemeinen nicht ganz schlecht gewesen sein"). Um so mehr muß man den durch beständige Noth gehemmten Mann bewundern, daß er die moralische Kraft und den idealen

Sinn besaß, eine staunenswerthe evangelisch-bischöfliche Thätigkeit zu entfalten. Dieselbe erstreckte sich einerseits auf das dogmatische, andererseits auf das pastorale Gebiet.

Am wichtigsten wurde zunächst Speratus' dogmatisch-theologische Thätigkeit, da er es war, welcher der preußischen Geistlichkeit ein lutherisch-theologisches Gepräge gab. Bis zum Jahre 1530 besaß der deutsche Protestantismus wol zahlreiche reformatorische Schriften und Predigten, aber noch kein Bekenntniß; das Bedürfniß nach einer gewissen Ordnung machte sich aber wie für den Gottesdienst so auch für die kirchliche Lehre geltend. Eine solche Lehrordnung sollte in Preußen auf vier Synoden (drei Bezirks- und einer Landessynode) des Jahres 1530 vereinbart werden; den Entwurf dazu aber lieferte, wie man mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen darf, Paul S. Dieses Werk, von welchem leider bloß ein Bruchstück handschriftlich (auf dem Königsberger Staatsarchiv) vorhanden ist, führt den Titel „Episcoporum Prussiae Pomezaniensis atque Sambiensis constitutiones synodales evangelicae“. Der Zusatz „atque Sambiensis“ kann nur bedeuten, daß der (juristisch, nicht theologisch gebildete) Bischof Polentz von Samland der Arbeit seines Collegen S. zugestimmt hat. Diese „evangelischen Synodal-Constitutionen“ bilden einen Leitfaden zur Einführung in die evangelische Theologie für die zahlreichen Geistlichen Preußens, welche als katholische Priester noch unter dem deutschen Orden ihre Pfründen erhalten hatten und nunmehr evangelisch-lutherisch „umlernen“ sollten. Die in der Handschrift der „Constitutionen“ angehängte lateinische Ueberarbeitung der „Artikel der Ceremonien“ von 1525 („articuli ceremoniarum nonnihil locupletati“) ist nicht als sogenannte „zweite Kirchenordnung“ Preußens aufzufassen, sondern als eine wahrscheinlich für die erwähnten Synoden geschriebene Arbeit des S. anzusehen. Daß jene vier Synoden (zu Königsberg, Rastenburg, Marienwerder und die Landessynode wieder zu Königsberg) im J. 1530 (Febr. bis Mai) gehalten worden sind, ist wahrscheinlich; leider haben wir keine Acten über ihre Verhandlungen, können also auch nicht wissen, wieweit S. auf ihnen thätig war.

Durchschlagend wirkte der Bischof von Pomesanien sodann von 1531 bis 1535 mit seiner Feder, mit seinem mündlichen Worte und seiner bischöflichen Gewalt zur Unterdrückung der in Südpreußen um sich greifenden Schwenkfeldischen Geistesrichtung, welche in dem Freiherr Friedrich v. Heideck, Herrn auf Johannisburg und Lötzen, ihren Patron besaß. Dieser hatte sich 1529 ein Jahr lang am Hofe zu Liegnitz aufgehalten und für Schwenkfeld Sympathie gewonnen. So machte er denn einen Schwenkfeldisch gesinnten Geistlichen, des Namens Peter Zenker, zum Pfarrer von Johannisburg. Bald erfahren wir von anderen gleichgestimmten Pfarrern zu Bialla, Passenheim, Neidenburg und wol auch zu Lyck. Am 8. und 9. Juni 1531 suchte S. auf einer von ihm nach Rastenburg berufenen Synode den Pfarrer Zenker zur lutherischen Denkweise über Wort Gottes und Sacrament zurückzuführen, schrieb im August 1531 eine dogmatische Gegenschrift „Wider Peter Zenker“ (Tschackert, Urkundenbuch u. s. w. II, Nr. 806) und leitete am 29. und 30. December desselben Jahres ein Religionsgespräch beider Parteien ebenfalls zu Rastenburg im Pfarrhause daselbst, auf welchem der von Heideck verschriebene Prediger Fabian Eckel aus Liegnitz das Wort für den Schwenkfeldianismus führte, während S. und Poliander die lutherische Denkweise vertheidigten. Um der Personen willen, welche sich hierbei betheiligten (Herzog Albrecht, Polentz, Brießmann, Apel, Heideck u. s. w.), ist dieses Religionsgespräch ein merkwürdiger Vorgang in der preußischen Reformation und deshalb auch die Fertigstellung des Protokolles darüber durch S. ein dankenswerthes Werk des vielbeschäftigten und damals noch dazu durch Krankheit gequälten Mannes (Tschackert, Urkundenbuch II, Nr. 823); ein praktisches Resultat aber hatte

das Religionsgespräch nicht, und da der Herzog selbst unter dem Einflusse Heideck's in Gefahr stand, dem Schwenkfeldianismus „zuviel einzuräumen", wie S. schrieb, so führte dieser den Kampf mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln auf eigene Hand: unermüdlich thätig verfaßte er Briefe, Sendschreiben, Gegenschriften, so oft es nöthig wurde; hauptsächlich war es jetzt Jakob Knothe aus Danzig, Pfarrer zu Neidenburg, welcher dem Bischofe große Belästigung verursachte, bis er vom Amte suspendirt wurde und das Land verließ. Andere dogmatische Gegner waren aus dem reformirten Holland nach Pomesanien gezogen, wo sie durch die Menschenfreundlichkeit des Herzogs Albrecht Unterkommen fanden, während Wilhelm Gnapheus, ein Humanist aus dem Haag, jetzt in Elbing als Schulrector angestellt, ihr geistiges Haupt wurde. Gegen diese „Sacramentierer" verfaßte S. im J. 1534 zur Vertheidigung der lutherischen Lehre von den Gnadenmitteln eine „Epistola ad Batavos vagantes", welche leider verloren gegangen ist. Der Kampf gegen den Spiritualismus beschäftigte S. manchmal bis zu einem seine Gesundheit fast aufreibenden Grade; erst seit 1535 wurde nach dieser Seite hin sein Leben ruhiger, als der Herzog Albrecht, belehrt durch die Ausgänge des wiedertäuferischen Spiritualismus im Münsterschen Reiche, am 1. August 1535 an S. ein Mandat erließ, daß die Eintracht der Lehre im Geiste der preußischen Kirchenordnung von 1525 erhalten, d. h. das Lutherthum als allein berechtigte Religionsgesellschaft im Lande anerkannt werden sollte. Für S. bedeutet dieses epochemachende Edict einen Sieg über den Schwenkfeldianismus.

Dem hohen Ansehen, das S. dadurch bei Hofe und im Lande noch besonders erlangte, entsprach es, daß er bei wichtigen principiellen Angelegenheiten von Kirche und Staat um Rath und Mitarbeit von seinem Landesherrn ersucht wurde. So finden wir ihn im Februar 1537 in Königsberg, als es sich darum handelte, zur Beschickung des Concils von Mantua Stellung zu nehmen, und etwa am 20. Februar d. J. brachte er ein Gutachten über die Frage zu Stande, „was zu thun sei, wo das Concilium etwas, das unchristlich und wider Gottes Wort würde sein, determiniret und der Papst durch seinen Anhang solches vollstrecken wollte". Das Gutachten als „Rathschlag" in deutscher, als „Consilium" in lateinischer Sprache vorhanden (Tschackert, Urkundenbuch II, Nr. 1067 und 1068), neben S. von Polentz, Brießmann, Poliander und Meurer unterschrieben, äußert sich für obigen Fall dahin, daß sich Fürsten und Stände in Gottes Namen zur Gegenwehr anschicken und ihren ungerechten Verfolgern mit unbeschwertem Gewissen Widerstand thun dürfen. An den Papst Paul III. aber, von welchem S. in seiner Eigenschaft als Bischof von Pomesanien durch den Erzbischof von Riga zur Theilnahme am Concil eingeladen war, schrieb er unter dem 25. Februar aus Marienwerder einen lateinischen Brief, in welchem er seiner Freude über die Berufung des Concils Ausdruck verleiht, aber auch dem Adressaten zu verstehen gibt, daß er (S.) nicht nur ein ökumenisches, sondern auch ein freies Concil erwarte, auf welchem jedem frommen Theilnehmer ungehinderte Meinungsäußerung zukomme, falls nämlich die heilige Schrift die unverletzliche Richtschnur sei, welcher jede, auch die Autorität einer noch so zahlreich besuchten Synode, die Palme reichen müsse; unter dieser Voraussetzung hoffte er, dem Concile beizuwohnen, falls nicht sein Landesherr diesem Wunsche entgegenstehe. Dieser Brief, welchen man bisher nur aus dem Königsberger Concepte (gedruckt bei Cosack a. a. O. S. 105—107) kannte und von welchem Cosack a. a. O. und ich in meinem Urkundenbuche wie im „Paulus Speratus" S. 68 annahm, daß er wahrscheinlich nicht abgesandt worden sei, ist, wie Friedensburg jüngst mittheilte, wirklich abgeschickt worden und befindet sich im Original im Staatsarchiv zu Florenz. Vgl. „Nuntiaturberichte aus Deutsch-

land", 1. Abth. 2. Bd. (Gotha 1892) S. 46. Von da an ist S. in principiell wichtigen Angelegenheiten nicht mehr in den Vordergrund der preußischen Reformation getreten; denn die lateinische Eheordnung, welche als „Episcopale mandatum" 1539 in seinem und Polentz' Namen veröffentlicht wurde, war nicht von ihm, sondern auf Befehl des Herzogs in Königsberg von Brießmann und Poliander verfaßt; an dem Erlaß der Kirchenordnung von 1544, welche gegen den Wunsch des S. die „Elevation" der Hostie bei der Feier des Abendmahls aufhob, war er nicht positiv betheiligt und bei der Gründung der Universität zu Königsberg konnte er, der weit ab residierende Bischof, nicht mitwirken, zumal akademisch gebildete Rathgeber in genügender Anzahl dem Herzoge in der Hauptstadt zur Verfügung standen, und Polentz als der nächstresidirende und zuständige Bischof „Conservator" der Universität wurde. Nur im Anfange des osiandristischen Streites mußte S. auf Wunsch seines Landesherrn noch einmal als dogmatische Autorität auf den Plan treten, indem er am 4. Juli 1549 in der Rathsstube des Schlosses zu Königsberg die Magister Lauterwald und Funk, von denen jener den eben zur Professur gelangten Osiander in Thesen angegriffen hatte, über ihren Streit eingehend verhörte und darüber einen in der Handschrift sechszig Bogenseiten langen Bericht an den Herzog abfaßte. (Tschackert, Urkundenbuch III, Nr. 2304.) Es ist dies das letzte wissenschaftliche Werk des S.; mag er in seiner Bescheidenheit selbst nicht damit zufrieden gewesen sein, es ist doch der erfreuliche Beweis, daß er in seinem 65. Lebensjahre, nachdem er fast 20 Jahre ohne theologischen Umgang in Marienwerder gelebt, dennoch die Energie theologischer Denkarbeit sich bewahrt hatte. Auf den Gang des osiandristischen Streites selbst hat S. keinen Einfluß mehr ausüben können; aber als 1567 nach den osiandristischen Wirren die preußische Kirche wieder auf lutherischen Standpunkt gestellt wurde, war auch der geistigen Arbeit des S. ihr voller Einfluß in Preußen wieder gegeben und bis zum Rationalismus hin ist die preußische Kirche in den Bahnen geblieben, auf welche hauptsächlich S. sie geleitet hatte.

Obgleich Speratus' dogmatische Hinterlassenschaft, welche sich meist in Manuscripten auf dem Staatsarchiv in Königsberg befindet, den Eindruck starker Geistesarbeit macht, so bildete doch die pastorale Thätigkeit das Hauptstück seiner bischöflichen Wirksamkeit. Die zahlreichen Ueberreste von Briefen und Acten aus seiner Thätigkeit von 1530 bis 1551 begründen das Urtheil, daß er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und Ordnungsliebe sein oberhirtliches Amt sich hat sauer werden lassen in Kirchenvisitationen und Abhaltung von Synoden, in Anstellung von Geistlichen und Lehrern, in Ausübung der Disciplinargewalt über sie, in Schlichtung von Ehesachen und in unzähligen Personalangelegenheiten, guten und schlimmen, so daß die Arbeitslast ihn manchmal fast erdrücken wollte. (Das Detail darüber bei Tschackert, Paul S. S. 72—86.) So waltete er seines verantwortungsvollen Amtes mit nie ermüdender Thatkraft, bis der Tod ihm den Hirtenstab aus der Hand nahm; am 12. August 1551 (nicht 1554, wie fast überall falsch angegeben wird) starb er zu Marienwerder, nachdem er in Preußen 27 Jahre gewirkt, und davon länger als 21 Jahre dem Bisthum Pomesanien vorgestanden hatte. Am 13. August, Nachmittags 2 Uhr wurde er in dem Dom daselbst feierlich beigesetzt.

Hinter ihm lag ein ungemein arbeitsreiches und gesegnetes Leben, und doch war er von Natur schwächlich und in den letzten Decennien vielfach durch Krankheiten gehemmt gewesen. Sein Bild zeigt uns den ernsten Mann, wie er sich bereits müde gearbeitet hat; auf dem Haupte trägt er eine Luthermütze, Freundlichkeit spricht aus seinen großen Augen, der Gesichtsausdruck ist mild, der untere Theil des Antlitzes wird durch einen Vollbart verdeckt; bekleidet ist der Körper

mit Talar und Pelzkragen, in den gefalteten Händen hält er ein Buch als Symbol der Erbauung und der Meditation. S. hinterläßt, wenn wir sein gesammtes Leben überschauen, den Eindruck einer sich stets gleichen hochgebildeten, tieffrommen, arbeitsfreudigen, würdevollen Persönlichkeit, unter den Reformatoren Preußens zwar nicht der Zeit, wol aber dem Einflusse nach der erste. Ueber seine Werke ist im vorstehenden Artikel an den einzelnen Stellen gehandelt. Seine ganze litterarische Hinterlassenschaft wurde zum ersten Male gesammelt in P. Tschackert, Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogthums Preußen (1890) II. und III. Band; in den Registern am Schlusse des III. Bandes (im Inhaltsverzeichniß und Alphabetischen Register) befindet sich das Verzeichniß aller Schriften und Briefe des S., ein Verzeichniß der Briefe an S. und die Angabe der Stellen, wo außerdem in den Quellen der preußischen Reformationsgeschichte sonst noch über ihn Nachrichten vorkommen. Da dieses Material dem Professor Cosack nur theilweise bekannt war, so ist sein Buch über „Paulus Speratus" (1861), soweit es das Leben des S. behandelt, unvollständig und an nicht wenigen Stellen im Irrthum, während es durch die Behandlung der Lieder des S. und durch den Neudruck und die Commentierung der Löner'schen Dichtungen des Königsberger Gesangbuches von 1527 werthvoll bleibt. Eine auf Tschackert's Urkundenbuche ruhende Monographie über das Leben und Wirken des S. ist Tschackert, Paul S. von Rötlen, evangelischer Bischof von Pomesanien in Marienwerder (Halle 1891, Verein für Reformationsgeschichte).

Paul Tschackert.

Sperges: Josef Freiherr v. S. (=Palenz=Reisdorf), geb. zu Innsbruck am 31. Januar 1725, † zu Udine am 26. October 1791, Sohn des geh. Archivars und Gubernialrathes J. Sperges auf Palenz und Reisdorf. Nach Vollendung der juristischen Studien an der Trienter Akademie erlangte er bald den Posten eines Secretärs bei der Stadthauptmannschaft daselbst und kam 1750 nach Roveredo, wo er sich in hervorragender Weise an der Klärung des verwickelten Grenzstreites zwischen Tirol und dem venetianischen Nachbarstaate bethätigte und eine so genaue Kenntniß der Boden= und Ortsverhältnisse erwarb, daß er die erste maßgebende Karte von Südtirol 1754 entwerfen und 1762 herausgeben konnte. Die Vorzüglichkeit seiner Arbeit über die Grenzverhältnisse bewirkte die Berufung in das geh. Haus=, Hof= und Staatsarchiv als Adjunct (1751). 1759 Min.=Archivar, 1763 Hofrath und Staatsraths=Official geworden in den Geschäften des auswärtigen Amtes viel verwendet, blieb S. dennoch mit seinem engeren Vaterlande in reger Fühlung. Die Frucht seiner Studien auf diesem Boden war die bahnbrechende Arbeit: „Tirolische Bergwerksgeschichte, mit Urkunden" (Wien 1765). — Der bedeutendste Wirkungskreis erschloß sich ihm jedoch seit 1766, durch seine Ernennung zum Referenten der Hof= und Staatskanzlei im Departement der mailändischen Angelegenheiten; seine in dieser Stellung erworbenen Verdienste wurden 1770 durch die Verleihung des Stefans=Ordens und 1771 durch die des erbländischen Freiherrnstandes ausgezeichnet. Freund der Gelehrsamkeit und der Künste und Förderer der Bestrebungen auf diesem Felde, wie dies sein Verkehr und in anderer Richtung seine Stipendienstiftung für adelige Tiroler erweist, hinterließ S. ein gutes Andenken. Zwei Jahre nach seinem Ableben, 1793, erschien eine Sammlung von Briefen an italienische Gelehrte und andere Freunde, seine lateinischen Jugendpoesien und seine Entwürfe zu Bildsäulen= und Medaillen=Inschriften u. d. T.: Jos. Spergesii Palentini centuria litterarum ad Italos, cum appendice III Decadum ad Varios, carmina juvenilia, Inscriptiones; h. von dem Offizial der k. k. Hof= und Staatskanzlei A. Cremes.

Archiv f. G., Statist. u. s. w. h. v. Hormayr, Jahrgang 1810 und dessen oest. Plutarch XVI. Bdch. — Oest. Nationalencyclopädie h. v. Gräffer

und Czikann (1837) V. Bd. — Staffler, das deutsche Tirol und Vorarlberg, (1847, I. Bd.) — Wurzbach, oe. biogr. Lex. 36. Bd. (1878).

F. v. Krones.

Sperl: Joseph S., geb. am 1. Juni 1761 zu Lauchheim, kam als Alumnus des deutschen Ordens nach Nürnberg, wo er 1791 Caplan und später Präses des katholischen Religionsexercitiums in der Deutschordens-Capelle wurde. Am 2. Februar 1800 erhielt er die Pfarrei Zöschingen, am 17. Februar 1803 wurde er Pfarrer und Schulinspector zu Schneidheim im Ries. Am 27. October 1817 trat er die Stelle als Convictsdirector im Wilhelmsstift und katholischer Stadtpfarrer in Tübingen an. Am 24. Februar 1820 wurde er Pfarrer zu Dürmentingen (Oberamt Riedlingen). Nachdem er am 18. September 1834 sein 50 jähriges Priesterjubiläum gefeiert, starb er daselbst am 26. Juli 1837. S. gab 1800 ein Gesangbuch heraus, „Christliche Gesänge, vorzüglich für die öffentliche Gottesverehrung der Katholiken eingerichtet durch einen katholischen Priester". Nürnberg, in Commission der Bauer und Mannischen Buchhandlung. Das Buch enthält größtentheils Lieder von protestantischen Dichtern. Einzelne Texte rühren vom Herausgeber her. S. 231: „Ueber Gräbern wohnet Friede". S. 236: „Heil euch und Gottes hoher Sohn". S. 238 „Reine Engel, ungesehen." S. 240 „O Vater voller Lieb' und Huld."

Koch, Geschichte des Kirchenlieds 3. Aufl. VI, 547. — Siona. Monatsschrift von M. Herold. 17. Jahrgang (1892) S. 136. — W. Bäumker, das kath. deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen III, 114.

Wilhelm Bäumker.

Sperling: Joh. S. wurde am 12. Juli 1603 zu Zeuchfeld bei Laucha in Thüringen geboren. Nachdem er das Gymnasium absolvirt, studirte er in Wittenberg Theologie. Als ihm jedoch bei einem Streite die linke Hand derartig verletzt wurde, daß er dieselbe verlor, ging er zu dem Studium der Medicin und der Naturwissenschaften über. Im Jahre 1625 wurde er Doctor und 1634 Professor der Naturwissenschaften in Wittenberg. Er veröffentlichte zahlreiche kleinere Schriften aus den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften, namentlich der Zoologie, mit der er sich vorzugsweise beschäftigte. Bemerkenswerth ist besonders die nach seinem Tode von Kirchmaier herausgegebene „Zoologia physica" Leipzig 1661. Das Werk ist für die Studirenden geschrieben und ist das erste Handbuch, welches in compendiöser Weise das Wissenswürdigste aus der Zoologie übersichtlich darzustellen sucht. Zur Beurtheilung der zoologischen Kenntnisse der damaligen Zeit ist das Werk von Wichtigkeit. Es fehlen noch vollständig alle physiologischen Vorbegriffe. Statt Nerven und Muskeln als bewegende Elemente wird der mystische „Spiritus" gesetzt. Im zweiten Theile versucht der Verfasser, Diagnosen der verschiedenen Thiere aufzustellen. Allein die Definitionen sind durchaus nicht scharf. Es wird sogar die Stimme der Thiere als entscheidendes Merkmal mit herangezogen. Auch die Eintheilung muß als ein Rückschritt bezeichnet werden, indem z. B. die Eidechsen und Frösche zu den vierfüßigen Thieren und dem Maulwurf und der Maus vorangestellt werden. Jedenfalls ist das Werk das erste Compendium der Zoologie und wurde in der Form den meisten späteren zu Grunde gelegt. S. starb am 12. August 1658.

W. Heß.

Sperling: Otto S., Arzt und Botaniker des 17. Jahrhunderts. Er wurde am 30. December 1602 in Hamburg als der Sohn des damaligen Rectors der St. Johannisschule Paul S. (S. 138) geboren und erhielt seine Bildung an dem Johanneum und dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt. Er studirte dann von 1617 an in Greifswald, seit 1619 in Leyden Medicin. Nachdem er in den Jahren 1621 und 22 eine längere Reise durch Holland und Dänemark gemacht hatte,

setzte er seine Studien im Winter 1622/23 in Rostock fort. Im Sommer 1623 bereiste er zwecks botanischer Studien die dänischen Inseln und Schweden, legte für einen Kopenhagener Arzt ein Herbarium dieser Länder an und kehrte dann im Herbst nach Hamburg zurück. Bereits im folgenden Jahre (1624) brach er zu einer längeren, meist zu Fuß zurückgelegten, Reise nach Italien auf; 1626 begründete er in Venedig einen botanischen Garten für den Rathsherrn Nicolaus Contareni und wurde am 27. Aug. 1627 in Padua zum Doctor der Medicin promovirt, worauf er im Januar 1628 wieder in die Heimath zurückkehrte. Im Frühjahr desselben Jahres beabsichtigte er über Holland nach England zu reisen; ein Sturm, der sein Schiff auf der Fahrt von Rotterdam nach London überfiel, verschlug ihn an die norwegische Küste. Dies wurde für sein späteres Leben entscheidend; er entschloß sich, in Norwegen zu bleiben, und ließ sich in Christiania als Arzt nieder. Hier verheirathete er sich mit Margarethe Andreae, der Wittwe des Arztes Paul Andreae, einer Tochter des Canonicus Andreas Schwendy in Roeskilde, und siedelte infolge dessen 1634 nach dem Landgute Jernlös auf Seeland über, welches seiner Gattin gehörte. 1637 wurde er Arzt am Waisenhause in Kopenhagen, 1638 Hofbotaniker und Inspector der Königl. Gärten, auch 1641, nachdem er inzwischen eine dänische Gesandtschaft nach Spanien begleitet hatte, Stadtphysicus, mit dem Titel eines Leibarztes des Königs Christian IV. In den folgenden Jahren begleitete er mehrfach den Reichshofmeister Grafen Corfiz Ulfeld als Arzt auf dessen Gesandtschaftsreisen nach England, Holland und Frankreich, hier überall auch als Botaniker thätig. Die Differenzen, in welche Ulfeld mit dem König Friedrich III. gerieth, wurden auch für S. verhängnißvoll: er kam in den Verdacht, sich an einer Verschwörung gegen das Leben des Königs betheiligt zu haben, und wurde 1652 aus seinen Aemtern entlassen. Er zog nun zunächst nach Amsterdam, wo er zwei Jahre prakticirte, unternahm von hier aus noch eine Reise nach Stockholm, wurde daselbst mit dem Titel eines königlichen Leibarztes ausgezeichnet und wandte sich dann nach dem Tode seiner Gattin 1654 nach Hamburg. Auch hier betrieb er mit großem Eifer und namhaftem Erfolge die ärztliche Praxis; er wurde in das Collegium medicum aufgenommen und erhielt auch eine Vicarie am Dome. Der dänischen Regierung blieb er dauernd verdächtig; als er im August 1658 zufällig auf einer Reise durch Glückstadt kam, ließ ihn der dortige dänische Commandant Graf Eberstein als des Einverständnisses mit den Schweden verdächtig verhaften und hielt ihn fest, bis endlich im März 1659 ein Befehl des Königs ihn befreite. Am 16. April 1664 wurde S. durch einen dänischen Officier unter dem Vorwande, daß seine ärztliche Hilfe nöthig sei, aus Hamburg gelockt, unterwegs gebunden und geknebelt und als Gefangener nach Kopenhagen geschafft. Man vermuthete, wohl nicht mit Unrecht, daß er mit Ulfeld, dessen Sohn in seinem Hause in Hamburg erzogen wurde, noch immer in enger Verbindung stehe, hoffte auch wohl aus ihm Material gegen den früheren Reichshofmeister herauszubringen. In Kopenhagen setzte man ihn in den „blauen Thurm" und hielt ihn hier, auch nachdem Ulfeld gestorben war, fest trotz aller Proteste und Gesuche des Hamburgischen Senates und trotz der Bemühungen des Königs von Schweden, unter dessen Schutzhoheit das Hamburgische Domcapitel stand. Nach mehr als 17 jähriger Haft starb S. in seinem Gefängnisse am 26. December 1681. — Von seinen Schriften haben der unter dem Titel „Hortus christianeus" 1642 erschienene Katalog des Kopenhagener Königlichen Gartens und der 1662 erschienene „Catalogus plantarum indigenarum" noch jetzt ein historisches Interesse.

Moller, Cimbr. lit. I, 640. — Jöcher IV, Sp. 730. — Gernet, Hamb. Medicinal-Geschichte S. 202. — Otto Sperlings (des Sohnes) landschaftliche

Chronik von Hamburg. — Hamb. Schriftsteller-Lexicon VII, S. 243 ff. — Ziegler, Denkwürdigkeiten der Gräfin L. Ch. Ulfeld (1871).

R. Hoche.

Sperling: Paul S., Schulmann des 16. und 17. Jahrhunderts. Er wurde im Jahre 1560 in Eckernförde als der Sohn eines gleichnamigen Goldschmiedes, der auch zeitweilig Bürgermeister gewesen zu sein scheint, geboren, kam 1572 auf die Cantorei in Glücksburg, dann 1577 auf die lateinische Schule in Flensburg. Da er mittellos war, wurde er hier, wie schon in Glücksburg, von wohlthätigen Menschen erhalten; der Flensburger Bürger Hans Kellinghusen nahm ihn in sein Haus und ließ ihn auch nach Beendigung der Schullaufbahn auf seine Kosten studiren. S. besuchte die Universität Straßburg und widmete sich hier vornehmlich theologischen und philologisch-philosophischen Studien. Nachdem er hier im Herbst 1583 Magister geworden war, besuchte er in den folgenden drei Jahren noch die Universitäten Basel, Tübingen, Jena und Wittenberg und wurde dann 1586 vom Könige von Dänemark als Rector an die Flensburger Schule berufen. Für diese Anstalt verfaßte er einen ausführlichen Einrichtungs- und Lehrplan nach den Grundsätzen seiner Straßburger Lehrer Johannes Sturm und Melchior Junius, der unter dem Titel „Gymnasii Flensburgensis administratio“ in Wittenberg 1589 im Druck erschien und für zahlreiche andre Lateinschulen der Zeit maßgebend wurde. Am 9. Februar 1591 wählte der Rath von Hamburg S. zum Rector der St. Johannis-Schule; aber erst am 28. Juni trat er das neue Amt an, dessen Einkommen ihm 1594 durch die Uebertragung einer Dompfründe erhöht wurde. Die Schule nahm unter ihm rasch einen bedeutenden Aufschwung, der sich namentlich auch in dem starken Anwachsen der Schülerzahl zeigte: 1603 sollen 1100 Schüler, darunter 130 Primaner vorhanden gewesen sein. Allerdings führte die bei solcher Schülerzahl sich bald bemerklich machende Unzulänglichkeit der Lehrkräfte und sonstigen Einrichtungen schon nach wenigen Jahren einen Rückschlag herbei, der sich namentlich in starker Auswanderung von Schülern auf benachbarte Anstalten geltend machte. Um dem zu wehren, wurde unter Sperling's wesentlicher Mitwirkung ein akademisches Gymnasium mit dem Johanneum verbunden und am 2. September 1612 eröffnet; S. übernahm an diesem 1613 die Professur der Beredtsamkeit und Dichtkunst. — So lange seine Kräfte es gestatteten, führte S. die beiden Aemter zusammen fort; 1615 ist noch eine wesentlich von ihm herrührende Schulordnung für das Johanneum erlassen worden. 1619 erbat er körperlicher Schwäche willen seine Entlassung aus dem Rectorate, die ihm vom Rathe in ehrenvoller Weise gewährt wurde; die Professur hat er, wenn auch in den letzten Lebensjahren durch wiederholte Schlaganfälle sehr behindert, bis an seinen Tod beibehalten. Er starb am 13. Juni 1633; die fast 30jährige Zeit seiner Rectoratsführung ist eine der Glanzperioden in der Geschichte des Hamburgischen Johanneums. Seine Schriften, welche das Hamburger Schriftsteller-Lexicon aufführt, haben keinen dauernden Werth gehabt.

Moller, Cimbr. lit. I, 617. — Calmberg, Gesch. d. Hamb. Johanneums, S. 80—90. — Otto Sperling's (des Enkels von P. S.) handschriftliche hamb. Chronik. — Hamb. Schriftsteller-Lexicon VII, 247 f. — Jöcher IV, Sp. 732.

R. Hoche.

Sperling: Paul S., Theologe des 17. Jahrhunderts. Er war am 9. November 1605 in Hambnrg als der Sohn des gleichnamigen Rectors der St. Johannisschule (s. oben) geboren, besuchte das Johanneum und das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte sodann in Rostock Theologie, trieb daneben aber auch umfassende geschichtliche Studien. Zur Vermehrung seiner Kenntnisse in den orientalischen Sprachen besuchte er von 1627 an mehrere

holländische Universitäten und hielt dann nach seiner Rückkehr in Hamburg unter großem Beifall private Disputationen, u. A. einmal an sieben aufeinanderfolgenden Tagen „De Christi crucifixi apophthegmatis“. Die ihm vom Rathe der Stadt angebotene Nachfolge in der Professur seines Vaters am akademischen Gymnasium lehnte er ab, nahm vielmehr, nachdem er noch eine größere Reise durch Dänemarck, Holland, Frankreich und England unternommen, 1633 eine Berufung des Herzogs August von Braunschweig-Wolfenbüttel an, die Erziehung und den Unterricht seines ältesten Sohnes, des Prinzen Rudolf August, zu leiten. 1635 übernahm er die Stelle als Rector und Pastor zu Bordesholm; 1643 wurde er zugleich Propst von Holstein. Als im Jahre 1665 das Gymnasium in Bordesholm aufgehoben und die Universität zu Kiel eingerichtet wurde, siedelte S. nach Kiel über, behielt dort die Propststelle bei und übernahm daneben die Professur für biblische und kirchliche Alterthümer, sowie für geistliche Beredtsamkeit; 1666 wurde er zum Doctor der Theologie ernannt. Er starb in Kiel am 27. April 1679. Seine, im Hamburger Schriftsteller-Lexicon aufgeführten Schriften haben nur vorübergehende Bedeutung gehabt.

Moller, Cimbr. lit. I, 648. — Noodt, Bordesholmische Merkwürdigkeiten S. 37. — Schwarze, Nachrichten von Kiel, S. 321. — Jöcher IV, Sp. 732 f. — Hamb. Schriftsteller-Lexicon VII, S. 248 f. R. Hoche.

Sperling: Paul Friedrich S., evangelisch-lutherischer Geistlicher, wurde 1650 in Freiberg als Sohn des dortigen Superintendenten geboren, besuchte die dortige lateinische Schule und bezog 1668 die Universität Leipzig, wo er sich unter Rechenberg, Mencke und Thomasius namentlich mit philosophischen Studien beschäftigte. Nachdem er sich die Magisterwürde erworben hatte, wandte er sich nach Wittenberg, aber bald, nach seiner Mutter Tode, wieder nach Leipzig, wo er seine theologischen Studien abschloß und gleichzeitig philosophische Vorlesungen hielt. Nach einem kurzen Aufenthalte in Dresden, wo er sich vor dem Oberconsistorium der theologischen Prüfung unterzog, wurde er 1678 Diakonus in Oberwiesenthal. Nachdem er mehrere Berufungen in andere geistliche Stellungen ausgeschlagen hatte, wurde er 1681 dritter Hofprediger in Dresden, und neun Jahr später Superintendent in Leisnig, wo er 1711 starb. Seine lateinischen und deutschen Schriften gehören in das Gebiet der biblischen und praktischen Theologie.

J. A. Gleich, Annalium Ecclesiasticorum Anderer Theil. Dresden und Leipzig 1730. S. 712—729. — A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichkeit im Königreich Sachsen. Dresden 1883. S. 376. Georg Müller.

Spervogel: S., unter diesem Namen vereinigen die Heidelberger Liederhandschriften A und C Strophen von zwei oder mehr mhd. Spruchdichtern, die nach Zeit, poetischem Charakter und Technik scharf gesondert zu haben Scherer's unbestreitbares Verdienst ist. Nicht nur ein sinnloser Zufall der Ueberlieferung hat die Sprüche der verschiedenen Sänger hier zusammen und durcheinander gebracht, sondern es spiegelt sich in der handschriftlichen Verwirrung zugleich die starke Verwandtschaft der Dichter, die neben ebenso starken Unterschieden einher geht. Die Sprüche der Spervogelgruppe sind zumal in ihren ältesten Bestandtheilen für uns unschätzbare Documente der reinen volksthümlich-spielmännischen Spruchdichtung, wie sie war, ehe höfische Einflüsse sie zu der Spruchpoesie Walther's umformten, ehe gelehrte Kunst sie auf den abschüssigen Weg zum Meistergesang brachte. Als Zeugen einer unlitterarischen gesungenen Volksdidaktik haben sie für uns einen historischen Werth, der außer Verhältniß zu ihrem rein poetischen Gehalt steht.

Das gilt vornehmlich von den Dichtungen des ältesten Sängers der Sippe, für den der Name S. in keiner Weise feststeht und der daher kurzweg als der

Anonymus S. bezeichnet zu werden pflegt; die Vermuthung, er habe Heriger geheißen, beruht auf einer sehr zweifelhaften Interpretation. Seine Sprache erweist ihn mit Sicherheit als Oberdeutschen; die sprachlichen Kriterien dagegen, durch die man ihn genauer entweder in Baiern oder auf schwäbischem Boden zu fixiren suchte, halten nicht Stich. Seine poetische Art deutet entschieden auf Baiern hin, nicht auf das modern höfischen Einflüssen früher und stärker ausgesetzte alemannische Gebiet. Bei der Berechnung seiner Zeit pflegt man auszugehn von den Anhaltspunkten, die eine Todtenklage auf verstorbene adliche Gönner darbietet; daraus scheint sich zu ergeben, daß der Anonymus nach 1173 dichtete: andre wollen, gewiß mit Unrecht, sogar über 1185 hinausgehn; leider sind jene chronologischen Anhaltspunkte theils zweideutig, theils reichen unsre Kenntnisse von der damaligen Geschichte des niedern Adels nicht aus, um sie auszunützen; so bleibt auch jenes Datum „nach 1173" immerhin anfechtbar, und die archaische Verstechnik des Dichters weist mit ihren unreinen Reimen, ihrer gleichmäßigen Verwendung stumpfer und klingender Ausgänge, ihren fehlenden Senkungen jedesfalls ebenso in eine erheblich frühere Zeit hin, wie der von den modernen Strömungen des Jahrhunderts unberührte Gedankenkreis. Der Anonymus wird eben, 1173 ein betagter Mann, wie in seinen geistigen Interessen so auch in seiner formalen Schulung wesentlich dem Standpunkte seiner Jugend treu geblieben sein, wie er denn alle seine Sprüche in ein und dieselbe einfache und kurze Strophenform kleidete: drei Reimpaare, in deren letztem die Schlußzeile sowohl durch eine vorgeschobene Waise wie durch sonstige Verlängerung angeschwellt wird.

Die Sprüche des Anonymus zeigen ein so stark persönliches Element, wie es bei mhd. Spruchdichtern nicht wieder begegnet. So erfahren wir manches über sein Leben. Bäurischen Standes, hat er doch als junger Bursche den Pflug verschmäht und den Reizen des aufregenden Spielmannstreibens nicht widerstanden; er hat zumal am Mittelrhein, aber bis nach Niederdeutschland (Giebichenstein) und wohl auch in Baiern vagirt und Gönner gefunden, unter denen ihm Wernhart v. Steinsberg (bei Hilsbach) überschwengliches Lob entlockt. Er hats soweit gebracht, daß er von Schusters Rappen zum eignen Pferde avancirt ist. Aber Schätze hat er nicht gesammelt, auch eine bleibende Stätte der Ruhe, eine „gewisse Herberge" hat er nicht gefunden, und als das Alter naht, die frühern Gönner geschieden, seine Sprüche und Lieder, in denen die Heldensage eine Rolle gespielt haben wird, außer Mode gekommen sind, da empfindet er schmerzlich gleich Walther den Gegensatz von Gast und Wirth, da bekümmerts ihn, den Söhnen nichts hinterlassen zu können, und dem Genossen Kerling räth er, anknüpfend an die Fabel vom Igel und der Füchsin: zimber ein hûs, Kerlinc! darinne schaffe dîniu dinc!" Auch andre Spielmannsfiguren tauchen in des Anonymus Versen auf. In Kerling und seinem Freunde Gebhard, die ein heftiger aber nicht unsühnbarer Streit scheidet, nicht wirkliche lebendige Gestalten, sondern nur Typen des Spielmanns und des „gebenden" Gönners zu sehn, liegt nicht ein Schatten von Grund vor, ja, es widerspricht das der stilistischen Art des Anonymus ganz entschieden, wenn man auch zweifeln mag, ob jener Gebhard mit einem in Regensburger Urkunden der achtziger Jahre erwiesenen histrio oder cytarista dieses Namens identisch ist.

Die Leiden des unheimischen Spielmannslebens, wie der Dichter sie am eignen Leibe erfährt und an Andern erschaut, bilden den Hauptstoff seiner Strophen. Er jammert nicht und schimpft nicht, wie so viele seiner Collegen; er besitzt Würde und Fassung; er trägt seine Erfahrungen resignirt und ruhig, in einer der kurzen Strophe angemessenen Knappheit vor, entweder sie zur Lehre verdichtend oder in ein Bild sie hüllend. Diese seine Bilder weisen noch deutlich auf die bäurische Sphäre hin. Vergebliche Bemühungen um Lohn vergleicht er

den tantalischen Qualen, die er hungernd in einem Obstgarten erlitt; der Spielmann, dessen Lobe der Lohn versagt wird, ist ihm ein Bauer, der künftig den unergiebigen Acker brach liegen lassen wird; die grollenden Feinde ziehen einen Zaun zwischen ihren Höfen, lassen aber doch noch eine Lücke zum Uebersteigen; daß von concurrirenden Spielleuten stets der unverträgliche und vordringliche den Lohn erringe, erläutert eine Anspielung auf die Fabel von zwei Hunden. Aehnlich veranschaulicht er Lehren aus andern Gebieten: daß böse Gesellschaft die Guten verdirbt, beweist der Obstbaum mit unreifen und überreifen Früchten; der ehebrecherische Mann ist ein Schwein, das den trüben Pfuhl dem lautern Quell vorzieht. Daß der Wolf nicht von seiner Art läßt, lehren 3 kurze Fabelstrophen. Es handelt sich hier nirgend um originelle Gleichnisse; im Gegentheil, das kurz Andeutende der Behandlung erklärt sich eben daher, daß sie als bekannt vorausgesetzt werden, und es ist recht lehrreich zu vergleichen, wie die Fabel vom schachspielenden Wolf, die in den Kreis der Moroltgeschichten hinweist, und die von den beiden Hunden späterhin in Reimpaaren von Benutzern des Anonymus breitest aufgeschwellt werden, wie der Guter die Parabel von den zwei Obstarten mit umständlicher Lehrhaftigkeit auseinanderwickelt. Zu ähnlichen Vergleichen laden auch die religiösen Strophen des Anonymus ein: auch hier kein lyrisches Ausströmen, keine redselige Didaktik; auch hier wies die kurze Strophenform den Dichter darauf hin, jedesmal nur einen Gedanken, eine Anschauung, ein Bild reinlich und scharf, aber in sehr karger Ausführung hinzustellen. Daran wird nichts durch die Thatsache geändert, daß manche seiner Strophen als eine Art Lied zusammengefaßt werden können und daß gewisse Wortanklänge dazu sogar auffordern; alle Strophen des Anonymus waren doch zunächst ausnahmslos so angelegt, daß eine jede für sich vorgetragen werden konnte. Die religiösen Sprüche wurzeln besonders deutlich in den Vorstellungskreisen der entschwindenden oder entschwundenen geistlichen Dichtung: kurze Skizzen von Hölle und Himmel, jene traditionell in Negationen, diese mit märchenhaftem Glanz geschildert; eine nüchterne aber entschiedene Sündenklage: ein Lob der nie auszulobenden göttlichen Allmacht und Allwissenheit; eine Empfehlung des regen Kirchenbesuchs klingt denn auch wörtlich mit einem älteren Denkspruch gleichen Inhalts zusammen. Und sogar die Abwehr der neuen Ideale der Zeit versucht der Dichter, da er von übertriebenem Streben nach Ehre für das Seelenheil fürchtet, ersichtlich nicht aus pfäffischer, sondern aus conservativ bäurischer Gesinnung heraus, die über einen altgewohnten engen Kreis überkommener Weisheit und Moral nicht hinweg kann und mag. So wird sich in den gesammten Sprüchen des Anonymus außer dem rein Persönlichen kaum ein Gedanke finden, der nicht auch sonst litterarisch oder aus dem Volksmunde nachzuweisen wäre; trotzdem verleiht die schlichte Natürlichkeit, der kernige gedrungene Ton dieser Strophen, der Effecte und Pointen verschmähend, der ungesuchte Ausdruck einer klaren und starken Persönlichkeit ist, diesen Erstlingen unserer Spruchdichtung eine frische Herbigkeit, die ihren ganz eigenen Reiz hat.

Eine trotz verwandten Zügen doch im Grunde recht abweichende Physiognomie zeigt der Dichter, dem der Name Spervogel (d. i. jedenfalls Sperling; nach Laßberg u. A. vielmehr = Mauerschwalbe) allein mit Sicherheit zukommt. Auch er ein armer gehrender Spielmann unadlicher Herkunft (die Hs. C. und die Zimmerische Chronik nennen ihn Meister), das ist sicher: aber weit zurückhaltender in der Besprechung persönlicher Noth, ja in jeder Betonung seiner Persönlichkeit. Wohl klagt er einmal, ähnlich dem Anonymus, daß er seinen Durst aus kühlem Quell stillen wollte, aber Pechvogel genug war, nichts abzubekommen; ein ander Mal verweist er die, die ihm seine Armuth vorwerfen, auf den Rhein, der auch klein anfängt; sonst faßt er seine Klagen so allgemein, andeutend und unpersönlich wie möglich und versichert wohl gar in ängstlichem Zartgefühl, daß er nicht an

seine Interessen denke, sondern Alle lehren wolle. Seßhafter als der Anonymus und social etwas höherstehend, mag er zeitweilig eine festere Stellung im höfischen Ingesinde angenommen haben. Wo aber, wissen wir nicht. Namen kommen bei ihm nicht vor; eine Strophe scheint am Mittelrhein verfaßt zu sein; sonst fehlt jeder directe Anhalt zur Feststellung seiner Heimath; er schreibt ein Mittelhochdeutsch ohne charakteristische Züge, und nur seine Berührungen mit dem Anonymus haben Anlaß gegeben, ihn gleichfalls nach Baiern zu versetzen; die urkundlichen Belege für den Geschlechtsnamen Spervogel, ein bei diesem Namen ganz unsichres Kriterium, deuten eher, aber nicht nur nach Alemannien. Die archaischen Gewohnheiten des Anonymus fehlen Spervogel's Technik, deren Glätte mindestens in die beiden letzten Decennien des 12. Jahrhunderts führt; möglich, doch unwahrscheinlich, daß er gar ins 13. Jahrhundert hereinragt. Auch Spervogel gebraucht nur eine Strophenform, die gleich der des Anonymus im dreifachen Reimpaar wurzelt; aber sie ist sehr viel reicher und in jüngerer Art ausgestaltet; ihre Melodie ist in der Jenaer Handschrift erhalten, wo sie neben dem hübschen Volksliede, das unter dem Namen des wilden Alexanders geht, die einzige nicht dreitheilige Weise bildet. Von der anspruchslosen Einfachheit, dem ländlichen Erdgeruch, den die Strophen des Anonymus athmen, ist Spervogel weit entfernt. Schon meldet sich bei ihm das viel mißbrauchte Stichwort „Kunst"; schon deutet er den kargen Herren an, daß ihre Ehre leide, wenn sie sich des Sängers Lob nicht durch Gaben erwerben; er macht ihnen fühlbar, wie sehr sie den braven Mann in der Noth brauchen und wie nach dem Bibelwort ganze Geschlechter zu Grunde gehn, die guten Rath verschmähn. Dieser Rath, exclusiver auf ein höfisches Publicum gemünzt, das er einmal vil stolze helde anredet, ist nicht mehr von der naiven Schlichtheit des Anonymus, rechnet schon mit complicirteren Verhältnissen und mit feinerem Takt: Man soll sich nach der Decke strecken, da das Glück wechselt; um das Verlorne soll man sich nicht härmen, sondern vorwärts sehen; man soll den Freund nur im stillen Kämmerlein, nicht vor den Leuten tadeln; wer klug ist, der ist wohlgeboren; nicht schöne Kleider sondern Tugend ziert die Frau; bei ihm ist es nicht mehr der roh sinnliche Mann, wie beim Anonymus, sondern schon die verwöhnte Frau, die die Ehe gefährdet. Auch ein höfisches Compliment für die edle Dame entschlüpft ihm einmal. Religiöse Gedichte hat er gar nicht, die Fabel fehlt ihm ganz, die ausgeführte Parabel mit einer Ausnahme; doch benutzt er gerne ein frappantes Bild als wirkungsvolle Schlußpointe. Eins aber vor allem hebt ihn scharf vom Anonymus ab: dieser denkt und sieht einfach, langsam, aber sehr deutlich; bei Spervogel jagen und häufen sich Bilder und Gedanken unruhig und jäh. Er ist nicht leicht zu verstehn, reiht Sätze verbindungslos an einander, deren Zusammenhang der Hörer errathen mag, ist von der Neigung zu preciösen gesuchten Wendungen nicht frei zu sprechen. Für einen Mann dieser Geistesanlage war die Priamel die glücklichste Form; bot sie doch die beste Gelegenheit, wechselnde disparate Vorstellungen überraschend zu verknüpfen. Das bewußte Streben nach Geist und Wirkung stellt die Sprüche Spervogel's schon unzweideutig zu einer mehr litterarischen Kunstgattung, und es mag seine litterarischen Ansprüche, die dem Anonymus noch ganz fern lagen, bestätigen, daß ein Genosse eine bestimmte Strophe Spervogel's mit Namennennung citirt.

Bestrittener und bestreitbarer ist endlich ein dritter Dichter der Gruppe, der junge S. Diesen Namen bringt die Hs. A an der Spitze eines zwischen die Sprüche des Anonymus gerathenen Liederbuchs, das ganz unzweifelhaft nicht von einem Dichter herrührt. Man kann nun schwanken, ob jener Name ein aus der Luft gegriffener ist, ob er nur den Sammler und Besitzer des Liederbüchleins meint oder endlich, ob so der Dichter des an seinem Anfang stehenden Tones hieß.

Für diese letzte Auffassung spricht der Umstand, daß in der Colmarer Meisterliederhs. die zwei ersten Sprüche dieses Tons nebst einem in A fehlenden, formell bedenklichen und inhaltlich undeutlichen Spruche als eigne Dichtung des „jungen Stolle" ausdrücklich bezeugt sind; der den Meistern geläufigere Name „Stolle" hat den des alten Sängers verdrängt, das Epitheton „der junge" ist geblieben. Weitere Strophen desselben Tons, vielleicht desselben Verfassers, wie ich trotz gewissen technischen Ungleichmäßigkeiten für möglich halte, steuert die von Freidank so stark geplünderte Heidelberger Spruchsammlung bei, die uns auch durch ihren übrigen Inhalt lehrt, daß es damals ungelehrte Sänger dieses lehrhaften Genres in Hülle und Fülle gab. Damit bestimmt sich als die Zeit des jungen Spervogel etwa: vor 1230; das im Reim stehende erworgen deutet nach Mitteldeutschland hin; doch lebte er jedenfalls dem oberdeutschen Sprachgebiete sehr nahe. War er ein Sohn des ältern Spervogel? Seine noch künstlichere Weise hat die ganze Spervogelstrophe mit Ausnahme des Eingangreimpaares als Abgesang einverleibt; auch den einen oder andern Anklang sonst könnte man so auffassen, daß der Sohn da nâch künne lîhte tæte. Die Verwandtschaft der poetischen Gattung und darüber hinaus des poetischen Charakters ist augenfällig: nur ist der Zusammenhang mit dem höfischen Leben hier wieder gelöst, und die Persönlichkeit des Dichters ist hier noch mehr verschwunden; sein Ich verwendet er vorwiegend paradigmatisch, so in der Parabel von dem wegemüden Mann, dem der falsche Freund den Weg auf jede Weise verlegt, und nur einmal verstärkt er die Wirkung seiner Lehre dadurch, daß er versichert, er sage beachtenswerthes, „swie lützel ich der künste kan". Diese seine Lehre ist recht trivial; mit Vorliebe bringt sie falsche Freunde, den Gegensatz von Schein und Kern, die Weisheit, daß Gold nicht allein glücklich mache, zur Sprache; ungewöhnlich ist ein Lob der Kritik, allerdings nur auf die Malerei angewendet. Die Personification von Tugenden stellt sich bereits ein; ein leisester Anflug von Gelehrsamkeit mag in der wiederholten Verwendung des Adjectivs „griechisch" liegen. Sonst bleibt der jüngere S. in gut bürgerlicher Sphäre. Wie sein älterer Namensvetter neigt er dazu, Lehren in sehr losem Zusammenhang an einander zu reihen, ohne doch Priameln zu versuchen: durchgängig sorgt er, und das mit einer sichtlichen Beflissenheit, die Spervogel's gleichartige Neigung überbietet, für einen frappanten und effectvollen Abschluß, sei es durch ein Bild (z. B. aus der Bierbereitung), sei es durch eine Anspielung auf eine Fabel oder Sage, sei es durch einen zusammenfassenden oder deutenden Denkspruch. Das verstärkt nur den Eindruck platter genügsamer Selbstgefälligkeit, den dieser prononcirt philisterhafte Didaktiker einer sinkenden Zeit macht: die drei Dichter der Spervogelgruppe spiegeln, so fern ihre Gattung den geistigen und künstlerischen Hauptströmungen liegt, doch in abgeschwächten Farben die Wandlung des Geschmacks von 1150 über 1190 bis etwa 1225 ganz gut wieder.

Die beste Ausgabe der Sprüche des Anonymus befindet sich in des Minnesangs Frühling, hsg. von Lachmann u. Haupt 25, 13—30, 33; der Strophen Spervogels ebda. 20, 1—25, 12; des jüngeren Spervogel's ebda. 245, 1—247, 60, dazu Pfeiffer, Freie Forschung S. 210—214 und Meisterlieder der Colmarer Liederhs. hsg. v. Bartsch S. 523 f. — Aus der sehr umfänglichen, aber meist werthlosen und untergeordneten Litteratur hebe ich hier hervor als grundlegend: Scherer, Deutsche Studien I, (2. Aufl. Prag u. Wien 1891). — Ueber die Handschriftenfrage handelt etwas anders Wisser, Zu Spervogel (Progr. v. Jever 1882). — Zum Anonymus vgl. Henrici, Zur Geschichte der mhd. Lyrik (Berl. 1876); Wilmanns, Leben und Dichten Walthers v. d. Vogelweide (Bonn 1882) S. 32 ff.; Edw. Schröder, Zeitschr. f. d. Alterth. XXXIII, 101 ff.; Pfaff, Zeitschr. f.

d. Gesch. d. Oberrheins, XLIV, 75 ff.; John Meier, Beitr. z. Gesch. d. d. Sp. u. Litt. XV, 307 ff. — Die Melodie der Spervogelschen Weise steht im 4. Bde. der Minnesinger, hsg. von v. d. Hagen, vierstimmig bearbeitet in v. Liliencron's und Stade's Liedern und Sprüchen aus der letzten Zeit des Minnesangs (Weimar 1854) Nr. XII. — Ueber den jüngern Spervogel argumentirt anders, aber mir in keiner Hinsicht überzeugend: Paul, Beitr. II, 427 ff. Roethe.

Speth: Balthasar S., Kunstschriftsteller, geb. am 22. Decbr. 1774 als der Sohn eines Hofmusikers, welcher 1778 mit dem Kurfürsten Karl Theodor nach München kam. Hier erhielt der Knabe den ersten Unterricht in der deutschen und lateinischen Sprache, sowie im Zeichnen, wobei der Besuch der kurfürstlichen Gemäldegallerie seinen Schönheitssinn weckte. Indessen kehrte die Mutter nach dem schon 1784 erfolgten Tode ihres Gatten mit den fünf Kindern nach der Pfalz zurück. Der Jüngling studirte zu Heidelberg die Theologie, empfing 1798 die Priesterweihe zu Mainz, wurde Licentiat der Theologie zu Heidelberg, übernahm eine Hofmeisterstelle zu Mannheim und gelangte in gleicher Eigenschaft wieder nach München, wo S. erst Katechet an der Feiertagsschule wurde, 1811 Hofpriester an der Residenzcapelle, Professor der Religions- und Sittenlehre am kgl. Kadettencorps, und 1818 Hofcapellan; 1822 erhielt er das Beneficium des Kaiser Ludwig, dann die Stelle eines ersten Capellan und Officiator beim kgl. b. Hausritterorden vom hl. Michael; durch König Maximilian erhielt S. die Ernennung zum Kanonikus an der Metropolitankirche, durch den Erzbischof die Erhebung zum Domscholasticus und mittelst eines päpstlichen Breve zum Apostolischen Protonotar. S. starb am 31. Mai 1846. — Frühzeitig im Zeichnen geübt und ebenso im Besitze eines feinfühligen Auges wie einer sicheren Hand, versuchte sich S. mit Erfolg in der Lithographie, machte durch Joh. Georg v. Dillis, mit welchem S. auch Italien bereiste (1816), umfassende Studien in der Kunstgeschichte, sammelte Kupferstiche und Gemälde, welche alsbald zu einer kleinen, von Kennern und Kunstfreunden häufig besuchten und gerühmten Gallerie anwuchsen. Die Resultate seiner fleißigen Studien und die Ergebnisse seiner Reise legte S. in dem schönen Werke „Die Kunst in Italien" (München 1829, 1821 und 1823 in 3 Bänden) nieder, welches eine Fülle eigner Beobachtungen und selbständiger Urtheile bietet und auch heute noch dankbare Erwähnung verdient. Außerdem verfaßte S. eine ganze Reihe von interessanten lehrreichen Berichten und Artikeln in dem „Anzeiger für Kunst und Gewerbefleiß in Baiern" und im Stuttgarter „Kunstblatt", z. B. „Zur Geschichte der Glasmalerei" (1820), über „Die Entstehung und Ausbildung der Lithographie", über Kunstausstellungen und die neuesten Erzeugnisse der Münchener Maler u. s. w., welche ein bleibendes Zeugniß geben über die Fülle des von ihm gesammelten und sorgfältig verarbeiteten Materials und von der Gründlichkeit und Objectivität seines Urtheils. G. v. Dillis bediente sich des Beirathes seines Freundes bei Anfertigung des „Verzeichnisses der Gemälde in der kgl. Galerie zu Schleißheim" (1831), wie auch bei der Abfassung seines „Katalogs über die Gemälde in der königlichen Pinakothek". S. war eine leutselig heitere Natur, ein Freund guter Laune und deshalb auch in inniger Geistesverwandtschaft mit dem Kirchenrechtslehrer und Historiker J. v. Hortig (dem als Humorist und Satiriker immer noch zu wenig bekannten „Johannes Nariscus"). Speth's Portrait hat Leo Schöninger gezeichnet und galvanographirt 1845.

Vgl. Nekrolog der Deutschen, 1848, I, 356 ff. Hyac. Holland.

Speth: Peter S., Baumeister, Zeichner und Kupferstecher, geboren zu Mannheim 1772 als der ältere Bruder des Vorgenannten, erhielt den ersten Elementarunterricht zu München, kam 1784 nach Frankfurt a./M. zu seinem Oheim Georg Weber, welchem die Ausführung eines auf der Zeil gelegenen

Gebäudes für Herrn v. Schweizer (nach den Plänen des kurpfälzer Baudirectors Pigage) übertragen wurde. Speth's Talent für die Baukunst entwickelte sich schnell; schon in seinem zwanzigsten Jahre wurde ihm der Bau des sogenannten Schmidt'schen Hauses selbständig anvertraut und S. führte denselben zur Bewunderung seiner Umgebung. Dann fertigte er für den Neubau des Nonnenklosters zu Engelthal bei Frankfurt die Pläne, welche jedoch über der Säcularisation liegen blieben. Mehrere Jahre verlebte S. bei seinen Freunden Strütt und G. Primavesi zu Heidelberg, unausgesetzt mit künstlerischen Studien beschäftigt; er lieferte z. B. Zeichnungen und Stiche zu Primavesi's „Ansichten des Heidelberger Schlosses" und Entwürfe zu Baumgärtners „Magazin"; sein Plan zu einem Badehaus in Schwalbach erhielt den von der Regierung ausgesetzten Preis, die Ausführung aber unterblieb. Ebenso blieb ein großes Todtendenkmal, welches ein ungarischer Edelmann erbauen wollte, ein unausgeführtes Project; S. hatte die Preisconcurrenz mit dem Historienmaler Kalliauer zu theilen, zeichnete aber die Ansicht auf Stein, ein Werk, welches zu den seltensten Incunabeln der Lithographie gehört. Durch den Hofgartenintendanten Skell erhielt S. die Stelle eines Architekten am Hofe des Fürsten von Leiningen zu Amorbach, wo er Pläne zu mancherlei Gebäuden entwarf und der Fürstin von Leiningen (Mutter der Königin Victoria von England) Unterricht im Zeichnen ertheilte. Hierauf kam S. als Landbaumeister an den Hof des Großherzogs Ferdinand von Würzburg, welcher selbst nach Uebernahme seiner italienischen Erbstaaten von Florenz aus unsern S. mit Aufträgen zu Privatgebäuden und Landkirchen betraute, ihm die Restauration des Schneidthurmes, des Capitelhauses und der Thorwache an der Zellerstraße übergab, ebenso den Neubau des Zuchthauses, dessen Vollendung jedoch nach der inzwischen erfolgten Uebergabe des Großherzogthums an Baiern in andere Hände kam. S. verwendete seine unerwartete Muße auf die Ausbildung jüngerer Kräfte, concurrirte mit einem Project zum Bau der Donaubrücke bei Nußdorf nächst Wien und übernahm viele Privatbauten, bis er 1826 durch Graf Kotschubei dem Kaiser von Rußland und dem Grafen Woronzow empfohlen, als Provinzialarchitekt nach Bessarabien berufen wurde, wo er den Bau der neuen Metropolitankirche in Kischenew bis zu seinem 1831 erfolgten Ableben leitete. S. war einer der ersten Baukünstler in Deutschland, welcher die Resultate von Niebuhr's Reisen in Arabien und Bonaparte's ägyptischer Expedition auszunützen suchte und die neugewonnenen orientalischen Formen mit den herkömmlichen classischen Elementen in Einklang zu bringen strebte. So bildete S. den Uebergang von der zügellosen Willkühr der Barockzeit zur l'Empire-Periode. Dabei war ihm alles ängstliche Anschließen und Nachahmen der Form verhaßt und zuwider; die Vorbilder stimmten ihn nur zu selbständigen Productionen in einer idealen Höhe. „Das Imponirende, Massige und Räumliche war sein liebstes Feld, womit er Bequemlichkeit, Ordnung und weise Oekonomie zu berücksichtigen suchte." Dieses bestätigte S. auch bei den Festilluminationen, welche ihm die Stadt Würzburg bei mehrfachen Anläßen übertrug. Auch fertigte er für größere Gefängnisse wahre Musterentwürfe, welche unter der Regierung des Vicekönigs Eugen in Mailand veröffentlicht wurden, wobei S. schon 1810 das Zellensystem zur Anwendung brachte. Auf dem Gebiete der Landschafts- und Architekturzeichnung machte er zwei neue „Kaustographie" benannte Erfindungen — eine Manier ohne Farben zu tuschen und doch jeglichen Gegenstand auf dem Papier in Schatten und Licht darzustellen; die eine dieser Erfindungen hat die Eigenschaft, daß sie bei Zeichnungen des rohen Gesteins die Natur bis zur höchsten Täuschung darstellt, die andere vollendet ohne Zuthun irgend einer Farbe jeglichen Gegenstand durch alle Abstufungen von Schatten und Licht. — Als Kupferstecher lieferte S. u. A.

ein Porträt des Frankfurter Thier- und Schlachtenmalers Joh. Georg Pforr (1745 bis 1798), zwei Landschaften mit Thieren und ein Reiterbild nach demselben Künstler. — Zu Speth's Eigenheiten gehörte, daß er im Gegensatz zu seinem vorgenannten Bruder, seinen Namen immer Speeth zeichnete, als die angeblich ursprüngliche Schreibung seiner Familie.

Vgl. Nagler, 1849, XVII, 127. Hyac. Holland.

Speth: Dietrich S. (Spät), zu Zwiefalten, der Sohn des württembergischen Hofmeisters Dietrich S. v. Ehestetten († 1492) und dessen Gattin Ursule Stain zu Jetingen, trat frühzeitig in württembergische Dienste, begleitete 1495 Herzog Eberhard im Bart auf den Reichstag zu Worms, focht 1504 als Helfer Herzogs Ulrich gegen die Pfälzer und 1510 unter Kaiser Maximilian gegen die Venetianer. Ersterer verlieh ihm 1510 das Amt eines Erbtruchsesses, der Kaiser am 1. Mai 1511 die hohe Gerichtsbarkeit. Als Besitzer von Ehestetten, Zwiefalten, Gammertingen, Hedingen, Eglingen, Unter-Marchthal, Neidlingen war er der reichste Edelmann am württembergischen Hofe. Verwandtschaftliche Beziehungen zu Hans v. Hutten und seine Stellung als bairischer Rath führten ihn in die Reihen der Gegner Herzogs Ulrich; er gab daher der Herzogin Sabina 1515 bei ihrer Flucht von Nürtingen nach München das Geleit. Der erzürnte Herzog ließ 1517 Speth's Schlösser ausplündern. An der Vertreibung Ulrich's nahm S. regen Antheil und vertheidigte 1519 als österreichischer Obervogt Urach gegen denselben. Beim Entsatz von Wien 1529 zeichnete er sich aus und nahm 1534 Antheil an der Schlacht bei Lauffen. Als kaiserlicher Rath starb er am 1. Dec. 1536, nachdem er seine Gattin Agatha v. Neipperg drei Jahre früher verloren hatte.

Ch. F. Stälin, wirtemb. Gesch. IV, 123, 124, 145, 146, 191, 194, 199, 225. — Heyd, Herzog Ulrich v. Wirtemberg I, 409—411, 416, 556. — Ulmann, Fünf Jahre württemb. Geschichte, 1867, S. 23, 24, 87. — Litterarische Beilage des Staatsanzeigers von Württemberg 1887. 341—349 (E. Schneider). — Stadlinger, Geschichte des württemb. Kriegswesens, 1856, S. 222 ff. — R. v. Liliencron, die historischen Volkslieder der Deutschen III, 200, 202, 238, 242, 244, 245, 247, 248, 251, 253, 256, 258, 264, 454; IV, 68, 69, 71, 78, 88—90, 92, 94. Th. Schön.

Spiegel: Ernst Ludwig Freiherr v. S. zum Desenberge, Domdechant, bisher nur bekannt als Gleim's Freund, so wie durch die Sage, er sei eines Duelles wegen von dem Reichs-Kammergerichte in Wetzlar hingerichtet, die durch die Kirchenbücher in Wetzlar und Halberstadt widerlegt wird. Eine Monographie des Unterzeichneten „Friedrich der Große und der Domdechant von S." wird noch manches Nähere enthalten. Man findet Ernst Ludwig in keinem Conversationslexicon. Von anderer Seite aber ist auch in der älteren Geschichte der ganzen Familie S. die Klarheit vermißt worden. In dem Wappen befinden sich überall die bekannten drei runden Spiegel, die in Halberstadt, von wo sich die anderen Stiftsfamilien natürlich seit 1807 zurückzogen, beinahe so angesehen sind, wie das Stadtwappen und als ein hübsches Wahrzeichen der Stadt zur Erinnerung an die halberstädtischen Kunst- und Litteraturperioden betrachtet werden können. Diese drei Spiegel fehlen oder fehlten auch nicht an dem Hause zum Spiegel in der Brigittenpfarrei zu Köln am Rhein, welches als das gemeinsame Stammhaus aller Herren vom Spiegel erscheint. Die einzelnen Linien fügten ihren Wappen besondere Zusätze bei, einen Mohren mit rothem Turban, einen rothen Pferdekopf mit silberner Schnauze oder dergleichen. Schon in alter Zeit erscheinen die S. bald als Grafen, bald als Freiherren, bald als niederer Adel. Zu Köln besaßen die S. auch noch andere Gebäude z. B. den Rodenberg, und von den Rodenbergern stammen wahrscheinlich die Desenberger ab. „Mit Gott und mit Ehren" ist der Wahlspruch

der letzteren. Schon 1687 scheinen unter ihnen Grafen gewesen zu sein. Zu den Desenbergern gehörten auch die Hanxleben und dann wieder die Pickelsheim. So wurde aus dem rheinischen Uradel ein westfälisches Rittergeschlecht. Die Desenberger waren Erbschenken in Paderborn, die Pickelsheimer daselbst Erbmarschälle. Sie erlangten große Wichtigkeit für Paderborn und scheinen im Kreise Warburg noch jetzt begütert zu sein. Auch in Kursachsen sollen die S. große Güter besessen haben. Von da sind sie nach Schlesien gekommen, wo sie noch zu finden sind. Daß die Desenberger und die Pickelsheimer von Münster-Paderborn nach Halberstadt kamen, ist nicht zu verwundern, da die Katholiken der Provinz Sachsen, wie noch jetzt, ganz oder zum Theil unter dem westfälischen Krummstabe standen. Wenn die Pickelsheimer aber früher als die eigentlichen Desenberger im Besitze von Seggerde bei Weferlingen waren, so kamen sie vielleicht doch von ihrem zeitweiligen Aufenthaltsorte Ansbach dahin; wir finden einen Markgraf von Bayreuth als Besitzer von Weferlingen, das er reich beschenkte. Zu den Besitzungen unseres Domdechanten Ernst Ludwig Freiherrn v. S. in der Provinz Sachsen gehörte Ellrich, bei welchem der Dichter Göckingk im S.'schen Grundstücke wohnte, Schneidlingen, wo Gleim so viel verkehrte, Suderode, das Spiegelhaus bei Victorshöhe u. s. w. Da unter den 14 Domherren zu Halberstadt, welche am 25. September 1753 den evangelischen Ernst Ludwig v. S. zum Domdechanten wählten, vier Katholiken waren, so möchte man glauben, daß auch der frühere Domdechant von Halberstadt Arno S. v. Pickelsheim, der am 28. December 1660 starb, katholisch gewesen sei. Er war indessen, wie der zweite Domdechant v. S., Protestant, denn in der für die Protestanten in Magdeburg und Halberstadt gefährlichsten Zeit des dreißigjährigen Krieges mußte er dem Katholiken Joachim v. Hünecken weichen. Die S. im jetzigen Regierungsbezirk Magdeburg waren mithin immer eifrige Protestanten. Ernst Ludwig, Sohn des 1742 verstorbenen Generallieutenants Karl Ludw. v. S. (S. 158), hatte sich 1748 mit der 20jährigen Tochter des halberstädtischen Domherrn Werner Ludwig Baron v. S. auf Seggerde Ermgard Melusina Johanna Elisabetha vermählt, einer Urenkelin jenes früheren Decans S. Die unmittelbaren Vorgänger des zweiten Decans v. S. waren ein Herr v. Bennigsen, der Katholik von Stechau und zwei Herren v. d. Busch, durch welche letztere der Vorname Clamor an den Dichter Klamer Schmidt (s. d.) kam. Der Domdechant Ernst Ludwig v. S. wird auch Vicedominus genannt und war Propst des kleinen Stiftes Petri und Pauli. Man muß annehmen, daß Gleim bereits für seine Wahl zum Domdechanten thätig war, da unter denen, die ihn wählten, neben den Diepenbrock, Ketteler, Ysenburg, Hardenberg und Fürstenberg, auch der Herr v. Berg war, auf dessen Fürsprache schon 1747 Gleim zum Domsecretär ernannt war. Jedenfalls entsprach es ganz dem Verhältnisse Friedrich II. zu den hohen Würdenträgern in Klöstern und Stiftern, wie wir sie auch durch eine Rede von Mommsen kennen, daß die Wahl bei Hofe mit Jubel aufgenommen wurde. Am 13. Febr. 1754 bei Spiegel's Anwesenheit in Berlin bestimmte der König für die Halberstädter Domherren einen eigenen Orden, den St. Stephansorden, ein in acht Spitzen ausgehendes Kreuz, in dessen Mitte sich auf der einen Seite das Bild Sancti Stephani als Patrons des Halberstädter Domes und auf der andern der goldgekrönte schwarze Adler mit ausgebreiteten Flügeln und einem goldenen Namenszuge befand. Nach dem Tode des Domdechanten wird dieser Orden nicht mehr erwähnt, doch in Caspar Abel's 1754 erschienener halberstädtischer Stiftschronik ist das von Friedrich eigenhändig unterzeichnete Diplom vom 15. Februar 1754 abgedruckt und ihm die Abbildung des Ordens beigegeben. S. ging mit Feuereifer auf jeden Gedanken Friedrich's ein. Selbst ohne allzu hohe Bildung überließ er seinem Syndicus Gleim die Regierung

Kaum war Gleim einer Aufsicht unterworfen. War auch sein Gehalt nicht bedeutend, so flossen ihm doch schon allein durch den damals noch für erlaubt gehaltenen Weinkauf bei Verpachtung der jetzigen großen Domainen im Halberstädtischen bedeutende Summen zu, welche er zu wohlthätigen Zwecken, insbesondere aber für die deutsche Litteratur, anwandte. Man kann nicht umhin, Gleim und S. für die Maecenaten des Potsdamer Augustus zu halten, der freilich mehr Louis XIV. mit seinem Colbert als Octavianus und Maecenas vor Augen hatte. Obwohl der König neben der französischen Litteratur die deutsche nicht bei sich zum vollen Verständnisse reifen lassen konnte, so suchte er den deutschen Schriftstellern doch zu nützen so viel, als ohne den Staatsschatz deshalb anzugreifen, möglich war. Nach der Schlacht bei Prag im J. 1757 wollte S. sich mit Gleim auf den Kriegsschauplatz begeben, doch beschloß nachher Gleim in Halberstadt zu bleiben, weil wegen der vielen durchreitenden Stafetten immer für frische Pferde aus dem Marstalle des Dombechanten gesorgt werden mußte. S. ging mit nach Kolin, wo er sich während der Schlacht an dem heißen Tage durch Austheilen von Eis aus einer Eisgrube an die preußischen Soldaten ein großes Verdienst erwarb. Von hier aus trat S. den Heimweg an mit einer Abtheilung preußischer Soldaten. Dem Anführer derselben war S. zuwider. Er täuschte ihn über die Reise und ließ ihn unterwegs sitzen. Bei Fortsetzung des Marsches wurde jedoch diese Abtheilung preußischer Soldaten von einer überwiegend starken Anzahl Feinde theils niedergehauen, theils gefangen genommen. S. war gerade durch den Verrath des vornehmen Officiers gerettet und langte unter großem Jubel der durch die Nachrichten über ihn sehr geängstigten Bevölkerung wieder in Halberstadt an. In demselben Jahre, 1757, führte Gleim in einer Variante zu seinem Siegesliede auf die Schlacht bei Roßbach unter den fliehenden Reichstruppen auch den Paderborner ein, weil der Domherr die dortige Mundart gern im Scherze sprach. Die Siegesfeste wurden wohl nirgends in der Provinz so großartig gefeiert als in Halberstadt. Mit Vorliebe wurde die Karschin dort nicht allein bei Gleim, sondern auch in den Curien von S. und Stolberg sowie auf Schloß Wernigerode empfangen und bewirthet. Als Gleim erfuhr, daß die Herzogin Amalie von Weimar nach ihrer Vaterstadt Braunschweig reisen wolle, ließ er sie durch Wieland einladen ein Fest auf den Spiegelsbergen vom Dombechanten anzunehmen. Wohl im August 1783 wurde es ihr von S. gegeben. Auch ein zweites auf der Rückreise im September 1783, bei dem Goethe und der braunschweigische Hof zugegen waren, wurde wohl mehr auf den Spiegelsbergen als in Halberstadt gefeiert. Es handelte sich bei der Einladung nach Spiegelsbergen auch um einen Wetteifer der Gartenbaukunst in Weimar und Halberstadt. Da S. in der Gartenbaukunst der Gleim'schen Hilfe weniger wie im Stafettendienst bedurft zu haben scheint, so kann man ihn wohl den Pückler-Muskau seines Jahrhunderts nennen. Nicht weniger als 29 Jahre war S. Dombechant, als ihn die Herzogin Amalie auf seinen „Bergen" (wie die Halberstädter die Spiegelsberge nennen) besuchte. Schon stand er vor seinem Niedergange. S. soll einmal im Gespräche mit einem Grafen eine Aeußerung über Religion gethan haben, welche diesen, da er sie für Blasphemie hielt, veranlaßte ihn zu fordern. Angeblich tödtete ihn der Dombechant im Duelle und wurde deshalb vom Reichsgerichte in Wetzlar zum Tode verurtheilt. Friedrich der Große soll ihn geschützt, aber bei dessen herannahendem Tode soll S. einen Ausgleich in Wetzlar versucht haben und dort schnell hingerichtet sein. Allein nicht einmal das Duell kann wie Fritsche erzählt mit einem Grafen Stolberg stattgefunden haben. Vielleicht eines Erbschaftsprozesses wegen reiste S. nach Wetzlar, erkrankte an einem Brustleiden und starb daran am 22. Mai 1785. Eine Beunruhigung des Publikums, die zu der falschen Sage führte, entstand dadurch, daß S. dreimal begraben wurde,

zuerst in Wetzlar, dann auf den Spiegelsbergen und zuletzt in Seggerde. Sollte man nicht glauben, daß in der Audienz, die Gleim dann am 22. December 1785 bei Friedrich hatte und in der über den neuen Dombechanten gespöttelt wurde, auch von S. die Rede gewesen sein und die Zukunft des Stiftes besprochen sein müsse? Der Geist, in dem das Stift geleitet wurde, blieb in der That bis zu Gleim's Tode im J. 1803 im wesentlichen unverändert. Man kann daher die ganze letzte Periode des 1807 aufgehobenen protestantischen Stiftes wohl die Gleim'sche nennen. Zum Verständnisse der Stellung von S. in Halberstadt sind die angeführten Aeußerungen Gleim's zu beachten, nach denen er von S. spricht als von dem vielbesungenen Musen- und Menschenfreunde, „unsterblich durch den heiligen Ruf der Güte, ein Spiegel des edelsten Wohlwollens, der reinsten Liebe zur Menschheit, ein Edler von Geburt und Gesinnung":

„Unter den Todten beweint ein Jeder die Seinen, um Dich weint,
Spiegel, die Stadt und das Land, aber die Freunde noch mehr."

Gleim dichtete unermüdlich seine Lieder auf Leopold von Braunschweig und S. Als Herder ihm deshalb das „multum non multa" vorhielt, war schon die Fortsetzung gedruckt. Auch setzte Gleim jährlich zwei Friedrichsd'or für das beste Gedicht auf den Tod des Dombechanten aus. Da dasselbe jedesmal an Spiegel's Todestage auf den Spiegelsbergen, wo er aber nicht mehr in dem von ihm selbst erbauten Mausoleum ruht, von der durch Gleim's Fürsorge noch immer mit Kaffee und Kuchen bewirtheten Schuljugend abgesungen wird, so lag es den bisher gekrönten Dichtern (Klamer Schmidt, Nathanael Fischer, Jung, August Hesse u. s. w.) immer wieder nahe, seine Schöpfung, die Spiegelsberge, im neu erwachten Frühlingsglanze zu verherrlichen. Preisrichter für das zu krönende Gedicht sind die Stadträthe. — S. hatte einen Sohn, der ein Sonderling war, und einen Enkel, mit welchem nach 1870 die halberstädtische Linie zu Ende ging, eine hohe edle Gestalt. Durch den Dr. Lucanus und den Architekturmaler Hasenpflug schuf der Enkel als Seitenstück zu der litterarischen Periode, in der ja auch schon Gemälde gesammelt wurden, eine Blüthenperiode der Kunst in Halberstadt. Plötzlich aber schloß er seine Gemäldesammlung, widmete seine Mittel nur noch der prächtigen Herstellung der Wirthschaftsgebäude auf den Spiegelsbergen und zog nach dem kleinen Seggerde, welches einem niedlichen Schmuckkästchen gleicht. Seine Wittwe wohnt wieder in der Dombechanei in Halberstadt und hat die berühmte Gemäldegalerie (Söhne Eduards u. s. w.) auf das liebenswürdigste von neuem wieder zugänglich gemacht.

Fahne, kölnische Geschlechter I, 40, 407; II, 141—147. — Fahne, westf. Geschl. S. 366. — Fahne, Hövel II, 168—172. — Das Wappen der Desenberger bei Siebmacher, neue Ausgabe, III 1 (1857) Tafel 32, dazu Text S. 32 und III 2 (1878) Tafel 434. — Ledebur, preuß. Adelslexicon II, 462, 463. — E. H. Kneschke, Adelslexicon III, 558—561. — Caspar Abel, Halberstadt, S. 568—590. — Körte, Gleim, S. 213—221. — Ueber S. in Kolin H. Pröhle, Friedrich der Große u. d. d. L., S. 199, 200, 226, 227, über S. als Freiwerber für Klopstock, ebenda S. 143, über Goethe und Spiegelsberge H. Pröhle, Lessing, Wieland, Heinse S. 104, 105, Goethe, Schiller, Bürger S. 45, 46 und Reisehandbuch für den Harz, 22. Aufl., S. 19. — Acten über S. im Preuß. Geh. Staatsarchiv. Ueber den gewaltsamen Tod wird in Uebereinstimmung mit der Volksüberlieferung nur berichtet in Fritsche's handschriftl. „Reise zu dem Harzgebirge im July 1804" (im Besitze des Unterzeichneten) Quartbl. 12 f. — Mitth. von Jänicke, Jacobs und der Direction des Staatsarchivs zu Wetzlar. H. Pröhle.

Spiegel: Ferdinand August Maria Joseph Anton Graf S. zum Desenberg, Erzbischof von Köln, geboren am 25. December 1764 auf

dem Schlosse Canstein in Westfalen, † am 2. August 1835 zu Köln. Er stammte aus der alten westfälischen Familie der Freiherren Spiegel zum Desenberg und Canstein. Sein Vater, Theodor Hermann, war kurkölnischer Geheimer Rath, seine Mutter, die zweite Frau des Vaters, eine Freiin von Landsberg. Er hatte sechs Brüder und zwei Schwestern; der älteste Bruder, Wilhelm, wurde kurkölnischer Kammerpräsident und Curator der kurfürstlichen Universität zu Bonn, der jüngste, Kaspar Philipp, war längere Zeit österreichischer Gesandter in München († am 29. März 1837; s. Wurzbach 36, 146). Ferdinand August kam, 13 Jahr alt, als Edelknabe des Fürstbischofs von Fulda in das dort zur Ausbildung junger Adeliger errichtete Convict. Am 9. Mai 1779 erhielt er von dem Weihbischof von Fulda die Tonsur, 1782 eine Präbende im Domstift zu Münster (1790 auch Präbenden zu Osnabrück und Hildesheim). Er siedelte nun nach Münster über, wohnte dort bei seinem Oheim Goswin Anton und studirte an der dortigen Universität Theologie und Jura. 1790 begleitete er den Kurfürsten Maximilian Franz, Erzbischof von Köln und Bischof von Münster, zur Kaiserkrönung nach Frankfurt. Am 17. November 1793 verlieh ihm der Kurfürst die durch den Tod seines eben genannten Oheims erledigte fünfte Prälatur, die Stelle des Vicedominus und Archidiakonus im Münster'schen Domcapitel. Einige Tage darauf, 25. November, ließ er sich von dem Weihbischof Wilhelm d'Alhaus die vier niederen Weihen und die Subdiakonatsweihe ertheilen. Am 18. Januar 1796 wurde er zum fürstbischöflichen Geheimen Rath ernannt, am 25. Juli von dem Weihbischof Caspar Max v. Droste zum Diakon geweiht. Am 29. Juli 1799 wurde er von dem Capitel einstimmig zum Domdechanten gewählt; der Kurfürst bestätigte die Wahl am 18. August. Am 6. Dec. 1799 wurde er von dem Weihbischof v. Droste zum Priester geweiht.

Nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian Franz, 27. Juli 1801, suchte die preußische Regierung mit Rücksicht darauf, daß im Luneviller Frieden vom 9. Februar 1801 die Säcularisation der geistlichen Staaten in Aussicht genommen war, die Wahl eines neuen Fürstbischofs von Münster zu hintertreiben. Hauptsächlich durch Spiegel's Einfluß wurde sie am 9. September doch vorgenommen und der Erzherzog Victor Anton gewählt, den das kölnische Domcapitel zu Arnsberg am 7. October auch zum Erzbischof von Köln wählte. Die Wahl hatte keine weiteren Folgen: durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1808 fiel die Stadt Münster und ein Theil des Bisthums an Preußen; durch den Frieden von Tilsit vom 9. Juli 1807 wurde Münster dem Königreich Westfalen, am 1. März 1808 dem Großherzogthume Berg, am 10. December 1810 dem französischen Kaiserreiche einverleibt; im November 1813 wurde es definitiv ein Bestandtheil des preußischen Staates.

Der Freiherr vom Stein, der 1802 als höchster preußischer Beamter nach Münster kam, beantragte die Ernennung von S. zum Mitgliede der Commission für die Universität und das Gymnasium; er sagt in seinem Berichte vom 2. Dec. 1802: er kenne ihn seit zwölf Jahren als einen Mann von ausgezeichneten Geisteskräften, ausgebreiteten Kenntnissen, einer großen und sehr beharrlichen wissenschaftlichen und Geschäftsthätigkeit; seit seine Bemühungen, die alte selbstständige Verfassung des Münsterlandes aufrecht zu erhalten, durch die politischen Ereignisse vereitelt seien, habe er nicht einen Augenblick unterlassen, die Forderungen seiner neuen Verhältnisse mit Offenheit, Würde und unermüdeter Thätigkeit zu erfüllen. Als der Curator der Universität, Franz v. Fürstenberg (A. D. B. VIII, 232) 29. Juni 1805 aus diesem Amte entlassen war, wurde S. mit dem Oberpräsidenten L. v. Vincke an die Spitze einer Universitäts-Einrichtungs-Commission gestellt. Er correspondirte nun mit dem Professor Oberthür zu Würzburg (A. D. B. XXIV, 107), um Schüler desselben für die Universität, deren

Erweiterung geplant wurde, zu gewinnen. Es gelang aber Oberthür nur einen einzigen, Michael Wecklein, zur Annahme einer Berufung (als Professor der orientalischen Sprachen) zu bestimmen, und mit diesem legte S. nicht viel Ehre ein. Er gab bald solchen Anstoß, daß Fürstenberg als Generalvicar im Frühjahr 1806 den Theologiestudirenden den Besuch seiner Vorlesungen verbot. (Wecklein wurde später als Bibliothekar nach Bonn versetzt, 1829 von S. zum Canonicus in Aachen ernannt, † am 31. October 1849.) Unter der französischen Herrschaft wurden der Graf Merveldt und der Domherr v. Droste-Vischering S. in der Universitätscommission zur Seite gesetzt, mit denen er nicht harmonirte. Er zog sich in den ersten Jahren der Fremdherrschaft aus dem öffentlichen Leben zurück, bemühte sich aber mit Geschick und Erfolg, die finanzielle Bedrückung des Münsterlandes zu mildern und den Mitgliedern der aufgehobenen Stifter angemessene Pensionen zu erwirken.

Im September 1811 schlug Stein dem Staatskanzler Hardenberg vor, S., „einen geistvollen, kräftigen Mann“, als Coadjutor des Fürstbischofs Hohenlohe von Breslau zum „Chef der schlesischen Geistlichkeit“ zu ernennen. Es kam nicht dazu. S. mußte vielmehr zunächst eine ganz andere Stellung übernehmen. Am 15. Mai 1813 überraschte ihn der französische Präfect mit der Mittheilung, der Kaiser habe ihn am 14. April zum Bischof von Münster ernannt und er habe binnen vierzehn Tagen zu Paris den vorgeschriebenen Eid abzulegen. Auf seine ablehnende Antwort erwiderte der Präfect: wenn er nicht gutwillig reise, werde er mit Gewalt nach Paris gebracht werden. S. reiste also nach Paris; seine Bitte, man möge ihn wenigstens erst in Rom anfragen lassen, wurde mit der Versicherung abgelehnt, der Kaiser übernehme es, die Zustimmung des Papstes zu erwirken. So legte denn S. am 27. Juni vor der Kaiserin Marie Louise den Eid ab, und unter dem 15. August wurde dem Münsterschen Domcapitel seine Ernennung zum Bischof amtlich mitgetheilt und dasselbe zugleich angewiesen, ihm „nach dem Gebrauche aller Kirchen des Reiches“ bis zu seiner Consecration als Capitularvicar die Verwaltung der Diöcese zu übertragen. Die Ernennung Spiegel's war, da das französische Concordat von 1801 für Münster keine Geltung hatte, unberechtigt und S. wurde denn auch vom Papste nicht bestätigt. Die Uebernahme der Verwaltung der Diöcese stieß aber noch auf besondere Schwierigkeiten. Auf den Wunsch des Generalvicars Fürstenberg hatte das alte Münstersche Capitel am 18. Januar 1807 den Domherrn Clemens August v. Droste-Vischering (A. D. B. V, 420) zu seinem Coadjutor gewählt und am 9. Juli hatte Fürstenberg diesen als seinen Nachfolger bezeichnet. Nachdem Münster 1810 dem französischen Reiche einverleibt worden war, wurden am 14. Nov. 1811 alle Capitel, Klöster und geistlichen Corporationen, auch das Domcapitel, supprimirt; in einem Decrete vom 24. August 1812 erklärte aber Napoleon: das Domstift solle als einfaches Domcapitel gleich den übrigen des Reiches bestehen bleiben, aber alle Mitglieder desselben, die sich außerhalb des Reiches aufhielten oder nicht Priester seien, seien als ausgeschieden anzusehen und die Zahl der Domherren solle auf elf reducirt werden. Von den 40 (sämmtlich adligen) Mitgliedern des Capitels lebten noch 31, vier außerhalb des Reiches, zwanzig, die nicht Priester waren. Von den sieben anderen trat S. in das neue Capitel nicht ein, so daß es nur sechs Mitglieder zählte. 1813 ernannte Napoleon noch fünf neue, die am 12. Mai von den älteren als Mitglieder des Capitels anerkannt wurden. Als nun S. von Napoleon zum Capitularvicar designirt war, weigerte sich Droste auf das Verlangen des Präfecten, sein Amt niederzulegen, einzugehen, verstand sich aber am 31. August 1813 dazu, S. als zweiten Capitularvicar anzuerkennen und ihm die Verwaltung der Diöcese ganz zu überlassen, wenn er einen Revers ausstelle, daß der Capitularvicar v. Droste ihn für sich substituirt

habe. Durch ein Circular vom 31. August zeigte er dann den Pfarrern an, S. habe die Verwaltung der Diöcese übernommen.

Als ernannter Bischof von Münster erließ S. nach der Schlacht bei Dresden (26. und 27. August 1813) einen im Napoleonischen Sinne gehaltenen Hirtenbrief. Im November 1813 kam Münster wieder unter preußische Herrschaft. Droste wollte nun die Verwaltung der Diöcese wieder selbst übernehmen; S. suchte sich im Einverständniß mit dem Oberpräsidenten v. Vincke als Capitularvicar zu behaupten. Droste reiste aber 1814 nach Rom; der Papst mißbilligte die von ihm dem ernannten Bischof S. ertheilte Substitution, und nach seiner Rückkehr widerrief er dieselbe (31. August 1815) und erklärte in einem Circular an die Geistlichkeit, er habe die Verwaltung der Diöcese wieder übernommen. Er behielt sie bis zur Ernennung des Bischofs Lüning im J. 1821.

Im J. 1814 wandte sich S. an Stein mit dem Wunsche, zur Bearbeitung der katholischen Dinge in Deutschland berufen zu werden. Stein antwortete: „Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß Ihre Annahme der bischöflichen Würde aus den unbefugten und blutigen Händen des Verfolgers des heiligen Mannes, der das Oberhaupt der katholischen Kirche ist, und Ihr Hirtenbrief, wo Sie zur Feier der Schlacht von Dresden auffordern, Ihnen bei Ihren Glaubensgenossen und bei allen redlichen Deutschen einen unberechenbaren Schaden gethan hat." Das freundschaftliche Verhältniß zwischen beiden Männern wurde aber wiederhergestellt und sie unterhielten bis zum Tode Stein's (1831) einen lebhaften Briefwechsel nicht nur über kirchliche, sondern auch über politische, namentlich preußische und westfälische Angelegenheiten und über den Plan der Herausgabe der Monumenta Germaniae.

Im Sommer 1814 trat S. in Beziehungen zu dem Staatskanzler Hardenberg. Er übersandte ihm im August und September Denkschriften, „Grundzüge über das katholische Kirchenwesen", „Ueber das Kirchenwesen zwischen Main und Mosel", „Ueber die Lage und Bedrückung der katholischen Kirche in Deutschland" (sie sind leider nicht mehr aufzufinden). Auch im J. 1815 arbeitete er im Auftrage Hardenberg's Berichte und Denkschriften über katholisch-kirchliche Angelegenheiten aus. Eine Zeit lang war er auch auf dem Wiener Congreß dessen Berather. Am 17. Januar 1816 wurde er mit seinem Bruder Kaspar Philipp in den Grafenstand erhoben, 20. März 1817 zum Mitglied des Staatsrathes, 11. März 1819 zum Wirklichen Geheimen Rathe ernannt.

Im April 1817 wünschte Hardenberg, S., der eben zu den Sitzungen des Staatsrathes in Berlin war, möge zu den Conferenzen zugezogen werden, welche über die Instruirung Niebuhr's für die Concordatsverhandlung mit Rom gehalten wurden. Aber der Minister des Innern, Schuckmann, sprach sich, wahrscheinlich unter dem Einflusse des Geheimen Rathes Schmedding (A. D. B. XXXI, 631), der schon in Münster mit S. nicht harmonirt hatte, dagegen aus. — In demselben Jahre wurde S. für das Bisthum Breslau in Aussicht genommen, lehnte aber ab. Im Juni 1821 genehmigte der König Altenstein's Vorschlag, ihn für das Erzbisthum Köln vorzuschlagen. Niebuhr gelang es, sein Verhalten in der französischen Zeit in Rom so zu entschuldigen, daß von dort kein Widerspruch zu befürchten war. Aber S. selbst trug Bedenken, das Amt anzunehmen, hauptsächlich darum, weil er sich über die Rechte, die er als Erzbischof, auch der Regierung gegenüber, glaubte beanspruchen zu müssen, mit dem Ministerium nicht gleich verständigen konnte. Stein forderte ihn in mehreren Briefen dringend auf, anzunehmen; aber erst im Februar 1823 theilte ihm S. mit, er habe das Erzbisthum „unter gewissen, für den Erfolg seines Wirkens nothwendigen Bedingungen" angenommen. In einem Breve vom 10. Juli 1823 erklärte sich Pius VII. mit der Ernennung einverstanden und beauftragte den Fürstbischof

von Ermland, den Informativproceß selbst oder durch einen Subdelegirten auszuführen. Das Breve wurde vorläufig in Berlin zurückgehalten, da S. noch immer Bedenken trug, was Stein und Niebuhr in ihren Briefen an ihn entschieden mißbilligten. Erst im Juni 1824 nahm er die Ernennung definitiv an, und auf seinem Wunsch wurde unter dem 14. Juli der Weihbischof v. Droste-Vischering zur Ausführung des Informativprocesses subdelegirt.

Im November 1821 war S. nach Berlin berufen worden, um bei den Berathungen über die Ausführung der Bulle De salute, als deren Executor der Fürstbischof von Ermland, Prinz Joseph von Hohenzollern (A. D. B. XII, 702) bestellt war, zugezogen zu werden. Auf den Vorschlag Schmedding's, der dem Fürstbischof als Civilcommissar beigegeben war, wurde S. im August 1822 zum Vorsitzenden der Commission ernannt, die der Fürstbischof für die Organisation des Domcapitels in Münster subdelegirte. Nachdem er zum Erzbischof ernannt war, übertrug ihm der Fürstbischof am 4. August 1824 die Ausführung der Bulle im Erzbisthum Köln, insbesondere die Bildung des Domcapitels. — In den letzten Jahren, die S. in Münster verlebte, machte er sich besonders verdient um die Organisirung des Armenwesens.

Am 20. December 1824 wurde S. von Leo XII. als Erzbischof von Köln präconisirt. Nachdem die Bullen angekommen waren, ergriff er am 24. März 1825 durch den bisherigen Aachener Ehrendomherrn Joh. Hüsgen von dem erzbischöflichen Stuhle Besitz. Am 21. April hielt er seinen Einzug in Köln; am 26. Mai installirte er die Mitglieder des Domcapitels; am 11. Juni wurde er von dem Bischof v. Hommer von Trier unter Assistenz der früheren infulirten Aebte von Hamborn und Werden consecrirt. Unter dem 12. Juni erließ er seinen ersten Hirtenbrief (Tübinger Quartalschrift 1825, 541). Zu seinem Generalvicar ernannte er den eben erwähnten Hüsgen (A. D. B. XIII, 453), der dieses Amt bis zu Spiegel's Tode behielt, zu seinem Geheimsecretär im J. 1826 Nicolaus München, der später Domcapitular und der einflußreichste Rathgeber Spiegel's wurde (A. D. B. XXII, 726).

Stein hatte am 18. Juni 1824 an S. geschrieben: „Treten Sie also unter Leitung göttlicher Vorsehung den großen und edlen Beruf an, eine zerrüttete, verwaiste Kirche wieder aufzubauen und eine verwilderte oder vernachlässigte Geistlichkeit wieder zu bilden und zu heben. Mit Geduld, mit Beharrlichkeit, mit gänzlicher Verleugnung seiner selbst und demüthiger Hingebung wird ein Mann von Ihrem Geist, Geschäftserfahrung, Gelehrsamkeit und Thätigkeit die ihm zu theil gewordene Aufgabe mit segensreichem Erfolg lösen.“ Auch von ultramontaner Seite wird anerkannt, daß S. diese Aufgabe mit Erfolg zu lösen bemüht gewesen ist. „Er erwies sich, heißt es im Freiburger Kirchenlexicon VII, 891, als milden, verständigen Oberhirten, der die vielfachen, während der bischofslosen Zeit auf kirchlichem und socialem Gebiete eingerissenen Uebelstände wohl erkannte und abzustellen suchte, der unablässig darauf hinarbeitete, die Reste des französischen Radicalismus auszurotten, den kirchlichen Indifferentismus zu beseitigen, den Glauben zu befestigen, die Gottesfurcht zu fördern, den Clerus auf eine höhere Stufe der theologischen und allgemeinen Bildung zu erheben.“ Die Bildung des Clerus ließ er sich besonders angelegen sein: die theologische Facultät zu Bonn wurde vervollständigt (sie hatte 1825 neben Hermes nur noch zwei Professoren), das theologische Convict zu Bonn errichtet, das Priesterseminar zu Köln neu organisirt und die Prüfung der Candidaten des geistlichen Standes verschärft und von dem Erzbischof selbst beaufsichtigt. In einem Briefe an seinen Bruder spricht S. sehr befriedigt über die große Folgsamkeit des Clerus und über das Gelingen der sittlichen, religiösen und wissenschaftlichen Bildung des Nachwuchses der Clerisei, auch über die anhänglichkeitsvolle und ehrerbietige Aufnahme, die

er bei seinen Firmungs- und Visitationsreisen überall in der Diöcese bei dem Volke finde. Im J. 1826 erließ er eine Verordnung über Wallfahrten, wodurch Mißbräuchen bei denselben gesteuert wurde, in den folgenden Jahren mehrere andere auf die Seelsorge und die Geschäftsführung der Geistlichen bezügliche Verordnungen. 1829 nahm er eine neue Eintheilung der (689) Pfarreien in (44) Decanate vor und erließ eine Verordnung über die Wahl und die Obliegenheiten der Dechanten. In demselben Jahr publicirte er die auf einer Uebereinkunft der Regierung mit der Curie beruhende neue Festordnung (neben den Sonntagen 14 gebotene Feiertage). Auch um die Restauration des Kölner Domes erwarb sich S. große Verdienste (sie werden in einem Aufsatze von Blömer im Domblatte Nr. 88, abgedruckt in der Bonner Zeitschr. f. Phil. u. Theol. 1852, 2, 199 dargestellt); die Erhebung der Kathedralsteuer verordnete er aber 1825 auf Befehl der Regierung erst, nachdem er sich zwei Jahr dagegen bemüht hatte. Die Organisation der geistlichen Gerichtsbarkeit, für die er sich von 1825 an bemühte, kam wegen des Widerspruchs des Ministeriums während seiner Amtsführung nur sehr unvollkommen zu Stande. Ueberhaupt fanden seine Bemühungen in Berlin, namentlich bei dem Minister v. Altenstein und dem Geheimen Rathe Schmedding vielfach nur geringe Unterstützung, theilweise zähen Widerspruch. Dagegen bezeichnete er den Oberpräsidenten v. Ingersleben nachdem er am 13. Mai 1831 gestorben war, in einem vertraulichen Briefe an seinen Bruder als seinen zuverlässigsten Freund in der Rheinprovinz. — 1827 reiste S. nach Baden und consecrirte feierlich den ersten Erzbischof von Freiburg, Bernhard Boll. Sonst verließ er, abgesehen von einigen Reisen nach Berlin, seine Diöcese nur sehr selten, da er wußte, daß zu Reisen außerhalb Preußens die damals erforderliche ausdrückliche Erlaubniß des Königs nur ungern ertheilt wurde.

Bei dem weitaus größten Theile seiner Geistlichkeit war S. geachtet und beliebt; von einigen Ultramontanen wurde er in ausländischen Blättern mehrfach angegriffen. So schon 1825 wegen eines auf den Wunsch der Regierung erlassenen Rundschreibens, worin er den Geistlichen die directe Correspondenz mit auswärtigen Oberen (der römischen Curie, den Nuntien ꝛc.) verbot. Dieses Rundschreiben wurde auch von dem Münchener Nuntius übel vermerkt. S. konnte aber darauf hinweisen, daß lange vorher der Aachener Generalvicar Fonck dasselbe Verbot erlassen. Gleichzeitig wurde getadelt, daß S. die Cabinetsordre vom 17. August 1825 über die gemischten Ehen publicirt habe; das hatten aber auch die drei anderen rheinisch-westfälischen Bischöfe gethan. Größeren Anstoß erregte sein späteres Verhalten in dieser Angelegenheit. Auf den Rath Bunsen's wurden 1828 die vier Bischöfe veranlaßt, sich in dieser Sache an den Papst zu wenden. Die von Bunsen in Rom geführten Verhandlungen hatten zum Ergebnisse ein Breve Pius' VIII. vom 25. März 1830 nebst einer Instruction des Cardinals Albani vom 27. März. Damit war die preußische Regierung nicht zufrieden, und da in Rom weitere Concessionen nicht zu erreichen waren, wurde am 8. September 1832 Schmedding auf seinen eigenen Vorschlag beauftragt, bei den Bischöfen anzufragen, ob sie nicht aus eigener Macht über das Breve hinausgehen könnten. Die Antworten fielen nicht befriedigend aus; S. aber sandte ein Gutachten des Domcapitulars München vom 17. Oct. 1832 nach Berlin, worin er nachzuweisen versuchte, das Breve könne so ausgelegt werden, daß es den Forderungen der Regierung nicht im Wege stehe. Auf Grund dieses Gutachtens verhandelten im Auftrag des Königs S. und Bunsen im Juni 1834 zu Berlin. Das Ergebniß war eine Convention vom 19. Juni 1834, die vom Könige genehmigt wurde, und S. bestimmte im Juli die drei anderen Bischöfe, derselben beizutreten. (S. erhielt darauf den Schwarzen Adler-Orden.) Als die Convention in Rom bekannt wurde, wurde sie entschieden verworfen. Das geschah

aber erst nach dem Tode von S., und die dadurch und durch die hermesische Angelegenheit (A. D. B. XII, 195) veranlaßten Wirren spielten sich unter seinem Nachfolger Clemens August von Droste-Vischering ab (A. D. B. V, 424).

S. war im August 1833 lebensgefährlich krank; nach seiner Genesung ließ das Domcapitel eine Denkmünze prägen. Am 21. Mai 1835 erkrankte er auf einer Firmungsreise zu Uerdingen bei Crefeld, nach Aussage der Aerzte an zurückgetretener Gicht. Er erholte sich soweit, daß er am 30. nach Köln gebracht werden konnte, wo sich sein Zustand aber bald wieder verschlimmerte. Am 2. Juni ließ er sich die Sterbesacramente spenden; er litt noch zwei Monate bis zum 2. August, den Tod vorhersehend, mit christlicher Ergebung. Am 7. August wurde er im Chore des Domes bestattet.

Vollständige Biographie des hochsel. Erzbischofs von Köln, Ferdinand August 2c., Aachen 1835, (ein Heftchen von 16 Seiten, bis auf die letzten drei Seiten ein Auszug aus dem Aufsatze „Einiges aus den Lebens- und den Familienverhältnissen des Erzbischofs von Köln, Ferdinand August", in der Bonner Zeitschr. f. Phil. und kath. Theol. II, 199). Nekrolog und lateinischer Todtenzettel ebd. XV, 215. — Fr. Nippold, Die vertrauten Briefe des Erzbischofs S., 1889. — Briefe Spiegel's an seinen Bruder in den Hist.-pol. Bl. 89. Bd. — Pertz, Leben Stein's. — O. Mejer, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage. — F. Nippold, Gesch. des Katholicismus, S. 622.

Reusch.

Spiegel: Franz Wilhelm Freiherr S. zum Desenberg-Canstein, geb. am 30. Januar 1752 zu Canstein, Amt Marsberg in Westfalen, als Sohn des kurfürstl. Kölnischen Geheimen Rathes und Landdrosten in Westfalen Theodor Hermann v. S. z. D., † zu Canstein am 6. August 1815. Bis zum zehnten Jahre wurde er durch einen Hausgeistlichen unterrichtet, war sechs Jahre Zögling des Pageninstituts zu Bonn, studirte zwei Jahre in Löwen die Rechte, hierauf nach der Ernennung zum Kammerherrn bis 1775 die Rechtswissenschaft und Geschichte in Göttingen. Zwei Jahre bekleidete er die ihm verliehene Stelle am Hofrathscolleg zu Bonn, trat in den Clerus und erhielt ein Canonicat zu Münster, ein zweites zu Hildesheim, machte eine Reise nach Rom und wurde 1779 nach seines Vaters Tode zu dessen Nachfolger im Amte des Landdrosten bestellt. Als solcher hat er sich um die Zustände des Herzogthums sehr verdient gemacht. Der Kurfürst Max Franz erhob ihn zum Conferenzrath, zum Präsidenten der Kammer, der Oberschul-Commission, Director des Hofbauwesens u. s. w. In dieser Thätigkeit hat er durch Besserung des Rechnungswesens, Beseitigung bezw. Verlegung an die Grenze der Binnenzölle, staatliche Verwaltung des Zollwesens statt der Verpachtung u. A. sich wesentliche Verdienste erworben. Am 26. Juli 1786 zum Präsidenten des Akademierathes ernannt hat er wesentlich zur Ausführung der im Zuge befindlichen Stiftung der Universität zu Bonn beigetragen, an deren Eröffnungstage (20. November) er auch eine Rede hielt, welche den Geist der Stiftung kennzeichnet; für diesen sind ebenfalls seine späteren alljährlich am Eröffnungstage gehaltenen Reden von Bedeutung Eine wegen seiner Rede vom Domcapitel in Köln angestrengte Beschwerde hatte für ihn keinen weiteren Nachtheil. Er behielt das volle Vertrauen des Kurfürsten, erwarb sich auch ein Verdienst durch den befolgten Rath, keine französischen Flüchtlinge aufzunehmen. Zuletzt war er Vorsitzender der beim Ausbruche des Krieges ernannten Militair-Commission. Auch nach dem Tode des Kurfürsten behielt er für den nicht von Frankreich occupirten Theil des Kurfürstenthums die Leitung der Regierungsgeschäfte, bis er nach dem Reichsdeputationshauptschlusse 1803 sich auf sein Landgut Canstein zurückzog. Er war als Staatsbeamter und Mensch hervorragend, reich an Kenntnissen und von unermüdlichem

Fleiße. An Schriften hinterließ er: „Das Grab der Bettelmönche“ 1781. — „Nicht mehr und nicht weniger als 12 Aposteln“ Mietau 1781. (Fortsetzung jener). — Biogr. Skizze des Kurf. von Köln, Erzh. Maximilian Franz in v. Schirach, Polit. Journal 1801 Oct. — „Betrachtung über das im Herz. Westfalen erlassene Vermögenssteuer-Edict“, 1804, eine Schrift, welche die baldige Zurücknahme dieses Edicts veranlaßte. — „Ein Wort zu seiner Zeit“ 1814. Aufsätze im „Westfälischen Anzeiger“, „Reichsanzeiger“, Häberlin's Staats-Archiv u. s. w.

Seibertz, Westfälische Beiträge II, 147—155, der nach der Anmerkung S. 147 auf den Mittheilungen des Amtmanns Philippi in Canstein fußt. — C. Varrentrapp, Beiträge zur Geschichte der Kurkölnischen Universität Bonn. Bonn 1868. 4, Seite XI ff., wo die Nachweise über die Reden u. s. w.

v. Schulte.

Spiegel: Jakob S., kaiserlicher Geheimsecretär unter Maximilian I. und Karl V., dann Geheimsecretär des Königs Ferdinand, hervorragender humanistischer und juristischer Schriftsteller. Im Jahre 1483 zu Schlettstadt als Sohn eines Handwerkers geboren, Neffe des Humanisten Jacob Wimpfeling, zunächst in der Lateinschule seiner Vaterstadt, dann nach des Vaters frühem Tode unter Obhut des Oheims in einer geistlichen Schule zu Speier gebildet, studirte S. seit dem Jahre 1496 in Heidelberg, wo er mancherlei humanistische Anregung (namentlich durch Reuchlin und Wimpfeling) empfing und im Jahre 1500 zum bacc. art. promovirt wurde. Nachdem er sein schon in Heidelberg begonnenes juristisches Fachstudium in Freiburg unter Zasius zu einem einstweiligen Abschluß gebracht, gelang es ihm, auf Empfehlung seines älteren Schulgenossen, des kaiserlichen Schatzmeisters Jakob Villinger, in der kaiserlichen Kanzlei angestellt zu werden, wo er bald durch Eifer und Geschick zur Würde eines kaiserlichen Secretärs emporstieg. In den Jahren 1511 und 1512 hielt er sich noch einmal vorübergehend in Tübingen weiterer Studien wegen auf und bestieg dann im Jahre 1513 in Wien selbst den juristischen Lehrstuhl, nachdem er inzwischen (in Wien?) den Grad eines Licentiaten in der Rechtswissenschaft erlangt hatte. Die durch seine Stellung in der kaiserlichen Kanzlei bedingte häufige Abwesenheit von Wien nöthigte ihn schon im folgenden Jahre sein Verhältniß zur Universität zu lösen, doch blieb er mit den humanistisch gebildeten Vertretern der Wissenschaft an der Universität sowie mit den Mitgliedern der von Celtes gestifteten gelehrten Donaugesellschaft in dauernder freundschaftlicher Verbindung. Ueberhaupt war S., wie er sich selbst mit Vorliebe humanistischen Studien hingab, bestrebt, auf seinen mannigfachen Reisen im Gefolge des Kaisers, wo sich ihm Gelegenheit bot, seinen humanistischen Freundeskreis zu erweitern und für die humanistischen Ideen allenthalben Propaganda zu machen. Auch setzte ihn seine einflußreiche Stellung am kaiserlichen Hof in die Lage, seinen humanistischen Freunden manchen Liebesdienst zu erweisen. So hatte der aus Italien heimkehrende Ulrich v. Hutten den ihm vom Kaiser verliehenen dichterischen Lorbeer der wirksamen Fürsprache seines Freundes S. zu verdanken. — Durch den unerwarteten Tod des Kaisers Maximilian (Januar 1519) seiner Stellung enthoben, brachte S. die nächsten Monate in seiner Vaterstadt Schlettstadt zu, indem er sich einer umfassenden schriftstellerischen Thätigkeit widmete und zugleich an den freundschaftlichen Versammlungen der von Wimpfeling gegründeten Schlettstadter Gelehrten Gesellschaft mit Eifer sich betheiligte. So führte er die schon im Jahre 1516 auf Maximilian's specielle Anregung unternommenen kritisch-exegetischen Arbeiten zur Austrias des Riccardus Bartholinus weiter (erschien erst 1531 bei Johannes Schott in Straßburg: „Richardi Bartholini Perusini Austriados Lib.

XII. Maximiliano Augusto dicati cum scholiis Jacobi Spiegelij Selesten."; — zugleich mit seiner Ausgabe von „Guntheri Ligurinus"; — schon 1516 hatte S. bei Schürer in Straßburg „Emendationes nonnullorum locorum Austriadae" herausgegeben); so entstanden um diese Zeit jene compilatorischen Vorarbeiten, aus denen etwa 20 Jahre später sein juristisches Hauptwerk, das „Lexicon iuris civilis", erwuchs; auch fällt in diese Zeit die Fertigstellung seines Commentars zu einem Hymnus des Prudentius, der wenige Monate später auf Veranlassung seiner Schlettstadter Freunde — ein stattlicher Folioband — bei Laz. Schürer in Schlettstadt im Druck erschien. („In Aurelii Prudentii Clementis Caesaraugustani V. C. De miraculis Christi Hymnum ‚ad omnes horas' Jacobi Spiegel interpretatio.") Ein Versuch, am kurfürstlichen Hofe zu Mainz unterzukommen, war ohne Erfolg; doch gelang es ihm im Mai 1520 in der Kanzlei des neugewählten Königs Karl eine Anstellung zu finden. So war S. im Frühjahr 1521 als kaiserlicher Secretär auf dem Wormser Reichstage hinter den Coulissen an den Verhandlungen über Luther in hervorragender, doch wenig ehrenvoller Weise betheiligt. Aus den Aleander-Depeschen ergibt sich, daß S., durch welsches Gold bethört, dem päpstlichen Geschäftsträger über die Verhandlungen der Stände mit dem Kaiser erwünschte Mittheilungen machte, auch sich verpflichtete, für „Ausrottung der lutherischen Ueberbleibsel" zu wirken und „geheime Kunde zu geben von den Verhandlungen der Deutschen gegen den römischen Stuhl, die Umwandlung der Annaten in Gehalte für die Reichssenate betreffend". Auch erfahren wir aus dieser Quelle, daß S. es war, welcher die kaiserlichen Mandate gegen Luther auszufertigen hatte. Durch seinen hierbei bewiesenen außerordentlichen Eifer hat er sich das besondere Lob des päpstlichen Nuntius erworben. — Ende des Jahres 1522 trat S., von Erasmus warm empfohlen, aus dem Dienste des Kaisers in den des Königs Ferdinand über, dessen besonderes Vertrauen er sich bald zu erwerben wußte. Ob und inwieweit S. bei den grausamen Maßregeln, welche Ferdinand bald darauf zur Unterdrückung der lutherischen Bewegung in seinen Erblanden traf, betheiligt war, läßt sich nicht feststellen, doch darf man seine Mitwirkung billig bezweifeln, da er im innersten Herzen nach wie vor freiere religiöse Anschauungen hegte. — Auf dem Speierer Reichstage von 1526 endigte Spiegel's amtliche Laufbahn: der Sturz des Kanzlers Ortenburg (Salamanca) hatte auch Spiegel's Rücktritt zur Folge; der Abschied wurde ihm in Ehren unter Gewährung einer kleinen Pension bewilligt. Er hatte noch die Genugthuung, seinen Bruder Maius, den er selbst zum Dienste in der Kanzlei herangebildet, in seine Stelle einrücken zu sehen. — Den Rest seiner Tage gedachte S. in seiner Vaterstadt in schriftstellerischer Muße zu verbringen. Nebenbei war er als juristischer Sachwalter thätig, auch pflegten sich die königlichen Brüder, namentlich Ferdinand gelegentlich noch seines Rathes zu bedienen. Wie sehr er sich noch der kaiserlichen Gunst erfreute, beweist der Umstand, daß ihm 1536 der Titel und die Rechte eines „kaiserlichen Pfalzgrafen" verliehen wurden. So finden wir ihn 1536 an König Ferdinand's Hofe in Augsburg, 1540 auf dem Reichstage zu Hagenau, 1542 auf dem Tage zu Speier und 1545 auf dem zu Worms anwesend. Zum letzten Mal wird er am 30. Juni 1547 urkundlich genannt. Sein Todesjahr ist unbekannt. — Hatte er sich in jungen Jahren mit Hutten und Stromer für eine gänzliche Emancipation der deutschen Nationalkirche von römischer Bevormundung begeistert, so begnügte er sich später, durch äußere Interessen bei der alten Kirche festgehalten, für eine Reform innerhalb des Rahmens der letzteren, etwa im Erasmischen Sinne zu wirken. Seine Hauptbedeutung liegt auf litterarischem Gebiete. Abgesehen von kleineren Gedichten, die er zu fremden Publicationen gespendet, hat er im Ganzen 22 Werke humanistischen, politischen und juristischen Inhalts erscheinen

lassen. Sein „Lexicon iuris civilis" hat nicht weniger als 11 Auflagen erlebt. (Vgl. die Würdigung desselben bei Rivier in Nieuwe Bijdragen voor Regtsgeleerdheid en Wetgeving N. R. Deel 1, Stuk 2 Bl. 219 ff. und Stintzing, G. d. d. Rechtswissensch. S. 581 ff.)

Gesner, Bibl. univ. p. 363. — Pantaleon, Prosopogr. III, 102. — Adam, Vitae Germ. ICtor. p. 66. — Rivier und Stintzing a. a. O. — Aschbach, Die Wien. Univers. und ihre Humanisten. Wien 1877, S. 357 ff., durchgängig kritiklos und vielfach unrichtig. — G. Knod, Jacob S. aus Schlettstadt, Beilage z. Progr. d. Realgymnasiums zu Schlettstadt, Theil I, 1884, Theil II, 1886. G. Knod.

Spiegel: Karl Ludwig v. S. zum Desenberg, Generallieutenant in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Er scheint kurz nach 1680 in Rheinland oder Westfalen geboren zu sein und ein Alter von ungefähr 60 Jahren erreicht zu haben. Nachdem er unmittelbar vorher in Diensten eines anderen hessischen Landes gestanden hatte, wurde er Generalmajor und Commandant von Gießen. Seine Hauptthätigkeit entfaltete er jedoch in russischen Diensten. Von 1736 bis 1739 wohnte er den Feldzügen gegen die Türken und Tartaren bei. 1736 wurde er mit einem Commando vorausgeschickt. Er stieß auf die Tartaren und wurde bei tapferer Gegenwehr gegen dieselben verwundet. Nach dem Rückzuge des Heeres auf Perekop zu erhielt er den Befehl mit einem starken Corps die ostwärts gelegene Küste der Krim und die dortige Meerenge zu recognosciren. Nachdem er die Tartaren in die Flucht getrieben hatte, führte er seinen Auftrag glücklich aus. Am 15. Juni 1738 wurde er bei Perekop wieder verwundet. 1741 trat er aus russischen in preußische Dienste. Im November 1741 traf er in Berlin ein und erhielt im August 1742 das brandenburgische Dragonerregiment mit dem Charakter als Generallieutenant. In Rußland hatte er entweder denselben Titel oder den Titel Generalmajor gehabt. Jetzt wollten ihn auch die Niederlande als General der Infanterie berufen. Vielleicht hängt dies noch damit zusammen, daß er ganz im Anfange seiner kriegerischen Laufbahn am spanischen Erbfolgekriege theil genommen hatte. Indessen konnte er weder den Niederlanden noch den Preußen mehr dienen, da er schon am 19. October 1742 in Berlin starb.

Biograph. Lexicon aller Helden in preußischen Diensten. Berlin 1839. IV, S. 25. 26 vergl. S. 290. 291 unter Wurm. — Acten des Preuß. Geh. Staatsarchivs. H. Pröhle.

Spiegel: Konrad S. aus dem westfälischen Rittergeschlechte der S. zum Desenberg ist einer der berühmtesten Ritter Mitteldeutschlands in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und eine für das Ritterwesen dieser Zeit typische Figur. In der hessischen Geschichte spielte er eine bedeutende Rolle als hartnäckiger Feind des Landgrafen Hermann II., des Gelehrten. — Am 2. März 1368 soll er als Gegner des Abtes Berthold von Hersfeld bei der Altenburg in der Nähe von Felsberg 300 Hersfelder erschlagen haben; den Frieden zwischen beiden vermittelte L. Heinrich v. Hessen. In dem Sternerbund kämpfte er 1372—1374, im Falkenerbund im J. 1379 gegen Landgraf Hermann. Hierauf trat er in die Dienste des Erzbischofs Adolf von Mainz, der ihm im April 1381 seinen Antheil an der Burg Schöneberg bei Hofgeismar verpfändete und ihn zum Amtmann dieser Stadt machte. Bedeutend gesteigert wurde sein Einfluß, als ihn Adolf am 26. October 1382 zum obersten Amtmann und Landvogt der Mainzischen Besitzungen in Hessen, Sachsen, Westfalen, Thüringen und auf dem Eichsfelde ernannte. Indessen wurde diese Stellung am 26. März 1385 auf die Vogtei über Hessen und die anstoßenden westfälischen Gebiete beschränkt. An den Kämpfen Adolf's von Mainz, Otto's von Braunschweig und Balthasar's

von Thüringen-Meißen gegen Hermann von Hessen in den Jahren 1385, 1387 und 1388 nahm S. vermöge seines Amtes hervorragenden Antheil, auch sehen wir ihn 1385 wieder als Theilnehmer einer gegen den Landgrafen gerichteten westfälischen Rittergesellschaft und 1391 als Mitglied des Bengelerbundes. Im J. 1390 soll er (nach der Limburger Chronik) einen Grafen von Schwarzburg verrätherischer Weise bei dem Städtchen Liebenau erschlagen haben. In Mainzischen Diensten stand er bis zum 16. November 1399, wo Adolf's Nachfolger, Erzbischof Johann, die Oberamtmannschaft und Landvogtei dem Grafen Heinrich von Waldeck übertrug.

Rommel, Geschichte von Hessen, II. — Landau, Rittergesellschaften in Hessen, 1840 (Zeitschrift d. Vereins für hess. Geschichte und Landeskunde Suppl. I). — Friedensburg, Hermann II. von Hessen und Adolf I. von Mainz, 1885 (Zeitschr. d. V. f. hess. Gesch. u. Landesk. N. F. XI). F. Küch.

Spiegel: Freiherr Dietrich Ernst S. von Pickelsheim, einer der bekanntesten Dichter des Gleim'schen Kreises in Halberstadt, wo er den dort befindlichen Theil seiner Einkünfte durch den Dichter Klamer Schmidt (A. D. B. XXXI, 716) verwalten ließ. Er war jedoch 1737 in Baireuth geboren und starb ebenda 1789 im Alter von 52 Jahren als Geheimer Rath. Auf den Tod des Markgrafen Friedrich von Baireuth verfaßte er 1763 sein erstes Gedicht. An dem Lieblingsorte dieses Markgrafen, der durch Jean Paul später berühmt gewordenen Eremitage, schrieb er in demselben Jahr das Gedicht über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens. Bald aber traten die halberstädter Beziehungen in den Vordergrund, denen die wohl meistens nach gedruckt vorliegenden Gelegenheitsgedichten veranstaltete Sammlung seiner Poesien vorzugsweise gewidmet ist. Dieselbe verdankt ihren Umfang den eingestreuten Gelegenheitsgedichten Gleim's, Johann Georg Jacobi's, Nathanael Fischer's und Klamer Schmidt's. Von diesem rührt aber auch das schon in den Einzeldrucken S. von P. zugeschriebene Gedicht auf den Tod der Gattin des Dichters her, nach dessen Hinwegnahme man den Sänger eben nicht hoch mehr stellen kann. Das Gedicht mit dem Namen des Dombechanten Ernst Ludwig v. S. ist offenbar nicht von diesem, sondern von Gleim. Dagegen könnte vielleicht das bekannte, auch auf den Spiegelbergen angeschriebene kurze Gedicht auf den dort begrabenen Dombechanten „Wer schuf zu einem Tusculum hier diese wilde Gegend um?“ wirklich so von S. v. P. geschrieben sein. Derselbe hatte auch Beziehungen zu Weimar. Ob auch zu Wien, ist ungewiß. Die Sammlung seiner Gedichte wurde dort 1793 von Karl v. Reitzenstein herausgegeben, der ihn in jeder Beziehung hoch stellte, aber nicht persönlich gekannt hatte. Der österreichische Feldmarschalllieutenant S. v. P. könnte um so mehr ein Nachkomme des Dichters S. v. P. gewesen sein, als jener Officier den Vornamen Raban führte, der auf die Geschichte des Bisthums Halberstadt hinweist.

Das Wappen der Freiherrn S. zu P. bei Siebmacher, neue Ausgabe III 1 (1857) Tafel 84. — Goedeke und Oettinger. — Ueber die oesterreichischen Grafen „Spiegel zum Desenberg-Hanxleden“ siehe Wurzbach's österreichisches Lexicon XXXVI, 145—147. Karl v. Reitzenstein und der Dichter S. v. P. werden von Wurzbach nicht erwähnt. Ueber die Beziehungen der Familie S. zu Weimar, auch zu Goethe, handeln die kürzlich erschienenen Erinnerungen einer Dame. H. Pröhle.

Spiegelberg: Otto S., am 9. Jan. 1830 zu Peine im Königreich Hannover geboren, empfing seine classische Bildung auf dem Gymnasium zu Hildesheim und bezog schon im 18. Jahre die Universität Göttingen, wo er auch 1851 promovirte. Im Jahre 1852 machte er, nachdem er in Berlin und Prag seine Studien fortgesetzt hatte, mit seinem Lehrer E. C. J. von Siebold eine Reise nach Wien, welche theils durch die Fülle des dortigen Materials, theils durch die nähere Bekanntschaft mit einer großen Reihe tüchtigster Fachgenossen von nachhaltigem

Einflusse für ihn wurde. 1853 habilitirte er sich für Geburtshülfe an der Universität Göttingen, ohne je Assistent an einer Klinik gewesen zu sein. 1855 besuchte er England, Schottland und Irland, worüber er in dem Aufsatze: „Zur Geburtshilfe in London, Edinburgh und Dublin" berichtete (Monatsschrift f. Geburtskunde VII. 1856). Speciell die Anwendung des Chloroforms bei Kreißenden und des sogenannten Dubliner ‚Handgriffs suchte er bei den deutschen Gynäkologen einzuführen. Nach Göttingen zurückgekehrt verfaßte er, offenbar von der Schauenburg'schen Verlagsbuchhandlung in Lahr, welche damals einen Cyclus von medicinischen Lehrbüchern herausgab, veranlaßt sein erstes „Lehrbuch der Geburtshülfe", welches nur 376 S. lang war, aber eine vortreffliche, sehr knappe, klare und kritische Darstellung des damaligen Standpunktes der Geburtshülfe gab und in vieler Beziehung anregend und fördernd wirkte, wie Referent aus eigner Erfahrung bezeugen muß. — Zu gleicher Zeit beschäftigte er sich besonders mit physiologischen und anatomischen Arbeiten, von denen namentlich die „Experimentellen Untersuchungen über die Nervencentren und die Bewegungen des Uterus": Zeitschrift für rationelle Medicin 1858 zu erwähnen sind. 1860 wurde er zum Professor extraordinarius befördert und erhielt bereits 1861 einen Ruf als Ordinarius nach Freiburg i. B. Wie dem Referenten von einem früheren Göttinger Docenten persönlich mitgetheilt wurde, soll er, ehe er diesem Rufe folgte, von Siebold gebeten haben, noch eine Reihe normaler Geburten in seiner Klinik beobachten zu können; ein Verlangen, welches vielleicht durch die Absicht specielle ihn interessirende Beobachtungen zu machen motivirt wurde, aber wie der Berichterstatter des Referenten meinte, durch ein gewisses Gefühl der Unsicherheit veranlaßt worden wäre. Diese Ansicht, die für denjenigen, welcher Spiegelbergs sichere Erfahrungen und positive Kenntnisse kannte, unmöglich richtig erscheinen konnte, ist geeignet zu zeigen, wie man ihn trotz seiner Leistungen in jener Zeit noch sehr unterschätzte, weil — er nicht von der Pique auf gedient hatte. 1862 verheirathete sich S. mit Fräulein de Bary, der Schwester des ausgezeichneten Botanikers. Schon 1864 wurde er als Vertreter der Gynäkologie nach Königsberg berufen; er trat sein Lehramt mit dem Programme: De cervicis uteri in graviditate mutationibus earumque quoad diagnosin aestimatione an, und eröffnete damit die Discussion über eine Frage aufs neue, welche noch jetzt nach fast 30 jährigen Debatten nicht völlig entschieden ist. In Königsberg blieb er nur bis zum Herbst 1865, dann wurde er der Nachfolger Betschler's in Breslau und während er bis dahin sich vorwiegend der Ausbildung der geburtshülflichen Lehren gewidmet hatte, begann er in Breslau zu derselben Zeit, wie Simon in Rostock und M. Sims in Newyork sich mehr und mehr der operativen Gynäkologie zuzuwenden; davon geben seine in rascher Aufeinanderfolge erschienenen Aufsätze über Ovariotomie, über Incisionen des Mutterhalses und der Uterusschleimhaut gegen Blutungen bei submucösen Fibroiden, über Exstirpation von Cysten des Ligamentum latum (1870), über die Diagnose des ersten Stadiums des Carcinoms (1872), über die Diagnose durch Punction bei abdominellen Flüssigkeitsansammlungen (1872), über die Diagnose der cystischen Myome und ihre intraperitonäale Ausschälung (1874) hinreichenden Beweis. 1870 gründete er im Verein mit Credé und einer größeren Reihe deutscher Gynäkologen das Archiv für Gynäkologie. 1878 gab er sein Lehrbuch der Geburtshülfe für Studierende und Aerzte, völlig umgearbeitet neu heraus. Der Absatz desselben war so bedeutend, die Anerkennung der Vorzüge desselben so allseitig, daß bereits 1880 eine neue Auflage nothwendig wurde, welche er aber selbst nicht mehr völlig beenden konnte, da er bald nach Beginn derselben an einem schweren Nierenleiden erkrankte, welchem er bereits am 9. August 1881 erlag. Die Section ergab Herzhypertrophie und Schrumpfniere. —

S. war gleich ausgezeichnet als Forscher, wie als Lehrer, als Arzt und als Operateur. In dem kleinen Körper mit den großen, durchdringenden Augen, steckte ein lebendiger, unermüdlicher, nicht nur für sein Fach sondern für die ganze Medicin, ja für alle Naturwissenschaften lebhaft interessirter Geist. Wo er für seine Ueberzeugung kämpfte, galt ihm das Wort: gut ist Rücksicht, doch zu Zeiten sind besser goldne Rücksichtslosigkeiten. Sein Hauptverdienst für die Gynäkologie bestand darin, daß er, selbst ein tüchtiger Physiologe, den Methoden der physiologischen Forschung in der Gynäkologie dauernde Bahnen brach, und daß er, wie einer der competentesten Kritiker in dieser Beziehung, der englische Gynäkologe J. Matthews Duncan sagte, in seinem Lehrbuch der Geburtshülfe ein Werk schuf, welches Alle andern, bis dahin erschienenen weit überragte. In Bezug auf einzelne gynäkologische Operationen, z. B. die Ovariotomie, wurden seine mit Waldeyer zusammen unternommenen Experimente insofern bahnbrechend, als sie lehrten, daß die Versenkung des Stieles gefahrlos und die rationellste Behandlung sei (Centralbl. f. d. med. Wissenschaften 1867 Nr. 39). Vortrefflich ist besonders auch sein Vortrag über das Wesen des Puerperalfiebers (in der Volkmann'schen Sammlung Nr. 3 v. J. 1871) und der weitere Aufsatz vom Jahre 1877: Ueber die Pathologie des Puerperalfiebers im Archiv für Gynäkologie Bd. XII S. 304. Es würde zu weit führen hier alle seine Schriften zu citiren, dieselben sind im Archiv für Gynäkologie XVIII, 355 von Leopold zeitlich geordnet vom Jahre 1856—1881 fast alle angegeben worden und zeigen, welch eine vielseitige litterarische Thätigkeit derselbe trotz seiner Lehr- und Dirigenten- und praktischen Thätigkeit entwickelte. Nach seinem Tode wurde die zweite Auflage seines Lehrbuchs durch seinen Schüler Dr. Wiener vollendet und im Jahre 1891 eine dritte Auflage desselben herausgegeben. So anregend S. auch in vieler Beziehung wirkte, so hat er doch merkwürdigerweise keine Schule in dem Sinne gegründet, daß hervorragende Assistenten und Schüler desselben an andere Universitäten als Lehrer berufen wurden; denn keiner der jetzigen Ordinarien für Gynäkologie in Deutschland oder im Auslande darf wohl als sein Schüler bezeichnet werden; aber viele werden mit dem Referenten es gerne bekennen, daß sie seinen Arbeiten und Lehren mannigfachste Förderung danken und in vieler Beziehung doch in seine Schule gegangen sind. S. soll sich auch mit der Absicht getragen haben, ein Lehrbuch der Gynäkologie zu schreiben und es ist sehr zu beklagen, daß er durch seinen frühen Tod an der Herausgabe desselben gehindert wurde. Seine Berichte über die Geburtshülfe in den Virchow-Hirsch'schen Jahresberichten gehören zu den besten Arbeiten dieser Art.

Pagel in Gurlt-Hirsch's Biographischem Lexikon V, 482. — Leopold s. o. — Wiener, Berl. kl. Wochenschrift 1881 S. 493.

v. Winckel.

Spieghel: Hendrik Laurenszoon S., holländischer Dichter und Grammatiker der vorclassischen Zeit. Geboren zu Amsterdam 1549, starb er an den Blattern zu Alkmaar 1612. Er lebte als angesehener Kaufmann und widerstrebte der Betheiligung an öffentlichen Geschäften so sehr, daß er lieber Geldbußen zahlte als daß er in den Admiralitätsrath eingetreten wäre, und schließlich seine Heimath verließ, als er zum Schöffen gewählt wurde. Auch confessionell hielt er sich abgesondert: er blieb katholisch, obschon er die Mißbräuche seiner Kirche abgestellt zu sehen wünschte. Nur an den litterarischen und grammatischen Bestrebungen seine Zeit betheiligte er sich eifrig: mit Coornhert und Roemer Visscher war er Mitglied der Amsterdamer Rederijkerkammer In liefde bloeyende und ihm wird hauptsächlich die Ausarbeitung der Lehrbücher zugeschrieben, welche

die holländische Orthographie festgestellt haben: „Tweespraack van de Nederduytsche Letterkunst“ (1584) u. a. Auf seine Kosten wurde 1591 die alte Reimchronik von Melis Stoke gedruckt, mit einer Vorrede des Philologen Janus Dousa. Für die Kammer dichtete er Neujahrslieder, welche Duldung und Friedsamkeit anpreisen, in der Form aber sich der älteren Weise anschließen: Strophen mit Geleit (Prince). Auch das Akrostichon verwendet er noch. Eigenthümlicher ist sein Lehrgedicht in cäsurfreien Alexandrinern, der „Hartspieghel“ (Herzensspiegel). Auf neun Bücher nach der Musenzahl berechnet, ist es von ihm nur bis zum 7. vollendet worden und erst nach seinem Tode 1614 u. ö. im Drucke erschienen. Er spricht darin seinen Abscheu vor Geld- und Ehrsucht aus und preist das Landleben, dessen Reize er auf seinem „Musenturmhof“ Meerhuizen, vor dem Utrechter Thor, genoß, oft in Gesellschaft seiner Freunde. Ausgeführte Naturschilderungen mit Einflechtung von platonischen Gedanken machen den Inhalt anziehend. Aber die Sprache ist durch ungewöhnliche Zusammensetzungen und gewagte Wortstellungen entstellt, auch die Bilder zuweilen etwas niedrig. Daher hat der spätere Herausgeber P. Vlaming seiner mit einer Biographie eingeleiteten Ausgabe des Gedichts 1723 einen Commentar beigeben müssen. Eine Neubearbeitung nahm Bilderdijk vor, 1828.

Martin.

Spieker: Christian Wilhelm S., eigentlich Spiker, sehr fruchtbarer Schriftsteller, besonders auf dem Gebiete der populären Theologie. Er wurde am 7. April 1780 geb. zu Brandenburg an der Havel und studirte in Halle. Im J. 1800 machte er mit anderen Studenten eine Gebirgswanderung, die er 1803 unter dem Titel „Meine Reise von Halle nach dem Brocken“ schilderte. Er wurde in Halle Lehrer an der lateinischen Schule und dem Pädagogium. Beide gelehrte Schulen der Francke'schen Stiftungen unterschieden sich hauptsächlich dadurch, daß das letztere für wohlhabende Kostgänger bestimmt war, was Goedeke nicht richtig auffaßt. 1805 wurde S. in Halle Feldprediger, 1807 ging er nach dem nahen Dessau, welches gleichfalls noch für das Schulwesen eine wichtige Provinz war. Hier war er besonders Jugendschriftsteller: „Die glücklichen Kinder“ 1808 und „Vater Hellwig“ 1808—1810. Indessen versuchte er 1808 und 1809 ohne Zweifel auch im Saaledepartement des neuen Königreichs Westfalen festen Fuß zu fassen, was er später vertuschte. Außer der Schrift „Die Lage der Juden“ gab er 1809 auch das „westfälische Taschenbuch“ heraus. Durch dasselbe wurde er an seinem deutschen Vaterlande keineswegs zum Verräther. Doch hatte es auf der anderen Seite auch wenig zu bedeuten, daß sich auf dem Titelbilde Hutten und Sickingen die Hand reichten: an Preußens Zukunft glaubte der Herausgeber des westfälischen Taschenbuches nicht. Er ließ darin auch die Harzreise von 1800 wieder abdrucken, veränderte sie aber so, daß sie mit der Schlacht bei Jena in eine keineswegs tadelnswerthe Verbindung gesetzt wurde. Aus den Commilitonen, mit denen er die Reise gemacht hatte, wurden nun seine Zöglinge. Er selbst nannte sich den Informator Herold. Auch in dieser Bearbeitung der Reise trat besonders ein Abenteuer im Walde hervor, welches auf ihn als Theologen für alle Zeit den größten Einfluß übte und ihn vielleicht erst zum Erbauungsschriftsteller gemacht hat. An der Stelle des gänzlich verschwundenen Benedictinerklosters Dammersfeld (Thankmarsfelde) hatte 1787 der Fürst von Anhalt-Bernburg (Ballenstedt) eine Meierei durch mennonitische Schweizerhirten einrichten lassen. Unbegreiflicher Weise verirrte sich nun S. mit seiner Schar auf dem Wege von Ballenstedt nach dem Stubenberge so sehr im Walde, daß er diese Hirtenfamilie, zwei Mennoniten mit langen wallenden Bärten, eine Frau und vier blühende Jünglinge und Jungfrauen in kleidsamer Schweizertracht, wenn auch angemeldet durch gefähr-

liche Hunde bei der Abendandacht fand. Das Ereigniß machte einen solchen Eindruck auf S., daß er nach einem halben Jahrhundert, als er seine vielen Andachtsbücher bereits geschrieben hatte, diese Meierei wieder aufsuchen und 1852 in einem zweiten (eigentlich dritten) Abdrucke seiner Harzreise darüber Mittheilung machen wollte. Er gerieth aber dabei noch ein bis zwei Stunden weiter ab vom Stubenberge nach dem Wilhelmshofe, den er ganz mit Unrecht als jene Meierei ansah. Hierauf schrieb Gustav Heyse, ein Oheim Paul Heyse's, seinen freilich noch weit sinnigeren und anziehenderen Aufsatz „Dammersfeld". Er erzählte, daß die Meierei 1816 abgebrochen sei. Die jungen Hirten und Hirtinnen seien nach der Schweiz zurückgekehrt. Nur die Gräber der alten Mennoniten seien ihm in der tiefsten Waldeinsamkeit von der alten Försterin auf dem Sternhause an einem (nicht ohne Sentimentalität beschriebenen) sehr schönen Punkte nachgewiesen worden. Da man jetzt alle Stellen dieser Gebirgsgegend mit ihrem Wilde durch die hochaufsteigende schmalspurige Eisenbahn genießt, so dürfte nun bei Dammersfeld von gebildeten Reisenden wol oft der Name Gustav Heyse und S. genannt werden. Wenn dagegen Goedeke vor mehreren Jahrzehnten schrieb, daß S. noch fortlebe durch seine Erbauungsbücher, so ist zu bezweifeln, ob dies auch heute noch gilt. Goedeke hebt „Emiliens Stunden der Andacht" (7. Aufl. 1855) hervor. Von dem „Andachtsbuche für gebildete Christen" erschien 1867 die 10., von den „christlichen Abendandachten" 1840 die 2. Aufl., von „des Herrn Abendmahl" 1846 die 6., die „Morgenandachten" erschienen 1831. Das „Gesangbuch für Schulen" erlebte 1828 die 5. Auflage. Mehrere Werke von S. handelten über die Reformation, über die brandenburgische besonders das von 1839. Biographieen erschienen von ihm 1831 über Zarmont, 1845 über den Generalsuperintendenten Brescius, 1858 über Andreas Musculus und 1835 über Leopold von Braunschweig. 1853 gab S. die Geschichte von Frankfurt an der Oder heraus, wo er auch das „patriotische Wochenblatt" redigirt hat. Im Katalog der k. Bibliothek zu Berlin füllt das Gesammtverzeichniß seiner Schriften mehr als drei Folioseiten. Die Lebhaftigkeit, die sich in seiner litterarischen Thätigkeit zeigte, sprach sich auch in dem persönlichen Auftreten des nur mittelgroßen Mannes noch in seinen letzten Lebensjahren aus. Seine vorsichtige Haltung bei der Herausgabe des westfälischen Taschenbuches hatte es möglich gemacht, daß dessen Herausgeber noch in demselben Jahre (1809) als Diakonus und als außerordentlicher Professor der Theologie an der absterbenden Universität Frankfurt a. O. nach Preußen zurückgekehrt war. 1813 und 1814 begleitete er die kurmärkische Landwehr als begeisterter Prediger und wurde 1818 Superintendent. Er starb in Frankfurt am 10. Mai 1858 im Alter von 78 Jahren.

Mit der Umwandlung seines Namens Spiker in Spieker begann er spätestens 1809. Der Name seines Vetters, des Redacteurs (s. d.) ist noch an dessen Todestage auf der Spener'schen Zeitung „Spiker" gedruckt. In neuerer Zeit kommt der Name Spieker bei folgenden Schriftstellern und vornehmen Beamten vor: 1) Hans Hugo Gustav S. wurde am 7. December 1817 in Frankfurt a. O. geboren. Er war ein Neffe von Christian Wilhelm S. und folgte seinem Vater nach Cosel und Glatz. Da dieser indessen als Major a. D. die Leitung der Post an einem kleinen Ort übernahm, brachte er den Sohn wieder von 1835 bis 1837 nach Frankfurt als Gymnasiasten in das Haus des „Professors". Der Sohn wurde Prediger und Seminardirector und endlich preußischer Geheimer Regierungs- und Provinzialschulrath in Hannover, wo er vielleicht noch lebt. 1887 erschien dort zu seinem 70. Geburtsfeste seine Biographie. 2) Johannes S., starb am 18. April 1858 als nassauischer Kirchenrath. 3) P. S., Oberbaudirector im Ministerium für öffentl. Arbeiten in Berlin.

Gustav Heyse, Dammerfeld, in dessen Beiträgen zur Kenntniß des Harzes, S. 40—70, wiederholt bei H. Pröhle, Harz und Kyffhäuser, S. 143—147. — Goedeke, Grundriß III, S. 1255, 1256. — Brockhaus' Conversationslexikon 11. Aufl. XIII, S. 921. — Ueber Johannes S. Oettinger, moniteur des dates (1869) S. 77. H. Pröhle.

Spieker: Johann S., evangelischer Theologe, geb. am 26. März 1756 zu Wolfshagen in Hessen, † am 18. April 1825 zu Herborn. Mit einer mangelhaften Vorbildung bezog er als fünfzehnjähriger Jüngling die Universität Marburg und holte hier durch Fleiß und Ausdauer nach, was ihm an Kenntnissen noch abging. Nach vier Jahren wurde er Pfarrer zu Rauschenberg, 1800 Stiftsprediger zu Hersfeld. Eifrig setzte er an diesen Orten seine Studien fort, namentlich die philosophischen, in denen er sich besonders der Kantischen Philosophie anschloß. Er war kein streng biblischer Theologe, sondern hielt sich mehr an den sittlichen Gehalt des Christenthums und legte keinen großen Werth auf das Positive; man kann seine Richtung einen gemäßigten Rationalismus nennen. Im J. 1806 ging er als Pfarrer und Inspector nach Nastätten und wirkte im J. 1817 mit zur Stiftung der nassauischen Union, die ganz nach seinem Sinn war. Die theologische Facultät der Universität zu Marburg ernannte ihn dann infolge seiner verdienstlichen Wirksamkeit zum Doctor der Theologie, wie er auch dort schon früher die philosophische Doctorwürde erlangt hatte. Als an Stelle der aufgelösten Hochschule zu Herborn im J. 1818 ein evangelisch-theologisches Seminar errichtet wurde, übertrug man ihm die Leitung desselben. Als dessen Director und erster Professor wirkte er hier segensreich bis zu seinem Tode und trug durch seine Lehrvorträge und praktische Unterweisung der Candidaten (es waren bis zu seinem Tode etwa 70 seine Schüler gewesen) wesentlich bei zur Befestigung der Union und der religiösen Richtung der jungen Geistlichen und der Bewohner im vormaligen Herzogthum Nassau. In diesem Sinne sind auch die meist populären Schriften von ihm verfaßt, wie die „Predigt über die Trennung und Wiedervereinigung der evangelischen Kirchen, gehalten zu Nastätten", Frankfurt 1818, der „kurze Unterricht über das große Reformationsfest", Wiesbaden 1818, „über den Gebrauch des Rationalismus im religiösen Volks- und Jugendunterricht", Herborn 1821. Ebenfalls für die Praxis bestimmt war das „Verstandesbuch für Schulen" und der „Katechismus der christlichen Lehre", Schriftchen, welche mehrere Auflagen erlebten. Andre Abhandlungen von ihm sind in den unten angeführten Werken verzeichnet. Im J. 1828 errichteten ihm seine Schüler und Verehrer ein marmornes Denkmal in der Stadtkirche zu Herborn.

Strieder, hess. Gelehrtengeschichte XV und XVII. — Heydenreich im N. Nekrolog 1825, II, 1409. — W. Otto, Denkschrift des theolog. Seminars zu Herborn für das Jahr 1844, S. 18 ff. F. Otto.

Spiker: Samuel Heinrich S., Journalist, Geograph. Er war geb. am 24. Dec. 1786 zu Berlin, studirte 1806 mit Varnhagen v. Ense zusammen in Halle und wurde Dr. phil. Mit F. Rühs gab er 1814 und 1815 den 1.—4. Bd. der Zeitschrift für die neueste Geschichte heraus, auch redigirte er, einer der besten Kenner von Afrika für jene Zeit, von 1819—27 das „Journal für Land- und Seereisen", Band XXI—LVII, dessen Mitarbeiter er schon früher gewesen war. Er hatte Beziehungen zu England und wurde als Lebemann von seinen Freunden, aber auch in der gegnerischen Presse scherzweise „Lord Spiker" genannt. Die Reise durch England und Schottland, die er 1816 gemacht und 1818 in zwei Bänden beschrieben hatte, wurde 1820 ins Englische übersetzt. Dagegen übersetzte S. Arbeiten von Shakespeare und W. Scott in's Deutsche und führte Washington Irving so geschickt in Deutschland ein, daß dieser eine Zeit lang ebenso bekannt war als jetzt kaum noch Walter Scott. 1827 kaufte er von den Spenerschen

Erben die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" (Haude und Spenersche Zeitung). Nach und nach gab er diesem zweiten größeren Blatte der Hauptstadt den Charakter einer gemäßigt liberalen Zeitung, deren selten versagte Dienste der Regierung wegen der Unabhängigkeit des Blattes um so schätzbarer waren. S. nützte der Zeitung bei seiner cameralistischen Bildung vorzugsweise als Nationalökonom und durch Artikel nach englischen Quellen und über englische Litteratur. Durch seine Kenntniß der Reisen und der englischen Litteratur konnte er auch der kgl. Bibliothek gute Dienste leisten, bei der er schon von früher her Bibliothekar war. Es lag an der Geringfügigkeit der damaligen Berliner Verhältnisse und auch an den Eigenthümlichkeiten, zumal an der Kränklichkeit Wilken's, daß S. im Gedächtnisse mancher Berliner als Oberbibliothekar fortlebt, was er nicht war. Als einige Jahre nach Wilken 1848 Pertz Oberbibliothekar wurde, hatte S. an seinem Amte wenig Freude mehr. Der Herausgeber der Monumenta Germaniae, der Biograph Stein's und Begründer eines Regierungsblattes in Hannover ließ sich durch einen Berliner Zeitungseigenthümer nicht imponiren. Am wenigsten war S. noch zur Repräsentation nöthig, denn Pertz übte dieselbe stets würdevoll. Die gemeinsamen Beziehungen beider zu England und zum Hofe (S. war Ritter des rothen Adlerordens mit der Schleife und des Ordens der Ehrenlegion) machten das Verhältniß nicht besser. Es konnte in der That nicht zum Frieden dienen, wenn S. erzählte, wie Prinz Albrecht im engeren Kreise sich gegen ihn über eine große steife Gesellschaft lustig gemacht habe, die er einen Tag vorher gegeben hatte und dann sich herausstellte, daß Pertz an derselben theil genommen hatte. Indessen verlor S. die Hofgunst durch das Jahr 1848. Er hatte das Unglück, daß ohne seine Schuld ein Artikel über den Prinzen von Preußen in der Spenerschen Zeitung gedruckt wurde, der sich nicht über das Niveau der damaligen gewöhnlichen Denkungsart mit Bezug auf den nachmaligen Kaiser Wilhelm erhob. Unwiderruflich zogen sich daher die Brüder des in England weilenden hohen Herrn von S. zurück. Zwar konnte man ihm ebensowenig als zur Zeit der Fremdherrschaft seinem Freunde und nahen Verwandten (nicht Bruder) Christian Wilhelm Spieker (s. d.) eine äußerlich anständige politische Haltung absprechen, aber politischer Charakter und eine politische Prophetengabe waren ihnen nicht eigen. — 1821 hatte S. im kgl. Schlosse ein Singspiel mit Tanz aufführen lassen. Seit 1835 war er Mitglied des dramaturgischen Comité's der Hofbühne. Ein entschiedenes Verdienst erwarb er sich durch die Anstellung des Professor Rötscher als Dramaturgen bei seiner Zeitung, obgleich damals J. L. Klein diesem auf Schritt und Tritt in den Weg trat. Rötscher war es, der dem Schauspieler Dessoir eine bleibende Anstellung am kgl. Theater verschaffte. Auch wußte S. Tieck und den Minister Eichhorn für einen Plan zur Hebung der Schauspielkunst zu gewinnen. Dieser Plan scheiterte, weil Eichhorn 1848 gestürzt wurde, vielleicht auch weil die Spenersche Zeitung ihren Einfluß bei Hofe verlor. Dieselbe hatte 1847 liberale Leitartikel von F. A. Märcker gebracht, aber auch von Alexis Schmidt; beide waren Hegelianer. Alexis Schmidt war als Gegner Schelling's und als Mitarbeiter nicht bloß an den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik sondern auch an den Jahrbüchern der Gegenwart von Neander verhindert worden, sich in der theologischen Facultät zu habilitiren. Er bestimmte 1848 die Tendenz der Zeitung von Frankfurt am Main aus anfänglich ganz als Anhänger Gagern's. 1849 wurde er von S. in die Redaction aufgenommen. S. starb 72 Jahre alt nach längeren Leiden am Montag Abend den 24. Mai 1858. Er war ein ziemlich großer hagerer Mann. Am 26. Mai zeigte die Zeitung an, daß sie von denjenigen Personen, die seit einer langen Reihe von Jahren an ihrer Leitung betheiligt gewesen seien, ganz im bisherigen Sinn und Geiste fortgeführt werden solle. S. hatte testa-

mentarisch sein Vermögen, welches aus dem Gebäude hinter dem Gießhause Nr. 1 und aus der Zeitung bestand, unter Curatel von Stadtgerichtsrath Prose, Buchdruckereibesitzer Unger und Chefredacteur Alexis Schmidt als Vorsitzenden gestellt. Nur von sittlichen Grundsätzen ausgehend war die von dem Berliner noch immer „Onkel Spener" genannte Zeitung nun bemüht, sich über den Parteien zu halten. Sie war niemals irreligiös und nie chauvinistisch, in Friedenszeiten voller Rücksichten für Oesterreich, in den Kriegsmonaten von 1864, 1866 und 1870 suchte sie die Stimmung selbst durch politische Gedichte zu heben. So war die Zeitung ein Cartellblatt für mehrere Parteien. Zu den eifrigsten Lesern der Spenerschen Zeitung hatte von Jugend auf der nunmehrige König Wilhelm I. gehört, der sogar durch seinen Hofrath Louis Schneider einmal einen Leitartikel sandte, welchen er selbst „Dem königlichen Bruder" überschrieb und worin er darauf hinwies, daß schon der „königliche" Bruder Friedrich Wilhelm IV. die Militärreorganisation begonnen und dadurch zu Preußens Größe den Grund gelegt habe. Neben Alexis Schmidt, welcher zugleich Secretär der Börse war, und bis 1891 deren Jahresbericht herausgab, war Dr. Katzler, jetzt Chefredacteur der „Post", in die Redaction eingetreten und 1870 auf den Kriegsschauplatz gereist. Die Redaction des Blattes blieb trotz großer Sparsamkeit doch stets eine rühmlich sorgfältige. Arglos hatte S. ein Eingreifen seiner Erben in die Besitzverhältnisse gestattet, wenn die Kinder seines Schwiegersohnes, des Majors von Schmeling, mündig sein würden. Dies war im J. 1872 der Fall. Major von Schmeling verkaufte nun, allerdings zu hohem Preise und sehr zum Vortheile seiner Familie, aber ohne Rücksicht auf das meist noch von S. eingesetzte Redactionspersonal die Zeitung an eine Actiengesellschaft, durch welche die Spenersche Zeitung in ein nationalliberales Parteiblatt verwandelt wurde. Wenn nun auch die Wahl des neuen Chefredacteurs Wehrenpfennig, eines Schleiermacherianers, von dem ein Buch über die christliche Ethik erwartet wurde, eine treffliche und gerade für die Spenersche Zeitung wohlüberlegte war, so konnte die Veränderung doch nur zum Untergange der Zeitung führen, da weder die bisherigen Leser derselben ein strenges Parteiblatt wünschten noch die Nationalliberalen Berlins, die kurz vorher die „Berliner allgemeine Zeitung" von Julian Schmidt hatten fallen lassen, neben der „Nationalzeitung" ein zweites großes Blatt hinlänglich unterstützten. So ging denn die Spenersche Zeitung im Herbst 1874 ein.

Mündliche Mittheilungen von Dr. Alexis Schmidt in Friedenau u. Geh. Rechnungsrath und Archivar der kgl. Bibliothek a. D. Kunstmann in Berlin. — Koner's Berliner Gelehrtenlexikon unter Spiker und Alexis Schmidt. — Wilken's Gesch. der Berliner Bibliothek S. 183. — Ueber Spiker und Washington Irving H. Pröhle, Heine und der Harz S. 22. — Nähere Mittheilungen über die kgl. Bibliothek zu Spiker's Zeit in dem „nutrimentum spiritus" überschriebenen Artikel von H. Pröhle in den „Grenzboten" von 1890 Quartal 3 unter „Maßgebliches und Unmaßgebliches", wo indessen S. selbst unerwähnt bleibt. H. Pröhle.

Spiel: Georg Heinrich Gerhard S. wurde am 30. Mai 1786 zu Nordheim geboren. In Celle, wohin sein Vater ein Jahr nach seiner Geburt als Oberappellationsgerichtsprocurator übersiedelte, erhielt er auf der dortigen Stadtschule die erste wissenschaftliche Bildung; dann besuchte er noch ein Jahr das Gymnasium zu Gotha und bezog wohl vorbereitet Ostern 1805 die Universität Göttingen, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Bereits Novbr. 1807 ließ er sich in Celle als Sachwalter nieder, zwei Jahre später wurde er zum Senator bei dem Celle'schen Stadtmagistrat gewählt, aber schon 1810 wurde er nach Nienburg als Procurator bei dem Gerichte erster Instanz versetzt. Nach dem Tode seines Vaters († 25. März 1811) kehrte er nach Celle zurück, wo er dessen

Stelle erhielt. Nach Aufhören der Fremdherrschaft trat er in die alten städtischen Verhältnisse zurück und wurde zugleich als Procurator bei der Celle'schen Justizkanzlei angestellt. 1820 wurde er zum Stadtsecretär gewählt. Bald nach seiner Verheirathung im J. 1815 ergriff ihn eine gefährliche Krankheit, von der er sich nur langsam erholte. Eine Reise nach Norderney im J. 1821 schien ihm die volle Gesundheit wieder gegeben zu haben, aber schon am 5. Februar 1822 erlag er seinen Leiden. — Neben seinen ausgedehnten Berufsgeschäften fand S. doch noch Zeit, sich historischen Studien zu widmen. Im J. 1818 hatte er einen historischen Lesezirkel mitbegründet, im folgenden Jahre begann er die Herausgabe einer Zeitschrift, die seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt machte, des „Vaterländischen Archivs oder Beiträge zur allseitigen Kenntniß des Königreichs Hannover, wie es war und ist". Ueber die Aufgabe, welche er sich bei Herausgabe dieser Zeitschrift gestellt hat, spricht er sich ausführlich in einer „Erklärung" aus, welche den ersten Band eröffnet. „Der erste Zweck, welcher der hiermit eröffneten Zeitschrift unterliegt, ist: dahin mitzuwirken, unser Vaterland nach den Grenzen, die dermalen das Königreich Hannover hat, näher kennen zu lernen, nicht nur in geographischer und statistischer Hinsicht, sondern auch, soweit es möglich, in allen seinen inneren und äußeren Verhältnissen und Beziehungen, insofern solche dem künftigen Geschichtsschreiber von Nutzen sein oder den Vaterlandsfreund, dem das Vaterland seine Heimath, seine Ehre und sein Stolz ist, interessiren kann." Das Archiv soll Beiträge enthalten zur Kunde und Geschichte der Landessprache und der Idiotismen, Nachrichten über medicinische Anstalten, physische Erscheinungen, Beiträge zur Naturgeschichte, Gewerbekunde, zur Geschichte des ganzen Landes, wie der einzelnen Provinzen. Das Programm war sehr weit gefaßt, aber schon in den ersten Bänden, welche S. selbst herausgab, überwog wesentlich der historische Theil. Nach seinem Tode führte der Hofrath Spangenberg das Archiv in demselben Sinne weiter bis zum J. 1829. Dann übernahmen v. Spilcker und Bronneberg die Redaction und gaben der Zeitschrift einen ausschließlich historischen Charakter, der sich schon durch ihren Titel: Vaterländisches Archiv für Hannoverisch-Braunschweigische Geschichte" kundgab. Später wurde das Archiv Organ des historischen Vereins für Niedersachsen und erscheint unter dem Titel: „Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen" bis jetzt noch. — S. lieferte mehrere, allerdings nicht sehr umfangreiche Beiträge zum „Archiv". Sie beziehen sich auf die Geschichte der Stadt Celle und des Fürstenthums Lüneburg. In dem Aufsatze: „Vaterländische Jahrbücher" gab er eine Art Chronik der wichtigsten Zeitereignisse der letzten Vergangenheit. In einem Aufsatze: „Wie ist das Interesse für ein gemeinschaftliches Vaterland zu erwecken? oder was fehlt uns, um eine genauere Kunde unseres Vaterlandes zu erhalten und zu verbreiten?" wies er mit Nachdruck auf die Veröffentlichung der in den Archiven liegenden noch unbenutzten Urkunden hin. Die Ausführung größerer Arbeiten, wie die Abfassung einer Geschichte des Fürstenhauses Lüneburg seit der Reformation nach dem Vorbilde von Spittler's Geschichte des Fürstenthums Hannover, verhinderte sein frühzeitiger Tod. — S. war ein reiner, edler Charakter, tüchtig in seinem amtlichen Berufe, geachtet und geliebt als Mensch, ein Freund aller gemeinnützigen Bestrebungen.

Spiel. Nekrolog von Spangenberg. Neues Vaterländisches Archiv, 1822, Bd. I, S. 165 ff. Janicke.

Spielberg: Gabriel S. oder Spilberger, Maler von Düsseldorf. Studirte in Holland und lebte einige Zeit in Utrecht. Später Hofmaler des Königs von Spanien, aber nur kurze Zeit in Madrid, meistens in den Niederlanden, um 1590. Seine Werke sind Bildnisse und historische Darstellungen. Die sieben Werke der Barmherzigkeit und 10 Bl. Opera Misericordiae Corporalis gestochen von C. de Pass.

Johann S. oder Spilberger, der ältere d. N., Bruder von Gabriel, ebenfalls Maler, von Düsseldorf, malte in Oel auf Glas, fast alle seine Werke sind verschollen. Hofmaler des Herzogs Wolfgang von Jülich. Illustrium Juliacensium Principum tabulae genealogiae additis effigiebus 1613 fol. gestochen von C. de Pass sen. nach Zeichnungen von S. Wahrscheinlich von ihm zwei kleine Bildnisse eines Mannes und einer Frau in der Galerie Lichtenstein in Wien.

Johann S. oder Spilberger, der jüngere d. N., Maler geb. 1619 zu Düsseldorf, † daselbst 1690. Kurfürst Wolfgang Wilhelm von der Pfalz unterstützte ihn, so daß er sich der Kunst widmen konnte. Ein Bildniß dieses Fürsten veranlaßte seine Empfehlung an Rubens, doch kam der Künstler erst nach dem Tode desselben nach Antwerpen. Von dort wandte er sich nach Amsterdam und trat in die Werkstatt von Govaert Flink. Bildnisse angesehener Personen namentlich das des Bürgermeisters gewannen ihm Anerkennung. Infolge dessen erhielt er den Auftrag die Schützengesellschaft für das Rathhaus darzustellen. Nach 7jährigem Aufenthalt in Amsterdam wurde er Hofmaler des Kurfürsten Wolfgang Wilhelm und nach dessen Tode 1653 des Kurfürsten Philipp Wilhelm. Bildnisse dieses Fürsten und seiner Gemahlin Anna Katharina Constanzia nach ihm von Th. Matham gestochen, ebenso die Bildnisse des Kurfürsten Wolfgang Wilhelm und seiner Gemahlin Katharina Charlotta. Das lebensgroße Bild eines Falkoniers mit Vögeln in der Galerie zu Schleißheim. Eine Folge von Darstellungen aus dem Leben und Leiden des Heilandes hat er nicht mehr vollendet. Eine Fortuna, welche über einen Schlafenden ihre Güter ausschüttet, und einen Knaben, welcher an einem Brunnen Forellen ißt, gestochen von Dankerts. Bildniß des Pfarrers Stephan Cracht zu Amsterdam, gest. v. Matham.

M. Zimmermann.

Spielmann: Anton Freiherr v. S. wurde im J. 1738 als der Sohn bürgerlicher Eltern in Wien geboren. Nachdem er seine philosophischen und juridischen Studien beendet hatte, trat er 1760 in die k. k. Hofkammer ein, in welcher er es nach vierjähriger Dienstzeit zum niederösterreichischen Regierungssecretär brachte. Da er sich als einen ungemein tüchtigen und talentirten Beamten zeigte, wurde er gar bald in die geheime Haus-, Hof- und Staatskanzlei berufen. Bald nach ihm wurde auch Thugut als jüngster Hofsecretär angestellt, nachdem er früher zum Hofdolmetsch ernannt worden war. Diese Beiden und Franz Ferdinand Schrötter, welcher auch in der Gelehrtenwelt eine angesehene Stellung einnahm, waren wol die Tüchtigsten unter den Subalternbeamten der Staatskanzlei von dazumal. Fürst Kaunitz besaß eben das für einen leitenden Staatsmann ungemein wichtige Talent, sich mit den richtigen Hülfsarbeitern zu umgeben.

Noch nicht dreißigjährig wurde S. zum Hofrath und 1790 zum Staatsreferendarius ernannt, welche Stelle seit Baron Binder unbesetzt geblieben war. Diese Beförderung befürwortete der Staatskanzler Fürst Kaunitz in einem Vortrage an den Kaiser vom 30. Januar 1790 folgendermaßen: Vorläufig muß ich zu erinnern die Ehre haben, daß es unumgänglich nöthig sein wird, die ehemalige Staatsreferendariistelle mit ihrem Gehalte, so wie sie der ehemalige Staatsreferendarius Baron Binder gehabt hat, sogleich wieder herzustellen und solche dem verdienstvollen dermaligen Hofrath v. Spielmann zu ertheilen, damit er mit dem nöthigen Anstand in meinem Namen bei den Conferenzen erscheinen könne; und weil es ansonst auch billig ist, daß derjenige, welcher diese Stelle rühmlich und schon seit vielen Jahren versieht, solche endlich auch wirklich mit dem Namen und dem Gehalte genieße.

Der Kaiser verlieh jedoch S. blos den Titel eines Staatsreferendarius ohne den Gehalt eines solchen, so daß Jener, der als Vater vieler Kinder seine Lage zu verbessern gehofft hatte, sich nunmehr bitter enttäuscht sah. Am 2. Februar desselben Jahres erstattete Fürst Kaunitz dem Kaiser nochmals einen Vortrag, in welchem er sich wärmstens für den von ihm so sehr geschätzten Beamten einsetzte, wie aus folgendem erhellt: „Sicherlich kann es Eurer Majestät Absicht nicht gewesen sein, den Hofrath Spielmann betrüben zu wollen, als durch Ihre Resolution auf meinen gehorsamsten Vortrag vom 30. Jänner Allerhöchstdieselben demselben den Staatsreferendariustitel beilegten; und dennoch ist solches erfolget, weilen er dadurch des Gehaltes wegen nicht normaliter behandelt wird. Hofrath S., welcher acht lebendige Kinder und ausgezeichnete Verdienste für sich hat, ist dadurch so äußerst betroffen worden, daß er nach seiner angeborenen Lebhaftigkeit seitdem fast unbrauchbar geworden, und ich bin dahero in dem Falle, Ew. Majestät angelegentlich bitten zu müßen, daß Sie ihn alsbald möglichst durch Ertheilung des Normalis und einigen unmaßgeblich anzufügenden gütigen Ausdrücken wieder zu beruhigen geruhen mögen." Ueber den Erfolg dieser eindringlichen Befürwortung des Fürsten Kaunitz geben uns die Acten des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchives leider keinen Aufschluß.

Als nach dem Tode Joseph's II. die österreichische Politik auf eine Vergrößerung der Monarchie im Osten Verzicht leistete und auch Preußen gegenüber eine versöhnlichere Sprache zu führen begann, erfolgte auch gar bald im Berliner Cabinete eine politische Wandlung, welche ihren Ausdruck in den Verhandlungen fand, die von den Bevollmächtigten beider Staaten im Sommer des Jahres 1790 in Reichenbach gepflogen wurden. Baron S., welcher im Verein mit dem kaiserlichen Botschafter in Berlin, Fürsten Reuß die österreichischen Interessen vertrat, hatte mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen, um seiner Mission gerecht zu werden; nicht die geringsten waren diejenigen, welche ihm der preußische Minister Graf Herzberg in den Weg legte. So berichtete S. an Kaunitz: „Es ist unnöthig und würde eben so zeitversplitternd als beinahe unmöglich sein, die wahre Höllenmarter zu beschreiben, welche uns während der bisherigen Unterhandlungen die Grobheit, der Stolz, die Aufgeblasenheit, die Zudringlichkeit und die unglaubliche Irraisonnabilität der Grafen Herzberg ausstehen gemacht hat."

Eines Tages bestand Herzberg darauf, daß von Seiten des Königs von Preußen den Niederländern bis zur wirklichen Zustandebringung eines Vergleiches mit seinem Hofe ein Waffenstillstand zugestanden werde. „Der Mann war so unverschämt offenherzig, uns rundaus zu sagen" schrieb S. nach Wien, „daß dieser sein Antrag aus der Ursache geschehe, damit wir nicht inzwischen bei unserem nun verstärkten Truppenstande etwa Brüssel wieder einnehmen und dadurch seinem Hofe einen großen Diversionsvortheil auf den Fall, wenn unser Reichenbacher Vergleich nicht zu Stande käme, zum Voraus vereiteln möchten." Mit geziemendem Ernste wiesen S. und Reuß diese Verdächtigung ihrer Regierung zurück und erklärten zugleich, daß Bender Befehl habe, alles gegen die Rebellen zu unternehmen, was nur in seinen Kräften stände. Weiter wiesen sie Beide darauf hin, daß sie von dem Kaiser ausdrücklich beauftragt seien, über die Niederlande nichts in die Reichenbacher Vergleichsartikel aufzunehmen.

Bald nach diesen keineswegs erfreulichen Vorgängen machte Graf Herzberg den beiden kaiserlichen Ministern „auf die anständigste und freundschaftlichste Art" die Eröffnung, „Seine königliche preußische Majestät würden sich nach zu Stand gebrachtem Vergleich zum besonderen Vergnügen gereichen lassen, dero Stimme bei der bevorstehenden Kaiserwahl unserem allergnädigsten Herrn zu geben, als welchen Höchstdieselbe hiezu in jeder Rücksicht als den Allerwürdigsten fänden."

Herzberg setzte ja alle Hebel in Bewegung, um seiner Gleichgewichtspolitik zum Siege zu verhelfen.

Schon hatte es den Anschein, als ob die Unterhandluugen zu keinem Erfolge führen sollten, da Leopold infolge der englischen Einwände, welche bei dem Könige von Preußen Eingang gefunden hatten, sich vor die Alternative gestellt sah, den Status quo anzuerkennen oder einen neuen Krieg zu führen. Die österreichischen Bevollmächtigten sahen sich wie in einer Zwickmühle, bestand ja doch nun einmal die eiserne Nothwendigkeit, einen Krieg mit Preußen zu vermeiden. Graf Herzberg eröffnete ihnen trocken und ohne alle Umschweife, daß er positiven Befehl habe, ihnen zu erklären, daß wenn in spätestens acht bis zehn Tagen Leopold nicht zu einer bestimmten Antwort sich entschlossen hätte, der König von Preußen die Unterhandlungen als abgebrochen ansehen werde. Die Entmuthigung steigerte sich, als die Nachricht von dem am 14. Juli 1790 erfolgten Tode Laudon's eintraf. Daraus, daß Preußen seine Truppen gegen die österreichische Grenze vorschob, konnte man schließen, daß eine Weigerung österreichischerseits, den Status quo anzuerkennen, das Signal zur preußischen Kriegserklärung sein werde. Daß England und Holland in diesem Falle gemeinsam mit Preußen vorgehen würden, war nicht zu bezweifeln. Endlich brachten es S. und Reuß so weit, die Vertreter Englands und Hollands insofern auf ihre Seite zu bringen, als dieselben versprachen, zwar für den Status quo, aber im Sinne einer Erklärung zu stimmen, wie sie S. und Reuß entworfen hatten. Weiter verpflichteten sie sich, die preußische Einmischung in die niederländischen Angelegenheiten entschieden zurückzuweisen, dagegen sollte Preußen bestimmt werden, die Verfassung mit zu garantiren. So wurden die Vertreter Englands und Hollands infolge der Beredsamkeit Spielmann's und Reuß' und des guten Rechtes der Oesterreicher umgestimmt und Herzberg erlitt auf diese Weise eine unverkennbare Schlappe. Im übrigen hielt Graf Philipp Cobenzl den Status quo noch immer nicht für ganz unvortheilhaft. „Vielleicht wäre sachdienlich" schrieb der Staatsvicekanzler am 20. Juli an Spielmann, „wenn Sie dem Herzberg zu Gemüthe führten, daß es nicht unsere, sondern blos der Engländer Schuld ist, daß Preußen jetzund leer ausgeht und daß ein künftiges freundschaftliches, aufrichtiges und gut nachbarliches Einvernehmen mit uns dem preußischen Hofe weit größere Vortheile schaffen könnte, als die bisherige Spannung und gehässige Rivalität."

Am 27. Juli 1790 wurde die Reichenbacher Convention abgeschlossen und S. konnte den „Aufenthalt in der Reichenbacher Hölle" verlassen. Leider versprach sie Oesterreich wenig Vortheil. Die nächsten Folgen dieses österr.-preußischen Uebereinkommens waren: die Friedensschlüsse von Sistowa und Jassy, und eine abermalige Theilung Polens. Die wichtigste jedoch war, daß die beiden Nachbarstaaten in bessere Beziehungen zu einander traten, wie die vom 25. bis 27. August 1791 in Pillnitz stattgefundene Fürstenversammlung beweist. Dieser wohnte auch Baron S. bei. Das Urtheil desselben über den König und den Kronprinzen von Preußen war gerade nicht schmeichelhaft für diese Beiden. Den König nennt er „eine ungeheure Fleischmasse" und vom Kronprinzen sagte er, „daß er so ziemlich einem Feldwebel gleich sehe". Den Kurfürsten von Sachsen hingegen stellte er als „einen sehr wol instruirten, edel und rechtschaffen denkenden Herrn" hin. Ueber die Wirkung, welche die Zusammenkunft in Pillnitz hervorgebracht hat, schrieb er an Kaunitz, sie bestehe darin, „daß Seine Majestät einen sichtbaren, entscheidend guten Eindruck auf Herz und Gemüth des Kurfürsten, der Kurfürstin und der ganzen kurfürstlichen Familie, zugleich aber auch alle jene günstige Impression auf den König gemacht haben, deren seine, nicht gar zu empfindsame Seele fähig sein dürfte."

Weiter machte S. in seinen etwas launig gehaltenen Berichten Kaunitz mit den darstellenden Personen auf der Pillnitzer Schaubühne bekannt, was dem Staatskanzler sehr gelegen kam. Da „eine zuverlässige Bekanntschaft von Menschen, mit welchen man in Zukunft öfters zu handeln Gelegenheit haben wird, keineswegs gleichgiltig ist," schrieb er an Spielmann zurück, „so ist mir die Schilderung, welche sie mir von selben machen und die mit den Begriffen, welche ich mir von solchen gemacht hatte, vollkommen übereinkommt, sehr willkommen gewesen." Als im Frühjahr 1792 die polnische Frage durch die entschlossene Haltung Rußlands in ein Stadium gelangte, welches Oesterreich und Preußen mahnte, auch ihres Vortheiles bedacht zu sein, da war es S., der von Schulenburg hiezu aufgefordert, die politische Richtung angab, welche das Wiener und Berliner Cabinet hiebei verfolgen sollten. Er stimmte für die Vergrößerung Preußens und Rußlands in Polen, jedoch gegen jene Oesterreichs am Rhein. Weiter sollten Oesterreich und Preußen sich entschließen, Rußland gegenüber eine freiere Sprache zu führen. Nochmals regte S. bei dieser Gelegenheit den Austausch der Niederlande gegen Baiern und die Oberpfalz an. Schulenburg, welcher verlangte, daß diese ganze Angelegenheit zwischen ihnen Beiden allein discutirt werden sollte, bis sie reif sein würde, um zwischen den Regierungen behandelt zu werden, wurde in der That für das Austauschproject gewonnen. Als es endlich dazu kam, entschied Kaiser Franz, welcher befürchtete, daß die Berichtigung des österr.-preuß. Uebereinkommens hinsichtlich Polens auf schriftlichem Wege schwer erzielt, zum mindesten jedoch nicht so zeitlich erwirkt werden könnte, als es mit Rücksicht auf die Ereignisse in Polen wünschenswerth schien, daß Baron S., begleitet von dem Hofrathe Collenbach in das preußische Hauptquartier in der Champagne entsendet werde. Die französischen Wirren ließen es jedoch zu keinem erfreulichen Abschlusse der beiderseits gepflogenen Verhandlungen kommen.

Seit Juli 1792 hatte sich Fürst Kaunitz von den Geschäften zurückgezogen. Dieselben leitete nach ihm Graf Philipp Cobenzl, der wiederum völlig von S. beeinflußt war. Da jedoch diese beiden Staatsmänner dem Kaiser die Interessen Oesterreichs in der polnischen Angelegenheit nicht eifrig genug gewahrt zu haben schienen — wie auch ein österreichischer Diplomat sagte, „daß S. Polen auf der Karte von Europa zwei Jahre lang übersehen hätte" — wurde Cobenzl durch Thugut ersetzt, und zum italienischen Hofkanzler ernannt. Die Stelle eines Staatsreferendarius hingegen wurde aufgehoben und Kaiser Franz ernannte den Baron S. im März 1793, „um von dessen Fähigkeiten und Talenten einen weiteren nützlichen Gebrauch zu machen und ihm zugleich von seiner Zufriedenheit über seine bisherige, lange, mühsame und wichtige Dienstleistung ein untrügliches Merkmal zu geben" zum zweiten österreichischen Directorial- und burgundischen Gesandten bei dem Reichstage zu Regensburg, welche Stelle S. jedoch niemals antrat. Bei dieser Gelegenheit verlieh er ihm auch die Würde eines Geheimen Rathes. Im J. 1801 erfolgte Spielmann's Berufung in die böhmisch-österreichische Hofkanzlei, welcher er nunmehr als Vicepräsident vorstand. Bald darnach trat jedoch S. in den Ruhestand und starb am 27. Februar 1813 in Wien. Zu erwähnen wäre noch, daß am 11. August 1804 vom Balkon des S. gehörigen auf dem Graben gelegenen Hauses in Wien, das Pragmatikalgesetz feierlich verkündet wurde, gemäß dessen Kaiser Franz den Titel eines Erbkaisers von Oesterreich angenommen hatte.

Schlitter.

Spielmann: Jacob Reinbold S. Das Geschlecht S. oder Spilmann läßt sich in Straßburg schon im 15. Jahrhundert nachweisen. Johann Jacob S. erwarb dort 1657 von dem Großvater seiner Frau, Albrecht Weßner, die Apotheke

zum (goldenen) Hirschen, welche, wie es scheint, schon 1268 oder doch 1349 die gleiche Stelle einnahm, wie heute noch; sie bildet eine Ecke des Münsterplatzes und der Krämergasse.

Jacob Reinbold, der berühmte Sohn des genannten Apothekers, geboren zu Straßburg am 31. März 1722, wurde von 1735—1740 von dem Vater in jener Apotheke unterrichtet, wo schon 1733 der nachmals ausgezeichnete Chemiker Andreas Sigismund Marggraf (A. D. B. XX, 334) als Gehülfe thätig und nicht ohne Einfluß auf den jungen S. gewesen war. Diesem genügte die Pharmacie nicht; er studirte zugleich an der Universität alte und neue Sprachen und Philosophie. 1740—1742 reiste er in Deutschland, um sich vielseitig auszubilden. In Nürnberg z. B. arbeitete S. in der Apotheke von J. A. Beurer, in Berlin hörte er Chemie bei J. H. Pott (A. D. B. XXVI, 486) und besonders bei dem ihm sehr befreundeten A. S. Marggraf, in Freiberg Mineralogie bei Henkel. 1742 machte sich S. in Paris mit dem ausgezeichneten Pharmaceuten Claude Joseph Geoffroy, mit den Botanikern Antoine und Bernard de Jussieu, mit Réaumur und anderen Gelehrten bekannt. 1743 bestand er in Straßburg die Apothekerprüfung und trat in das väterliche Geschäft ein. Seine Studien betrieb S. jedoch mit solchem Eifer, daß er, hauptsächlich durch den Kliniker Sachse, seinen Schwiegervater, angeleitet, 1748 in der medicinischen Facultät promovirt und bald zum außerordentlichen Professor berufen wurde. Auf Grund der Universitätsstatuten und der Ordnungen des Thomasstiftes erhielt S. 1756 die vielbegehrte Professur der Eloquenz; pro forma hatte er sich mit griechischer und lateinischer Poesie zu befassen. Doch wurde ihm 1759 eine ordentliche Professur der Medicin übertragen, welche ihm die Verpflichtung auferlegte, auch über Chemie, Pharmakognosie (Materia medica) und Botanik zu lesen, so wie den botanischen Garten zu leiten. Daß er nebenbei, namentlich seit des Vaters Tode (1748), die Apotheke fortführte, kam seinen Vorlesungen zu gute; sie wurden, wie es heißt, in dem schon oben erwähnten Eckhause gehalten.

In der Histoire de l'Académie royale des Sciences et Belles Lettres, Année 1758 (Berlin, Haude & Spener, 1765) 105 bis 128, veröffentlichte S. einen bemerkenswerthen Bericht über das elsässische Erdöl unter dem Titel: Sur le Bitume d'Alsace. Er verglich den flüchtigen Antheil von 0,808 spec. Gewicht, mit den ätherischen Oelen und besprach auch die Fluorescenz der schwerer flüchtigen Antheile.

S. war zuerst (1745) mit einer Tochter des Professors der Medicin, Joh. Bapt. Sachse in Straßburg verheirathet und nach deren Tode mit einer Tochter des Straßburger Kaufmanns Joh. Daniel Engelhardt. Trotz seiner so außerordentlich vielseitigen Thätigkeit verfaßte S. eine Reihe größerer und kleinerer Schriften, deren vollständiges Verzeichniß sich in den hiernach angeführten Schriften von Wittwer, Oberlin und Dechambre findet. Er machte sich zuerst durch Untersuchungen der Mineralquellen von Niederbronn, Sulzbach und Petersthal bekannt, hierauf besonders durch die „Institutiones Chemiae“ 1763, die „Institutiones Materiae medicae“ 1774 und die „Pharmacopoea generalis“ 1783. Ferner „Prodromus Florae Argentinensis“ 1766.

Nach seinem Tode, 10. September 1783, erschien in Leipzig eine Sammlung seiner kleinen medicinischen und chemischen Schriften und 1785 veröffentlichte Johann Jacob S., der Sohn Jacob Reinbold's, eine deutsche Uebersetzung der Materia medica des letzteren unter dem Titel: „Anleitung zur Kenntniß der Arzneimittel zum Gebrauche der Vorlesungen“.

Seyboth, Das alte Straßburg 1890. 150, 258, 275. — P. L. Wittwer, Dem Andenken des verdienstvollen Mannes Jac. Reinb. S., der Arzneykunde

Doctors u. s. w. geheiligt, aus Crell's Annalen der Chemie, Helmstedt und Leipzig 1784. 545. — L. F. Friedrich, Memoriam viri nobiliss. . . . Jac. Reinb. S. . . . Academia Argentorat. civibus et exteris . . . commendat, Argentorati 1783. Ausführliche Familiennachrichten und Schriftenverzeichniß. — Vicq d'Azyr, in Histoire de la Soc. royale de Médecine. Paris 1786. — Oberlin, Gazette médicale de Strasbourg Nr. 8, 20 Août 1845, Feuilleton, p. 226 à 235. — Bibliographie universelle, XL (Paris, ohne Jahreszahl) 49. — Ausführlicher: Cap, Journal de Pharm. et de Chimie XIV (1848) 35 bis 41. — Phillippe-Ludwig, Geschichte der Apotheker, Jena 1855. 332, 637. — Kirschleger, Flore d'Alsace II (1857) p. XXXVII. — Haag, La France protestante. Paris 1859. 307—309. — Dechambre, Dictionnaire encyclopédique des Sciences médicales XI (Paris) 215—216. — Hirsch-Gurlt's Biograph. Lexik. 484. — Wieger, Gesch. der Medic. und ihrer Anstalten in Straßburg von 1497 bis 1872. Straßburg 1885. 66. — Kopp, Geschichte der Chemie III (1845) 38, 48, 49, streift Spielmann's chemische Ansichten, welche denen von Georg Ernst Stahl entsprachen; schon in seiner Dissertation De principio salino, 1748, hatte sich S. dazu bekannt.

F. A. Flückiger.

Spieß: Adolf S., Pädagog, eigentlicher Begründer des deutschen Schulturnens, geb. am 3. Februar 1810 in Lauterbach (Vogelsberg), † am 9. Mai 1858 in Darmstadt. Als Sohn des damaligen städtischen Conrectors Johann Balthasar S. (s. d.) wurde Adolf S. in dem oberhessischen Städtchen Lauterbach geboren, aber bereits einjährig nach Offenbach verpflanzt, wo sein Vater 1811 zweiter Prediger ward und im eigenen Hause eine private Erziehungsanstalt unterhielt. In dieser genoß Adolf seit 1816 seinen ersten Unterricht und fand dort früh die entscheidende Anregung zu seinen turnerischen Interessen, wie zu seiner gesammten, patriotisch-deutschen und evangelisch-frommen Lebensansicht. Wesentlich bestärkt wurden die Eindrücke des väterlichen Hauses und der väterlichen Schule durch eine sommerliche Fußreise, auf welcher der Zehnjährige mit seinem Vater das berühmte Institut zu Schnepfenthal und namentlich den alten Guts Muths besuchen durfte. Dessen Vorbild und Vorschrift war denn auch in Offenbach für die Leibesübungen bestimmend; erst allmählich durch fremde Besucher und heimkehrende Studenten (unter denen Fritz Hessemer, Dichter des s. Z. beliebten Liedes: Geturnt, geturnt mit voller Kraft!) fanden auch Jahn's und Eiselen's eigenthümliche Lehren dort Eingang. Das frische fröhliche Leben, das unter der Jugend in Offenbach und in dem nahen, mit Offenbach rege verkehrenden Hanau damals blühte und in der Turnerei seinen treibenden Kern fand, ist anschaulich und ansprechend in zwei Aufsätzen beschrieben, die J. C. Lion in den „Kleinen Schriften über Turnen von Adolf Spieß“ (Hof 1877) mittheilt: „Blick auf den früheren und jetzigen Stand der Turnkunst, zur Beleuchtung ihrer inneren Entwickelung und ihrer Anwendung“ von S. (Aus der Zeitschrift „Der Turner“, Jahrgang 1847) und „Die Anfänge der Turnerei zu Hanau in den Jahren 1817, 1818 und 1819“ von J[ulius] C[arl] (Aus der „Deutschen Turnzeitung“ Jahrgang 1863). Mit leidenschaftlicher Begeisterung und bis zur bedenklichen Ueberspannung der jugendlichen Kräfte betheiligte auch S. sich an den Turnübungen und an den Turnfahrten in die nahen Gebirge des Taunus, Spessart u. s. w. Im Frühjahre 1828 verließ er Offenbach, um in Gießen Theologie zu studiren. Der erste dortige Aufenthalt brachte bei vielem Anregenden und Erfrischenden auch einen ernsthaften Zweikampf, in dem S. eine Verwundung der Lunge davontrug. Sie „bezeichnete die Stelle, an welcher nachher das Uebel in dem sonst durchaus wohlgebildeten und zum Widerstand gerüsteten Körper sich einschleichen sollte, um ihn schon im vierten Jahrzehnt

seines Lebens stark zu belästigen und im fünften niederzuwerfen“ (Lion). Er selbst berichtet von seinem akademischen Studium: „In Gießen war damals keine Turngelegenheit; dafür aber übte ich fleißig die Fechtkunst, die hier in hohem Ansehen stand und von vielen meisterhaft betrieben wurde. Doch fand sich auch hier bald ein Kreis von Freunden, mit denen ich Ausflüge und manchen anstrengenden Turngang in die herrliche Umgegend unternahm. Alle Berge und Burgen wurden erklommen und auf der Spitze des Dünsberges einmal übernachtet. Bald waren wir vertraut mit allen Wegen und Stegen in Wäldern und Fluren; unsere Wanderungen waren Entdeckungsreisen, die zu immer neuer Wanderlust uns trieben. Um Ostern 1829 zog ich mit mehreren Freunden von Gießen ab nach Halle. Wir machten die Reise nach damaliger guter Sitte zu Fuße. Nachdem wir den rauhen Vogelsberg durchkreuzt, gings über Fulda nach Eisenach und, als die ehrwürdige Wartburg erstiegen war, reisten wir über Schnepfenthal nach Gotha. Schon auf einer früheren Reise nach Thüringen (1820) hatte ich Schnepfenthal gesehen, und damals besuchten wir auch Guts Muths, von dem unsere Lehrer uns erzählt, daß er der Jugend die frische Kunst der Leibesübungen zuerst hier in Schnepfenthal geweckt und ausgebildet habe. Noch behalte ich das Bild dieses verehrten Mannes in lebendiger Erinnerung fest und freue mich, den Edlen gesehen zu haben. Ueber Erfurt, Weimar, Naumburg und Merseburg reisten wir dann nach Halle. Hier in Halle gesellten sich mir viele Freunde, die selber früher geturnt und Freude hatten am Turnerleben. Auch gelang es uns leicht, unter den Genossen regelmäßige Turnspiele einzuführen, und so geschah es, daß wir in Passendorf an zwei Nachmittagen in der Woche uns zu Spielen und Gesängen versammelten. — — Im Laufe des Sommers unternahmen turnerisch Gesinnte eine größere Turnfahrt, welche mehrere Tage währte. Wir wanderten in die güldene Aue, auf den Kyffhäuser, die Rothenburg, durch den Harz, nach Frankenhausen, auf die Sachsenburg und besuchten dann in Kölleda den alten Jahn. Der erzählte uns von seinem Turnerleben; wir lauschten seiner Rede. Zum Abschied ward uns sein fester Händedruck; unsere Herzen schlugen ihm entgegen. In dem kalten Winter 1829 bis 1830 um die Weihnachtszeit, als fußtiefer Schnee und eisige Kälte das Land deckte, machte ich eine Reise nach Berlin. Als Turner ein abgesagter Feind aller Verweichlichung, umhüllte mich kein Mantel und kein Pelz; ich setzte mich in kaum winterlicher Bekleidung in den offenen Beiwagen der nur mühsam sich fortschleppenden Post und fuhr so einen Tag und eine Nacht gefoltert von der Pein der fürchterlichsten Kälte. — — So oft es die Gelegenheit zuließ, wohnte ich hier den Turnübungen im Eiselen'schen Turnsaale bei und turnte fleißig mit. Manches Neue sah und lernte ich, namentlich Schwingstücke am Schwingel, wobei mir der rüstige Turner, der Gymnasiallehrer Philipp Wackernagel, an die Hand ging. Dagegen brachte auch ich einige Turnstücke mit. — Eiselen lernte ich nicht kennen, da er leider das Zimmer hüten mußte“. Nach Spieß's Rückkehr (Frühling 1830) erblühte in Gießen fröhliches Turnstreben. Die Schaar der Turner stieg über 150; S. unterrichtete regelmäßig eine Riege von zwölf Knaben. Aber bald erneuerte die Regierung ihre alten Verbote, und die frohe Jugendlust verkümmerte zu dürftigen, heimlich gepflogenen Uebungen weniger Getreuer. Die Wellen der Julirevolution durchzitterten damals auch Deutschland. S., mächtig vom Gedanken der deutschen Einheit und Freiheit ergriffen, aber den Franzosen abhold, betrieb eifrig die Stiftung eines freien, brüderlichen, deutschen Studentenvereines, dessen Mittelpunkt der Turnplatz sein sollte. Als das polizeiliche Verbot dem allen Ziel setzte, studirte er um so eifriger auf seine theologische Prüfung, verließ Herbst 1831 die Universität und trat Ostern 1832 als Hauslehrer bei den Söhnen des Grafen Solms-Rödelheim auf Assenheim, eines Freiheitskämpfers

von 1813 und 1815, ein, auf dessen ausdrücklichen Wunsch auch Turnen, Schwimmen, Eislaufen in den Lehrplan aufgenommen wurden.

Das Jahr 1833 verpflanzte S. auf den Schauplatz, den er erst als berühmter Mann nach fünfzehn Jahren wieder verlassen sollte, nach der Schweiz. Auf eine Zeitungsnachricht hin, daß die bernische Stadt Burgdorf einen Lehrer suchte, der namentlich auch die Leitung des Turnunterrichtes zu übernehmen hätte, bewarb er sich, ward gewählt und siedelte Anfang October 1833 dorthin über. Schon durch Pestalozzi hatte Burgdorf in der pädagogischen Welt einen gewissen classischen Ruf. Es suchte ihn in liebevoller Pflege seines Schulwesens zu bewahren und neu zu bewähren. Nach Spieß's Angaben ward der Turnplatz neu hergerichtet „zu einem der schönsten und zweckmäßigsten, die er je gesehen". Die Elementarschule erhielt ein neues stattliches Gebäude und bald nach Spieß's Eintritt in den drei alten Lützower Jägern Friedrich Fröbel aus Weißbach, Wilhelm Middendorf aus Unna und Heinrich Langethal aus Erfurt begeisterte Lehrer von schon damals anerkanntem Rufe, unter denen die beiden letzteren durch längere Jahre mit S. dort freundschaftlich verbunden blieben. Außer im Turnen unterrichtete er selbst noch in Geschichte und Gesang. Diese Schulmänner bildeten in jenen Jahren den festen Kern eines deutschen Vereines, der sich besonders Samstag Abends im Burgdorfer Stadthause bei einem Glase Wein zusammenfand und alle deutschen Angelegenheiten mit warmer Hingebung verfolgte. Von Bern her nahmen gern daran Theil die theologischen Professoren Karl Hundeshagen und Matthias Schneckenburger, sowie dessen jüngerer Bruder, der Kaufmann Max Schneckenburger, der 1838 oder 1839 in Burgdorf selbst sich niederließ. Wie, für diesen Kreis von Freunden gedichtet, in ihm zuerst von Adolf S. Max Schneckenburger's „Wacht am Rhein" am Clavier gesungen worden, hat Hundeshagen am 11. August 1870 in der Kölnischen Zeitung berichtet. Der Aufsatz, der zuerst dem deutschen Volke den Dichter des schwungvollen Liedes bekannt gab, ist seitdem öfter, auch von Lion, in den „Kleinen Schriften von A. S." abgedruckt worden. In Burgdorf verheirathete sich S. 1840 mit Marie Buri von da, Schwester des ihm befreundeten Juristen, späteren Oberrichters Rudolf Buri. — Während der Jahre der Burgdorfer Lehrpraxis gestaltete S. nun das Schulturnen in eigenthümlicher Weise aus, wenngleich überall an Vorhandenes naturgemäß anknüpfend. Nicht der erste, der den Turnunterricht der Mädchen empfahl und versuchte, hat doch er ihn zuerst mit rechtem Nachdruck und Erfolge durchgeführt. Aus den schon früher betriebenen Turnspielen entwickelte er die besondere Turnart der Freiübungen, deren Zweck ist, „die Schüler zu freier Beherrschung des Leibes und kunstvoller leiblicher Gebärdung im Stehen und Gehen auf der gewöhnlichen Bodenfläche zu erziehen, mit einem Worte: in den Uebungen, welche sich wie von selbst als die Grundübungen im leiblichen Leben des Menschen hervorstellen oder an diese anschließen". „Es ergab sich dann wie von selbst, daß bei der möglichen gleichzeitigen Beschäftigung einer größeren Schülerzahl in den Freiübungen zugleich Rücksicht genommen werden müsse auf Ordnung und Gliederung der geeinten Schaar, mochte dieselbe nur an Ort oder von Ort sich bewegen." Dies führte zur Anerkenntniß und liebevollen Pflege der Gemeinübungen (Ordnungsübungen) als besonderer Turnart. Als eigentlicher Begründer dieser beiden Zweige des Turnunterrichtes hat S. sich das höchste Verdienst erworben; kaum minder durch die klare Erkenntniß und nachdrückliche Betonung des im höheren Sinne erziehlichen Momentes im Turnen, das er demgemäß für die Schuljugend in unmittelbare und organische Einheit mit den übrigen Zweigen des Schulunterrichtes und der nationalen christlichen Jugendbildung gesetzt wissen wollte. Weniger ist ihm, wie man sagen darf, das Bestreben gelungen die mehr und mehr anwachsende Fülle der Turnübungen in ein voll-

ständiges, angeblich natürliches System zu bringen, für das der Unterschied einerseits der Thätigkeiten (Stemmen, Hangen, Liegen; Stemmen und Hangen; Stemmen und Liegen; Hangen und Liegen; Stemmen, Hangen und Liegen), anderseits der beschäftigten Hauptheile des Leibes maßgebend sein sollte. S. ist durch dieses Bestreben zu einer Weitläufigkeit und Trockenheit der Darstellung verleitet worden, die der unmittelbaren, lebendigen Wirkung auf seine Zeitgenossen oft Abbruch thaten. — Seine erfolgreiche Lehrthätigkeit, bald auch auf den Turnunterricht im Landesseminar für Volksschullehrer ausgedehnt, machte ihn bald im Kreise der Turnfreunde berühmt. Auch erschienen während der letzten Jahre seines Burgdorfer Aufenthaltes die ersten drei Bände seiner „Lehre der Turnkunst" (4 Th., Basel 1840—46), das in vier Theilen behandelt: 1. das Turnen in den Freiübungen (1840), 2. das Turnen in den Hangeübungen (1842), 3. das Turnen in den Stemmübungen mit einem Anhange der Liegeübungen (1843), 4. das Turnen in den Gemeinübungen (1846). Besonders der erste Band, der schon auch auf die Gemeinübungen sich mit erstreckt und deren kunstreiche Verbindung mit Musik, namentlich Gesang, zu sogenannten Turnreigen anregte, wirkte in hohem Maße belebend auf den schweizerischen und den deutschen Turnbetrieb. Als im Jahre 1842 dem gymnastischen Unterricht in Preußen und Deutschland überhaupt wieder Eingang in die Schulen gewährt ward, bereiste S. hoffnungsvoll die Hauptorte Deutschlands und suchte in München mit Maßmann, in Berlin mit Eiselen und durch ihn mit den maßgebenden Schulmännern sich zu verständigen. Auch bei dem greisen Jahn sprach er damals wiederum vor, um mit ihm die Zukunft seiner wiedererstehenden Kunst eingehend zu berathen. Der Gedanke, selbst zur Leitung des preußischen Schulturnens berufen zu werden, lag S. damals nicht fern, und er ist wohl auch in Berlin erwogen worden. Aber Maßmann wurde vorgezogen und damit ein Weg eingeschlagen, der von dem Spieß'schen Ideale des pädagogischen Turnens zunächst abseits führte. Die trefflichen „Gedanken über die Einordnung des Turnwesens in das Ganze der Volkserziehung" (Basel 1842; Kleine Schriften S. 15 ff.) offenbaren Spieß's Wünsche und Hoffnungen aus jenem Zeitpunkte.

Bald nachher wurde S. als Lehrer an Gymnasium, Realschule und Waisenhaus für Turnen und Anfangs auch für Geschichte nach Basel berufen. Im Mai 1844 trat er die neue Stelle an, in der er trotz der von ihm beklagten Freiwilligkeit des Turnunterrichtes bald eine anerkannt segensreiche, lebenweckende Thätigkeit entfaltete. Ein treffendes Bild seiner dortigen Thätigkeit gibt der „Bericht über das Turnen der Schüler des Gymnasiums und des Waisenhauses zu Basel im Sommerhalbjahre 1844" (Einladungsschrift zur Promotionsfeier des Gymnasiums und der Realschule; Kl. Schr. S. 52 ff.). Auch erschien während der Baseler Jahre der erste Theil des „Turnbuches für Schulen" (2 Bände, Basel 1847 und 1851). Wie in Basel selbst, so fand auswärts S. immer mehr Anerkennung. Von Heidelberg und von Dresden bemühte man sich, ihn zu gewinnen. Die Heidelberger Versuche bewirkten neben Verbesserung seiner äußeren Lage mehrfache Förderung des Turnwesens in Basel selbst, besonders auch Ausdehnung des Turnunterrichtes auf die Töchterschule. Der Dresdener Ruf traf S. bereits zu weit eingelassen in Unterhandlungen mit der Staatsregierung seines engeren Heimathlandes, um noch angenommen zu werden.

Im Mai 1848 siedelte S. als Assessor des Studienrathes mit einem Gehalte von 2000 Gulden süddeutscher Währung nach Darmstadt über. Seine Aufgabe sollte dort sein, das Turnen durch Berathung der leitenden Schulbehörde, durch anregende Schulbesuche hin und her im Lande, durch vorbildlichen Unterricht in Schulclassen von Mädchen und Knaben, durch Lehrgänge mit Lehrern und Lehrerinnen zu fördern. Auf jedem dieser Wege hat S. noch in Darmstadt und

von dort in weitere Kreise der deutschen Schule hinaus thatkräftig gewirkt, auch 1851 in Oldenburg, von der Behörde auf Anregen seines Jugendfreundes, des Oberschulrathes Willich, berufen, einen fünfwöchentl. „Lehrgang f. Schulturnlehrer" unter warmem Beifalle der Betheiligten abgehalten. Seit dem Jahre 1852 durfte er sich eines eigenen, nach seinen Angaben erbauten Turnhauses in Darmstadt erfreuen. Allein mehr und mehr kränkelte er an seinem oben erwähnten Brustleiden, und von der anderen Seite beeinträchtigte steigender Hang zu abstracten, wenn auch stets warm aufgefaßten und edel gedachten Theorien sein praktisches Wirken. So steigerte er den richtigen Grundsatz, daß das Turnen ein lebendiges Glied im Ganzen der Jugenderziehung und des Jugendunterrichtes sein muß, zu dem undurchführbaren Anspruche, daß womöglich jeder Lehrer als Turner und Turnlehrer auf die Jugend wirken sollte. Auch unterlag er der Neigung, den ehrenwerthen Ernst seiner religiösen und kirchlichen Lebensansicht unvermittelter in sein nächstes Berufsgebiet einzumischen, als dessen besondere Grenzen naturgemäß zuließen.

Seit Sommer 1855 mußte S. zunehmender Leiden halber der turnerischen Berufsübung entsagen. Zwei Jahre lebte er, vergeblich Heilung suchend, in Vevey am Genfer See. Den Winter von 1857 auf 1858 brachte er wieder in Darmstadt zu und starb dort am Sonntage, dem 9. Mai 1858, das Gebet: Herr hilf! auf den Lippen. Das Gute, Edle, Patriotische, Sittliche, das er im Turnwesen begeistert erstrebte und im Kampfe mit vielen Hemmnissen nur unvollkommen erreichte, ist inzwischen seiner Verwirklichung viel näher gekommen, und immer wird der Name Adolf S. als der eines tüchtigen deutschen Lehrers und Mannes in der Schule und in der Turnwelt guten Klang behalten.

Außer den oben angeführten beiden Hauptwerken („Lehre der Turnkunst" und „Turnbuch für Schulen") biographisch besonders ergiebig die „Kleinen Schriften über Turnen" (Hof, neue Ausgabe 1877) und die der Sammlung vom Herausgeber J. C. Lion vorausgeschickten „Beiträge zu A. Spieß's Lebensgeschichte".

Sander.

Spieß: Christian Heinrich S., Schauspieler und Dichter, geb. am 4. April 1755, † am 17. August 1799. S. stammte aus Freiberg i. S., wo er seine Schulausbildung erhielt. Die Neigung zum Theater bestimmte ihn, Schauspieler zu werden. Er schloß sich verschiedenen Wandertruppen an und zog mit ihnen kreuz und quer durch das Land, bis er in Prag bei der Karl Wahr'schen Truppe als Schauspieler und Theaterdichter ein dauerndes Unterkommen fand. Er gab hier mit demselben Gelingen „biedere Alte" und „zitternde Greise" z. B. den alten Moor, als „schleichende dumme junge Herren" oder vertraute und schüchterne Liebhaber. Er gehörte dem Prager Theater bis zum Jahre 1788 an. Die letzte Zeit seines Lebens verbrachte er auf der Herrschaft Bezdiekau bei Klattau in Böhmen bei dem Grafen Künigl, der ihn nominell als Oekonomiebeamten, in Wirklichkeit aber nur als Günstling und Gesellschafter in sein Haus aufgenommen hatte. Obwol sich S. in dieser Rolle wohl fühlte, da er bei allen Bekannten und Freunden des Grafen wohl angesehen war und von dem Grafen und den Seinen als Standesgenosse behandelt wurde, machte ihn doch die Untreue seiner Frau schwermüthig. Er fiel schließlich einer vollständigen Geisteszerrüttung, die in Tobsucht ausartete, anheim und starb bereits am 17. August 1799 im 44. Lebensjahre. S. hat in seinem kurzen Leben seit dem Jahre 1782 als Roman- und Schauspieldichter eine staunenswerthe Fruchtbarkeit entwickelt und sich bei seinen Zeitgenossen einer ungewöhnlichen Beliebtheit erfreut. Verstand er doch ausgezeichnet, in seinen Ritter-, Räuber- und Geister-

romanen seine Leser mit Schauder zu erfüllen, da er in der Erfindung und Ausführung von gräßlichen und widrigen Stoffen eine wahre Virtuosität besaß. Unter seinen Werken treffen wir u. a. auch Biographien von Selbstmördern und Wahnsinnigen. In seinen Schauspielen hielt er sich an das von Goethe im „Götz“ und von Schiller in den „Räubern“ gegebene Beispiel, das für ihn allerdings nur nach der Seite des Wilden und Naturwüchsigen hin maßgebend war. Sie hielten sich ziemlich lang auf der Bühne, vor allem die Ritterspiele: „Clara von Hoheneichen“, das Theodor Körner noch 1811 in Wien spielen sah, und „Friedrich, der letzte Graf von Toggenburg“, und ebenso sein Trauerspiel „Maria Stuart und Norfolk“, das erst nach seinem Tode von Schiller's Tragödie verdrängt werden sollte. Bei seinen Romanen macht sich der Einfluß von Schiller's „Geisterseher“ bemerklich. Er zeigt sich am deutlichsten in den Romanen: „Der Alte überall und nirgends“ und „Die zwölf schlafenden Jungfrauen“. Zu seinen gelesensten Arbeiten gehört noch der Roman „Die Löwenritter“. Die große Beliebtheit des Dichters geht auch aus dem Umstande hervor, daß seine Sachen mehrfach nachgedruckt und Arbeiten anderer Autoren ihm untergeschoben wurden. Ein vollständiges, genaues bibliographisches Verzeichniß seiner Schriften ist noch nicht aufgestellt worden. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien in 11 Bänden Nordhausen 1840—1841.

Vgl. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1730—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller XIII, 229—232. Leipzig 1813. — Friedrich Raßmann, Deutscher Dichternekrolog. S. 183, 184. Nordhausen 1818. — Derselbe, Litterarisches Handwörterbuch der verstorbenen deutschen Dichter. S. 425—427. Leipzig 1826. — Derselbe, Kurzgefaßtes Lexikon deutscher pseudonymer Schriftsteller. S. 172. Leipzig 1830. — A. W. v. Schlegel, Sämmtliche Werke XI, S. 349. Leipzig 1847. — Koberstein, Grundriß, Generalregister. Leipzig 1873. — K. Goedeke, Grundriß II, 1136/37. — Wurzbach, Biogr. Lexikon. — J. W. Appell, Die Ritter-, Räuber- u. Schauerromantik. S. 34—41. Leipzig 1859. — Osc. Teuber, Geschichte des Prager Theaters. 2. Theil. S. 59—62. Prag 1885. — Alfr. Meißner, Rococobilder. S. 190—192. 2. Ausg. Lindau und Leipzig 1876.

H. A. Lier.

Spieß: Gustav Adolph S., Arzt zu Frankfurt a. M., geboren am 4. December 1802 zu Duisburg, † am 22. Juni 1875 zu Frankfurt a. M. S. verlebte seine früheste Jugend in seiner Geburtsstadt; im 11. Lebensjahr kam er in seine neue und zweite Heimath — sein Vater war als Prediger an die deutschreformirte Gemeinde zu Frankfurt berufen worden — und besuchte hier das Gymnasium, an dem damals Ritter, Schlosser u. a. wirkten. Mit seinem Schulfreund Friedrich Wöhler bezog S. 1820 die Universität Heidelberg, wo besonders Tiedemann sich des jungen Mediciners aufs freundlichste annahm. Nach vollzogener Promotion — Diss. inaug. de vulneribus pectoris penetrantibus imprimis cum haemorrhagia complicata. Frankfurt a. M. 1823. Deutsch in „Heidelberger klinische Annalen“ I, p. 365—413 — ging S. zu weiterem Studium nach Berlin, wo er sich eng an Baum, den späteren Göttinger Chirurgen, anschloß, und mit diesem 1825 nach Paris und weiterhin nach London, Edinburgh und andern englischen Universitäten reiste. Von April 1826 ab finden wir S. als Arzt in Frankfurt a. M. thätig, das er, verschiedene Reisen ausgenommen, nicht mehr verließ. — Wissenschaftlich trat S. mit einer größeren Arbeit zuerst im J. 1840 hervor, in dem „J. B. van Helmont's System der Medicin, verglichen mit den bedeutendsten Systemen älterer und neuerer Zeit“ (Frankfurt a. M.) erschien; es wurde von der Kritik als „eine geistvolle, in aller Beziehung sehr bedeutende Schrift“ willkommen geheißen. 1844 folgte die

„Physiologie des Nervensystems“ (Braunschweig), aus einer Reihe von Vorträgen hervorgegangen, und 1854 eine kleine Schrift „Zur Lehre von der Entzündung“ (Frankfurt a. M.) Das Hauptwerk von S. ist die 1857 erschienene „Pathologische Physiologie. Grundzüge der allgemeinen Krankheitslehre“ (Frankfurt, 3 Bände), die Veranlassung zu einer polemischen Auseinandersetzung mit Virchow gab — Virchow's Archiv VIII —, aber auch von gegnerischer Seite als das Werk eines philosophisch und medicinisch reich gebildeten Geistes anerkannt wurde. Der Mitarbeiterschaft an Häser's Archiv und R. Wagner's Handwörterbuch — Ueber krankhafte Störung des Nervensystems — sei schließlich noch gedacht. — An den wissenschaftlichen Bestrebungen seiner zweiten Vaterstadt nahm S. den regsten Antheil: er war Mitbegründer des ärztlichen und des mikroskopischen Vereins, reges Mitglied und mehrfach erster Director der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft: verschiedene im Druck erschienene Festreden, allgemeineren naturwissenschaftlichen Betrachtungen Raum gebend, rühren von dieser Amtsführung her. Dem vielseitigen und besonders auch auf bildende Kunst und Musik gerichteten Interesse von Spieß entsprach ferner seine Betheiligung an den verschiedensten Unternehmungen: der Museumsgesellschaft, dem Cäcilienverein, dem Städel'schen Kunstinstitut war S. ein eifriger Förderer und entfaltete als Leiter dieser Institute wie in Bekleidung einer großen Zahl anderer Ehrenstellen eine unermüdliche und uneigennützige Thätigkeit. Gabe der Rede und Geschick in der Leitung von Verhandlungen, wie er sie besonders auch bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte 1867 zu Frankfurt a. M. bethätigte, ließen ihn als eine hierzu besonders geeignete Persönlichkeit erscheinen. So fehlte auch die verdiente Anerkennung dem rastlos thätigen Manne nicht: die Ernennung zum Geheimen Sanitätsrath, mehrfache Ordensverleihungen, endlich die feierliche Begehung seines 50jährigen Doctorjubiläums waren einige äußere Zeichen derselben. Wie er von denen anerkannt wurde, die ihm als Menschen nahe standen, zeigt der schöne Nachruf, den ihm Dr. H. Hoffmann gewidmet.

Nekrolog von Dr. H. Hoffmann-Donner im „Jahresbericht über die Verwaltung des Medicinalwesens der Stadt Frankfurt a. M.“ 19. Jahrg. 1875. S. 228. — Dr. H. v. Schmidt im „Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft“ 1875/76 S. 51.

Jännicke.

Spieß: Heinrich S., Historienmaler, geb. am 10. Mai 1832 in München als der älteste Sohn des Kupferstechers August S. Obwol anfänglich zum Studium bestimmt, errang das frühreife Talent doch die Erlaubniß zum Uebertritt in die Gewerbeschule, wo Professor Jos. Anton Rhomberg seine Begabung erkannte und zum Eintritt in die Akademie bei Prof. Anschütz vorbereitete. Hier sollte indessen der Junge zu seinem Heile nicht lange bleiben, denn Landschaftsmaler Heinlein empfahl ihn an Wilhelm v. Kaulbach, welcher ihn nicht allein als Zeichnungslehrer für seine Kinder annahm, sondern auch mannichfaltig im eigenen Atelier beschäftigte. So vergrößerte S. unter den Augen des Meisters Kaulbach's Entwurf zum „Kreuzfahrer“-Carton, auch lieferte er eine Copie des berühmt gewordenen, ein todtes Kind aufwärtstragenden Engels, zur vollsten Zufriedenheit seines strengen Lehrers. Indessen war M. v. Schwind nach München gekommen, der mit seiner sprudelnden Phantasie und seiner prägnanten Charakteristik die jüngeren Talente mächtig anzog. Ohne zu Schwind's Schülern zu gehören, fand sich S. doch mit einer eigenen Innigkeit in die Weise desselben, so daß ihn Schwind als Gehülfen mit auf die Wartburg nahm, wo S. bei Ausführung der „Werke der Barmherzigkeit“ und der „Bilder aus dem Leben der hl. Elisabeth“ mitwirkte. Ebenso zeigte eine Anzahl von Holzstockzeichnungen, welche S. in

der Folge für die „Fliegenden Blätter", die „Münchener Bilderbogen" und andere Unternehmungen des xylographischen Verlags von Braun und Schneider lieferte, ein so enges Anschließen an Schwind, daß diese Illustrationen häufig mit gleichzeitigen Original-Arbeiten Schwind's verwechselt wurden. Der wohlbewußte Drang nach weiterer Ausbildung im Colorit führte den Maler in die damals florirende Schule des Professor Philipp Foltz, wo sich eine große Anzahl gleichstrebender jüngerer Kräfte zusammenfand, die unter dem seither wieder verschwundenen Namen „Jung-München" eine vielverheißende Aera gründeten. Heinrich S. gewann 1856 durch eine Concurrenz-Zeichnung „Jacob mit dem Engel ringend", den ersten Preis, erhielt mehrere Bestellungen zu Altarbildern und malte darauf im National-Museum die großen Fresken aus dem Pilgerzuge Herzog Heinrich's des Löwen nach Jerusalem und wie derselbe Löwe den Aufruhr der Römer während der Krönung des Kaisers Friedrich I. in der Peterskirche darniederschlug. In beiden Werken war eine sehr packende, scharf accentuirte Charakteristik, welche schöne weitere Hoffnungen erweckte. In der Folge arbeitete Heinrich S. fast unzertrennlich mit seinem jüngeren, unterdessen herangebildeten und überaus begabten Bruder August S. (geb. am 18. Januar 1841). In neidloser Weise vereint, zeichneten die Brüder viele Cartons für Swertschkow's Glasmalerei-Anstalt und andere ähnliche Etablissements, schmückten nach den kleinen Skizzen Ludwig Richter's die von Ludwig Lange erbaute, dem damaligen Erbprinzen von Meiningen gehörige Villa Feodora in Liebenstein, schufen in sorgfältig ausgeführten Aquarellen den Bildercyklus für König Ludwig II. zu „Tristan und Isolde" und dem „Fliegenden Holländer"; beide Arbeiten erschienen 1869 auf der Internationalen Kunstausstellung zu München und ernteten ob ihrer trefflichen Zeichnung und Farbengebung das verdiente Lob. Ebenso sind die 22 lebensgroßen allegorischen Figuren, welche in der offenen Vorhalle des Maximilianeums in Fresco gemalt wurden, das Werk der beiden Brüder. Außer einigen Genrebildern, die in Köln und Wien angekauft wurden, schuf Heinrich S. noch Zeichnungen zu Schiller's „Räubern", zu „Fiesco" und „Kabale und Liebe" und mehrere Blätter zur „Shakespeare-Gallerie". Neue schöne Aufträge waren in Sicht, welche der durch wiederholten Blutsturz todkranke Mann freudig dem jüngeren Bruder überließ, als er schon am 8. August 1875 aus dem Leben schied. Ein echtes Künstlerleben mit seinen Kämpfen und Leiden, mit seinen Freuden und dem verklärenden Schluß — einer glänzenden Aussicht auf längst ersehnte Aufträge, wenn das Auge bricht und die Hand erstarrt . . .

Vgl. Beil. 269 „Allgemeine Zeitung" vom 26. September 1875. — Lützow's Zeitschrift f. Kunst 1875. X, 809. — Kunstvereins-Bericht für 1876. S. 84. — Maillinger's Bilderchronik 1876. III, 100.

Hyac. Holland.

Spieß: Johann Karl S. (oder Spies, letzteres die jetzt in der Fam. herrschende Gestalt des Namens), Physiker und Arzt. Einer seit den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrh. nach Wernigerode verpflanzten altbürgerlichen Familie entstammend — der Großvater Peter S. leistete am 11. Januar 1604 den wernigerödischen Bürgereid — wurde J. K. dem gräflichen Amtschösser Johann S. von seiner Frau Sabina geb. Ritter geboren. Nach Ausweis des Kirchenbuchs fand die Taufe am 10. November (a. St.) 1663 statt, in der akad. Gedächtnißrede wird der 24. November (a. St.?), auf einem Rosbach'schen Kupferstich der 6. December (a. St.) als Geburtstag angegeben. Während des Amtschössers Wittwe erst im Januar 1708 zu Wernigerode heimging, verlor J. K. seinen Vater schon im zehnten Lebensjahre (März 1673) und die Mutter übergab den zuerst im Hause unterrichteten Sohn der Lateinschule seiner Vaterstadt, die er bis 1680 besuchte. Wenn wir hören, daß er dann sich nach Halberstadt

begeben habe, so kann er hier nur vorübergehend gewesen sein, da er noch im letztgenannten Jahre die Wittenberger Hochschule besuchte. Er widmete sich hier besonders pflanzenkundlichen und anatomischen Studien bei Vater und Sperling. Danach war er etwa zwei Jahre in Jena vorzugsweise Hörer und Schüler des Physikers und Mediciners Georg Wolfgang Wedel. Der damalige Ruf der Niederlande wegen der natur- und heilkundlichen Studien bewog ihn, sich dahin zu wenden und zwar zunächst nach Leyden, wo er besonders in dem unter des Professor Lucas Schacht Leitung stehenden Krankenhause reiche Erfahrungen sammelte. Im J. 1683 endlich ging er nach Utrecht, um hier die Würde eines Doctors der Heilkunde zu erlangen, was denn auch mit allen damals üblichen Feierlichkeiten und mit einer Disputation de febre quotidiana intermittente geschah. Damit war im J. 1686 seine wissenschaftliche Vorbildung abgeschlossen und er begab sich zunächst in seine engere Geburtsheimath zurück und hielt sich kurze Zeit in Wernigerode und Ilsenburg auf. Schon ein Jahr darauf wurde er Arzt und Landphysikus des Holzkreises in Magdeburg und vermählte sich 1689 mit Anna Helena, der Tochter des Dr. jur. Otto Geerke in Hildesheim. Im nächsten Jahre zog er dann aber wieder als Stadtphysikus zu Wernigerode und als Leibarzt des Grafen Ernst zu Stolberg in die heimische Grafschaft ein. Das Amt eines Stadtarztes versah er nur fünf Jahre, bis es ihm zu einer Zeit großer Erregung in der wernigerödischen Bürgerschaft und einer infolgedessen vom Kurfürsten von Brandenburg vorgenommenen Rathsveränderung aus Anlaß ungerechter Beschuldigungen und Anfeindungen genommen wurde. Dagegen blieb ihm sowol seine Eigenschaft als gräflicher Leibarzt, als das Vertrauen des Grafen und des besonnenen Theils der Bürgerschaft. Auf den Rath vornehmer Freunde begab er sich im J. 1706 nach Wolfenbüttel, wurde Hofmedicus beim Herzoge Anton Ulrich und später Leibarzt von dessen Sohn und Erben August Wilhelm. Unter dem letzteren Herzoge erhielt er im J. 1718 die Professur der Anatomie und Physiologie an der Universität Helmstedt, welches Amt er am 21. Juni mit einer Rede de veris ad medicam praxin judiciose et feliciter administrandam requisitis antrat. Drei Jahre später wurde ihm an derselben Hochschule die Professur der Therapie oder praktischen Medicin übertragen. S. lag seinen Pflichten als Arzt und akademischer Lehrer mit großer Gewissenhaftigkeit ob und erfreute sich daher eines ebenso großen Vertrauens der seinen ärztlichen Rath Suchenden als einer zahlreichen Zuhörerschaft in seinen Vorlesungen. Dreimal wählte ihn seine Facultät zum Decan; am 17. Januar 1727 wurde er mit der Würde des Vicerectors der Julius-Universität bekleidet. Bei seinem Heilverfahren liebte er die größte Einfachheit. In seinem „Schatz der Gesundheit oder gründl. Anleitung zur Gesundheitspflege für alle Menschen" (Wolfenb. 1709, Hannover 1711, 8°) sagt er, er wolle keine Geheimmittel darbieten, sondern verspricht, durch Eingehen auf eine sehr große Zahl von einzelnen Fällen, mit Hülfe einer vernünftigen vorsichtigen Lebensweise alles zur Gesundheitspflege diensame in Fragen und Antworten leicht faßlich zu behandeln. Schon zur Zeit seiner Wirksamkeit in Wernigerode bekundete er seine hier angedeuteten Grundsätze in der besonnenen und erfolgreichen Behandlung der „melancholisch-hypochondrischen" Frau eines kurbrandenburgischen Beamten. Er selbst gab für seine Lehre durch ein sehr regelmäßiges einfaches Leben, besonders auch durch Mäßigkeit im Trinken, Anderen ein gutes Beispiel und bewahrte sich bis in sein 66. Lebensjahr eine große körperliche Rüstigkeit und geistige Frische. Infolge von Reisebeschwerden am 4. Juli 1729 erkrankt, segnete er bereits am 12. d. M. das Zeitliche. Von seiner Frömmigkeit und Treue, seiner Freundlichkeit und sonstigen geselligen Tugenden zeugen eine Reihe von Gedichten in verschiedenen Sprachen, durch welche Amts- und Tischgenossen, Freunde und Schüler ihn bei der Uebernahme des

Prorectorats feierten und nach seinem Heimgang betrauerten. Von seinen Schriften sind außer dem schon erwähnten „Schatz der Gesundheit" (vgl. auch Remedia ad sanitatem tuendam et prolongandam Helmst. 1723) zu nennen: „Melancholia hypochondriaca salivatione mercuriali cito, tuto ac radicitus exstirpanda". Werniger. s. a. 8°. „Der sichere und nützliche Gebrauch der Brechmittel im Anfange hitziger Krankheiten, absonderlich der Masern und Pocken." „Eröfnete Unschuld der Magnesia alba". „Bericht von der zwar kostbaren doch sehr heilsamen Wurzel Nisi", alle drei: Wolfenb. 1709. „Historia medica Rosmarini". Helmst. 1718. 4°. v. d. Hardt, der neben einer Anzahl Dissertationen diese Schriften (außer der über den Gebrauch der Brechmittel und dem 1711er Drucke des „Schatzes der Gesundheit") aufführt, gedenkt auch noch weiterer gediegener, nachgelassener Schriften des fleißigen Gelehrten, deren Veröffentlichung von den Söhnen zu hoffen sei; eine Erwartung, welche unerfüllt geblieben ist. Dieser Söhne waren sieben neben neun Töchtern. Diese 16 Kinder überlebten den Vater alle bis auf eins und pflanzten sein Geschlecht fort, das noch heute in und außerhalb des Braunschweigischen fortblüht. Die äußere Erscheinung von S. tritt uns in einem von Joh. Friedr. Rosbach in Leipzig gefertigten Kupferstich entgegen, der in mehrfacher Gestalt, doch ohne besonders wesentliche Abweichungen, verbreitet ist. Das Bild, welches an der Spitze vom 151. Theil der deutschen acta eruditorum, Leipzig 1730 steht, bezeichnet ihn bloß als herzogl. Leibarzt und Professor, wogegen die Unterschrift einer im fürstl. Besitz zu Wern. befindlichen Variante (abgekürzt) lautet: „J. C. Sp. Wernigerodensis, archiater D. Brunsv. Lun. M. D. et Therap. P. P. O., Academiæ Juliæ h. t. Vice Rector nat. d. 6. Decembr. 1663." Der Stich ist also im J. 1727 oder bald darnach gefertigt.

Vgl. außer dem Kirchenb. der O. Pfarre und archivalischen Nachrichten in Wern., besonders die memoria des J. K. S. von dem Helmstädter Prorector Hermann v. d. Hardt, vorgetr. 8. Aug. 1729. 16 Quartseiten, verschiedene gedruckte Gelegenheitsgedichte und einen handschr. Band: funeralia et biographiae profess. med. Helmstad. von Ch. Aug. Bode 1785 auf herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel. Ed. Jacobs.

Spieß: Johann Balthasar S., Theolog und Pädagog der philanthropisch-rationalistischen Schule, geboren am 8. Januar 1782, † am 6. December 1841. J. K. S. war der Sohn eines Bauern und Schmiedemeisters zu Obermaßfeld im Hennebergischen, jetzt Herzogthum Sachsen-Meiningen. Besonders seine hervorragenden musikalischen Gaben gewannen ihm die Gunst des Ortscantors und des Ortspfarrers Molter. Dieser unterrichtete ihn mehrere Jahre mit zwei eigenen Söhnen, bis die beiden Genossen in einer Stunde an den Blattern starben. Die musikalischen Studien dauerten fort; S. ward des Cantors Factotum bei den mit Liebe und Verständniß betriebenen Kirchenmusiken und las daneben eifrig in den wenigen, ihm zugänglichen Büchern: Bibel, Gesangbuch, Campe's Robinson, Seiler's Allgemeines Lehrbuch, Becker's Noth- und Hülfsbüchlein. 1799 trat S. ins Landesseminar zu Meiningen, wo ihn namentlich der Vortrag des Landschulinspectors Keißmer über Erziehungs- und Unterrichtslehre anregte. Im Frühjahr 1801 besuchte er mit einem Freunde Schnepfenthal und knüpfte mit den dortigen Lehrern Bande der Freundschaft, die ihn, durch öftere Besuche der berühmten Anstalt erneuert, durchs Leben begleiteten. Nach kurzem praktischen Dienst an der Freischule zu Meiningen siedelte S. October 1801 nach Frankfurt a. M. über, wo er Lehrer im Kemmeter'schen Institute ward. Dort lernte er nebenher Englisch und Französisch, frischte die Elemente der alten Sprachen auf und vervollkommnete sich im Zeichnen, in der Tonkunst und in der Kunstgeschichte. Angefeuert durch die Liebe zu seiner Braut Louise

Werne aus Saarbrücken, die er als Erzieherin in Frankfurt kennen lernte, besuchte er 1805—1807 noch die Universität Gießen und trat 1807, nachdem er praestanda prästirt hatte, in die Zahl der hessischen Candidaten der Theologie. Als solcher wurde er sofort zum Conrector nach Lauterbach (Oberhessen) berufen, wo er neben der öffentlichen eine besuchte, sogenannte französische, Privatschule leitete. Dort gründete er auch den eigenen Herd. Mit dem Rector Bindewald gemeinsam reorganisirte er die Lauterbacher Stadtschule so zweckmäßig, daß vorzüglich durch seinen pädagogischen Ruf die Stadt Offenbach bewogen ward, ihm die dortige zweite Pfarrstelle anzutragen, die er 1811 antrat. Er blieb vorwiegend Erzieher der Jugend, wie er denn auch dort alsbald eine Privaterziehungsanstalt errichtete, die rasch zu hohem dauerndem Aufschwunge kam. Den Abschluß seiner Offenbacher Wirksamkeit bildete 1830 eine zeitgemäße Neuordnung des städtischen Schulwesens. Außerdem begründete er in Offenbach die Lehrerconferenzen, den Lehrersingverein und pflegte mit Vorliebe die Kirchenmusik. In gleichem Sinne wirkte er noch ein Jahrzehnt in Sprendlingen bei Frankfurt als Pfarrer und Decan, nach den Worten seines Biographen Rinck als „Verkündiger eines lichtvollen Glaubens, der überall, wo sich Gelegenheit darbot, ein lebendiges thätiges Christenthum zu befördern und der Verfinsterung der evangelischen Wahrheit entgegenzuwirken suchte“. S. starb in Sprendlingen nach kurzem Kranksein am 6. December 1841, in weiteren Kreisen schmerzlich betrauert. Am 8. Dec. wurde er feierlich bestattet. Als Schriftsteller hat S. zwar nichts Größeres und dauernd Werthvolles geschaffen, aber auf seine Zeit anregend gewirkt. Er begann als solcher mit gemeinnützigen Aufsätzen aller Art in den bekannten Becker'schen Gothaer Blättern: „Nationalzeitung“ und „Anzeiger der Deutschen“, später arbeitete er mit an Guts Muths' „Bibliothek für Pädagogik und Schulwesen“, Zimmermann's „Allgemeiner Kirchen-“ und „Allgemeiner Schulzeitung“, an der „Cäcilia, Zeitschrift für die musikalische Welt“, am „Lichtfreunde“, am „Protestanten“ u. s. w. Die von ihm begründeten Zeitschriften: „Allgemeine Elternzeitung“, „Allgemeine Musikzeitung“, „Eusebia, Kirchenzeitung für Freunde des reinen Christenthums“, „Der Schulwächter“, brachten es alle nicht zur dauernden Blüthe. Unter den Aufsätzen, die in Zeitschriften erschienen, machten einiges Aufsehen: „Gedanken über den Unterricht in der Musik“ (Guts Muths' Bibliothek Mai 1810), „Ueber den Religionsunterricht der Jugend, besonders der Confirmanden“ und „Ueber den vierstimmigen Gesang der ganzen Gemeinde“ (beide: Zimmermann's Allg. Kirchenzeitung, 1824), „Bruchstücke aus dem Tagebuch eines alten Schulmeisters“ (Allg. Schulzeitung), „Gleichstellung der Katholiken und Protestanten in Deutschland“ (Protestant). — Besondere eigene Schriften: „Plan einer Lehr- und Erziehungsanstalt für Kinder aus den gebildeten Ständen“ (Offenbach 1814); „Unterrichtswegweiser für das Gesammtgebiet der Lehrgegenstände in Volksschulen“ (Gießen 1833 ff.; erschienen 5 Theile: 1. Denkübungen, 2. Sprachbildungslehre, 3. Zahlenlehre, 4. Raumlehre, 5. Religionslehre); „Erstes Lese- und Lehrbuch für Volksschulen“ (Gießen 1836); „Ueber Geistlichenvereine; ein Gutachten“ (Offenbach 1837); „Lehre des christl. Glaubens in systematisch geordneten Bibelsprüchen“ (Gießen 1840). Für die dreizehnte Auflage des Denkfreundes von Schlez bearbeitete S. den Abschnitt über „Geographie“. — Sein Sohn ist der bekanntere Turnpädagog Adolf S.; s. oben S. 173.

Hauptquelle: Nekrolog vom Garnisonsprediger Rinck zu Darmstadt (Allgemeine Schulzeitung 1842, Spalte 845 ff.). Sander.

Spieß: Philipp Ernst S., Geschichtsforscher und Archivar. Geb. als der Sohn eines Pfarrers am 27. Mai 1734 zu Ettenstedt, einem damals markgräflich ansbachischen Dorfe, in der Nähe der Reichsstadt Weißenburg am Sand, im heutigen Mittelfranken, wurde er in seinem 12. Jahre dem Gymnasium in

Ansbach anvertraut und bezog, 18 Jahre alt, die Universität Jena. Für die Rechtswissenschaft bestimmt, widmete er sich zugleich mit lebhaftem Eifer dem Studium der Geschichte, wobei er durch den Umstand, daß er im Hause des bekannten Publicisten und Historikers Chr. G. Buder wohnte und in dessen Nähe viel verkehren durfte, in besonderem Grade unterstützt wurde. Schon nach zwei Jahren rief ihn aber das Wort des Vaters in die Heimath zurück, vermuthlich in der Absicht ihn in der Praxis sein Glück versuchen zu lassen. Da griff jedoch das Schicksal mit rauher Gewalt in sein Leben ein und drohte seine ganze Zukunft in Frage zu stellen. Bei einem zufälligen Besuche in Ansbach zog der junge S. durch seinen sehr hohen und kräftigen Wuchs die unwillkommene Aufmerksamkeit des Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich († 1757) auf sich und die Folge war, daß er nach der häßlichen Sitte jener Zeit durch Ueberrumpelung festgehalten und gezwungen wurde, die militärische Laufbahn zu ergreifen. Das Gefühl des an ihm begangenen Unrechtes, dessen sich der Markgraf nicht ganz entschlagen konnte und das auf dessen Nachfolger Markgraf Alexander überging, kam dem Vergewaltigten im Zusammenwirken mit seiner tüchtigen Persönlichkeit indeß doch zu gute und machte seinen unfreiwillig erwählten Beruf erträglich. Er wurde bald zum Officier befördert, und es ihm so möglich gemacht, seine Neigung zu gelehrten, namentlich zu staatsrechtlichen und geschichtlichen Studien, zu welchen er in Jena einen guten Grund gelegt hatte, nach wie vor eifrig zu verfolgen und auf diesem Wege einflußreiche Gönner und die Theilnahme des Hofes für sich zu gewinnen. Dazu kamen seine geselligen Tugenden und seine musikalischen Talente, die er, namentlich auch die Kunst des Gesanges noch in seinen höheren Jahren, als echter Dilettant gern zum besten gab. Als nun im J. 1759 das Fürstenthum Baireuth an Ansbach fiel, wurde S. beauftragt, das Landesarchiv auf der Plassenburg in Ordnung zu bringen, und zu diesem Zwecke zum ersten geheimen Archivar mit einem entsprechenden Gehalt und dem Titel eines geheimen Hof- und Regierungsrathes ernannt. Noch in demselben Jahre (1769) siedelte S. nach Culmbach über und trat das ihm übertragene Amt in der Absicht an, dem in ihn gesetzten Vertrauen nach Kräften gerecht zu werden. Keine Frage, S. war jetzt an den rechten Platz gestellt. Im Lauf der Jahre entfaltete er auf Grund der ihm anvertrauten urkundlichen Schätze zugleich eine löbliche litterarische Thätigkeit und verschaffte sich dadurch ein nicht geringes Ansehen in der gelehrten Welt und durch seinen Amtseifer zugleich von Seite seines Landesherrn und der Baireuther Landstände vielfache Anerkennung. Er galt allmählich als einer der ersten Archivkundigen in Deutschland und mehrere Fürsten schickten ihre betreffenden Beamten zu ihm, um sie durch ihn im Archivwesen und der Diplomatik ausbilden zu lassen. Oder es kam auch vor, daß einer der benachbarten kleinen Reichsstände ihn zu sich lud, in der Absicht, seine Kenntnisse im Interesse des eignen Archivs zu verwerthen; man lese z. B. nur, wie der Ritter v. Lang in seinen berufenen Denkwürdigkeiten in lehrreicher Weise den Besuch Spieß's am öttingischen Hofe zu Wallerstein (1791) und nebenher den Eindruck seiner Persönlichkeit schildert. Bei Gelegenheit einer Reise nach Wien (1785), wozu ihn sein Fürst veranlaßt hatte, wurde S. von Kaiser Joseph II. und den vornehmen Herren am Wiener Hof höchst ehrenvoll aufgenommen und ausgezeichnet. Aehnliches widerfuhr ihm bei seinem Besuche in Berlin von Seite des Königs und des Kronprinzen, weiterhin in besonderem Grade auch von Seite des Grafen Herzberg, der eine ungemein hohe Meinung von seinen gelehrten Kenntnissen hatte. Von charakteristischer Bedeutung sind seine Beziehungen zu einigen fränkischen Abteien, wie Banz und Langheim, im besondern aber zu dem Kloster St. Blasien auf dem Schwarzwalde und den bekannten wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Mönche. Im J. 1788, noch bei Lebzeiten des Abtes Gerbert,

machte S. hier, im Einvernehmen mit seinem Fürsten, einen längern Besuch und traf mit demselben Verabredungen über die Ausführung der von ihnen geplanten Germania Sacra; um den 1. Theil dieses Unternehmens — Episcopatus Wirceburgensis — hat er, laut der Vorrede, sich specielle Verdienste erworben. Im J. 1793 hat er, schon leidend, zu dem angedeuteten Zweck diese Reise wiederholt, jedoch leidend kehrte er nach Baireuth zurück, wohin er des Dienstes wegen seit mehreren Jahren seinen Wohnsitz verlegt hatte und hier starb er am 5. März 1794. Die gelehrten Arbeiten Spieß's sind bei Meusel (Lexikon der vom J. 1750—1800 verst. t. Schriftsteller 13. Bd. S. 235—237) verzeichnet. Sie bringen uns überwiegend Untersuchungen und bez. urkundliche, oft werthvolle Beiträge zur deutschen und fränkischen Geschichte. Seine autobiographischen Aufzeichnungen sind gleich nach seinem Tode in Baireuth im Druck erschienen.

Zu vergl. neben Meusel, A. Mayer's biographische Nachrichten von Ansbach und bayreuthischen Schriftstellern, S. 362—372. — Weidlich's biogr. Nachrichten von jetztlebenden Rechtsgelehrten. — Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1794 I, 50—64. — Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang (Ausgabe vom J. 1881, I, 174—182). — A. Baader, Lexikon verst. bair. Schriftsteller I. 2, 244—47. Wegele.

Spilbergen: Georg v. S. (auch Spilbergh), wahrscheinlich aus Seeland, einer der Seefahrer und Entdecker, die um den Beginn des 17. Jahrhunderts dem niederländischen Handel die Wege nach Ostindien bahnten, der zweite Niederländer, der die Reise um die Welt machte. Von der Jugend Spilbergen's ist nichts bekannt. Er erscheint zuerst im J. 1601 als Beauftragter der seeländischen Gesellschaft, welche unter der Leitung des Prinzen Moritz sich die Erschließung des Indischen Oceans zur Aufgabe setzte. Als er im Mai 1601 den Hafen von Veer in Seeland als Führer eines Geschwaders von drei Schiffen (der Widder, das Schaf, das Lamm) verließ, muß er bereits eine reiche seemännische Erfahrung hinter sich gehabt haben. Er erreichte nach Kämpfen mit den Portugiesen auf der Rhede von Porte Dale und vor Annobom, in Gesellschaft eines von der Goldküste kommenden Amsterdamer Schiffes unter 30° die südafrikanische Küste, landete, ohne Menschen zu entdecken, fand weiter südlich die Inseln Elisabeth und Cornelia und ankerte am 3. December in der Tafelbai, die ihren Namen von ihm empfing. Die Beschreibung des damals noch ungestörten Thierlebens und der Landschaft an diesen Gestaden ist sehr anziehend und die Empfehlung Spilbergen's, dieses Land anzubauen, haben seine Landsleute bekanntlich später befolgt. Die unerwartet heftigen Strömungen an der Küste von Natal und Monomotapa hinderte die Landung am C. Sa. Maria, welche bestimmt worden war, und auf dem Wege nach den Comoren hätte ein ungemein heftiger Sturm nahezu das Geschwader zerstört, nachdem, wie durch ein Wunder, die in die Quamamündung entsandte Schaluppe wiedergefunden war. Auf Mayotte büßte S. achtundzwanzig seiner besten Leute ein, die von den Insulanern heimtückisch gefangen genommen wurden. Vor Ceylon angekommen, begab sich S. am 6. Juli zum König von Kandy, der mit den Portugiesen gebrochen hatte und schloß mit ihm einen Schutz- und Handelsvertrag. Nachdem die Ladung an Gewürzen eingenommen, auf der Rhede von Matecalo mehrere den Portugiesen gehörige Fahrzeuge genommen worden waren, deren Bemannung, soweit sie nicht bei S. Dienste nahm, dem König von Kandy übergeben oder ins Meer geworfen ward, gingen die Holländer beim Herannahen des Ostmonsuns nach Sumatra unter Segel, wo auf Atschin seit einigen Jahren niederländische Factoreien bestanden. S. traf dort die Pinasse, die bei den Comoren abgekommen war, schloß sich mit ihr einigen Engländern an und half diesen in der Malakkastraße ein reichbeladenes portugiesisches Schiff wegnahmen. Nach einem kurzen Besuche der

Nicobaren wurde Atschin wieder aufgesucht, wohin anfangs 1603 niederländische Fahrzeuge die Nachricht brachten, daß die seeländische und holländische Gesellschaft sich vereinigt hätten. S. entschloß sich, den „Widder“ an die aus Schiffen beider Gesellschaften gebildete Flotte zu verkaufen, die mit Pfeffer nach der Heimath segeln wollten, und machte sich auf den Weg nach Bantam, wo neun Fahrzeuge der vereinigten Gesellschaften lagen. Vor der Abfahrt hatte er die Genugthuung, daß einige Portugiesen ihn um Päffe baten, um nach Negapatam zu reisen; mit Recht sah er darin ein Zeichen, wie tief der portugiesische Hochmuth in den fünf Jahren, seit dem ersten Erscheinen der Niederländer unter Houtman in den indischen Gewässern, gebeugt worden war. In Berathungen mit dem Admiral der vor Bantam liegenden Fahrzeuge, Warwyk, entsagte S. seinem Plane nach China und Japan zu gehen und auf dem nördlichen (!) Wege zurückzukehren, schloß sich drei der niederländischen Fahrzeuge an und erreichte nach kurzem Aufenthalt in Sct. Helena am 24. Mai 1604 Vliessingen. — Zehn Jahre später, am 8. August 1614, verließ S. Texel als Führer von sechs Schiffen der indischen Compagnie, welche die Aufgabe hatten, durch die Magalhaesstraße nach den Molukken zu gehen. Nach Gefechten mit Portugiesen bei den Ilhas grandes und bei St. Vincent wurde die Magalhaesstraße ohne große Schwierigkeiten passirt und am 6. Mai die Südsee erreicht. Auf dem Weg nach Norden erschien die kleine Flotte am 12. Juni auf der Rhede von Valparaiso (Val Parisa), welches bombardirt und in Feuer gesetzt wurde, am Abend des 17. Juli griffen acht spanische Schiffe die Niederländer auf der Höhe von Callao an und mußten unter Verlust von drei Schiffen sich zurückziehen. Nach einem mißlungenen Angriff auf Callao und nachdem Peita sich als zu fest erwiesen hatte und die Panama-Flotte nicht hatte abgefaßt werden können, ankerten sie am 15. Oct. im Hafen von Acapulco, wo sie freundliche Aufnahme fanden, trotzdem sie bei jeder Gelegenheit spanische Schiffe wegnahmen und ausraubten. Vom C. Corrientes nahmen sie am 26. November den Curs nach den Ladronen, sahen am 3. und 6. December in der Gegend des 18.° und 19.° N. B. unbekannte Inseln und kamen am 23. December bei den Ladronen, am 9. Februar in der Straße von Manila an. Auf die Nachricht, daß eine spanische Flotte vor kurzem nach den Molukken gegangen sei, wurde nach Wegnahme zahlreicher Küstenfahrer der Curs nach Ternate genommen, wo damals der Generalgouverneur der niederländischen Besitzungen residirte. Am 20. September trafen sie vor Jaccatra mit dem Schiffe Concordia zusammen, welches unter Le Maire und Schouten um Feuerland herum den Weg nach Indien gemacht hatte (s. Schouten). Am 14. December trat S. die Rückreise nach den Niederlanden an, auf welcher am 22. Jacob Le Maire starb, und am 1. Juli 1617 traf er in der Heimath wieder ein. Von seinen späteren Schicksalen ist nichts bekannt. Er ist am 31. Januar 1620 in Bergen op Zoom gestorben. Die Berichte über die beiden Reisen Spilbergen's sind offenbar unter seinem Einfluß oder seiner Mitwirkung verfaßt, vielleicht von Jan Cornelisz de Moye, der in dem zweiten Bericht in der ersten Person von sich als dem Verfasser einer Karte der Molukken spricht, die demselben beigegeben ist. Die eifersüchtigen, ungerechten Bemerkungen über Schouten's und Lemaire's Leistungen — des ersteren Namen wird überhaupt verschwiegen — können nur von S. selbst oder einem seiner Officiere ausgehen. Spilbergen's Reisen erschienen 1619 zu Amsterdam als „Oost- en Westindische Spiegel der nieuwe Navigatien“. Eine zweite niederländische und eine lateinische Ausgabe sind im gleichen Jahre, eine französische 1621 erschienen. Als fliegendes Blatt wurde 1607 ein Brief Spilbergen's über seine Kämpfe mit den Portugiesen beim Cap St. Vincent herausgegeben.

Die Reisebeschreibungen. — Van der Aa. — Des Brosses.

Friedrich Ratzel.

Spilleke: Gottlieb August S. gehört zu den Schulmännern, welche in diesem Jahrhundert einen über ihre nächste amtliche Wirksamkeit weit hinausgehenden Einfluß auf die Entwickelung des höheren Schulwesens in Deutschland gehabt haben; weshalb ihm unzweifelhaft eine Stelle in diesem Werke gebührt. Er war am 2. Juni 1778 in Halberstadt geboren, früh vaterlos und in beschränkten häuslichen Verhältnissen aufgewachsen. In der Domschule seiner Vaterstadt vorbereitet, bezog er 1796 die Universität in Halle, um Theologie zu studiren. Zugleich war er aber mit Freunden, wie dem später als Geograph berühmten Karl Ritter, über die Grenzen des Fachstudiums hinaus um eine allgemein wissenschaftliche Ausbildung eifrig bemüht, und der Einfluß Friedrich August Wolf's entschied ihn dann, sich zur Vorbereitung für das Lehramt hauptsächlich mit den alten Sprachen zu beschäftigen. Auf desselben Empfehlung nahm ihn 1798 der Director des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, Ober-Consistorialrath Gedike (s. A. D. B. VIII, 487), in sein Haus und das von ihm geleitete Seminar für gelehrte Schulen auf. Im Jahre 1800 wurde S. als Lehrer beim Friedr. Werder'schen Gymnasium zu Berlin angestellt, und bald darauf übernahm er auch eine Hülfspredigerstelle an der Kirche desselben Stadtbezirks. Die vorzüglichen Erfolge seines Unterrichts bewirkten, daß ihm 1810 der General v. Scharnhorst die Vorlesungen über deutsche Sprache und Litteratur bei der Königl. Kriegsschule (Akademie) übertrug, womit eine Betheiligung an der Militärexaminationscommission verbunden war. Den Abschluß seiner öffentlichen Amtsthätigkeit machte das Directorat des Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums und der damit verbundenen Real- und Mädchenschule in Berlin; 1821 in dies Amt eingeführt, hat er es, 20 Jahre lang, bis zu seinem Tode verwaltet.

Im höheren Schulwesen des preußischen Staats waren damals die neu belebenden Anregungen noch wirksam, welche es am Ende des ersten Decenniums des Jahrhunderts durch Wilhelm v. Humboldt erhalten hatte; die allgemeinen Anordnungen, welche daraus hervorgingen, waren aber als S. Director wurde, noch nicht zu einer so bindenden Gesetzlichkeit geworden, daß sie die Freiheit eines seiner Einsicht und Natur nach auf selbständiges Schaffen gerichteten Mannes, wie es S. war, wesentlich eingeengt hätten. Die Beschaffenheit des ihm überwiesenen Arbeitsfeldes, sowie Bildungsfragen, welchen man in jener Zeit besonderes Interesse zuzuwenden anfing, begünstigten seine Selbstthätigkeit.

Aus der von J. J. Hecker (s. A. D. B. XI, 208) gegründeten Realschule hatten die erwähnten drei Anstalten sich allmählich so entwickelt, daß das Gymnasium den ersten Rang einnahm und die Direction des ganzen Schulcomplexes danach bezeichnet wurde. Die Realschule hatte im Laufe der Zeit verschiedene Experimente durchgemacht und entbehrte noch einer gesicherten Organisation; ebensowenig waren damals die öffentlichen Schulen für die weibliche Jugend nach bestimmten und allgemein anerkannten Grundsätzen eingerichtet; und diese beiden Nebenanstalten des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums befanden sich als S. sein Amt antrat in einem äußerst mangelhaften Zustande. Er erkannte, daß vornehmlich die Realschule einer durchgreifenden Neugestaltung bedürfe und legte alsbald Hand ans Werk.

Die Art wie er von den ihn dabei leitenden Principien öffentlich Rechenschaft ablegte, sollte für die Entwickelung des deutschen Realschulwesens epochemachend werden. Es war die Zeit des Uebergangs von der langen und unbedingten Oberherrschaft der alten Sprachen in dem gesammten höheren Schulunterricht zu einer freieren Auffassung der Bestimmung desselben für die Aufgaben des öffentlichen Lebens; und S., nicht vorzugsweise Philolog, sondern Schulmann im vollen und edelsten Sinne des Worts, hatte nach der Weite und Freiheit

seines Blicks in die Wirklichkeit ein klares Verständniß für das Recht ihrer Anforderungen. Nachdem er in seiner ersten Schulschrift (1821) „Das Wesen der Gelehrtenschule" behandelt hatte, ließ er im Jahre darauf das Programm „über das Wesen der Bürgerschule" folgen. Hierin gab er den vorwiegend für die realen Bildungsbedürfnisse bestimmten Schulen eine Stellung nicht unter, sondern neben den Gymnasien: sie sollen für diejenigen bürgerlichen Berufsarten vorbereiten, welche eine wissenschaftliche Bildung erfordern, und sollen dazu beitragen, daß auch das äußere Leben eine höhere veredelte und sittliche Gestalt gewinne. Daraufhin war die Auswahl und Verbindung der Lehrgegenstände aus gründlicher Fachkenntniß und pädagogischer Erfahrung berechnet. Die Erfolge der demgemäß mit dieser „Königlichen Realschule zu Berlin" vorgenommenen Veränderungen rechtfertigten Spilleke's Principien in jeder Hinsicht; die Anstalt wurde ein Muster, nach welchem andere Realschulen eine neue Einrichtung erhielten. Wie S. selbst aber fortdauernd bemüht war, bei der seinigen die Idee der Sache mit wechselnden Zeitforderungen auszugleichen, ist u. a. am Unterricht im Lateinischen erkennbar. Er hatte ihn zuerst von seinem Lehrplan ausgeschlossen; einige Jahre später nahm er ihn mit gewissen Einschränkungen auf: die geistige Bedeutung und Grundlage der Realschule schien es ihm zu fordern und war ihm wichtiger als die auf den praktischen Nutzen gerichtete Seite ihrer Wirksamkeit.

Die Bemühungen um eine den sich dabei begegnenden Interessen genügende feste Ordnung des Realschulwesens haben ihr Ziel auch heute noch nicht erreicht. Spilleke's Programm von 1822 und seine Ausführung desselben bildet den Ausgangspunkt der Reformvorschläge und Versuche, welche darin seitdem aufeinander gefolgt sind. — Während er auf die Realschule hauptsächlich neu organisirend und durch Anleitung der Lehrer zu einem zweckmäßigen methodischen Verfahren einwirkte, war seine eigene Lehrthätigkeit fast ausschließlich den oberen Classen des Gymnasiums gewidmet. Es kam durch ihn zu einer Blüthe, die es zu keiner Zeit vorher erreicht hatte. Die anfangs mit der Realschule verbundenen Mädchenclassen machte er zu einer selbständigen höheren Töchterschule, die ebenfalls bald allgemeines Vertrauen genoß und mehr besucht war als er selbst ihr zuträglich hielt.

S. war einer der letzten deutschen Pädagogen, denen in der Leitung öffentlicher höherer Schulen theologische Vorbildung und geistliche Amtserfahrung zu gute kam. Er konnte infolge vielseitiger und fortgesetzter Studien bei seinem Unterricht und seiner directorialen Thätigkeit einen Reichthum mannichfaltiger Kenntnisse wissenschaftlich verwenden; aber seine Auffassung der Welt und der menschlichen Bestimmung in derselben gründete sich nicht auf einem philosophischen System oder auf einer an den Alten genährten Ethik, sondern auf festem und klarem evangelischen Glauben: vorzugsweise aus diesem bekannte er, fort und fort Licht und Kraft für die ethische Aufgabe der Jugendbildung zu empfangen. Er hatte für pädagogische Wirksamkeit vorzügliche Gaben, und erleichtert wurde sie ihm schon durch seine natürlichen Gemüthseigenschaften, einen fröhlichen und liebreichen Sinn und Freude am Verkehr mit der Jugend. Daraus und aus ruhiger Beobachtung erwuchs ihm ein feines Verständniß der Kindesnatur und ihrer Entwickelung zu den höheren Altersstufen, sowie eine erfinderische Kunst, geistiges Interesse zu wecken und zu leiten. Erwiderte die große Schaar der Kleinen seine väterliche Zuneigung und Fürsorge mit herzlicher Liebe zu ihm, so empfanden und erkannten doch die Jünglinge in den oberen Classen noch mehr, wie viel sie seinem anregenden Unterricht, dem Vorbilde seines wissenschaftlichen Strebens und seines Fleißes und dem Eindruck seiner gewinnenden Persönlichkeit verdankten. Sie hingen an ihm mit inniger Verehrung und mit einer Pietät,

die auch über die Schuljahre hinaus fortdauerte. — Die Collegialität mit den vielen an den drei Anstalten beschäftigten Lehrern faßte S. immer als ein persönliches Vertrauensverhältniß auf, weshalb er selten in den Fall kam, seine Amtsautorität geltend machen zu müssen. Alle ehrten willig in ihm den Vorgesetzten; er erwies sich ihnen aber immer vielmehr als Freund. Darum wurde ihm auch freimüthige Offenheit nicht leicht übelgenommen; und hatte ihn einmal die Lebhaftigkeit seines Temperaments in mißbilligenden Aeußerungen fortgerissen, so wußte er doch einer dauernden Spannung oder einer Verbitterung immer vorzubeugen, so daß auch die Jugend die große Lehrergemeinschaft stets in geschlossener Einheit und Einmüthigkeit sich gegenüber sah.

In seinem Hause war ihm ein glückliches Familienleben beschieden und zu freundschaftlichem Verkehr benutzte er gern die Gelegenheiten, welche dazu die Regsamkeit des geistigen Lebens der Stadt und die vielen Beziehungen seines Amts ihm darboten; nicht Wenige, die aus der Ferne, auch aus anderen Ländern, kamen, um seine Anstalten zu sehen und ihn selbst persönlich kennen zu lernen, fanden bei ihm gastliche Aufnahme. Das Gefühl einer die gewohnte rastlose Thätigkeit erschwerenden Altersschwäche blieb ihm erspart; er stand noch in rüstiger Kraft, als ihn am 9. Mai 1841 ein Schlagfluß plötzlich dahinraffte.

Eine Sammlung von Spilleke's Schulschriften erschien in Berlin 1825. — Eingehendere Nachrichten über sein Leben und seine Wirksamkeit geben der ihn betreffende Artikel von Heydemann in der C. Schmid'schen pädagogischen Encyklopädie, Joh. Horkel's Memoria Aug. Spillekii, Berlin 1841, sowie des Unterzeichneten Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen, Berlin 1886, und Spilleke's Leben, Berlin 1842. L. Wiese.

Spiller: Philipp S., Physiker, geboren am 26. September 1800 zu Einsiedel bei Reichenberg (Friedland) in Böhmen und als Professor in Berlin 1879 gestorben, war von 1826—1828 Mitglied des Seminars für Gelehrtenschulen in Breslau und Collaborator am Matthiasgymnasium daselbst, dann Gymnasiallehrer bis 1837, später Oberlehrer am Mariengymnasium zu Posen und zuletzt Lehrer an einer höheren Schule in Berlin bis zu seinem Tode. Er ist in der Geschichte der Physik besonders bekannt durch seine Bemühungen, „alle physikalischen Erscheinungen aus einem Princip zu erklären und das Phantom der Imponderabilien zu verscheuchen". Die Resultate seiner diesbezüglichen, bereits 1855 begonnenen und 1876 zum Abschluß gebrachten Untersuchungen sind niedergelegt in dem „Die Urkraft des Weltalls" (Berlin 1876) betitelten Werke. Danach „ist der ganze Weltenraum von einem atomistisch zusammengesetzten, vollkommen elastischen Aether erfüllt, der sich an allen Orten in einer nach allen Richtungen gleichen Spannung befindet oder überall unter gleichem Drucke steht. Für zwei in diesem Aether befindliche, kugelförmige, ponderable Atome sollen dann alle Druckkräfte, welche innerhalb zweier in den Mittelpunkten der Atome senkrecht auf ihrer Verbindungslinie stehenden Ebenen wirken, sich ausgleichen, und die außerhalb dieser Ebenen wirkenden Druckkräfte, die keinen Gegendruck finden, sollen dann die scheinbare Gravitation der beiden Atome erzeugen" (Rosenberger, Geschichte der Physik III, 585). Diese Theorie wurde von Isenkrahe in seiner Schrift „Das Räthsel von der Schwerkraft" bekämpft. Außer dem genannten Hauptwerk schrieb S. u. a. noch kleinere physikalische Aufsätze im Familienbuch des österr. Lloyd, Triest; ferner „Gemeinschaftliche Principien für die Erscheinungen des Schalls, des Lichts, der Wärme, des Magnetismus und der Electricität" (Posen 1855, bezieht sich zum Theil auf die oben erwähnten Untersuchungen); „Grundriß der Physik" (Triest 1857); „Das Phantom der Imponderabilien in der Physik" (Posen 1858); „Neue Theorie der Electricität

und des Magnetismus in ihren Beziehungen auf Schall, Licht und Wärme" (Berlin 1861) und einige auf Arithmetik bezügliche Arbeiten.

Vgl. noch Poggendorff's biogr.-litterar. Handwörterbuch II, 971.

Pagel.

Spiller: Richard Georg S. v. Hauenschild, Dichter unter dem Pseudonym Max Waldau, wurde zu Breslau geboren, nach eigenen Angaben am 24. März 1822, nach denen seiner Hinterbliebenen und Freunde am 10. oder 25. März 1825. Früh verlor er den Vater und wurde zu Katscher in Schlesien, wohin die Wittwe übersiedelte, erst von dem Großvater mütterlicherseits, dann von einem Geistlichen aus der Nachbarschaft unterrichtet. Nach dem Besuche verschiedener Gymnasien bezog er die Universität Breslau, um die Rechte und Cameralia zu studiren. Bald wandte er sich jedoch mehr und mehr der Geschichte, Aesthetik und neueren Sprachkunde zu und ging, um diese Wissenszweige gründlicher pflegen zu können, nach Heidelberg. Der dortige Aufenthalt gestaltete sich für ihn höchst anregend. Nicht nur brachte er daselbst seine akademischen Jahre durch Erlangung der philosophischen Doctorwürde zu einem äußeren Abschluß, sondern auch in seiner poetischen Stimmung hinterließen jene schönen Tage manchen Niederschlag, der in den Gedichten und Romanen stellenweise zum Ausdruck gelangt. Gewisse Familienverhältnisse vereitelten das Vorhaben, sich als Universitätsdocent der Kunstgeschichte zu habilitiren. Um sich darüber zu beruhigen und zugleich einzelne Seiten seiner Kenntnisse zu vervollständigen, trat er nunmehr eine größere Wanderfahrt an und durchstreifte Süd- und Westdeutschland, Belgien, Frankreich, die Schweiz und Italien. Nach der Rückkehr aus dem Auslande besuchte er ein Jahr lang die landwirthschaftliche Akademie zu Proskau, wo er den Umfang seines vielartigen Fachwissens durch naturhistorische Studien erweiterte, die sich in der Folge auch in seinen Romanen bemerkbar machen sollten. Von seinem Wunsche, sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen, für die ihm Herkunft und Verbindungen gute Aussichten boten, brachten ihn die Ereignisse des Jahres 1848 völlig zurück. Damals schied er aus der großen Welt und ließ sich fern in einem entlegenen Winkel Oberschlesiens auf seinem Stammgute Tscheidt bei Bauerwitz im Ratiborer Bezirk nieder, das noch in Händen seiner Mutter war, heirathete eine Rheinländerin und lebte seitdem ganz den Studien und den Musen, indem er für seine Abgeschlossenheit von der Gesellschaft und die Nichtbefriedigung seines Thatendranges in vielfachem brieflichen Verkehr mit Litteraten und Litteraturfreunden Ersatz suchte. Aus der Reihe der letzteren seien genannt Leopold Schefer, Marie Freifrau von Seherr-Thoß-Obersdorf und ihr Schwiegersohn Rudolf (von) Gottschall, Dr. Max Kurnik in Breslau, Ad. Stahr und Fanny Lewald-Stahr, Konstant v. Wurzbach, Julius (Levy v.) Rodenberg. In der Blüthe des beginnenden Mannesalters rief ihn nach längerem Typhusfieber der Tod ab, am 20. Januar 1855, mitten heraus aus einem vielversprechenden Schaffen voller Pläne.

S. v. Hauenschild wird als eine bedeutende Persönlichkeit geschildert, die trotz einer Durchschnittsgröße den Eindruck nicht verfehlte und sich die Zuneigung anderer ebenso leicht wie unabsichtlich gewann. Seine infolge eines organischen Herzfehlers an sich schon unfeste Gesundheit schwankte infolge einer rücksichtslosen Lebensart, besonders wegen der fast regelmäßigen Nachtarbeit bis 3 und 4 Uhr, schon um die Wende seiner zwanziger Jahre derart, daß sein Gesicht wol meist das Gepräge des Leidens und Unzufriedenseins trug. Freilich zeigte er dabei allezeit eine ungemeine Lebhaftigkeit des Gefühls, eine alle Scalen durchlaufende sprühende Laune, eine ausgedehnte Neuigkeitsbegierde, eine rege Fertigkeit in der Wiedergabe seiner tiefen und fein erwogenen Gedanken. Aber all dies bekundete eine über Mittelmaß gesteigerte Reizbarkeit, die mit besorglicher Nervo-

sität nicht zu schlimm bezeichnet ist und sich auch in dem stets erregten, bald fragenden, bald schwärmerischen Blick deutlich verrieth. Er mußte sich denen mittheilen, bei denen er Verständniß und Vertrauen vermuthete, und so strömte er die ganze überfließende Fülle seiner Innenwelt in den ausführlichen (bis über 20 Quartseiten) Schreiben aus, in denen er sich gegenüber den näheren Freunden aussprach. Hier theoretisirte er auch eifrig, namentlich vor Leopold Schefer, dessen gleichzeitige Gedankenlyrik, wie „Koran der Liebe", er sorgsam durchnahm, um vielerlei holperige Stellen wenigstens formell einzurenken. Sogar während des ernsten Feilens an seinen Epen folgte er dem eigenen Verlangen, über allerlei ästhetische und litterarische Probleme ins klare zu kommen, und hat in zahlreichen Kritiken und Abhandlungen in verschiedenen Tagesblättern seine pointirten Ansichten niedergelegt. Ein Auswahl-Abdruck dieser Aufsätze sowie der überaus geistvollen Correspondenz möchte sich in unserer Periode der Neudrucke leider nicht des höchlichst verdienten Beifalls zu gewärtigen haben.

Max Waldau war eine durch und durch subjective Natur von durchgreifender Sensibilität, und wie die eigenthümliche Richtung, die sonst sein Gemüth entschieden bevorzugte, auch in den poetischen Aeußerungen sehr rasch hervorbrach, so steht seine gesammte schriftstellerische Wirksamkeit unter dem Banne seines pathologischen Wesens. Der Erstling macht ja wol eine Ausnahme. Aber dies dünne Heft „Ein Elfenmärchen" (Heidelberg 1847) ist doch ganz und gar ein Erzeugniß der Dichtversuche eines in der Wunderhorn-Luft der Neckarstadt romantisch angewandelten Jünglings und als Kind dieser Studententage bloß ein schwacher Nachhall Brentano'scher Töne, die freilich schon etwas von der später durchsickernden Naturandacht, wenn auch ohne pantheistische Spitze hören lassen. Erst nach der Weltwanderung fand Waldau sich selbst und eröffnete, dem Weben und Wogen der Zeit getreu, sein charakteristisches Schaffen durch „Blätter im Winde" (Paris 1847, Leipzig 1848), eigentlich nur eine Sammlung verschiedener Gedichte stark demokratischen Anhauchs, die viel Gluth ohne nachhaltigen Feuerschein entwickelten. In der zahllosen Menge lyrischer Büchlein aus dem radicalen Lager verlor sich das Werkchen, an dessen Kopf wider des Dichters Wunsch eine „Phantasie über unbeliebte Motive" wie programmatisch gestellt war. Den eigenen, Gedanken erstickenden Bilderpomp und sprunghaften oft marklosen Wortschwall tadelte Waldau schon bald darauf selbst scharf, in der Vorrede zu den „Canzonen". Lust, den stürmischen Inhalt in verwickelten Strophenformen romanischen Ursprungs auszumünzen, namentlich in Canzone und Sonett, verspürte er jetzt bereits, gewiß um damit die Rede mehr im Zaume zu halten; doch tappt das ehrliche Streben meist noch im Finstern. Bezeichnend ist die Aufnahme von Sonetten an Graf Platen, Anastasius Grün, N. Lenau, Freiligrath. Versprengt erscheint auch hier und da die gedrängte Liedform in H. Heine's Art (z. B. „Sie steht im Rosenhage Und weint darüber hin . . ."), daneben Episches, noch ohne Rückgrat, Durchsichtigkeit und Fortschritt der Handlung. Doch gleich darauf schon erscheint er auf der Höhe seines lyrischen Könnens in „Canzonen" (Leipzig 1848), insbesondere was Meisterschaft in der strophischen Technik anlangt. Gemäß der anziehenden Vorrede zur Empfehlung der gewählten Form erachtet Waldau letztere besonders geeignet für „größere reflectirende Gedichte, kräftige, baulustige Gedanken", auch „zu kleinen Schildereien, endlich sogar zu humoristischen Capriccios". Nach dieser, zudem innerlich geschlossenen Sammlung muß man den Lyriker Waldau beurtheilen, nicht allein nach der flüchtig zusammengestellten und auf den Markt hinausgeworfenen früheren, wie Ad. Stern in seiner Vilmar-Fortsetzung. Unter den musterhaften Beispielen ragen in dem Abschnitte „Kaleidoskop" die Verse auf Venedig hervor. Den Kern des Bandes stellt der Cyclus „Fantasie über

unbeliebte Motive" dar, der sich 1846 voreilig an die Luft hinausgestohlen hatte, ein scheinbar ordnungsloses Bündel von Ideen über Schöpfung und Geschichte. Das Menschengeschlecht von allen sittlichen Schlacken und allem geistigen Druck zu befreien, unter ständiger Betheiligung der Frau zu erziehen, dünkt ihm ein würdiger Vorwurf, ein allgerechtes Programm. Der künstliche Strophenbau und die verwickelte Reimbindung erschweren öfters durch die vorgenommene Ineinanderschachtelung die äußere Uebersicht der Gedankenfolge. Mit dem sprachlichen Ausdruck hantirt Waldau's Kunst allerorts souverän. Einige Nummern steigern sich bis zum erhabenen Aufschwung der Hymne, der ganze Cyclus in seinem Verlaufe bis zu phantastisch personificirender Allegorie: die Menschheit, die Königin am Bettelstabe, irrt gespenstisch an ihrer eigenen Gruft umher. Namentlich Größe und Hoheit der Natur und der Beruf des Dichters fesseln Waldau's kühn aufstrebendes Nachdenken. Allenthalben neigt er zu einer gewaltigen und inhaltreichen Symbolik, die das bewegende Gefühl und den beschäftigenden Gedanken gleicherweise versinnlicht.

Auf den Boden der realsten Thatsachen begab sich der Dichter mit der kurzen Apostrophe „Für Gottfried Kinkel. An den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen" (Ratibor 1850), die er flugblattartig hinaussandte, um die Fürsprache des bekanntlich noch Jahrzehnte lang einflußlosen präsumtiven Thronerben (des späteren Kaisers Friedrich [III.]) für das unglückliche Opfer politischen Freimuths zu werben.

In inhaltlicher Hinsicht erreicht Waldau den Gipfel mit „O diese Zeit! Canzone" (Hamburg 1830), wo der Dichter trotz der trauervoll herben Enttäuschung nach den verflossenen Sturmjahren auf politisches Hoffen nicht Verzicht leistet. Nur ist die Stimmung auf einen elegischen Grundton hinabgedämpft, stellenweise noch von revolutionären Blitzen durchbrochen. Erst mit diesem auch formell vollendeten Poem war die Stellung des Dichters sicher begründet, obwol der augenblickliche Erfolg wesentlich aus der treuen Abspiegelung des Zeitgeistes herzuleiten ist. Die Schönheit erliegt hier nicht der Tendenz, Form und Gedanke ebenbürtigen Geblütes sind in Eintracht vermählt, und so hat Waldau hier die Sonnenhöhe seines rhythmisch gebundenen Dichtens erklommen. Denn was er fürder noch in Versen herausgab, entstammt nicht dem eigenen Erfinden. Die Paul Heyse's stoffgleichem Jugenddrama (1850) folgende Uebersetzung von Silvio Pellico's fünfactiger Tragödie „Francesca da Rimini" (Hamburg 1852) bewährt ihn bei dieser einst vielgepriesenen Dante-Auffrischung nicht gerade als classischen Verdeutscher und interessirt lediglich als sein einziger Ausflug in italienisches und dramatisches Land. Eine formgewandte Wiederdichtung von Peyre Cardinal's Sirvente (Hamburg 1850), aus Bruchstücken der letzteren zusammengestellt, bietet einen glänzenden lyrischen Beleg seiner eingehenden Studien auf provenzalischem Gebiete, die ihn zur Anlage einer weitgespannten auf den ersten Quellen fußenden „Geschichte der Troubadoure und ihres Zeitalters" veranlaßten. Wie er von letzterer mündlich und schriftlich wie von einem längst fertigen Werke zu reden pflegte, es aber trotzdem unvollendet blieb, so stand ihm auch der umfängliche Rahmen eines Romanwerkes „Aimiry der Jongleur" völlig ausgefüllt vor dem Auge, nachdem es ihm gelungen war, auf dem Grunde seiner provenzalischen Fachkenntniß einen culturhistorisch reichen und poesievollen Vorwurf auszusinnen. Schon im J. 1852 wähnte er das auf fünf Bände berechnete Gemälde einer herrlichen Vergangenheit abgerungen zu haben. Doch es ist ein Torso geblieben (hiernach also Fränkel im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen" 80, S. 43 Anm. 1 und besonders Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts II, S. 443b zu verbessern). Hier hätte sich Waldau's fruchtbare Erfindungs- und kühne Gestaltungskraft einmal ausleben

dürfen, ohne daß die der Empfindung des Motivmangels entsprungene Aphorismensucht den Gang der Begebenheiten und die Theilnahme des Lesers gesprengt hätte.

Der letztere Umstand tritt in überaus fühlbarer Weise bei Waldau's ausgeführten Romanen zu Tage. Es handelt sich da um die beiden Prosaschriften „Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit (1847—1848)" und „Aus der Junkerwelt". Die erstere ward in drei Theilen 1850 zu Hamburg anonym gedruckt und 1851 als „2., gänzlich umgearbeitete Auflage" von neuem, die andere folgte in zwei Theilen ebenda 1850 mit der Titelnotiz ‚Vom Verfasser von „Nach der Natur"'. Den üblichen Schablonenkategorien sie einzuordnen, ist nicht leicht. Sie halten sich auf dem Skizzenhaften, entwerfen wieder und wieder Umrisse mit wenigen Federstrichen und unterbrechen die dürftig gesponnene Handlung, die ihre Fäden fortwährend fallen läßt, stetig durch Dialogdebatten und reflectirende Ausführungen. Nicht unbewußt lehnen sie sich an Jean Paul'sche Manier an, ohne diese doch ideell oder thatsächlich nachzuahmen. Ansätze zu einer absichtsvollen künstlerischen Composition entdeckt man wol hie und da, doch nur, um einen Augenblick später in dem Hoffen auf Anmeldung und Erledigung der verhüllten Probleme gänzlich betrogen zu sein. Das Bischen an positiven Ereignissen, das vorhanden ist, wird von den oft unentwirrbaren Schlinggewächsen der Betrachtung bis zur Unkenntlichkeit überwuchert. Dies geht soweit, daß die speculative Phantasie — diese ist bei Waldau meistens die leitende Macht — alle Höhen und Tiefen des Geistes- und Gesellschaftslebens in schier zusammenhangsloser Hetzjagd durchschweift. Jedes einzelne Capitel hebt mit einem sozusagen theoretischen Erguß an, der wider diesen oder jenen Scheingötzen in irgend einem Ausschnitte culturellen Strebens Einspruch thut. Waldau's engeres preußisches Vaterland mit der monarchischen Spitze und der dazumal feudal reactionären Verbrämung wird nicht geschont, das specifische Berlinerthum erhält scharf satirische Hiebe, der banale Phrasendemokratismus muß die deutlichste Wahrheit hören; nichtsdestoweniger räumt er Preußen den Beruf ein, Neudeutschlands Aufgang und Glanz zu begründen. In den philosophischen Auseinandersetzungen verschmäht er den angeblich unfehlbaren „Retrospectivicismus" auf dem Boden des geschichtlich Gewordenen, aber ebenso die abstracte Klügelei junghegelianischen Datums. Gegen beide zieht er kühn zu Felde und operirt statt ihrer mit einer faßlichen Durchdringung der realen Zustände, aus der strenge und sichere Schlüsse abgeleitet werden. Sein Schwärmen für eine Art idealisirte Sittlichkeit im Rousseau'schen Sinne beruht nicht auf Redensarten; es ist ihm heiliger Ernst um die Reform der Gesellschafts- und Standesverhältnisse, um die Wiedergeburt der Menschen im Zeichen einer echt humanen Weltanschauung.

Aus diesen Ueberzeugungen keimte zunächst die ironisch angekränkelte Satire des Romans „Nach der Natur", und zwar wiegt ihr Einfluß noch dermaßen vor, daß man in Versuchung geräth, die ganze Dichtung gleichsam vom culturhistorischen Gesichtspunkte aus zu beurtheilen. Der Schauplatz wechselt von Band zu Band; vortrefflich sind die Unterschiede deutscher Volksindividualität nach Land und Leuten abgetönt, letztere getreu abgemalt und doch nicht roh photographisch vorgezaubert. Dieser poetisch duftige Realismus, der das derbe Aroma des heute verlangten Erdgeruchs verschmäht, wagt sich auf dem Gestein Tirols, wo die Auftretenden des ersten Bandes postirt sind, noch nicht aus den schöngeistigen Unterhaltungen hervor. Erst im zweiten, wo Waldau dem Grimme über oberschlesisches Junkerthum und die socialen Auswüchse, die dessen Treiben im Gefolge habe, auf der ureigenen Scholle der befehdeten Sippe die Zügel schießen läßt, lebt sich sein glückliches Fabulirtalent, seine greifbar farbige Auf-

nahme von Scenerie und Situation, seine lebenswahre Menschenzeichnung prächtig aus. Freilich, wie äußerlich diese köstlich launigen Dorfgeschichten („Der Justizamtmann"; „Schmid-Franz"), die gänzlich auf selbstgepflügtem Acker erwachsen sind, in den Rahmen eingeflickt wurden, zeigt schon der Umstand, daß sie der Dichter bei Gelegenheit der neuen Auflage, in richtiger Erkenntniß des glaublicheren Nährbodens, aus dem dritten Bande herüberverpflanzte. Denn der letztere führt uns nach Baden und zwar in eine Atmosphäre, die auch nicht einmal für culturbeleckte Salonbauern Auerbach'schen Geschmacks die geeignete Luft wäre. Das Parkett jungdeutschen Gesellschaftsverkehrs unter den Füßen, gestikuliren und causiren die Personen hier ganz nach Laube-Gutzkow'schen Mustern: der durch Nacht zum Licht mühsam emporsteigende Künstler, der feudale Genußmensch im Stolze selbstbewußter Energie, das freie Weib, das als Männin die Schranken seines Geschlechts verlacht. Der dämonische Einschlag in dem letzten dieser typischen Charaktere belegt stark Waldau's Gestaltungsvermögen.

Eine seltsame Abart radicaler Ideenassociation war in dem ersten Prosaversuche Waldau's zu Worte gekommen. „Aus der Junkerwelt" holte er unmittelbar darauf seine stofflichen Requisiten, die nun geradezu bloß zu Rebstöcken erniedrigt wurden, um den Ranken der Reflexion mit ihrem üppigen Blätterwerk genügenden Halt zum Aufwärtsschlängeln zu gewähren. Sachlich befindet man sich in den Wehen der modernsten ökonomischen Phase. Die Macht des Capitals, dargestellt durch die bürgerlich gewordene Linie eines Adelsgeschlechts, besiegt nach hartem Ringen das conventionelle Vorrecht der Geburt, die im Väterrange verbliebene Vetterschaft. Obzwar der Dichter die aristokratische Ader nicht völlig verleugnet und durch das beliebte Aushilfemittel eines äußeren Frieden besiegelnden Ehebundes seine Verlegenheit vertuscht, kleidete er als erster die Abrechnung zwischen zwei sich ausschließenden Cultur- und Gesellschaftsanschauungen innerhalb eines und desselben Familienstaates in einen grundsätzlichen Entscheid über mittelalterlich oder neuzeitlich. Bewundernd verzeiht ihm der Kritiker der Gegenwart das Bruchtheil Freimuths, um das er hinter dem Wilhelm Jordan der „Sebalds" zurücksteht. Schwierig nur schält sich dieses Problemgerippe los. Denn nicht bloß ist die Darstellung von den heterogensten Excursen überschwemmt und zersetzt, sondern selbständige locker eingefügte Extrablätter, vom Verfasser selbst als „Prellsteine" dem Wanderer vor die Füße geschleudert, stoßen auf Schritt und Tritt auf, und so verdirbt diese auf die Spitze getriebene Jean Paul'sche Manier den Gesammteindruck von A bis Z. Waldau scheint, wie sein Vorgänger von den Wunsiedler Schmerzenstagen bis zum wohligen Austummeln in der Bayreuther Idylle, Zettelkästen besessen zu haben, deren Ergiebigkeit auch mit dem Vollpfropfen dieses zweiten Tendenzromans noch nicht erschöpft war; wenigstens hat er einen Haufen Blätter „Aus der Reisemappe" nur deshalb nicht mehr druckreif redigirt, weil ihn nun sein Troubadourroman zu arg in Athem hielt. Und doch quillt auch inmitten dieser fast dogmatischen Lehrhaftigkeit, die allenthalben des Verfassers reiche philosophische und naturwissenschaftliche Kenntnisse auspackt, der Born lauterster Poesie: feinfühlige anmuthig heitere Frauengestalten fesseln das Auge des ermüdeten Lesers, und das lenzfrische Märchen von der Asperula odorata erquickt den abgematteten Sinn mit dem Reize ursprünglichster Phantasie.

Nach merkwürdig kurzer Frist gab Waldau eine epische Dichtung in metrischer Fassung in Druck, „Cordula, Graubündner Sage" (Hamburg 1851), die 1855 in „2., veränderter Auflage" in doppeltem Umfang erschien. Der Vergleich der beiden Bearbeitungen stehe hier im Vordergrunde, da aus ihm wiederum Waldau's unzähmbare Sucht zur Reflexionsarabeske einleuchtet. Die Revision schwellte den Text von 255 Seiten auf 496 auf, ohne wesentliche stoffliche

Motive nachzutragen; richtig ahnte das Nachwort vor, „daß das Bild weniger Anklang finden könne, als die Skizze". In der That war die ältere Form durch knappe und übersichtliche Art des Erzählens ausgezeichnet. Die Bauern von Camogask im oberen Engadin befreien ihr Thal von der Gewaltherrschaft, die im Namen des Bischofs von Chur der Vogt auf der Burg Gardovall ausübt. Die Einzeldinge dieser durch die officielle Anerkennung der Unabhängigkeit 1494 beschlossenen Thatsache verdankt Waldau Heinrich Zschokke, „Classische Stellen der Schweiz" S. 31 f., und hat sie ohne einschneidende Zuthat innegehalten. Nach reiflicher Erwägung, die in der „Notiz" hinter der ersten Ausgabe dargelegt ist, wählte er als Versmaß für sein „historisches Idyll" das einfach vierhebige vorwiegend iambische, bisweilen mit Knittelreim=Colorit, weil es einen freieren rhythmischen Gang erlaubt; diese Wahl erwies sich als wohlgetroffen. Selbst die lyrisch gehaltenen schönen Liebesduos von Cordula und ihrem Volker schmiegen sich zwanglos in den behenden Verstact, der gerade durch seinen relativen Mangel an Glätte zur Schilderung des Alpenreichs, sowie zur Spannung und zur Einkapselung retardirender Momente paßt. Die treue Minne des armen Volker zu Cordula, dem einzigen, wunderlieblichen Töchterlein des reichen Bauernführers Adam, hat Gottlob so gar nichts von den flötenden Märchenschäfern der romantischen Epoche. Und auch das kräftige Walten Adamo's, der das Wetter über die Despotie losbrechen heißt, überragt des Römers Virginius That, mit der er sein Verfahren gar zu gern verglichen sehen möchte, an Größe des Motives, obwol nicht an Opfermuth der Handlung selbst, trägt auch durchaus volksthümlichen Anstrich. Daß das Poem unter der bisherigen Flagge segelt, erklären Stellen der Widmung an Adolf Stahr, wie „Das Menschthum nannt' ich immer meine Fahne, die Niedertracht bekämpf' ich unverdrossen, Und ew'ge Fehde schwur ich jedem Wahne" und „Das Recht der Menschheit und den Werth der Frauen, der Mütter freier künftiger Geschlechter, Magst Du in meinem Lied gepriesen schauen."

Die andere epische Leistung Waldau's, „Rahab. Ein Frauenbild aus der Bibel" (Hamburg 1855), ward sein Grabgesang. Das ehrliche Wollen und rastlose Ringen ist hier an der Sprödigkeit des Themas gescheitert, und doch dünkt es den gründlichen Beschauer das tiefste und rundeste Werk des Dichters. Aller religiösen Grübelei feind, hatte er sich in „das reiche Buch, der Leidenschaften Fibel, das Lied uralter Werdekraft, die Bibel" mit wachsendem Erstaunen versenkt und hier eine schwierige Vorlage entdeckt, den „in seiner grausen Großartigkeit durchaus vereinzelt dastehenden Verrath" der „Hure von Jericho", Rahab, an ihrer von den Israeliten belagerten Vaterstadt: „Im Buch Josua steht's in knappen Zügen, Ein Schattenriß, der nicht erklärt die Thaten." Waldau griff zu einer „reinmenschlichen Erklärung" aus einem racheschreienden Erlebniß in der Vergangenheit der furienhaften Heldin. Er läßt jede spiritualistische Auslegung außer Acht und ist, wie er will, „der Exeget der Natur und des Menschenherzens, mit der Interpretation confessioneller Actenstücke hat er nichts gemein". Die Erzählung eilt in großen Linien zu Ende, trotz des ehernen Schrittes der reimlosen Anapäste, deren fein berechneter Fall dem gedrückten Dunstkreise der Fabel gerecht wird. Gewinnt es der Dichter auch nicht über sich, letztere mit logisch erfundener Kartharsis zu ergänzen, so hört man dennoch den Tritt des „gigantenen Schicksals". Auch nach der formalen Seite hin bietet das Werkchen würdige Proben wahrhafter Vollendung. Die sinnig ausgesponnene strophische Widmung an die geistvolle Freifrau von Seherr=Thoß und die „Notiz" im Anhang kennzeichnen das Programm vor= und nachträglich mit freidenkendem Urtheil aufs schlagendste.

Max Waldau gehört zu der geringen Zahl der Epigonen unseres Classicismus, die Meister der äußeren Form und Herr über einen außerordentlichen Ideenreichthum, in Leben und Poesie Ernst und Tiefe heischten. Er ging in seinen Humanitätsidealen ganz auf und fühlte sich in der Andacht poetischer Weihestunden erbaut und zu den lichten Höhen erhoben, die sein allezeit Hehres und Heiliges im Dienst der Allgemeinheit anstrebendes Gemüth hienieden bitter vermißte. Daß seine Kunst Stil besaß, wußte er. Hochbedeutendes hervorgebracht zu haben, vermeinte er aber doch wol nicht, als ihn ein viel zu früher Tod entriß. Man darf seine letzten gedruckten Worte, mit denen die Apologie der „Rahab" endet, als Motto seiner gesammten Selbstkritik ansehen: „Das ganze Gedicht entspricht, ganz abgesehen von seinem fraglichen Werthe als dichterische Leistung, so wenig der Geschmacksrichtung des Kreises, der sich zur Zeit leider fast ausschließlich mit poetischen Producten beschäftigt, daß es wol kaum auf viele Freunde rechnen kann, — so mag es denn den Wenigen den Gruß bringen." Diese zaglose Resignation fußte auf guter Beobachtung. Max Waldau's Name schwand dann mehr und mehr aus der Erinnerung der raschlebigen Zeit, und so überschrieb in unseren Tagen sein Altersgenosse, Landsmann und Freund Rudolf v. Gottschall ein liebevolles Gedenkblatt, das die gedrängtere Charakteristik Waldau's in seiner Deutschen Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts (5. Aufl. II, 234, III, 141 ff., IV, 386—88) vertieft und belegt, „Ein vergessener Dichter" (Nord und Süd 1891, II, S. 68—80 und 160—178); es ward für diese Skizze mit Dank mannichfach benutzt. Außerdem hat wol nur Robert Prutz (Die deutsche Litteratur der Gegenwart, 1848—1858 II, S. 115—134) dem Dichter die gebührende Ehre eingeräumt, jedoch von seinem etwas einseitigen und doctrinären Standpunkte aus. Ein paar concise Sätze widmete ihm O. Roquette, Geschichte der deutschen Dichtung, 3. Aufl., II, S. 441; die Prosa behandelt sehr verständig H. Mielke, Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts, S. 203 f. Durch J. W. Maus, „Peire Cardenals Strophenbau in seinem Verhältniß zu dem anderer Trobadors" (Marburg 1882) wurde die von Waldau geschickt nachgebildete Rhythmik des südfranzösischen Minnesängers deutlich. — Encyklopädien verzeichnen den Dichter in der Regel unter Hauenschild. Zur Bedeutung des Namens Rahab vergleiche man auch R. Sonntag „Ueber die alttestamentlichen Ausdrücke leviathan, tannin, rahab" (Programm des k. Gymnasiums zu Duisburg, Ostern 1891) S. XIII ff. Ein Porträt Max Waldau's steht vor „Germania. Jahrbuch deutscher Belletristik". Jahrgang 1. 1851. (Bremen 1851.)

Ludwig Fränkel.

Spiller: Christian Heinrich Ludwig S. v. Mitterberg wurde am 28. Mai 1762 zu Hildburghausen geboren, trat nach beendigten juristischen Studien bald als Hofrath in gräflich Stolberg-Stolberg'sche Dienste, in welcher Stellung er auch das Amt eines Gouverneurs und Lehrers der beiden jüngsten Grafen bekleidete. Im J. 1787 wurde er Kammerjunker und Regierungsassessor in Coburg, 1792 Hof-, Regierungs- und Consistorialrath daselbst, 1796 sachsen-coburgischer und saalfeldischer Geh. Regierungsrath, 1802 Landeshauptmann zu Coburg und 1803 Oberamtshauptmann des Amtes Ichtershausen im Herzogthum Gotha. Nach Niederlegung dieses Amtes siedelte er nach Stadtilm über, wo er ausschließlich den Wissenschaften und seinen Studien lebte, deren eifriger Verehrer er auch in seiner amtlichen Laufbahn stets gewesen war, bis ihn der Tod am 15. October 1831 abrief. Seine schriftstellerische Thätigkeit war eine vielseitige und bewegte sich mit Vorliebe auf dem Gebiete der Jurisprudenz und der schönen Wissenschaften. Von seinen Schriften auf letzterem sind hervorzuheben „Unterhaltungen für empfindsame Seelen" (1782) — „Empfindungen" (1789) — „Geist und Gefühl" (1789), während von seinen juristischen Arbeiten folgende seiner

Zeit besondere Beachtung fanden: „Beiträge zur weisen Gesetzgebung" III, 1790 bis 93) — „Beitrag zur Geschichte großer Staatsmänner oder Nachrichten von dem Leben D. A. Carpzov's" (1796) — „Beitrag zur Kenntniß der Reichsverfassung Deutschlands" (1800) — „Neue Beiträge zum Staatsrecht und zur Geschichte von Sachsen" (1801).

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1831, S. 1226.

Franz Brümmer.

de Spina, (de l'Espine), aus den Niederlanden stammende Adels- und Gelehrtenfamilie. Der Ahnherr der in Deutschland geborenen Familienglieder war

Peter de Spina I., 1526 zu Armentières geboren, Arzt und Stadtphysicus zu Aachen, vorübergehend Leibarzt bei Christian von Dänemark, † zu Aachen 1569. Aus seiner Ehe mit Agnes von Bourgeois entsproß

Peter de Spina II., geboren am 26. März 1563 zu Aachen, Student der Medicin zu Basel, Jena, Leipzig, Paris und Padua. Nach seiner 1587 vollzogenen Promotion ließ er sich als Arzt in Aachen nieder, wurde aber 1599 nach Heidelberg als Leibarzt zu Friedrich IV. von der Pfalz berufen und 1617 daselbst Professor. Er starb am 7. October 1622 und hinterließ 4 Söhne: Konrad — 1594 geboren, 1645 im Haag gestorben; Jurist — Eberhard, Friedrich und

Peter de Spina III., geboren am 24. Januar 1592 zu Aachen. Dieser — ebenfalls Mediciner — studirte zu Paris, Padua und Basel, promovirte 1615, kam 1620 als Professor nach Heidelberg und übernahm nach seines Vaters Tode dessen Aemter. Die Kriegsunruhen veranlaßten ihn, 1628 Heidelberg zu verlassen; er wandte sich nach Darmstadt und wurde hier Leibarzt des Landgrafen; 1633 kehrte er nach Heidelberg zurück, verließ die Universität aber 1635 schon wieder, um nach Frankfurt a. M. als Physicus Primarius überzusiedeln. Er starb daselbst am 23. März 1655. Peter de S. III war einer der berühmtesten Aerzte seiner Zeit und vielfach von fürstlichen Personen in Anspruch genommen. 1641 erneuerte Ferdinand III. seinen Adelstand.

Peter de Spina IV., Sohn des vorigen, geboren zu Darmstadt am 11. November 1630, studirte Medicin, promovirte 1653 zu Padua und ließ sich darauf als Arzt in Frankfurt a. M. nieder. Er starb am 5. Februar 1669. Sein Bruder Johannes de Spina I., geboren am 19. Juni 1642 zu Frankfurt, studirte die Rechte zu Marburg, Leyden und Köln, promovirte 1677 zu Heidelberg und starb daselbst als Professor und Kirchenrath am 10. September 1689. — Peter de Spina IV. hatte 4 Söhne: Peter, David, Franz und Johannes.

Peter de Spina V., geboren zu Frankfurt a. M. am 22. März 1661, promovirte zu Leyden 1685 mit der Dissertation „de elephantiasi" und ließ sich noch im gleichen Jahre in seiner Vaterstadt als Arzt nieder. Er wurde 1698 daselbst Resident der Generalstaaten und starb als solcher am 28. September 1741, nachdem er 1711 unter dem Namen von Grooßenhaagen in den Freiherrnstand erhoben worden war. — Sein nächst jüngerer Bruder David war am 4. Octbr. 1662 zu Frankfurt geboren, studirte Medicin und promovirte 1687 zu Leyden mit der Dissertation „de philtromania". Er ließ sich 1688 zu Frankfurt als Arzt nieder, kam 1710 als Professor nach Heidelberg, woselbst er gestorben. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Manuale sive lexicon pharmaceutico-chymicum" (Frankfurt a. M. 1700/1), „Medicina veterum et neotericorum" und „Medicina pauperum seu stercorologia" (4°. Worms 1711). — Die beiden jüngsten Brüder der genannten waren Militärs: Franz, geboren 1664, war Lieutenant im Jungheim'schen Regiment, Johannes de S. II., geboren 1665, anfänglich

Jurist, Oberst und Commandant von Dillenburg. Der letzte wurde gleich seinem ältesten Bruder Peter 1711 in den Freiherrnstand erhoben.

Der oben genannte Johannes de Spina I hatte zwei Söhne, von denen der älteste Karl Ernst, geboren 1681 zu Heidelberg, Mediciner war, der jüngere Friedrich Peter, am 5. August 1688 zu Heidelberg geboren, Jura in Marburg und seiner Vaterstadt studirte, 1716 promovirte und als Professor am Gymnasium zu Hanau am 24. September 1721 starb.

Balth. Venator, Vita de Spina (II). Straßb., 1625). — Beck und Buxtorff, Supplement zu dem Baselischen allgemeinen historischen Lexikon II, 1039. — Jöcher, Allgemeines Gelehrten-Lexikon IV, 740. — Stricker in Hirsch, Biogr. Lexikon der Aerzte V, 488. Jännicke.

Spindeler: Nicolaus S., einer jener deutschen Buchdrucker des 15. Jahrhunderts, welche die neue Kunst auf die pyrenäische Halbinsel getragen haben. Was sich nach dem heutigen Stand der Buchdruckergeschichte über diesen Meister feststellen läßt, faßt sich in Folgendem zusammen. Erstmals taucht er und zwar in Gesellschaft des Gensers Peter Brun 1477 in Tortosa am unteren Ebro auf, wo diese beiden die erste Presse errichteten. Ein Jahr später finden wir sie miteinander in Barcelona thätig und auch hier dürfte ihnen die Ehre des Prototypographen zukommen. Die beiden mit ihrem Namen gezeichneten Drucke aus dem Jahr 1478 sind wenigstens die ersten wirklich sicheren Preßerzeugnisse jener Stadt, die man kennt. Während sodann Brun sich mit einem Spanier verbindet, druckt S. von 1479 (nicht erst 1480) ab allein, zunächst noch bis 1482 in Barcelona, dann wandert er an der Küste wieder südwärts, um zuerst in Tarragona und weiterhin in Valencia — dort, aber nicht auch hier, wieder als der erste Drucker — seine Presse aufzuschlagen. Von Tarragona hat man Spuren seiner Thätigkeit aus dem Jahr 1484, von Valencia aus den Jahren 1490—1500. Schließlich muß er nach Barcelona zurückgekehrt sein, wo uns sein Name wieder im Jahr 1506 begegnet. Die von S. nicht mit seinem Namen versehenen Drucke hat bis jetzt noch niemand zusammengestellt; der andern sind es, so viel bis jetzt bekannt, 13, von denen je einer auf Tortosa und Tarragona fällt, während die andern fast zu gleichen Theilen auf Barcelona und Valencia sich vertheilen. Hervorzuheben ist darunter eine catalonische Uebersetzung von des Josephus „jüdischen Antiquitäten", Barcelona 1482 (ob er auch eine solche Uebersetzung des „jüdischen Kriegs" gedruckt hat, wie Brunet und Gräffe behaupten oder ob hier nur eine Verwechslung mit den „Antiquitäten" vorliegt, muß unentschieden bleiben).

Ueber die persönlichen Verhältnisse unseres Druckers ist nur so viel bekannt, daß er aus Zwickau stammte. Dies aber ist nicht nur als wahrscheinlich, wie es nach Volger's Darstellung (a. u. a. O. S. 103) erscheint, sondern als unbedingt sicher zu betrachten. Denn wenn Volger's Gewährsmann in der Schlußschrift eines Spindeler'schen Druckes neben dem Namen des Druckers den Beisatz de Cruickau gefunden hat, so darf man nur beachten, daß die Incunabeldrucker in Ermanglung einer besonderen Type für w diesen Buchstaben aus den runden r (ꝛ) und v zusammenzustellen pflegten und es springt in die Augen, daß Cruickau nichts anderes als Zwickau ist. Daß S. trotz dieser Herkunft aus einer sächsischen Stadt nicht, wie auch schon vermuthet worden ist, mit dem Lissaboner Drucker Nicolaus von Sachsen ein und dieselbe Person sein kann, ist bei letzterem Namen (s. A. D. B. XXIII, 626) gezeigt worden.

Vgl. Fr. Mendez, Tipografia española. 2. ed. por Dion. Hidalgo, 1861, p. 44. 46—49. 58. 324—328 und E. Volger, die ältesten Drucker u. Druckorte der Pyrenäischen Halbinsel im Neuen Lausitzischen Magazin Bd. XLIX.

1872, S. 95 fg. 103. 116. 117 fg. 120. Beide Werke ergänzen sich gegenseitig. Zu Mendez' Verzeichniß der Drucke vgl. auch Hain, Repertorium bibliogr. 12899. Steiff.

Spindler: Georg S., reformirter Theolog, ausgezeichneter Homilet und erbaulicher Schriftsteller, geboren um das Jahr 1525 zu Plauen im Voigtlande, † um 1605 zu Neumarkt in der Oberpfalz. Ueber den Lebensumständen Spindler's in seinen jungen Jahren schwebt undurchdringliches Dunkel. Nur das ist bekannt geworden, daß er 1548 unter dem Rectorate des Caspar Cruciger in Wittenberg Theologie studirte. Nachdem er jedenfalls seine Candidatenjahre im Schulamte zugebracht, fand er im Jahre 1560 eine Predigerstelle zu Schlackenwerth in Böhmen bei dem Grafen Joachim Schlick zu Passaun, Herr zu Weißenkirchen. Hier verlor er durch einen Brand fast alle seine Habe. Albrecht v. Boskowitz auf Tzschermohor, Landkämmerer von Mähren, verschaffte ihm aber eine milde Beisteuer im Lande, wofür er sich in seinen 1570 veröffentlichten Predigten über das hohenpriesterliche Gebet sehr bedankt. Was die confessionelle Stellung Spindler's betrifft, so war er von der damaligen kryptocalvinischen Strömung ergriffen worden, welche in genannter Herrschaft eine Stätte gefunden. Anfangs trat er noch bitter gegen die Reformirten auf, wie er in der Vorrede zu seinem „Klaren und wahren Bericht von Ursache alles Irrthums und Streites in Religionssachen" bekennt, daß er 1574 ein Büchlein vom h. Abendmahl habe erscheinen lassen, von dem er wünschte, er hätte es nie geschrieben, aber seine 1578 zum ersten Male gedruckte Postille, die ihm, obwohl sie im lutherischen Sinne geschrieben ist, den Vorwurf der Gelehrten zuzog, seine Predigten wären „auf den calvinischen Schlag" gemacht, brachte ihn zum Lesen der Institutio des Genfer Reformators, wodurch er in die reformirte Lehre, besonders vom h. Abendmahle, recht eingeführt wurde. Nach dem Tode des Grafen Schlick führte seine Wittwe noch einige Jahre mit den beiden Söhnen desselben Hieronymus und Ferdinand die Regierung über die Herrschaft Schlackenwerth, welche um das Jahr 1580, nach dem Zeugnisse Spindler's, einen Flacianer und Ubiquitisten zum Herrn bekam, der diesen seines Dienstes entsetzte und wegtrieb. Einige Jahre irrte S., fern von seiner Familie, unter mancherlei Gefahren zu Wasser und zu Lande, umher. In dieser Zeit sah er sich vornehmlich in dem Kirchenwesen fremder Länder um. Am meisten imponirte ihm die einheitliche Ordnung der reformirten Fremdengemeinden Londons. Glücklich kehrte er zu den Seinen zurück und fand unter der vormundschaftlichen Regierung des Pfalzgrafen Johann Casimir zu Obernberngau in der Oberpfalz um 1584 „ein Nestlein, wo er die Wahrheit frei und öffentlich predigen durfte". Einige Jahre später finden wir ihn als einen Diener des Wortes Gottes zu Eschenbach. In seinen letzten Lebensjahren wurde er in den wohlverdienten Ruhestand versetzt und nahm seinen Wohnsitz zu Neumarkt, wo er sich bis an sein Ende mit der Herausgabe guter Schriften zum Heile der Kirche beschäftigte.

S. hat eine stattliche Reihe vortrefflicher Bücher dogmatischen und homiletischen Charakters geschrieben, in denen eine edle, männliche Sprache waltet, die, einige veraltete Redensarten abgerechnet, sich heute noch mit Genuß lesen läßt. Selten findet man ähnliche Schriften, in welchen in solcher präcisen und allgemein verständlichen Weise einzelne Dogmen, wie die vom h. Abendmahle, von Christi Person, von der Prädestination, oder einzelne wichtige dogmatische Begriffe, wie Rechtfertigung u. a. dargelegt und entwickelt werden als S. dieses thut. Jöcher hat nur wenige Schriften Spindler's aufgeführt, Zedler noch weniger. Wir lassen daher dieselben hier folgen. Mehrere Leichenpredigten; Ein Gebet und Gesang wider den Türken; „das hohe, kräftige, lebendige und ewige Gebet des einigen Mittlers und ewigen Hohenpriesters"; „Fastenpredigten von rechtschaffener

Buße"; „Postilla" (1578 zum ersten Male erschienen, 15 Jahre später aber in reformirtem Sinne völlig umgearbeitet); „Ein sehr nöthiger Bericht von drei Artikeln: von Wunderwerken der Providenz und der Prädestination; Erklärung des 20. Psalmes; Passio und Resurrectio, Auslegung der Historien u. s. w.; Drei Predigten: von Beharrung bei Christo, vom Abfall, von wahrer Bekehrung zu Gott; Christliche Erklärung der Lehre vom Gnadenbunde von Urbanus Pierius, in's Deutsche übersetzt; Meditatio mortis et vitae d. i. eine tägl. Betrachtung des Sterbestündleins; Zwei Predigten von Christi Person und Amte; Kurze Summaria und Gebete über die sonntäglichen Evangelien und Episteln; der 32. und 130. Psalm von der Justification; und das vorzüglichste Werk Spindler's, zugleich seine letzte Schrift: Predigten über den Heidelberger Katechismus.

Jöcher. — Zedler's Universallexikon. — Die Schriften Spindler's und Vorrede zu denselben. Cuno.

Spindler: A. R. Karl S., Romanschriftsteller, wurde am 16. Oct. 1796 zu Breslau als Sohn eines Musiklehrers geboren, der bald darauf eine Anstellung als Organist am Münster zu Straßburg i. E. erhielt. Hier wurde der Knabe ziemlich sorgfältig erzogen und begann nach dem Gymnasialbesuch ebenda auf der Akademie das Studium der Rechte. Um nicht gewaltsam zum französischen Soldaten gegen Deutschland gepreßt zu werden, flüchtete er über die Grenze auf reichsdeutschen Boden. Er hielt sich einige Zeit hindurch bei einem Oheim, einem Landgeistlichen unweit Augsburg auf, ging dann zum Theaterfach über, worauf er ein Jahrzehnt lang, doch nur in untergeordneten Rollen, als Mitglied wandernder Truppen thätig war. Aus diesen Kreuz- und Querfahrten in Süd- und Südwestdeutschland stammt sein Interesse für die mittelalterlichen Erinnerungen der Städte und sein Sinn für die um diese gewobene Romantik des altvolksthümlichen Lebens. Als er, durch Walter Scott angeregt, seine ganz hervorragende Gabe der erzählenden Darstellung erkannt hatte und deren Pflege um 1825 trotz geringer Aussichten auf eine sichere Existenz zum alleinigen Beruf erkor, verzichtete er gern auf die unbefriedigende Bühnenwirksamkeit und versuchte sich zuerst in der Schweiz als unabhängiger Litterat durchzuschlagen. Dies gelang ihm anfangs nur recht kümmerlich. Von Hanau, wo er sich wie es heißt niedergelassen hatte, zog er nach Stuttgart, siedelte 1827 nach München über, wo 1829—30 unter seiner Redaction die „Damenzeitung" erschien, endlich 1832 nach Baden-Baden. Hier faßte er nunmehr festen Fuß, kaufte sich ein kleines Besitzthum und lebte in ununterbrochener Schaffenslust ziemlich sorgenfrei, bis ihn am 12. Juli 1855 im Bade Freiersbach in Baden der Tod ereilte. 1830—49 hatte er das belletristische Taschenbuch „Vergißmeinnicht" geleitet. Es ist an diesem Orte nicht möglich, auch nur die bedeutenderen und für Spindler's Eigenart wichtigeren Romane näher zu beleuchten. Als die hervorragendsten müssen gelten: „Der Bastard" (1826), „Der Jude" (1827), „Der Jesuit" (1829), „Der Invalide" (1831), „Die Nonne von Gnadenzell" (1833), „Der König von Zion" (1837), „Der Vogelhändler von Imst" (1842), „Fridolin Schwerdtberger" (1844); von Novellen besonders „der große Antlas" (das Frohnleichnamsfest in München), daneben „Die Ulme des Bauern". Auf der vollen Höhe zeigt S. bereits „Der Jude", ein Sittenbild aus dem 15. Jahrhundert, wo auch die Charakteristik am weitesten in die Tiefe reicht. Am stärksten prägen sich die Glanzseiten von Spindler's Talent in den vier erstgenannten aus, während „Der Vogelhändler von Imst" bei der schönen Rücksicht auf die edelsten Triebe von Gemüth und Herz am meisten Spindler's Hang zur romantischen Art enthüllt. „Der Jesuit", in dem Ordensstaate Paraguay spielend, und „Der Invalide", ein farbiges Gemälde der französischen Revolutionswirren, in das auch Napoleon's mächtige

Gestalt fein eingezeichnet ist, bieten groß umrissene Zeitbilder mit rein politischem, durchaus modernem Hintergrunde.

S. ist einer der allerfruchtbarsten, aber auch der begabtesten deutschen Romanschriftsteller. Seine unbezwingliche Schreiblust, die doch nur in den ersten Jahren seiner litterarischen Thätigkeit vom Drange der Noth beflügelt wurde, verschuldete die verwässerte und abgeblaßte Art seiner gesammten späteren Production. Augenscheinlich gewohnt, unmittelbar für die Druckerpresse zu arbeiten und das Aufgesetzte nicht einmal zu überlesen, hat der federfixe Mann keinerlei beachtlicheres Manuscript im Pulte hinterlassen. Ohne nach Theorien und Stilvorschriften zu fragen, ohne sich sachliche Motive zurechtzulegen und Nebenzüge anzugliedern, ohne ein noch so rohes Schema der Spannungsscala, ohne einen Grundriß der Charakteristik warf er treue und packende Culturbilder mit interessantem Scenenwechsel aufs Papier, die in den Dreißigern und Vierzigern unseres Jahrhunderts in den breitesten Schichten der bürgerlichen Classen mit Begier verschlungen wurden. Seine genialen Anlagen richtig auszuwerthen und zu wahrhaft großer Dichterschaft fortzuschreiten, dazu fehlten ihm Ruhe und vor allem Selbstzucht. Vervollkommnen war bei ihm ausgeschlossen, da er wohl nie im höheren Sinne über seine Mittel nachdachte und sich Situationen nach mehr und mehr einwurzelnder Manier aufbaute und Figuren allgemach nach der Schablone schnitzte, wenn auch eben nach eigener Manier und Schablone. Am liebsten und glücklichsten erging er sich in der mittelalterlichen Geschichte, insbesondere in der deutschen Vergangenheit und er zauberte ohne die archäologischen Mittelchen des modernen „Professorenromans“ wirkliche Verhältnisse der Vorzeit so sprechend vors Auge, daß er zu den wenigen Erzählern gehört, die sich durch das stoffliche Element allein ein breites Publicum erwerben und sichern. Frisch und lebenswahr, beweglich, oft in keckem Wurfe stellt er dar. Die unteren Schichten der Gesellschaft, den einfältiger verbliebenen Menschenschlag in Dorf und Kleinstadt kannte S. aus seiner dramatischen Laufbahn am besten und sie schildert er darum mit unleugbarem Geschick. Die kleinen Züge im Weben und Treiben dieser kleinen Kreise reproducirt er wahrhaft verständnißinnig.

In der dramatischen Dichtkunst versuchte sich S. nur nebenbei und auch bloß im Anfange, vor seinem gänzlichen Entscheide für die Erzählung. Gedruckt wurden wohl nur das vieractige „vaterländische Lustspiel“ ‚Gott bescheert über Nacht‘ (Zürich 1825) und das historische Schauspiel in 5 Acten und einem Vorspiele „Hans Waldmann“ (Stuttgart 1837). Das erstere scheint in der Schweiz, das zweite vielleicht an einer badischen Bühne aufgeführt worden zu sein.

Diese Skizze darf sich kürzer halten, indem sie auf die vortreffliche Behandlung Spindler's in Goedeke's Grundriß zur Gesch. d. d. D. D.[1] III, § 332, 211, S. 734—740 hinweist. Goedeke bietet eine gute allgemeine Kritik, die S. den ersten deutschen Romandichtern einreiht und ihm auch künstlerisches Eingreifen beilegt, eine kurze Würdigung der Hauptromane und namentlich eine ganz genaue auf authentischer Einsicht beruhende Bibliographie sämmtlicher Nummern, wo alle Ausgaben bis zum Jahre 1858 und S. 740 auch die bibliographischen Fundstätten verzeichnet sind. Namentlich die letzten Bände von Wilhelm v. Chézy's, Helmina's Sohnes, der 1831—47 bei S. in Baden-Baden lebte, „Erinnerungen aus meinem Leben“ (1863—64) enthalten viel Material. Spindler's „Städte und Menschen. Erinnerungen in bunter Reihe“ (1848) sind mit Vorsicht zu benutzen. Von neueren litterargeschichtlichen Werken hat H. Mielke, „Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts“, S. 74 S. knapp aber richtig vorgeführt. Wie sehr er auch heute noch auf willige Leser rechnen kann, beweisen z. B. die jüngste Neuausgabe des Hauptwerks „Der Jude“ (Teschen 1891) und die Auf-

nahme einer kleineren Geschichte in „Der Humorist, 2. Bd.: Historietten und Schwänke“ (Berlin 1890). Zu Spindler's Dramen vgl. man Goedeke a. a. O. S. 885. Auch der ganz kurze Artikel von M(arggraff?) im „Allgem. Theaterlexikon“ VII, 24 gibt einige gute Notizen über den Romantiker und Dramatiker.

Ludwig Fränkel.

Spinola: Christoph Rojas S., Bischof von Wiener-Neustadt und Ireniker des 17. Jahrh., stammte aus dem berühmten Geschlechte de Spinola in Spanien. Er trat daselbst in den Franciscanerorden, stieg wohl wegen seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und Friedensliebe von Würde zu Würde bis zum General der spanischen Provinz. Als solcher kam er zu Madrid mit dem Hofe in Berührung und die Infantin Margaretha Theresia, zweite Tochter König Philipp IV., wählte ihn zu ihrem Beichtvater. Sie schenkte ihm ihr Vertrauen in solchem Maaße, daß er, als sie sich 1666 mit Kaiser Leopold I. vermählte, sie in die neue Heimath nach Wien begleiten mußte. Auf ihren Wunsch wurde er zum Titularbischof von Tina in Kroatien ernannt und bei Erledigung des Bisthums Wiener-Neustadt für dieses nominirt 1686—1695. Eben um jene Zeit, als S. nach Wien übersiedelte, zeigten sich in Deutschland mancherorts unionsfreundliche Gesinnungen, die sich vor allem in zahlreichen und zum Theil auch hervorragenden Conversionen äußerten. Es war übrigens ganz selbstverständlich, daß sobald man nach den Perioden aufgeregter innerer und äußerer Kämpfe wieder zu ruhigeren Reflexionen zurückkehrte, sich auch wieder Gedanken über mögliche Einigung der feindlich geschiedenen Confessionen geltend zu machen suchten. Solche irenische Regungen entsprachen ganz der natürlichen Veranlagung Spinola's und es ist darum leicht begreiflich, daß er sich mit der ganzen Energie seines Wesens, dabei aber mehr gefühls- als verstandesmäßig dem, wie er glaubte, Erfolg versprechenden Unionswerk widmen zu sollen glaubte. Da damals auch von Wien aus für möglichste Wiedergewinnung der Dissidenten in Ungarn und Siebenbürgen gearbeitet wurde, war es für S. ein Leichtes, auch seinen kaiserlichen Herrn für die irenischen Ideen zu gewinnen und sich für das beabsichtigte Unionswerk förmlich autorisiren zu lassen. Er knüpfte nun seit 1671 gewissermaßen im kaiserlichen Auftrag mit verschiedenen protestantischen Theologen, Predigern und selbst fürstlichen Persönlichkeiten Unterhandlungen an und bereiste zu diesem Zwecke einzelne Länder, wie Anhalt, Brandenburg, Braunschweig u. s. w. Meistens fand er freundliches Entgegenkommen theils aus Interesse an der Sache selbst, theils auch aus Rücksicht für den Kaiser, als dessen Bevollmächtigter der Bischof erschien, namentlich war dies der Fall in Braunschweig und Hannover bei dem seit 1651 kath. Herzog Johann Friedrich, sowie dessen Bruder und späterem Nachfolger Ernst August. Diese beiden beauftragten den Helmstedter Theologen und Abt von Loccum, Molanus, sowie den Philosophen Leibniß mit Bischof S. über die betreffende Frage zu verhandeln. 1676 fand zwischen diesen eine erste persönliche Zusammenkunft statt, wobei es aber nur zu mündlichen Besprechungen kam. Erst bei einer zweiten Zusammenkunft Frühjahr 1683 legte S. eine Art Programm vor, auf Grund dessen die Unionsverhandlungen geführt werden sollten. Gemeinsame Grundlage sollte hiernach die hl. Schrift sein, sowie deren Interpretation nach dem communis christianitatis consensus, wie er theilweise bereits bestehe, theilweise erst festgestellt werden soll. Unterdessen habe man sich gegenseitiger Verunglimpfungen zu enthalten. Den Protestanten soll der Papst nach den Bestimmungen des Tridentinums den Gebrauch des Kelches zugestehen und betreffs des Kirchenregiments, des Gottesdienstes und der guten Werke, solche Erklärung geben, daß weder der Ehre Gottes noch dem Verdienst Christi Eintrag geschehe. Den Heiligen soll keine Ehre erwiesen werden, die geschaffenen Wesen nicht zukommt. Weder über den Körper noch über das Gewissen soll eine tyrannische

Gewalt ausgeübt werden. Das bestehende Bündniß der protestantischen Fürsten soll auch nach der Union gewissermaßen als Garantie fortdauern, und den Protestanten wie den Griechen die eigenen gottesdienstlichen Ceremonien und Gebräuche verbleiben. Die Geistlichen behalten ihre Frauen, Würden und Einkünfte, die Fürsten ihre jura circa sacra, soweit dies nach dem Urtheil beider Theile und nach den Forderungen des Christenthums zuläßig ist. Um das Volk über die Union zu unterrichten und für dieselbe zu gewinnen, sollen friedliebende Theologen beider Theile für die Predigt bestellt werden. (Unschuldige Nachrichten auf das Jahr 1713, S. 742.) Auf Grund dieser Vorschläge Spinola's trat nun eine Conferenz von Theologen zusammen, die unter dem Vorsitz des Molanus von Ostern bis Johanni 1683 Berathungen pflegten über Durchführung einer Union. Man vereinbarte schließlich eine methodus reducendae unionis ecclesiasticae inter Romanenses et Protestantes, die im wesentlichen Spinola's Programm enthielt, nur in etwas erweiterter Gestalt. Das Concil von Trient sollte suspendirt werden bis zu einem neuen allgemeinen Concil, und die Beschlüsse des ersteren der Begutachtung des letzteren unterliegen. Auf dem zu berufenden Concil erhalten die Protestanten Sitz und Stimme, erscheinen nicht als „rei sed sedebimus sicut judices". Den Priestern ist wiederholte Verehelichung nicht untersagt. Der Papst hat den Primat, aber nicht jurisdictionis sed ordinis und nicht jure divino sed humano ecclesiastico (Unschuldige Nachrichten auf das Jahr 1713, S. 379). Dieses Unionsprogramm fand protestantischerseits vielfache, wenn auch keineswegs ungetheilte Billigung; viele Theologen verlangten in ganz richtiger Würdigung der Sache von S. vor allem eine kirchliche Autorisation für seine Unionspropositionen und hielten sich, da solche fehlte, reservirt zurück. Eine mächtige Bundesgenossin erhielt S. an Luise Hollandine, Convertitin und Aebtissin eines französischen Nonnenklosters. Dieselbe suchte ihre Schwester Sophie, Tochter des unglücklichen Winterkönigs von Böhmen und Gemahlin des Herzogs Ernst August von Hannover, gleichfalls für den Katholicismus zu gewinnnen und wußte nun Bossuet in obige Unionsverhandlungen hineinzuziehen. An ihn sandte Molanus 1692 seine cogitationes privatae de methodo reducendae unionis etc. Bossuet war aber gründlicher Theologe und schärferer Geist als S.; er durchschaute die Unhaltbarkeit seiner Propositionen, verlangte eine Union auf Grund des katholischen Symbolums, wogegen er Zugeständnisse betreffs des Kelches, der Priesterehe und anderer Punkte für möglich erklärte. Während Bossuet die Verhandlungen in Bälde wieder abbrach, setzte S. seine Bemühungen immer noch fort, blieb auch fortwährend im Briefwechsel mit Leibnitz, Molanus und anderen Theologen. Unter dem 20. März 1691 wurde er durch kaiserliches Patent (Unschuldige Nachr. 1721, S. 254) zum Generalcommissar für kirchliche Union für Ungarn und alle Staaten des Kaiserreiches bestellt. Durch die vermeintlichen Erfolge in Deutschland ermuthigt, rechnete er wohl um so sicherer auf Verwirklichung seiner Lieblingsidee in Ungarn und den Kaiserstaaten. Sein Schreiben an die ungarischen Protestanten enthält so ziemlich dieselben Gedanken, nur in etwas anderer Form, wie obiger Unionsplan (Unschuldige Nachr. 1721 S. 224 ff.) Zunächst sollte, aber möglichst unauffällig, ein Religionsgespräch vorbereitet werden, das im Laufe des Jahres 1693 in Wien stattzufinden hätte, und wofür auch solche deutsche protestantische Theologen eingeladen und gewonnen werden sollten, die den Ungarn besonders genehm wären. Die Sache zögerte sich jedoch hinaus und ehe das Gespräch zustande kam, starb S. am 12. März 1695 und mit ihm ging auch sein undurchführbares Unionswerk zu Grabe. Ein Urtheil über letzteres ist nicht allzuschwer, es lautet kurz dahin: Spinola's irenische Bemühungen machten seinem Gemüthe, nicht aber seinem Verstand und Scharfsinn alle Ehre. Das dürfte jedem auch nur oberflächlich gebildeten Theologen fest-

stehen, daß nach seinen Vorschlägen nicht einmal eine äußerliche, geschweige denn eine wahre und aufrichtige Union zu erhoffen wäre. Auch die Frage nach der möglichen päpstlichen Bevollmächtigung Spinola's halte ich für eine durchaus müßige. Daß Rom solche Unionspropositionen niemals autorisiren wird noch kann, bedarf nicht erst eines Beweises. Treffend dürfte das Urtheil von Calixt über S. sein, wenn er schreibt: „Ich habe den Erzbischoff von Tina ꝛc. so qualificirt gefunden, daß ihm würde ein großes zu tribuiren stehen, wenn er von solcher Erudition sein möchte, als er mit Klugheit und Verstand begabt. Er agnosciret selber solchen Mangel, lässet sich aber gern weisen und ist capable bessere information zu begreiffen". (Unschuldige Nachr. 1713 S. 380. Vgl. auch C. W. Hering, Gesch. der kirchlichen Unionsversuche, Leipzig 1838, II, 208 ff. — Bossuet, Oeuvres, Paris 1846, VIII, 509 und 523. — Hefele, Beiträge II, 77.)

Knöpfler.

Spitta: Heinrich Helmrich Ludwig S., geboren am 14. April 1799 zu Hannover, studirte in Göttingen und promovirte daselbst am 6. März 1819 und habilitirte sich als Privatdocent. Am 1. Februar 1825 wurde er ordentlicher Professor der Medicin zu Rostock, am 18. Februar 1830 Mitglied der großherzoglichen Medicinalcommission und am 19. Februar 1834 Obermedicinalrath. Er starb zu Rostock am 20. Januar 1860. Er hat vielfach in Zeitschriften geschrieben. Ueber den Verlauf der Cholera 1832 im Großherzogthum hat er 1833 die amtlichen Berichte herausgegeben. Einen Beitrag zur Geschichte der Lustseuche in Europa lieferte er in Bd. 4 von Hecker's Litt. Ann. der Heilkunde. Vielfach beschäftigte er sich mit gerichtsärztlicher Psychologie; nachdem er „Praktische Beiträge" dazu 1855 in Rostock herausgegeben, schrieb er später über die Zurechnungsfähigkeit epileptischer Personen, über 2 Fälle von Brandstiftung im Alter der Pubertätsentwickelung ohne begründete Existenz eines eigenthümlichen Brandstiftungstriebes, ebenso über 2 Fälle von Brandstiftung durch junge Mädchen ohne denselben Trieb.

A. Blanck, Die Mecklenburgischen Aerzte. Schwerin 1874, S. 143 f., wo auch die Titel aller seiner Schriften.

Krause.

Spitta: Karl Johann Philipp S., der bekannte Dichter geistlicher Lieder, ist am 1. August 1801 zu Hannover geboren. Väterlicherseits stammte er aus einer Hugenottenfamilie, die nach dem Falle von La Rochelle im J. 1628 (vielleicht auch schon früher) nach der Pfalz geflohen war, und deren ursprünglicher Name de l'Hôpital hieß. Sein Vater, Lebrecht Wilhelm Gottfried S., war im J. 1754 zu Braunschweig geboren, wo wir die Familie seit dem Jahre 1701 ansässig finden, und hatte sich als Kaufmann an verschiedenen Orten, auch einmal zu Naarden in Holland, niedergelassen, aber in seinen Geschäften kein Glück gehabt; zuletzt wandte er sich nach Hannover, wo er als Lehrer der französischen Sprache und als Buchhalter seinen Unterhalt fand. Hier verheirathete er sich zum zweiten Male am 13. Mai 1791 mit Henriette Charlotte Fromme (geboren 1758 in Goslar), einer Proselytin, die vor ihrer im J. 1780 in Hannover erfolgten Taufe als Jüdin Rebecka Lehser (? Löser) geheißen hatte. So hatte unser S., der ein Deutscher war, zu seinen Vorfahren Franzosen und Israeliten, und der Lutheraner stammte von Familien reformirten Bekenntnisses und jüdischer Religion ab, Umstände, die auf seine Persönlichkeit nicht ohne Einfluß geblieben sind. Schon im vierten Jahre verlor er seinen Vater und die Mutter hatte nun für eine Stieftochter und fünf eigne Kinder, unter welchen unser S. das vorjüngste war, zu sorgen, was ihr manchmal recht sauer wurde; auch daß sie im J. 1808 in eine zweite Ehe mit dem Wittwer Georg Knocke trat, verbesserte ihre äußere Lage nicht wesentlich. Doch merkte unser S. davon

zunächst nicht viel. Ostern 1808 ward er, weil er studiren sollte, in seinem siebenten Jahre, auf die Quinta des hannoverschen Lyceums gegeben und war hier nach seiner eignen Aussage „ein überglücklicher Knabe". In seinem elften Jahre erkrankte er jedoch heftig an den Skropheln und mußte nun vier Jahre lang von allem Unterricht zurückgehalten werden. Damit begannen für ihn schwere Tage, die auch nicht aufhörten, als ein einfaches Hausmittel, das ein französischer Unterofficier, der in Hannover in Quartier lag, empfohlen hatte, vortreffliche Wirkung that und er sich nun, obschon die Spuren der Krankheit ihm lebenslang anzusehen blieben, allmählich vollständig erholte. Denn da er jetzt im Lernen so sehr zurückgeblieben war, gab seine Mutter den Gedanken, ihn studiren zu lassen, auf und that ihn zu dem Uhrmacher Hespe in die Lehre. Der sehr begabte Knabe, der schon dichtete und dabei ein reiches inneres Gemüthsleben führte, fand sich in dem ihm aufgedrängten Berufe völlig unbefriedigt und suchte bald in den Freistunden seine Bücher wieder hervor und trieb Lateinisch, Geographie und Geschichte. Um so mehr aber fühlte er sich in seiner Berufsarbeit unglücklich und nicht selten überfiel ihn eine gewaltige Traurigkeit. Da brachte ein plötzlicher Schlag, der die Familie traf, ihm Befreiung aus der drückenden Lage. Sein jüngerer Bruder Ludwig, der Theologie studiren sollte, ertrank im Sommer 1818 bei dem Versuche, einen im Wasser in Gefahr gerathenen Freund zu retten; und als nun die Mutter von dem älteren Bruder Heinrich (s. o.), der damals schon in Göttingen Medicin studirte, erfuhr, was unser S. ihr selbst nie geklagt hatte, wie unglücklich er in seinem jetzigen Berufe sei, da bot sie ihm an, ob er nun noch an Stelle des verstorbenen Bruders Theologie studiren wolle; und freudestrahlend verließ er im Herbst 1818 die Uhrmacherwerkstätte und zog wieder zu seiner Mutter, um sich auf das Studium vorzubereiten. Nachdem er von Ostern 1819 an noch zwei Jahre das Gymnasium in Hannover besucht hatte, ging er Ostern 1821 als Student der Theologie nach Göttingen. Die theologischen Vorlesungen boten ihm nicht viel; der herrschende Rationalismus stieß ihn durch schnöde Verhöhnung des Heiligen oder durch eintönige Langweiligkeit ab; nur die Gelehrsamkeit einiger Docenten weiß er zu rühmen. Außer der Theologie trieb er besonders sprachliche Studien; das Mittelhochdeutsche, und dann neben dem Hebräischen das Arabische und Persische beschäftigten ihn eifrig; es scheint, daß der Wunsch, die Dichterwerke in diesen Sprachen kennen zu lernen, ihn dabei leitete. Für sein inneres Leben war von Bedeutung der Freundeskreis, den er durch seinen Eintritt in die Burschenschaft fand. Wilhelm Havemann (A. D. B. XI, 114), der ihn hier kennen lernte, sagt, es sei der fröhliche Jugendmuth, die streng sittliche Richtung und die brüderliche Einigkeit in der Burschenschaft gewesen, was S. ihr zugeführt habe; hingegen habe S. ihren politischen Bestrebungen ganz fern gestanden und sei wahrscheinlich nicht einmal in sie eingeweiht gewesen. S. fand in diesem Kreise Genossen, die mit ihm für das, was ihn bewegte, begeistert waren; man schwärmte für die Romantiker und lebte in Kunst und Poesie. Zu den Freunden gehörte damals auch Heinrich Heine, der sich mit seinen Gedichten aufdrängte, hernach aber ausgewiesen wurde. Auf die Entwicklung der dichterischen Begabung Spitta's hatte aber außer seinem Bruder Heinrich, der selbst ein begabter Dichter war und schon seit dem Jahre 1818 Gedichte hatte drucken lassen, den bedeutendsten Einfluß Adolf Peters (siehe Allgemeine Deutsche Biogr. XXV, 481), später Professor an St. Afra in Meißen. Um den Dichter Heinrich S. kennen zu lernen, war er von Hameln aus, wo er damals lebte, im Sommer 1819 nach Hannover in das elterliche Haus der Brüder gekommen und von da an datirt seine Freundschaft mit unserem Philipp S. Die Liebe zur Kunst, insbesondere zur Poesie, führte sie zusammen. Beide

dichteten und theilten sich ihre Gedichte zur Beurtheilung mit; eine große Anzahl von Gedichten unseres S. aus seiner Gymnasialzeit, von denen jedoch nie etwas gedruckt ist, sogar ein Trauerspiel „Bruno oder Heldensinn“ in fünf Acten, wurden namentlich durch Peters in einer kleinen auserwählten Gesellschaft bekannt. Und auf der Universität, wohin Peters seinem Freunde im Herbst 1822 nachkam, bildeten sie bald den Mittelpunkt eines engeren Freundeskreises, der sich die Pflege der Dichtkunst und insbesondere des Volksgesanges ernstlich angelegen sein ließ. Man nannte sich „Tafelrunde“ und gab auch den einzelnen Sängern charakteristische Namen. Unser S. hieß „Adelreich“. Man fing nun auch an einzelnes im Druck ausgehen zu lassen; es geschah auf „fliegenden Blättern“, die der Buchhändler Feisel zu Eimbeck verlegte. Sodann gab die Tafelrunde im Anfange des Jahres 1824 ein von S. allein verfaßtes „Sangbüchlein der Liebe für Handwerksburschen“ heraus, das zunächst ohne Namen von Verfasser oder Drucker in Kleinoctav ausging und durch die Freunde verbreitet wurde; später kam es in Commission von Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen. Das Büchlein fand gute Aufnahme; ein Recensent in der Rheinischen Flora (1825, Nr. 42) steht nicht an zu sagen, die in diesem Büchlein veröffentlichten Volkslieder seien das Vortrefflichste, das wir in diesem Genre neben Goethe und Uhland besitzen. — Für Spitta's theologische und religiöse Entwicklung wurden bedeutungsvoll einerseits das Studium der Werke von de Wette und Tholuck, andererseits daß er einen Kreis von Katholiken kennen lernte, in welchem sich u. a. der spätere Fürstbischof von Diepenbrock befand. Als er Ostern 1824 die Universität verließ, war er innerlich noch gar sehr im Werden; fest stand ihm der Gegensatz gegen Rationalismus und gegen Katholicismus; er hing mit frommem Sinn an der heiligen Schrift, und das Christenthum seiner Jugend hielt er fest; aber es war ihm noch mehr Gegenstand der Erkenntniß und Begeisterung, als Gesinnung. In dieser Hinsicht wurden nun seine Candidatenjahre für ihn von größter Bedeutung. Nachdem er sein erstes theologisches Examen in Hannover bestanden, trat er im Mai 1824 als Hauslehrer bei dem Amtmann, späteren Oberamtmann Jochmus in Lüne bei Lüneburg eine Stellung an, in der er bis gegen Ende des Jahres 1828 verblieb. Seine Arbeit an den Kindern ließ ihm doch Zeit zum Studiren und zum Umgang mit Freunden, deren er einige in der nächsten Nähe, wie in Lüneburg den Pastor Deichmann, andere in der weitern Nachbarschaft fand; unter den letzten sind Catenhusen in Lauenburg, Rautenberg, John und Amalie Sieveking in Hamburg, August Freiherr von Arnswaldt in Hannover (A. D. B. I, 598) zu nennen, Namen, die in der Geschichte des wieder erwachenden kirchlichen Lebens einen guten Klang haben. Zudem lebte er in angenehmen und anregenden häuslichen Verhältnissen. Was er hier unter stetem Studium der heiligen Schrift und dann vor allem auch Luther's in dem friedlichen Landleben und dem fördernden mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Gleichgesinnten für sein inneres Leben gewann, das pflegte er dann in einem Liede austönen zu lassen. Hier in Lüne ist ein großer Theil seiner geistlichen Lieder entstanden, und man darf wohl sagen, daß dieses gerade auch seine besten Lieder sind. Bald nachdem er im October 1825 sein zweites theologisches Examen bestanden, verband er sich mit seinem Freunde Deichmann zur Herausgabe der „Christlichen Monatsschrift zur Erbauung für alle Stände“; sie erschien nur vom Januar bis zum Juni 1826; in ihr wurden zum ersten Mal geistliche Lieder von S. mitgetheilt; unter den zehn aufgenommenen sind nur drei, die sich auch in den später gedruckten Sammlungen befinden. Im Herbste 1827 reiste er zu seinem dritten Examen nach Hannover; da er schon in den Geruch des Mysticismus — wie man damals ein entscheidenes Eintreten für die kirchliche Lehre und namentlich jeden Versuch, außer-

halb des herkömmlichen Gottesdienstes für die Erbauung der Gemeinde zu wirken, nannte — gekommen war und davon wußte, daß man in dieser Hinsicht über ihn Nachforschungen angestellt hatte, war er um so mehr verwundert, bei seinem Examinator Anerkennung für seine kirchliche Stellung zu finden; das beinahe gefürchtete Examen ward ihm zu einem erbaulichen Zwiegespräch über die wichtigsten Glaubenswahrheiten. Vom Ende des Jahres 1828 an stand S. dann bis zu seinem Tode an sechs verschiedenen Stellen im geistlichen Amte. Zuerst ward er Amtsgehülfe des Pastor Cleves zu Sudwalde in der Inspection Suhlingen; dann kam er im November 1830 als interimistischer Garnisons- und Gefängnißprediger nach Hameln. Hier hatte er allerlei Widerwärtigkeiten zu bestehen; manchen Officieren war sein ernstes Auftreten verhaßt; seine treue Arbeit an den Gefangenen lohnte man damit, daß man aussprengte, er mache sie verrückt; und als gar Landleute aus der Umgegend sich zu seinen Predigten drängten, galt er für gemeinschädlich. Obschon seine Wirksamkeit eine reich gesegnete war und alle Verdächtigungen derselben durch amtliche Untersuchungen hinfällig wurden, wurde ihm doch, als die Stellung im J. 1837 zu einer definitiven werden sollte, vom Consistorium gerathen, in einen anderen Wirkungskreis überzutreten. Das Consistorium, das ihm durchaus wohl wollte, übertrug ihm die Pfarre zu Wechold bei Hoya. Ehe er dorthin übersiedelte, feierte er am 4. October 1837 seine Hochzeit mit Johanna Maria Magdalena, Tochter des verstorbenen Oberförsters Hotzen in Grohnde, der S. besonders auch durch seine Theilnahme an einem von S. gegründeten Missionsverein nahe getreten war; die Mutter seiner Braut war eine Tochter des Aeltermannes Tidemann in Bremen. In Wechold hatte S. mit baptistischen Bewegungen in seiner Gemeinde zu kämpfen; dieses und der Einfluß seines schon genannten Freundes von Arnswaldt trieben ihn immer mehr in eine entschiedene kirchliche Stellung, wie er denn auch die lutherische Gottesdienstordnung in Wechold wieder herstellte. Im J. 1847 wurde er als Superintendent nach Wittingen versetzt. Von hier wurde er im J. 1853 als Superintendent und erster Pfarrer nach Peine in der Nähe von Hildesheim berufen, und schließlich ward er noch i. J. 1859 Superintendent in Burgdorf bei Celle. Eine Berufung, die im J. 1844 an ihn ergangen war, in Barmen-Wupperfeld an Feldhoff's Stelle Pfarrer zu werden, lehnte er ab, weil er das Abendmahl nicht nach unirtem Ritus austheilen wollte: auch einem Ruf an die luth. Gemeinde in Elberfeld im J. 1846 folgte er nicht. Seitdem er im Amte war, hat S. nur noch wenige Lieder gedichtet; er hatte mit den amtlichen Arbeiten vollauf zu thun, vor allem, seitdem er auch Superintendent war; aber er fand auch in dieser Thätigkeit volle Befriedigung und auch immer größere Anerkennung. Im J. 1855 ernannte ihn die theologische Facultät zu Göttingen gelegentlich der Jubelfeier des Augsburger Religionsfriedens honoris causa zum Doctor der Theologie. — Eine besondere Sammlung geistlicher Lieder von S. erschien zuerst Pirna 1833 unter dem Titel „Psalter und Harfe"; sein Freund A. Peters hatte aus Spitta's handschriftlich vorhandenen Liedern 61 für den Druck ausgesucht. Wegen ihrer großen Einfachheit, ihrer kindlichen Frömmigkeit und ihrer schönen Sprache fanden diese Lieder von vorn herein eine große Verbreitung; schon im folgenden Jahre erschien eine zweite Auflage mit 5 Liedern vermehrt; und dann brachte fast jedes Jahr neue Auflagen (Abdrucke der zweiten). Im J. 1843 gab S. eine zweite Sammlung unter demselben Titel heraus, welche fast dieselbe Aufnahme fand. Von der ersten Sammlung sind jetzt an 60, von der zweiten 45 Ausgaben erschienen. Eine weniger günstige Aufnahme fanden die aus Spitta's Nachlaß von Peters herausgegebenen Lieder (Leipzig 1861); es waren eben solche, welche Peters und S. früher für den Druck weniger geeignet gefunden hatten. Ueber die zu Spitta's Liedern erschienenen Melodien

vgl. Koch in dem unten zu nennenden Werke. Obschon seine Lieder von ihm für die häusliche Andacht bestimmt sind, sind doch eine Anzahl auch in gottesdienstlichen Gebrauch gekommen und in Gemeindegesangbücher aufgenommen; so z. B. die Lieder: „Bei dir, Jesu, will ich bleiben", „Bleibt bei dem, der euretwillen", „Ich und mein Haus, wir sind bereit", „Kehre wieder, kehre wieder", „O selig Haus, wo man dich aufgenommen" u. a. In Burgdorf, wohin er auf seinen eignen Wunsch versetzt war und wo er sein Amt im Juli 1859 antrat, sollte er nur kurze Zeit weilen; er erkrankte dort bald an einem gastrischen Fieber, von dem er anscheinend schon genesen war, als ihn am 28. September 1859 ein Herzkrampf erfaßte und in einer Viertelstunde seinem Leben ein Ende machte. Er war nur 58 Jahre alt geworden.

K. K. Münkel, Karl Johann Philipp Spitta, ein Lebensbild. Leipzig 1861. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., VII, 232 ff. — Otto Kraus, Geistliche Lieder im 19. Jahrhundert, 2. Aufl., Gütersloh 1879, S. 489 ff. — Herzog u. Plitt, Realencyklopädie, 2. Aufl., XIV, 539 f. — Wetzstein, Die religiöse Lyrik der Deutschen im 19. Jahrhundert, Neustrelitz 1891, S. 238 ff. — James Mearns in: John Julian, Dictionary of Hymnology, London 1892, S. 1075 ff. — Außerdem ist zu vergleichen die Einleitung zu der in der Perthes'schen Bibliothek theologischer Classiker erschienenen Ausgabe von Spitta's Psalter und Harfe (Gotha 1890); hier hat Spitta's Sohn Ludwig die bisher bekannten Nachrichten aus dem Leben seines Vaters ergänzt und namentlich über dessen dichterisches Wirken und Schaffen eingehende Mittheilungen gemacht. l. u.

Spittler: Christian Friedrich S., von Basel, geb. am 12. April 1782, † am 8. December 1867. Sein Vater, Jeremias Friedrich S., war Pfarrer in dem württembergischen Dorf Wimmsheim nicht weit von der badischen Stadt Pforzheim und später in Strümpfelbach, ein bekenntnißtreuer, von seinen Gemeinden geliebter Geistlicher. Seine Mutter war eine fromme Pfarrerstochter Sibylle Maier. Die S. stammten aus Krain und wanderten um des Evangeliums willen aus. Der Vater unterrichtete seine Kinder selber, starb aber schon im Sommer 1793. Der Knabe kam nun zur weiteren Ausbildung nach Kirchheim unter Teck, während die Mutter mit den Ihrigen in Strümpfelbach zurückblieb. Die Kirchheimer Lateinschule hatte einen tüchtigen Präceptor, der aber den Stock mehr gebrauchte, als recht war. Er schlug einst so heftig nach der linken Hand des Lateinschülers S., daß der Mittelfinger für immer lahm blieb. Ein Schaden, der zu reichem Gewinn ausschlug, weil er mit dazu beitrug, daß S. von der Theilnahme am Zuge Napoleon's nach Rußland freiblieb. Nach der Confirmation, die einen tiefen Eindruck auf ihn machte, kam er als Lehrling auf eine Schreibstube in Steinbach, wo er vier Jahre tüchtig ausgebildet wurde. Sollte er doch Cameralist werden und wie mehrere seiner Vorfahren als Stiftsverwalter dem Vaterlande dienen. Nur aus Gehorsam gegen den elterlichen Willen, nicht aus Neigung trat er in diesen Beruf. Von Steinbach kam er in die Stadtschreiberei nach Schorndorf. Hier übten seine jungen Genossen anfangs keinen guten Einfluß auf ihn, aber zunächst infolge einer tiefen Ohnmacht, die ihn einst befiel, ging eine ernste Sinnesänderung in ihm vor.

Zur Bekämpfung der überhand nehmenden Freigeisterei kam ein Augsburger Geistlicher, der bekannte Dr. Urlsperger auf den guten Gedanken, eine deutsche Christenthumsgesellschaft zu gründen. An diesen Verein sollten sich alle anschließen, welche an der Bibel und ihren ewigen Wahrheiten festhielten. Er reiste nach Basel, um dort den Mittelpunkt der Gesellschaft zu gründen. Diese Stadt war ganz geeignet und bald bildete sich ein Centrum, von welchem aus ein ganzes Netz von Zweigvereinen sich verbreitete. Ein engerer Ausschuß besorgte die regelmäßige Verbindung zwischen den einzelnen Vereinen. Der bekannte

Theolog Steinkopf wurde zum Protocollführer berufen, jedoch die Geschäfte nahmen so überhand, daß er nothwendigerweise einen Gehilfen brauchte. Dazu wurde ihm von dem Hofcaplan Rieger von Stuttgart der junge S. empfohlen. Er fühlte sich bald wohl in seinem Elemente und arbeitete sich tüchtig ein. An Steinkopf's Stelle trat, als er als Prediger nach London berufen wurde, der württembergische Candidat Blumhardt. Bald waren beide die innigsten Freunde. Blumhardt besorgte besonders die Redaction der „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit". Die Zeitschrift liefert in diesem Jahre bereits das 104. Bändchen. Aber im J. 1807 verlor S. auch seinen Freund Blumhardt, welcher von seiner Behörde zurückberufen wurde. Das vielverzweigte Secretariat der Gesellschaft blieb nun ganz an ihm hängen und der arbeitliebende junge Mann erledigte alles mit der größten Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit. Für die „Sammlungen" hatte er jetzt zu sorgen. Da hatte er die Freude, tüchtige Mitarbeiter zu finden, u. a. auch eine Reihe katholischer Geistlichen. Es war eben damals die Zeit der Goßner, Boos, Seiler, Fenneberg, Leander van Eß und anderer. Er wurde nun auch definitiv mit Gehalt angestellt und zur Wohnung ihm die Augustinerherberge zum „Fälkli" angewiesen. Noch ehe er verheirathet war, ließ er sich überreden, junge Studirende der Theologie in das Haus aufzunehmen und hatte die Freude, daß die meisten unter seiner Leitung sich gut entwickelten. Am 11. Februar 1812 führte er seine Braut, Susanna Götz, heim zu einer gesegneten, glücklichen Ehe.

Während der Kriegszeit von 1812 und 1813, unter der auch Basel schwer zu leiden hatte, wirkte er in hingebender Thätigkeit an den Lazarethen, für die Hungernden und Krüppel. Damals lernte er auch die bekannte Baronin v. Krüdener kennen. Der nüchterne S. billigte natürlich nicht alles, was diese Dame that, aber der gleiche Sinn für Mission durchdrang auch ihn. So sammelte er Gelder für die Missionsschule des Pastors Jänicke in Berlin und schickte ihm auch manche junge Leute, welche Missionare werden wollten. Goßner hat einmal ihm geschrieben: „O Du Spittler, was fängst Du noch alles an! Doch es freut mich sehr, mache Du nur fort; die Zeiten werden immer wichtiger." Das erste, was er unternahm, war, in Basel selber ein Missionsinstitut anzulegen. Die Genehmigung erhielt er von der Regierung und bald hatte er auch ein Comité beisammen. Als Missionsinspector gelang es ihm, seinen Freund Blumhardt zu gewinnen. Auch ein Haus wurde erworben und an Zöglingen fehlte es nicht, davon manche sich zu bedeutenden Männern entwickelt haben. Der Anfang der Anstalt fällt in das Jahr 1815. S. wußte und sah es, daß viele arme Kinder in Verwahrlosung herumirren und viele arme Gemeinden keine Schullehrer haben. Das ließ ihm keine Ruhe, bis er ein Haus und einen Inspector dazu gefunden hatte. Der Mann war der Schuldirector Zeller von Zofingen und das Haus das Schloß Beuggen am Rhein, 3 Stunden von Basel, welches der Großherzog Ludwig von Baden aufs huldvollste gewährte. Bald füllte sich das Schloß mit Zöglingen, welche Armenschullehrer werden wollten, und mit armen, verwahrlosten Kindern. Zeller ist ja ein anerkannter Pädagog, wie seine Schriften beweisen. Beuggen bleibt eine Musteranstalt auch unter der Leitung des Sohnes Zeller's. Auch den Gedanken einer Mission an Judenkindern führte S. aus, und wenn er keine besonderen Erfolge erlebte, so besteht doch bis jetzt in Basel ein Verein „der Freunde Israels". Und als die Griechen sich von dem türkischen Joch loskämpften, war es wiederum S., der in Sclaverei abgeführte Griechenkinder loskaufte und einen Verein „zur sittlich-religiösen Einwirkung auf die Griechen" zu Stande brachte. Die Zahl stieg bald auf 28 Knaben. Sie wurden in Beuggen gebildet. Daß

er bei den verschiedenen Comités immer das treibende Element war, versteht sich von selbst. Schon im Mai 1833 wurde in Beuggen auch eine Anstalt für Taubstumme eröffnet, aber sie füllte sich bald so sehr, daß es an Raum fehlte. Da bot ein reicher Baseler sein Landgut in dem benachbarten Dorf Riehen an. S. kaufte es für 20,000 Franken und versetzte das Fälkli, welches sein Eigenthum geworden war. In Pforzheim wirkte ein Taubstummenlehrer, Wilhelm Arnold, schon einige Zeit erfolgreich. In seiner Person wurde ein ausgezeichneter Inspector gewonnen, welcher beinahe 40 Jahre lang an dieser Stätte gewirkt hat. Der schöne Erfolg der Anstalt veranlaßte einen Herrn Merian, ihr ein Capital von 32,000 Fr. zu schenken. Da der sonst so glücklichen Ehe Spittler's der Kindersegen versagt geblieben war, so nahm er ein armes, dreijähriges Mädchen mit Einwilligung von dessen Eltern an Kindesstatt an. Es ist die bekannte Susette S., welche das köstliche Buch: „Christian Friedrich S. im Rahmen seiner Zeit" geschrieben hat und ihm und seiner Arbeit bis zu seinem Ende eine so treue Gehülfin gewesen ist. Dieselbe Barmherzigkeit erwiesen die Eheleute 14 Jahre später einem armen, unmündigen Knaben.

Im J. 1836 machte S. eine Reise zur Erholung nach seiner Heimath Württemberg. In den Straßen Cannstatts wurde eines Tages aus einem Einspänner sein Name gerufen. Es war Dr. Barth, welcher ihn bestürmte, mit nach München zu Professor Schubert zu reisen. Er stieg ein und die Gäste wurden in München auf das freundlichste empfangen. Schubert war gerade mit seinem Reiseplan nach Palästina beschäftigt, und obwol S. sich schon lange in Gedanken mit dem heiligen Lande und seiner Hauptstadt beschäftigte, so wurde er doch hier noch mehr dazu angefeuert und die Arbeit für den Orient nimmt seitdem eine bedeutende Stelle in seinem Wirken ein. Zur Ausführung seiner Gedanken für das heilige Land diente eine Anstalt, welche sein Lieblingskind geworden ist, es ist die Pilgermission auf St. Chrischona. Der Hügel, auf welchem die Chrischonakirche steht, bietet eine der schönsten und großartigsten Aussichten. Hier christliche junge Leute, welche für tiefere wissenschaftliche und sprachliche Aufgaben nicht befähigt genug waren, einfach und praktisch auszubilden, war sein wohlüberlegter Plan. Freilich war die Kirche in der Länge der Zeit eine Ruine geworden und der benachbarte Chrischonabauer benutzte sie auf allerlei Weise zu seinen landwirthschaftlichen Zwecken. Nachdem S. von der Baseler Regierung die Kirche gegen einen kleinen Zins erhalten hatte, schritt er alsbald an die Herstellung derselben, und zwar mit bedeutenden Kosten. Es ging bei dieser Herrichtung und den Anfängen der Anstalt durch viele Demüthigungen. Senfkornartig begann die Schule und wurde doch zu Spittler's Freude ein gewaltiger Baum, unter dem soviel Menschen Heil gefunden haben. Es stellten sich auch bald Zöglinge ein, unter denen der in Jerusalem lebende Baurath Schick einer der bedeutendsten ist. Er und Palmer waren die ersten Brüder, welche S. nach Jerusalem abordnen konnte. Als in den vierziger Jahren der Gedanke ihm nahe trat, sich zur Ruhe zu begeben, und er mit Steinkopf darüber sprach, wollte dieser mit Recht nichts davon wissen, „und so komme ich nicht aus dem Treiben heraus und muß auch andere wieder treiben", schreibt er im Sommer 1844. Dieses Treiben hat er auch trefflich verstanden. Das weiß ganz besonders die Pilgermissionsanstalt „Chrischona", die jetzt so bedeutend geworden ist und Hunderte und aber Hunderte von Zöglingen fast in die ganze Welt geschickt hat. Ein kleines Comité brauchte er für diese Anstalt und den Erzähler dieses bat er, das Präsidium zu übernehmen, in dem Gedanken, daß die Pilgermission in dem Geleise der Kirche verbleibe, denn er war ein guter Kirchenmann. Ein weiteres Mitglied war der unvergeßliche Karl Mez von Freiburg, welcher die Anstalt durch mächtiges Wort und reiche Unterstützung

gehoben hat. Im J. 1848, dem traurigen Revolutionsjahre, schreibt er: „Ueberall brechen Gerichte herein und wie werden wir in die letzte Zeit vorgerückt. Mag der Sturm auch noch so groß werden, der Herr ist bei uns im Schifflein, über welches mächtige Wellen gehen." Trotz solcher Wellen aber ermüdete dieser productive Geist nicht, immer wieder neue Anstalten zu gründen. Auf dem Weg nach der Chrischona liegt das Dorf Bettingen; der Gemeinde fehlte eine Kinderschule. Bald brachte er das Geld von Baseler reichen Frauen zusammen und eine fromme Wittwe leitete die Schule. Eine größere Anstalt jedoch, welche er gründete, war das Diakonissenhaus in Riehen. Er hatte nämlich den berühmten Diakonissenvater Fliedner von Kaiserswerth kennen gelernt und ihn veranlaßt, über das Diakonissenwesen einen Vortrag zu halten. Dieser Vortrag hatte einen tiefen Eindruck auf viele Frauen und Jungfrauen gemacht. In dem Dorfe Riehen wurde S. unter den günstigsten Bedingungen ein geeignetes Anwesen angetragen, sogar späterhin von den Erben geschenkt. Auch die richtige Vorsteherin fand er und zwar in Trinette Bindschärler in Hagen im Wiesenthal. In Straßburg und Kaiserswerth bereitete sie sich zu ihrem Dienste vor und ist wol eine der tüchtigsten Vorsteherinnen von Diakonissenhäusern geworden. Gegen 200 Schwestern sind bis jetzt in diesem Hause gebildet worden. Diese Diakonissen verwendete er auch zu einem kleinen Kinderspital, welches eine Frau Burckhardt-Vischer gewünscht hat. Nach einer schweren Krankheit setzte diese edle Frau das Kinderspital zum Haupterben ihres Vermögens von einigen 100,000 Franken ein. Das Haus nimmt arme kranke Kinder unentgeltlich auf. Eines seiner schönsten Werke ist das syrische Waisenhaus in Jerusalem. Im Herbst 1860 drang die Nachricht auch nach Basel, daß fanatische Türken unter den Christen auf dem Libanon und in Damascus ein Gemetzel angerichtet hatten; man schätzt die Zahl der Erschlagenen auf 20 000, da beauftragte er Schneller, welcher früher Hausvater auf Chrischona gewesen war, arme Knaben für das Waisenhaus zu sammeln. Schon im Herbst 1861 waren es bereits 30 heimathlose Knaben, die dort Aufnahme fanden und noch bis auf diesen Tag besteht das Waisenhaus, aus welchem schon über 300 Zöglinge in den verschiedensten Fächern ausgegangen sind. Das Waisenhaus ist aus dem Mutterhaus Chrischona hervorgegangen. Von der Pilgermission ging auch auf Veranlassung des Bischofs Gobat von Jerusalem die Mission in Abessinien unter König Theodoros aus, welche freilich zerstört wurde, obwol unter den Juden (Falaschas) noch immer gearbeitet wird. Nur noch zwei Gründungen müssen wir berühren, es ist die Mägdeanstalt auf den Schoren bei Basel und das Spittlerstift in Riehen. Die erstere sollte den Mädchen, welche Dienste suchen, zur Bewahrung und zum Erlernen ihres Berufs dienen, während das Spittlerstift eine Reihe von Frauen und Jungfrauen in seinen Schoß aufnimmt, welche allein mit ihren Mitteln kaum auskommen, aber vereint mäßig bestehen können. Im 19. Jahresbericht der Pilgermission schreibt er zum Schlusse: „Es grüßt Euch in seinen alten, schwachen und kranken Tagen, da er spürte, daß er nahe am Ziele ist, wol zum letzten Mal namens des Pilgermissionscomités das älteste Mitglied desselben, Christian Friedrich S." Er starb auch wirklich während des Druckes dieses Rundschreibens. Er erfreute sich sonst einer guten Gesundheit und hatte an seiner Pflegetochter eine bewährte Pflegerin und an seinem tüchtigen Gehülfen Jäger einen bewährten Stellvertreter. In seinem Sterbensjahre nahm er auffallend ab. Sein Sterbelager bot die köstlichste Erbauung. Er rief einmal aus: „Welch eine Sündenkette von 86 Jahren; aber alle Sünden sind durchstrichen mit dem Blute Christi." Am zweiten Advent 1867 ging er heim, seine Augen glänzten lange, ein Großer im Reich Gottes war geschieden, von dessen Leben

man sagen kann, es war Lieben, und das Erhebendste war, daß er keinen Ruhm suchte.

Aus „Christian Friedrich S. im Rahmen seiner Zeit, gesammelt aus seinem schriftlichen Nachlaß," Christian Friedrich Spittler's Leben von Dr. Johannes Kober und aus Erlebnissen des Erzählers. Ledderhose.

Spittler: Ludwig Timotheus Freiherr v. S., Geschichtschreiber und Staatsmann. Er war geboren am 11. November 1752, als der Sohn eines Geistlichen zu Stuttgart und wurde von Haus aus gleichfalls für die theologische Laufbahn bestimmt. Entscheidend für seine Zukunft war der Besuch des Gymnasiums seiner Vaterstadt, dessen Rector, Johann Christian Volz, in geschichtlichen Dingen ein hohes Ansehen genoß und diesen seinen Schüler zu nachwirkenden ernsthaften historischen Quellenstudien anzuregen verstand. Von nicht geringerem Einfluß auf die Erweckung von Spittler's später so kräftig entwickelten politischen Sinn war, daß er noch als Gymnasiast die Kämpfe in nächster Nähe erlebte, die damals die württembergischen Landstände mit dem jungen Herzog Karl und seinen durchbrechenden despotischen Neigungen zu bestehen hatten. Im J. 1771 siedelte er in das Tübinger Stift über und betrieb hier zunächst philosophische und dann theologische Studien, die ihn bald tief in das Gebiet der Kirchen- und Dogmengeschichte hineinführten. Semler und Lessing waren die Muster, an die er sich dabei mit unverkennbarer Vorliebe anlehnte. Die Neigung zu schriftstellerischen Versuchen erwachte in ihm früh und äußerte sich, seiner vorwiegend kritischen Anlage gemäß, zuerst in Recensionen, die er in Meusel's Erfurter gelehrter Zeitung niederlegte. Im J. 1775 schloß er seine theologischen Studien in Tübingen ab und benutzte den Sommer 1776 zu einer Reise, die ihn nach Weimar, Göttingen, Wolfenbüttel, Berlin und Halle führte. Am interessantesten ist sein Besuch bei Lessing, der ihn freundlich aufnahm und dessen Persönlichkeit einen unauslöschlichen Eindruck auf den jungen geistesverwandten Gelehrten gemacht hat. In die Heimath zurückgekehrt, trat S. (1777) als Repetent in das Tübinger Stift ein und ließ in dieser Zeit u. a. eine Schrift über die „Geschichte des canonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidor" erscheinen. Die Vorrede zu dem Buche ist auffallend irenisch gehalten, die Darstellung und Untersuchung selbst bezeugt nicht bloß eine festgegründete Gelehrsamkeit, sondern zugleich eine ausgeprägte Selbständigkeit des Geistes und eine entschlossene Kraft der forschenden Kritik. Diese Schrift hat seinen gelehrten Namen begründet: bereits im J. 1778 erhielt er den Ruf als ordentlicher Professor nach Göttingen in die philosophische Facultät, jedoch mit der sicheren Aussicht, später in die theologische vorzurücken und auch jetzt schon sollte er ausschließlich theologische Vorlesungen über Kirchen- und Dogmengeschichte halten. Ein Ergebniß dieser Vorträge war sein berühmter „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche", dessen erste Ausgabe im J. 1782 erfolgte, in demselben Jahre, in welchem er seine Ehe, die das Glück seines Lebens begründete, geschlossen hat. Der Erfolg des Buches war ein außerordentlicher. Ein charakteristisches Darin ist zunächst die knappe, allen gelehrten Apparates entkleidete Form, die jedoch überall die tiefe und feste Fundirung verräth. Die sichere Beherrschung des umfangreichen Stoffes macht noch heute einen bestechenden und fesselnden Eindruck. Der Geist der Darstellung ist ein entschieden protestantischer und der Aufklärung, aber doch nicht der trivialen gedankenlosen Aufklärung. S. will zeigen, auf welchem Wege das Christenthum an dem Punkt angelangt, an welchem es sich zu seiner Zeit befindet. Zuletzt schließt er mit der beruhigenden Perspective, welche, wie er meinte, der Sturz der Jesuiten und die Josephinischen Reformen für die katholische Kirche eröffneten, und mit der Zuversicht, daß die Zukunft der protestantischen Kirche den Schülern Herder's und Spalding's angehören werde,

Hoffnungen, die sich freilich weder nach rechts noch nach links dauernd erfüllt haben. Die historische Methode Spittler's ist die sogenannte pragmatische, aber nicht jene lehrhafte Joh. von Müller's, sondern diejenige, welche die Ereignisse in erster Linie auf die handelnden Personen, ihre besonderen Eigenschaften und Leidenschaften, Beziehungen und Gegensätze zurückführt, wie sie bekanntlich sein Freund und Landsmann Planck in virtuoser Weise durchgeführt hat. Indessen treibt S. diesen Pragmatismus doch nicht so weit, daß er darüber den über den Menschen waltenden objectiven Geist und die allgemeinen Bedürfnisse und Anlagen der menschlichen Natur geradezu übersähe.

Für Spittler's weitere Entwickelung wurde es maßgebend, daß er gerade zu dieser Zeit der Kirchengeschichte und damit dem Vorrücken in der theologischen Facultät förmlich entsagte und den Entschluß faßte, sich hinfort ganz der politischen Geschichte zu widmen. Auf diesem Wege hat er dann auch seine große Bestimmung als Lehrer und als Schriftsteller erfüllt. Es darf gleich eben in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, daß er als Lehrer und Redner auf dem Katheder eine seltene Gewandtheit bewährte: Gatterer wie Schlözer und Pütter, seine älteren Collegen, haben das zu ihrem Schaden erfahren müssen. Mit nachhaltiger Anziehungskraft hat er es verstanden, seine Zuhörer zu fesseln und, was noch mehr sagen will, eine Anzahl bewährter Schüler um sich versammelt, wie z. B. Hugo, Heeren, Sartorius, K. L. Woltmann, den Ritter von Lang u. a. mehr. Selbst eine so verschiedenartig angelegte Natur wie F. Ch. Schlosser, hat sich des Eindrucks nicht erwehren können, welcher von dem imponirenden Wesen und dem beredten Mund Spittler's ausging. Der Rahmen seiner Vorträge umfaßte das ganze Gebiet der Geschichte, der alten wie der neuen, obwol er über die erstere nie ein Wort veröffentlicht hat. Zuletzt hat er, trotz der vorsichtigen, aber nicht feigen Art seiner Natur auch noch die Politik in diesen Kreis mit aufgenommen. Diese seine so höchst fruchtbare Lehrthätigkeit war von einer umfangreichen und ungemein ergiebigen wissenschaftlichen und kritischen Arbeitsamkeit begleitet. Des Amtes des Kritikers, mit dem er, wie schon bemerkt, als Schriftsteller begann, hat er während seines ganzen Aufenthaltes in Göttingen mit ebenso sichtlicher Vorliebe als unverkennbarem Erfolg gewaltet. Seine bezüglichen Kritiken umfassen das gesammte Gebiet der mittleren und neueren Geschichte; sie bezeugen, wie er die Entwickelung seiner Wissenschaft mit unermüdlicher Aufmerksamkeit verfolgt und daß er auf der Höhe derselben gestanden hat. Man weiß, welche Achtung seinem Urtheile gezollt wurde und daß er in der Regel das rechte Wort zu finden wußte. Was seine eigenen positiven Leistungen auf dem Felde der Profanhistorie anlangt, so sind es zunächst die zwei Specialgeschichten von Wirtemberg (1783) und von Hannover (1786), die hierbei in Frage kommen. Daran reiht sich (1793 und 1794) der „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten" und endlich (1796) die „Geschichte der dänischen Revolution des Jahres 1760". Um jedoch ein vollständiges Bild seiner in Frage stehenden Thätigkeit zu gewinnen, müssen eine lange Reihe von kleineren Abhandlungen und Untersuchungen ergänzend mit in Betracht gezogen werden, die zum Theil in den Commentationen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, zum Theil in dem von ihm in Verbindung mit Meiners (in den Jahren 1792—1794) herausgegebenen „Historischen Magazin" zu finden sind. Die Mannichfaltigkeit der behandelten Gegenstände bezeugt den weiten Gesichtskreis seiner wissenschaftlichen Interessen so gut als die stete Bereitschaft seiner Kenntnisse und den Scharfsinn seines geschichtlichen Blickes. Unter den kleinen Aufsätzen begegnen wir einzelnen — wie z. B. über die Clara Dettin oder Besold's Religionsveränderung — welche als wahre Proben geistreicher Behandlung, seiner Charakteristik und gewinnender Kunst der Erzählung zu rühmen sind.

Die erwähnten beiden Specialgeschichten haben gleich bei ihrem Erscheinen den verdienten Eindruck gemacht. Schon die vergleichungsweise knappe, bündige Form erschien als etwas neues, noch mehr aber mußte die wohl überlegte Sonderung des gegebenen Stoffes und der stete Hinblick auf die Geschichte der Verfassung, der Verwaltung, des Gerichtswesens anerkannt werden. Die wirtembergische Geschichte ist auf der Grundlage der Beherrschung des Materials in weitem Sinne aufgebaut, aber auch bei der Geschichte von Hannover hat S. sich keineswegs bei dem überlieferten Stoffe beruhigt. Man kann zugeben, daß er mit diesem seinem Standpunkt nicht die volle Summe des Inhalts der behandelten Geschichte zur Anschauung gebracht hat, nicht minder gewiß jedoch ist, daß er kraft seiner Einseitigkeit dem Wesentlichen der Geschichte zu ihrem Recht verholfen hat. Daß er in beiden Fällen die neuere und neueste Zeit von der Darstellung ausgeschlossen hat, ist schon oft genug hervorgehoben worden, und man kann zugeben, daß er dabei von der Furcht, Anstoß zu geben, geleitet worden ist, immerhin jedoch besser, als daß er ein halbwahres und aus Aengstlichkeit entstelltes Bild der jüngsten Epoche gab. Die formelle Behandlung anlangend, pflegt man der „Geschichte der dänischen Revolution" den Preis zuzuerkennen. Es ist dies in der That eine historische Monographie, wie die Geschichtsschreibung seiner Zeit eine ähnliche kaum aufzuweisen hat. S. räumt in der Vorrede selbst den Vortheil ein, welchen er vor seinen Vorgängern voraus hatte, daß er nämlich die größte aller Staatsrevolutionen erlebt und als Historiker an diesem Experiment — das damals freilich noch nicht abgeschlossen war — für die Beurtheilung verwandter Vorgänge habe lernen können. Die neuere Geschichte überhaupt übte auf ihn einen gewaltigen Reiz. Es war ein Lieblingsgedanke von ihm, die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte, die er in seinen Vorträgen so gern bevorzugte, einmal eingehend darzustellen. Leider ist er dazu nicht gekommen und so mag uns wenigstens die Thatsache trösten, daß er seinen „Grundriß der Geschichte der europäischen Staaten" ausgeführt hat. Dieses Werk hat allen ähnlichen Versuchen der Art den Rang abgelaufen und ist auch heutzutage noch keineswegs gänzlich entwerthet. S. hat nicht aus zehn Büchern ein elftes gemacht, sondern steht überall auf eigenen Füßen und beherrscht die ganze Fülle seines Stoffes vollständig. Mit beneidenswerthem Tacte weiß er überall die entscheidenden Momente aufzufinden und klar zu stellen. Die Hauptsache ist ihm stets die politische Entwickelung eines Landes nach den dringenden Gesichtspunkten der Gegenwart. Hiervon vorzüglich läßt er sich bei der Auswahl der Begebenheiten leiten. Andere zum Theil nur skizzenhaft ausgeführte schriftliche Darstellungen, die nur Reproductionen seiner Vorträge sind, wie über die Geschichte des Papstthums, der Mönchsorden und dgl. können für unsern Zweck hier füglich übergangen werden und hätten vielleicht ebenso gut ungedruckt bleiben können.

Der „Grundriß der europäischen Staatengeschichte" war Spittler's letztes größeres Werk. Mit dem Jahre 1797 nahm seine akademische und gelehrte Laufbahn ein Ende, er trat unter vortheilhaften Bedingungen in den württembergischen Staatsdienst, unter dem Herzog Friedrich Eugen, dem zweitjüngeren Bruder des berufenen Herzogs Karl Eugen. Man erzählt sich, daß S. schon seit Jahren eine praktische, staatsmännische Laufbahn gewünscht habe und entschlossen gewesen sei, nicht als bloßer Professor sterben zu wollen. Er hatte es verstanden, durch seine Verbindung mit dem Hofprediger Koppe in Hannover Einfluß zu gewinnen; die Reise nach Frankfurt a. M., die er im J. 1790 im Gefolge der kurfürstlich hannoverischen Botschaft zur Krönung Kaiser Leopold II. gemacht hatte, hat ihm, meint man, wol auch Gelegenheit gegeben, nutzbringende Anknüpfungspunkte zu finden, mit seinem schwäbischen Heimathslande hatte er alle Fäden ja ohnedem niemals abgeschnitten; ferner nahm er, als hier in dem

Jahre 1796 neue Verwicklungen zwischen den Ständen und der Regierung eingetreten waren, Veranlassung, wenn auch anonym sein Votum in diesen Dingen in einer Weise abzugeben, die die allgemeine Aufmerksamkeit auf den bald genug erkannten Verfasser hinlenkte. War es doch ein weises Reformprogramm, das er hier in populärer Weise aufgestellt hatte. So kann es uns in keiner Weise verwundern, wenn wir hören, daß man in seiner Heimath im Ernste daran dachte, ihm eine Stellung, die seinen Neigungen entsprach, zu bieten. Ob es völlig begründet ist, daß der ständische Ausschuß sich mit der Absicht trug, ihn in seine Dienste zu ziehen, müssen wir dahin gestellt sein lassen; war das der Fall, so kam ihm die herzogliche Regierung zuvor und gewann S. unter lockenden Bedingungen für den Dienst des Herzogs. Dieser war aber ein hochbejahrter Mann und starb noch am Ende desselben Jahres, in welchem S. seinem Rufe gefolgt war. Sein Nachfolger war Herzog Friedrich, der nach dem Verlauf nicht eines ganzen Jahrzehnts den württembergischen Herzogshut um den Preis des Anschlusses an Napoleon in eine Königskrone umgewandelt hat. Dieser Thronwechsel wurde zu einem Verhängniß für S. Der neue Fürst ließ es zwar für ihn an Ehre und Auszeichnungen nicht fehlen: S. wurde Staatsminister, Excellenz, Curator der Universität Tübingen, Präsident der Oberstudiendirection, ja zuletzt sogar in den Freiherrnstand erhoben, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß er dieser Ehren nicht froh wurde und wol oder übel in eine falsche Stellung und in Zwiespalt mit sich selbst gerieth. Es ging das soweit, daß, als eine neue Auflage seines vom liberal verfassungsmäßigen Gesichtspunkt durchdrungenen „Grundriß der Geschichte der europäischen Staaten" nothwendig wurde, er die Besorgung einer solchen ablehnte, da er sich von jedem ferneren Antheile an dem Buche losgesagt habe. König Friedrich hatte ja in seinem eigenen Staate die überlieferte Verfassung aufgehoben und durch einen crassen Despotismus ersetzt. S. hat in dieser seiner Stellung, so weit man sehen kann, auch manches Gute geweckt und schlimmes verhindert, man braucht sich jedoch bloß an seine früher bekannten Grundsätze zu erinnern und nebenher die Erzählung in Erwägung zu ziehen, die sein getreuer Freund Hugo von seinem letzten Besuche bei S. niedergeschrieben hat, um sich zu sagen, daß er sich in dieser, gelinde gesagt, delicaten Stellung zum mindesten nicht glücklich gefühlt hat. Er mag in diesen kritischen Jahren wol gelegentlich mit Sehnsucht an sein stilles Arbeitszimmer in Göttingen zurückgedacht haben. Als Schriftsteller hat er, seit seiner Uebersiedelung nach Stuttgart, nur noch ein paar schwache Anläufe genommen, ohne etwas zu vollenden. Der Gegensatz zwischen seinen Grundsätzen und der Wirklichkeit, der er dienen sollte, hat gewiß nicht dazu beigetragen, sein Leben zu verlängern. Er starb am 14. März 1810, noch nicht 58 Jahre alt. Den Irrthum seiner letzten Jahre wird man S. vergeben, er hat ihn schwer genug gebüßt und ein gemeiner Ueberläufer ist er ja nicht gewesen, lag doch in dem Streite der Gegensätze in Württemberg ohnedem nicht alles Recht auf der einen Seite allein. Eine Gesammtausgabe seiner Werke hat sein Schwiegersohn Wächter-Spittler in 15 Bänden in den Jahren 1827—1837 veranstaltet. Dr. Strauß hat in seinem Essay über S. das begründete Verlangen nach der Veranstaltung einer Auswahl von dessen Werken in 5—6 Bänden ausgesprochen, ein Verlangen, das auch heute noch ebenso begründet erscheint, als die Aussicht noch mehr gesunken ist, es je erfüllt zu sehen.

Vgl. G. F. Planck, S. als Historiker. Göttingen 1811. — Heeren, Ueber S. S. W. Bd. V, S. 515 ff. — Woltmann in den „Zeitgenossen", Bd. VI. — Hugo, Civilistisches Magazin (Berlin 1812) III, 485 ff. — Meusel, Historisch-literarische Unterhaltungen (Coburg 1818), Briefe Spittler's an M. enthaltend. — Ch. F. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrh. IV, S. 169, 228—236. — K.

H. Ritter v. Lang, Memoiren (Ausgabe von 1881, Bd. I, S. 190—219). — Pütter-Saalfeld, Gesch. der Universität Göttingen, Bd. II. S. 179—399, Bd. III. S. 116. — D. Strauß, G. W. II, 85—115. — G. Waitz, Göttinger Professoren, S. 245—248. — Roscher, Geschichte der Nationalökonomie S. 614. — Endlich des Unterzeichneten Geschichte der deutschen Historiographie, S. 872 bis 886. (Vgl. Heyd, die historischen Handschriften der k. w. Bibliothek in Stuttgart I, 280—281, II, 104—107.) Wegele.

Spitz: Andreas S., katholischer Theologe, war Lector in der Benedictinerabtei in Deutz, als er 1783 als Professor der Kirchengeschichte und theologischen Litteraturgeschichte an der kurfürstlichen Universität zu Bonn angestellt und gleichzeitig zum Doctor der Theologie promovirt wurde. Er las die Kirchengeschichte zuerst nach J. L. Berti, dann nach Fr. X. Gmeiner (s. A. D. B. IX, 264), und veröffentlichte während seiner Thätigkeit in Bonn: „Dissertatio de patriarchatibus et dignitatibus“, 1783; „Dissertatio: num attenta historia ecclesiae universali ac speciatim attentis Germanorum factis et decretis Basileensibus a canonistis Germaniae defendi valeat sententia, quae infallibilitatem Romani Pontificis ejusque superioritatem supra concilium oecumenicum adstruit“, 1787 (veranlaßt durch die 1786 von dem Minoriten Polychronius Gaßmann zu Aachen veröffentlichten Meditationes historicae canonico-criticae ad prima quatuor oecumenica . . . concilia, worin die von S. bekämpfte Ansicht vorgetragen war; die Dissertation ist abgedruckt in der Continuatio Thesauri juris ecclesiastici ab Ant. Schmidt adornati, ed. P. A. Gratz (1829), I, 202—270); „Diss. historico-ecclesiastica ad concilia Germaniae aevo intermedio celebrata“, 1789. In den Schreiben Pius' VI. an den Kurfürsten und das Domcapitel in Köln vom J. 1790 wird S. unter den Bonner Docenten genannt, die doctrinarum portenta et monstra vortrügen und deren Schriften in Rom untersucht würden. — Nach dem Eingehen der Universität wurde S. von der Abtei, die ihn während seiner Anstellung in Bonn standesgemäß hatte unterhalten müssen und von der er eine Anzahl Bücher geliehen erhalten hatte, zur Rückkehr aufgefordert. Er blieb aber in Bonn, fungirte einige Zeit als Beisitzer bei dem Friedensrichter und bewarb sich dann bei dem französischen Bischof von Aachen um die Pfarrei in Remagen, die er im December 1802 erhielt. Durch den Reichsdeputations-Hauptschluß von 1802 fiel die Abtei Deutz an den Fürsten von Nassau-Usingen, — sie wurde im Winter 1803—4 aufgelöst; — von diesem forderte S. als früheres Mitglied der Abtei eine Pension und reichte deshalb eine Klage bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar ein, die infolge der Auflösung desselben im J. 1806 unerledigt blieb. Er starb als Pfarrer zu Remagen am 21. Juli 1811.

Schulte, Gesch. der Quellen zc. III, 335. — Reusch, Index II, 954. — Archivalische Mittheilungen aus Deutz und Remagen. Reusch.

Spitz: Felix S., Rechtslehrer, geb. zu Ronneburg, einem thüringischen Städtchen, am 1. December 1641, † zu Altorf am 13. Januar 1717. — S., ein Sohn des Studienrectors Jakob Spitz und dessen Gattin Margaretha, einer geb. Winkler, besuchte das Gymnasium zu Gera. 1661 die Universität Jena, um sich unter Strauch und Struve dem Rechtsstudium zu widmen. 1667 begleitete er einen jungen Herrn v. Harstall als Hofmeister nach Tübingen. Er benützte die dargebotene Gelegenheit, als Schüler von Fromann und Lauterbach seine juristischen Kenntnisse zu ergänzen und erwarb mit einer Disput. „de arbitratu boni viri“ 1670 die Licentiatenwürde in der Rechtsfacultät. Sodann bereiste er mit seinem Schutzbefohlenen Südwestdeutschland, die Schweiz und Frankreich; heimgekehrt wurde er Hofmeister des Grafen Heinrich VII. Reuß jüngerer Linie. Als er sich mit diesem am Weimaraner Hofe aufhielt, gewann er die besondere Gunst Herzog Bernhard's, welcher ihn bei dem Gerichte zu Jena anstellte und bald darauf

unter Ertheilung des Rathstitels zum Generalvisitator in Kirchen- und Schulangelegenheiten ernannte. Während seines Jenenser Aufenthaltes erwarb er den juristischen Doctorgrad und verheirathete sich dortselbst 1673 mit Anna Katharina, einer Tochter des Professors Weigel. Unter dem folgenden Herzoge, Johann Ernst, finden wir S. als Amtmann des weimaraner Städtchens Altstädt; 1685 folgte er als ordentlicher Professor der Institutionen einem Rufe nach Altorf, begann seine Lehrthätigkeit am 16. November desselben Jahres und rückte nach Link's Tod zum Professor des Codex und des Lehenrechtes vor. Er war einmal Rector, zehnmal Decan, wurde 1697 Consulent der Reichsstadt Nürnberg und antecessor primarius, in welcher Eigenschaft er in einem Alter von 75 Jahren mit Tod abging. Als Schriftsteller verfaßte er von 1687—1716 mehrere civil- und lehenrechtliche Disputationen und ein „Compendium Juris feudalis, XX thesibus comprehensum“ (Altorf 1709).

Von seinen beiden Söhnen waren Christoph und Erhard zwei hochbegabte Juristen, zugleich aber unruhige Köpfe von krankhafter Erregbarkeit und nahmen deshalb beide 1753 und bezw. 1730 ein trauriges Ende.

(Felix) Will, Nürnb. Gel.-Gesch. III, 748. — Hallische Beitr. II, S. 307, Nr. CXX. — Gelehrte Zeitung f. 1717, Nr. XI, p. 84. — (Christoph u. Erhard) Will a. a. O. S. 750. Eisenhart.

Spitzeder: Joseph S., der berühmteste deutsche Baßbuffo der zwanziger Jahre, entstammt einer in Oesterreich und Bayern ansässigen, weit verzweigten Künstlerfamilie. Einen fürstlich salzburgischen Kammersänger Franz Anton S., geboren 1732 zu Traunstein, † 1796 zu Aigen bei Salzburg, erwähnt Wurzbach (XXXVI, 179) mit der anderwärts allerdings nicht beglaubigten Bemerkung, er habe zu den ersten Lehrern Mozart's gezählt. Auch der Vater Joseph's, Johann Baptist S., um 1769 in Wien (?) geboren, gehörte schon von Jugend her dem Berufskreise der Musik und des Theaters an. Im Jahre 1789 wird er als Mitglied des kurfürstlichen Nationaltheaters in Bonn erwähnt und später findet man ihn am Theater zu Kassel als Vertreter der ersten und ernsten Baßrollen. Am 27. März 1799 debütirte er als Osmin in Mozart's „Entführung“ auf dem Weimarer Theater und fand daraufhin an der von Goethe geleiteten Bühne eine Anstellung. Von des Lebens Not bedrängt und der Aussicht auf eine bessere Zukunft verlockt, begehrte er 1804 in Weimar seine Entlassung, um in der österreichischen Kaiserstadt an dem von Schikaneder zur Blüthe gebrachten „Theater an der Wien“ sein Glück zu versuchen. Allein seine Kunst fand in der Heimath wenig Anerkennung, seine Art war zu ernst und schwer für die komische Bühne und so mußte der arme Komödiant mit seiner großen Familie bald wieder weiter ziehen. Nachdem der Versuch, in Weimar wieder anzukommen, gescheitert war, wandte er sich nach Bamberg und von da nach Nürnberg, wo neben ihm sein Sohn Joseph und seine Töchter Amalie und Adele (später verehelichte Fries) ihren ersten Wirkungskreis fanden.

Vgl. E. Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar II, 135 ff. — Fr. Mayer, Chancen des Nürnberger Theaters (Nürnberg 1843), S. 78 f.

Joseph S. wurde, laut der noch zu seinen Lebzeiten von Biedenfeld in der Berliner allgemeinen musikalischen Zeitung veröffentlichten biographischen Skizze, im Jahre 1795 in Bonn geboren. Seine Kindheit und Jugend verliefen in der Armseligkeit und Phantastik des wandernden Komödiantenthums. Von früh auf mußte er mithelfen, das tägliche Brot der Familie zu verdienen und schon in Weimar soll er, im Kinderballet, seine ersten Schritte auf der Bühne gethan haben. Für die Schule blieb bei so bewegtem, arbeitsvollem Tagesleben natürlich wenig Zeit, doch wird erwähnt, daß er in Nürnberg anfänglich das Gymnasium besuchte und dabei den Unterricht des Philosophen Hegel genoß, der

in den Jahren 1808—16 dieser Anstalt als Rector vorstand. Viel wichtiger für S. war die Schule schauspielerischer Gewandtheit und musikalischer Fertigkeit, die er unter dem zwingenden Druck persönlicher und localer Verhältnisse am Nürnberger Theater durchzumachen hatte. Rollen aller Art, Helden in der Oper und in der Tragödie, Intriganten und zärtliche Väter, Naturburschen und Pierrots wurden dem armen Anfänger zuertheilt und er hatte sich sowohl mit Sarastro als mit Papageno, mit dem Pontifex Maximus als mit Rochus Pumpernikel, mit Lux und Adam (Dorfbarbier) und im Schauspiel gar mit Mortimer und Paulet, mit Dunois und Spiegelberg abzufinden. Wurde dabei auch nur flüchtig memorirt und viel aus dem Stegreif gespielt und gesprochen, so mußte doch solche Mannigfaltigkeit der Aufgaben die mimischen Fähigkeiten des Darstellers alle auslösen und namentlich den Trieb zur Charakteristik lebhaft anregen. Schlimmer stand es dagegen um die musikalische Schulung. Jedem wurde die Singstimme so lange vorgegeigt, bis er sie auswendig wußte — oder auch nicht, so daß die Violine auch in der Aufführung nachhelfen mußte, erzählt Biedenfeld, und in der That zeigt sich S. später auch noch bemüht, nach dieser Richtung seine künstlerische Bildung zu ergänzen. Jedenfalls aber nahm er im Rahmen des Nürnberger Theaters bald eine erste Stellung ein, denn schon im Jahre 1816 sehen wir ihn, den von Haus aus völlig Mittellosen so gestellt, daß er es wagen konnte, mit der Sängerin Henriette Schüler einen eigenen Hausstand zu gründen und im Jahre 1818 verzeichnet das Rechnungsbuch der Direction das junge Künstlerpaar mit dem größten Gehalt, einer Monatsgage von 133 Gulden 40 Kreuzern. Von der Höhe und Weite ihrer Leistungsfähigkeit gibt es schon ein Bild, wenn wir aus alten Theaterzetteln erfahren, daß sie den Nürnbergern damals nicht nur Figaro und Susanna, sondern auch Sextus und Publius vorzustellen hatten. Als im Frühjahr 1819 die Wittwe des Directors Reutter von der Leitung des Nürnberger Theaters zurücktrat und die Gesellschaft entließ, wandte sich S. mit seiner Frau nach Wien, wo sie nach einem nur für die Frau erfolgreichen Gastspiel am Hofoperntheater beim Theater an der Wien Anstellung fanden. Am 22. April 1819 stellten sie sich als Oberpriester und Donna Elvira in Winter's „Opferfest“ — die Myrrha sang an jenem Abend Betty Vio, Spitzeder's spätere zweite Frau! — dem neuen Publicum vor und wurden als „gute Acquisitionen“ freundlich aufgenommen. Geraume Zeit verging indessen nun bis sich das Paar in die neuen Verhältnisse gewöhnt und jedes das seiner Begabung entsprechende Rollenfach gefunden und erobert hatte. In mancherlei Versuchen wurden ihre Kräfte erprobt; Madame Spitzeder fand zuerst festen Boden, während er, bald zum Leporello, bald zum Comthur bestimmt, es anfänglich über den Ruf des braven und gewandten Lückenbüßers nicht hinausbrachte. Da fiel ihm gelegentlich eines Gastspiels der Demoiselle Metzger die Rolle des Amtmanns Knoll in Paisiello's komischer Oper „Die schöne Müllerin“ zu und er erwies sich in der natürlichen Auffassung und Durchführung dieser Buffofigur so hervorragend und errang einen so außergewöhnlichen Erfolg, daß man den 25. November 1820 geradezu als den Geburtstag seines Ruhmes bezeichnen kann. Getragen von der wachsenden Gunst der Wiener gelangt seine Begabung nunmehr zu immer freierer Entfaltung und wie sich seine künstlerische Meisterschaft in einer lebensvollen, individuellen Wiedergabe der großen Bufforollen: Leporello, Figaro, Papageno, Stößel u. a., erprobt, so offenbart sich seine Beliebtheit in dem Vermögen, selbst minderwerthige Stücke durch seine Leistung über Wasser zu halten. Er wurde eine Zugkraft seines Theaters und behauptete diese Vorzugsstellung auch dann noch, als mit den Opern Rossini's italienische Gesangs- und Darstellungskunst in Wien ihre Triumphe feierten; seine Kunst bestand auch neben der eines Lablache, Haizinger, Forti, einer Fodor und Sontag. Ja, es unterliegt keinem Zweifel,

daß die Berührung mit italienischer Kunst auf seine Entwicklung nur förderlich wirkte. Unter solchen Verhältnissen bildete sich, wie Biedenfeld bemerkt, aus seinem humorreichen Inneren jenes seltene Gemisch deutscher Charakteristik und Ruhe mit italienischer Lebendigkeit und Farbe, welches seine komischen Gebilde in Gesang und Spiel stets zu siegreichen Erscheinungen, zu glänzenden Originalitäten erhob. Seine Kunst war die gemüthvoll drollige Ruhe. Die Vorzüge seiner Stimme beruhten nicht sowohl auf dem Umfang als auf dem eigentlichen Baßklang der reichen Mittellage, auf der Kraft, dem Schmelz und der Biegsamkeit des Organs, verbunden mit natürlich schöner Coloratur und einem reinen Triller in allen Lagen. Dagegen war es um die Ausgeglichenheit der Register nicht zum besten bestellt, was bei den Uebergangstönen die Reinheit der Intonation hin und wieder beeinträchtigte.

Die Richtigkeit dieser von Biedenfeld gegebenen Charakteristik wird durch die Uebereinstimmung der Urtheile in den Wiener und Berliner Musikzeitungen bestätigt. Im Sommer 1824 hatte sich S. nämlich für das neu eröffnete königstädtische Theater in Berlin gewinnen lassen und eroberte sich hier im Sturme die Gunst des Publicums und die Hochachtung der Kritik. Schon nach seinen ersten Darbietungen, dem Istock im „Ochsenmenuett", dem Roms in Cimarosa's matrimonio, dem Apotheker Stößel und dem Schulmeister Rund, bezeichnet ihn A. B. Marx als den Stern seiner Bühne und die Berichte sind einstimmig in der Anerkennung seines bedeutenden Könnens und namentlich seiner frischen und lebensvollen, von aller verzerrenden Uebertreibung freien Komik. Und dieses Ansehen blieb ihm auch, als das königstädtische Theater sich von dem älteren Singspiel den Opern Rossini's und Auber's zuwandte; als Thaddäus in „Die Italienerin in Algier", als Flambeau in „Graf Ory", als Podesta in der „diebischen Elster" war er nicht weniger beliebt wie als Baptiste im „Maurer" oder als Kockburn in „Fra Diavolo". Trotz dieser Erfolge und seiner Beförderung zum Regisseur (1829) verließ S. aber im Jahre 1832 das königstädtische Theater, mit dessen Leiter er zuguterletzt einen erbitterten Federkrieg geführt hatte, und trat als Mitglied in den Künstlerverband des Münchener Hof- und Nationaltheaters, wo er als Gast ein Jahr vorher Triumphe gefeiert hatte. Sein Wirken war kurz bemessen. Nachdem er nur einmal aufgetreten, starb er zu München am 13. December 1832.

Vgl. F. E. Hysel, Das Theater in Nürnberg von 1612—1863, S. 124 f. 227. — Allgemeine musikalische Zeitung mit besonderer Rücksicht auf den österreichischen Kaiserstaat, Wien 1817—23, passim. — Berliner allgemeine musikalische Zeitung 1824—30. — Ledebur, Tonkünstlerlexikon Berlins, S. 558 f.

Henriette S. geborene Schüler, des Künstlers erste Gattin, geboren den 18. März 1800 in Dessau, begann ihre Laufbahn 1814 in Nürnberg und folgte ihrem Gatten an die Theater in Wien und Berlin, wo sie als gründlich gebildete, zuverlässige Sängerin allzeit Anerkennung fand. In ihrer besten Zeit vertrat sie die Fächer der Heldin (Donna Anna) und der Coloratursängerin (Königin der Nacht). Im Frühjahr 1828 verließ sie die Bühne ganz und starb zu Berlin am 27. November 1828 im Wochenbette.

Betty S., geborene Vio, Joseph Spitzeder's zweite Gattin kam 1818 vom Karlsruher Hoftheater nach Wien und debütirte als Myrrha in Winter's Opferfest beim Theater an der Wien. Ein Jahr darauf trat die blutjunge, durch schöne Stimmmittel und den Reiz ihrer jungfräulichen Erscheinung entzückende Sängerin zur Hofoper über. Ihre Antrittsrolle war die Zerline in „Don Juan" und mit dauerndem Erfolg bekleidete sie von nun ab das Soubrettenfach. Nach einer größeren Kunstreise durch Deutschland wurde sie 1829 am königstädtischen Theater zu Berlin verpflichtet und trat diese Stellung am 29. April 1830 als „Aschen=

brödel“ an. Die Süßigkeit und Beweglichkeit ihrer Stimme wie die Anmuth ihres Vortrages trugen ihr damals schmeichelhafte Vergleiche mit der gefeierten Henriette Sontag ein. 1831 verheirathete sie sich mit S. und wandte sich mit ihm nach München, wo sie nach seinem Tode ein hervorragendes und beliebtes Mitglied der Hofbühne wurde. Sie schuf für München die Rolle der Mathilde in Rossini's „Tell“ (1833) und ebenso die Partie der Alice in Meyerbeer's „Robert der Teufel“ (1834). Nach ihrem Austritt aus dem Münchener Künstlerverband am 1. Juli 1836 bereiste sie verschiedene Städte und fand auch in Wien in ihren Soubrettenrollen noch Beifall. Ende der dreißiger Jahre zog sie sich ins Privatleben zurück. Sie starb am 15. Decbr. 1872 in München.

Vgl. Grandaur, Chronik des Münchener Hof- und Nationaltheaters.

Heinrich Welti.

Spitzel: Anton v. S., Forstmann; geboren am 6. Novbr. 1807 zu Traunstein, † am 27. März 1853 zu München. Er war ein Sohn des bairischen Salinen-Forstmeisters zu Reichenhall, absolvirte im Herbste 1825 das humanistische Gymnasium zu München und bezog hierauf die Universität Landshut, später (nach deren Aufhebung) München, um sich gleichfalls zum Forstdienste in seinem Heimathlande vorzubereiten. Hier hörte er nicht nur naturwissenschaftliche und forstliche Fächer, sondern auch staatswirthschaftliche und juristische Vorlesungen mit großem Eifer und Erfolg bis zu Ende des Sommersemesters 1829. Am 14. August desselben Jahres trat er als Praktikant bei der Forstinspection Reichenhall ein und machte unter dem durch seine taxatorischen Arbeiten auch in weiteren Kreisen bekannten Salinen-Forstinspector Franz Xaver Huber (s. A. D. B. XIII, 229) eine vortreffliche Schule durch. Vermessungen, Massenaufnahmen, Stammanalysen und eigentliche Forsteinrichtungsarbeiten bildeten den Hauptgegenstand seiner Beschäftigung, wobei er eine solche Betriebsamkeit und Tüchtigkeit an den Tag legte, daß ihm von seiten seines Vorgesetzten das Zeugniß einer „vorzüglich geschickten“ Thätigkeit ertheilt wurde. Nachdem er hierauf das Staatsexamen mit der Note I bestanden hatte, wurde er am 25. Juli 1832 zum Forstgehülfen zu Lofer für das Revier Salachthal (einem der auf österreichischem Gebiete gelegenen drei bayerischen Saalforste) ernannt. Schon am 19. August 1835 rückte er zum Actuar bei dem Forstamte für die Saalforste zu Grubhof auf, in welcher Stellung er wegen seiner Geschicklichkeit in forsttaxatorischen Dingen vorzugsweise für Forsteinrichtungsarbeiten verwendet wurde. Er entfaltete hierbei, auf Grund gediegener Kenntnisse und eines außergewöhnlichen Scharfblickes, so rühmliche Leistungen, daß er bereits im folgenden Jahre (1836) als Hülfsarbeiter in das Ministerialforstbüreau nach München berufen wurde. Hier bot sich ihm, da man gerade mit umfassenden Waldstandsrevisionen und der Aufstellung von Wirthschaftsregeln beschäftigt war, ein seiner Begabung und vorwiegenden Richtung höchst angemessener Wirkungskreis, welchen er mit voller Kraft auszufüllen bestrebt war. Er hatte sich im Forstbüreau so unentbehrlich zu machen gewußt, daß er auch nach seiner 1839 erfolgten Beförderung zum Revierförster in Kirchel (im Bairischen Walde), ohne dieses Revier zu übernehmen, in seiner seitherigen Thätigkeit verblieb. Durch wiederholte Bereisungen mit dem Oberinspector und Ministerialrath Christian Albert Schultze (s. A. D. B. XXXII, 731) erwarb er sich auch eine sehr tüchtige praktische Ausbildung. Besonders thätig war v. S. bei der Betriebsregulirung für den Nürnberger Reichswald, bei Feststellung der Wirthschaftsgrundsätze für den Bairischen Wald, bei Herausgabe der bairischen „Forstwirthschaftlichen Mittheilungen“, in welche er namentlich Artikel über Forsteinrichtung lieferte, insbesondere aber bei den Vorarbeiten, sowie bei der Construirung und Drucklegung der rühmlichst bekannten bairischen Massentafeln. Diese erst in neuerer Zeit mehr zur Geltung gekommene Arbeit, bis zu den neuesten Publicationen der

deutschen forstlichen Versuchsanstalten die erste und umfassendste Leistung auf diesem wichtigen Gebiete, bestand in Formzahluntersuchungen an 40,220 liegenden Stämmen der wichtigsten Holzarten in sämmtlichen Waldungen Baierns und in der hierauf gegründeten Berechnung der durchschnittlichen Massengehalte der Stämme je nach Brusthöhenstärke und Totalhöhe. Durch ausgedehnte Versuche in verschiedenen Ländern hat sich die große Brauchbarkeit dieser Tafeln zur Bestandes-Massenschätzung immer mehr herausgestellt, sodaß die Umrechnung derselben in das preußische, österreichische und auch Metermaß zu einem dringenden Bedürfniß wurde. Er sammelte ferner die Daten und Behelfe zu der neuen Ausgabe der bei der bairischen Forstverwaltung eingeführten Däzel'schen Tafeln (s. A. D. B. IV, 688), welche er zu einem äußerst brauchbaren Handbuche umschuf. Unter ständiger Verwendung in dem Ministerial-Forstbüreau avancirte er 1843 zum Forstcommissär, 1847 zum Geheimen Secretär und 1849 zum Regierungs- und Forstrath. Die im Januar 1848 ihm angetragene Stellung als Director der Forstlehranstalt zu Aschaffenburg lehnte er hauptsächlich aus Gesundheitsrücksichten ab, aber auch wohl mit deshalb, um in der von ihm lieb gewonnenen Stellung als Forsteinrichtungsbeamter verbleiben zu können. Der betr. Forstlehranstalt war hiermit freilich kein Dienst geleistet, da v. S. sowohl durch seine vielseitigen Kenntnisse, als sein ganzes persönliches Auftreten und Verhalten zur Uebernahme eines solchen Postens im hohen Grade geeignet war. Auch dem naturwissenschaftlichen Gebiete nicht fremd, beschäftigte er sich schon von seinem Vorbereitungsdienste ab insbesondere mit botanischen Forschungen und Arbeiten. Er führte eine sehr ausgedehnte wissenschaftliche Correspondenz mit Botanikern, sammelte eine große Anzahl von Pflanzen (ausschließlich Phanerogamen) und entdeckte eine als neu erkannte Orchideen-Art, welche nach ihm die Bezeichnung „Orchis Spitzelii“ erhielt. Nach seinem an einem Herzschlage schon im 46. Lebensjahr erfolgten Tode ging seine äußerst reichhaltige botanische Sammlung durch Kauf an die Forstlehranstalt Aschaffenburg über. v. S. kann das Verdienst beanspruchen, einen hervorragenden Antheil an der wissenschaftlichen Begründung und Fortbildung der Forsteinrichtung überhaupt und an der Durchführung derselben in seinem engeren Vaterlande insbesondere genommen zu haben. Er war zudem das Muster eines Beamten und ein edler, aufrichtiger, wohlwollender Charakter von großer Bescheidenheit.

Allgemeine Forst- und Jagdzeitung 1853, S. 188 (Nekrolog). — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. III, S. 75, Bemerkung S. 58 und S. 293. — Privatmittheilungen. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner ꝛc. 1885, S. 354. R. Heß.

Spitzel: Theophil Gottlieb S. (Spizel, Spitzelius, Spizelius), luther. Geistlicher und Polyhistor, † 1691. S. wurde am 11. September 1639 in Augsburg geboren; seine Familie leitete sich von steiermärkischem Adel ab. Frühzeitig erlangte er eine so treffliche humanistische und akademische Bildung, daß er schon im 19. Lebensjahre zu Leipzig Magister wurde und Theologie studirte. Gemäß der Sitte der Zeit bildete er sich darauf durch wissenschaftliche Reisen in Deutschland und Holland. Im dreiundzwanzigsten Jahre seines Lebens übernahm er sodann das Diakonat an der St. Jakobskirche in seiner Heimath, rückte dort 1682 zum Pastor derselben Parochie und 1690 zum Senior des dortigen geistlichen Ministeriums auf, starb aber schon 1691 am 17. Januar. Ist äußerlich so sein Lebensgang ein sehr stiller, so überrascht die Fülle der Schriften, welche er angefertigt hat; die meisten derselben sind litterärgeschichtlichen Inhalts oder behandeln einzelne Punkte culturgeschichtlicher Art; einzelne nur beziehen sich auf theologisch-philosophische Themata; noch andere sind erbaulicher Art. Einen relativen Werth haben nur noch seine litterärgeschichtlichen Werke: „Vetus academia

Jesu Christi, iconibus exemplis et documentis priscorum pietatis verae doctorum et professorum illustrata.“ Augustae Vindel. 1671 (in 4°) (zweiundzwanzig Lebensbilder frommer christlicher Männer von Ignatius von Antiochia bis zu Bernhard von Clairvaux); „Templum honoris reseratum sive illustrium aevi hujus theologorum et philologorum imagines et elogia adornata a Th. Sp.“ Augustae Vind. 1673 (in 4°), enthält die Biographien von 40 evangelischen Theologen, von Martin Chemnitz bis Joh. Heinrich Ursinus, und von zehn Philologen, von Sethus Calvisius bis Theodoricus Hackson; diejenigen darunter, welche Zeitgenossen Spitzel's betreffen, pflegen noch jetzt citirt zu werden, z. B. die Vita des Johann Benedict Carpzov, p. 227 sqq. Daran reihte S. drei Schriften unter dem Titel „Felix literatus etc.“ 1676 (8°); „Infelix literatus etc.“ 1680 (8°); „Literatus felicissimus“ 1685 (8°). Aus seinen Schriften religions- und culturgeschichtlicher Art seien hier genannt: „De re literaria Sinensium commentarius,“ Leyden 1660 (12°) und ebendaselbst 1686. — „Elevatio relationis Montezinianae de repertis in America tribubus Israeliticis et discussio argumentorum pro origine gentium Americanarum Israelitica etc.“ Basel 1661 (8°). „Examen vaticinii cujusdam Anglicani de ultimo Romae excidio anno 1666.“ Bei so vielseitigen allgemein wissenschaftlichen Interessen blieb S. theologisch fast unfruchtbar: aus seinen Predigten erschien die Krönungspredigt, welche er aus Anlaß der Krönung des Kaisers Joseph 1690 am 26. Januar gehalten hatte, unter dem Titel: „Der kostbare Hauptschmuck und allerzierlichste Josephs-Cron aus Deut. XXXIII, 16 . . vorgestellet“ (in Folio). Eine erbauliche Schrift ist sein „Augsburgischer Seelengarten von denen Gott wohlgefälligen Verrichtungen eines Christen“ (in 12°), die auch lateinisch erschien.

Die älteste Biographie Spitzel's lieferte nach dessen eigenen Aufzeichnungen und nach der Leichenpredigt, welche ihm der Augsburger Ephorus Narcissus Rauner gehalten hat, Pipping (Henr.), Sacer decadum septenarius, memoriam theologorum . . . exhibens (Lipsiae 1705, 8°), No. 27, p. 363 sqq. — In Zedler's Universallexikon XXXIX (Halle 1744), S. 299 werden außerdem noch citirt: Wittii Diar. biogr. in Spicil. post messem ad annum 1690; Griebner's Bibliotheca I, No. 842; Niceron, Mémoires des hommes illustres XXXV; Struvii Supplementa ad Notit. rei liter.; Morhoff's Polyhist. I, l. 1, c. 7, § 21,

Paul Tschackert.

Spitzer: Sigmund S., Arzt, ist im J. 1813 zu Nikolsburg in Mähren geboren. Er besuchte die Schulen in seiner Vaterstadt, zuletzt in Wien. Hier studirte er auch Medicin, und erlangte 1837 die medicinische Doctorwürde. Dann folgte er auf Veranlassung des damaligen Geschäftsträgers der Pforte am österreichischen Hofe, Mavrozeni, einem Rufe als Professor der medicinischen Schule nach Constantinopel, wo er 1839 von Abdullah-Molla, dem obersten Leiter der ärztlichen Angelegenheiten daselbst, zum Professor der Anatomie ernannt wurde. In dieser Eigenschaft erwarb er sich speciell das Verdienst, daß infolge seiner fortgesetzten Bemühungen das herrschende Vorurtheil gegen Leichenöffnungen fallen gelassen und die Grundlage zur Errichtung eines anatomischen Museums gelegt wurde, welches theils durch die eigenen Arbeiten von S., theils durch zahlreiche Einsendungen von Hyrtl aus Wien die nöthigen Präparate für den praktischen Vortrag in der Anatomie lieferte. 1845 wurde S. zum Dank dafür, daß es ihm gelungen war, den Sultan Abdul-Medjid von schwerer Krankheit zu heilen, zu dessen erstem Leibarzt, später auch zum Director der medicinischen Akademie ernannt. Infolge äußerer Umstände legte S. 1850 die genannten Aemter nieder, blieb aber noch in türkischen Diensten und bekleidete die Stellung eines Botschaftsraths bei der türkischen Botschaft am österreichischen Hofe. Als solcher nahm er bis 1856 an allen vor und nach dem Krimkriege in Wien geführten

Verhandlungen thätigen Antheil. Trotz glänzender Anerbietungen seitens des Sultans schlug er den Aufenthalt am Hofe desselben aus, war bis 1860 als ottomanischer Geschäftsträger in Neapel thätig und zog sich nach dem Tode des Sultans gänzlich ins Privatleben zurück, indem er abwechselnd in Paris und Italien zubrachte. Schriftstellerisch ist S., dessen Thätigkeit ein lebhafter Aufschwung des ärztlichen Unterrichts in der Türkei zu verdanken ist, nicht hervorgetreten.

Vgl. noch Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte von Hirsch u. Gurlt V, 489.

Pagel.

Spitzer: Simon S., Mathematiker, geboren am 3. Februar 1826 in Wien, † am 16. März 1887 ebendaselbst. Die Mittheilungen, welche er Poggendorff zur Benutzung in dessen im J. 1863 erschienenen II. Bande des Biographisch-litterarischen Handwörterbuchs zur Geschichte der exakten Wissenschaften zugehen ließ, beschränken sich auf die Angabe, er sei von 1849 bis 1854 Assistent für elementare und höhere Mathematik, und von da bis 1858 Privatdocent für höhere Mathematik am polytechnischen Institut in Wien gewesen, seitdem Professor für Mercantilrechnen an der Handelsakademie daselbst. Das Vierteljahrhundert, welches er nachmals noch durchlebte, brachte in seiner persönlichen Stellung nicht wesentlich Neues, vermehrte dagegen bedeutend die 1863 schon lange Liste seiner Veröffentlichungen. Als die werthvollsten Arbeiten Spitzer's dürften die Abhandlungen über Zahlengleichungen und über Variationsrechnung zu nennen sein, welche von 1850 bis 1854 in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie erschienen und eine bleibende Bedeutung besitzen. S. selbst legte das größte Gewicht auf seine Untersuchungen im Gebiete der Differentialgleichungen, gesammelt in den Vorlesungen über lineare Differentialgleichungen (Wien 1878) und Studien über die Integration partieller Differentialgleichungen (Wien 1879), aber ohne daß die auf eben diesem Gebiete verdientesten Zeitgenossen seine Meinung hätten theilen können. Spitzer's Arbeiten gipfeln eben darin, Formen von Differentialgleichungen aufzustellen, welche durch gewisse einzelne Kunstgriffe integrirt werden können, während er den functionen-theoretischen Betrachtungen, welche darauf ausgehen, aus der Differentialgleichung selbst und ohne Rücksicht auf deren formal zu bewerkstelligende Integration Eigenschaften der ihr genügenden Function zu entdecken, so kühl und nichtachtend gegenüberstand, daß er gesprächsweise die Anwendung complexer Größen in der Analysis eine Modekrankheit der Zeit nannte. S. war eine reizbare Natur und gerieth, vielleicht nicht allein durch seine Schuld, aber jedenfalls nicht ohne seine Mitschuld, in wissenschaftliche Streitigkeiten, als deren Kampfplatz er im Gegensatz zu gelehrter Uebung politische Tagesblätter wählte. Cantor.

Spitznas: Hans Adolf S., geboren 1699 als Sohn des am 14. Jan. 1725 auf Hohen-Oelsen gestorbenen sachsen-weimarischen Kammerjunkers Rudolf Heinrich v. S. und dessen zweiter Gemahlin, Anna Sibylle v. Ebeleben, trat frühzeitig in herzogl. württemb. Militärdienste, war 1733 Hauptmann beim Leibregiment, 1736 beim Infanterieregiment Landprinz, 1737 Oberstlieutenant beim Infanterieregiment Remchingen, rückte am 29. October 1742 vom Oberstlieutenant und Generaladjutant zum charakterisirten Oberst und am 1. Mai 1744 vom Titularoberst zum wirklichen Oberst beim Leibregiment vor. Er bekam, nachdem er am 20. Mai 1748 Generalmajor geworden war, am 15. December 1752 ein eigenes Regiment zu Fuß und wurde am 11. Februar 1754 Generalfeldmarschalllieutenant. Im J. 1757 commandirte er an Stelle des Herzogs Karl Eugen das nach Oesterreich gesandte Auxiliarcorps, nahm am 22. November am Angriff auf Krittern und Kleinburg, sowie am 5. December an der Schlacht bei Leuthen Antheil. Doch starb er schon am 22. März 1758 zu Saaz im Winterquartier. Seit

29. Januar 1732 war er vermählt mit Christiane Charlotte Friederike Freiin v. Pöllnitz, geb. 12. Juni 1713 und † 31. März 1749 in Stuttgart, welche ihm 4 Söhne und 4 Töchter gebar. Von den Söhnen gehörten der am 29. October 1732 in Ludwigsburg geborene Ludwig Karl Alexander und der am 7. December 1737 ebendaselbst geborene Karl Eugen Adolf, ersterer als Oberstlieutenant, letzterer als Oberstlieutenant und Generaladjutant bis 1765, respective 1762 der württembergischen Armee an, während von den Töchtern die am 22. December 1733 in Ludwigsburg geborene Karoline Auguste am 10. September 1750 den markgräflich baireuthischen Kammer- und Regierungsrath Baron Georg Wilhelm v. Oberlaender, und die am 3. Februar 1748 in Stuttgart geborene Friederike Wilhelmine am 22. Januar 1767 den spätern königlich hannöverischen Obersten Freiherrn Traugott Albrecht v. Reitzenstein heirathete.

A. Pfister, Denkwürdigkeiten aus der württ. Kriegsgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1868, S. 182—187. — Kriegsministerialacten.

Th. Schön.

Spitzner: Adam Benedict S., geboren am 22. Januar 1717 zu Langenreinsdorf bei Zwickau, dort später Prediger, † am 4. October 1793 (Winer, Hdbuch. der theol. Litt. II, 785). Seine Erstlingsschrift: „Commentatio philologica de parenthesi libris sacris V. et N. T. accommodata“ 1773 (Winer I, 111) ist verschollen. Bekannter ist er geworden als ein verspäteter Vertheidiger der Ursprünglichkeit der hebräischen Punctation in seinen „Vindiciae originis et auctoritatis divinae punctorum vocalium et accentuum in libris sacris Veteris Testamenti“ (s. den vollst. Titel bei Meyer, Gesch. der Schrifterklärung V, 341) 1791. Der Verfasser polemisirt hier gegen Cappellus mit den früher von Buxtorf, Calov, Tychsen u. a. bereits vorgebrachten Beweisgründen. Die Schrift hat also als Uebersicht über das Material der vorliegenden Streitfrage lediglich ein bibliographisches Interesse. Vgl. Rosenmüller, Handbuch für die Litt. der bibl. Kritik I, 582. — Eichhorn, allg. Biblioth. der bibl. Litt. V, 681 f. — Diestel, Gesch. des alten Testaments, S. 566, 596. — Auf richtigem Wege befand er sich in seinen „Institutiones ad analyticam sacram textus hebraici V. T. ex accentibus“ 1786 (s. den vollst. Titel bei Winer a. a. O. I, 119), in welchen er die rhythmisch-logische Bedeutung des hebräischen Accentuationssystems erkennt.

C. Siegfried.

Spitzner: Franz Ernst Heinrich S., namhafter Philologe und Schulmann des 19. Jahrhunderts. Er wurde am 31. October 1787 in dem Dorfe Trebitz bei Wittenberg als der Sohn des dortigen Predigers Joh. Ernst S. geboren und erhielt in der Heimath durch den Vater und einen älteren, dem Vater im Amte adjungirten Bruder, Ernst Traugott S., den ersten wissenschaftlichen Unterricht. Im J. 1800 wurde er nach Pforta geschickt und blieb hier, da der Tod des Vaters (1805) seinen Uebergang zur Universität verzögerte, bis 1807; von seinen dortigen Lehrern gewannen der Professor Ad. Gottl. Lange und der Collaborator — später Weimarsche Generalsuperintendent — Röhr besonderen Einfluß auf ihn; dem letzteren verdankte er u. a. die Einführung in das Englische. Im Mai 1807 bezog er die Universität zu Wittenberg und begann hier das Studium der Theologie, hat auch öfters sich im Predigen, namentlich in seinem Heimathdorfe, versucht. Seine wirkliche Neigung ging jedoch auf das philologische Gebiet hin, und die anregende Einwirkung Christian Aug. Lobeck's, der sich mit besonderer Liebe seiner annahm, bestimmte ihn, der Theologie schließlich zu entsagen und sich dem Schulfache zu widmen. So wurde er, nachdem er sich 1810 durch seine Erstlingsschrift „Observationes criticae in Apollonii Rhodii Argonautica et Nonni Dionysiaca“ vortheilhaft eingeführt hatte, 1811 zum Conrector am Wittenberger Lyceum berufen und bereits 1813 in das Rectorat dieser An-

stalt befördert. Die Schwierigkeit dieses Amtes, namentlich in den Kriegsjahren, bot ihm sehr reiche Gelegenheit, sein Geschick als Leiter einer höheren Schule zu erweisen, drängte aber seine wissenschaftliche Thätigkeit zunächst zurück; der im J. 1812 erschienenen bedeutenden Abhandlung „De productione brevium syllabarum caesurae vi effecta in versu Graeco heroico“ folgte erst 1815 die umfassendere Arbeit „De versu Graecorum heroico, maxime Homerico“, durch die er sich bereits als gründlicher Kenner Homer's erwies; die „Geschichte des Wittenberger Lyceums“ ließ S. 1818 erscheinen. — Im J. 1820 folgte er dem Rufe, als Professor in die zweite Oberlehrerstelle an dem damals erweiterten Gymnasium in Erfurt einzutreten; bereits 1824 aber kehrte er unter wesentlich besseren äußeren Bedingungen, als die früheren gewesen waren, in das Rectorat des Wittenberger Lyceums zurück. Dieser Anstalt, die während seiner Leitung zu einem „Gymnasium“ erweitert wurde und u. a. ein neues Schulhaus erhielt, hat er bis an seinen Tod vorgestanden, als Lehrer und Director in gleichem Maße hochangesehen. — Die früheren Studien wieder aufzunehmen, gewährte ihm nach den ersten Jahren das Amt Muße genug; außer der 1830 erschienenen „Geschichte des Gymnasiums und der Schulanstalten zu Wittenberg“ beschäftigten ihn zunächst wieder seine homerischen Studien: 1831 erschien die „Dissertatio de vi et usu praepositionum ἀνὰ et κατὰ apud Homerum“ und in den Jahren 1832 bis 1836 in der Gothaischen Sammlung das wissenschaftliche Hauptwerk seines Lebens, die vierbändige Ilias-Ausgabe mit kritischem Commentare und einer Anzahl von Excursen, welche sorgfältige Beobachtungen über den Sprachgebrauch, die Prosodie und Metrik der homerischen Gedichte enthalten. In den letzten Jahren seines Lebens wandte er sich den Posthomerica des Quintus Smyrnaeus zu: 1837 und 1839 veröffentlichte er „Observationes criticae et grammaticae in Qu. Smyrnaei posthomerica“, welche zahlreiche treffende Emendationen und eindringende Beobachtungen über den Sprachgebrauch dieses Dichters bieten. Die beabsichtigte Ausgabe derselben kam jedoch nicht mehr zu Stande, da Spitzner's Gesundheit und zuletzt sein Tod den Abschluß verhinderte; der von ihm angefertigte Index ist von H. Koechly in seiner Ausgabe von 1853 abgedruckt worden. S. starb in Wittenberg am 2. Juli 1841.

Wittenberger Gymnasialprogramm von 1842, S. 16 f. — Deinhardt, Gedächtnißrede, ebenda 1843, S. 217. — N. Nekrolog d. Deutschen f. 1841, S. 627—630. — Bursian, Gesch. d. Philologie, S. 713 f. — Schriftenverzeichniß bei Pökel, S. 262. R. Hoche.

Spitzner: Johann Ernst S., namhafter Bienenzüchter, wurde am 27. April 1731 zu Oberalbertsdorf bei Zwickau geboren, wo sein Vater Prediger war, studirte in Jena und Leipzig Theologie, erwarb die Magisterwürde und wurde nach mehrjährigem Candidaten- und Hauslehrerleben 1761 Pfarrer in Lauterbach bei Zwickau. Von hier kam er im Herbst 1762 als Prediger nach Trebitz an der Elbe, in der heutigen Provinz Sachsen, und hier wirkte er bis zu seinem am 31. August 1805 erfolgten Tode. — Die Bienenzucht in Deutschland hat ihm ihren Aufschwung und ihre bessere Pflege ganz wesentlich zu danken. Die Hauptsätze seiner Bienenpflege ergeben sich aus seinen Schriften „Praktische Anweisung zur natürlichen und glücklichen Bienenzucht in Körben“ (1775) und „Ausführlicher Unterricht, vorliegende Bienenschwärmer zur rechten Zeit ohne den geringsten Nachtheil der alten abzutreiben“ (1776), und beruhen auf folgenden Regeln: „Im Frühjahre muß man nur solche Stöcke zur Zucht aufstellen, die genugsamen Bau und Volk haben, und die man durchaus am Futter nicht Noth leiden lassen darf; wenn es einem oder dem anderen daran fehlen sollte, muß man soviel Honig im Vorrath haben, daß sie damit in Stand

erhalten werden können, ununterbrochen Brut anzusetzen, wenn auch einige widrige Witterung einfallen sollte. — Im Herbst muß kein Stock für den Winter aufbehalten werden, der nicht bis in den April mit Futter versehen ist.“ Bei seinen anerkannten Verdiensten war S. aber auch nicht frei von Einseitigkeit und oft blind gegen die Erfahrungen anderer, die er öfters bloß darum bestritt, weil sie mit seinem für ihn einmal feststehenden System im Widerspruch standen. Unter den Gegnern der Magazinbienenpflege führte er das große Wort, und seine kritische „Geschichte der Meinungen von dem Geschlecht der Bienen“ (II, 1795), in welcher er hauptsächlich die Hüber'schen Beobachtungen und die darauf gebauten Hypothesen als Hirngespinste darstellte, verwickelten ihn in die bittersten Streitigkeiten, wobei die Wahrheit wenig gewann. Auch als Schriftsteller auf landwirthschaftlichem Gebiete war S. thätig, doch sind seine dahin zielenden Arbeiten meist nur in Zeitschriften erschienen.

Frdr. Aug. Weiz, Das gelehrte Sachsen. Leipzig 1780, S. 238. — Samuel Baur, Allgem. histor.-biogr.-litter. Handwörterbuch, Ulm 1816, 2. Theil, S. 519. — Die Pfarracten zu Trebitz. Fr. Br.

Spitzweg: Karl S., Genre- und Landschaftsmaler, geboren am 5. Februar 1808 zu München als der Sohn des vielfach verdienten Kaufmanns Simon S., welcher sich als echter Patriot in der Kammer der Abgeordneten hervorthat, ebenso auch in den städtischen Collegien; als bürgerlicher Magistratsrath beantragte er 1819 die Errichtung einer Erziehungs- und Bildungsschule für künftige Bürger, welcher 1822 eine höhere Töchterschule folgte. Simon S. gab auch die Anregung zu einem Denkmal für König Maximilian I. als unvergängliches Zeichen des Dankes seiner Landeskinder für die 1818 erfolgte Verleihung der Constitution. — Von seinen drei Söhnen sollte, wie Simon S. halb scherzhaft meinte, der eine Arzt, der andere Apotheker werden und der dritte die väterliche Material- und Spezereiwaaren-Handlung übernehmen, „damit sie einander in die Hände arbeiten könnten“ — ein Beleg dafür, daß der Humor, welcher sich so reichlich auf unseren Künstler vererbte, im Hause des Vaters nicht zu den importirten Waaren gehörte. Karl S. genoß gleich den übrigen Geschwistern eine vorzügliche Erziehung, absolvirte das Gymnasium und trat dann als Lehrling in die unter Dr. Pettenkofer's Direction florirende kgl. Hof- und Leib-Apotheke. Hier hantierte S. vier Jahre lang, führte den Stößel, drehte Pillen, strich Pflaster und schrieb die Signaturen auf Gläser und Schachteln; endlich freigesprochen conditionirte S. als „Subject“ in einer Apotheke zu Straubing und bezog darauf 1830 die Universität München, welche er nach zweijährigem fleißigen Studium mit der Note der Auszeichnung verließ. Die fröhliche Aussicht, als Provisor zu Zürich oder St. Gallen einzutreten, vereitelte 1833 eine schwere Krankheit, welche einen längeren Aufenthalt in dem am Fuße des Peißenbergs gelegenen Bade Sulz wünschenswerth machte. Der Zufall wollte, daß hier mehrere Künstler und Dilettanten zusammentrafen, und daß Dr. Zeuß, der Besitzer dieser Anstalt, selbst ein begeisterter Kunstfreund, allen seinen Gästen empfahl, nicht allein die schöne Natur zu genießen, sondern auch durch Zeichnungen in der Erinnerung festzuhalten. Dem Drängen des „Herbergvaters“ war nicht auszukommen und so mußte nicht allein Frl. Dietrich, die Vorsteherin des kgl. Erziehungs-Instituts für adelige Fräulein, und der damals schon bejahrte Akademiker und Chemie-Professor Dr. Joh. Nep. v. Fuchs tagtäglich zu neuen Aufnahmen schreiten, auch unser S. unterzog sich der Haussitte und brachte zur allgemeinen Heiterkeit als erste Leistung die wahrhafte Abbildung eines benachbarten — Kalkofens zur Ansicht dieser idyllischen Kunstenthusiasten. Den größten Einfluß aber auf S. und daß derselbe die Wege zur Kunst einschlug, gewann Christian Heinrich Hansonn, welcher sich gleichfalls aus einem anderen Lebensberuf zur Malerei durchgerungen hatte: er

war es, welcher die schlummernde Begabung erkannte und seinen Freund mit der Handhabung von Palette und Pinsel vertraut machte. Seinem Drängen gelang es endlich, daß S. das erste Bild, eine staffirte Landschaft, vom Stapel ließ (1836), welches im Kunstverein zu Hannover angekauft wurde. Damit war aber für S. die Ueberzeugung noch nicht gewonnen, daß er echten Künstlerberuf besitze; erst nach längerem Operiren wagte er sich 1837 mit seinem lustigen Genrestückchen „Der arme Poet" in den Münchener Kunstverein, fand aber damit eine so abkühlende Aufnahme, daß S. für viele Jahrzehnte kein weiteres Bild — wenigstens nicht unter seinem wahren Namen — zur Ausstellung brachte. Der Stoff war freilich mehr als eigenthümlich geartet: der Maler schilderte seinen Helden als einen philisteriösen Pedanten und kläglichen Versifex, welcher mühsam an den dürren Fingern scandirend seine holperigen Rhythmen zu Papier bringt, in einem Mansarden-Zimmerchen sitzend auf seinem armseligen Strohlager, gegen den vom Dach durchsickernden Regen durch ein riesiges Parasol geschützt, klappernd vor Frost, da der mit den handschriftlichen Schätzen des Dichters bediente Blechofen seine wohlthuende Wirkung verweigert. Das Bild, welches 1840 auf der Kunstausstellung zu Halberstadt erschien (vgl. Kunstblatt 1840, S. 386) und dann erst nach dem Tode des Malers wieder zu München auftauchte, war braun und schwer in der Farbe, doch fest und sicher gezeichnet; es gab in unbewußter Ironie dafür Zeugniß, daß dem Maler die Ausübung seiner Kunst ebenso hart und sauer wurde, wie dem knuffigen Poetasten. Und doch enthielt das Opus schon ein Programm, dessen weitere Lösung freilich Niemand ahnte. Für München war nun der Name S. für mehrere Jahrzehnte ein unbekannter Begriff — obwohl der Maler unter fremdklingender Anonymität verkappt allerlei zur Ausstellung brachte. Auswärts aber gewann derselbe doch guten Klang. So erschien 1839 zu Karlsruhe ein „Eremit", das Prototyp jener Specialität, mit welcher kurz vorher Schwind geglänzt hatte und S. in der Folge so erfreuliche Anerkennung gewann, dann ein mit einem drallen Bauernmädchen schäkernder „Mönch" und allerlei Humoristisches, in welchem der jocose Grundzug des Künstlers mit philisteriöser Behaglichkeit und urkomischer Gemüthlichkeit offen zu Tage trat. Als weitere Proben mögen sein „Sonntagsjäger" (1844) und „Wittwer" (1845) gelten, welch' Letzterer mit süßer Wehmuth die Silhouette seiner Höchstseligen an das Herz drückt und doch zugleich zweien leicht vorüberschwebenden Schönen nachäugelt. Einen willkommenen Tummelplatz gewann Spitzweg's unversiegliche Laune, als der ihm durchaus congeniale Kaspar Braun im Verein mit Friedrich Schneider die wirklich weltbekannt gewordenen „Fliegenden Blätter" begann (1844), wozu S., alsbald ein fleißiger Mitarbeiter, eine Anzahl urkomischer Einfälle, Charakterbilder und Caricaturen beisteuerte, welche sich durch ihren unverkennbaren Strich der Zeichnung und die Originalität des Einfalls aus den ersten fünfzehn Bänden leicht herausfinden lassen. Dazu gehören beispielsweise die „Große Oper" (I, 40), der „Renegat" (I, 47), die „Naturgeschichte" in sieben Folgen, die projectirten Denkmäler für die Erfinder der Stiefelzieher (I, 88), des Fracks (I, 96) und des Rebus (I, 104), die köstlichen „Wachsfiguren" (II, 74. 118), der Paukenschläger in „Mehul's Jagdsymphonie" (IV, 77), der Tenorist im „Belisario" (IV, 158), der „Reissuppen-Effendi" (VI, 85), die „Wachtstubenfliegen" (VII, 56. 127. 134, theilweise auch in Nr. 34 und 264 der „Münchener Bilderbogen"), „Hugo der Katzensteiner" (VIII, 61), der „Sommernachtstraum" (XII, 120), und der „Stadttrommler" (XII, 128) und viele andere Blüthen seiner scurrilen Unerschöpflichkeit, an welche indessen später der alternde und künstlerisch abgeklärte Mann nicht mehr erinnert werden wollte. Er betrachtete diese Thätigkeit, ebenso seine Beiträge zu Trautmann's „Nürnberger Trichter" als seine Sturm- und Drangperiode, aus welcher er sich, obwohl mit ungeschwächter Heiterkeit verfeinert,

glücklich zum feinfühligen Maler emporgearbeitet hatte, dessen überaus wohllautend gestimmte Farbe auf langen, schweren Wegen gefunden werden mußte. Hierzu hatte ihn das Vorbild des vielfach geistesverwandten Hermann Dyck und die Freundschaft mit Eduard Schleich gefördert, wozu auch Karl Rahl, welcher 1848 wie ein Komet am Münchener Kunsthimmel auf Gastrollen vorüberzog, unwillkürlich beitrug. Die theoretisirende Praktik des letzteren führte jedoch nicht weiter als daß S. vorübergehend in Burnet's „Principien der Malerkunst" sich vertiefte, nachdem er früher schon Italien besucht und mit Eduard Schleich eine Studienfahrt nach Paris, London und Antwerpen gewagt hatte (1851), auch copirte er einige Zeit, abermals in Schleich's Begleitung, in der Gallerie zu Pommersfelden, wo ihn Berghem, Gonzales Coquez, Ostade und van der Poel vorübergehend interessirten. Der Hauptsache nach blieb S. durchweg Autodidakt, wobei er freilich aus den jeweiligen coloristischen Strömungen nach seinem Ermessen Nutzen zog und schließlich selbst noch durch Piloty's Erscheinung unbewußt gefördert wurde. So bewahrte er seine unverminderte Originalität, Frische und Heiterkeit des Geistes und der Technik, selbst ein herzensguter, hartgesottener Junggeselle mit drolligen Wunderlichkeiten, welche in allen seinen Bildern mit wohlbewußter Naivetät unverkennbar durchschimmern. Seine im ältesten Stadttheile Münchens hochgelegene Wohnung mit dem krausen Atelier bot die Aussicht über Dächer, Giebel und Zinnen nach fernen Thürmen; das Innere bildete ein Aggregat von nüchterner Ungemüthlichkeit und überraschender Luxuslosigkeit, welche indessen seine unermüdlich spinnende Poesie zum trautesten Heim förderte. Hier saß er, obgleich lange nicht in so behaglicher Umgebung wie seine verknöcherten Anachoreten, Spießbürger, Invaliden und Bücherwürmer, selbst eine Incarnation aller vorgenannten Ingredientien. Da spann er sich ein, nur von wenigen, aber unverbrüchlich Getreuen besucht, unter welchen Fr. Pecht und Moriz v. Schwind in regelrechter Wiederkehr zusprachen; hier malte er hinter einem sehr bescheidenen Fenster bei halbem Nordlicht und nahm auch seine höchst einfache Mahlzeit an einem kaum drei Spannen breiten Tischchen ein, an welchem er Abends zu sitzen pflegte, meist allein, in ausgebreitete Lectüre vertieft, wobei z. B. Hegner's „Molkenkur" ihn ganz gefangen nahm und seine ungetheilte Bewunderung erregte. S. war ein ausgesprochener Charakterkopf mit stark hervorstechender Nase, worauf eine schwere silberne Brille mit scharfen Gläsern saß; das imposante Haupt mit den unendlich wohlwollenden Augen ruhte auf einer durch spitze Vatermörder erhöhten mächtigen Cravatte; der nur leise vorgesenkte Oberkörper ließ selbst bei dem Siebziger die Last der Jahre noch nicht errathen. Seine sehr langsame, umständliche, höchst trockene und doch von Geistesblitzen durchheiterte Redeweise war von einer beneidenswerthen Drastik begleitet, welche jede Persönlichkeit, von welcher gerade die Rede war, in überraschender Mimik unwillkürlich zur Darstellung brachte. Die Reihenfolge seiner Bilder, von denen er nach dem Wunsche seiner Besteller und Freunde viele aus der Erinnerung variirte, ist geradezu unabsehbar. Zu seinen ältesten Schöpfungen zählen die „Wäscherinnen", darstellend eine dicke mit Aufhängen von Hemden beschäftigte Waschfrau; ihr gegenüber erblickt man nur die zierlichen Füßchen ihres Töchterleins unter einem riesigen, sonnenbeschienenen Leinlacken, auf welchem der weitere Schattenriß sichtbar wird, während ihr Köpfchen zum nicht geringen Entsetzen der Mutter eben in auffällige Annäherung mit den Lippen eines anderen, durch Raupenhelm und Schnurrbart kenntlichen Schattens kommt. Daran reihen sich der „Baumgarten" (1843), der „Sonntagsjäger" (1844), die „Einsiedler" (1849 in Hannover), der „Unterricht im Freien", die „Resultate des Unterrichts" (1850), der „Polizeidiener" und „Bücherwurm" (1852), der „Federschneidende Schreiber" (1854), die „Schulkinder" (1859), die „Anachoreten" (1860), der „Bibliothekar" (1860), der

„Portraitmaler" (1862), die „Dachauerinnen an der Waldkapelle" (1862), der „Briefbote" (1862), der „Postwagen" (unter dem Titel „Einsteigen!" radirt 1860 von C. Geyer als Gegenstück zu der „Platonischen Liebe", gleichfalls gestochen von demselben Künstler), der „Schulmeister in Aengsten" (Lithographie von J. Bergmann), „Wiedersehen alter Freunde", der „Geolog" (1864), der „Astrolog", das „Spanische Ständchen" (1865, in der Gallerie des Grafen Schack, reproducirt in Berggruen's Ausgabe und als „Serenade" in der großen Spitzweg-Mappe), die „Sennerinnen" (Graf Schack), die „Scharwache" und das deutsche „Ständchen" (beide in Besitz der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich), die „Waldkapelle", der „Aufgang zur Alpe" u. s. w. Auf der Ausstellung zu Paris 1867 war S. mit einem „Spaziergang", zwei Landschaften (eine im Besitz der Familie Bethmann zu Frankfurt), einem „Türkischen Kaffeehaus" (Motiv aus Venedig, im Besitz des Grafen Schack), einer „Serenade aus dem Barbier von Sevilla" und „Kinder in den Bergen" (Wülker in Frankfurt) vertreten. In den beiden letzten Decennien seines Lebens entwickelte S. eine neue überraschende Thätigkeit: Mit unermüdlicher Frische und Heiterkeit schuf er eine Menge kleiner, in der Farbe höchst feingestimmter, äußerst zart empfundener, meist von einer höchst liebenswürdigen Behaglichkeit und leiser Humoristik angehauchter Bildchen, in welchen er mit beschaulicher Laune seine eigenen Erlebnisse poetisch gestaltete und seine keineswegs seltenen zärtlichen Regungen in köstlichen Idyllen ironisirte. Eine dieser Scenen zeigt den Maler, wie er als alter Knabe frühmorgens zum Fenster hinaus und über die Dächer hinweg voll Mitleid eine junge Nähterin sieht, welche die ganze Nacht durchgearbeitet und gar nicht bemerkt hat, wie es Tag geworden. Da ist ein alterthümlich befrackter Hagestolz, „der ewige Hochzeiter", welcher einer am Marktbrunnen scheuernden jugendlichen Küchenfee feierlich wieder einmal einen Blumenstrauß überreicht, zum holdseligen Vergnügen der aus allen Fenstern lauernden Klatschschwestern. Dann treffen wir einen gelahrten Bücherwurm, der am fliegenden Laden eines Trödlers irgend einen alten Schmöcker entdeckte, während hoch über ihm auf einem waghalsigen Gerüste ein schnellmalender Fludribus das Giebelbild eines Hauses neu frescotirt. Ein schmales, überhöhtes Bildchen gewährt den knappen Einblick in ein enges Gäßchen, wo ein junges Liebespaar in glücklicher Vergessenheit vorüberstreicht an der Bude eines Antiquars, vor welcher unter anderem Urväterhausrath auch ein Gypsabguß der gerade dem Meere entsteigenden Aphrodite in eine leere Wiege blickt, neben welcher zärtliche Tauben schnäbeln. Das Gegenstück bilden drei entzückende Kinderchen, welche mit aufgehobenen Schürzen einen vorübersegelnden Storch um ein Brüderchen ansingen! Bei solchen Stoffen bekundete sich nun das weitere Talent des Künstlers allmählich immer glänzender, zu seinen Figuren ebenso originelle als passende Architekturen und Landschaften zu erfinden. „Gerade darin erwies sich seine echt künstlerische Begabung am auffallendsten: in dem ungeheuren Formengedächtniß, das ihm nicht nur eine wahrhaft unermeßliche Menge von komischen Figuren aller Art, wie er sie in seiner Jugend gesehen, aufzubehalten ermöglichte, sondern auch alle Details der grilligen und wunderlichen Baulichkeiten, wie man sie in den oberbaierischen und schwäbischen Landstädtchen findet." Diese minutiös durchgeführten Plätze, Gäßchen und Winkelchen, wie sie zu seinen Kleinstädtereien so einzig paßten, lieferte seine Phantasie mit derselben sicher treffenden Findigkeit, womit S. die reizendsten Landschaften componirte, ohne daß er jemals irgend eine seiner Naturstudien verwendet hätte. So schuf er lauschige Waldscenen voll erfrischender Einsamkeit, schwer wogende Saatfelder im mittägig lastenden Sonnenglast, gewaltige Bergthäler mit steilragenden Felswänden, unter welchen die menschliche Staffage der kleinen Mähderinnen beinahe verschwindet, phantastische Drachenhöhlen und die mit den seltsamsten Anachoreten besetzten Steinwüsteneien.

Auch allerlei Hexen-, Nymphen- und Zauberspuk, der einem in weltabgeschiedener Beschaulichkeit sich kasteienden Troglodyten zusetzt, floß ihm sozusagen aus der Feder, wobei doch wieder seine gemüthliche Ironie oder behagliche Philisterhaftigkeit dem Maler gerne die Hand führte, ebenso wie bei jenen Gestalten und Figuren aus verschollenen Tagen, diesen Blasen und Blüthen aus der „guten alten Zeit", wobei die jetzt fast unmöglich adjustirten Bürger- und Stadt-Milizen, die Unheimliches witternden und auf Verdächtigkeiten ausziehenden Scharwachen, die ganze Winkelkrammische Soldateska, wie selbe auch Riehl in seiner Novellette „Burg Neideck" abschildert, die obstrusen Gelehrten und Bibliothekare, die Bürgermeister und Rathsväter, kleine und hohe Beamte, Schulmeister und verlorene Vorposten mit und ohne Zopf, nebst ihren angebeteten Ehesponsen, mit täppischen Studenten, langhaarigen Malern und fahrenden Schauspielern das obligate Contingent von Spitzweg's heiterer Muse bilden. In solch artistischem Aprilwetter seines Humors gänzlich absorbirt, arbeitete S. ebenso wie der ihm freilich völlig unbekannte aber unverkennbar congeniale spanische Maler Jimenez an seinen meist in kleinem Format gehaltenen Bildern zu seines eigenen Herzens Freude und Erquickung, er mußte sie malen, unbekümmert um die Oeffentlichkeit, vor welcher S. immerdar ein lächerliches Grauen verspürte, denn seinen Namen überhaupt in der Zeitung zu finden, sei es nun in gutem oder feindseligem Sinne, konnte ihm schlaflose Nächte bereiten! Ebenso wurde der sonst immer harmlose Maler sehr übellaunig und verdrießlich, wenn er seine Bilder verkaufen oder gar Geld dafür nehmen sollte, während er keinen Anstand nahm, selbe sehr bereitwillig und großmüthig zu verschenken. Vielfach ausgezeichnet als Mitglied verschiedener Akademien, unbehelligt von materiellen Sorgen, doch nur von Wenigen näher gekannt, von diesen aber geachtet und verehrt, arbeitete S. mit ungeschwächter Kraft, in unauslöschlicher Heiterkeit und geistiger Frische bis zu seinem nach kurzer Krankheit am 23. September 1885 erfolgten Ableben. Alsbald veranstalteten seine Freunde eine aus mehr denn zweihundert sorgsam vollendeten, theils im Staats- oder Privatbesitz befindlichen Bildern bestehende Ausstellung im Münchener Kunstverein, welche von da einen weiteren Triumphzug über Berlin, Köln, Dresden, Frankfurt, Leipzig, Prag, Stuttgart und Wien antrat und den Namen des Künstlers in den weitesten Kreisen zu den längst verdienten Ehren brachte. Eine Auswahl der hervorragendsten Gemälde des Meisters erschien dann als „Spitzweg-Mappe" durch Albert's Kupferdruck-Reproduction in zwölf Blättern, mit Vorwort von Fr. Pecht, herausgegeben von Eugen S. (im Verlag von Braun & Schneider, 1886, Gr.-Fol.), welcher eine „Neue Spitzweg-Mappe", abermals mit zwölf weiteren Reproductionen in gleichem Verlag (1888, kl. 8°) folgte. Sein Porträt zeichnete Grützner und Sporrer, eine sehr ähnliche Büste modellirte Konrad Knoll. Außer einer umfassenden, feinen Bildung und ausgedehntem Wissen und einer weitläufigen Belesenheit besaß S. auch schöne Kenntnisse in der älteren Kunstgeschichte, deswegen rühmt ihn auch der wackere Nagler, da S. zu den Wenigen gehörte, welche das Riesenwerk der „Monogrammisten (vgl. S. 16 der Vorrede zum ersten Bande, 1858) durch zuverlässige Notizen förderten.

Vgl. Hagen, Die deutsche Kunst in unserem Jahrhundert, 1857. — Münchener Propyläen 1869, S. 39. — Regnet, Münchener Künstler, 1871, II, 268—76 u. in Lützow's Zeitschr. XXI, 77—82. — Gf. Schack, Meine Gemäldegallerie, 1881, S. 189—91. — Berggruen, Die graphischen Künste, 1883, V. Jahrg. — Fr. Pecht in Beil. 282 d. Allgem. Zeitung v. 11. Oct. 1885 u. dessen Geschichte der Münchener Kunst, 1888, S. 154. — Münchener Kunstvereins-Bericht für 1885, S. 69. — Rosenberg, Münchener Malerschule seit 1871, S. 6.

H. Holland.

Spix: Johann Baptist v. S., geboren am 9. Februar 1781 in Höchstadt a. d. Aisch, † am 15. Mai 1826 in München (die Angabe des 13. Mai im Neuen Nekrolog der Deutschen ist unrichtig). S., Sohn eines Stadtchirurgen und Bürgerrathes, war anfangs zum Studium der Theologie bestimmt, welchem er in den Seminarien von Bamberg und Würzburg oblag, wandte sich aber 1804 der Medicin zu, die er im ausgesprochensten naturphilosophischen Geiste zu erfassen suchte, doctorirte in Würzburg, wo er sich Marcus und Schelling näher anschloß, practicirte kurze Zeit in Bamberg, wurde 1811 durch den Einfluß des ihm nahe befreundeten Schelling als Adjunct der Akademie nach München gerufen, von wo aus er im Interesse der naturgeschichtlichen Sammlungen des Staates Reisen ans Mittelmeer unternahm. Zum Mitgliede der Akademie und Conservator der Zoologischen Sammlung ernannt, ward er 1815 gemeinsam mit Martius ausersehen, eine von der baierischen Regierung auszurüstende naturwissenschaftliche Expedition nach Südamerika zu führen. Martius, der 1812 von S., als dieser Erlangen zum Behufe der Erwerbung der Schreber'schen Sammlungen besuchte, veranlaßt worden war, als akademischer Eleve nach München überzusiedeln, betrieb die Vorbereitungen zur Reise in freundschaftlicher Uebereinstimmung mit S., und beide Forscher, S. als der in der akademischen Rangordnung höhere der Führende, schlossen sich dem wissenschaftlichen Gefolge der österreichischen Erzherzogin Leopoldina an, welche 1817 nach Brasilien fuhr, um neben Dom Pedro I. ihre Stelle auf dem jungen Kaiserthron Brasiliens einzunehmen. Beide Forscher, welche ihre letzten Vorbereitungen in Eile hatten treffen müssen, verließen am 6. Februar 1817 München, vervollständigten in Wien ihre Ausrüstung und schifften sich am 7. April in Triest in Gemeinschaft mit den österreichischen Gelehrten Natterer, Pohl, Schott u. a. auf der österreichischen Fregatte „Austria" ein, verließen drei Tage darauf den Hafen und langten, nachdem noch in der Adria ein heftiger Borasturm sie mit dem Untergang bedroht hatte, am 15. Juli in Rio de Janeiro an. Ueber den äußeren Verlauf der Reise, die am 8. December 1817 von Rio aus angetreten wurde und nach der Reihe durch die Provinzen San Paulo, Minas Geraes, Goyaz, Bahia, Pernambuco, Piauhy und Maranhão führte, um am 16. April 1820 in Pará zu endigen, ist wenig dem zuzufügen, was in dem Artikel über Martius (A. D. B. XX) gesagt ist. Die beiden Reisenden trennten sich schon in Rio von den österreichischen Gefährten, da ihre Aufgabe die Erforschung eines möglichst großen Theiles von Brasilien auf möglichst langem Wege und die Beobachtung nicht bloß der Pflanzen- und Thierwelt, sondern auch des Völkerlebens umfaßte. Sie stellten viele Beobachtungen gemeinsam an. Längere Aufenthalte machten sie in Bahia Ende 1818, dann in San Luiz de Maranhão, wo sie die willkommene Nachricht von der Genehmigung der Fortsetzung ihrer Reise durch Gran Pará erhielten. Längs der Küste fuhren sie von hier nach Pará, wo sie die Vorbereitungen zum Eindringen in das Innere des Amazonas-Gebietes trafen. Am 21. August verließen sie Pará, wo nach Martius' Bericht sie die glücklichsten Zeiten ihrer Reise, besonders auch in der Gesellschaft des Italieners Zany verlebt hatten, der ihnen als Führer ihres Schiffes auf dem Amazonas die wesentlichsten Dienste später leisten sollte. Am 18. September waren sie in Santarem und erhoben sich am 22. October aus den Niederungen des Amazonas auf das höhere Ufergelände des Rio Negro, um in Barra del Rio Negro (jetzt Manão) herrliche Tage der Erholung zu verleben, die mehr noch dem phantasievollen S. als Martius den Eindruck hinterlassen mochten, daß „diese Gegend für süße, herzzerschmelzende Wehmuth geschaffen, das Land philosophischer Beschaulichkeit, heiliger Ruhe, tiefen Ernstes" sei. Von diesem fast in der Mitte des Aequatorialdurchmessers Südamerikas gelegenen Punkte aus begaben sie sich den Solimoes aufwärts, um die inmitten

der Einförmigkeit des mittleren Amazonas-Gebietes immer verlockender an sie herantretende Frage zu lösen, wo die Grenze zwischen dieser Natur und der von den Einflüssen der Anden bestimmten zu ziehen sei. In Villa Ega trennten sie sich, um zum Schlusse noch ein größeres Gebiet zu umfassen. S. fuhr am 7. Decbr. den Solimoes weiter aufwärts und überschritt am 9. Januar die brasilianische Grenze bei Tabatinga, während Martius und Zany den Yupurá befuhren. S. traf am 3. Februar in Barra del Rio Negro wieder ein, während Martius von seiner gefahren- und abenteuerreichen Reise erst am 11. März zurückkehrte. Briefe aus Pará, welche die baldige Abreise eines brasilianischen Geschwaders nach Lissabon meldeten, bewogen die Reisenden, mit einem Abstecher zu den Mundrucu's direct nach Pará zu fahren, wo sie am 16. April eintrafen. Die Verpackung der Thiersammlungen, welche das Münchener Museum mit 85 Arten von Säugethieren, 350 Vögeln, 130 Amphibien, 116 Fischen, 2700 Insecten, 80 Arachniden und ebensoviel Crustaceen bereicherten, während Martius 6500 Pflanzenarten mitbrachte — 57 Thiere, besonders Affen und Papageien, kamen lebendig in München an — bereitete S. große Schwierigkeiten; am 13. Juni war sie vollendet, am 18. Juni stach die „Nova Amazona" in See. Nach einer durch die Leiden der schlechten Behandlung durch den geizigen Capitän und die Furcht vor nordamerikanischen Capern unerfreulichen Ueberfahrt, auf der ihnen zwei indianische Begleiter starben, betraten sie am 24. August portugiesischen Boden, sandten ihre Sammlungen über Triest und eilten über Madrid und Lyon der Heimath zu, wo sie am 10. December wieder eintrafen. Beide Reisende wurden vom König und der Akademie hoch geehrt. Aber S., der schon auf der Reise viel von Fiebern zu leiden gehabt hatte und mit geschwächter Gesundheit zurückgekehrt war, war kein langes an Ehren reiches Leben beschieden wie seinem treuen Gefährten; er starb schon 6 Jahre nach der Rückkehr im 45. Jahre seines Lebens als k. b. Hofrath, Ritter des Civilverdienstordens der b. Krone etc. In S. tritt keine abgeschlossene wissenschaftliche Persönlichkeit vor uns hin. Eine phantasievolle, bis auf die Wurzel von den Principien der Naturphilosophie durchdrungene Natur, wie ihn Martius genannt hat, schlug er zur Bewältigung des riesigen Thatsachenmaterials seiner Wissenschaft nicht mit Vorliebe den Weg zur Einzelerforschung eines engen Gebietes ein, sondern entwarf große Pläne, die in einem so kurzen Leben auch sein Fleiß und seine Begeisterung nicht zu vollenden vermochten. Seine 1815 erschienene Cephalogenesis, welche den Bau des Schädels durch alle Classen des Thierreiches verfolgte, um aus den oft sehr gewagten Vergleichen leges simul psychologiae, cranioscopiae et physiognomiae abzuleiten, hat die Wissenschaft nicht wesentlich gefördert, weil die Vertiefung in das Material für einen so großen Entwurf zu gering, zumeist überhaupt damals noch nicht möglich war. Von seiner ebenso groß gedachten unterirdischen Zoographie und Phytographie von Bayern, für die er große Sammlungen angelegt hatte, wurde er durch die brasilianische Reise abgelenkt. Als er heimgekehrt die Ordnung und Bekanntmachung seiner Sammlungen in Eile betrieb, um noch einmal nach Brasilien behufs Ausarbeitung einer allgemeinen Encephalogenesis zurückzukehren, stürzte ihm der Tod diesen Plan um. Seine erste größere Schrift „Geschichte und Beurtheilung aller Systeme in der Zoologie" rühmt Martius als Werk eines gelehrten und geistvollen Forschers. Außer einer kleinen gehaltvollen Schrift über die Entwicklung Brasiliens (1822) hat er zur Kunde der Geographie und Ethnographie Brasiliens leider nichts beigetragen, wogegen ihm die Fauna Südamerikas die Feststellung einer großen Anzahl von Thierformen verdankt.

Die gemeinsam mit Martius herausgegebene Reisebeschreibung. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 1826 (wenig genauer Nekrolog nach Zeitungsangaben). — Martius, Erinnerung an Mitglieder der m.-ph. Klasse der K. b. Akadamie, 1859. — Schramm, Martius' Lebens- und Charakterbild, 1869.

Friedrich Ratzel.

Spleiß: Thomas S., Physiker und Astronom, geboren am 27. December 1705 zu Schaffhausen, † ebenda am 16. December 1775. Obwohl Spleiß's Vater ein einfacher Buchbinder war, so war doch in der Familie ein wissenschaftlicher Sinn zu Hause; der Großvater Stephan (1623—1693) war Rector des Gymnasiums in Schaffhausen, hatte verschiedene zu seiner Zeit geachtete astronomische Schriften herausgegeben und soll mit Leibniz und den Bernoulli's Briefe gewechselt haben, während der Oheim David (1659—1716) als Arzt und Naturforscher — er veröffentlichte 1701 ein allerdings etwas eigenthümliches Werk über die Cannstadter Fossilienfunde — in der gemeinsamen Vaterstadt eine Rolle spielte. Dessen Bruder Johann Jacob unterrichtete seinen Neffen Thomas in der Mathematik, nachdem er die Stelle eines Spitalmeisters mit derjenigen eines Gymnasialprofessors vertauscht hatte. Von 1725 ab studirte S. in Basel, wo er als Hauslehrer der Söhne Johann Bernoulli's thätig war und dafür in Verbindung mit seinem Freunde, dem nahezu gleichaltrigen Leonhard Euler, der Vergünstigung theilhaftig wurde, privatim in die neue Infinitesimalrechnung eingeführt zu werden. Euler hätte den Mitschüler gern nach St. Petersburg mitgenommen, allein da sich dessen Verwandte gegen diesen Plan erklärten, so blieb S. zunächst in Basel und promovirte dortselbst 1728 auf Grund seiner Dissertation: „De propagatione luminis ejusdemque refractione et reflexione“, in welcher er die bekannten optischen Grundgesetze theoretisch mit Hülfe der Differentialrechnung herleitete. Gleich nachher erhielt er als Nachfolger seines Oheims in Schaffhausen die Lehrstelle für Mathematik und Physik, 14 Jahre später auch noch die der Philosophie, und in diesen Stellungen verblieb er, da die zweimal auftauchende Hoffnung, eine Professur in Bern zu erhalten, jedesmal wieder zu nichte wurde. Sehr lesenswerth und rühmlich für Spleiß's Auffassung seines Lehrberufes ist das ausführliche Schreiben, welches er, als die Berufungsangelegenheit bestimmtere Formen anzunehmen schien, unterm 18. Juni 1766 an den berühmten Albrecht v. Haller richtete. S. war allen Zeugnissen zufolge mit ganzer Seele Lehrer und erübrigte deshalb wenig Zeit zu eigentlich gelehrter Beschäftigung. Er liebte es, Sonnenuhren, Globen, Planetarien und vor allem Fernrohre und Mikroskope (späterhin auch achromatische) zu verfertigen, wie denn eine seiner Armillarsphären, das coppernicanische Weltsystem darstellend, um den nach damaligen Verhältnissen außerordentlich hohen Preis von 1700 Gulden nach Kopenhagen verkauft ward. In einem Brief an Euler (3. April 1752) erörtert er das von ihm bei der Construction künstlicher Erd- und Himmelskugeln beobachtete Verfahren. Außer mit dem genannten Jugendfreunde stand S. auch mit J. und D. Bernoulli, C. v. Wolf, Geßner und anderen hervorragenden Männern in Correspondenz; es erhellt daraus, daß er in der Gelehrtenwelt eine höhere Stufe einnahm, als nach seiner verhältnißmäßig geringfügigen schriftstellerischen Thätigkeit zu erwarten wäre.

Habicht, Nachricht von dem Leben des Herrn Thomas Spleiß, Schaffhausen 1776. — R. Wolf, Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz, 1. Cyklus, Zürich 1858, S. 261 ff.

Günther.

Splényi: Gabriel S., Freiherr v. Mihàldy, k. k. Feldmarschalllieutenant und Commandeur des Militär-Maria-Theresienordens, geboren zu Ternyn in Oberungarn am 2. October 1734, † am 1. April 1814 zu Szilvas-Ujfalu, Sohn eines k. k. Generals der Cavallerie. Er erhielt seine erste Ausbildung am Jesuitengymnasium in Kaschau und kam später in die theresianische Ritterakademie, da er für den Civilstaatsdienst bestimmt war. Der Drang, Soldat zu werden, kam aber bald zum Durchbruch, sein Vater stellte ihn 1752 der Kaiserin Maria Theresia vor, die ihn sofort zum Fähnrich ernannte. 1757

erscheint S. schon als Hauptmann im Infanterieregiment Nr. 39, nahm an einigen Gefechten des siebenjährigen Krieges mit Auszeichnung theil, wurde am 8. Mai 1760 zum Major und am 6. Februar 1768 zum Obersten und Commandanten des Regiments ernannt. In der nun folgenden Friedenszeit widmete er sich mit allem Eifer der Einübung des neuen Reglements. Die dem Hofkriegsrathe diesbezüglich eingesandte Relation sagt, daß „insbesondere Preysach" (so hieß damals das Regiment) „habe sich darinn vor All Anderen hervorgethan . . ., besonders war der Preysach'sche Obriste Baron Splényi seiner besonderen Fähigkeiten und ohnermüdeten Eifers Alles Lobes würdig." Gelegenheitlich der Erwerbung der Bukowina wurde General S. — im Mai 1773 hierzu ernannt — mit der Organisation dieses Landes betraut, welcher Aufgabe er in allen auch den Civilverwaltungszweigen derart gerecht wurde, daß er, als er bei Ausbruch des baierischen Erbfolgekrieges wieder in die active Armee trat, eine wohlorganisirte Provinz hinterlassen konnte. Hierauf dem vom Feldzeugmeister Ellrichshausen commandirten, in Mähren und Oberschlesien dislocirten Corps zugewiesen, machte er die Gefechte des Feldzuges 1778—1779 zum großen Theile mit, ohne sonderliche Gelegenheit erhalten zu haben, Hervorragendes zu leisten und wurde 1785 zum Feldmarschalllieutenant ernannt. — Im Türkenkriege 1788—1789 vom commandirenden General Josias Prinzen von Coburg-Saalfeld nach Strojestie entsendet, erhielt er den Auftrag, sich daselbst mit den russischen Hilfstruppen zu vereinigen, dann gegen Jassy vorzurücken und Chotym zu entsetzen. S. übernahm am 15. Juli das Commando von 3 Bataillonen und 16 Escadronen, im ganzen 5430 Mann. Bei seinem Vorrücken wurde er am 31. August 1788 bei Belčešti mit Uebermacht angegriffen, trieb aber den Gegner in die Flucht, wodurch Jassy genommen werden und S. am 3. September mit seinen Truppen vor dieser Stadt lagern konnte. Um die siebenbürgische Grenze zu schützen, wollte er das Szereth-Thal besetzen, brach am 22. September von Jassy auf, und rückte unter beständigen Kämpfen nur langsam vor, so daß er am 13. October erst bei Abschub am Trotus stand, wo er am folgenden Tage angegriffen wurde, den Feind aber bald zurückwies. Der glänzende Erfolg wurde mit der Verleihung des Ritterkreuzes des Militär-Maria-Theresienordens belohnt. Im nächsten Jahre erhielt S. Befehl, gegen Fokšani, wo sich der Feind sammelte, vorzurücken. Sein Corps bestand aus 6000 Mann Fußvolk, 2300 Reitern und 25 Geschützen. Am 6. Juni begann die Vorrückung, unter fortwährenden kleineren Gefechten kam er am 1. August gegen Fokšani, wo in Schlachtordnung aufmarschirt wurde und S. das Commando des rechten Flügels erhielt. Hier verrichtete er Wunder der Tapferkeit, warf die feindliche Cavallerie nieder und erstürmte an der Spitze der Infanterie die feindlichen Verschanzungen und das Kloster Samuel und Dragoi Obideni. Prinz Josias von Sachsen-Coburg sprach in seiner Relation sich aus: „daß vorzüglich S. das Glück dieses Tages zu danken sei." Die Verleihung des Commandeurkreuzes des Maria-Theresienordens war der Lohn seines muthigen und umsichtsvollen Verhaltens. 1790 wurde S. zu verschiedenen militärisch-diplomatischen Sendungen verwendet, 1791 vom Kaiser Leopold zum Obergespan des Zabolcser Komitats ernannt. Bei Ausbruch des französischen Revolutionskrieges war S. bei der Armee in Deutschland und wohnte dem Gefechte bei Germersheim, Nieder-Hochstädt und Weyher am 22. Juli 1793 bei, wo er den rechten Flügel der Stellung Wurmser's befehligte. Später am 20./8. zur Einschließung Landaus auf dem rechten Queichufer commandirt, schlug er einen feindlichen Ausfall bei Insheim am 12. September zurück. Im J. 1794 war er interimistischer Commandant von Olmütz, wurde 1795 geheimer Rath und befand sich von 1796—1800 zu Nagy-Kallo in Ungarn, nachdem er 1799 zum Befehlshaber der adeligen Insurrection jenseits der Theiß

ernannt wurde. S. hat nicht weniger als 66 Jahre unter 4 Monarchen als Krieger im Felde und als Staatsmann im Rathe mit glänzenden, stets ungetrübten Erfolgen gedient und starb im hohen Alter von 80 Jahren.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich, 36. Th. Wien 1878. — Ritter v. Rittersberg, Biogr. d. ausgez. Feldherrn d. österr. Armee. Prag 1828. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden ꝛc. Wien 1857. — Schweigerd, Oesterreichs Helden und Heerführer III. Wien 1854. — Mayer, Gesch. d. k. k. Inf.-Reg. Nr. 39. Wien 1875. — Bidermann, Die Bukowina unt. österr. Verwaltung 1775—1875. Lemberg 1876. Sch.

Splittegarb: Karl Friedrich S., geb. am 27. März 1753 zu Mittel-Steinkirch bei Lauban in Schlesien, † am 18. November 1802 zu Berlin. Wie mehreren hundert evangelischen Gemeinden Schlesiens, war auch der Gemeinde Steinkirch im Jahre 1654 durch die böhmische Remotionscommission die Kirche weggenommen worden. Als im Jahre 1742 Friedrich der Große den Wiederaufbau einer Kirche und die Anstellung eines evangelischen Geistlichen gestattet hatte, war Johann Bernhard S. (1715—65) durch das Loos das Pfarramt zu Steinkirch zugefallen. Seiner ersten Ehe mit Christiane Elisabeth Thiemann entstammte u. a. unser Karl Friedrich Splittegarb. Dieser studirte (wahrscheinlich zu Frankfurt a. O.) Theologie, kam zu Anfang des Jahres 1776 als Candidat nach Berlin und gründete hier zu Ostern desselben Jahres eine Schulanstalt für Knaben vom fünften bis zum zwölften Lebensjahre, „die höhere Knabenschule der St. Petriparochie", welche sich bis 1820 in der Brüderstraße, hernach in der Scharrenstraße, von 1863 in der Neuen Grünstraße, also immer im Herzen der Stadt und kaum fünf Minuten vom königlichen Schlosse befand, ihre größte Schülerzahl (241) im Jahre 1849 erreichte und bis Ostern 1886 bestand. Daß die Schulverhältnisse Berlins zur Zeit der Gründung der genannten Anstalt sehr im Argen lagen, ist durch zahlreiche sichere Nachrichten bezeugt. Die vier Gymnasien, das „Berlinisch-Köllnische", das „Joachimsthal'sche", das „Französische" und das „Friedrichswerdersche" befanden sich damals trotz zum Theil hervorragender Directoren weder hinsichtlich ihrer Frequenz, noch der Tüchtigkeit ihres Lehrpersonals, der Leistungen der Schüler, sowie des sittlichen Verhaltens derselben in befriedigendem Zustande; auch die königliche Realschule hatte erst durch Esaias Silberschlag (1768) wieder auf ihre frühere Höhe zurückgeführt werden müssen. Mit dem Elementarschulwesen war es um kein Haar besser bestellt. Wie das ganze Land, so litt auch die Hauptstadt vor allem unter dem Mangel tüchtiger, für ihr Amt ausreichend vorgebildeter Elementarlehrer. Das beste Material waren noch mit Mutterwitz begabte Autodidakten, welche sich nach dem Vorbilde eines älteren Collegen oder den Anweisungen ihres Pastors das Handwerksmäßige des Unterrichts zu eigen gemacht hatten, den sie dann allerdings jahrein, jahraus im gedankenlosesten Einerlei betrieben. Wohl waren 1738 und 1760/61 Verordnungen ergangen, welche ein Examen für das Lehramt festgesetzt hatten, auch hatte man die Schulen der Aufsicht des Oberconsistoriums unterstellt, aber die Prüfungen waren nur auf dem Papiere vorhanden, und in Berlin fehlte es nicht an „Schulhaltern", denen jede Qualification für ihr Amt gebrach, und die ohne irgendwelche Concession ihre Winkelschulen hielten und damit ihre, wenn auch zumeist nur kümmerliche Existenz fristeten. Im Jahre 1786 kamen in Berlin auf 75 unter Aufsicht der Behörde stehende deutsche und 66 französische Schulen nicht weniger als 102 Winkelschulen. Außer den Armenschulen, den Soldaten- (oder Regiments-) Schulen, der Garnisonschule, den von der Kirche abhängigen Parochialschulen, welche als öffentliche galten, bestand noch eine große Anzahl staatlich genehmigter Privatschulen von der Kleinkinderschule bis zur höheren Knaben- und Mädchenschule und den Pensionaten

für Halberwachsene mit Hut und Degen. Zu den Privatschulen, welche höhere Zwecke als die gewöhnlichen Elementarschulen verfolgten, den Unterricht in fremden Sprachen, Mathematik, Geographie und Geschichte in ihren Lehrplan aufnahmen, von vielen gebildeten Familien als die besten Vorbereitungsanstalten ihrer Söhne, die das Gymnasium besuchen sollten, angesehen wurden, gehörte auch die Splittegarb'sche Anstalt. Viele im Centrum der Stadt wohnende Familien haben in mehreren aufeinander folgenden Generationen ihre Kinder jener Schule zugeführt, eine Reihe hochgestellter Beamten, tüchtiger Kaufleute und Gewerbtreibenden verdankte ihre Elementarbildung der genannten Anstalt. — S. war der Verfasser einer größeren Anzahl von Schulbüchern, welche, in erster Reihe für den Bedarf seiner eigenen Anstalt berechnet, doch auch in weiteren Kreisen Verbreitung fanden. Der Werth dieser Schriften ist ungleich; einige haben sich Jahrzehnte in Gebrauch erhalten, ja geradezu neue Bahnen eröffnet, andere sind schnell der Vergessenheit anheimgefallen. Dem Unterricht im Lesen und in der deutschen Grammatik dienten folgende Schriften: „Deutsches Lesebuch für die ersten Anfänger" (1784), „Verbessertes ABC-Spiel oder Bemerkungen für Eltern und Lehrer über das Lesenlehren und den Gebrauch des deutschen Lesebuches" (1788), „Deutsches Lesebuch für die Jugend, I, II" (1787—89; 5. Aufl. 1798), „Neue Bemerkungen über das Lesenlehren, die deutsche Rechtschreibung u. s. w." (1788). „ABC- oder erstes Schulbuch" (1799; 3. Aufl. 1808), „Deutsche Sprachlehre für Anfänger mit Aufgaben" (1800; 12. Aufl. 1840). An der Wende zweier Jahrhunderte erschienen, bezeichnet das letztgenannte Büchlein zugleich den Beginn einer neuen Aera für die Methodik des grammatischen Unterrichts. Allerdings hat man erst nach Jahrzehnten an S. wieder angeknüpft, ohne dabei seinen Namen zu nennen; um so nöthiger scheint es, ihn kennen zu lernen. S. beklagt sich in der Vorrede, für den ersten Unterricht in der Sprachlehre keinen Leitfaden gefunden zu haben, welcher in der Auswahl des Stoffes das richtige Maß inne hielte und im übrigen etwas anderes als ein „bloßes trockenes Skelett von Redetheilen und Regeln wäre". Die Abstufung der Schwierigkeiten wäre mangelhaft, und „die meisten Erklärungen wären zu philosophisch für Anfänger im Denken". Für sein Buch wählte S. „die Gesprächsform, um den trocknen Lehrton zu vermeiden, der Kinder so leicht ermüdet". Die erste Unterhaltung wird an die bekannte Fabel „Der kluge Staar" angeknüpft, und es ergeben sich dabei Belehrungen über die Hauptwörter und über „das dreifache Geschlecht" derselben. Jede folgende Unterhaltung erweitert das Wissen des Schülers, und die beigefügten Uebungsstoffe dienen dazu, ihn in der Anwendung dessen zu üben und sicher zu machen, was er im Unterrichte kennen gelernt hat. Nur die Durchsicht einer Anzahl gleichzeitig erschienener, demselben Zweck bestimmter Schulbücher, die nichts anderes bieten als strohdürre Abrisse der Grammatik läßt erkennen, wie weit S. hinsichtlich der Methode des deutschsprachlichen Unterrichts seiner Zeit vorausgeeilt war. — Für den Unterricht im Französischen waren bestimmt: „Französisches ABC-Spiel oder Vorschläge, wie man das Französischlernen erleichtern könne" (1785), „Wie lehrt man Kindern am leichtesten die französische Sprache?" (1788), „Französisches Lesebuch für Anfänger" (1788; 12. Aufl. 1841). In dem letztgenannten Buche, das im Laufe der Zeit stark umgearbeitet wurde, befolgte S. die sogenannte Interlinear-Methode, nur daß die Uebersetzung vom Lehrer mündlich gegeben wurde. Bezüglich seines „Lateinischen Lesebuches für Anfänger" (1794) sagt S. ganz zutreffend: „Gewöhnlich meint man seine Sache recht schön anzufangen, wenn man mit Definitionen anfängt; diese aber machen die Begriffe wahrlich nicht deutlicher". Leider hat er seine eigenen Worte hier so wenig befolgt wie in der ersten Ausgabe seiner „Anleitung zum Rechnen. Zwei Theile" (1785; 10. Aufl.

1837). In dem „Handbuch für Lehrer beim Unterricht im Rechnen. Zwei Theile“ (1784; 1830 u. 1835 zuletzt aufgelegt) wird das Bestreben Splittegarb's wohl bemerkbar, den Forderungen Sulzer's gerecht zu werden, „daß im Rechnen die Beispiele nicht aus der Luft zu greifen seien, sondern daß sie sich gleich durch wissenswerthe Angaben und Sachkenntnisse nützlich zu machen haben“. — Als „Jugendschriften“ sind anzusehen: „Taschenbuch für Kinder“ (1784; 2. Aufl. 1791) und „Neues Taschenbuch für die Jugend oder Anekdoten aus der Jugendgeschichte berühmter und guter Menschen, herausgegeben von Johann Georg Müchler (1724 bis 1819) und K. F. Splittegarb“ (1794). In Verbindung hiermit stehen die Schriften „Ueber den vortheilhaften Gebrauch des Berlinischen Taschenbuches für Kinder (1784) und „Fragen über den Inhalt des Berlinischen Taschenbuches für Kinder zur Beförderung einer nützlichen Selbstbeschäftigung, des eigenen Nachdenkens und der ersten Uebungen im Stil“ (1786). — Schließlich sei noch zweier Liedersammlungen gedacht: „Lieder der Weisheit und Tugend zur Bildung des Gesanges und des Herzens“ (1786; 2. Aufl. 1795) und „Heilige Lieder. Freunden der Andacht geweiht“ (1801). Die letztgenannte Sammlung, obwohl „die Frucht einer fast zwanzigjährigen Bemühung, etwas zu größerer Vollkommenheit des deutschen Kirchengesanges beizutragen“, ist völlig verfehlt. Wohl hatte der Bearbeiter nach Feinheit, Kürze, Wohlklang gestrebt, aber seine Veränderung der alten Kirchenlieder, sowie der modernen geistlichen Lieder können nur zum geringen Theile als wirkliche Verbesserungen gelten. — In demselben Jahre, in welchem S. diese seine letzte Schrift ausgehen ließ, verheirathete er sich mit Friederike Henriette Singer, der ältesten Tochter des Generalmünzmeisters Singer, aber schon im nächsten Jahre nahmen seine Kräfte merklich ab, und nach schwerem Leiden starb er an Nervenschwäche.

Dr. Heinrich Wohlthat, Die höhere Knabenschule der St. Petriparochie zu Berlin. (Festschrift 1876). — Neuestes gelehrtes Berlin II, Berlin 1795. — Dietrich Rittershausen, Beiträge zur Geschichte des Berliner Elementarschulwesens. Berlin 1865. — August Engelien, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik sowie der Methodik des grammatischen Unterrichts in der Volksschule (1886). — Ulrich, Bemerkungen eines Reisenden durch die Kgl. Preußischen Staaten, in Briefen. Altenburg 1779.

Heinrich Fechner.

Spoelberch: Wilhelm S., Franciscaner, geb. zu Brüssel am 21. August 1569, † am 1. Juni 1633 zu Mecheln. Er trat früh in den Orden der Minoriten-Recollecten ein und wirkte eifrig als Prediger und Seelsorger in den Niederlanden, bekleidete verschiedene Aemter im Orden und begleitete 1606 und 1625 seinen Provincial nach Rom. Die letzten Jahre verlebte er in Mecheln. Er veröffentlichte in niederländischer Sprache eine Reihe von ascetischen und populären Schriften, u. a. eine Entgegnung auf den Katechismus von Ph. Marnix de St. Aldegonde, 1605, und übersetzte die „Seelenburg“ der h. Theresia, 1618, und andere erbauliche Bücher. Lateinisch edirte er das „Speculum B. Francisci et sociorum ejus“ (aus einer Handschrift im Besitze seiner Ordensgenossen), 1620, und verfaßte ein „Manuale Fratrum Minorum ex variis patrum ordinis monumentis collectum“ 1618, und zwei Bände „Conciones morales“ 1624—1625 (3. Aufl. 1642).

Paquot, Mémoires II, 122. Reusch.

Spohn: Friedrich August Wilhelm S., Sohn Gottlob Lebrecht Spohn's (s. u.), ward am 16. Mai 1792 zu Dortmund geboren, 1818 ward er außerordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig, dann ebenda ordentlicher Professor der griechischen und lateinischen Litteratur seit 1819; † am 17. Januar 1824 (Winer, Handbuch der theol. Lit. II, 786).

Er gab den zweiten Band des Jeremias vates e versione Judaeorum Alex. (s. d. Art. G. L. Sp.) „post obitum patris" 1824 heraus (s. Winer a. a. O. I, 49). Aus der Vorrede dieses Bandes scheint hervorzugehen, daß unser Verfasser nur eine redactionelle Thätigkeit hierbei geübt hat (nihil sanctius habui atque antiquius, quam ut huius libri schedas colligerem, recognoscerem, disponerem easque . . . ederem). — Ob, wie er in Aussicht stellt, noch weiteres aus dem Nachlaß von ihm herausgegeben ist, haben wir nicht ermitteln können. Ebensowenig haben wir eine Spur gefunden von einem im Manuscript fertigen Werke de Geographia Graecorum fabulosa, das die Vorrede als im J. 1812 geschrieben erwähnt und dessen Drucklegung sie in Aussicht stellt.

C. Siegfried.

Spohn: Gottlob Lebrecht S. ward geboren am 15. Mai 1756 zu Eisleben, war von 1788—1794 Prorector des Gymnasiums zu Dortmund, woselbst er, soeben zum ordentlichen Professor der Theologie und Propst nach Wittenberg berufen, am 2. Juni 1794 starb. (Winer, Handbuch der theol. Lit. II, 786).

Seine hervorragendsten wissenschaftlichen Arbeiten beziehen sich auf die Kritik des Textes und der Uebersetzungen des Alten Testaments. — In der deutschen Uebersetzung des sogen. Prediger Salomo mit kritischen Anmerkungen 1785 (s. den vollständigen Titel bei Winer a. a. O. I, 213) ist das Hauptaugenmerk des Verfassers auf eine genaue Vergleichung des massoretischen Textes mit den alten Uebersetzungen gerichtet, auf Grund deren er Emendationen versucht. (Rosenmüller, Handbuch für die Lit. der bibl. Kritik II, 140.) Ein Anhang enthält eine Variantensammlung insbesondere aus den LXX. Ein besonderes Studium wandte S. der Peschitthо zu. So in den 1785 und 1794 erschienenen 2 Specimina einer collatio versionis Syriacae . . . cum fragmentis in commentariis Ephraem Syri obviis (s. den vollst. Titel bei Winer a. a. O. I, 56), in welchen er eine reiche Variantensammlung zum Peschitthotexte des Jesaia aus den Schriften des Ephraem Syrus zugleich unter kritischer Vergleichung derselben mit den andern alten Uebersetzungen bot (Rosenmüller a. a. O. III, 26 f.; Meyer, Geschichte der Schrifterklärung V, 403; über spec. II s. Eichhorn, Allg. Bibl. VIII, 1074 f.) In der Abhandlung „de ratione textus biblici in Ephraemi Syri commentariis obvii ejusque usu critico, 1786 beschäftigt sich der Verfasser mit der auffälligen Erscheinung, daß in den biblischen Citaten Ephraem's, der doch im allgemeinen in seinen Commentaren die Peschittho zu Grunde legt, sich häufig solche finden, die auf die LXX zurückgehen. Er erklärt dieselbe aus späteren Correcturen dieser Citate bei Ephraem, die auf Grund der LXX gemacht seien. Da nun infolge dieser Fälschungen die Benutzung des Ephraem für die Textkritik der Peschittho schwierig wird, so bemüht sich der Verfasser, eine Reihe von Regeln festzustellen, nach denen bei Emendationsversuchen zu verfahren sei. Vgl. Eichhorn, Allg. Bibliothek der biblischen Lit. I, 135—144. — Eichhorn, Einleitung in das alte Testament II, 148. — Ein besonders gründliches Studium wandte S. dem griechischen Text des Jeremias zu. 1794 erschien „Jeremias vates e versione Judaeorum Alexandrinorum Vol. I." (s. den vollst. Titel bei Winer a. a. O. I, 49). Der Plan des Verfassers ging dahin, vom ganzen Alten Testament den ältesten hexaplarischen Text herzustellen und am Jeremia sollte eine Probe davon gegeben werden. Trotz alles Fleißes, aller Sorgfalt im einzelnen, aller Umsicht, welche der Verfasser hier aufwandte, konnte doch das Unternehmen nicht gelingen, weil einmal sein kritischer Apparat noch zu begrenzt war (die Ausgabe von Grabe war für die eigentliche LXX seine einzige Grundlage, die arabische Version war nach dem cod. Al., die syrisch-hexaplarische nach der editio Norberg, die Citate der Kirchenväter waren nach Stroth's Collectaneen benutzt), andererseits die Methode der Textkritik damals noch nicht weit genug vorgeschritten war,

um eine solche Aufgabe zu bewältigen. Im ganzen wird man nur sagen können, daß er zum Grabe'schen Text vielfache brauchbare Emendationen beigebracht hat. Der Verfasser selbst ist nur bis c. 24 gekommen. Das Folgende ist mit Benutzung des Nachlasses später von seinem Sohne herausgegeben worden (s. d. Art. Friedr. Aug. Wilh. S.), vgl. Meyer a. a. O. V, 291 ff., Rosenmüller II, 333—336; Eichhorn, Allg. Bibl. VI, 331—348; Einleitung in das Alte Testament I, 505 und IV, 212—217. — Auch dem Text des Neuen Testaments wandte S. seine Aufmerksamkeit zu. Von den gelehrten Prolegomenen, mit welchen C. G. Woide 1786 die prächtige Nachbildung des Codex Alexandrinus vom Neuen Testament begleitet hatte, veranstaltete S. im J. 1788 einen Abdruck und theilte zugleich eine vollständige Collation des cod. Al. mit (s. d. vollst. Titel bei Winer a. O. I, 100). Dazu fügte S. kritische Bemerkungen über Alter und Werth der Handschrift, vgl. Eichhorn, Allg. Bibl. V, 699—701; Rosenmüller a. a. O. II, 195 f.; Meyer a. a. O. V, 396. — Im J. 1790 veröffentlichte S. eine verbesserte Ausgabe des lexicon graeco-latinum in Novum Testamentum von Ch. Schöttgen 1746, wieder bearbeitet von J. T. Krebs 1765 (s. den Titel bei Winer a. a. O. I, 128). S. vervollständigte das Material, berücksichtigte die textkritischen Arbeiten zum Neuen Testament von Griesbach und Matthaei und zahlreiche damals erschienene lexikalische und exegetische Einzeluntersuchungen. Auch zog er die alten Uebersetzungen und Glossensammlungen zu Rathe und verbesserte die Bedeutungsentwickelung, sowie die formelle Anordnung der Artikel.

Vgl. Eichhorn, Allg. Bibl. IX, 605—607. — W. Grimm in Theol. Studien und Kritiken 1875, III, 495 sagt als der berufenste Beurtheiler: Spohn's Lexikon habe „den Ruhm des gründlichsten und beziehungsweise vollständigsten der bis dahin erschienenen neutestamentlichen Wörterbücher in Anspruch nehmen" können. C. Siegfried.

Spohr: Louis S., geboren am 5. April 1784 in Braunschweig, † am 22. October 1859 als kurfürstlicher Hofcapellmeister und Generalmusikdirector in Kassel. — Nicht nur als auf allen Gebieten seiner Kunst hervorragender Musiker, auch als verehrungswürdiges Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, zählt S. zu den bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Zeit. Als Violinspieler unerreicht und bis heute immer noch der erste, wenn die großen Geiger unseres Jahrhunderts genannt werden, als Componist sich den besten Meistern zur Seite stellend, als Dirigent wie kein anderer gesucht, gefeiert und geehrt, als Lehrer von größtem Einflusse auf die Technik seines Instrumentes, eine bis heute nachwirkende Schule bildend, war er auch durch seinen lautern, tadellosen Charakter, edle Gesinnung und patriotische Begeisterung, wie durch seine imposante, machtvolle Persönlichkeit eine wahrhaft erhabene gottbegnadete Erscheinung. Von dem weitreichenden Einfluß, den der treffliche Mann nach allen Richtungen hin übte, geben zahllose an ihn gerichtete Briefe Beweis. Nicht nur Briefe seiner angesehensten Zeitgenossen, welche höchste Achtung und Verehrung athmen, auch von seinen vielen Schülern, die alle mit gleicher inniger Liebe ihm anhingen, von Dichtern und Schriftstellern, kurz von Personen aus allen Ständen und Berufsclassen. Dem Meister war eine lange Laufbahn beschieden; mehr als ein halbes Jahrhundert war er in seiner Kunst, seinem Berufe thätig, und man darf sagen, daß er die ihm vergönnte Lebenszeit wohl ausgenützt hat. Allerdings mußte auch er am Ende es erleben, daß er zuletzt in eine Periode hinüberragte, die andere Bahnen einschlug und von den hohen, reinen Idealen sich abkehrte, denen er stets treu folgte; aber neidlos und mit edler Seelenruhe schätzte und förderte er aufstrebende Talente, auch wenn sie, wie das nicht überraschen darf, sein Entgegenkommen schlecht lohnten und gerne den gewaltigen Mann, dem sie Dank schuldeten, zurückgedrängt hätten. Die Liebe und Achtung der

besten seiner Mitlebenden blieb ihm dennoch und wurde ihm, wenn auch von einer kleiner gewordenen Gemeinde weit über das Grab bewahrt, ja ist, wenn nicht alles täuscht, in höherer Würdigung seiner Werke und Verdienste wieder in erfreulicher Zunahme, so rücksichtslos eine aller Pietät bare Kritik auch gegen ihn vorgegangen ist und noch vorgeht. Da derer nur wenige sind, die S. selbst noch als Violinspieler gehört haben, als welcher er so Ueberragendes leistete, daß man zwischen ihm und besten späteren Künstlern kaum einen Vergleich ziehen kann, da die tüchtigsten seiner Schüler nun auch bereits hinübergegangen und Mitwirkende und Hörer der Concerte und Feste, die er einst geleitet, längst keine Aufführungen mehr besuchen, kann sich die Beurtheilung des Meisters, dessen würdevolles Aeußeres (vielleicht nur mit dem Goethe's zu vergleichen), dessen bewußt künstlerische Haltung allerdings seinem Eingreifen in musikalische Vorkommnisse so bedeutsamen Nachdruck verlieh, nur an dessen Werke halten. Aber nur die Wenigsten und wie gewöhnlich, gerade die Absprechendsten, kennen auch nur den kleinsten Theil derselben, sind fähig, das tiefe überquellende Gemüthsleben, das in ihnen pulsirte, zu verstehen, noch auch die besondere Zeitströmung, in der sie entstanden sind und die so großen Einfluß auf des Meisters Schaffen übte, daß man sie als den musikalischen Gesichtsausdruck ihrer Periode bezeichnen kann, zu würdigen. Dazu kommt noch die ganze Eigenartigkeit der Spohr'schen Compositionen, die so durch und durch originell sind, daß man sie mit denen anderer Tonsetzer kaum vergleichen kann, die ein förmliches Hineinleben in sie voraussetzen, wie die Bach'schen, will man sie richtig beurtheilen. So viel ist sicher, daß solche, die sie einmal lieben lernten, dem süßen Zauber und der traumhaften Stimmung, die sie stets hervorrufen, sich nimmermehr entziehen können. Allerdings ist das Gebiet des Spohr'schen Schaffens ein insofern beschränktes, als er, der romantischen Schule angehörend, mehr dem Weichen und Innigen, als dem Kräftigen und Glänzenden huldigte. Man kann nicht behaupten, daß er nicht unter Umständen groß, gewaltig, ergreifend zu schreiben vermochte, aber der immer Maaß, Ordnung, Ruhe und strenge Form wahrende, stets höchste, ideale Bahnen wandelnde Meister geht nicht darauf aus, wilde Leidenschaft zu entflammen, maßlose Verzweiflung zu schildern, höchster Sinnlichkeit verzehrenden Ausdruck zu geben. Ihm ist die musikalische Kunst eine beglückende, beruhigende, veredelnde, Leid und Aufregung stillende, keine berauschende und verwirrende. In der frühesten Zeit seiner compositorischen Thätigkeit schloß er sich innig an Mozart an, der ihm auch durch sein ganzes Leben Idol und Vorbild blieb. Seine vielseitige künstlerische Beanlagung geht vorzugsweise auf das Liebliche, Zarte, Milde, Schwermüthige. Für die Klage findet er leichter entsprechenden Ausdruck, als für ausgelassene Lust, selbst auf seiner Heiterkeit liegt ein elegischer Schatten. Dabei aber weiß er dem Humor köstliche Töne, dem Frohsinn neckende Weisen zu geben, jedoch weniger naiv als sentimental. Ohne Bach's strenge Größe, Händel's elementare Gewalt, Beethoven's hohen Flug zu besitzen, vermag er, durch sein ausgebildeten Formensinn geleitet, des Empfindens geheimste Regungen zu wecken und die Seele mit beseligenden Eindrücken und unvergleichlichen Tonbildern zu erfüllen. —

S. wurde als der Sohn des späteren Medicinalrathes Karl H. S. (Predigerssohn a. Woltershausen im Hildesheimschen, † 1. Dec. 1843) und seiner seit 26. Nov. 1782 mit ihm verheiratheten Gattin, der Predigerstochter E. J. Henke aus Braunschweig (1763—1840), geboren. Er war das älteste Kind beider (vier Brüder und eine Schwester folgten) und offenbarte schon bald ungewöhnliche Empfänglichkeit und Feinheit der Sinne. Das häusliche Musiciren der Eltern (der Vater blies Flöte, die Mutter war eine gute Clavierspielerin und Sängerin) weckte die frühesten Aeußerungen musikalischen Talentes. In den ersten Jugendjahren schon nahm

der Knabe als Sopranist an den Abendmusiken Theil, mit dem 6. Jahre begannen seine Violinübungen. Der Vater war 1786 als Physikus nach Seesen versetzt worden und siedelte erst 1815 nach Gandersheim über, wo er über 25 Jahre wirkte. Als um 1790 ein französischer Emigrant, Dufour, der zugleich ein guter Geiger und Violoncellist war, sich in Seesen niederließ, wurde dieser sein Lehrer. Ueber die schnellen Fortschritte des Knaben höchst erstaunt, war er es auch, der den zwar strengen, aber verständigen und vortrefflichen Vater zu bewegen wußte, daß derselbe sich ganz der Musik widmen durfte. Nun begann er auch, ohne je theoretischen Unterricht erhalten zu haben, seine ersten Compositionsversuche (Duette für 2 Violinen und eine unvollendet gebliebene Oper, Text von Weiße). Nachdem er vom Großvater in Woltershausen confirmirt worden war, kam er, um nun endlich systematischen Musikunterricht zu erhalten, nach Braunschweig. Kammermusiker Kunisch und Organist Hartung, dieser aber nur kurze Zeit, wurden seine Lehrer. Bald betheiligte er sich (mit meist selbstcomponirten Violinvorträgen) an den Concerten des Schulchors, an den Abonnementsconcerten des deutschen Hauses und im Theaterorchester. Sein ihm väterlich wohlwollender, ehrlicher Lehrer drang nach kurzer Zeit schon darauf, daß der beste Geiger Braunschweigs, Concertmeister Maucourt, ihn als Schüler annahm und schon binnen Jahresfrist soweit förderte, daß er, vierzehnjährig, als reisender Künstler sein Glück zu versuchen wagte. Zwar mißglückte der zu ungünstiger Jahreszeit unternommene erste Versuch einer Kunstreise nach Hamburg; aber nachdem er nach seiner Rückkehr nach Braunschweig des Herzogs Gunst gewonnen und dieser ihn in der Hofcapelle angestellt hatte (15jährig, mit 100 Thlr. Gehalt), konnte er nun bei äußerster Sparsamkeit auf eigenen Füßen stehen und sich seinen Studien und seiner Musiklust ungehindert überlassen. Jetzt schon bethätigte der junge Künstler jenes stolze Selbstbewußtsein und feine Ehrgefühl, dessen Aeußerungen sich in seinem Lebensgange oft finden. Als ihn ein herzoglicher Kammerdiener „Er“ nannte, beschwerte er sich energisch beim Herzog, und als er gelegentlich eines Hofconcertes, bei welchem zugleich die regelmäßigen Spielpartien der Herzogin Auguste, einer geb. Prinzessin von Wales, stattfanden und ein- für allemale strenger Befehl gegeben war, um die Spielenden nicht zu stören, nur ganz piano zu musiciren, überließ er sich trotz des ihm besonders wiederholten Verbots seiner ihn fortreißenden Begeisterung und strich seine Geige mit feuriger Kraft. Verhältnißmäßig dürften nur selten fremde Künstler nach Braunschweig gekommen sein, aber Kunstfahrten waren ja von Alters her der Sport aller Musiker. So besuchten denn einmal auch C. Aug. Seidler, Concertmeister in Berlin (1778 bis 1840), dessen schöner weicher Ton und seltene Correctheit S. hinriß und sein Schüler Fr. Wilh. Pixis, dessen außerordentliche Fertigkeit ihm imponirte und zu größtem Nacheifer entflammte, Braunschweig. Mit letzterem trug S. ein Doppelconcert vor. Herzog C. W. Ferdinand, der leider schon wenige Jahre nachher (1806) seinen in der Schlacht bei Auerstädt erhaltenen Wunden erlag, war selbst guter Geiger, feiner Kenner und großer Freund der Tonkunst, der sich seinem Schützling S. stets wohlgeneigt erwies. Er forderte ihn auch auf, sich unter den berühmtesten lebenden Geigern einen Lehrer zu wählen. S. nannte ohne Bedenken Viotti. Aber der war Weinhändler in London geworden. Dann Ferd. Eck in Paris; doch der hatte kurz vorher eine sehr reiche Dame, die Gräfin Tattenbach in München, entführt und lebte mit ihr in floribus auf einem von ihrem Gelde erworbenen Gute bei Nancy. Nun fiel die Wahl auf dessen Bruder Franz, der gerade mit großem Beifall in Berlin concertirt hatte und, als er jetzt in Braunschweig spielte, auch dem Herzog sehr gefiel. Derselbe war jedoch momentan im Begriffe nach Petersburg zu reisen und, wollte S. seines Unter-

richts theilhaftig werden, mußte er sich entschließen, die Fahrt dorthin mitzumachen.

Auch darein willigte der Herzog, und man einigte sich bald zu beiderseitiger Zufriedenheit über alle Bedingungen. Schweren Herzens und in traurigster Stimmung, schied, Ende April 1802, der junge Künstler von Eltern und Freunden. Ueber diese interessante und vergnügliche Reise, die in aller Gemächlichkeit und mit längerem Aufenthalte in verschiedenen Städten über Hamburg, Strelitz, Danzig, Königsberg, Mitau, Riga, Narwa nach Petersburg, wo man am 22. December anlangte, ging, theilt S. in seiner Autobiographie aus seinem sehr sorgfältig geführten Tagebuche höchst anziehende Bruchstücke mit. Am 2. Juni des folgenden Jahres verließ er die nordische Hauptstadt wieder, in Begleitung des Directors der Leibeigenencapelle des Senators Teplow, Leveque, der seine Eltern (sein Vater war Hofconcertdirector und berühmter Geiger) in Hannover besuchen wollte, die Heimreise antretend. Er wählte diesmal den Seeweg über Kronstadt, Bornholm und Travemünde. Am 5. Juni, früh 2 Uhr, traf er in Braunschweig wieder ein. Wir müssen es uns versagen, näher auf diese Reise einzugehen, auf der das Violinconcert op. 1 und die 3 Violinduette op. 3, entstanden, viele interessante Bekanntschaften, namentlich auch in Künstlerkreisen gemacht (Fodor, Clementi, Field u. a.) und viel Schönes und Großartiges gesehen und gehört wurde. Nur drei für S. sehr charakteristische Stellen dieses Berichts seien hier angeführt. Gelegentlich des Hamburger Aufenthaltes, allwo eine 13jährige Musiklehrerstochter starken Eindruck auf sein Herz gemacht, gesteht er: „Es möchte nun an der Zeit sein, zu erwähnen, daß der junge Künstler von frühester Jugend an sehr empfänglich für weibliche Schönheit war und daß er schon als Knabe sich in jede schöne Frau verliebte." War es bei Beethoven und andern großen Künstlern anders? Und ist nicht diese rasche sinnliche Erregbarkeit ein Merkmal jeder echten Künstlernatur? Allerdings, das Lebensschiff vieler scheitert an dieser gefährlichen Klippe. S., der nie seinen hohen Beruf aus den Augen verlor, ging ungefährdet und rein, innerlichst doch nur von Liebe für seine himmlische Kunst erfüllt, aus allen Versuchungen hervor. Und an anderer Stelle sagt er, als er von seinen anstrengenden Violinstudien spricht: „Ich wurde in ihnen durch kräftige Gesundheit und herkulischen Körperbau unterstützt." Erstere bewahrte er sich bis in sein hohes Alter, letzterer, durch abhärtende Leibesübungen gestählt, ließ ihn über alle seine Collegen, nicht nur als Künstler, eines Hauptes Länge hervorragen. Als ihn einst eine Dame, der er erzählt hatte, daß ihn sein Vater ursprünglich zum Studium der Medicin bestimmt gehabt, bemerkte, es wäre doch besser gewesen, wenn er Doctor geworden wäre, antwortete er, von der Würde seines Berufes durchdrungen, entrüstet: „So hoch der Geist über dem Körper steht, so hoch steht auch der, welcher sich der Veredlung des Geistes widmet, über dem, der nur den vergänglichen Körper pflegt." Für die Anschauung und den Charakter Spohr's gewiß die markanteste Aeußerung. Eck, der eines Liebesverhältnisses mit einer hohen Dame wegen seine Stellung in der Münchner Hofcapelle hatte aufgeben müssen, war damals von einem bösartigen Leiden heimgesucht. Wurde dadurch nun auch mehrfach der Unterricht unterbrochen, so muß man doch anerkennen, daß er sich gewissenhaft demselben widmete. Sein Schüler dagegen, mit dem ihn bald ein freundschaftliches Verhältniß verband, strebte mit rastlosem Fleiße vorwärts und vergalt alle Mühe seines wirklich vortrefflichen Lehrers, der ein ausgezeichneter Virtuose gewesen sein muß, und die künftige Größe Spohr's richtig ahnte und anerkannte, reichlich. Zwischen eifrigstem musikalischen Vorwärtsstreben und vielfacher Beschäftigung mit Zeichnen und Miniaturmalerei, wofür er ebenfalls höchst talentirt war, verflog das ihm vergönnte Studienjahr nur zu rasch. Eck konnte ihn mit dem

Reifezeugniß eines ausgezeichneten Künstlers nach demselben entlassen. Beide sahen sich nicht wieder. Eck kam in die getrübtesten Familienverhältnisse, wurde irrsinnig und starb geistesumnachtet 1809 oder 10 in Bamberg. Als S. wieder in Braunschweig eintraf, war gerade der berühmte Rode, dieser trefflichste Schüler Viotti's anwesend. Es war dies eine der einflußreichsten Begegnungen des jungen Künstlers, der von dem Spiele dieses großen Geigers ganz hingerissen wurde und sich nun durch sorgfältiges Studium von dessen Compositionen bald zu dessen getreuestem Nachahmer ausbildete, so zwar, daß beider Spiel kaum mehr zu unterscheiden war. Kurze Zeit nach Rode gab auch S. mit außerordentlichem Erfolge sein Concert. Der Herzog, der sich ihm noch immer als treuer Gönner erwies und ihn seit seiner Rückkehr durch wiederholte großmüthige Beweise seiner Huld ausgezeichnet hatte, stellte ihn nun mit 300 Thalern in seiner Hofcapelle an. In Petersburg hatte S. die Freundschaft eines jungen Künstlers, Remi, gewonnen, der sich ihm sehr ergeben erwies und mit dem er öfters Duette spielte. Am 5. April, seinem Geburtstage, geschah dies wieder und darnach machte ihm Remi den Vorschlag, zum Andenken an diesen genußreichen Tag, die Geige mit ihm zu tauschen. Es war eine prachtvolle Guarneri, die so in seinen Besitz gelangte, viel besser als die bis jetzt von ihm gespielte. Er war glücklich über dies kostbare Geschenk und hütete das prächtige Instrument wie seinen theuersten Besitz. Leider sollte er sich desselben nicht lange erfreuen, denn auf einer Kunstreise nach Paris, die er 1804 mit dem Violoncellisten Benecke unternahm, wurde ihm diese Violine sammt seinem Koffer nahe dem Thore von Göttingen, gestohlen. Folge dieses fatalen und für ihn höchst schmerzlichen Vorfalls, der ihn plötzlich seines köstlichen Instruments beraubte, war die sofortige Heimkehr nach Braunschweig. Man darf übrigens fragen: Würde S. dieser ganz eigenartige deutsche Meister geworden sein, wäre es ihm möglich gewesen, in seiner Jugend schon Paris zu besuchen? In diesem Sommer entstanden das Violinconcert Nr. 2 (d=moll) und das Potpourri op. 5. Im Herbst ward eine neue Kunstreise angetreten, über Halberstadt und Magdeburg nach Leipzig, Dresden und Berlin. Ueberall fand sein Spiel sensationellen Beifall. Er durfte sich auch rühmen, der erste gewesen zu sein, der in Leipzig und Berlin Beethoven'sche Quartette spielte, die jedoch, von den damaligen Hörern nicht verstanden, abgelehnt wurden. Der nun schon gefeierte Geiger ward allerwärts höchst ehrenvoll aufgenommen. Auf dieser Reise entspann sich auch ein ernsthaftes Liebesverhältniß mit einer schönen und trefflichen Sängerin Rosa Alberghi aus Dresden, das beinahe zur Verehelichung geführt hätte. Im folgenden Jahre (5. August 1805) wurde S. als herzogl. Concertmeister mit 500 Thalern in Gotha angestellt. Vorher noch war er Gast des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen in Magdeburg, mit jugendlichem Behagen sich hier am sonderbar wildbewegten Leben, das der Prinz führte, betheiligend. Ueber diesen Besuch findet man, wie über so vieles andere, nähern Bericht in der schon angeführten Autobiographie Spohr's, einem der lesenswerthesten, gehaltvollsten und angenehmsten Bücher der musikalischen Litteratur. Hier endlich, in Gotha, sollte der Schmetterling gefangen, die „Hopfenstange", wie er von einer Freundin seiner Erwählten bei der ersten Begegnung genannt wurde, mit Blumengewinden festgehalten werden. Während einer kurzen Anwesenheit in Altenburg, wohin die Gotha'sche Hofcapelle im Herbste befohlen worden war, verlobte er sich dort mit Dorette Scheidler, einer ausgezeichneten Clavier= besonders Harfenspielerin aus Gotha (er selbst hatte mit Eifer einst längere Zeit dies Instrument geübt und besaß von je eine Vorliebe dafür). Am 2. Feb. 1806 fand in der Schloßcapelle zu Gotha die Trauung statt. Eine von den jungen Gatten alsbald geplante Kunstreise wurde indessen durch die Kriegsereignisse und die freudige Aussicht auf einen

Familienzuwachs vereitelt. Die glücklichen Eltern wurden am 27. Mai 1807 durch die Geburt eines Töchterchens erfreut (Emilie, in der Folge Gattin des Fabrikanten Zahn, jetzt noch (1892) in erfreulichem Befinden in Kassel lebend), deren Taufpathe der durch seine originellen Sonderbarkeiten bekannte Herzog Emil Leopold August von Sachsen-Gotha war. Im Herbste wurden frühere Reisepläne wieder aufgenommen, für die Gattin eine vorzügliche Pariser Pedalharfe, für die Fahrt ein bequemer Reisewagen beschafft und so Mitte October die Reise angetreten. Sie ging über Weimar, wo Wieland und Goethe ihrem Concerte beiwohnten, Leipzig und Dresden nach Prag, wo sie besonders enthusiastische Aufnahme fanden, weiter nach Regensburg, München und Stuttgart (wo wieder sein künstlerisches Selbstbewußtsein den Sieg über brutale Hofgewohnheiten davon trug), Heidelberg und Frankfurt a. M. Die Künstler hatten auf dieser, auch lucrativen Reise, wieder vielen wohlverdienten und reichen Beifall gefunden und manche interessante Bekanntschaft gemacht, so in Prag die eines begeisterten Kunstfreundes, Kleinwächter, in München die des Capellmeisters Winter, in Stuttgart die Danzi's und Karl Maria v. Weber's. Schon in Braunschweig hatte S. die Freude, daß Schüler von auswärts seinen Unterricht begehrten. In Gotha fanden sich deren noch mehr ein, unter ihnen ein gewisser Hildebrandt aus Rathenow, dessen Talente sein Lehrer außerordentlich rühmt, der nachmals so berühmte Moritz Hauptmann aus Dresden, H. J. Wassermann aus Schwarzbach bei Fulda u. a. Bis zum Ende seines langen Lebens blieb S. seiner Lehrthätigkeit getreu. Er war seinen Schülern, die stets mit inniger Verehrung und anbetender Liebe zu ihm emporsahen, stets ein väterlicher, theilnehmender Freund und es ist wahrhaft rührend, die vielen Briefe zu lesen, welche dieselben noch in spätern Jahren, da sie selbst längst in ehrenvollen Stellungen sich befanden, immer noch an ihn richteten. Durch sie aber, die aus allen Ländern Europas sich um ihn sammelten, und deren Zahl sich zuletzt auf nahezu 200 belief, gelang es ihm, ebensoviele begeisterte Apostel seiner Kunst hinauszusenden und mit der ganzen musikalischen Welt stets in enger Fühlung zu bleiben. Eine reiche Thätigkeit füllte in der stillen thüringischen Residenz seine Zeit aus. Die ihm unterstellte Capelle erhob er auf eine Aufsehen machende Kunsthöhe, an eigener künstlerischer Vollendung, wie der seiner Gattin, arbeitete er unaufhörlich, bis beide es zu Leistungen brachten, die von Andern weder erreicht, noch übertroffen wurden, dem Unterrichte seiner Zöglinge widmete er sich mit größter Gewissenhaftigkeit und zu neuen Compositionen, die allmählich alle Gebiete der Kunst umfaßten, sah er sich unausgesetzt veranlaßt. Außer vielfachen Werken für Violine und Harfe, componirte er nun auch für seinen Freund Hermstedt, Concertmeister in Sondershausen, eine Anzahl wundervoller Clarinettconcerte, das beste was überhaupt je für Clarinette geschrieben wurde; schrieb seine ersten Quartette und Sinfonien, wie seine drei frühesten Opern und sein erstes Oratorium. Höchst anziehend ist wieder, was die Autobiographie vom Fürstencongreß in Erfurt und andern politischen Ereignissen erzählt. Am 6. Nov. 1808 vermehrte sich die Familie durch die Geburt eines zweiten Töchterchens (Ida, nachmals mit Professor Wolff in Kassel vermählt), welches Ereigniß aber leider eine lange Krankheit Dorettens nach sich zog. Nachdem sie glücklich wieder genesen, wurden verschiedene Reisepläne besprochen. S. bestand auf einer Kunstreise nach Rußland, zu der sich seine Gattin nach langem Widerstreben endlich doch geneigt zeigte. Beide traten dieselbe im October 1809 an, concertirten in Weimar, Leipzig, Dresden, Bautzen und Breslau. Hier wurden sie aber durch ein nicht abzulehnendes Anerbieten der Herzogin von Gotha, die sie nicht lange entbehren wollte, von der Weiterreise abgehalten und zur Rückkehr veranlaßt, die nun auch über Liegnitz, Glogau, Berlin und Ham-

burg, wo die Bekanntschaft A. Romberg's und des Musikdirectors Schwenke gemacht wurde, erfolgte. Besonders interessant gestaltete sich der folgende Sommer dadurch, daß der Cantor Bischoff von Frankenhausen daselbst das erste deutsche Musikfest ins Leben rief (20.—21. Juni 1810), das, wie auch das zweite (1811), S. dirigirte. Dadurch gründete er seinen großen Ruf als vorzüglicher Dirigent. Das erste dieser Feste wurde für ihn auch noch dadurch wichtig, als er hier die Bekanntschaft eines seiner treuesten und besten Freunde machte, des Amtsrathes Lüder in Catlenburg. Bischoff veranlaßte ihn auch zur Composition des Oratoriums „Das jüngste Gericht", das in einem Festconcerte am 15. August 1812, dem Napoleonstage, in Erfurt aufgeführt und von ihm geleitet wurde. Im Herbst 1812 erbat sich S. neuen Urlaub zu einer Kunstreise, der von der Herzogin, als wenn sie den Verlust ihres berühmten Concertmeisters vorgeahnt hätte, nur mit Widerstreben gewährt wurde. Da jetzt S., ohne es zu wissen, für immer aus Gotha schied, sei noch erwähnt, daß er hier Freimaurer geworden war und den zweiten Grad erreicht hatte; später erhielt er in Berlin den dritten, den Meistergrad. In Leipzig spielten die Gatten in einem von Freund Hermstedt gegebenen Concerte, dann in Prag, worauf sie ihrem Reiseziel, Wien, zusteuerten. Sie gaben dort am 17. December ihr erstes Concert. Auf dieser Reise wurde auch das neue Oratorium wiederholt aufgeführt, vom Componisten aber, der sehr streng in Beurtheilung seiner Werke war, dann zurückgezogen. In Wien traf S. wiederum mit Rode zusammen, erwies sich aber nun als ein ihm weit überlegener Geiger. Schon wollte er seine Reise nach Italien fortsetzen, als ihm vom Grafen Palffy, dem Eigenthümer des Theaters an der Wien, der Vorschlag gemacht wurde, unter nicht zu verachtenden Bedingungen als Concertmeister, neben dem Capellmeister Ritter Ignaz v. Seyfried, bei demselben einzutreten. Im Orchester fanden auch als liebe Genossen seine Schüler, Bruder Ferdinand und M. Hauptmann, Anstellung. In diese Zeit fällt ein eigenthümlicher Vertrag mit einem Fabrikbesitzer und reichen Kunstfreunde, einem H. v. Tost, der ihm alle seine Kammermusikwerke für die Dauer von 3 Jahren, wornach sie wieder sein Eigenthum werden sollten, abkaufte, nur um stets dabei sein zu können, wenn sie gespielt wurden! Hier in Wien ward den dadurch hochbeglückten Gatten im Herbste 1813 ein Sohn geboren, der aber nur 3 Monate alt wurde. In Gesellschaft eines Leipziger Kaufmanns erfolgte, um dort alte Beziehungen zu lösen, die von S. allein unternommene Rückreise über Prag und Chemnitz, wo er das Unglück hatte, sich bedenklich den Finger zu lädiren, was ihm den einzigen Ohnmachtsfall in seinem Leben zuzog, nach Leipzig und Gotha. Der Abschied von seiner Gönnerin, der Herzogin, die sehr verstimmt über seinen Weggang war, von den Mitgliedern der Capelle, von seiner Schwiegermutter, von so vielen lieben Freunden, fiel ihm sehr schwer. Endlich saß er mit seinem Bruder Ferdinand, den Kindern und einem Dienstmädchen im Wagen, der die Richtung nach Regensburg nahm, von wo auf einem gemietheten Schiff bei herrlichstem Wetter die sehr vergnügliche Fahrt nach Wien auf der Donau zurückgelegt wurde, wo sie am Landungsplatz Dorette sehnsüchtig erwartete. Die wichtigsten Früchte des reichen und anregenden Wiener Aufenthaltes waren: die herrliche Oper „Faust" (Ende Mai bis Mitte September 1813) und einige auf Tost's Wunsch geschriebene Kammermusikwerke, darunter, einzig in ihrer Art, das „Nonett", op. 31 und das „Octett", op. 32. Auch eine große, zweitheilige Cantate: „Das befreite Deutschland" (Januar bis März 1814), zur Siegesfeier der Deutschen, entstand in Wien. Leider hörte der Tonsetzer beide Compositionen, die Oper, die doch schon zur Darstellung angenommen und zum Einstudiren vertheilt war, und die Cantate, die auch bereits geübt wurde, in Wien nicht mehr. Erstere kam bald nachher

erstmalig unter Weber's Leitung in Prag, letztere erst gelegentlich eines Musikfestes in Frankenhausen zur Aufführung. Man hatte, und nicht ganz ohne Grund, gegen die Spohr'schen Gesangscompositionen, jetzt schon wie später, den Vorwurf erhoben, daß man ihnen allzusehr anfühle, daß ein Violinspieler sie geschrieben habe, und sie unsangbar und undankbar auszuführen seien. An diesem Vorwurf scheiterte in Wien vornehmlich die Inscenirung des Faust. In die Zeit des Spohr'schen Aufenthaltes fällt auch der Wiener Congreß mit seinen glanzvollen Festen, der fast alle bedeutenden Persönlichkeiten dieser Tage in Oesterreichs Hauptstadt sich begegnen ließ und namentlich auch die besten Künstler dorthin führte, C. M. v. Weber, Hummel, Fesca, Pixis, Hermstedt u. v. a. Auch mit Beethoven trat S. in diesen Jahren in intime freundschaftliche Beziehungen. Inzwischen hatte sich in seiner Stellung zum Grafen Palffy manches geändert, was ihm ein Scheiden aus derselben wünschenswerth machte. Der auf 3 Jahre abgeschlossene Contract wurde daher nach beiderseitigem Uebereinkommen schon nach 2 Jahren gütlich gelöst und S., jetzt wieder frei, beschloß nun, seinen lange gehegten Plan einer Reise durch Europa auszuführen. Er gab in Wien noch ein gut besuchtes Abschiedsconcert, ging 8. März 1815 nach Brünn und Breslau, wo wieder concertirt wurde, und verbrachte dann mit seiner Familie den Sommer sehr angenehm bei dem Fürsten Carolath auf dem Schlosse Carolath in Schlesien. Von dort wurde die Reise nach mehrmonatlichem Aufenthalt über Dresden und Leipzig nach Gotha, wo wiederum eine längere Rast gemacht wurde, fortgesetzt. Ein Besuch bei den jetzt in Gandersheim wohnenden Eltern, ein Concert in Hannover und das von S. dirigirte Frankenhauser Musikfest, brachten Abwechslung in sein stilles, behagliches Leben. An Spohr's Stelle war in Gotha A. Romberg getreten. Ende October wurde die begonnene Reise über Meiningen, Würzburg, Nürnberg, Frankfurt, Heidelberg, Karlsruhe, Straßburg, durch den Elsaß nach Basel, Zürich und Bern bis zu dem Dorfe Thierachern bei Thun, fortgesetzt, wo vom 26. April bis 2. September 1816 Sommerfrische gehalten und fleißig componirt und studirt, aber auch manch interessanter Ausflug gemacht und im August das Musikfest in Freiburg besucht wurde. S. hatte für alle Naturschönheiten einen sehr empfänglichen Sinn. In Thierachern fand er, was sein Herz begehrte und war unersättlich in der herrlichen Umgebung seines Wohnortes zu schwelgen und alle Reize derselben aufzusuchen und durchzukosten. Nun sollte sich endlich auch ein seit früher Jugend von ihm gehegter Wunsch erfüllen. Nachdem ein sehr beschwerlicher Weg zum Leuker Bad und darüber hinaus zurückgelegt war, war es ihm am 5. September vergönnt, zum ersten Male einen Blick in das Land seiner Sehnsucht und Träume, in das Land, wo die Citronen blühn, zu werfen. Die Reisenden hielten sich einen Tag am Lago Maggiore auf und gelangten 7. September nach Mailand. In sehr vielen Dingen sahen sie sich allerdings grausam enttäuscht, insbesondere fanden sie die musikalischen Zustände in einem mehr als erbärmlichen Zustande. Für alles sonst Vermißte aber entschädigten sie die Zauber der Natur, die großartigen und herrlichen Bauten, die unerschöpflichen Kunstschätze. Sie besuchten von Mailand aus Venedig (wo S. die persönliche Bekanntschaft Paganini's machte), Florenz, Rom und Neapel. Mit dem Concertiren sah es allerdings überall sehr windig aus, da die Italiener für Instrumentalmusik kein Verständniß besaßen; aber wo er zum Spielen gelangte, erregte seine seltene Kunst stets größte Bewunderung und so wußte er sich denn selbst neben Paganini, den man in seinem Vaterlande vor allen Geigern schätzte, mit Ehren zu behaupten. Leider mußte, da Dorette immer noch an den Nachwehen ihrer Krankheit litt, die Harfe in der Schweiz zurückgelassen werden. Sonst wäre es mit dem Solospielen auch gewiß glänzender vorangegangen. Jetzt war man nur auf Concertstücke mit Orchester-

begleitung angewiesen und S. kann nicht genug klagen und schildern, wie überaus jämmerlich es damit, selbst in den größten Städten, bestellt war. Die Rückreise von Neapel, die anfangs April angetreten wurde, ging rasch und glücklich von statten. Am 2. Mai verließen die Reisenden Mailand wieder, am 8. Mai 1817 trafen sie in Genf ein. Unterwegs riskirte Versuche in Rom und Mailand zu concertiren, waren ungünstig ausgefallen, wie ein weiterer, der nun in Genf gemacht wurde. Die Reise fiel ins Hungerjahr. Ueberall war Theuerung und große Noth, daher es auch mit dem Concertspielen, wenn es überhaupt infolge des herrschenden Elends gestattet wurde, in Zürich, Freiburg, Karlsruhe, Wiesbaden und Ems, gar nicht nach Wunsch ging. S. kam dadurch momentan selbst in peinliche materielle Verlegenheit. Erst in Aachen nahmen die Verhältnisse wieder günstigere Wendung. Die Weiterreise nach Köln und Düsseldorf gestaltete sich höchst erfreulich; in Cleve wurde mit der Familie des Notar Thomae, wie einst mit der des H. Kleinwächter in Prag, ein inniger Freundschaftsbund geschlossen, und dann die Schritte nach Holland gelenkt. Schon waren erfolgreiche Concerte in Rotterdam, dem Haag und Amsterdam gegeben, als ein Antrag aus Frankfurt a. M. eintraf, der S. dorthin als Opern- und Musikdirector engagirte. Er trat diese Stellung zu Anfang 1818 an, konnte hier endlich auch seinen „Faust“ einstudiren und zur Aufführung bringen, so selbst erstmalig das prächtige Werk hören und zu neuen größeren Arbeiten gelangen. Ein erster Anlauf zu einer solchen: „Der schwarze Jäger“, zu dem Döring den Text geschrieben, wurde unterbrochen, weil die Handlung ganz mit der des Freischütz identisch war. S., der richtig erkannte, daß seine Musik nicht geeignet war ins Volk zu bringen und die große Menge zu enthusiasmiren, hat diese Unterbrechung nie bereut. Statt dieser Oper schrieb er nun die in den Solopartien leider durch Rossini’s Stil, der damals fast allein alle Bühnen beherrschte, etwas beeinflußte: „Zemire und Azor“, am 2. April 1819 erstmalig mit großem Beifall aufgeführt. In Frankfurt entstanden noch die Quartette op. 45 und 61, veranlaßt durch die sehr beifällig aufgenommenen Kammermusikunterhaltungen, die S. ins Leben gerufen hatte und eine große, für London componirte Concertouvertüre. (Ebenso wie eine Sonate für Harfe und Violine, ungedruckt.) Hier wurde auch Spohr’s drittes Töchterchen, (Therese, 29. Juli 1818, geb.), deren Pathe einer seiner begeistertsten Anhänger, der ihm sehr befreundete Banquier W. Speier war. Zerwürfnisse mit dem sehr arroganten und aufgeblasenen Vorsitzenden des Theater-Comités, einem rechthaberischen unausstehlichen Dilettanten, Kaufmann Laars, veranlaßten S. seine Stellung in Frankfurt, zum lebhaften Bedauern aller echten Kunstfreunde, zu kündigen und einem Rufe der philharmonischen Gesellschaft in London, die ihn durch Capellmeister F. Ries zum Concertmeister berief, zu folgen. Die Gatten benützten ihre noch verfügbare Zeit dazu, in Norddeutschland und Belgien eine Reihe Concerte zu geben und erreichten dann, nach sehr stürmischer Seefahrt, glücklich, von Calais aus, den Ort ihrer Bestimmung, wo ihrer eine ununterbrochene Reihe ehrenvollster Triumphe harrte. Interessant war für S. die Bekanntschaft mit dem französischen, durch seine überraschende Aehnlichkeit mit Napoleon I. berühmten Geiger, Alex. Boucher, der mit seiner Frau, auch einer Harfenistin, ebenfalls eine Concertreise machte, in Brüssel, und die mit Viotti, welcher in London eines der von ihm dirigirten Concerte besuchte. In London gelang es dem Meister auch, gegen zwei Vorurtheile mit Glück anzukämpfen, was bei dem am Herkommen hartnäckig haltenden englischen Publicum viel heißen wollte. Man war bisher dort gewohnt die Concerte vom Clavier aus zu leiten; er setzte es durch, den Taktstock benützen zu dürfen. Schwieriger und wichtiger erwies sich die andere Neuerung, welche gegen die entwürdigende Sitte ankämpfte, wonach die in einem Privatconcerte mitwirkenden Künstler nur zu ihrem Vortrage

in das Concertzimmer gerufen und dann ohne einen verdienten Achtungsbeweis wieder entlassen wurden. S., der bisher, um sich solcher demüthigenden Behandlung nicht auszusetzen, keine Einladung zu Musikpartien angenommen hatte, konnte eine solche des Herzogs von Clarence nicht ablehnen. Hier aber, wo die höchste Gesellschaft versammelt war, setzte er seinen Willen mit Erfolg durch. Er blieb mit seiner Gattin nicht wie die andern Künstler im Vorsaal, sondern verfügte sich sofort ins Gesellschaftszimmer, sich den übrigen Gästen gleichstellend, ward vom Herzog und seiner Gemahlin, einer geborenen Herzogin von Meiningen, auch sehr freundlich empfangen und zu dem nach dem Concerte stattfindenden Souper geladen. Diese entschlossene, selbstbewußte Handlungsweise hatte die engherzigen Schranken durchbrochen, mit denen eine hochmüthige Kaste sich zu umgeben wußte, und von da an den ausübende Künstlern zu einer würdigeren Stellung verholfen. Vorzüglichen Erfolg hatte sein unter eigenartigen Umständen stattfindendes Benefizconcert, in welchem Dorette, die sich noch immer schwach und angegriffen fühlte, leider zum letzten Male als Harfenspielerin auftreten sollte. Sobald seine Verpflichtungen gegen die philharmonische Gesellschaft gelöst waren, wurde die Rückreise nach Deutschland resp. Gandersheim angetreten, wo die Kinder in der Pflege der Großeltern zurückgeblieben waren und diesmal der Sommeraufenthalt genommen wurde. Nachdem S. im Herbst einen sehr vergnüglichen Abstecher nach Quedlinburg, wohin jetzt Cantor Bischoff versetzt war, gemacht und da ein Musikfest dirigirt hatte, machten sich die Gatten zu einer Reise nach Paris fertig. Dorette hatte die Harfe mit dem Clavier vertauscht und excellirte namentlich im Vortrage des wunderschönen c-moll Quintetts (op. 52), das ihr Gatte für sie componirt hatte. Die Reise ging über Frankfurt a. M., Heidelberg, Karlsruhe, Straßburg. Die Künstler wurden sehr freundlich von den Pariser Kunstgrößen aufgenommen und erfreuten sich namentlich des Umgangs und liebenswürdigen Entgegenkommens von Cherubini, der beiden Kreutzer, Habeneck, Baillot, Moscheles, Lafont, Lesueur, Plantade u. a. Trotzdem der Meister nach Frankreich eine ganz neue Kunst des Violinspiels gebracht, mit der nicht mühelos durchzudringen war, und er gegen viele vorgefaßte Meinungen und die bekannte Eitelkeit der Franzosen, die wähnten, die ersten Geiger der Welt zu besitzen, anzukämpfen hatte, fand er doch die brillanteste Aufnahme; der Beifall des Publicums sprach sich in dem von ihm gegebenen Concerte in lebhaftem Applaudiren und Bravorufen aus. Die Rückreise nach Gandersheim erfolgte auf dem gleichen Wege, wie die Hinreise (1821). Concertirt wurde in diesem Sommer nur in Alexisbad und Pyrmont. Dann erfolgte die Uebersiedlung nach Dresden, wo die beiden älteren Töchter durch den berühmten Gesanglehrer Miksch ihre Ausbildung als Sängerinnen erhalten sollten. Er lebte hier in engem Verkehr mit Weber, der gerade seinen Freischütz einstudirte; dies regte auch in ihm wieder die Lust an, sich in einer Oper zu versuchen, aber bevor noch deren Textbuch fertig gestellt war, übernahm er an Weber's Statt, der zunächst dahin berufen ward, die Capellmeisterstelle in Kassel, das ihm nun für die zweite Hälfte seines Lebens zur Heimath werden sollte. Er traf Neujahr 1822 dort ein, ward sehr wohlwollend vom Kurfürsten empfangen und den meisten seiner Vorschläge zur Hebung der Oper ein geneigtes Gehör geschenkt. Bald nach ihm traten wieder sein Bruder Ferdinand und M. Hauptmann in die Capelle ein. Er übernahm nun auch die Direction der Abonnementsconcerte und gründete einen Cäcilienverein. Dann, nach der sehr beifällig aufgenommenen Aufführung von „Zemire und Azor", und nachdem seine Familie von Dresden eingetroffen war, begann er die Composition seiner neuen Oper: „Jessonda", des Werkes, das sich unter seinen dramatischen Compositionen am längsten in unvergänglicher Frische auf dem Repertoire erhalten hat und das am Geburts-

tage des Kurfürsten, 28. Juli 1823, erstmalig, glänzend aufgenommen, zur Darstellung gelangte. Hier in Kassel entstanden nun alle die Meisterwerke, die er seit dem Jahre 1822 schuf, seine Opern, Oratorien, Psalmen, die 7 letzten Sinfonien, die Doppelquartette, Quintette von op. 69 und Quartette von op. 68 an, die Trios, die letzten Concertstücke für Violine, namentlich aber seine Violinschule (1831), dieses einzige, unübertroffene Meisterwerk seiner Art, das obenanstehend unter allen für die Violine erdachten Unterrichtswerken, allein im Stande wäre, seinen Namen unsterblich zu machen. Eigentliche Kunstreisen, obwohl er deswegen auf das Solospiel nicht verzichtete, unternahm der Meister jetzt nicht mehr. Seine contractliche Vacanz verbrachte er meist in Karlsbad oder auf Vergnügungsreisen; dagegen ward er häufig in die Städte berufen, in denen Musikfeste stattfanden, so nach Düsseldorf 1826, Halberstadt 1828 und 1832, Nordhausen 1829 u. a. O.

Nun aber sollte den edlen Meister, bisher von den Göttern so sehr begünstigt, der härteste Schlag treffen, den das Geschick ihm vorbehalten hatte. Seine geliebte Dorette, die Mutter seiner Kinder, die Genossin und Zeugin seiner vielen künstlerischen Triumphe, seit längerer Zeit schon kränkelnd, wurde ihm, nachdem eine Cur in Marienbad anscheinend mit bestem Erfolge gebraucht worden war, am 20. November 1834 durch den Tod entrissen. Ebenso plötzlich schied im Seebade Zandfort bei Haarlem, das ihr im folgenden Jahre verordnet war, deren Schwester, die seit dem Ableben ihrer Mutter in seinem Hause aufgenommen war, aus dem Leben. Der Aufenthalt in der nun vereinsamten Wohnung wurde ihm auf die Dauer unerträglich. Er entschloß sich deshalb zu einem neuen Ehebunde und heirathete am 3. Januar 1836 eine hochgebildete, auch sehr musikalische, vortreffliche Dame, Fräulein Marianne Pfeiffer, Tochter des bekannten hessischen Patrioten, Oberappellationsrathes Pfeiffer, deren einziges Bestreben es fortan war, seine Tage zu verschönen und ihm des nahenden Alters Lasten vergessen zu machen. Diese ausgezeichnete Frau, auch dichterisch hochbegabt, schied, ihren Gatten lange überlebend, erst am 3. Januar 1892, 84jährig aus dem Leben. — Die nächsten Theaterferien benutzte S. dazu, seine junge Frau seinen Verwandten vorzustellen; er reiste über Gotha, Erfurt, wo ihm zu Ehren große Festlichkeiten veranstaltet wurden, und Leipzig, wo die alten Freunde Rochlitz und Weiß seiner harrten und eine ausgezeichnete Pianistin, Frau Voigt, alle denkbaren Aufmerksamkeiten vorbereitet hatte, nach Dresden; hier wohnten die drei Capellmeister Reissiger, Morlacchi und Rastrelli einer interessanten, von ihm gegebenen Quartettpartie bei. Hier traf er auch mit seinen alten Freunden Kleinwächter und Familie aus Prag und A. Hesse aus Breslau zusammen, worauf die ganze Gesellschaft eine sehr genußreiche Tour durch die sächsische Schweiz nach Herniskretschen machte, der die bald darauf componirte Reisesonate für Clavier und Violine, op. 96, ihren Ursprung verdankte. Von hier aus wurden dann die Brüder in Braunschweig, wo eben ein Musikfest stattfand, und auf der weiteren Heimreise auch Freund Lüder auf der Catlenburg besucht. Ein weiterer Abstecher führte den Meister noch zum 1000jährigen Jubiläum des heiligen Liborius nach Paderborn, bei welcher Gelegenheit sein einstiger Schüler, Gerke, die „letzten Dinge" zur Aufführung brachte. Sein Bestreben, 1837 in Kassel ein Musikfest zu veranstalten, scheiterte am Widerspruch des Kurprinzen, und beinahe hätte er auch seine diesjährigen Ferien nicht rechtzeitig antreten können, um in Prag seinen „Berggeist" zu dirigiren, da der Prinz die Urlaubsausfertigung verzögerte. Er ging also als der betreffende Tag gekommen war, ohne eine solche, und besuchte von Prag aus noch Wien, Salzburg, München und Erlangen. Im folgenden Jahre ward ihm leider der Schmerz, seine jüngste Tochter, Therese, ein ebenso talentvolles als gutgeartetes, blühendes Mädchen,

vom Nervenfieber schnell dahingerafft zu sehen. In Karlsbad, wo jetzt die Ferien zugebracht werden sollten, fand er seinen Freund Hesse und machte er die Bekanntschaft de Beriot's und Pauline Garcia's. Auf der Rückreise dann in Leipzig die R. Schumann's, was ein dauerndes freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden zur Folge hatte. Unter den fremden Künstlern, die in dieser Zeit das bei den Virtuosen nicht im besten Ruf stehende Kassel besuchten, um dort zu concertiren, müssen Paganini, Ole Bull, Liszt, Mortier de Fontaine, hervorgehoben werden. Alle hatten Ursache des Meisters liebenswürdiges Entgegenkommen zu rühmen. Im J. 1839 schrieb er seine vielangefochtene „Historische Sinfonie" und folgte dann einem Rufe nach England, um beim Musikfeste in Norwich sein Oratorium: „Des Heilands letzte Stunden" zu dirigiren. Diese Reise erwarb ihm einen neuen treuen Freund in Professor Taylor, dem Hauptleiter des ganzen Festes. Derselbe ist auch der Textdichter des Oratoriums „Babylons Fall", des leider letzten, aber auch großartigsten Werkes Spohr's dieser Gattung. Es sollte 1842 beim nächsten Norwicher Musikfeste aufgeführt werden. Der starrsinnige Kurfürst aber versagte seinem Capellmeister den erforderlichen Urlaub, obgleich das Comité des Festes Monate lang darum petitionirt hatte und der Minister Aberdeen, der das Gesuch abgefaßt, dadurch am tiefsten indignirt und beleidigt wurde; auch eine dringende Bitte des Herzogs von Cambridge ward abschläglich beschieden und eine Adresse von 100 000 Bewohnern der Grafschaft Norfolk, worin der hessische Herr förmlich angefleht wurde, S. ziehen zu lassen, blieb unbeachtet. Dieser Vorfall erregte s. Z. größtes Aufsehen. Pfingsten 1840 ward er nach Aachen zur Direction des Musikfestes geladen und kurze Zeit darauf finden wir ihn in Gandersheim, wo das Befinden der geliebten Mutter zu schweren Befürchtungen Anlaß gab, die sich denn leider auch in den nächsten Wochen schon erfüllten. Diesem Besuche folgte ein Abstecher nach Lübeck, wo Marianne einst glückliche Jugendjahre verlebt hatte. Auf der Rückreise leitete er in Hamburg eine Aufführung seiner „Jessonda" und begann nun in den nächsten Jahren, vom Verleger Schuberth dazu veranlaßt, seine 5 Claviertrios zu schreiben, damit ein neues, ihm bisher noch fremdes Feld mit größtem Erfolg cultivirend. Die Theaterferien benutzte er diesmal zu einem Ausflug über Stuttgart und Hechingen, wo ihm große Ehren zu theil wurden, nach der Schweiz, wo „Des Heilands letzte Stunden" auf dem Musikfeste in Luzern gegeben wurden, dem er aber nur als Zuhörer beiwohnte. Auf der Rückreise hörte er in Frankfurt a. M. zum ersten Male eine Gluck'sche Oper: „Iphigenia in Aulis". In Kassel hatte sein starrköpfiger Herr nie gestattet, eine solche aufzuführen. Gleich nach der Ankunft in der Heimath begann er die Composition seiner in ihrer Art einzigen Doppelsinfonie (eine Nachahmung seiner Meisterwerke, der Doppelquartette) „Irdisches und Göttliches im Menschenleben". Die Ferien des nächsten Jahres verbrachte er wieder in Karlsbad. Nach seiner Rückkehr ward ihm die schmerzliche Kunde, daß sein langjähriger, lieber Freund, M. Hauptmann, von ihm in der Folge schwer und schmerzlich vermißt, nach Leipzig als Cantor der Thomasschule berufen sei. Noch ist zu bemerken, daß im Winter 1842 S. sich auch in der Composition einer, Mendelssohn dedicirten, Claviersonate mit Erfolg versuchte, und daß in diesem Jahre Bach's „Matthäuspassion" und Wagner's „Fliegender Holländer" in Kassel zur Aufführung gelangten. Ebenso daß ein, von ihm aber abgelehnter, Ruf an ihn erging, die Direction des Prager Conservatoriums zu übernehmen. Die Sommervacanz des nächsten Jahres (1843), die ihm von seinem eigensinnigen Machthaber nicht beeinträchtigt werden konnte, verbrachte der Meister in London, daselbst unter außerordentlichen Ehrungen, auch seitens der königlichen Familie, seinen „Fall Babylons" und andere seiner Werke leitend. Von dem landeskundigen Taylor geführt, ward nun auch eine

Reise durch die bedeutendsten englischen Städte und das paradiesische Wales gemacht. Mit Albums aus allen Gegenden des Landes beladen, verließ er endlich die gastliche, kunstbegeisterte Insel und vertrieb sich die Stunden der Ueberfahrt damit, die zahlreichen, an ihn ergangenen Bitten um Einschreibung zu erfüllen. Die Vacanzreise des Jahres 1844 ging nach Paris, wo die große Ausstellung alle Welt anzog und S. mit Habeneck, Halevy, Auber, Adam, Berlioz u. a. viele traulich angenehme Stunden verlebte, und nun auch das Conservatorium seine Anwesenheit feierte.

Kaum war S. nach Kassel zurückgekehrt, als er sich wieder zu neuer Reise rüsten mußte, um das Musikfest, das seine Vaterstadt Braunschweig Ende September eigentlich ihm zu Ehren veranstaltet hatte, zu leiten. Auf der Fahrt dahin, in Seesen, wo er seine früheste Jugend verlebte, schon mit rührender Aufmerksamkeit und Auszeichnung empfangen, geschah in Braunschweig das Denkbare, um seine Anwesenheit zu feiern. Bei St. Aegidien, wo er einst getauft worden, fand die mit Begeisterung executirte und aufgenommene Aufführung von „Der Fall Babylons" statt. — Eine Einladung zu einem großen Musikfeste nach Newyork mußte er, der weiten Reise wegen, ablehnen. — Am Neujahrstage 1845 kam seine letzte Oper: „Die Kreuzfahrer", in Kassel zu erster Vorführung, dort eine beispiellos glänzende Aufnahme findend. Immer bestrebt, neu in Form und Ausdruck zu sein, hatte er auch für dies Werk eine überraschende Darstellungsweise gewählt, indem er, um ganz die Wahrheit, welche die Situation heischte, zu erreichen, allen Flitterstaat der neuern Opernmusik, als Coloraturen, Instrumentensoli und Lärmeffecte, verschmähte, und jede unnöthige Note vermied, die nur des Glänzens wegen angebracht war. Die Oper wurde nachher mit großem Beifall noch in Berlin u. a. O. gegeben, in München und Dresden des Textes wegen (nachdem die Kreuzfahrer von Kotzebue unbeanstandet auf allen Bühnen deutscher Zunge Jahrzehnte hindurch aufgeführt worden waren), aber abgelehnt. Durch die Art, wie an letzterem Orte die Rücksendung dieses Werkes durch den Intendanten v. Lüttichau (nach 14 Monaten) erfolgte, nachdem alle Vorproben dazu gehalten und in Sängerkreisen große Begeisterung dafür herrschte, war für den Meister höchst kränkend und verletzend und in bittern Worten sprach er sich darüber aus, daß dieser Vorfall in seiner langen Künstlerlaufbahn einzig dastehe. — Die diesjährigen Ferien führten ihn zunächst nach Oldenburg, wo sein Schüler, der Capellmeister Pott, ein großes Concert zum Besten eines zu gründenden Orchester-Pensionsfonds veranstaltete, das S. theilweise dirigiren sollte. Leider überfiel ihn, während er seine 5. Sinfonie und sein herrliches „Vater unser" leitete, ein furchtbarer Magenkrampf, so daß er sich kaum mehr aufrecht erhalten konnte und auf alle ihm zugedachten Ehren verzichten mußte. Er vermochte nun auch sein Versprechen, in Bremen seine „Jessonda" zu dirigiren, nicht zu lösen, sondern mußte sich direct nach Karlsbad begeben. Die Cur daselbst schlug ihm aber diesmal so gut an, daß er schon nach 14 Tagen sich nach Berlin wenden konnte, um dort seine „Kreuzfahrer" zu leiten. Meyerbeer, Taubert, sein Schüler H. Ries, überhäuften ihn mit Aufmerksamkeiten und der König lud ihn, nebst A. v. Humboldt, L. Tieck, v. Savigny u. a. zur Tafel. Da er als Dirigent des großartigen bei der Enthüllung des Beethoven-Denkmals in Bonn (11. August) geplanten Musikfestes erwählt war, konnte er sich nach der Rückkehr aus seiner diesjährigen Vacanz in Kassel keine Ruhe gönnen, denn es galt, in den nächsten Wochen schon wieder am Rhein zu sein. Er leitete in Bonn die D-dur Messe und die 9. Sinfonie Beethoven's, Liszt den übrigen Theil der Aufführungen. Nach seiner Heimkehr schuf er noch eine ganze Reihe bedeutender Werke (op. 128, 129, 130, 132). — Im folgenden Jahre ward der Besuch Karlsbads erneuert.

Auf der Durchreise durch Leipzig war es ihm gewährt, wonnevolle Tage zu verleben und in schönsten musikalischen Genüssen zu schwelgen. Er traf hier mit R. Wagner zusammen und ward von Mendelssohn mit Liebenswürdigkeit überhäuft. Eine an ihn nach Karlsbad gelangte Einladung des Landgrafen von Fürstenberg in Wien, sein letztes Oratorium dort zu dirigiren, mußte abgelehnt werden, da sein charmanter, wie immer entgegenkommender Fürst, trotzdem diesmal Metternich eigenhändig das Gesuch der Wiener Musikgesellschaft unterstützte, eine abschlägige Antwort beliebt hatte. — Am 20. Januar 1847 war es ihm nun vergönnt, sein 25jähriges Jubiläum als Capellmeister des Kasseler Hoftheaters zu begehen. Leider müssen wir es uns versagen, der Festlichkeiten, die bei dieser Gelegenheit stattfanden, näher zu gedenken. Die Stadt verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht, das Festcomité überreichte eine silberne Vase, vom Kurfürsten ward er zum Generalmusikdirector ernannt, womit er zugleich die Hoffähigkeit erhielt, der König von Preußen verlieh ihm den rothen Adlerorden III. Classe, König Max II. von Baiern den Maximiliansorden u. s. w. Nah und fern wetteiferte man, ihm begeisterte Huldigungen und ehrenvollen Dank darzubringen. — Wieder entschloß er sich in diesem Jahre einer Einladung nach London zu folgen. Er reiste über Brüssel, Gent und Ostende. Während dieser Triumphzeit verlebte er mit den Familien Horsley, Taylor, Benedict köstliche Stunden. Doch ging das Jahr nicht ohne herbe Schmerzen, die ihm der Tod Mendelssohn's und der seiner Schwiegermutter bereiteten, zu Ende. — Es beginnt nun die Zeit der großen politischen Bewegung des Jahres 1848, an der er die lebhafteste Antheilnahme äußerte und von deren Errungenschaften er, der so sehr für Freiheit, Wahrheit und Recht Entflammte, sich die besten Folgen für sein Volk versprach. In solch gehobener Stimmung schrieb er sein wundervolles Sextett für Streichinstrumente (op. 140), das er mit den Worten in den Katalog seiner Compositionen eintrug: „Geschrieben im März und April zur Zeit der glorreichen Volksrevolution zur Wiedererweckung der Freiheit, Einheit und Größe Deutschlands.“ Beseelt von dem edelsten Patriotismus, verlebte er die diesjährigen Sommerferien theilweise in Frankfurt, um den Verhandlungen in der Paulskirche beiwohnen zu können. Diesem Besuche folgte eine Harztour und eine kurze Einkehr in Göttingen; dann zog's ihn wieder nach Karlsbad, doch wurde auf der Reise in Leipzig einige Tage gerastet. — Am 22. Januar 1849 hatte er das Unglück, auf seinem gewohnten Gang zur Theaterprobe bei eingetretenem Glatteis einen schweren Fall zu thun und eine nicht unbedeutende Quetschung am Kopfe zu erleiden. — Nach seiner glücklichen Wiederherstellung reiste er während der Theatervacanz zu einem „14tägigen Spohrfest“ — so kann man die ununterbrochene Kette von Festlichkeiten, Ehrenbezeugungen und Musikgenüssen aller Art nennen, die ihm bereitet wurden, und als deren Hauptanreger sein Freund A. Hesse genannt werden muß —, nach Breslau, welche Stadt er nach 10 Tagen wieder verließ, um, von Hesse geleitet, eine Tour durch das Riesengebirge zu machen, dessen überraschende Naturschönheiten er mit Entzücken genoß und wo es ihm auch in Warmbrunn und Hirschberg an musikalischen Ovationen nicht fehlte. — Die am 23. Februar 1850 erfolgte Rückkehr Hassenpflug's auf seinen Ministerposten in Kassel, setzte Hessen in größte Betrübniß und Unruhe. Ueber das ganze Land wurde am 8. September der Belagerungszustand verhängt und am 13. verzog sich der Landesvater mit seinen Ministern bei Nacht und Nebel nach seinem Lustschlosse Wilhelmsbad bei Hanau, dorthin auch sein Garderegiment mitnehmend. Diese anscheinend für die musikalischen Zustände Kassels gleichgültige Thatsache, hatte aber nun, da der größte Theil der Hofcapelle aus Gardemusikern bestand, die Folge, daß S. nur noch ein Drittel seiner Capellmitglieder behalten hatte und jetzt die Opernaufführungen,

die nicht aufhören durften, fast unmöglich wurden. Doch brachten ihm die nun kommenden Tage tyrannischen Druckes auch freundliche Momente, da die nach Kassel verlegten Baiern und Preußen gute Capellen und Männerchöre besaßen, die nicht versäumten, dem berühmten Meister jede mögliche Huldigung darzubringen. In dieser Zeit schmählichster Vergewaltigung konnten keine Concerte für den Pensionsfond gegeben werden; die aus diesen Concerten gewöhnlich entfallenden Einnahmen konnte aber dessen Casse nicht entbehren. S. veranstaltete daher an ihrer Statt sehr besuchte Quartettsoiréen und in ihnen war es auch, wo er zum letzten Male in Kassel öffentlich spielte. Daß in dieser trostlosen Zeit S. mit größter Ungeduld dem Beginn der Theaterferien entgegensah, ist begreiflich. Er wollte keinen Tag derselben versäumen, aber er hatte seine Rechnung ohne den, nun von seinem Volke bestgehaßten Landesvater gemacht, der erst zögerte, sein Urlaubsgesuch ausfertigen zu lassen und dann ohne Grundangabe die Urlaubsbewilligung abschlug. S., auf sein gutes Recht vertrauend, reiste nun ohne dieselbe, mußte aber diese Kühnheit nach seiner Rückkehr mit 550 Thalern Gehaltsabzug büßen. Inzwischen verbrachte er seine Vacanzzeit in einem von ihm noch nicht besuchten Theile der Schweiz und in Oberitalien (Mailand und Venedig), schließlich deren letzten Rest in Göttingen. 1852 finden wir ihn wieder in London. Er hatte, vom Theaterdirector Gye veranlaßt, den Dialog seiner Oper „Faust“ in verbindende Recitative umgearbeitet und war dadurch einem dringenden Wunsche der Königin, die dieses Werk in der italienischen Oper zu hören wünschte, entgegengekommen. Die wahrhaft vollendete Aufführung dieses genialsten Spohr'schen Bühnenwerks in der neuen Gestalt, rief einen Sturm von enthusiastischem Beifall und von Begeisterung hervor. Doch wiederum suchte ihn nach dieser Reise ein leidvolles Geschick heim. Am 4. Oct. verlor er seinen geliebten Schwiegervater, das Land den unerschrockensten und standhaftesten Vertheidiger seiner Verfassung. Auf sein Leben warf dies ihn tiefberührende Ereigniß einen dunklen Schatten. — Im Herbst 1852 erhielt er durch Ernennung seines Schülers J. Bott zum Concertmeister, unerwartete Erleichterung seines Berufes, da derselbe sich mit ihm in die Direction der Opern zu theilen hatte. Nochmals entschloß er sich, 1853, zu einer Reise nach England, um die Sommerconcerte der New Philharmonic Society zu dirigiren. (darin Beethoven: Sinfonie Nr. 2 und Nr. 9; Spohr: Doppelsinfonie, Ouvertüren Berggeist, Jessonda, Im ernsten Stil u. s. w.) Zum letzten Male schied diesmal der Meister von Englands gastlichen Küsten, über Calais die Rückreise antretend. Gleich nach seiner Heimkehr schrieb er dann sein Clavierseptett. — Im nächsten Jahre ging die Ferienreise durch Baden aufwärts an den Genfersee, nach Freiburg und Bern (wo gerade „Die letzten Dinge“ aufgeführt wurden), dann über den Vierwaldstädter- und Bodensee nach München (zur Industrieausstellung) und von da wieder nach dem stillen, lieblichen Alexanderbad, das er fortan regelmäßig aufsuchte, um in diesem, von herrlicher Bergluft durchwehten Curorte, seine Lebensgeister zu erfrischen. — Im Frühjahr 1855 folgte er einer Einladung des Königs von Hannover. Der kostbare Taktstock, den ihm nach glänzend vorübergegangenen Concertaufführungen derselbe durch die Capelle überreichen ließ, fand des Kurfürsten Billigung nicht, da er seiner Ansicht nach wohl dem kurfürstlichen Generalmusikdirector, aber nicht *seinem* Capellmeister gewidmet war.

Nochmals lenkte er seine Schritte dann nach Hamburg und Lübeck, besuchte Braunschweig und Gandersheim wieder und kehrte, von Sehnsucht nach dem Rosenflor seines Gartens getrieben, bald nach Kassel zurück. — Die Vacanz des Jahres 1856 ward erst zu einer Erholungsreise nach Dresden und Prag, dann zum Besuch des Männergesangsfestes in Braunschweig, zu einer Tour durch den

Harz, zuletzt zum Besuch des Musikfestes in Wernigerode benutzt, wo er mit Liszt, Tausig, Markull, Dr. Zander, Tschirch u. a. frohe Tage verlebte. — An Stelle Bott's, der sich mit der Theaterintendanz in Kassel überworfen hatte und von dort abgegangen war, trat als zweiter Capellmeister C. Reiß aus Mainz. Im nächsten Jahre besuchte er nochmals Holland, wo seine Schüler, die Musikdirectoren Böhm aus Dortrecht und Kufferath aus Utrecht diesmal seine Cicerone waren. Auf der Heimfahrt kehrte er bei F. Hiller in Köln ein und lernte M. Bruch dort kennen. Unverhofft sah er sich nach seiner Rückkehr am 14. November wegen vorgerückten Alters allergnädigst mit 1500 Thlrn. pensionirt. Erfrischt und neugekräftigt hatte er sein, wenn auch nur mit Herbstblumen geschmücktes heimisches Eden wieder betreten, mit Eifer alle Pflichten wieder aufgenommen, mit Entschiedenheit es ausgesprochen, daß seine Jahre ihm wol gestatteten, seine Berufsgeschäfte beizubehalten, nun war das Geahnte doch eingetreten. Mit der ihm eigenen Seelengröße erhob er sich über diese neue Kränkung, ja nahm es auch jetzt wieder, wie bei seiner zweiten Verheirathung, zu der man die Erlaubniß nur gab, nachdem er auf den contractlich gesicherten Gehalt für seine Witwe verzichtet hatte, ruhig hin, daß man ihn statt mit vollem Gehalte, wie es das Anstellungsdecret aussprach, nur mit einem Theile desselben in den Ruhestand versetzte. Hätte er remonstrirt, es wäre nach langem Processiren gekommen, wie bei der ungerechten Bestrafung nach der Rückkehr von seiner Vacanzreise vor einigen Jahren. Er tröstete sich über all das ihm Zugefügte verhältnißmäßig leicht, war er nun doch der Rücksichten gegen seinen chicanösen Fürsten enthoben, fühlte er sich doch frei, konnte er nun doch reisen wann und wohin er wollte. Nachdem die ihm bereiteten, ebenso ehrenden, wie rührenden und herzlichen Abschiedsfeierlichkeiten vorüber waren, benutzte er gleich am folgenden Morgen seine Freiheit, um seinen alten, bewährten Freund Lüder in Catlenburg zu besuchen. — Noch aber waren die Schicksalstücken, die ihn heimsuchen sollten, nicht erschöpft. Als er am zweiten Weihnachtstage den gewohnten Gang vom Lesemuseum heim machen wollte, stürzte er in der Abenddämmerung auf der am Eingang befindlichen steinernen Treppe und brach den Arm. Derselbe wurde zwar rasch wieder geheilt, gewann aber nicht mehr die erforderliche Kraft und Elasticität, um frühere Leistungen ferner zu ermöglichen. Aber seiner Reiselust vermochte er wenigstens noch immer zu genügen. Er folgte einer Einladung nach Magdeburg, wo unter Mühling's Leitung am Charfreitag „Des Heilands letzte Stunden" aufgeführt wurden, dann nach Bremen, wo man unter Engel den „Fall Babylons" gab. Darauf ging er im Juli nach Prag, wo das Conservatorium sein 50jähriges Jubelfest mit drei großen Musikaufführungen (darunter „Jessonda") beging und die berühmten Schüler dieser Anstalt, Dreyschock und Laub, gegenwärtig waren. Im September wohnte er dem Musikfeste in Wiesbaden, im October großen Aufführungen, die Rietz dirigirte, in Leipzig und endlich noch im April 1859 einem, von dem jüngst dort angestellten J. Bott veranstalteten Festconcerte in Meiningen bei, gelegentlich dessen er selbst zum letzten Male den Directionsstab, um einen Theil der auf dem Programm stehenden Tonstücke zu dirigiren, ergriff. Bei diesem Besuche erhielt er das Großkreuz des Sächsisch-Ernestinischen Hausordens, wie denn der Herzog und ebenso der Hofcapellintendant v. Liliencron alles aufboten, den illustren Gast zu ehren. Auch die Freimaurerloge verherrlichte seine Anwesenheit durch ein glänzendes Fest. Noch machte er darnach einen kurzen Besuch in Detmold (Concertante Nr. 1. Kiel und Bargheer. 9. Sinf. Jahreszeiten) und ging dann über Hildburghausen nach seinem lieben Alexanderbade. Auf der Rückreise wohnte er in Würzburg noch einer Aufführung der „letzten Dinge" bei. Das war seine letzte Fahrt. Seit Jahren schon hatten sich die lästigen Merkmale, die mit dem nahenden Alter

immer verknüpft sind, geäußert. Viele schwere Schicksalsschläge, so manche schmerzvolle, ihn tief ergreifende Verluste geliebter Familienglieder, von denen auch sein sonst so glücklicher, beneidenswerther Lebensgang nicht verschont geblieben war, hatte er muthvoll und über alle Prüfungen sich immer wieder kräftig erhebend, überstanden. Jetzt, da er erst dem Componiren, dann dem Violinspielen, zuletzt auch dem Dirigiren entsagen mußte, da ihm sein sonst so feines Gehör versagte, für ihn eigentlich der deprimirendste Verlust, empfand er es doch sehr peinlich, daß er zu gar keiner Leistung mehr fähig, so gar nichts mehr für das Leben nütze war. Ein trüber, schmerzvoller Ausdruck lagerte auf seinen Zügen. Fortwährende Schlaflosigkeit raubte ihm den letzten Rest seiner Kräfte. Erst in den spätesten Lebenstagen war ihm einige Male wieder sanfter Schlummer gegönnt. Sonnabend, den 22. Nov. 1859, 9½ Uhr abends ging er in das Land hinüber, dessen himmlischen Harmonien er längst gelauscht, schloß er in stillem Frieden seine im Scheiden noch verklärt blickenden müden Augen für immer. Keinem andern Sterblichen sind je so viele Zeichen der Verehrung geworden, wie S. Es kann ja sein, daß einem Fürsten, einem Staatsmanne, als den höchstgestellten unter den Völkern, großartigere und massenhaftere Huldigungen dargebracht wurden, aber ihm gegenüber hatten sich die Auserwählten der Kunstwelt, die Gebildeten der Gesellschaft allerwärts vereint, ihrer Liebe, Begeisterung und Bewunderung unzweideutigsten, oft überwältigenden Ausdruck zu geben. Sein Leben war ein ununterbrochener Triumph und wohin er auch seine Schritte lenken mochte, in Deutschland, Oesterreich, Italien, der Schweiz, Frankreich, Holland, England, durchzog er wie ein Sieger die Lande. Seine Brust zierten zahllose Orden. Jeder Regent beehrte sich, dieselbe zu schmücken. Den meisten Kunstakademien oder größeren Musikgesellschaften gehörte er als correspondirendes oder Ehrenmitglied an. S., obwol durch jedes ihm gewordene Zeichen von Verehrung und Achtung erfreut, wurde durch solche Auszeichnungen nicht aus seinem Gleichmuthe gebracht, noch weniger suchte er damit zu prunken oder wies er eitel darauf hin. Als einst, im Hochsommer, in Kassel eine Festvorstellung im Theater stattfand, sah man ihn, fest in seinen Wintermantel gehüllt, mit großen Schritten dem Theater zuschreiten. Als ihn ein Begegnender verwundert frug, was diese Einhüllung bedeute, schlug er fast verlegen den Mantel zurück und stand nun im schwarzen Anzug mit allen seinen Orden geschmückt da: „In diesem Aufputz kann ich mich doch nicht auf der Straße sehen lassen?" Der für diese Biographie gewährte Raum gestattet nicht, Auszüge aus den vielen, seine Persönlichkeit, sein Spiel, seine Compositionen, sein Wirken als Dirigent und Lehrer ihn ausnahmslos in enthusiastischen Worten preisenden Artikeln wiederzugeben. Einerseits beweisen derartige Berichte wol die allgemeine Begeisterung und Hochschätzung der Zeitgenossen für ihn, andererseits bilden sie einen beherzigenswerthen Beleg dafür, welch ein flüchtig vergängliches, eitles Ding es um das ist, was man Ehre, Ruhm und Unsterblichkeit nennt. Noch muß der von ihm durch viele Jahre mit Vorliebe fortgeführten privaten Quartettunterhaltungen hier gedacht werden. Mit den besten Mitgliedern seiner Capelle hatte er ein ständiges Quartett arrangirt, mit dem er zunächst seine eigenen Kammercompositionen übte und vor Eingeladenen und Freunden vorführte. (Trios, Quartette, Quintette, Doppelquartette u. s. w.) In jeder Soiree wurden unabänderlich drei Piecen gespielt, zwei Compositionen von ihm selbst und ein anderes classisches Quartett, in welchem er dann die zweite Violine zu übernehmen pflegte. Sein Vortrag war bei diesen Gelegenheiten ausgezeichnet durch Fülle des Tons, Reinheit, Kraft und Leichtigkeit der Bogenführung; er schien sich dabei stets zu verjüngen. Jugendlich aber erschien er auch bei dem kleinen Abendessen, das diese Musikabende schloß. Da verschwand sein angeborener hoher Ernst allmählich von seinem

Antlitz, einer Art Aufgeräumtheit, ja sogar Heiterkeit Platz machend. Gewöhnlich kalt und abgeschlossen, wurde seine Miene nun lächelnd und liebenswürdig. Jedem, dem es vergönnt war, diesen Ernst in Frohmuth übergehen zu sehen, wird dies frohe Aufleuchten in den Spohr'schen Zügen unvergeßlich sein. Dann wurde er lebendig und aufgeräumt und erheiterte die Gesellschaft mit pikanten Anecdoten, Witzen und Scherzen. Diese Quartettabende fanden auch wiederholt im Hause der Frau v. Malsburg, einer treu ergebenen, von S. hochgeschätzten Dame, voll Talent, Anmuth, Geschmack und Bildung, statt. Unvergeßlich ist dem Schreiber dieses Aufsatzes auch sein Concertspiel. Seine hohe, majestätische, alle anderen Mitwirkenden überragende Gestalt imponirte schon zum voraus jedem; dann trat er wie ein junger Soldat in fester Haltung vor die Zuhörer, begrüßte sie mit einer unbeschreiblichen Verbeugung, voll Würde ohne Stolz, voll Anmuth ohne Nonchalance und beobachtete während des ganzen Vortrags, selbst bei Ueberwindung größter Schwierigkeiten, tadellose Ruhe. Sein Spiel, voll Empfindung, Seele und Reiz, aber auch Strenge und Gründlichkeit neigte zum Großen, in sanfter Wehmuth Schwärmenden; vollkommene Reinheit, Sicherheit, Präcision, ausgezeichnetste Fertigkeit, alle Künste des Bogenstriches, namentlich ein wundervolles Staccato, alle Verschiedenheiten des Geigentons, welch letzterer bei ihm von einer Größe, einer Macht, einem Adel war, wie man ihn vor- und nachher nicht wieder hörte; die ungezwungenste Leichtigkeit machte ihn zu einem vollendeten Virtuosen; aber die Seele, die er seinen Melodien und Passagen einhauchte, der Flug der Phantasie, das Feuer, die Zartheit, die Innigkeit des Gefühls, der feine Geschmack, seine Einsicht in den Geist der verschiedensten Compositionen, seine Kunst, jede ihrem Charakter und Inhalt entsprechend wiederzugeben, machten ihn zum wahren, unübertrefflichen und unübertroffenen Künstler.

Nachdem es ihm gelungen war, sich Haus und Garten zu erwerben, führte er ein zufriedenes, stilles, zurückgezogenes, äußerst gemüthliches Familienleben. Mochten die Stürme des Lebens diesen geweihten Besitz umtosen, sinnend und schaffend und voll Theilnahme für jedes kleinste Vorkommniß um ihn her, bildete dieser Besitz einen Großtheil seines Glückes. Er bestand aus einem nicht sehr umfangreichen, sorgfältig gepflegten Garten, in welchem rechtsseitig ein Treibhaus stand und einem bescheidenen, aber äußerst behaglichen zweistöckigen Wohnhaus mit Mansarde. Links vom Eingang waren ebenerdig sein Arbeits- und Unterrichtszimmer, rechts die Wohnräume, über einer Treppe ein hübscher Musiksaal mit einem schönen Flügel und dem kostbaren Glasschrank, in welchem alle die werthvollen und reichen Geschenke, die er allerwärts empfangen, von seiner eigenen Hand geordnet, aufbewahrt waren. Der ganze von einer Mauer umgebene Besitz war ein Heiligthum. Nie konnte ich ihn anders als in gehobener, ehrfurchtsvoller Stimmung betreten. Dieser Wohnstätte eines großen, edlen, herrlichen Mannes, so schlicht und einfach und doch durch seine Anwesenheit belebt und verklärt, vermochte man nur in Andacht zu nahen. Hier im Garten pflegte er, die Arme liebend um die vortreffliche Gattin gelegt, im traulichen Gespräche mit ihr, beglückt zu wandeln, sich jeder neuen Blüthe, jeder entfalteten Blume erfreuend. Je mehr er in den Jahren vorrückte, um so mehr hing er an diesen Räumen, um so stärker wuchs, war er verreist, seine Sehnsucht nach den Rosen und ihren Schwestern seines Gartens. Man konnte nicht anders denken, als daß diese heilige Stätte für immer unverändert conservirt, daß jede profane Benutzung von ihr ferne gehalten und ausgeschlossen bleiben, daß dies Haus einst alle Andenken und Erinnerungen an den Meister sammeln und aufbewahren, daß es ein Spohr-Museum werden würde. Bis zum Tode der Wittwe blieb denn auch alles unverändert, mit liebender Pietät wurde jede Kleinigkeit gehütet, bewacht und gepflegt. Nun ist doch alles anders gekommen. Der

Auctionator zog ins Haus; in den geweihten Räumen drängte sich eine pietätlose, neugierige Menge; was nach Vertheilung der Kostbarkeiten unter die Verwandten noch übrig war, kam unter den Hammer und in fremde Hände. Zuletzt sollte auch noch Garten und Haus versteigert werden, aber es fand sich niemand, der den von den Erben geforderten Preis (80,000 Mk.) geboten hätte; auch die Stadt lehnte einen Kauf ab. Was wird nun geschehen? Die Zahl der einstigen enthusiastischen Verehrer des seligen Meisters ist zu sehr geschmolzen, als daß eine Summe unter ihnen gesammelt werden könnte, die es ermöglichte, eine rettende That zu vollziehen. Kassel besitzt ja viele Schlösser und andere Prachtgebäude, aber der denkwürdigsten Stätte in seinen Mauern, verklärt durch das vieljährige Walten des Genius in ihr, ewig ein Mecca aller kunstbegeisterten Wanderer, ein Heiligthum für alle musikerglühenden Seelen, droht der Untergang.

S., so hochgebildet, mit seinem erhabenen Geiste das ganze Musikgebiet umfassend, allerwärts zum Schiedsrichter in Preis- und andern Musikfragen erkoren, wußte seine Compositionen ganz mit seinem edlen, kindlichen Gemüthe zu erfüllen; sie sind daher der Abglanz seines für die Natur, sein Vaterland und seine Mitmenschen in Liebe hingegebenen trefflichen Herzens. Obwol er in seinen Werken seltenste und anscheinend verwickelteste Kunstprobleme bot und mit meisterhaftem Geschick löste, alle sind einfach, klar und verständlich. Unter allen den hochnäsigen Aburtheilern über seine Tondichtungen wäre keiner im Stande, die Doppelquartette, die Doppelsinfonie, das Quartettconcert, ja nur die Violinduetten u. a. auch nur annähernd nachzuahmen. Ja, wir gehen weiter und behaupten, daß unter allen Componisten unserer Tage nicht einer befähigt ist, das zu thun. Die schöpferische Impotenz der Gegenwart würde an solchem Versuch kläglich scheitern. Und mit welchen neuartigen, glänzenden Gaben hat S. sein Kunstgebiet bereichert. Außer an die genannten Werke, sei hier an die Sinfonien: „Weihe der Töne", „histor. Sinfonie", „Jahreszeiten" u. v. a. erinnert. Und den Mann, der so viel Großes und Herrliches schuf, wagt man zu bemängeln, weil ein gewisser weicher, elegischer Zug durch seine Werke geht und weil sie sich von jeder trivialen und rohen Aeußerung fern halten. Kein anderer Tonsetzer der neueren Zeit hat eine solche Fülle von Compositionen jeder Gattung, darunter eigentlich nichts Unbedeutendes, der musikalischen Welt geschenkt, wie er. Er schrieb 5 Cantaten und Oratorien („Das jüngste Gericht", „Das befreite Deutschland", „Die letzten Dinge", „Des Heilandes letzte Stunden", „Der Fall Babylons"), die sich dem Edelsten und Besten ebenbürtig zur Seite stellen, was auf diesem Gebiete geleistet wurde. Dann 11 Messen, Hymnen, Psalmen u. dergl.; eine größere Zahl von Concertarien, mehrstimmigen Gesängen und canonischen Stücken, sehr viele (mehr als 90) Lieder. Ferner 10 Opern („Die Prüfung", „Alruna", „Der Zweikampf mit der Geliebten", „Faust", „Zemire und Azor", „Jessonda", „Berggeist", „Pietro von Abano", „Alchymist", „Die Kreuzfahrer") und viele Arien, Chöre und Ouverturen zu Schauspielen. Für Instrumente allein, 10 Sinfonien: Op. 20, 49, 78, 86 [Weihe der Töne], 102, 116 [hist. Sinf.], 121 [Doppelsinf.], 137, 143 [Jahreszeiten], Nr. 10 [ungedruckt]), u. 20 Ouverturen; ferner Notturno Op. 34 für Blasinstrumente, Nonetto, Op. 31, Octetto, Op. 32, 4 Doppelquartette (Op. 65, 77, 87, 136), Sextett, Op. 140. 7 Quintette (Op. 33, I. und II., Op. 69, 91, 106, 129, 144), 39 Quartette, 1 Claviersептuor, Op. 147, 2 Clavierquintette, Op. 52 und 130, 5 Claviertrios (Op. 119, 123, 124, 133, 142), 1 Harfentrio; 59 Sonaten und Duos für Clavier und Violine, Harfe und Violine oder 2 Violinen; 15 Violinconcerte (Op. 1, 2, 7, 10, 17, 28, 38, 47 [Gesangscene], 55, 62, 70, 79, 92, 110 [Sonst und Jetzt], 128). 11 Potpourris für Violine; 6 Doppelconcerte für Violine und andere Instrumente; 3 Stücke

für Harfe, 7 für Clarinette (darunter 4 Concerte), 1 für Fagott. Die Krönung all dieses reichen Schaffens bildet nun aber die in ihrer Art einzige, unübertreffliche Violinschule. Jedoch nicht nur als Componist hat sich S. ausgezeichnet; seine schriftstellerischen Arbeiten, d. i. seine Musikberichte, z. B. aus Paris, alle in der Allg. mus. Zeitung in Leipzig erschienen, sind, wie seine köstliche, für die Musikzustände s. Z. hochinteressante und ebenso belehrende als fesselnde Autobiographie, 2 Bände, Cassel und Göttingen 1860 und 61, besonderer Beachtung würdig.

Außer den Biographien in lexikographischen Sammlungen, Zeitschriften etc. sind zu berücksichtigen J. J. H. Ebers, Sp. und Halévy und die neueste Kirchen- und Opernmusik. Breslau 1837. — Spohr-Jubelfest im Januar 1847. — W. Neumann, L. Sp. Eine Biographie. Cassel 1854. — A. Malibran, L. Sp. Sein Leben und Wirken. Frankf. a. M. 1860. — H. Giehne, Zur Erinnerung an L. Sp. Ein Vortrag. Karlsruhe 1860. — 50. und 51. Neujahrsstück der allg. Musikgesellschaft in Zürich. 1862/63. — Dr. H. M. Schletterer, L. Sp. Leipz. 1881. — A. K. (Kempe), L. Sp. Ein Lebensbild. Cassel 1883. — H. M. Schletterer, Des Heilands letzte Stunden. Text und Briefe von Mendelssohn, Rochlitz und Spohr. Zürich 1885. — L. Nohl, Sp. Musikerbiographien Bd. VII. — A. Ehrlich, berühmte Geiger. Leipzig 1893. S. 228 ff. Um die Herausgabe des Spohr'schen Nachlasses hat sich sein Schüler C. Rundnagel, Hoforganist in Kassel, große Verdienste erworben.

Dorette (Dorothea) S., geb. Scheidler, geboren in Gotha am 2. Dec. 1781, † in Cassel am 20. Nov. 1834, Tochter des Gothaischen, auch wissenschaftlich gebildeten Kammermusikus J. Dav. Scheidler, Violoncellist (1748—1802) und seiner Gattin Sophie Elis. Susanne geb. Preysing, seit 1776 herzogliche Kammersängerin (ihre Stimme galt als unvergleichlich † 1832). Sie wurde am 2. Februar 1806 S. angetraut und in der Folge die berühmteste deutsche Harfenspielerin ihrer Zeit, die Genossin der seltenen künstlerischen Triumphe ihres Gatten, der ja ebenfalls die erste Stelle unter den deutschen Violinspielern einnahm, und seine Begleiterin auf allen seinen Kunstreisen. Sie war zuerst eine Schülerin des auch als Clarinettisten berühmten Backofen. Talent und Kunst brachte erst ihr Gatte zur Reife. Ein alter, in jene Tage zurückdenkender Musikfreund äußerte sich einst über das Spiel beider: „Man hörte dabei die Engel im Himmel singen!" Die durch hohe Schönheit und Anmuth sich auszeichnende Dame, auf deren holdem Antlitz beglückender Liebreiz und Engelsmilde thronte, hing mit innigster Liebe an ihrem Gatten und ihren Kindern (3 Töchtern), folgte verständnißvoll dem genialen Schaffen desselben und bewährte stets ein herrliches, für ihre hohe Kunst begeistertes Gemüth und eine seltene Herzensgüte. Es war wol der härteste Schlag, der S. treffen konnte, diese anbetungswürdige Frau, die sich beim Einspielen einer neuen großen Pedalharfe à double mouvement, wie dann bei ihren Clavierstudien überanstrengt und dadurch ihre ohnehin zarte Gesundheit geschädigt hatte, zu verlieren. Selbst in Paris, dieser Heimath berühmter Harfenspieler, errang sie sich große Erfolge. Die Harfe, wie die meisten Blasinstrumente haben nur eine untergeordnete, ziemlich werthlose Litteratur. Wie mit vielen Concertstücken, unübertroffen und einzig in ihrer Art, nur meist zu schwer für unsere Hexenmeister von Geigern, S. die Violine bereichert hat, so auch die Clarinette und Harfe. Unermüdlich hat er sich mit dem Mechanismus dieses letzteren schwierigen Instrumentes vertraut gemacht und eine Reihe vortrefflicher Compositionen, von ihm und der Gattin wunderbar zusammengeübt und vorgetragen, Meisterwerke für dies Instrument, geschaffen. So wurde denn auch das Talent der schönen Dorette durch ihn vollständig entwickelt, ihr Geschmack

geläutert, ihre Technik vollendet, ihre Vorträge wahrhaft beseligend und hinreißend. Mit ihr vereint bezauberte S. durch Vorführung seiner Duette alle Hörer, erregte er allerwärts im wahrsten Wortsinne Sensation.

Ferdinand S., ältester Bruder Spohr's, in Seesen 1792 geboren, † in Kassel 1831, war Schüler seines Bruders und kam durch ihn erst in das Wiener, dann in das Kasseler Orchester. Von ihm sind vortreffliche Clavierauszüge von Werken seines Bruders arrangirt.

Schletterer.

Sponeck: Karl Friedrich Christian Wilhelm Graf v. S., Dr. phil., Forstmann, Sohn des Kammerherrn und Oberforstmeisters Grafen v. S. (zu Blaubeuren); geb. am 19. Juli 1762 zu Ludwigsburg, † am 4. October 1827 zu Heidelberg. Er erhielt seine Vorbildung am elterlichen Wohnorte und bezog 1779 bis 1781 behufs seiner militärischen und wissenschaftlichen Ausbildung die „hohe Karlsschule“ zu Stuttgart. Hier wurden ihm dreimal Preise zuerkannt, und zwar in Botanik, Pflanzenphysiologie und Forstwissenschaft. Nach Absolvirung seiner Studien begab er sich — der damaligen Sitte der jungen Edelleute gemäß — längere Zeit auf Reisen. Alsbald nach seiner Zurückkunft wurde er zum Chef des herzoglich württembergischen Leibjägercorps zu Hohenheim ernannt, welchem er zugleich Unterricht in einigen Gegenständen ertheilte, und kurze Zeit darauf zum Hofoberforstmeister. Aus diesem, nicht sehr anstrengenden Wirkungskreise rückte er zum Oberforstmeister in Blaubeuren, später in Altensteig und zuletzt in Neuenbürg auf. Schon in diesen Stellungen machte er sich (seit 1791) durch eine Reihe forstlicher Aufsätze und Mittheilungen bekannt, z. B. im Stuttgarter ökonomischen Wochenblatt, in v. Wildungen's Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde, Hartmann's und Laurop's Zeitschrift für die Forstwissenschaft (1802), Gatterer's Forstarchiv (1802) und Hartig's Forst-, Jagd- und Fischerei-Journal, sowie durch eine „Anleitung zum Einsammeln, Aufbewahren und Kenntniß in Rücksicht auf Güte und Aussaat des Saamens von den vorzüglichsten deutschen Waldbäumen“ (1803). Seine Hauptthätigkeit als Schriftsteller entfaltete er aber erst nach seiner Berufung in den großherzoglich badischen Dienst als außerordentlicher Professor der Forstwissenschaft an der Universität Heidelberg (1805). Im J. 1808 rückte er zum ordentlichen Professor daselbst mit dem Titel „Oberforstrath“ auf; 1811 wurde ihm von Seiten der dortigen philosophischen Facultät die Doctorwürde verliehen.

S. gehört der forstcameralistischen Schule an und schrieb eine große Anzahl von Werken, vorzugsweise forstbotanischen und forstpolitischen Inhalts. Dieselben zeugen zwar von Litteraturkenntniß und Fleiß; eine hervorragende Bedeutung, bezw. Tiefe und Originalität kann jedoch eigentlich keinem zugesprochen werden, weshalb von einer vollständigen Aufzählung an dieser Stelle wol um so mehr abzusehen sein dürfte, als ihnen heutzutage nur noch eine historische Bedeutung zukommt. Als seine namhaftesten Schriften dürften zu bezeichnen sein: „Ueber die Beschaffenheit, Entstehung und Cultivirung der Sümpfe (oder sogen. Missen) in Gebirgsforsten, mit vorzüglicher Hinsicht auf den Württembergischen und Badischen Antheil des Schwarzwaldes“ (1807); „Ueber den Schwarzwald für alle, denen es um gründliche und praktische Kenntnisse im Forstwesen zu thun ist“ (1817); „Ueber die Anlegung, Einrichtung und den Nutzen der Holzgärten und Holzmagazine in forstlicher und staatswissenschaftlicher Hinsicht“ (1819); „Ueber die Veräußerung von Staatswaldflächen zu landwirthschaftlichem Gebrauch“ (1823) und besonders „Handbuch des Floßwesens, vorzüglich für Forstmänner, Kameralisten und Floßbeamte“ (1825); hiermit beschloß er seine litterarische Thätigkeit. Er gehörte — wie alle nam-

haften Forstschriftsteller seiner Zeit — der (1796) von J. M. Bechstein gegründeten „Societät der Forst- und Jagdkunde zu Waltershausen“ an.

Neuer Nekrolog der Deutschen, V. Jahrgang (1827), 2. Theil, 1829, S. 1144 (hier findet sich ein vollständiges Verzeichniß seiner Werke). — Monatschrift für das württembergische Forstwesen 1855, VI, S. 376. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums rc. II, S. 173, 390, Bemerkung 32, S. 397; III, S. 244. — v. Weech, Badische Biogr. II, S. 307 (Schg).

R. Heß.

Sponsel: Johann Ulrich S., ev. Geistlicher, † 1788. S. wurde am 13. December 1721 zu Muggendorf im Baireuthischen geboren. Sein Vater, ein Bierbrauer, bestimmte ihn zu seinem eigenen Gewerbe, dem er, obgleich er Sinn für die Wissenschaften hatte und heimlich gern Bücher las, trotz Widerstrebens obliegen (auch als Handwerksbursche wandern) mußte, bis im J. 1740 der Pfarrer seines Geburtsortes sich seiner annahm und seine Aufnahme in das Pädagogium des akademischen Gymnasiums zu Coburg bewirkte, welche aber wegen der dürftigen Sprachkenntnisse Sponsel's erst 1741 erfolgen konnte. Schon im J. 1744 war er reif für die Universität und studirte jetzt von 1744 bis 1746 Theologie, Philosophie und orientalische Sprachen. 1748 wurde er Stiftsprediger und Diakonus zu St. Georgen in Baireuth, 1752 Pfarrer zu Markt Lenkersheim, 1766 Pfarrer und Superintendent zu Burgbernheim im Baireuthischen. Hier starb er am 5. Januar 1788. S. war ein wackerer Prediger und hat sich auch auf verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten vortheilhaft bekannt gemacht. Sein Biograph Döring (s. u.) zählt 23 Schriften Sponsel's auf; darunter befinden sich mehrere Predigtsammlungen (als die reifste von ihnen wol die „Predigten über die Sonn-, Fest- und Feiertags-Evangelien des ganzen Jahres“, Heilbronn 1783. 2 Theile, 8°; interessant aber auch die „Grundrisse zu Leichenpredigten“, 4 Theile, 8°, 1. Aufl. 1753—1759, 2. Aufl. des 1. und 2. Theiles 1786—1787, 8°), ferner exegetische Abhandlungen, Arbeiten zur biblischen Alterthumswissenschaft, endlich eine „Orgelhistorie“ (Nürnberg 1771, 8°).

Sein Leben bei Döring, Theologen Deutschlands u. s. w. IV (1735), S. 283—286. — Vgl. Meyer's Nachrichten von Ansbach. und Bayreuth. Schriftst., S. 373 u. f. — Fickenscher, Gel. Fürstenth. Baireuth IX, 57 ff. — Meusel, Lexikon verstorb. Schriftst. XIII, 245 ff.

Paul Tschackert.

Spontini: Gasparo Luigi Pacifico S., kgl. preußischer Generalmusikdirector der Oper zu Berlin, geboren am 14. November 1774 zu Majolati in Italien, † am 14. Januar 1851 ebendort. Er war der Sohn eines armen Schuhmachers, Giambattista S., verheirathet mit Teresa Guadagnini. Der Vater bestimmte seine vier Söhne dem geistlichen Stande, da er sehr richtig sagte: das ist der einzige Stand, in dem eine niedere Geburt selbst den höchsten Würden nichts in den Weg legt. S. wurde daher dem Propste an Santa-Maria del Piano in Jesi, einem Bruder des Vaters, zur Erziehung übergeben. Hier wurden die alten Sprachen, Geschichte und theologische Studien mit Eifer und Erfolg betrieben. Noch in späteren Jahren schrieb S. Gedichte in lateinischer Sprache, doch auch die Liebe und Veranlagung zur Musik zeigte sich schon früh, und obgleich ihm jede Gelegenheit entzogen wurde, sich mit ihr zu beschäftigen, da der Onkel mit Furcht und Sorge das erwachende Musiktalent beobachtete, so fand sich doch heimlich die Gelegenheit, die verbotene Frucht mit desto größerem Eifer sich anzueignen. Besonders behilflich dazu war ihm der Orgelbauer Crudeli, der für obige Kirche in Jesi eine neue Orgel zu bauen hatte und ein Meister im Clavier- und Orgelspiel war. Ihm war es eine besondere Freude, das sich zeigende Musiktalent zur Ausbildung zu bringen. Als sein Erzieher ihm mit

strengen Strafen drohte, wenn er die Musikübungen nicht einstelle, entfloh er nach Monsanvito, wo ein Bruder seiner Mutter wohnte, und der übergab ihn dem dortigen Capellmeister Quintiliani zur Unterweisung. Nach einem Jahre kehrte er wieder nach Jesi zurück unter dem Versprechen, daß ihn der Onkel zum Musiker ausbilden lassen wolle. Er erhielt nun den Sänger Ciuffolotti, den Organisten Menghini zu Lehrern und trat später in die Musikschule Bonani's in Massaccio. Spontini's schnelle und überraschende Fortschritte in der Musik bewogen den Vater, Mittel und Wege zu finden, ihn in das Conservatorium „Pietà dei Turchini“ nach Neapel zu schicken, wo er 1791 eintrat und von den damals berühmten Operncomponisten Sala, Tritto, Fenaroli, Salini und Piccinni Unterricht empfing und außerdem durch persönlichen Umgang mit Paisiello, Cimarosa und Fioravanti, die damals im Zenith ihres Ruhmes standen und sich für das emporstrebende Talent Spontini's lebhaft interessirten, in die Geheimnisse der Operncomposition eingeweiht wurde. Letztere gaben ihm öfter Gelegenheit für ihre Opern Einlagen zu machen, eine damals sehr beliebte Art, die Zugkraft einer Oper bei öfteren Aufführungen zu erhöhen. Spontini's Einlagen fanden besonders bei der Oper Paisiello's, „La Molinara“ großen Beifall. Im J. 1796 fand er Gelegenheit, für Rom die Oper „I puntigli delle donne“ zu schreiben, die auch am 26. December zur Aufführung gelangte und großen Beifall erwarb, so daß er auch für 1797 den Auftrag erhielt, für Rom die Oper „l'Eroismo ridicolo“ und für 1798 „Il finto pittore“ zu schreiben. Jede dieser Opern gefiel ungemein, und der Ruhm Spontini's war damit begründet. Er erhielt den Titel eines Capellmeisters des Conservatoriums zu Neapel und schüttelte von sechs zu sechs Wochen eine Oper nach der anderen aus dem Aermel, so daß er bis zum Jahre 1799, also in drei Jahren, schon acht Opern geschrieben hatte, die sich alle des besten Erfolges erfreuten. In letzterem Jahre vertrieben die Franzosen den König Ferdinand von Neapel, der nach Palermo floh. Cimarosa wurde dahin befohlen, lehnte aber aus Gesundheitsrücksichten ab, und so wurde S. als Hofcomponist angestellt. Nach einer sehr stürmischen Ueberfahrt, von der S. noch in späterer Zeit mit Grausen erzählte, componirte er für 1800 die drei Opern „I Quadri parlanti“, „Sofronia e Olindo“ und „E gli Elisi delusi“, die mit Beifall aufgenommen wurden. Zugleich ertheilte er in den Hofkreisen Gesangunterricht. Hierbei verliebte er sich in eine junge schöne Prinzessin, die seine Liebe nicht unerwidert ließ — S. war ein schöner Mann, der auch auf sein Aeußeres große Sorgfalt und Werth legte — mußte sich aber den Nachstellungen der Verwandten durch die Flucht entziehen und kam glücklich nach Rom, wo er den Auftrag erhielt, für das Jahr 1801 die Oper „Il geloso audace“ zu schreiben, folgte dann einem Rufe nach Venedig, wo er nicht weniger als drei Opern schrieb. Von hier wandte er sich nach Paris, wo er im J. 1803 anlangte und sich als Gesanglehrer niederließ. Er fand hier als Operncomponist einen wenig günstigen Boden, da die italienische Oper in den letzten Zuckungen lag und die nationale Musik, von Grétry vertreten, alles Interesse in Anspruch nahm. Spontini's Musik bewegte sich bis dahin in den ausgefahrenen Spuren der italienischen Oper, und was ihr bis dahin einen stets sicheren Erfolg verschafft hatte, war die leichte Erfindung, anmuthiger, frischer, oft empfindungsvoller Gesang, der sich an die Schreibweise Fioravanti's und Cimarosa's anlehnte, Wohlgefallen an der Coloratur, neben ihr und den getragenen Sätzen viel parlando, eine leichte, sich unterordnende Instrumentation, die aber dabei gern durch artig belebte oder auch schon heftiger aufstörende Motive vorwärts treibt. So urtheilt A. B. Marx über die Jugendarbeiten Spontini's. Wollte er in Frankreich mit seinen Opern Aufnahme finden, so sah er sehr bald ein, daß er andere Wege einschlagen müsse. Der Franzose

liebte das Pikante, Aufregende, scharf Gewürzte, die italienischen endlosen Recitative und Arien waren ihm zuwider und langweilten ihn. Gerade wie schon Lully vor mehr als hundert Jahren eine der italienischen Musik entgegengesetzte Richtung einschlug, so versuchte es nun auch S. und legte sein Hauptaugenmerk auf das Orchester. Schon in der 1804 aufgeführten Oper „La finta filosofa", die mit Glück über die Bretter ging, lassen sich jene pikanten Orchesterzuthaten erkennen, mit denen er die Franzosen zu fesseln gedachte. Mehrere darauffolgende Opern erzielten keinen Erfolg. Seine Oper „La petite maison" erregte sogar durch den schlüpfrigen Text Skandal und verschwand schon nach der ersten verunglückten Aufführung. Mehr Glück hatte die am 27. Nov. 1804 im Theater Feydeau gegebene Oper „Milton", ebenso die am 12. März 1805 umgearbeitete Oper „Julie ou le pot des fleurs", aus der sogar einige Romanzen populär wurden, wie „Envain je cherche à m'en distraire". S. hatte das Glück, der Kaiserin Josephine vorgestellt zu werden, die einen solchen Gefallen an ihm fand, daß sie ihn zu ihrem Musikdirector ernannte. Dies gab ihm Muth und Vertrauen mit Sicherheit aufzutreten und in neue Bahnen einzulenken. Sein Textdichter Jouy, mit dem er schon seit der Oper Milton im vertrauten Verkehr lebte, hatte den Operntext „La Vestale" schon früher den Componisten Méhul, Boieldieu und Cherubini angeboten, doch keiner derselben hielt ihn für zweckentsprechend. Anders beurtheilte ihn S. Er erregte seine Phantasie in einer Weise, daß er die alten Bahnen vollständig verließ und die alte französische Tragödie in die Oper übertrug. Das mit Orchester begleitete Recitativ trat an Stelle des italienischen Parlando, das Orchester hob er aus seiner untergeordneten Stellung hervor und gab ihm einen bedeutenden Antheil an der Dramatisirung. Große Chormassen traten dem Sologesange gegenüber, und die Hauptsache: dem schaulustigen Publicum wurde durch Decorationen und brillante Aufzüge Genüge gethan. Spontini's Erfindungskraft hielt zwar den großen Aufgaben nicht das Gleichgewicht, doch verstand er die Unbedeutendheit durch Orchester- und Chorlärmen zu übertünchen. Die Schlag- und Lärminstrumente, die einst nur die Militärmusik kannte, fanden jetzt Eingang in das Opernorchester, und die Zusammenwirkung so vieler fremdartiger Elemente wirkte in so fesselnder Weise, daß sich Kunstkritiker wie Laie davon bestechen ließen und einer Kunstgattung zujubelten, die doch den Keim des Verderbens jedes Kunstideals in sich trug. Die „Vestalin" wurde am 15. December 1807 gegeben, und der von Napoleon gestiftete zehnjährige Preis von 10000 Livres wurde ihm durch die Kunstautoritäten von Paris zugesprochen. Viel mag dabei die Erkenntniß beigetragen haben, daß Napoleon selbst Spontini's Musik über alles stellte und in ihm das Genie in der Kunst erkannte, wie es ihm als Feldherr und Kaiser zu Gebote stand. S. wurde der unbedingte Lobredner Napoleon's und ergriff jede Gelegenheit, seine Verehrung durch charakteristische Compositionen an den Tag zu legen. Ein Sieg Napoleon's schuf auch eine Festmusik Spontini's. Auf besonderen Wunsch Napoleon's componirte S. die Oper „Ferdinand Cortez", immer mehr in äußerem Glanz und lärmender Instrumentation nach Effecten haschend. Sie kam am 28. November 1809 zur ersten Aufführung und rief einen ungeahnten Enthusiasmus hervor. Ausstattung, der Text, die pomphafte Musik wirkten geradezu betäubend auf den Zuhörer. S. hatte sich zur Weltberühmtheit emporgeschwungen. Auch im häuslichen Leben lächelte ihm das Glück: er führte die Tochter des Pianofortefabrikanten Sebastian Erard zum Altar und fand in ihr das Musterbild einer hingebenden und tugendhaften Ehefrau. Ihre Ehe war zwar eine kinderlose, aber im höchsten Grade glückliche. Im J. 1810 wurde S. zum Director der italienischen Oper, des Theaters der Kaiserin, ernannt, und unter seiner vorzüglichen Direction als Capellmeister entfaltete die Bühne eine Mannichfaltigkeit,

wie sie bis dahin nicht gekannt war, besonders ließ er sich es angelegen sein, die Mozart'schen Opern in Musteraufführungen vorzuführen. Durch Zwistigkeiten wurde er aber gezwungen, zurückzutreten, und als nach der Restauration Ludwig XVIII. auf den Königsthron kam, gab ihm im J. 1814 das Ministerium des königlichen Hauses das Privilegium für ein italienisches Theater, doch trat er dasselbe kluger Weise gegen eine Entschädigungssumme an Frau Catalani ab. Vom Könige erhielt er den Titel eines dramatischen Componisten und eine lebenslängliche Pension von 2000 Fr., auch wurde er als Franzose naturalisirt. Einige kleinere Opern, im früheren Stile geschrieben, hatten gar keinen Erfolg, die Oper Olympia dagegen, welche am 15. December 1819 zur Aufführung gelangte, zählt zu seinen glänzendsten Erfolgen. Schon im Jahre 1814 hatte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen die großen Opern von S. bei seiner Anwesenheit in Paris bewundert. Als nun 1818 „Ferdinand Cortez" in Berlin aufgeführt wurde, gab der König dem General v. Witzleben den Auftrag, S. als Generalmusikdirector für die Berliner Oper zu gewinnen. S. ging gern darauf ein, da er sich in Paris seit Napoleon's Entsetzung nicht mehr in gleichem Maße geehrt fühlte, und er sorgte zugleich dafür, daß der preußische Contract ganz nach seinen Wünschen ausgeführt wurde. Er erhielt 4000 Thaler Gehalt, 1050 Thaler für jede erste Aufführung einer von ihm neu componirten Oper, sowie das Recht, alljährlich am Bußtage zu seinem Vortheile unter Benutzung der kgl. Capelle ein Concert im Opernhause zu geben. Ferner war er in allem, was die Oper betraf und mit ihr zusammenhing, unbeschränkter Herrscher, und der Generalintendant hatte sich seinen Anordnungen zu fügen. Graf Brühl, der die letztere Stellung bekleidete, fühlte sich dadurch im höchsten Grade zurückgesetzt und sah von vornherein den Napoleonsverehrer als seinen schlimmsten Feind an. Ebenso dachte ein Theil des Berliner Publicums, welches in S. nur den verhaßten Napoleonsverehrer sah, der in der größten deutschen Stadt sich erlauben konnte, seine Anordnungen in französischer Sprache zu geben und der das deutsche Orchester französisch anredete, da er des Deutschen nicht mächtig war. Nur die unbedingte Ergebenheit der Berliner an das Königshaus konnte es S. ermöglichen, unter diesen Verhältnissen eine so hervorragende Stellung so lange zu behaupten. Er trat seine neue Stellung officiell am 26. September 1821 in Berlin an, obgleich er schon seit dem 28. Mai 1820 die Oper leitete. Seine Opern wurden von ihm auf das sorgfältigste einstudiert, und es herrschte nur eine Stimme darüber, daß Sänger, Orchester und Chor so Außerordentliches leisteten, wie man es bisher noch nicht gehört hatte. Freilich nahm er aber die Kräfte der Oper für seine Schöpfungen in einer Weise in Anspruch, daß alle anderen Opern in den Hintergrund gedrängt wurden; Publicum wie Kritik brachen in sehr berechtigte Klagen über die lotterige Weise aus, in der alle anderen Opern außer den Spontinischen gegeben wurden. Es ist allbekannt, wie er die Aufführung des Freischütz von Weber zu verzögern suchte, indem er dem Grafen Brühl und Weber jede Möglichkeit, eine Probe abzuhalten, abschnitt, bis endlich das Publicum in einer Weise für Weber Partei ergriff, daß S. es für gerathen hielt, nachzugeben. Außer einigen Gelegenheitscompositionen schuf er für die Berliner Oper 1822 „Nurmahal", 1825 „Alcidor", eine Zauberoper, 1827 „Agnes von Hohenstaufen", erster Act, 1829 vollendet und 1837 umgearbeitet. Keine dieser Opern erreichte den Erfolg der „Vestalin", „Ferdinand Cortez'" und der „Olympia", obwohl sie nach denselben Principien componirt wurden und an Pracht der Ausstattung ihnen völlig gleichkamen. Spontini's Erfindungskraft wurde immer geringer und schon in seinen besten Opern bedauert man, wie wenig wählerisch er in seinen Motiven und Melodien ist, so daß neben wirklich Schönem sich die schlimmsten Gemeinplätze finden. Auch war er in die Manier verfallen, dramatisch

bedeutende Stellen nur durch den verminderten Septimenaccord darzustellen, wodurch eine Monotonie entstand, die jeglicher Steigerung die Spitze abbrach. Am 28. Mai 1830 wurde der abgelaufene Contract auf weitere 10 Jahre verlängert. Auch Friedrich Wilhelm IV. erneuerte ihn, setzte aber eine Commission ein, um die gegenseitigen Klagen einer genauen Untersuchung zu unterziehen. Noch während diese Untersuchung schwebte, erschien in Nr. 253 und 254 der Zeitung für die elegante Welt 1840 ein anonymer Artikel, worin behauptet wird, daß sich von nun ab S. den Befehlen der Generalintendanz zu fügen habe. S. antwortete darauf in einem Schreiben vom 20. Januar 1841 in französischer Sprache, welches, vielleicht in ungeschickter Weise, in deutscher Sprache zum Abdrucke gelangte, und die Behörde fand in dieser Antwort eine Majestätsbeleidigung, wofür sie ihn mit einem neunmonatlichen Festungsarreste bestrafte. Hiergegen appellirte S., doch seine Tage waren für Preußen gezählt; die Aufregung gegen ihn hatte einen Grad erreicht, der alles befürchten ließ. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch die Stadt: S. sei von seinem Amte suspendirt. Um diesem Gerede entgegenzutreten, setzte er für den 2. April 1841 die Oper „Don Juan“ an, um sie selbst zu dirigiren. Als S. ins Orchester trat, begann eine förmliche Katzenmusik. Trotzdem dirigirte S. die Ouverture, als er aber das Zeichen zum Aufziehen des Vorhangs gab, wurde ihm nicht Folge geleistet, und nun erreichte die Aufregung einen Höhepunkt, die ihn selbst mit Thätlichkeiten bedrohte, so daß er das Opernhaus für immer verließ. Der König, welcher überzeugt war, daß S. nichts ferner lag, als ihn oder seinen Vater verletzen zu wollen, und der auch wußte, daß er der deutschen Sprache gar nicht genügend mächtig war, um die Tragweite der in dem incriminirten Schreiben enthaltenen Worte beurtheilen zu können, schlug die Untersuchung nieder und entband ihn durch Cabinetsordre vom 25. Aug. 1841 auf die großmüthigste Weise von seinem Contract. S. ging nach Paris, doch er kam als gebrochener Mann an und hat sich nie wieder von der Niederlage erholt. 1848 wurde er von einer Schwerhörigkeit befallen, und trotz aller Ehren, die ihm von allen Seiten zuflossen, in Orden und Titeln, fühlte er doch, daß es mit ihm bergab gehe. Er ging nach Italien, ließ sich in Jesi eine Gruft bauen und gründete ein Hospital für arme Altersschwache. 1850 ging er nach seiner Heimath Majolati, erkältete sich im Januar 1851, besuchte trotzdem noch die Messe und erlag binnen wenigen Tagen einem hitzigen Fieber. — Spontini's Opern gaben den Anstoß und die Anregung zur sogenannten französischen großen Oper, die dann Meyerbeer mit mehr Talent auf gleichen schaulustigen Effecten und geschichtlicher Grundlage der Texte beruhend, mit Erfolg ausbaute. Halevy und Gounod folgten ihm nach, zwar mit gleichen Erfolgen, doch zugleich als Todtengräber der großen Oper. Auf neuer und gesunder Grundlage erhoben sich Richard Wagner's Opern und drängten jene unmöglichen Gebilde in die Rumpelkammer.

C. Robert, Spontini, eine biogr. Skizze, Berlin 1883, 8° (die zwar S. mit parteilicher Freundschaft beurtheilt, dabei aber auf Grund der zuverlässigsten Quellen, aus Spontini's eigenem Munde, den besten Aufschluß über ihn gibt). Rob. Eitner.

Sporck: Johann, Graf v. S., wurde vermuthlich 1601 auf dem Sporckhofe, welchen sein Vater Franz († 1625) besaß, geboren. Der Hof gehörte zur Gemeinde Westerlohe im „Land Delbrück“, einem Theile des Fürstbisthums Paderborn, welcher manche Reste der alten Gauverfassung und einen wohlhabenden, selbstbewußten Bauernstand bewahrt hatte. Dessen Mitglieder schieden sich in Maier und Bauern. Von den „Stätten“ der letzteren kamen vier einem Maierhofe gleich. Auch der Sporckhof war eine Bauernstätte, und nichts berechtigt zu der Annahme, daß S. in besonders ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen sei. Wie alle Del-

brücker Bauern waren auch die Sporck Hörige der Bischöfe von Paderborn. Gleichwohl scheint die Familie seltsamerweise eine adelige gewesen zu sein. Es wird nämlich nicht nur Johann's jüngerer Bruder Philipp, welcher auf dem Hofe blieb, in Urkunden aus den Jahren 1674 und 1685 „von Sporck" genannt, sondern Johann selbst schrieb sich bereits 1640 so und heirathete schon 1639 ein Freifräulein aus altem Geschlechte, während es nicht wahrscheinlich ist, daß er vor oder bei Erlangung der Oberstenwürde, die er erst 1639 erhielt, oder etwa zum Zweck seiner Heirath geadelt worden sei. Vor allem aber ist es von Gewicht, daß das Patent, wodurch ihn Kaiser Ferdinand III. im J. 1647 zum Reichsfreiherrn erhob, eine vorausgegangene Adelung nicht erwähnt, dagegen ihm ein Herkommen aus vornehmem Stande zuschreibt und rühmt, daß er seine angeborene ritterliche Tapferkeit bewährt habe. Zu beachten ist endlich, daß auch seine beiden älteren Brüder Soldaten wurden und der eine von ihnen, als er 1620 in der Schlacht am Weißenberge fiel, bereits Rittmeister war, welche Stellung ein Nichtadeliger, dem die vorausgegangene Friedenszeit schwerlich viel Gelegenheit zu hervorragenden Thaten geboten hatte, gewiß nicht so rasch erlangt haben würde. Was über Johann's Jugend berichtet wird, ist lediglich Sage. Seine Handschrift liegt bereits aus dem Jahre 1640 vor und deutet nicht auf Mangel an jedem Schulunterricht. Bezeugt ist, daß er lutherisch getauft wurde; vermuthlich zwang ihn jedoch die Gegenreformation des Bischofs Dietrich von Paderborn schon als Kind zum Katholicismus. Von den Anfängen seiner Soldatenlaufbahn gibt nur das oben erwähnte Patent zuverlässige Kunde. Danach begann er 1620 zu dienen, und zwar von der Muskete an, welcher Ausdruck allerdings nicht ausschließt, daß er sofort als Reiter eintrat, indeß in buchstäblicher Auffassung durch die wiederholte Angabe seines Waffengenossen Chavagnac, S. habe als Trommlerjunge begonnen, gestützt wird. Ob er von Anfang an und stetig im ligistischen Heere kämpfte, steht dahin. 1633 erscheint er als Rittmeister unter Johann v. Werth. Seit 1636 zeichnete er sich durch kühne Reiterthaten aus. 1639 wurde er, in Hessen stehend, zum Obersten ernannt und am 29. März 1640 dankte er dem Kurfürsten von Baiern, daß dieser ihm aufgetragen habe, zu seinen zwei Compagnien Arkebusiere noch fünf weitere zu werben, und ihm so ein Regiment verliehen habe. Die von Amberg in der Oberpfalz aus betriebenen Werbungen waren Ende Juli so weit gediehen, daß der Aufbruch zum Heere möglich erschien. Im October befand sich S. mit seinem Regiment bei jenem, und in der Folge that er sich häufig durch verwegene Streifzüge und Ueberfälle hervor, so insbesondere im November 1643 bei der Ueberrumpelung des französischen Heeres in und um Tuttlingen. Bei Jankau im März 1645 zeichnete er sich durch ungestüme Tapferkeit aus, wurde aber schwer verwundet und gerieth daher kurz nach der unglücklichen Schlacht zu Iglau in die Gefangenschaft der Schweden. Nach der Auslösung ernannte ihn der Kurfürst von Baiern zum Generalwachtmeister, und seit dem August 1646 war er wieder in alter Weise thätig. Nachdem aber Kurfürst Maximilian den Waffenstillstand von Ulm geschlossen hatte, betheiligte S. sich im Juli 1647 an dem Versuch Werth's, das bairische Heer zum Kaiser überzuführen. Was ihn dazu bestimmte, ist bis jetzt ebensowenig aufgeklärt wie die Beweggründe Werth's, und wir kennen seine kirchlichen und politischen Anschauungen zu wenig, um eine Vermuthung wagen zu dürfen, ob jene oder bloß der Haß gegen die alten Feinde und Thatendurst oder unedlere Gründe das Unternehmen veranlaßten, welches den Anschauungen von soldatischer Ehre und Treue so sehr widersprach, daß es völlig mißlang und die Anstifter sich dem Unwillen ihrer Officiere und Reiter nur mühsam durch eilige Flucht entziehen konnten, ja daß sogar im kaiserlichen Heere manche Bedenken zeigten, neben den „Verräthern" zu dienen. Der Kurfürst ächtete S.

wie Werth und ließ seinen Besitz einziehen oder verwüsten. Kaiser Ferdinand III. dagegen zeichnete ihn wie jenen persönlich aus, ernannte ihn zum Feldmarschall-lieutenant, schenkte ihm die Herrschaft Lissa und verlieh ihm unter dem 12. October 1647 die erbliche Würde eines Reichsfreiherrn. S. kämpfte darauf alsbald gegen die Schweden in Böhmen und 1648 gegen Schweden und Franzosen in Baiern. Die folgenden Friedensjahre widmete er der Bewirthschaftung und Vergrößerung seines Gutsbesitzes. 1657—1660 leistete er wieder im schwedisch-polnischen Kriege, meist als Führer der Vorhut, durch Schnelligkeit der Bewegungen und bald kühne, bald listige Angriffe treffliche Dienste bei den Unternehmungen in Polen, Preußen, Schleswig, Jütland und Pommern. 1661 nahm er an dem kläglichen Zuge gegen die Türken nach Siebenbürgen Theil, ohne Gelegenheit zu Thaten zu finden. Um so ausgiebiger konnte er sich 1663 gegenüber den in Ungarn eingedrungenen Türken als Meister im kleinen Kriege bewähren, und nach einer Reihe ähnlicher Leistungen führte er 1664 am 1. August in der Schlacht bei S. Gotthard jenen wuchtigen Reiterangriff aus, welcher den glänzenden Sieg des Christenheeres entschied und ihm selbst dauernden Ruhm sicherte. Kaiser Leopold I. belohnte ihn am 23. August 1664 durch das Generalat über die gesammte Reiterei und durch den erblichen Reichsgrafenstand. Nach sechs Jahren der Ruhe wurde er dann auch zum Feldmarschall ernannt und zum ersten Male an die Spitze eines Heeres gestellt, um einen von ungarischen Magnaten vorbereiteten Aufstand zu unterdrücken. Seinem raschen und entschiedenen Vorgehen gelang das ohne ernste Kämpfe. Als er dagegen 1672 aufs neue nach Ungarn gesandt wurde, um die Banden zu beseitigen, welche sich gegen die kirchliche und politische Gewaltherrschaft der kaiserlichen Regierung erhoben hatten, glückte es ihm trotz manchen Erfolgen und blutiger Strenge nicht, seine Aufgabe zu lösen, da immer neue Schaaren sich bildeten. Im Sommer 1673 wurde er zu dem Heere abberufen, welches Montecuccoli Ende August gegen Turenne führte, und er befehligte die Vorhut bei dem kühnen Zuge, wodurch jener diesen umging und sich den Weg zum Rhein bahnte. Die Schnelligkeit, womit S. vorwärts eilte, trug wesentlich zum Gelingen des Unternehmens bei. Während der Belagerung von Bonn wies er dann einen den Entsatz der Stadt bezweckenden Vorstoß der Franzosen zurück. Nach einem Winterlager in Westfalen, von wo aus er seine Heimath besuchte, nahm er an dem Feldzuge von 1674 in Belgien unter de Souches Theil, wurde jedoch durch dessen Verhalten an nennenswerthen Thaten gehindert. Nach der Entfernung desselben wurde er im October zum Oberbefehlshaber des geringen Restes der im Lüttich'schen stehenden Kaiserlichen ernannt und nahm nun noch Dinant, Chimay und Huy, ehe er die Winterquartiere bezog. Im April 1675 rückte er aus diesen an den Oberrhein und vereinigte sich mit dem Heere Montecuccoli's. Nun aber trat ein solcher Verfall seiner Geisteskräfte ein, daß der Oberfeldherr ihn Anfang Juni bewegen mußte, das Heer zu verlassen. Im Februar 1676 erhielt er dann seinen Abschied. Rasch überwältigte ihn darauf das Alter in geistiger und körperlicher Hinsicht völlig, und am 6. August 1679 starb er auf seinem Schlosse Hermanmester in Böhmen. — Der schon erwähnte General Chavagnac, welcher unter und mit ihm diente, urtheilt über ihn: „Man darf ihn unbedenklich für den geschicktesten leichten Reiter Europa's halten, aber er war ebenso unfähig, ein Fähnchen zu Fuß zu verwenden, wie er sich darauf verstand, 20 000 Pferde nach Laune zu führen.“ Seine Reiter hingen an ihm mit unbeschränktem Vertrauen und begeisterter Liebe. Ueberhaupt aber war er eine volksthümliche Persönlichkeit, wie die Menge von Geschichtchen, welche von ihm erzählt werden, beweisen. Diese dürften indeß wie insgesammt so namentlich da, wo sie plumpe Derbheiten berichten, mit großer Vorsicht aufzunehmen sein, denn seine Bildnisse

zeigen einen so feinen und geistvollen Kopf, daß ihm wohl nur jene mit Humor und Ironie gepaarte Derbheit eigen gewesen sein mag, welche der Ausfluß eines geraden und freien Sinnes ist oder zielbewußt angewandt wird, um Umschweife zu ersparen und Volksthümlichkeit zu erringen. Klug und berechnend zeigte sich S. auch, indem er durch Schenkungen des Kaisers, Kriegsbeute und gute Wirthschaft in Böhmen einen gewaltigen Grundbesitz und ein sehr großes Vermögen zusammenbrachte. Letzteres schätzte man bei seinem Tode auf 3 Millionen, das Einkommen aus ersterem auf 50 000 Thaler. — 1639 hatte er sich, wie erwähnt, mit dem Freifräulein Anna Margaretha v. Linsingen, welche ihm zwei Güter in Niederhessen zubrachte, vermählt. Dieselbe starb wie ihr einziges Kind, eine Tochter, 1657, und ihre Güter kamen aus Sporck's Besitz. Drei Jahre später verheirathete er sich aufs neue mit dem mecklenburgischen Freifräulein Eleonore Marie Katharine v. Fineck, welches er im schwedischen Feldzuge kennen gelernt hatte. Mit dieser Frau erzeugte er zwei Söhne und zwei Töchter. Von den Söhnen machte sich der ältere, Franz Anton († 1738), als Herausgeber von Erbauungsschriften und als Kunstfreund, sowie durch milde Stiftungen einen Namen; der jüngere pflanzte die Familie fort. S. hatte auch die Söhne seines Bruders Philipp nach Oesterreich gezogen, sie mit Gütern ausgestattet und ihnen den Freiherrntitel verschafft; dieselben hinterließen nur Töchter.

G. J. Rosenkranz, Graf Johann v. Sporck, Paderborn 1854. — Mémoires de Gaspard comte de Chavagnac, Amsterdam 1700. — Mittheilungen des Herrn Grafen Eduard v. Sporck in Prag aus dem Familienarchive. — Acten des Reichsarchivs zu München. Minder wichtige Litteratur und ein Verzeichniß der Güter Sporcks s. b. Wurzbach, Lexikon XXXVI, 232 und 238.

F. Stieve.

Spörcken: August Friedrich Freiherr v. S., kurfürstlich braunschweig-lüneburgischer Feldmarschall und commandirender General über S. M. des Königs von Großbritannien und Irland deutsche Truppen, wurde am 28. August 1698 aus einem von altersher im Fürstenthum Lüneburg ansässig gewesenen Geschlechte geboren. Sein Vater war Landdrost zu Harburg, seine Mutter eine Schwester des venetianischen Feldmarschalls Johann Matthias von der Schulenburg. Sorgfältig und im Geschmack an Beschäftigung mit den Wissenschaften erzogen, trat S. 1715 beim 3. Infanterieregiment von Gauvain als Fähnrich in den Militärdienst, wurde 1716 als Lieutenant in das Garderegiment nach Hannover versetzt und rückte, durch Familienverbindungen in seiner Laufbahn sehr gefördert, bereits 1733 zum Oberstlieutenant auf. Der Wunsch, seine theoretischen Kenntnisse in den Kriegswissenschaften durch die Theilnahme an Feldzügen zu vervollständigen, bewog ihn zu der Bitte, den kriegerischen Ereignissen, welche in den Jahren 1734 und 1735 aus Anlaß des Streites um die polnische Thronfolge am Rhein vorfielen, als Freiwilliger bei den unter den Befehlen des Generals du Pontpietin dorthin gesandten hannoverschen Truppen beiwohnen zu dürfen. Als der Friede geschlossen war, kehrte er in die Heimath zurück. Der Kampf um die österreichische Erbfolge brachte ihm im Jahre 1740 zum ersten Male Gelegenheit zu selbstthätiger Theilnahme am Kriege. 1742 war er zum Oberst und zum Commandeur des 2. Infanterieregiments ernannt worden. An der Spitze desselben marschirte er im Herbst 1742 zunächst nach Brabant, von wo die sogenannte pragmatische Armee in Frankreich einrücken sollte, im Frühjahr des nächsten Jahres aber, nachdem König Georg II. den Oberbefehl selbst übernommen hatte, an den Main und war hier am 27. Juni 1743 bei der siegreichen Schlacht von Dettingen zugegen. Die hannoverschen Truppen wurden dann auf den Kriegsschauplatz in den Niederlanden versetzt, wo S. bis zum Jahre 1748 verblieb. An der Spitze seines Regiments (in Wirklichkeit war es nur ein Bataillon) focht er hier nament-

lich in den Schlachten von Fontenoy (11. Mai 1745), Rocour (11. October 1746) und Lauffeld (2. Juli 1747). Ein Schuß durch die Brust, welchen er bei Fontenoy davontrug, hielt ihn neun Monate dem Feldzugsleben fern, bei Rocour wurde er durch eine Flintenkugel am Halse contusionirt. 1745 war er zum Brigadier, einer Rangstufe zwischen Oberst und General, 1747 zum Generalmajor befördert. Als am 18. October 1748 der Friede geschlossen war, führte S. sein Regiment nach der Stabsgarnison Münden zurück.

Einen größeren Wirkungskreis brachte ihm die Thätigkeit, zu welcher sein Dienstalter ihn im Siebenjährigen Kriege berief. Er war bald nach Beginn des Krieges der älteste unter den hannoverschen Officieren und hatte daher häufig größere Heeresabtheilungen selbständig zu befehligen. Daß er die dazu nöthigen Fähigkeiten besessen habe und den an ihn zu stellenden Anforderungen allezeit gerecht geworden sei, darf nicht behauptet werden. In der Schlacht ließen seine Leistungen mitunter zu wünschen übrig, bei Erledigung anderer ihm gestellter Aufgaben benahm er sich nicht ungeschickt. Der vertraute Geheimschreiber des Oberbefehlshabers, des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, Westphalen, dessen Urtheil über die dem Herzoge unterstellten Generale fast allgemein ein sehr ungünstiges ist, nennt ihn in seiner „Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg", Berlin 1859, „bête" (2. Theil, S. 375), „indolent" (2. Theil, S. 570), und spricht von seinem „babil" (2. Theil, S. 376); er urtheilt, als es sich um S. oder Oberg (A. D. B. XXIV, 90) handelt: „Der Eine ist so schlecht wie der Andere, es ist indeß wahr, daß Oberg besser ist als Spörcken", und meint, als im Mai 1758 S. einer Rangstreitigkeit wegen ein Abschiedsgesuch eingereicht hat, daß es zu bedauern sein würde, wenn der König dasselbe nicht genehmigte; Riedesel (A. D. B. XXVIII, 531) nennt (5. Theil, S. 523) S. in einem am 4. Juli 1761 aus Detmold an den Herzog geschriebenen Briefe „le plus honnête homme du monde", indem er hinzufügt „mais les differents conseilles, rapports et discours mettent tout en confusion". Wie es Friedrich der Große bei einigen seiner Feldherren that, so gab auch der Herzog dem General v. S. mehrfach, wenn dieser selbständige Entschließungen zu fassen hatte, jüngere Officiere bei, so seinen eigenen Adjutanten, den Lieutenant, später Major v. Bülow und, nachdem dieser im Herbst 1761 gestorben war, den Ingenieuroberstlieutenant du Plat. — Schon vor Beginn der Feindseligkeiten des Siebenjährigen Krieges gehörte S., seit 1754 Generallieutenant, zu dem Truppencorps, welches unter dem Commando des Generals v. Sommerfeld 1756 nach England ging, um gegen eine dort gefürchtete französische Landung verwendet zu werden; bald nach der im Frühjahr 1757 erfolgten Rückkehr brach auf dem nordwestlichen Schauplatze der Krieg aus. Der erste Abschnitt desselben verlief sehr ungünstig. Der Oberbefehlshaber, Herzog August Wilhelm von Cumberland, führte nach der Schlacht bei Hastenbeck (26. Juli) sein Heer in das Bremensche und ging hier die Convention von Zeven ein, deren Abschluß für die hannoverschen Truppen S. vollzog. König Georg II. verweigerte seine Zustimmung, berief den Herzog ab und gab Befehl, die Feindseligkeiten zu erneuern. Die in Stade versammelten Minister sollten über die zu diesem Zwecke zu ergreifenden Maßregeln berathen; zu ihren Verhandlungen wurden die Generale v. Zastrow und v. S. herangezogen. Die am 23. November erfolgte Ankunft des vom Könige als Oberbefehlshaber erbetenen Herzogs Ferdinand von Braunschweig verhalf diesen Absichten rasch zu thatkräftigem Vollzuge. In der vom Herzoge ausgegebenen Ordre de Bataille finden wir S. als Commandeur des 2. Treffens (18 Bataillone, 18 Schwadronen) und bei dem ersten vom Herzog geleiteten Unternehmen, dem Angriffe auf die feindliche Stellung bei Celle, führte er mit Geschick verschiedene ihm gewordene

Aufträge selbständig aus. Bei dem im Februar 1758 angetretenen Vormarsche gegen den Rhein erhielt er das Commando der rechten Colonne, bei welcher der Herzog sich befand, und bei einer nach dem Ueberschreiten der Weserlinie angeordneten Neueintheilung des Heeres das der linken Colonne, aus 13 Bataillonen, 16 Schwadronen bestehend, welche in 3 Divisionen gegliedert waren. Am 8. Juni führte er die ihm unterstellten Truppen bei Rees über den Rhein. Am 23. folgte die Schlacht bei Crefeld. S. befehligte den linken Flügel des Heeres. Es wird ihm hier mit Recht der Vorwurf gemacht, daß er sich zu sehr an den Wortlaut des Angriffsplanes gehalten und verabsäumt habe, durch energisches Eingreifen den Sieg zu einem vollständigeren zu machen, als ohnehin erfochten wurde. Im Laufe des Sommers ward er zum General der Infanterie befördert. Als bei Beginn des Feldzuges vom Jahre 1759 der Herzog mit dem Haupttheile des Heeres sich nach Hessen wandte, ließ er S. mit der „kleinen Armee“ zur Deckung von Westfalen zurück; in der glorreichen Schlacht von Minden (1. August) aber war dieser wieder mit dem Hauptheere vereinigt und S. gehörte zu den Führern, denen in einer Generalordre vom 2. August der Herzog besonders seine „Hochachtung und Danksagung temoignirte“. Der von ihm befehligten 3. Colonne gehörte die Mehrzahl der Bataillone an, deren tapferes Verhalten der Bericht des Marschalls de Contades mit den Worten anerkannte: „J'ai vu ce qu'on ne vit jamais, une seule ligne d'infanterie percer et culbuter trois lignes de cavalerie, rangées en bataille.“ S. nahm dann an den kriegerischen Vorgängen in Hessen Theil und rückte von hier mit 15 Bataillonen und 16 Schwadronen in Winterquartiere nach dem Münsterschen ab. Die Behauptung von Westfalen nebst der Deckung der niederen Weser und dem Freihalten der Verbindung mit England war die Aufgabe, welche ihm im J. 1760 zufiel. Es wurde ihm zu diesem Ende wieder die „kleine Armee“ unterstellt, aus 22 Bataillonen, 22 Schwadronen, 44 schweren Geschützen und 4000 Mann leichter Truppen, im ganzen etwa 24 000 Mann, bestehend. Bülow, des Herzogs Generaladjutant, stand ihm zur Seite; an seinen Rath verwies der Herzog S. in einer langen, letzterem gegebenen Instruction, welche anheimgab, sich auf die Defensive zu beschränken. Er hätte Bülow gern selbst behalten, aber, „il est indispensablement nécessaire de laisser un homme de confiance chez Spoercken“. Der Herzog stand während dieser Zeit in Hessen dem vom Main aus operirenden Broglie gegenüber. Als letzterer seine Vereinigung mit dem vom Rhein kommenden Saint-Germain bewerkstelligt hatte, wurde S. wieder an die große Armee herangezogen; am 13. Juli stieß er bei Landau im Waldeckschen zu dieser. Es folgten nun mehrere blutige Gefechte, an denen S. Antheil hatte; es ist darunter namentlich der von dem Erbprinzen von Braunschweig und ihm am 31. Juli bei Warburg davongetragene Sieg zu nennen. Der Herzog erhielt dadurch die Möglichkeit, die Linie der Diemel zu behaupten, S. befehligte in dieser Stellung das erste Treffen, das Gros der Armee, und übernahm, als der Herzog sich Ende November gegen Göttingen wandte, den Oberbefehl des dort verbleibenden Armeecorps, bei welchem indeß nichts Bemerkenswerthes vorfiel. Während des Winters 1760/61 ward S. an Stelle des verstorbenen Generals v. Sommerfeld zum Chef des Garderegiments ernannt. Das Kriegsjahr 1761 begann für ihn mit einem Siege, welchen er gemeinsam mit dem preußischen General v. Syburg am 15. Februar über Franzosen und Sachsen bei Langensalza erfocht. Das Gefecht war ein Glied in einer Reihe von Unternehmungen, durch welche der Herzog den Gegner aus Hessen zu vertreiben hoffte. Da der Plan fehlschlug, kehrten die Truppen an die Diemel und die Weser zurück; der Feldzug nahm erst im Juni von neuem seinen Anfang. Als der Herzog sich dann nach Westfalen wandte, ließ er S. mit 13 000 Mann zurück; im Juli wurde dieser auch dorthin ge-

zogen, nahm jedoch an der Schlacht bei Vellinghausen (15. und 16. Juli) nicht Theil. Später befehligte S. wieder an der Weser. Hier wurde der unter S. commandirende braunschweigische General v. Mannsberg in der Nacht vom 13. auf den 14. Sept. bei Neuhaus im Sollinge von den Franzosen überfallen. Der Herzog maß S. die Schuld bei, weil dieser die erhaltenen Befehle zu wörtlich genommen habe, und gab ihm seine Unzufriedenheit in verletzender Form zu erkennen. Jetzt bat S. den König, ihn vom ferneren Dienste im Felde zu dispensiren. Er begründete sein Gesuch damit, daß er „ungehört mit unverdienten Reprochen belegt worden sei und diese durch die Hand eines Canzlisten gegangen wären". Der Herzog ertheilte ihm die Erlaubniß, sich vorläufig nach Hameln begeben zu dürfen und versicherte ihn bei dieser Gelegenheit seiner „amitié sincère, non equivoque et non simulée". Der Zwist wurde beigelegt. In welcher Weise es geschehen, ist nicht bekannt. In den hannoverschen Kriegsacten befindet sich nur ein Schreiben Königs Georg's III. vom 27. October, in welchem dieser dem General seine Genugthuung über den Entschluß, wieder Dienst zu thun, ausspricht. In der That hatte letzterer im November den Befehl von Truppen übernommen, welche in Westfalen in Winterquartieren lagen, und in der Ordre de Bataille für den Feldzug des nächsten Jahres erscheint er als Commandeur des ersten Treffens der Infanterie bei der Großen Armee; wenn letztere in Treffen marschirte, so hatte er die erste Colonne zu befehligen. Den Oberbefehl auf gesonderten Kriegsschauplätzen übertrug der Herzog lieber dem Erbprinzen. Spörcken's Verhalten in der am 24. Juni gelieferten Schlacht von Wilhelmsthal wird ein ähnlicher Vorwurf gemacht, wie er ihn in Crefeld erfahren hatte; Mangel an energischem Eingreifen seinerseits war auch hier schuld, daß die Erfolge der eigenen Partei nicht hinreichend ausgebeutet wurden, der Sieg nicht genügend Früchte trug. Es war der letzte Kampf, an welchem S. theilnahm. Der Krieg war mit Schluß des Jahres zu Ende. Am 23. December übergab der Herzog, nachdem am 15. November ein Waffenstillstand den Feindseligkeiten ein Ende gemacht hatte, das Obercommando an S. und verließ das Heer; letzterer führte im Anfange des Jahres 1763 die hannoverschen Truppen in ihre Heimath zurück und nahm selbst seinen Wohnsitz in Hannover, wo er auch Gouverneur war. 1764 ward er zum Feldmarschall und in aller Form zum commandirenden General über sämmtliche deutsche Truppen Seiner königlichen Majestät von Großbritannien und churfürstlichen Durchlaucht zu Braunschweig und Lüneburg ernannt, als welcher er schon seit Sommerfeld's am 12. Oct. 1760 erfolgten Tode thätig gewesen war. S. entfaltete in dieser Stellung eine umfassende Wirksamkeit. Die Ueberführung des starken Aufgebotes an Kräften, welches der Krieg veranlaßt hatte, auf einen sehr verringerten Friedensstand und die Aufstellung einer Miliztruppe, deren Vorhandensein die Mängel des letzteren ausgleichen sollte; der Erlaß neuer taktischer Vorschriften auf Grund der im Felde gemachten Erfahrungen durch Herausgabe eines Exercierreglements für die Infanterie im J. 1764, für die Cavallerie im J. 1766; die durch Veranstaltung mannichfacher Uebungen gekennzeichnete Fürsorge für die Ausbildung der Artillerie; die Verfügung, daß der Ersatz an Pferden thunlichst im eigenen Lande beschafft werden solle; die Herausgabe neuer Haushaltsreglements für Infanterie und Cavallerie; die Errichtung der Michaelis 1762 durch ihn zu Stande gebrachten Officierswittwenkasse und einer Sparkasse für die Kinder gefallener Unterofficiere und Soldaten bekunden Spörcken's vielseitige, erfolgreiche Thätigkeit. Er starb zu Hannover in der Nacht vom 12. auf 13. Juni 1776; seine Beisetzung erfolgte am 11. Juli mit großem Gepränge, von welchem die bei Sichart abgedruckte „Disposition des Leichenconducts" und die vom ersten Trauermarschall Graf Oeynhausen gelegentlich der Beisetzung gehaltene „Parentation" (gedruckt und

zu haben bei H. M. Pockwitz, Buchdrucker in Hannover) Zeugniß ablegen. — S. vermählte sich 1729 mit einer Gräfin Kielmansegg, welche 1731 bei der Geburt ihres einzigen Sohnes aus dem Leben schied. Als Hauslehrer des letzteren, welcher 1755 als Legationsrath starb, weilte 1741/42 der nachmalige Abt Jerusalem in Spörcken's Hause zu Hannover. — Ueber die Campagnen des österreichischen Erbfolgekrieges in Brabant und am Rhein schrieb S. ein französisches Diarium, dessen Titel in dem Bibliothekcataloge der königlich hannover'schen Artilleriebrigade verzeichnet ist; im Besitze des Familienarchivs zu Lüdersburg befinden sich fünf von den vorhanden gewesenen acht Heften dieser Arbeit.

Sein jüngerer Bruder, Moritz August Freiherr v. S., geboren 1711, trat 1746 aus hannover'schen Diensten als Oberst in das kursächsisch-polnische Heer, war bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges Generalmajor und Generaladjutant, und schloß am 16. October 1756 mit dem preußischen Generallieutenant Hans Karl v. Winterfeld die Uebereinkunft ab, kraft deren die Veste Königstein auf die Dauer des Krieges für neutral erklärt wurde. Er war auch Oberstall- und Küchenmeister. Als Pirch (A. D. B. XXI, 657) gestorben war, ward S. an seiner Stelle Gouverneur des Königstein und starb dort als Generallieutenant am 11. Juni 1765 (Sammlung ungedruckter Nachrichten, so die Geschichte der Feldzüge der Preußen von 1740 bis 1779 erläutern, 3. Theil, S. 501, Dresden 1783).

Mittheilungen des Freiherrn Werner v. Spörcken auf Lüdersburg bei Lüneburg. — L. v. Sichart, Geschichte der königlichen hannoverschen Armee, 2. und 3. Theil, Hannover 1870. B. Poten.

Sporer: Hans S., auch Spörer, Junghanns priffmaler, Meister Hans puchtrucker, Hans Buchdrucker von Nürnberg, Kübelhans genannt, kommt nicht schon 1466 in Nürnberg vor. Er ist vielmehr identisch mit dem Briefmaler Hans, der erst 1471 in dem Nürnberger Bürger- und Meisterbuch aufgeführt steht. Sein Vater war, wie mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, der 1449 bis 1492 in den Bürgerbüchern vorkommende „Hans formsneider", von dem er sich selbst durch die Bezeichnung „Junghans priffmaler" unterscheidet. Er thut dies gleich in seinem ersten 1472 in Nürnberg gedruckten Buche, der zweiten Ausgabe des „Enndtekrist", wo er sich zum Schluß als den Verkäufer oder Buchführer nennt: „Der junghannß priffmaler hat das puch zu nuremberg. 1472." Er war aber ohne Zweifel auch der Drucker des Buches, das er nach damaliger Sitte selbst vertrieb. S. gehörte zu jenen Briefmalern und Formschneidern — das Formschneiden hatte er, wie anzunehmen, bei seinem Vater gelernt — die längst nach Erfindung der Buchdruckerkunst zunächst noch mit Holzplatten druckten, indem sie zu den Holzschnitten auch gleich den Text der Platte einverleibten, und erst später zur eigentlichen Buchdruckerei mit beweglichen Lettern übergingen. Das genannte Buch ist eine solche xylographische Seltenheit, wovon sich nach Panzer ein Exemplar in der herzoglich Gothaischen Bibliothek befindet, nach Nagler auch ein weiteres in München, was anzuzweifeln sein dürfte, da es Maßmann nicht anführt. Es hat 38 nur auf der einen Seite mit dem Reiber gedruckte Blätter, von denen das 38. mit dem 1., das 37. mit dem 2. und so fort zusammenhängt und zugleich gedruckt worden ist. Die auf die Thätigkeit des Antichrist bezüglichen Darstellungen unterscheiden sich nur durch die Reihenfolge von denen der 1. Ausgabe. Auch fehlt der Holzschnitt mit der Werbung des Antichrist um seine leibliche Tochter.

Der zweite Nürnberger Druck Sporer's ist die „Ars moriendi, die Kunst zu sterben" vom J. 1473, gleichfalls mit Holztafeln, nur auf der einen Seite mit dem Reiber gedruckt. Am Schluß hat er die Bemerkung: „Hans sporer hat diß puch pruffmaler." Das Werk enthält außer den 2 Seiten der Vorrede

11 Holzschnittbilder mit 11 gegenüberstehenden Seiten der Erläuterung. Die Anfangsbuchstaben des Textes sind groß und mit Laubwerk verziert, der übrige Druck fett und schmutzig, was zum Theil auf die Druckweise mit dem Reiber zurückzuführen sein dürfte. 1475 erschien, von ihm gedruckt, die biblia pauperum, die seinen Namen allerdings nicht führt, wol aber sein Zeichen, einen Sporn im Schilde, trägt. Sie ist in Text und Darstellungen ein Nachschnitt der 1470 von Friedrich Walther und Hans Hürning in Nördlingen gedruckten biblia pauperum, die in der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München in zwei Exemplaren, einem in Doppeldruck mit 20 und einem in einseitigem Druck mit 40 Blättern, sowie in der Universitätsbibliothek daselbst in einem Doppeldruck vertreten ist. Nach Heller (Holzschneidekunst 349) existirt noch eine weitere Ausgabe dieser Bibel von S., gleichfalls mit 40 Blättern und zwei Zeichen, dem des Hans S. und einem Schild mit von rechts nach links gehenden drei Zacken, woraus man auf die Mitarbeiterschaft eines zweiten Künstlers geschlossen hat. Von dieser Ausgabe sollen sich Exemplare in Wolfenbüttel, Rebdorf und in Nürnberg, im Besitz des Geh. Raths v. Haller befinden bezw. befunden haben.

Von 1475 bis 1487 sind uns keine Druckwerke Sporer's erhalten. Im letztgenannten Jahre taucht er plötzlich in Bamberg auf, wo er sich in einem Hause hinter St. Martin in der Frauengasse eine Druckerei eingerichtet hatte. Sein erstes Werk, das er hier druckte, war ein „Fiesierbüchlein“ vom genannten Jahre. Außerdem lassen sich noch folgende Bamberger Drucke von ihm nachweisen.

Rosenblüt's Gedicht: „Ein Spruch von der Stadt Bamberg“, das er am Pfingstabend 1491 im Druck vollendete, ferner aus dem Jahre 1493: „Gedicht vom ersten Edelmann. (E)in newes gedicht ꝛc.“ — „Lucifer mit seiner gesellschaft val.“ — „Morgener, Wallfahrt in das St. Thomasland.“ — „Vom kinig im pad.“ — „Die histori von dem grafen in dem pflug.“ — „Von keiser Karls recht.“ — „Wunderzeichen des h. Thomas in Indien.“ — Ohne Namensangabe druckte er 1493 zu Bamberg: „Von dem man im garten.“ — „Die erschöpfung des ersten menschen Adam.“ — „Die ausrufunge des hochwirdigen heyltum des löblichen stifts zu Bamberg.“ 1494 ging aus seiner Presse in Bamberg, aber ohne Namensangabe, hervor: „Ein Spottlied auf das fehlgeschlagene Ansuchen Herzog Albrechts von Sachsen, seinen Sohn Friedrich zum Coadjutor von Wirzburg wählen zu lassen.“ Ohne Anzeige des Druckers und Druckorts, aber jedenfalls in seiner Werkstätte hinter St. Martin entstanden, ist der auf der kgl. Bibliothek zu Bamberg vorhandene Druck: „Der pauern lob.“ Die vorletzten 2 Drucke sind bei Hain nicht aufgeführt.

Das Spottlied auf Herzog Albrecht von Sachsen und seinen Sohn Friedrich wurde die Verlassung zu seinem Wegzuge von Bamberg. Er hatte durch ein Mädchen einige Exemplare dieses Spottgedichts nach Würzburg geschickt. Sie wurden dort eingezogen, verbrannt und S. bei Bischof Veit von Bamberg denuncirt. Um der Strafe zu entgehen, packte er seine kleine Officin ein und wandte sich nach Erfurt, wo er schon 1495 zu drucken begann. In dem mit diesem Jahre bezeichneten Druckwerke „Von Sancta Anna. Vnd von dem Tav O sant anna hilf selb trit“ nennt er sich „Hanns Buchdrucker zu Nyrenberg“ „zu den eynsydeln bey sant Veitt“. In dasselbe Jahr wird sein weiterer, zum zweiten Male aufgelegter Druck: „Gesang von dem graffen in dem pflug“ gesetzt, der gleichfalls aus der Officin bei St. Veit hervorging, aber eine Unklarheit in der Jahreszahl enthält, da es heißt: „Im XIV. jare.“ Als fernere Erfurter Drucke sind zu nennen: „Kunstbüchlein. Ein bewert kunstbuchlin das den menschen gar nutzlich zu haben ist vil sachen dar zu lernen.“ Am Ende: „Gedruckt zu Erfort durch Johannsen spörer tzu dem wissen Lilgen berge bey

sant Pauls pfarr. Im 99 jare.“ Ohne Namensangabe, aber, wie aus der näheren örtlichen Bestimmung hervorgeht, von ihm zu Erfurt gedruckt sind: „Büchlein von den Tugenden und Kräften der edeln Steine“, wo es zum Schlusse heißt: „Gedruckt zv Erfortt jn sant Pauls pfor zu den weissen lilligen berge. Anno domini 1498.“ „Von vnsers herren angesichte . . . Gedruckt zu Erfort pey sant paul im XCVIII.“ „Herzog Ernsts Ausfahrt“ . . . 1500 gleichfalls in seiner Druckerei in St. Pauls Pfarre „zu den weissen liligen Berge“ gedruckt. Er soll noch 1510 in Erfurt thätig gewesen sein und kann hier vielleicht einen Sohn zum Buchdrucker herangezogen haben, da noch 1545 ein Hans S. als solcher begegnet. Bemerkt sei noch, daß in den Nürnbergischen Bürger- und Meisterbüchern 1481 auch ein Peter S. „trucker“, ohne Zweifel ein Verwandter, vielleicht ein Bruder unseres S., vorkommt.

(Heinecken), Nachrichten von Künstlern u. Kunstsachen. 2. Theil. — Panzer, Annalen der älteren deutschen Litteratur — und Zusätze dazu. — Christ. Gottl. v. Murr, Journal zur Kunstgeschichte und allg. Litteratur. 2. Theil. — J. Heller, Geschichte der Holzschneidekunst. — Hain, Repertorium bibliographicum, dazu K. Burger, Die Drucker des XV. Jahrhunderts. — G. K. Nagler, Neues allg. Künstlerlexikon. — H. F. Maßmann, Die Xylographa der kgl. Hof- und Staatsbibliothek, sowie der kgl. Universitätsbibliothek zu München. — Sprenger, Aeltere Buchdruckergeschichte Bambergs. — J. Baader, Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs. 2. Theil. — Nürnberger Bürger- und Meisterbücher im kgl. Kreisarchiv Nürnberg. Mummenhoff.

Sporer: Patritius S., katholischer Theologe aus Passau, † 1714. Er war Mitglied des Ordens der Minoriten-Recollecten und zwar der Straßburger (süddeutschen) Provinz, eine Reihe von Jahren Lector (Lehrer der Theologie), dreimal Definitor. Von seinem großen moraltheologischen Werke erschien der zweite Theil, „Theologia moralis sacramentalis“, zuerst zu Salzburg 1681, der erste, „Theologia moralis super decalogum“ daselbst 1685 (in 12 Octavbänden), die zweite Auflage in drei Foliobänden daselbst 1700—1702. Es wurde seitdem wiederholt gedruckt (u. a. zu Venedig 1724); die letzte Ausgabe erschien mit Zusätzen von zwei Ordensgenossen unter dem Titel: „Theologia moralis cum additionibus et supplementis Kiliani Kazenberger; accedunt recollectiones morales contemporaneae in forma compendii repraesentatae a Cherubino Mayr“, 1755, 5 Fol. S. war Probabilist, nach dem Urtheil Liguori's und anderer „mitunter zu milde“ (lax), wird aber von den späteren Moraltheologen oft citirt. Ein Verehrer der „alten“ Theologie, M. J. Scheeben, hat noch im J. 1867 (im Litt. Handweiser, S. 387) gemeint, eine umgearbeitete Ausgabe des Werkes von S. werde dem Ideal einer Moraltheologie in einer vorläufig ganz befriedigenden Weise entsprechen.

Hurter, Nomenclator II, 860. Reusch.

Spörl: Johann Konrad S., evangelischer Prediger, † 1773. S. wurde am 3. Januar 1701 zu Nürnberg geboren, wo sein Vater Lehrer am Aegidianum war. An dieser Anstalt wurde er 1706—1716 vorgebildet und bezog 1718 die Universität Altdorf. Seine Studien erstreckten sich daselbst auf Theologie und Philosophie und im J. 1720 erwarb er sich auch dort die Magisterwürde. Noch in demselben Jahre setzte er seine Studien in Jena und seit 1722 in Halle fort. Auf der letztgenannten Universität, der Hochburg des Pietismus, hörte er nicht bloß Breithaupt, Anton, Francke, Michaelis und Lange in theologischen, sondern auch Thomasius, Gundling und Böhmer in juristischen Vorlesungen. Die nächsten Jahre verwandte er auf seine Weiterbildung in seiner Heimath Nürnberg und auf der heimischen Universität zu Altdorf. Das kirchliche Amt,

dem er sich widmete, hat er zeitlebens nur in seiner Vaterstadt bekleidet: im J. 1726 wurde er Frühprediger an der St. Margarethenkirche in Nürnberg, 1730 Diakonus an der St. Aegidienkirche, 1735 Diakonus an der St. Sebalduskirche, 1749 Antistes und Prediger wieder zu St. Aegidien daselbst, wobei er zugleich eine Professur der Theologie und der philosophischen Moral an dem dortigen Aegidianum erhielt, 1759 Prediger an der St. Lorenzkirche und Inspector über die Candidaten des Predigtamts, endlich noch drei Jahre vor seinem Tode erster Prediger an der St. Sebalduskirche. Am 20. Mai 1773 machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende. Vermählt war S. mit Johanna Lucie geb. Stör, welche ihm mehrere Kinder gebar. S. war ein geachteter Prediger und wackerer Gelehrter; auch als asketischer Schriftsteller hat er sich einen Namen gemacht. Er veröffentlichte „Das Evangelium Mosis oder die Zeugnisse von Christi Leiden und Tode, welche in den Büchern Mosis enthalten sind, in funfzehn Passionspredigten erläutert." Nürnberg 1732. 8°. — „Die eigentliche wahre Ursache von dem Kreuzestode Jesu Christi, aus der heiligen Schrift selbst angezeiget." Ebendas. 1744. 4°.

Eine Lebensbeschreibung Spörl's und die Titel von sechs anderen Publicationen desselben bei Döring (Heinrich), Die gelehrten Theologen Deutschlands IV, (1835) 274—277. — Vgl. Will, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon III, 753 ff.; VIII, 273 ff. — Meusel, Lexikon XIII, 242 ff.

P. Tschackert.

Spörl: Johann Ludwig S., evangelischer Geistlicher, ältester Sohn von Johann Konrad S., † 1793. S. erblickte das Licht der Welt zu Nürnberg am 8. August 1731, erhielt daselbst auf dem Aegidianum seine Vorbildung, studirte Theologie und Philosophie seit 1747 zu Altdorf, wo er 1750 Magister wurde, später noch zu Jena und zu Leipzig. Eine kirchliche Anstellung erhielt er zuerst in Hersbruck, wo er 1757 unterster Diakonus, 1765 aber Diakonus und noch in demselben Jahre Stadtpfarrer wurde; 1773 folgte er einem Rufe als Prediger an die Marienkirche in Nürnberg und 1782 erhielt er daselbst zugleich eine Professur der Logik und Metaphysik am Aegidianum; 1787 wurde er Prediger an der St. Aegidienkirche und Inspector des Aegidianums, 1791 Prediger zu St. Lorenz und Inspector der Candidaten des Predigtamtes, 1792 endlich Prediger an der St. Sebalduskirche, Antistes des ganzen Kirchenregiments und Stadtbibliothekar. Er starb am 3. Juni 1793, nachdem er kurz vorher seine Gattin, eine geborene Müller aus Hersbruck, durch den Tod verloren hatte. S. erfreute sich wegen seiner aufrichtigen Frömmigkeit und seiner gediegenen theologischen Bildung allgemeiner Achtung; da er dem praktischen Amte lebte, hat er an litterarischen Arbeiten nur wenige durch den Druck veröffentlicht; am wichtigsten ist sein Programm „de philosophiae fatis et abusu", welches er 1782 nach Antritt seines philosophischen Nebenamtes verfaßte; die Titel von vier anderen Publicationen und einen Lebenslauf Spörl's, s. bei Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands u. s. w., IV, (1835) 277—278.

Vgl. Will, Nürnberg. Gelehrtenlexikon III, 756 ff.; VIII, 274 ff. — Meusel, Lexikon XIII, 243 ff.

P. Tschackert.

Spörl: Volkmar Daniel S., evangelischer Geistlicher, Sohn von Johann Konrad S. und jüngerer Bruder von Johann Ludwig S., † 1807. S. wurde am 26. December 1733 zu Nürnberg geboren, erhielt seine Vorbildung am Aegidianum daselbst und bezog mit seinem älteren Bruder Johann Ludwig 1751 die Universität Jena und 1752 die Universität Leipzig. Darauf studirte er von 1753 an allein in Altdorf weiter, kehrte 1756 von dort nach Nürnberg zurück und lag von da an noch mehrere Jahre privaten Studien in der Heimath ob.

Im J. 1763 wurde er Pfarrer zu Entenberg, 1773 Diakonus an der St. Sebalduskirche in Nürnberg und 1793 Senior seines Capitels. Das im J. 1805 ihm übertragene Pastorat konnte er wegen zunehmender Altersschwäche nicht lange verwalten und bald darauf starb er, am 21. Januar 1807. Er hatte in kinderloser Ehe mit Margarethe Sophie geb. Müller aus Hersbruck gelebt. In Lebenswandel und amtlicher Thätigkeit streng rechtlich, verfügte er auf wissenschaftlichem Gebiete in der Theologie und in den älteren Sprachen über ansehnliche Kenntnisse; doch hat er durch den Druck wenig veröffentlicht. Sein wichtigstes Werk ist die „Vollständige Pastoraltheologie, aus den fürnehmsten Kirchen- und Landesordnungen der Churfürsten, Fürsten und Stände des heil. Röm. Reichs, nebst einem Anhange von rechter Feier der Sonn- und Festtage aus eben diesen Statutis." Nürnberg (1764, gr. 8°). Außerdem publicirte er: „Dissertatio epist. de ornamentis sponsi sponsaeque Ebraeorum." Altd. 1758. 4°. „Dissertatio de legibus religionis politicis." Altd. 1776. 4°. (Vgl. Heumann, Exercitationum juris universi praecipue Germanici vol. II.) Endlich: „Daß göttliche Strafgerichte seien, zu welchen auch große Wasserfluthen zu rechnen sind; aus heiliger Schrift bewährt und erwiesen." Ebend. 1784.

Eine Biographie, welcher obige Nachrichten entnommen sind, lieferte Döring (Heinrich), Die gelehrten Theologen Deutschlands u. s. w. IV, (1835) 279—280. Vgl. Waldau, Diptycha contin. p. 38 sqq. — Will, Nürnberg. Gelehrtenlexikon VIII, 275 ff. — Meusel, Gel. Teutschland VII, 576; XV, 513; XVI, 381. P. Tschackert.

Sporleder: Friedrich Wilhelm S., botanischer Schriftsteller, geboren zu Wernigerode am 10. April 1787, † daselbst am 28. März 1875. Als der zweite Sohn des gräfl. Amtsverwalters G. Chr. S. und einer Tochter des Neustädter Pastors Böttcher besuchte er die Oberschule seiner Vaterstadt bis zum Jahre 1806, in welchem er mit einem rühmlichen Zeugnisse über seinen Fleiß und seine Befähigung entlassen wurde. Er widmete sich nun in Göttingen drei Jahre lang dem Studium der Rechte, hörte aber daneben auch naturwissenschaftliche, besonders pflanzenkundliche Vorlesungen bei Blumenbach. Letzterer hatte seine Freude an der Begabung und dem regen Streben des jungen Mannes und empfahl dann den Geförderten zum Lehrer der Naturwissenschaft am Fellenberg'schen Institut in Hofwyl. Seinen Neigungen hätte es wohl entsprochen, in einem solchen Beruf sich ganz den Naturwissenschaften, besonders der von Jugend auf mit Vorliebe gepflegten Pflanzenkunde widmen zu können, aber seine innige Liebe gegen seine Eltern, Mutter und Stiefvater — seinen rechten Vater hatte er schon als achtjähriger Knabe verloren — vermochten ihn, in seiner engeren Heimath zu bleiben und die juristische Laufbahn zu verfolgen. Er begann dieselbe im Dienste der westfälischen Regierung als Gehülfe seines damals als Kantonsnotar angestellten Stiefvaters Warneck. Erst nach den Freiheitskriegen konnte er den angestammten Herren der engeren Geburtsheimath, den Grafen zu Stolberg, dienen, zuerst als Amtsgerichtsassessor, seit 1815 als Regierungssecretär, 1819 Regierungsassessor, 1828 Regierungsrath, endlich seit dem Ableben seines Freundes Delius in seiner Eigenschaft als Regierungsdirector. Der Treue und peinlichen Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seinen Herren diente, entsprach das unbedingte Vertrauen und die hohe Anerkennung, welche diese ihm zollten. Aber wenn auch noch heute manche schriftlichen Sammlungen und Auszüge von dem Eifer zeugen, mit welchem er die Fragen seines öffentlichen Berufs verfolgte, so war doch seine innere Neigung bis ans Ziel seiner Tage der Naturwissenschaft, zumeist der Botanik zugewandt. Dieser allermeist dienten die häufigen Ausflüge und Reisen, die der sonst überaus zurückgezogene bescheidene Mann theils in der Nähe seiner Vaterstadt, theils durch einen großen Theil

Deutschlands unternahm, sowie auch der Inhalt des ausgedehnten Briefwechsels mit den Botanikern Kunze in Leipzig, Sprengel und v. Schlechtendal in Halle, Rammelsberg und von Hanstein in Berlin, Schleiden in Jena, Meyer in Göttingen, Wigand in Marburg, Hampe in Braunschweig, Irmisch in Sondershausen u. a. m., der meist pflanzenkundliche Fragen betraf. Um ihretwillen besuchte er auch wohl die Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte 1839 in Pyrmont, 1841 in Braunschweig, 1854 in Göttingen. Auch der naturwissenschaftliche Verein des Harzes hatte an ihm ein reges thätiges Mitglied. In Schriften trat S. weniger an die Oeffentlichkeit, als es wohl bei seinem gediegenen Wissen wünschenswerth gewesen wäre. Als größere, auch besonders gedruckte Vorträge im naturwissenschaftlichen Verein des Harzes sind zu erwähnen der „Ueber merkwürdige Bäume des Harzes“, 1862, 4° und „Zur Flora des Harzes mit besonderer Berücksichtigung der Litteratur dieser Flora“, 1864, 4°. Als treues Mitglied und Mitstifter des wissenschaftlichen Vereins in Wernigerode gab er zu dessen 25jährigem Stiftungsfeste als größere Schrift heraus ein: „Verzeichniß der in der Grafschaft Wernigerode und der nächsten Umgegend wildwachsenden Phanerogamen und Gefäß-Cryptogamen“, mit einer Steindrucktafel, Wernigerode 1868, 227 Seiten 8°. Im Jahre 1882 besorgte Herr Apotheker Forcke in kleinerem Formate eine zweite Auflage, welche durch ein Verzeichniß der im Gebiet der Grafschaft bis dahin aufgefundenen Laubmoose vermehrt ist, und eine abermalige neue Bearbeitung wird vorbereitet. Es ist zu bemerken, daß schon bei dem ersten und mehr noch bei dem zweiten Druck viele Ausführungen des Verfassers über frühere Verwendung und einheimische Namen der Pflanzen, sowie über daran geknüpfte Volksvorstellungen gestrichen sind. Noch nach Vollendung jener Schrift wandte sich S. mit Eifer einer Untersuchung der Laubmoose zu, eine Arbeit, die er, ohne sie ganz zum Abschluß gebracht zu haben, in drei Bänden hinterließ. Wenn von ihm 1852 in der Linnaea Bd. XXV, S. 333 bis 366 ein „Beitrag zur Flora der Insel Portorico“ erschien, so erinnert dies an die Bemühungen, welche er öfter in der Bestimmung von Pflanzensammlungen Anderer übernahm, so des Gärtners und Reisenden Karl Beyrich (s. A. D. B. II, 605) auf seinen Reisen nach Italien 1819 und nach Brasilien und Nordamerika 1833 und 1834 und Karl Schwanecke's von seiner Reise nach Portorico. Endlich bestimmte er auch die Pflanzen, welche evangelische Missionare von Grönland nach Wernigerode sandten und erwarb sich durch Bereicherung des gräflichen Lustgartens und Bestimmung der darin gehegten Pflanzen ein großes Verdienst. Eine längere Mittheilung über den Pastor Keßler und dessen Stiftungen im Jahrg. 1832 des Wernigeröder Intelligenzblatts zeugt neben manchen handschriftlichen Aufzeichnungen von Sporleder's geschichtlichem Sinne. Von seinem ansehnlichen Bücherschatze vermachte er die botanischen und naturwissenschaftlichen Schriften der nunmehr fürstlichen Bibliothek, seinen Vorrath an Conchylien und Mineralien, sowie das in etwa zweihundert Mappen niedergelegte musterhaft geordnete Herbarium den fürstlichen Sammlungen zu Wernigerode. S. lebte mit der Tochter seines Lehrers, des Rectors Kallenbach seit 1821 in kinderloser aber überaus glücklicher Ehe. Bei überaus vorsichtiger, mäßiger Lebensweise und treuer Pflege bewahrte der von Kindesbeinen auf schwächliche Mann bis in ein hohes Lebensalter eine solche geistige Kraft und Frische, daß noch der 87jährige im October 1874 eine das Schälen der Fichtenbestände durch das Wild betreffende Frage nicht nur mit Gründlichkeit und Umsicht, sondern auch mit der ihm bis ans Ende eigenen heiteren Laune beantworten konnte. Jener frohe Zug seines Wesens hatte seinen festen Grund in dem frommen kindlichen Glauben, der den bescheidenen Mann durch sein ganzes Leben begleitete. Von seiner äußeren Erscheinung gibt eine Photographie, welche der

zweiten Auflage seiner Schrift über die Pflanzen der Grafschaft Wernigerode beigegeben ist, eine durchaus lebenswahre Vorstellung.

Vgl. besonders die dem Andenken Sporleder's gewidmete, von Herrn Apotheker Forcke in Wernigerode herrührende Mittheilung vor der 2. Auflage von Sporleder's oben angeführter Hauptschrift S. III bis XIV.

Ed. Jacobs.

Spörlin: Margareta S., eine hervorragende Volkserzählerin, wurde am 19. Juli 1800 zu Mülhausen im Elsaß geboren, wo ihr Vater, Johannes S., Pfarrer an der St. Stephanskirche war. Da der letztere schon nach drei Jahren starb, so wurde die Erziehung der Tochter ausschließlich von der Mutter geleitet; ein Aufenthalt im Töchterinstitut zu St. Immer im Kanton Bern brachte dieselbe zum Abschluß, und Margareta kehrte darauf nach Mülhausen zurück, wo sie bald ein reiches Arbeitsfeld fand. Neben der Pflege ihrer durch viele Jahre kranken Mutter widmete sie sich der christlichen Unterweisung einer Anzahl Töchter aus gebildeten Familien, wirkte auch an einer für die Volksclassen bestimmten Sonntagsschule Jahre lang in großem Segen. Den Sommer verlebte sie größtentheils auf dem Lande, bald in Langenbruck (Basel-Land), bald in Badenweiler. Nach dem Tode ihrer Mutter (1852) fand sie Aufnahme in die Familie ihrer Halbschwester in Mülhausen, und hier starb sie hochbetagt am 15. September 1882. — Margareta Spörlin's Erstlingsschriften erschienen im Verlag der Straßburger „Evangelischen Gesellschaft" als einzelne Tractate, die dann mit andern Erzählungen gesammelt und unter dem Titel „Elsässische Lebensbilder" (1872—1875) in 4 Bändchen herausgegeben wurden. Erst im Vorwort zur 4. Aufl. nannte sich die bisher anonyme Schriftstellerin mit ihrer Namensunterschrift. In diesen Erzählungen, die übrigens durch französische und englische Uebersetzungen auch einen weiteren Leserkreis gefunden haben, gewährt uns die Verfasserin einen Blick in die Geschichte ihres heimathlichen Elsaß, dessen Natur sie mit warmer Liebe und schönen Farben zu malen versteht. „Die historischen Thatsachen bilden freilich nur die Rahmen, in welche ihre Künstlerhand, durch erfinderische Phantasie und tiefblickende Herzens- und Menschenkenntniß geleitet, gar fein gestickte, farbige Bilder einzufügen weiß." Ebensoweit entfernt vom verknöcherten Kopfglauben, wie von confessioneller Engherzigkeit, will sie mit ihren Lebensbildern dem praktischen Christenthum das Wort reden, wie es sich in kindlicher Gottesliebe und brüderlicher Nächstenliebe gegen Freund und Feind offenbart. Den „Lebensbildern" ließ die Verfasserin noch folgen „Der alte Eli. Eine einfache Geschichte aus dem elsässischen Volksleben" (3. Aufl. 1879), ein wahres Meisterstück nach Inhalt und Form, dem wirkliche Begebenheiten zu Grunde liegen, wie denn die Verfasserin ihren Erzählungen viel Selbsterlebtes eingewoben hat. Ihre letzte Schrift war eine Erinnerung aus Badenweiler: „Vater Jung-Stilling und Fräulein Katharina" (1877).

Adolf Stöber, Margareta S. Eine biogr.-litterar. Skizze. Mülhausen 1882.

Franz Brümmer.

Sporschil: Johann Chrysostomus S., Schriftsteller. Geboren zu Brünn in Mähren am 23. Januar 1800, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, weiterhin die Hochschule zu Wien, wo er im J. 1823 zunächst den Cursus der Rechtsstudien beendigte. Seine Neigung verwies ihn aber nicht auf die herkömmliche Beamtenlaufbahn, sondern führte ihn auf die gewagtere des Journalisten, Publicisten und Geschichtsschreibers. Auch damit jedoch ist die Arbeit seines Lebens nicht genügend bezeichnet, sie artete allmählich in die Thätigkeit des Polyhistors und Vielschreibers aus, ohne ihn, trotz ursprünglicher Begabung, über die mittlere Linie zu erheben. Im J. 1827 ging er nach Leipzig, wo er sich mit publicistischen und geschichtlichen Arbeiten und aber auch mit Uebersetzungen

beschäftigte, und diese Art Schriftstellerei füllt dann einen guten Theil seines Strebens aus. Als Publicist bezeigte er sich zuerst im J. 1831 durch eine Schrift über die Sächsische Verfassungsurkunde. Im J. 1832 siedelte er nach Braunschweig über, wo er an der von K. H. Hermes herausgegebenen „Deutschen Nationalzeitung aus Braunschweig und Hannover" mitwirkte und das damit verbundene „Litterarische Wochenblatt" redigirte. Aber schon das Jahr darauf kehrte er infolge eingetretener Zerwürfnisse mit Hermes nach Leipzig zurück und nahm die unterbrochene litterarische Thätigkeit in den verschiedensten Gestalten wieder auf. S. war trotz seiner Entfernung von Oesterreich ein guter Oesterreicher geblieben und hatte die Aufmerksamkeit des österreichischen Generalconsuls in Leipzig (Ritter v. Grün) auf sich gezogen, der seine Feder im Interesse des in Wien herrschenden Systems in jenen Jahren vielfach in Anspruch nahm. Diese Thätigkeit ist auch weiterhin nicht unbemerkt und unverdeckt geblieben. Im J. 1858 endlich kehrte S. angeblich von dem in Leipzig den Ton angebenden Liberalismus zurückgestoßen wieder nach Wien zurück und wurde dort als willkommenes Werkzeug aus dem Fonds des Preßbureaus mit einem Jahresgehalt ausgestattet und zu journalistischen Zwecken verwendet. Die litterarisch-publicistische Wirksamkeit Sporschil's, umfassend genug, ließ ihm aber gleichwol Zeit, daneben eine nicht minder umfassende Arbeitsamkeit als Uebersetzer, wie bereits angedeutet, und vor allem auch als Geschichtsschreiber zu entwickeln. Der conservative Grundzug seiner Natur kam auch hier zur Erscheinung, von wissenschaftlichem Werthe ist jedoch keine Rede, sie alle verfolgen eine ausgesprochen populäre Tendenz. Wir erinnern beispielshalber an seine „Geschichte der Freiheitskriege", „Geschichte der Kreuzzüge", „Geschichte der österreichischen Monarchie", „des 30jährigen Krieges", „Karls des Großen", Geschichte der Deutschen, der Hohenstaufen, der Päpste, der katholischen Kirche u. s. w., die, wie das kaum anders sein konnte, sämmtlich binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit der nicht ganz unverdienten Vergessenheit anheimgefallen sind. Die Uebersetzungen hatten verschiedene Schriften, in erster Linie Romane aus dem Englischen, zum geringeren aus dem Französischen zum Gegenstand, darunter aber auch noch Gibbon's bekanntes großes geschichtliches Werk. Auch ein englisches Lexikon ist ziemlich früh aus seiner fruchtbaren Hand hervorgegangen. Die Erscheinung des Deutschkatholicismus hat seine besondere Aufmerksamkeit erregt und er ist s. Z. in mehreren Schriften gegen sie aufgetreten. Ermüdet ließ er endlich seine Feder sinken und starb am 16. December 1863 in Wien.

Vgl. C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 36. Theil S. 247—252, wo sich zugleich ein nahezu vollständiges Verzeichniß von Sporschil's verschiedenen Schriften findet. Wegele.

Spranger: Bartholomäus S., Maler, geboren zu Antwerpen am 21. März 1546. Er kam noch sehr jung nach Paris, ging dann über Lyon nach Mailand, wo er in der Geschichtsmalerei regelmäßigen Unterricht genoß. Darauf hielt er sich in Parma auf, wo ihn Bern. Sojaro, ein Schüler des Correggio beeinflußte. Endlich kam er nach Rom, wo er unter fleißiger Arbeit sich mehrere Jahre aufhielt. Der Cardinal Farnese fand Gefallen an seiner Kunst und ließ durch ihn Wandgemälde in seinem Landhaus Caprarola ausführen und durch denselben Prälaten wurde der strebsame Künstler dem Papst Pius V. empfohlen, für den er verschiedene Bilder, so namentlich ein colossales Bild mit dem jüngsten Gericht mit 500 Personen ausführte. Auch in der Kirche S. Luigi de' Francesi sind Wandbilder mit Heiligen von seiner Hand, ebenso eine Geschichte des h. Johannes Evang. in der Kirche der Porta latina. Auch soll er in Rom eine Hexenversammlung im Kolosseum gemalt haben, die verloren ging. Auf die Empfehlung des Bildhauers Giovanni da Bologna wurde S. 1575

vom Kaiser Maximilian II. berufen; er folgte dem ehrenvollen Rufe und malte in Wien mehrere Bilder für denselben. Als der Kaiser starb, wurde S. Hofmaler des Nachfolgers desselben, des Kaisers Rudolf II., der in Prag residirte und blieb volle 17 Jahre in dessen Dienst. S. war ausschließlich für diesen Kaiser beschäftigt, der ein großes Wohlgefallen an dessen Kunst fand und auch dem Maler ein sehr gewogener Mäcen war. Oefters hielt er sich lange in dessen Arbeitsstube auf. S. führte ein glänzendes Leben, der Kaiser erhob ihn in den Adelstand (1588) und beschenkte ihn mit einer goldenen Kette. Nach 37jähriger Abwesenheit von seiner Vaterstadt, wünschte sie der Künstler noch einmal zu sehen. Der Kaiser ertheilte ihm den Urlaub dazu, gab ihm 1000 Gulden Reisegeld, und S. wurde in seinem Vaterlande von den Künstlern aller Städte mit großen Ehren und Gastmälern empfangen. Sein Eintritt in die Vaterstadt gestaltete sich zu einem Triumphzug. Der Meister kehrte alsdann zu seinem kaiserlichen Wohlthäter zurück und starb in Prag im J. 1625. Er hinterließ sehr viele Bilder, davon die wenigsten nach Deutschland kamen. Der Gegenstand derselben ist meist der h. Geschichte und der antiken Mythologie entlehnt. Sie fanden aber bald eine scharfe Kritik, da sie vielfach manierirt erscheinen. Mariette urtheilt über den Künstler: „Zu seiner Zeit mußte man, um Ruhm zu erlangen, die Charaktere übertreiben, die Muskeln stark ausdrücken, den Figuren falsche und wunderliche Verdrehungen geben.“ S. wollte offenbar Michel Angelo überbieten und verfiel in Manier. Sehr viel wurde nach seinen Bildern gestochen, so von den Brüdern Sadeler, von Goltzius und seiner Schule, C. Cort, de Gheyn und vielen mehr. Auch zwei Radirungen hinterließ der Meister, einen h. Sebastian und einen Johannes Evang. Schön ist des Künstlers Bildniß mit seiner Frau in allegorischer Einfassung, von Eg. Sadeler gestochen.

Vgl. Sandrart's Akademie, Dlabacz, Immerzeel, Kramm, Bryan.

Wessely.

Sprecher: Fortunat S. v. Bernegg, Ritter, Dr. Geboren am 8. Jan. 1585 zu Davos-Platz (Kanton Graubünden), † am 12. Jan. 1647 zu Chur, stammte aus einer hochangesehenen, altadeligen Bündnerfamilie, die dem Lande zu allen Kriegs- und Friedenszeiten tüchtige, feingebildete Männer gestellt hat.

Ursprünglich im Thale Schanfigg wohnhaft, hatte das Geschlecht zwei feste Plätze — Bernegg und Unterwegen — zu seinem Wohnsitze inne und stand in Dienstverhältnissen zu den Fürstbischöfen von Chur, den Grafen von Montfort-Werdenberg und Matsch, sowie zu den Oberherren, den Herzögen von Oesterreich. Die in alter Zeit rege Verbindung zwischen Schanfigg und Davos mag einen Zweig der Familie in die letztgenannte Thalschaft geführt haben, woselbst schon der Großvater Fortunat's 1512 als Anführer der Davoser bei Besetzung des Veltlins eine hervorragende Stellung einnahm, er fiel 1515 in der Schlacht bei Marignano. Dessen Sohn Florian ward 1582 mit Anderen nach Frankreich gesandt, um das alte Bündniß mit der Krone zu erneuern; zur Zeit der Geburt Fortunat's hatte er das Landammannamt zu Davos inne, woselbst er vorher während 14 Jahren Landschreiber gewesen war.

1591, acht Jahre alt, begann Fortunat die Winterschule in Davos zu besuchen. Für dessen höhere Entwicklung war es von großem Werth, daß der Churer Stadtpfarrer Lucius v. Capol, durch die Pest von Chur vertrieben, sich nach Davos flüchtete und dort dessen Lateinlehrer wurde. Im Juni 1595 reiste Fortunat's Vater nach Morbegno (Veltlin), um das ihm daselbst zugefallene Amt eines Podestà zu bekleiden. Hier übernahm ein bolognesischer Flüchtling die Weiterbildung des Knaben. Mit Freuden gewahrte sein Schwager, Anton v. Sonvig dessen brennende Lernbegier und sein ausgezeichnetes Gedächtniß und beschloß 1595, entgegen dem Willen der Eltern, ihn nach Chur zu schicken, wo

der als Staatsmann und Humanist gleich hervorragende Pfalzgraf Dr. Andreas Ruinelli die Kathedralschule, eine Art Obergymnasium, leitete.

Infolge übermäßiger Arbeit erkrankte S. anfangs 1598 am Wechselfieber und begab sich zu seiner Erholung nach Hause. Bald war dem eifrig Strebenden das stille Landleben zu einförmig: im December floh er heimlich zu seinem Gönner Anton v. Sonvig, der ihn — abermals wider der Eltern Zusage, welche die Kosten scheuten — am 6. Januar 1600 mit einem Reisegeld von 15 fl. auf die Universität Basel sandte, woselbst S. Vorlesungen über Stylistik, Rhetorik, Dialektik, Theologie und Geschichte hörte. Mitte Juni 1601 zwangen die Eltern den Studenten, nach Hause zurückzukehren, damit er eine, von ihnen ihm auserlesene Braut an den Traualtar führe, welchen Plan S. „der den Studien geschworen, voll Abscheu gegen die ländliche Tölpelhaftigkeit“ mit beharrlichem Widerwillen zurückwies.

1602 beginnt S. seine politische Laufbahn als Davoser Ehrichter, unterbricht jedoch dieselbe, 1605 zum kaiserl. Notar ernannt, um im October desselben Jahres eine Reise nach Paris anzutreten, woselbst er ausschließlich Jurisprudenz und die französische Sprache studirte. Von Paris scheint S. sich nach Orleans gewandt zu haben, an welcher Universität er sich am 29. November 1606 mit der Dissertation „De Donationibus materia“ die Doctorwürde erwarb. Nach Abschluß seiner Studien trat S., mit einem k. französischen Reisestipendium versehen, der schönen Künste und Kriegswissenschaften willen, eine Wanderung nach Norwegen an. Kaum 27 Jahre alt bekleidet sodann S., der über gründliche juristische, historische und humanistische Kenntnisse verfügte, das verantwortungsvolle Amt eines Generalprovediters im Veltlin (eines Berichterstatters über politische Ereignisse im angrenzenden mailändischen Gebiete) und in rascher Folge werden dem jungen Staatsmanne wichtige Gesandtschaften übertragen, so diejenige nach Innsbruck vom Mai 1621 und Imbst im October desselben Jahres. Man vergegenwärtige sich, daß im Juli 1620 der grauenhafte Veltlinermord und damit auch der Abfall der Unterthanenlande sich ereignet hatten, daß im selben Monat von bündnerischer Seite ein verunglückter Zug in die rebellirende Landschaft unternommen, Untercalven durch Oesterreich dem Bündnerlande entrissen wurde und seit October des folgenden Jahres die österreichischen Invasionen beginnen. Diese Häufung der eingreifendsten Ereignisse erheischte tüchtige und einsichtige Staatsmänner, wie sie uns in Jenatsch, Juvalt, Guler, Sprecher entgegentreten.

S. hat diese lange Kampfes- und Leidenszeit mit durchgelebt, es war ihm vergönnt, die sehnlichst erhoffte Pacification des Jahres 1639, welche nach bitterer Noth den Bündnern den Frieden und ihre Unterthanenlande zurückgab, noch mit anzusehen. Nimmt er auch unter den bündnerischen Staatsmännern seiner Umsichtigkeit und Erfahrung wegen eine der ersten Stellen ein, so besteht sein Hauptverdienst doch darin, daß er das Selbsterlebte aufgezeichnet hat.

In dieser Richtung kommt als zeitgenössische Geschichtsquelle hauptsächlich in Betracht: „Historia motuum et bellorum postremis hisce annis in Rhaetia excitatorum et gestorum.“ Coloniae Allobrogorum 1629 und 1690 mit dem veränderten Titel: „Historia Rhaetiae in qua motus et bella ibi excitata, fideliter exponuntur.“ Deutsche Ausgaben älterer Zeit von 1701, 1702, 1703 sind betitelt: „Historia von denen Unruhen und Kriegen, so in denen Hochl. Rhätischen Landen vor Jahren entstanden. Aus dem Lateinischen ins Teutsche übersetzt“. Im Archiv für die Geschichte der Republik Graubünden Band III. gibt Conradin v. Mohr eine kritische Ausgabe. Sie trägt die Aufschrift: „Des Ritters Fort. Sprecher v. Bernegg J. V. D. Geschichte der bündn. Kriege und Unruhen.“ Das erste Buch gibt eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts (1614), hier setzt dann S. mit großer Ausführlichkeit und

unter Benutzung amtlicher Acten ein und behandelt den Zeitraum bis zum Waser'schen Spruch 1644, bei welchem Ereignisse der Verfasser „aus Unlust und Kummer über die Einbuße, welches sein geliebtes Heimathsthal an seinen Rechten erlitt, die Geschichte abbricht". Der zweite Theil des Werkes, der mit der Innsbrucker Gesandtschaft des Jahres 1628 anhebt und als eigenes Werk den Titel „Continuatio motuum Rhaetiae" führt, wurde 1780 von J. L. Lehmann als „Erste und zweite Fortsetzung der Bündnergeschichte oder der ehemaligen Unruhen in dem Freistaat der III Bünde", aus einer lateinischen Handschrift übersetzt, herausgegeben.

Einen wesentlich anderen Charakter trägt das zweite Hauptwerk Sprecher's, die „Pallas Rhaetica, armata et togata. Ubi primae ac priscae Inalpinae Rhaetiae verus situs, bella et politia etc. adumbrantur", Basileae 1617, Lugd. Batavorum 1623, oder wie es auf der deutschen Uebersetzung heißt: „Rhetische Cronica, oder Beschreibung Rhetischer Kriegs- und Regiments-Sachen", Chur 1672.

Nach dem Vorbilde und wol unter Benutzung älterer Schweizerchroniken wird in dieser Arbeit (welche auf den Index gesetzt worden ist) in den ersten 5 Büchern die rätische Geschichte als Ergänzung der Hist. motuum in chronologischer Aneinanderreihung der Ereignisse, also ohne inneren Zusammenhang, behandelt. Buch 6 und 7 sind einer einläßlichen verfassungsgeschichtlichen und geographischen Beschreibung des Gebietes der III Bünde und ihrer Unterthanenlande gewidmet.

Sprecher's historische Arbeiten von untergeordneter Bedeutung sind betitelt: 1) „Ein schön neu Lied zu Ehren gmeiner dry Bündt", 1615. 2) „Stemma vetustissimae romanae originis familiae Plantarum. Quorum antiqua sedes in superiori Zuzii fuit, ubi turris antiquissima ejusdem nominis videtur. Collectum a Fortunato Sprechero a Berneck". 3) „Das christenlich leben vnd selig Sterben des Anrüwen vatters des vatterlands herrn Obersten Johann Guler von Wyneck, Ritters ꝛc. Grundlich und eigenlich beschrieben durch F. S. — gedruckt im Jahr Christi 1637. 4) Consultum iuris Duorum Praecl. Doctorum (S. & J. Schmid) per quod clarè & patenter probatur Excels. Foedus Domus Dei pleno iure pretendere Episcum Curiensem debere esse Nationalem & oriundum ex eodem Foedere 1627. Neben den genannten histor. Werken Sprecher's sind uns auch geographische Arbeiten von ihm erhalten. Herrliberger's Schweiz. Ehrentempel nennt ihn als Verfasser einer Abhandlung, betitelt „De montibus Raetiae", die wol im Zusammenhange mit seinem interessanten Kartenwerke steht, das, in 3 Auflagen erschienen, die Aufschrift trägt: „Alpinae seu foederatae Rhaetiae subditarumque ei terrarum nova descriptio 1620. Authoribus Fortunato Sprecher et Phil. Claverio, Amstel. in Offic. Jo. Jansonii, C. Vischer excudebat." Ueber die Aufnahme dieser Karte in Janssons Atlas vgl. Haller, Bibl. I, 542. S., der zweimal verehelicht war, zuerst mit Elisabeth de Sebregonzio und später mit Ludovica v. Planta, hinterließ 3 Söhne zweiter Ehe: Rätus, Florian, Peter; doch starb seine männliche Linie mit des Rätus Sohn, Hans Peter, aus.

Curriculum vitae (Fragment bis 1605 reichend) in Sprecher's Liber Creditorum et Debitorum. (Msc.) — Rudolf Baron v. Salis, Raetia illustrata, contenant l'Histoire ou les principaux Evenemens de la Vie des Hommes célèbres qui ont paru au païs des Grisons, jusques à jour.

F. v. Jecklin.

Sprecher: Jacob Ulrich S. v. Bernegg, geboren am 5. Juli 1765 zu Luzein im Prättigau, † am 9. Juli 1841 zu Chur, war Sohn des Bundeslandammanns Johann S. und erhielt, entsprechend der damaligen religiösen Strömung, seinen ersten Unterricht in den Lehranstalten der evangelischen Brudergemeinde zu Neuwied, Niesky und Barby. Am letztgenannten Orte schloß sich

S. an seine Altersgenossen Schleiermacher und Brinkmann an, was für seine spätere Entwicklung nicht ohne Bedeutung blieb.

Nach Absolvirung dieser Anstalten bezog S. die Universitäten Wittenberg und Jena, um daselbst hauptsächlich Rechts- und Staatswissenschaften zu studiren. Als S. 1789 nach Haus zurückkehrte, gedachte er nur besuchsweise daselbst zu verweilen, allein einerseits die Liebe zur Heimath, andererseits die politischen Ereignisse der Folgezeit fesselten ihn endgültig ans Bündnerland; sein erstes Wirken fällt in die traurigste Zeit der Schweizer Geschichte, es ist dies der Untergang des Freistaates der III Bünde und der alten Eidgenossenschaft. Dieser Zerfall der Staatswesen trat keineswegs unvermittelt ein, sondern hatte hier wie dort seine Vorspiele, an denen S. sich auch betheiligte.

Ins Jahr 1794 fällt die Standesversammlung die, hauptsächlich gegen die Uebermacht der Familie v. Salis in den Unterthanenlanden gerichtet, dem noch jugendlichen S. das Amt eines Untersuchungsrichters übertrug, welcher Aufgabe sich derselbe in so befriedigender Weise entledigte, daß sein versöhnliches, leidenschaftsloses Vorgehen allseitig gerühmt wird. Anläßlich dieser Standesversammlung, welche auch das Rechtsverhältniß zwischen den III Bünden und dem Veltlin zur Sprache brachte, was langwierige Verwicklungen mit dem Hause Oesterreich nach sich zog, floß aus Sprecher's Feder als Antwort auf eine Schrift des mailändischen Gouverneurs Grafen von Wilczeck, betitelt „Gerechte Beschwerden über die vielfältigen Uebertretungen des allg. Bundesbriefes, der Erbeinigung, des ewigen Friedens, der Capitulate und Tractate und Kränkung der Rechte der Herrschaft Räzüns, welche die im März 1794 in Chur zusammengetretenen constitutionswidrigen Versammlungen verübt haben" eine „Gründliche Widerlegung der Beschwerden", welche den von Wilczeck der Standesversammlung gegenüber gebrauchten Ausdruck von „Unruhstiftern" zurückwies und betonte, daß Standesversammlung und Strafgericht keineswegs Parteidemonstrationen, sondern eine durch gesetzliches Mehr der Räthe und Gemeinden angeordnete Maßregel gewesen, um einerseits die Veltliner Frage, andererseits die Landesangelegenheiten zu ordnen. In dem darauf folgenden kurzen Zeitraume der Ruhe besorgte S. für den Zehngerichtenbund eine Mission an den Innsbruck besuchenden Kaiser, mit dessen Ministern er über Auslegung und Aufrechterhaltung früherer Verträge zu Gunsten seiner Auftraggeber unterhandelte.

Ehe Bonaparte die Lombardei eroberte und sich den Grenzen der bündnerischen Unterthanenlande näherte, hegten S. und andere Häupter seiner Partei den Plan, gegenüber der gemeinsamen Gefahr ein Schutz- und Trutzbündniß unter den damaligen alten Republiken der III Bünde, der Eidgenossenschaft, Venedigs und Genuas zu errichten, scheiterten aber schon an der Aussöhnung mit der Gegenpartei im eigenen engeren Vaterlande, wie auch an der Unentschlossenheit ihrer Freunde unter den Eidgenossen, an welche S. zu diesem Behufe war abgesandt worden. Als dann Bonaparte, zum Schiedsrichter zwischen den III Bünden und ihren Unterthanenlanden angewiesen, die Freilassung der letzteren herbeiführte, wurde durch das aufgeregte Volk ein Landtag, mit ausgedehntesten Vollmachten ausgerüstet, niedergesetzt und abermals viele Beamte und Staatsmänner mit Geldbußen und anderen Strafen belegt. Hatte S. bis dahin fast mehr durch schriftstellerische Thätigkeit als durch directe Theilnahme an den Staatsverhandlungen der Behörden für die Reform des Vaterlandes gewirkt, so begann jetzt eine Periode, in der er unausgesetzt Jahre hindurch sie in amtlicher Stellung fördern half. Der Landtag ordnete nämlich ihn und seine politischen Freunde Gaudenz v. Planta und Peter v. Mont an den General Bonaparte ab, den man am Congreß von Rastatt glaubte, der aber, als die Gesandtschaft nach Basel kam, bereits die Reise nach Paris angetreten hatte. So eilte ihm denn diese Abordnung bis in

die Hauptstadt nach; aber ihre dortigen Bemühungen um die Rückgabe der italienischen Vogteien waren vergeblich. Einen Vorschlag Bonaparte's, die ganze bündnerische Republik möchte sich der cisalpinischen anschließen, wiesen sie auf das entschiedenste von der Hand, einläßlicher dagegen äußerten sie sich für denjenigen der Vereinigung mit der Eidgenossenschaft.

Nach dem im Frühjahr 1798 erfolgten Einmarsche einer österreichischen Heeresabtheilung in Graubünden erhielt die Pariser Gesandtschaft den Befehl zur Rückkehr, welchem S. um so weniger Folge leistete, als er die Leidenschaftlichkeit seiner Gegner nur zu gut kannte, ließen diese doch bald darauf viele seiner Gesinnungsgenossen nach österreichischen Festungen schleppen. Sprecher's Ungehorsam kam indeß selbst diesen seinen Feinden zu gute, denn als sich später das Blatt wieder wendete und nach der Besetzung Graubündens durch die Franzosen an den oligarchisch Gesinnten Repressalien geübt worden, war es der neuerdings als Gesandter Graubündens bevollmächtigte, vom Directorium aber auch in der Zwischenzeit als diplomatische Person behandelte S., welcher bei den französischen Machthabern die eifrigsten Schritte für gute Behandlung und Freilassung seiner nach Frankreich geschleppten Landsleute that. Diese versöhnliche Haltung beobachtete er auch Zeit seines Lebens, ganz besonders aber nach seiner endlich im Spätjahr 1800 erfolgten Rückkehr in die Heimath. Wie nach der am 21. October 1802 erfolgten Auflösung der Helvetik die Kantone durch Napoleon eingeladen werden, zur Berathung einer neuen Bundesverfassung Abgeordnete nach Paris zu schicken, ist es S., der zum Vertreter Graubündens auserlesen wird.

Nach feierlicher Uebergabe der Vermittlungsacte, welche, wie Napoleon beifügte, der schiffbrüchigen Schweiz als Rettungsbalken dargereicht würde und sie in den Fall setzen sollte, ihren unabhängigen Platz unter den Nationen Europas wieder einzunehmen, ernannte Bonaparte bei der Entlassung S. zum Präsidenten der Regierungscommission für Graubünden, als welcher er das Personal der Behörde selbst zu wählen und mit ihr die neue Verfassung einzuführen hatte.

Nachdem dies geschehen, richtete sich seine volle Thätigkeit darauf, nunmehr den aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat übergegangenen Kanton Graubünden auch zu einem wohlgeordneten Staatswesen umzuwandeln. Mit anderen einsichtsvollen Männern half er in der Civilrechtspflege und in den Finanzen Ordnung zu schaffen. Es wurde für den ganzen Kanton ein gemeinsames Obergericht eingeführt und die Staatseinkünfte, welche 1803 nur ca. 50 000 Frcs. ausmachten, wurden ohne directe, noch sonst drückende Steuern auf 300 000 Frcs. vermehrt. Schon im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts hatte er die Freude, seine Bemühungen für Errichtung einer cantonalen höheren Bildungsanstalt mit Erfolg gekrönt zu sehen, welchem Institute er selbst als Mitglied und Präsident des Schulrathes bis an das Ende seiner Tage mit regem Interesse vorstand. In die gleiche Periode fällt auch die Ordnung des bündnerischen Criminal- und Polizeiwesens. Auch für die Gesundheitspflege geschah damals schon vieles, namentlich wurde durch Sprecher's Vermittlung Kuhpockenstoff aus England eingeführt und dessen Impfung obligatorisch gemacht. Das Straßen- und Postwesen dagegen gelangte erst Anfangs des dritten Jahrzehnts zu besseren Zuständen. Bis dahin gab es nur mehr oder minder regelmäßige Boten, die zum Theil vom Staate gar nicht controllirt waren. Gegen Ende des zweiten Jahrzehnts gelang es S. und einigen anderen hervorragenden Staatsmännern, wie Friedrich v. Tscharner, den großartigen Bau der Alpenstraße durch die Viamala, Schams und Rheinwald über den Bernhardin nach Bellinzona trotz mannichfachen Schwierigkeiten durchzusetzen.

Im Jahre 1806 wurde S. als Bundeslandammann zum ersten Male in den großen Rath gewählt, 1839 bekleidete er dieses Amt zum elften und letzten

Male. Nebst dem war er öfters Präsident des Großen Rathes und Obergerichts, sowie Mitglied des Kirchenrathes und der Synode. Viele Jahre hindurch leitete er die Geschäfte des evang. Schulrathes, der Postdirection und Straßencommission.

So hat denn S. an allem Wichtigen was 1803 bis 1839 in Bünden geschaffen wurde, den regsten Antheil genommen. Nicht minder verdient machte sich S. durch seine Thätigkeit in eidgenössischen Angelegenheiten, wo er, stets einer versöhnlichen Politik ergeben, mit aller Entschiedenheit den reactionären Gelüsten der alten Städtekantone entgegentrat. In den Wirren der 1830er Jahre fand die Reformpartei an S. einen warmen, wenn auch oft zurechtweisenden Freund. So hatten im Herbst 1831 die Republikaner des Kantons Neuenburg, wohin ihn die Tagsatzung als Repräsentanten der Eidgenossenschaft abgeordnet hatte und wo sein ganzes Bestreben dahin ging, die Vergießung von Bürgerblut zu verhindern, die Nichtbefolgung seiner beschwichtigenden Rathschläge zu bereuen. Abermals, um einer Intervention der Großmächte vorzubeugen, widersetzte er sich im Jahre 1833 mit jugendlichem Feuer dem von einer starken Partei beabsichtigten Anschluß Graubündens an den Sonderbund. Das Ende der Verwicklungen, die derselbe herbeiführte und die Herstellung eines schweizerischen Bundesstaates, wie er ihn schon 1803 bei Napoleon angestrebt hatte, erlebte er nicht mehr. 50 Jahre hat S. seinem Vaterlande unausgesetzt alle seine Kräfte gewidmet und mit musterhafter Treue verwaltete er jedes Amt, das ihm seine Mitbürger übertrugen. S. hinterließ einen einzigen Sohn Namens Anton Herkules.

Aufzeichnungen von Sprecher's Sohn Anton Herkules.

F. v. Jecklin.

Sprecher: Johann Andreas S. v. Bernegg entstammte einer berühmten, durch viele Staatsmänner glänzenden Schweizer Familie und wurde am 31. August 1819 geboren. Sein Vater, der Bundeslandammann Johann Andreas S. stand der Handlungsfirma von Sprecher und Rofler vor, mußte aber infolge unglücklicher Speculationen sich 1820 durch schleunige Flucht der gerichtlichen Verfolgung entziehen. Die Familie ließ sich in der Nähe von Neuwied am Rhein nieder, und hier besuchte der Sohn zunächst die Knabenanstalt der Brüdergemeinde, um dann auf das Gymnasium zu Wetzlar überzugehen. Er sollte nach dem Wunsche seiner Angehörigen Theologie studiren; sein lebhafter Geist schlug indessen andere Bahnen ein, und während seiner Universitätsstudien in Heidelberg und Bonn beschäftigte er sich vorwiegend mit Philologie und Philosophie. Begabt mit einem hervorragenden Sprachtalente, war es ihm möglich, sich im Laufe der Zeit mit elf Sprachen vertraut zu machen. Das Ableben seines Vaters nöthigte ihn jedoch, seine Studien abzukürzen und auf selbständigen Erwerb Bedacht zu nehmen. Er trat zunächst eine Hauslehrerstelle bei der Familie Necker in Genf an, wandte sich dann nach Wien, wo er vergeblich durch schriftstellerische Thätigkeit sich eine Existenz zu gründen strebte, und endlich wieder als Hauslehrer nach Siebenbürgen. Bei Ausbruch der ungarischen Revolution trat S. als Officier in die Honvedarmee ein und machte in derselben mehrere Kriegsfahrten mit. Als jedoch Ungarn mit Hülfe Rußlands niedergeworfen war, gerieth auch S. in Gefangenschaft und wurde vor ein Kriegsgericht gestellt. Nur seiner Eigenschaft als Ausländer hatte er es zu danken, daß er nicht als Rebell behandelt, sondern des Landes verwiesen wurde. Mittellos langte er in der Schweiz an, kehrte auch hierher zurück, nachdem er eine Zeit lang als Lehrer in London gewirkt, und lebte bei seiner Schwester im Pfarrhause zu Thalheim Kt. Aargau. Hier erhielt er von der Sauerländer'schen Verlagshandlung in Aarau den ehrenvollen Auftrag, eine neue Bearbeitung des „Geographisch-statistischen Handlexikons der Schweiz“ (1856) zu besorgen. Mit Fleiß und Umsicht unterzog er sich dieser Aufgabe, so daß er das Werk gegenüber der früheren Ausgabe um

3000 Artikel bereicherte. Kurz vor Beendigung dieses Werkes war S. nach Chur übergesiedelt, wo er die Stelle eines Actuars beim Erziehungsrathe und der kantonalen Armencommission erhalten hatte. Das Erlöschen dieser Commission, deren Aufgaben an die Regierungsbehörde übertragen wurden, sowie ein zunehmendes Gehörleiden, mahnten S., alle öffentlichen Aemter aufzugeben; er widmete sich jetzt mehrere Jahre der Publicistik und übernahm die Redaction der „Neuen Bündnerzeitung“, in der er, einem gemäßigten Liberalismus huldigend, sich durch sachliche Behandlung der Tagesereignisse bald Beachtung und Anerkennung erwarb. In diese Zeit fällt auch sein erster belletristischer Versuch „Aus Heimath und Fremde“ (1859), ein Heftchen mit vier Erzählungen, wovon zwei Erinnerungen an Ungarn enthalten, während die beiden übrigen bündnerischen Zuständen gewidmet sind. Unterdessen hatte S. durch Ankauf von Familienbibliotheken sich ein reichhaltiges Antiquariat beschafft, dessen Verwerthung theils im Handel, theils zu eigenen historischen und litterarischen Studien nun seine Zeit und seine Kräfte vollauf in Anspruch nahm. Die reifste Frucht aus diesen Studien ist seine „Geschichte des Freistaats der drei Bünde im 18. Jahrhundert“ in zwei Bänden, wovon der erste die politische, der zweite die Culturgeschichte enthält. Schon längst Mitglied der geschichtsforschenden Gesellschaft von Graubünden, war er 1858 deren Präsident geworden. Hier bereitete er in einer Reihe von einzeln gedruckten Vorträgen das eben genannte Geschichtswerk vor. Sprecher's letzte Arbeiten waren wieder belletristischer Gattung; sie führen in die Zeit des dreißigjährigen Krieges ein, während welcher das Land durch Parteistürme, Religionsverfolgungen, Aufstände, militärische Occupationen und Pestkrankheiten so unsäglich litt. „Donna Octavia“ (histor. Roman, 1878) schildert uns die Begebenheiten des Veltliner Mordes, ausgehend von dem Untergange von Plurs, in einem Familiengemälde, während „Die Familie de Saß“ (histor. Roman, 1881) auf dem Untergrunde der Pestzeit beruht und die Schicksale zweier feindlichen Brüder zum Gegenstande hat. In diesen beiden Romanen, die sich durch naturwahre Schilderung von Land und Leuten, sowie auch durch ihre ernste und auf religiösem Grunde ruhende Weltanschauung auszeichnen, tritt zwar die poetisch gestaltende Durcharbeitung des Gesammtstoffes sehr in den Hintergrund gegenüber der Einzelschilderung, so daß, ästhetisch genommen, hier ein Mangel an durchgreifender Gestaltungskraft kund wird, nichtsdestoweniger bieten sie aber eine angenehme und belehrende Lectüre. Einen dritten Roman, der den ganzen Cyklus dieser Darstellungen aus dem 17. Jahrhundert beenden sollte, hat der Dichter nicht mehr vollenden können; er starb in Chur am 8. Januar 1882.

Nach Mittheilungen aus der Familie. Franz Brümmer.

Spreckelsen: v. S., ein hamburgisches, vermuthlich aus dem Stifte Bremen stammendes Geschlecht, das von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis in den Anfang des gegenwärtigen durch verdienstvolle Männer im Rathe, in den bürgerlichen Collegien und im Kaufmannsstande vertreten gewesen ist. Diejenigen, welche eine Universität besucht haben, sind, mit Ausnahme von zwei Aerzten, sämmtlich Rechtsgelehrte gewesen, ein Umstand, der sich auch bei anderen hamburger Familien durch Jahrhunderte wiederholt. Schon in den Jahren 1459, 1472 und 1493 sind Mitglieder der Familie aus Hamburg auf der Universität Rostock immatriculirt, nämlich Hinricus, Jacobus und Johannes v. S., über deren nachmalige Lebensstellungen aber Nachweise fehlen. Drei Bürgermeister, Johann, Peter und Lukas, haben aber, jeder in eigenthümlicher Weise das Andenken ihres Namens in der Geschichte der Vaterstadt erhalten. Johann, der Angabe nach ein Enkel des Gründers der Familie in Hamburg, wurde 1498 Rathsherr, 1512 Bürgermeister und starb am 25. Februar 1517 (nicht 1518), am Aschermittwoch, nachdem er am Dienstag „in dem Vastelavende

noch mede in den stabdanze" gegangen war. (Lappenberg, Niedersächsische Chroniken. S. 15.) So lebenslustig wie er war, muß er doch damals bereits ein bejahrter Herr gewesen sein; denn im J. 1505 hatte er im Einvernehmen mit seinen vier Söhnen und drei Eidamen eine Familienstiftung errichtet, aus deren Ertrag alljährlich alle v. Spreckelsens, Schwert- und Spillmagen, zu Pfingsten ein Mahl, die „Pingst-Höge", halten sollten. Bis zum Jahre 1625 wurde dies Familienfest gefeiert, dann aber wegen zu vieler Theilnehmer unterlassen, das Capital aber von den Verwaltern sorgsam durch die Zinsen gemehrt. Im J. 1688 faßten unter Vorsitz eines Rathsherrn sämmtliche Interessenten einen Beschluß, der ihrem vaterstädtischen Sinn zum wahren Ruhm gereicht. Von den 50 000 Mark (20—25 000 Thaler) wurden nur etwa 4000 Mark unter bedürftige Familienmitglieder vertheilt, dagegen alles übrige zum Besten der Stadt verwandt, nämlich für das Waisenhaus, das Zuchthaus, und namentlich zur Erbauung eines neuen Zeughauses. Bemerkenswerth dürfte es sein, daß 860 Mark zur Bekehrung der Juden ausgesetzt wurden.

Unter den Söhnen des Bürgermeisters ist insofern der Magister Hans v. S. zu erwähnen, als er der erste ist, dem in Hamburg von der römisch-katholischen Partei der Vorwurf gemacht worden ist, sich auf Luther berufen zu haben. Der Domscholasticus Banskow (s. A. D. B. II, 43) beklagte sich nämlich, daß jener im Herbste 1522 zu Ottensen davon geredet habe, daß dem Domcapitel die Kirchenaufsicht genommen werden müsse. Er habe die Bürger aufgereizt, sie brauchten nicht des Papstes Bann und des Kaisers Acht zu fürchten, Martin Luther wäre in Bann und Acht gleich dem Herzog von Geldern und den Friesen. Das werde nichts geachtet, so müßten die Bürger es auch machen.

In noch höherem Grade zog aber Johann's Bruder, der nachmalige Bürgermeister Peter den Zorn des Domscholasticus, auf sich. Dieser, geboren um 1494, wenn die Angabe bei Anckelmann, Inscription. LVII, daß er 1553 als Neunundfünfzigjähriger gestorben, richtig ist, (dagegen führt Mönckeberg, Geschichte der Nikolaikirche S. 269 ihn ohne Bezeichnung des Jahres unter den Kirchenjuraten von Nikolai zwischen den Jahren 1508—1512 an, wonach sein Geburtsjahr früher zu setzen wäre) hatte gleich seinem Bruder studirt und führte den Magistertitel. Er trat eifrig für die Gerechtsame der Bürger und für die Reformation auf in einem Streite, der seinen Anfang schon im J. 1473 genommen hatte. Damals hatten die Bürger des St. Nikolaikirchspiels ihre Schule erweitern wollen, was der Scholasticus Hermann Ducker in Rom verhindert hatte. Dieser Streit entbrannte 1522 aufs neue und gestaltete sich zu einer Angelegenheit aller vier städtischen Kirchspiele, als deren Kirchengeschworenen und vornehmen Bürger am 3. September 1522 sich vereinigt hatten, gemeinsam die Eingriffe des Domscholasticus abzuwehren. Zu den Wortführern des Nikolaikirchspiels gehörte Peter v. S., an den Banskow als an einen „hochverständigen Mann" sich wandte, um die Einführung des vom Scholasticus erwählten Schulmeisters durchzusetzen. Allein Banskow's Vorstellungen waren vergeblich und es hatte auch, wie Hans v. S. schon geäußert hatte, gar keine Folgen, daß auf des Scholasticus' Betreiben, der päpstliche Auditor die Kirchengeschworenen und mit ihnen Peter v. S. aufforderte, dem Scholasticus Gehorsam zu leisten und binnen sechzig Tagen in Rom zu erscheinen bei Strafe der Excommunication, des Interdicts und 10 000 Ducaten Geldbuße. Das Domcapitel ließ die Sache seines Scholasticus in den Besprechungen mit dem Rathe fallen und Peter v. S. wurde im folgenden Jahr (1523) in den Rath gewählt. In kirchlichen Angelegenheiten wird sein Name hinfort nur noch genannt, insofern er nebst dem Rathsherrn Ditmar Kohl (s. A. D. B. XVI, 422) mit der Verwaltung oder vielmehr der Auflösung des Dominicanerklosters St. Johannis im J. 1529 betraut wurde, dessen bisherige Bewohner

ihr Kloster der neu gegründeten Gelehrten Schule, dem Johanneum, überlassen mußten. Dies war in dem „Langen Recesse“ von 1529, der Grundlage der hamburgischen Verfassung bis zum Jahre 1860, bestimmt worden. Diejenigen Dominicaner, welche Mönche bleiben wollten, mußten ins Franciscanerkloster übertreten, den anderen wurde ein Geldbeitrag gegeben, um ins bürgerliche Leben zurücktreten zu können. Vielfach wurde nun v. S. in städtischen Gesandtschaften verwandt, so namentlich 1534 und 1535 um den Krieg beizulegen, der zwischen Dänemark und Lübeck unter Wullenweber ausgebrochen war. War der Rathsherr hierbei für den öffentlichen Frieden thätig, so bewies er sich doch zur selben Zeit in eigener Angelegenheit auffällig gewaltsam, indem er (am 12. September 1535) an der Spitze von acht Mann das Haus einnahm, das der junge Peter Salsborch, ein Bruder des Bürgermeisters Hinrich Salsborch, der v. Spreckelsen's College jahrelang gewesen war, sich in Eimsbüttel erbaut hatte. Erbschaftsansprüche mögen die Ursache dieser Gewaltthätigkeit gewesen sein. Denn im Jahre zuvor war die zweite Frau v. Spreckelsen's gestorben und er verheirathete sich, wahrscheinlich nach damaliger Sitte recht bald, mit der Wittwe des Bürgermeisters Salsborch. Wenn berichtet wird, daß die Sache durch etliche Freunde, d. h. Verwandte wieder ausgeglichen wurde, so gewinnt es an Wahrscheinlichkeit, daß dies solche waren, die sowohl dem Angreifer als dem Besiegten nahe standen. Diese legten im J. 1536 die Sache bei, nachdem v. S., von Peter Salsborch, vor den Rath gefordert, nicht erschienen war. Er wird sicherlich der schuldige Theil gewesen sein, da das eingenommene Haus dem Albert Salsborch (s. A. D. B. XXX, 283), dem Bruder des inzwischen verstorbenen Peter Salsborch zugesprochen wurde. Trotz dieser Gewaltthat (siehe Lappenberg, Niedersächsische Chronik. S. 87) wurde v. S. 1539 am 25. Jan. zum Bürgermeister erwählt. Als solcher ging er 1544 nach Speier zum Reichstage und bewirkte die Befreiung hamburgischer Schiffe, welche auf der Unterelbe wegen der kriegerischen Anschläge des Königs von Dänemark zurückgehalten waren. Im J. 1551, als Herzog Moritz von Sachsen schon Magdeburg besetzt hatte und Karl V. seinen Rath Wilhelm Bocklein an die norddeutschen Stände sandte, um sie zum Gehorsam und zur Annahme des Interims zu ermahnen, nahm v. S. an dem Tage der wendischen Städte zu Lübeck theil, auf welchem man sich wahrscheinlich über Neutralität einigte gegen die Zumuthungen des Kaisers und die Werbungen Moritz' von Sachsen. Am 17. Juni 1553 starb er mit Hinterlassung von zwölf Kindern und seiner fünften Frau als Wittwe, der Mutter der beiden jüngsten Kinder.

Etwa zwanzig Jahre bevor die v. Spreckelsen'sche Familie die Stiftung ihres Ahnherrn der Stadt überwiesen hatte, wurde der Rathsherr Johann v. S. in tumultuarischen Zeiten abgesetzt (1667), den Richey (s. A. D. B. XXVIII, 436) als einen Mann von kräftigem Sinn bezeichnet, dem in der Vaterstadt mancherlei Beschwerlichkeiten erregt worden seien. Von Kaiser Leopold war er 1676 geadelt worden, indeß seine Nachkommen bedienten sich ebensowenig wie manche andere Familien Hamburgs des Adels. Sein Enkel war der Bürgermeister L u k a s v. S., geboren 1691, † 1751. Von Hauslehrern vorgebildet, besuchte er von 1709 bis 1712 das Akademische Gymnasium, wo er u. a. sich besonders der Mathematik widmete. Er bezog die Universität Leipzig und 1717 Leiden, wo er nach einem Besuche Englands als Doctor der Rechte promovirte. Nach der üblichen Reise durch die Niederlande und Frankreich und an den Hof zu Wien, in die Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er Advocat und 1728 zum Rathsherrn erwählt. Unter den verschiedenen Gesandtschaften, die ihm übertragen wurden, ist besonders der von ihm zu Kiel zwischen dem großfürstlichen Hause Holstein-Gottorp und Hamburg 1750 geschlossene Kauf- und Anleihungsvergleich zu erwähnen. Nach demselben ver-

pflichtete sich Hamburg dem Hause Gottorp über 30 000 Thaler Banko gegen Verpfändung benachbarter Dorfschaften in den Aemtern Trittau und Reinbeck auf 20 Jahre zu leihen. Dieser Vertrag war deshalb von Wichtigkeit, weil Hamburg noch vor Ablauf der 20 Jahre gegen Verzicht auf einen noch größeren Geldbetrag durch den Gottorper Vergleich 1768 die Anerkennung der Unabhängigkeit von Dänemark erhielt nebst einigen ländlichen Gebieten. Der Mitwirkung v. Spreckelsen's wird es auch zugeschrieben, daß das Akademische Gymnasium einen neuen Hörsaal bekam und daß für die durch die Schenkungen der Orientalisten Johann Christopher und Johann Christian Wolf sehr vergrößerte Bibliothek ein neues Gebäude errichtet wurde. Im December 1750 wurde v. S. Bürgermeister. Die zur Erinnerung an die Wahl geprägte Medaille, der sogenannte Wahlpfennig, enthält die Umschrift: Gentile decus tertium, d. i. Die dritte Zierde seines Geschlechts. Aber nicht lange erfreute er sich seiner Würde. Am 27. Juli des folgenden Jahres starb er. Ein Urenkel des obengenannten Rathsherrn Johann v. S., der Rechtsgelehrte Franz v. S., welcher am 27. April 1802 kinderlos gestorben ist, ist der letzte seines Geschlechts in Hamburg gewesen.

Hamb. Schriftst.-Lexikon VII, 3825—3839. — Buek, Hamb. Bürgerm. S. 21—23. Die Gesandtschaften des Bgm. Peter v. S., welche bei Buek in Frage gestellt sind, sind erwiesen durch Lappenberg, Niedersächsische Chroniken S. 169, 179, durch Trazziger, herausg. v. Lappenberg S. 293[4] und bes. durch die v. Koppmann herausgegebenen Kämmerei-Rechnungen V, 403, 498, 532, 566, 602 u. s. w. — Ueber Banskow und die beiden Brüder v. S. vgl. Meyer, Gesch. des Hamb. Schulwesens im Mittelalter. Hamb. 1843. S. 282, 285, 310 und Sillem, Einführung der Ref. in Hamb. Halle 1886. S. 27—39. — Die Pfingsthöge s. bei Langermann, Münz- und Medaillen-Vergnügen. Hamb. 1753. S. 570; ferner über Luc. v. S. S. 618, 639. — O. Beneke, Hamburger Geschichten und Denkwürdigkeiten. 1. Aufl. 1855. S. 53—58. — Buek S. 222—230. — Nachricht v. Niedersächsischen Familien. Hamb. 1768. I, 59—64. W. Sillem.

Spreng: Johannes S. (der Name Sprenger, der auch zuweilen begegnet, ist unrichtig), angesehener Uebersetzer und Meistersänger des 16. Jahrhunderts, wurde 1524 in Augsburg geboren. Den Magistergrad der freien Künste und Philosophie erwarb er sich Juli 1554 in Wittenberg, wo er u. A. Melanchthon zum Examinator hatte, und dort hat er auch noch weiter seine Studien fortgesetzt. Heimgekehrt gab er eine kurze Zeit an dem St. Annen-Gymnasium seiner Vaterstadt Unterricht, nicht nur in den classischen Sprachen, sondern auch im Schreiben, für das er zuerst öffentliche Lehrstunden einrichtete (1559). Nach kurzer Lehrthätigkeit entsagte er diesem Beruf und nahm im Winter 1561 (immatr. 5. Nov.) in Heidelberg seine Studien wieder auf. Dort fand er seinen jüngeren Landsmann Wilh. Xylander als Professor des Griechischen auf dem Lehrstuhle Micyll's. Daß er zu ihm in nähere Beziehungen trat, dafür zeugt die Elegie, die Xylander 1561 an seinen Tübinger Fachgenossen Mart. Crusius richtete, als dieser die Gattin verlor; S. steuerte zu dem Gedicht acht glatte, aber leere lateinische Distichen bei. Von Heidelberg ging er 1563 wieder in die Vaterstadt zurück, ließ sich als öffentlichen Notar eintragen und genoß in diesem seinem Beruf bald hohes Ansehen. Freilich, wenn ihn die Augsburger mit Stolz als „einen der größten Meister seiner Zeit" feierten, so dankte er das seiner litterarischen Nebenarbeit, die zumal in den sechziger Jahren überaus ergiebig war, während ihn später die zunehmende juristische Praxis mehr und mehr in Anspruch nahm. An der Regierung der Stadt ist S. unseres Wissens nie betheiligt gewesen. Er starb 77 Jahre alt am 30. März 1601. Das uns erhaltene Bild zeigt einen langbärtigen Greis mit hoher Stirn und

markirten Gesichtszügen, die auf einen scharfen, aber etwas engen Geist hinzudeuten scheinen.

S. dankt seine dichterische Schulung im wesentlichen dem Meistergesang, der zumal in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gerade in Augsburg in einer Blüthe stand, wie selbst in Nürnberg kaum mehr. Hat er die Töne der Augsburger Sänger nicht ganz so oft benutzt, wie die der alten zwölf und der berühmten Nürnberger Meister, so sind doch die Weisen Dulner's, Wirt's, Schmidt's, Schrott's, Schwarzenbach's, Wild's, Danbeck's, Mayr's reichlich bei ihm vertreten. Merkwürdig, daß er selbst nie einen Ton erfunden hat: das lag wol an mangelhafter musikalischer Begabung. Der Meistergesang hat ihn sein Leben lang beschäftigt, von 1547 (oder 1554) bis mindestens 1599 sind Meisterlieder Spreng's bezeugt, und gerade aus seiner späteren Lebenszeit haben sich zahlreiche Lieder von ihm erhalten. Bei der Wahl der Töne bestimmte ihn oft ihr Name, wie er etwa Mayr's grüne Weingartenweis benutzt, um das Gleichniß vom Weingarten zu besingen, oder wie ihm des Ehrenboten Spiegelton geeignet scheint, um das Bild des Spiegels auf das menschliche Herz anzuwenden. Auch S. hat weit überwiegend geistliche, biblische Stoffe behandelt: war ja doch seit Luther's Auftreten das möglichst wörtliche Reimen von Bibelpartien eine Hauptaufgabe des gesammten protestantischen Meistergesanges. S. benutzt dabei im Großen und Ganzen Luther's Text, im Einzelnen spielt die Züricher Bibel eine überraschend große Rolle. Sclavischer Reimer der Vorlage ist er nirgends: er paraphrasirt, breit und ohne Aengstlichkeit; er läßt in Einleitung und Schluß seiner persönlichen Lehrseligkeit freien Lauf, begrüßt wol auch die Singschule, vor der er vorträgt; er erzählt nur andeutend, docirt dagegen mit sichtlichem Behagen. Bei diesem Trieb der Selbständigkeit liebt er es auch, sich aus den verschiedensten Bibelstellen fortlaufende Gedankenreihen zusammen zu suchen oder ganz seine eigenen Wege zu gehen: so wenn er etwa auf einem Spaziergang den Ackerbau geistlich sich zurechtlegt, oder wenn er das Leben als eine Tragödie darstellt, wenn er in einem Leichenliede den Tod feiert, wenn er mehrere „Gebete vor dem Essen" verfaßt. Und er beschränkt sich nicht auf diese geistlichen Stoffe. Er verschmäht nicht ganz Anecdoten, die man ihm erzählt hat. Seine reiche Belesenheit führt ihn weiter auf Homer und Lucrez, auf Horaz und Ovid, auf Livius, Sueton, Justinus, Valerius Maximus, Plinius, ja auf Boccaccio und Petrarca: auch hier kommt es S. mehr auf die Moral als auf die Erzählung an, die ihm aber z. B. in einer äsopischen Fabel ganz gut gelingt; seine Lieblingsquelle ist demgemäß Plutarch. Für den Reiz der Thatsachen an sich wenig empfänglich, lenkt er oft schnell zur Anwendung, auch wol zur gewaltsamen Ausdeutung über. Er entwickelt dabei eine nüchterne, klare Sprachgewandtheit, die ihn sehr vortheilhaft vor der Mehrzahl der Meistersänger auszeichnet: man merkt seinen Liedern an, daß er auch außerhalb der Singschule die Feder zu regieren weiß; die Verstiegenheit empfindet er ebensowenig als Vorzug wie das enge Kleben am Wortlaut der Quellen. Von seiner großen Fruchtbarkeit zeugen mehr als 150 unter seinem Namen uns bewahrte Meisterlieder, die doch wahrscheinlich noch lange nicht den gesammten Umfang seines meistersingerischen Schaffens bezeichnen; kaum ein Drittel davon ist profanen Inhalts.

Spreng's Neigung, die Thatsachen moralisch oder geistlich auszubeuten, entsprach die, wohl auf buchhändlerische Anregung zurückgehende Aufgabe, zu 178 Zeichnungen des Virgil Solis, die ihren Stoff aus Ovid's Metamorphosen nahmen, den erklärenden Text zu schreiben. Diese Metamorphoses Ovidii vollendete er nach dem Datum der Vorrede am 22. Februar 1563 zu Heidelberg. Sein Text, der mit dem zugehörigen Bilde je ein Blatt füllt, bringt zunächst

eine kurze Prosabeschreibung des Bildes, dann eine an Ovid's Originalfassung sich anlehnende enarratio in Distichen, schließlich in derselben Form die vera interpretatio, die z. B. in Apollo, der die Daphne verfolgt, den Satan sieht, der der Seele des Menschen nachstellt, und die aus dem Tode der Semele in Jupiter's Armen nur die schädlichen Folgen der libido herausliest. Von andern Versuchen Spreng's in lateinischer Dichtung ist mir, abgesehen von jenen Trostversen für Crusius, nichts bekannt; die in die Delitiae poetarum Germanorum Bd. VI aufgenommenen Verse sind sämmtlich aus Spreng's Ovid ausgehoben, und ein Gedicht, Formica et luscinia, das ich erwähnt finde, habe ich nicht auftreiben können. Die Lust an dieser gelehrten Poesie wurde wohl zurückgedrängt durch die ungemeine Uebersetzerthätigkeit, die S. in Augsburg erfolgreich entfaltete.

Der Anlaß war zunächst praktisch. Für Goldschmiede, Maler, Aetzer, Formschneider bot Ovid, zumal in den Bildern von Solis, eine Fülle wirksamer Motive; um sie auch den Lateinunkundigen bequem zugänglich zu machen, übertrug S. seinen lateinischen Ovid ins Deutsche (die Vorrede ist Augsburg, 20. Februar 1564 datirt): wie viel breiter seine deutschen silbenzählenden Reimpaare ausfielen als die Distichen des Originals, geht schon daraus hervor, daß im deutschen Ovid zu jedem Bilde zwei Textblätter gehören. Stärker als hier tritt die Plattheit der Spreng'schen Verse hervor in der fast gleichzeitigen gereimten Uebersetzung von des Marcellus Palingenius Stellatus „Zodiacus“ (Vorrede: Augsburg, 8. März 1564). S. streift der mit mythologischem Pomp und anderer rhetorischen Zierrath überladenen Rede des Italieners, dessen Werk er in maßloser Ueberschätzung der heiligen Schrift zur Seite stellt, theils um der größern Klarheit willen, theils weil ihm das Uebermaß heidnischer Vorstellungen störend ist, so viel von ihrem Glanz und Schmuck ab, daß aus seinen redseligen Versen von der Stilart des Originals kaum etwas zu errathen ist. Auch für seine Uebersetzung der Aeneis, für die er seinen Vorgänger Murner gar nicht benutzt zu haben scheint, brachte er lediglich die gewandte Sprache mit; jene Würde und Erhabenheit, die schon das 17. Jahrhundert an Virgil bewunderte, ist in Spreng's Reimen vollkommen verwischt. Dagegen glücken ihm in der Uebertragung der Ilias, die jedenfalls nicht nur auf dem griechischen Original, sondern sehr wesentlich auch auf einer lateinischen Version beruht, so manche Partien, zu denen ein schlichter treuherziger Ton paßt, überraschend gut. Homer und Virgil wurden erst nach Spreng's Tode, 1610 durch den Augsburger Verleger Willer publicirt: zählt Weienmair in seinem gereimten Nekrolog Spreng's Arbeiten chronologisch auf, so würden, wofür auch Anderes spricht, die Homer- und Virgilverdeutschungen unmittelbar auf den Ovid und Marcellus gefolgt sein. Die in demselben Nekrolog angeführten Uebertragungen der Adagia des Erasmus und des Basilius habe ich nirgends auffinden können: ob sie überhaupt gedruckt sind? Jedenfalls standen sie als Prosaarbeiten näher zu dem 1569 erschienenen deutschen Josephus als zu jenen älteren Reimversionen. Gerade der Josephus hat die deutschen Uebersetzer des 16. Jahrhunderts im höchsten Maße angezogen. S. konnte Hedio's Uebertragung mit reichem Gewinn zu Rathe ziehen. Seine Abhängigkeit von Hedio ist für die „alten jüdischen Geschichten“ sehr sichtlich; neben ihm benutzte er Pseudo-Rufin's lateinische Version. In der Ausgleichung der Härten und gequälten Constructionen, an denen Hedio reich ist, bewährt sich auch hier Spreng's formelle Gewandtheit, die nur keinen rechten Charakter hat. Von solchem Zusammenhang mit Hedio habe ich aber nur in der Ἀρχαιολογία deutliche Spuren gefunden, nicht in den übrigen Schriften des Josephus. Diese Verschiedenheit erklärt sich wol aus einer Notiz der Vorrede, die Feierabend und Rab, die Frankfurter Verleger, dem Werke vorausschicken (datirt Frankfurt a. M., 9. Sept. 1569). Danach hat S., durch viele Ge-

schäfte behindert, die Arbeit nicht zu Ende führen können, und es ist für ihn späterhin der Frankfurter Zach. Müntzer eingesprungen, der seit 1550 in Wittenberg studirt und dort vielleicht Spreng's Bekanntschaft gemacht hatte; Müntzer scheint selbständiger, aber minder gelenk übersetzt zu haben.

Weienmair, In Effigiem M. Johannis Sprengii, dem Spreng'schen Homer (Augsburg 1610) vorgedruckt. — Veith, Bibliotheca Augustana (Augsburg 1793) Alphabetum X, p. 217. — Die wichtigste Quelle für Spreng's Meistergesang bildet die Jenaer Meisterliederhs. des Hans Birner; aber auch die Augsburger Hs. von 1565 (in Keller's Verzeichniß altd. Hss. Nr. 104) und die Weimarische Hs. M 418 fol. enthält eine größere Anzahl Spreng'scher Lieder, von versprengtem Gut ganz abgesehen. Roethe.

Spreng: Johann Jacob S., Gelehrter und Dichter, geboren zu Basel am 31. December 1699, † am 24. Mai 1768, war der Sohn des gleichnamigen M. Johann Jacob S., Schreiblehrers am Gymnasium zu Basel, dessen charakteristische „Schreibschule" bis in die Mitte unseres Jahrhunderts maßgebend geblieben ist und sich jetzt noch bei der älteren Generation der Anerkennung erfreut. — J. J. S. d. j. widmete sich dem Studium der Theologie, womit er, dem herkömmlichen Gebrauche gemäß, die Beschäftigung mit den historisch-philologischen Fächern verband. Nach Ablauf seiner Studienzeit finden wir S. als Hauslehrer thätig, so beim württembergischen Gesandten in Wien. In dieser Stellung fand er Gelegenheit, Kaiser Karl VI. bei Anlaß von dessen Krönung zum König von Böhmen 1723 ein Sonett zu überreichen, welches ihm den Titel eines Poeta laureatus eintrug. Zur Feier dieses Ereignisses hielt S. am 9. Juni 1724 vor der Basler Universität eine leider nicht mehr erhaltene Rede „Ueber die Beschaffenheit und Säuberung der schweizerischen Schreibart" — gewissermaßen das Programm seines späteren erfolgreichen Wirkens.

Wohl auf Empfehlung des Gesandten erhielt S. nach einander die Predigerstelle an den reformirten französischen Gemeinden zu Heilbronn und zu Pérouse bei Stuttgart. Streitigkeiten mit den Gemeindegliedern, denen seine Rechtgläubigkeit nicht über allen Zweifel erhaben stand, veranlaßten S., 1737 in gleicher Eigenschaft nach Ludweiler im Nassau-Saarbrückischen überzusiedeln. Doch auch hier war seines Bleibens nur kurze Zeit. Auf die Bitte Spreng's und mit Einwilligung der Universität creirte der Basler Rath 1741 eine außerordentliche Professur der deutschen Poesie und Beredsamkeit, und so ist S. der erste Titular eines germanistischen Lehrstuhles an der Universität Basel geworden. 1743 trat er das Amt an. Als streng wissenschaftlich gehandhabte Disciplin im heutigen Sinne darf man sich dasselbe natürlich nicht vorstellen; rhetorische Uebungen für Theologen und Cameralisten waren es, was man in erster Linie von ihm verlangte. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb ist es S. gelungen, dem damals durch Gottsched vertretenen modernen Typus der neuhochdeutschen Schriftsprache zum Durchbruch in seiner Vaterstadt zu verhelfen. Das bisher das Feld beherrschende süddeutsch gefärbte Kanzleideutsch tritt von nun an mehr und mehr in den Hintergrund.

In seinem Bestreben, einem geläuterten Geschmack in Ansehung der deutschen Litteratur Anerkennung zu verschaffen, fand S. bereits einen Vorläufer an dem Dichter Karl Friedrich Drollinger. Dieser war es, der hauptsächlich die Rückkehr Spreng's nach Basel betrieb; ja die Selbstlosigkeit des angesehenen Mannes dem jüngeren Genossen gegenüber ging so weit, daß er ihm die Erzeugnisse seiner Muse zur sprachlichen, meist pedantisch gehandhabten Correctur überließ. In dieser Form sind dann Drollinger's gesammelte Gedichte nach seinem Tode von S. 1743 herausgegeben worden. Vorgedruckt ist die Gedächtnißrede auf Drollinger, mit welcher S. im gleichen Jahre seine Professur inaugurirt hat.

Die Drollinger-Ausgabe ist indeß nicht das erste Werk Spreng's. Vorausgegangen war ihr eine „Neue Uebersetzung der Psalmen David's", Basel 1741, mit einem Anhang eigener „Kirchen- und Hausgesänge". Auch dieses Werk hat einen sprachlichen Nebenzweck: die unreinen und matten Ausdrücke, die archaistische Wortstellung, das ungenaue Metrum der Lobwasser'schen Psalmen sollten durch die Neubearbeitung beseitigt werden. Von einem wirklichen Fortschritt kann man indeß nicht reden; der Stil ist breitspurig und vielfach mit unpassenden Bildern durchsetzt. Dennoch erlebte das Werk bis über den Tod seines Verfassers hinaus eine Reihe von Auflagen. S. gab sich alle erdenkliche Mühe, ihm in den evangelischen Kirchen der Schweiz officielle Geltung zu verschaffen; aber die Maßregel ließ sich nicht einmal in Basel durchführen. Hauptsächlich wegen des Widerstandes der Landgeistlichkeit hob der Rath 1764 den Einführungsbeschluß wieder auf. — Noch geringeren Anklang fand eine zweite Sammlung: „J. J. Sprengens Geistliche und weltliche Gedichte", Zürich 1748.

In dem berühmten Streite der Zürcher Kritiker Bodmer und Breitinger gegen Gottsched nimmt S. eine schwankende Haltung ein. Nach dem Vorgange Drollinger's scheint er bereit gewesen zu sein, mit den Zürchern gemeinsame Sache zu machen; als aber Bodmer seine Idee der Gründung einer allgemeinen helvetischen deutschen Gesellschaft, welche die ästhetische Dictatur Leipzigs abschütteln und zugleich ein reines, aber männlicheres Schriftdeutsch anbahnen sollte, ablehnte, trat eine Entfremdung ein, die sich durch Spreng's Sticheleien und Bodmer's Empfindlichkeit zum definitiven Bruch steigerte. Die bahnbrechenden Gedanken der „Kritischen Dichtkunst" sind an S. eindruckslos vorübergegangen.

Weit bedeutender steht S. da als einer der Mitbegründer der germanistischen Wissenschaft. Schon 1744 bereitete er u. a. eine Ausgabe des Boner vor und berichtete gleichzeitig an Bodmer von der Möglichkeit, die Pariser („Manessische") Liederhandschrift abschreiben zu lassen; die 1748 durch Bodmer veranstaltete Ausgabe ist somit wahrscheinlich auf Spreng's Anregung zurückzuführen. Den schweizerischen Chronisten Etterlin gab er 1752 mit Glossar heraus. Das Hauptwerk aber, an dem S. lange Jahre arbeitete, ist ein umfassendes historisch-kritisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Einem 1758 ausgegebenen Probebogen zufolge sollte das Werk schon das allerälteste Deutsch berücksichtigen, daneben die Wiederbelebung alter guter Ausdrücke und die Ausmerzung oberdeutscher Particularismen erörtern. Ausführliche Belegstellen sollten überall citirt werden. Das auf sechs dicke Bände angelegte Werk fand nicht die nöthige Zahl Subscribenten; das Manuscript, 22 Bände, bewahrt die Basler Universitätsbibliothek. Für die Rechts- und Gewerbesprache des 14.—16. Jahrhunderts kann es dem heutigen Lexikographen noch Ausbeute liefern. Kleiner, aber vollständig und sorgfältig ausgearbeitet, ist das Manuscript „Idioticon Rauracum oder baselisches Wörterbuch", ein wahrer Schatz der alemannischen Sprache des vorigen Jahrhunderts. Dieses Werk kann unbedenklich als das beste mundartliche Wörterbuch seiner Zeit und noch lange darüber hinaus bezeichnet werden.

Als Theologe hat sich S., der seit 1746 neben dem Extraordinariat auch die Stelle eines Geistlichen am Waisenhause versah, namentlich durch die Bekämpfung des Pietismus bekannt gemacht. Auslassungen in diesem Sinne finden sich zahlreich in den von ihm redigirten moralischen Wochenschriften „Eidgenoß" 1749 und „Sintemal" 1759. Beide sind über den ersten Jahrgang nicht hinausgekommen. 1754 wurde S. außerordentlicher Professor der Schweizergeschichte; seine hierher gehörigen, nun durchaus veralteten Schriften verzeichnen die Athenae Rauricae (Basel 1778) II, 384 ff. Erst gegen das Ende seines Lebens, 1762, erlangte S. durch das Loos eine ordentliche Professur, die des Griechischen.

Spreng's Leben bietet das Bild einer dornenvollen, an Zurücksetzungen und Enttäuschungen reichen Gelehrtenlaufbahn. Die Gerechtigkeit erfordert, zu sagen, daß sein eigener Sarkasmus und Mangel an Loyalität einen großen Theil der Schuld hieran tragen. Seine Gründlichkeit und sein Scharfsinn aber sichern ihm heute, nach bald anderthalb Jahrhunderten, noch einen ehrenvollen Platz unter den gelesenen und oft citirten Schriftstellern, während andere, an Gut und Namen hoch über ihm stehende Zeitgenossen vergessen und verschollen sind.

Athenae Rauricae s. o. — Leichenrede auf S. von Simon Grynäus, Basel 1768. — Leu, Allg. helvetisches Lexikon XVII (Zürich 1762), S. 434, Supplement V (1791), S. 579. — Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrhundert (Aarau 1812), S. 500. — K. R. Hagenbach in Herzog's Realencyklopädie f. prot. Theol. u. Kirche VIII (1857), S. 448. — Mörikofer, Schweiz. Litteratur des 18. Jahrhunderts (1861), S. 69 ff. — Chr. Joh. Riggenbach in den Basler Beitr. zur vaterl. Gesch. IX, 451 ff. — Socin in Birlinger's Alemannia XV, 185 ff. — Rud. Wackernagel im Basl. Jahrbuch 1887, S. 19, 32 ff. — Bächtold, Gesch. der dtsch. Litteratur in der Schweiz (Frauenfeld 1872), S. 486 ff. — Ungedruckte Briefe und Acten auf der Zürcher Stadtbibliothek, der Basler Vaterländischen Bibliothek und dem Basler Staatsarchiv. Adolf Socin.

Sprengel: Karl S., Oekonomierath und Professor der Landwirthschaft, geb. 1787 zu Schillerslage bei Hannover, † am 19. April 1859 zu Regenwalde. Er bildete sich in Celle und Möglin unter Albrecht Thaer zum Landwirth aus, wurde nach 7jährigem Aufenthalt daselbst Oekonomieconsulent, großer Gutsbesitzer in Sachsen und Schlesien, machte seit 1817 Reisen durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und die Schweiz, studirte von 1820—24 in Göttingen Naturwissenschaften, lehrte daselbst bis 1830 als Privatdocent Landwirthschaft und Ackerbauchemie, ging 1831 als Professor der Landwirthschaft und Chemie an das Collegium Karolinum in Braunschweig, nahm 1839 die Stelle eines Generalsecretärs der pommer'schen ökonomischen Gesellschaft mit dem Wohnsitz in Regenwalde an, wo er eine landwirthschaftliche Lehranstalt und eine Fabrik landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe gründete. „Mit den reichsten Kenntnissen und einem unermüdlichen Forschungseifer in seinen Fachwissenschaften verband er die umfassendste Einsicht in die praktische Landwirthschaft; namentlich fanden an ihm Bodenkunde, Düngerlehre und Urbarmachung einen Erweiterer, dessen Einfluß auf die Fortschritte der rationellen Landwirthschaft groß war. Nicht minder verdient machte er sich durch chemische Untersuchung der Ackererden und Düngemittel. Auch seine Schriften haben viel zur Beförderung der Landwirthschaft zu einer Zeit beigetragen, wo dieselbe auf einer noch ziemlich niedrigen Stufe stand." Schrieb: „Chemie für Landwirthe" 1831, 2. Aufl. 1843; „Die Lehre von dem Boden" 1837, 2. Aufl. 1844; „Die Lehre von dem Dünger" 1839, 2. Aufl. 1845; „Die Lehre von den Urbarmachungen" 1839; „Erfahrungen im Gebiete der allgemeinen und speciellen Pflanzenkultur", 2 Bde., 1847—50. Die von ihm 1840—52 redigirte „Allgemeine Landwirthschaftliche Monatsschrift" war eine der renommirtesten und einflußreichsten landwirthschaftlichen Zeitschriften. Löbe.

Sprengel: Christian Konrad S., geb. zu Brandenburg 1750, † zu Berlin am 7. April 1816, wirkte von 1774 an als Lehrer an der Schule des Friedrichs-Hospitals in Berlin und gleichzeitig an der dortigen königlichen école militaire, um, nach sechsjähriger Thätigkeit, durch Professor Zierlein in Berlin empfohlen, die Stelle eines Rectors an der lutherischen großen Stadtschule in Spandau zu übernehmen, welche er bis 1794 innehatte, in welchem Jahre er, unter Verkürzung seines Gehaltes auf ungefähr ein Drittel, von seiner vor-

gesetzten Behörde seines Amtes entsetzt wurde. Von dieser Zeit an lebte er als Privatgelehrter zurückgezogen in Berlin, woselbst er im Alter von 66 Jahren verstarb. Als Gelehrter wie als Mensch war S. eine ganz eigenartige Erscheinung. Während über seine erste Lehrthätigkeit nichts bekannt geworden ist, gibt über die nachherige Wirksamkeit als Rector eine Spandauer Stadtchronik aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, niedergeschrieben vom damaligen Oberpfarrer und Superintendenten an St. Nicolai, Schulinspector Daniel Friedrich Schulze, eine umfangreiche, für den Besprochenen freilich wenig günstige Schilderung. Hiernach scheint einen großen Theil der dreizehnjährigen Amtsthätigkeit Sprengel's eine ununterbrochene Kette von Unbotmäßigkeiten, Reibereien mit den Vorgesetzten und Unzuträglichkeiten im Umgange mit den Eltern der Zöglinge ausgefüllt zu haben, deren Abschluß schließlich die unfreiwillige Versetzung in den Ruhestand bildete. Offenbar war S. eine kraftvolle Natur, mit großen Geistesgaben und reichen Kenntnissen ausgerüstet, und dieser Vorzüge sich auch bewußt, die jedoch, in kleinliche Verhältnisse und in eine Umgebung versetzt, welche reformatorischen Ideen keinen Raum ließen, in herrische Unfügsamkeit und schließliche Gleichgültigkeit ausartete. Mögen auch die harten Urtheile des Chronisten, der S. „grausam in der Disciplin, willkührlich in seinen Sectionen, eigensinnig und wenig religiös" nannte, nicht völlig objectiv sein, sicher muß er, da er erst während seiner Spandauer Amtszeit sich mit Botanik zu beschäftigen anfing und es während derselben zu einer außerordentlichen Detailkenntniß in dieser Wissenschaft brachte, einen großen Theil seiner Zeit seinen botanischen Studien gewidmet haben, so daß sich eine Versäumniß seiner Rectoratspflichten leicht begreifen läßt. In Berlin lebte S. in sehr bescheidenen, trotzdem nicht gerade dürftigen Verhältnissen, in einer Dachwohnung eines Hinterhauses, völlig zurückgezogen, das Leben eines Sonderlings. Sein, conventionellen Schmeicheleien abholder und rücksichtslos offener Character stieß die Menschen ab, sein völliger Mangel an Autoritätsglauben entfremdete ihm die Gelehrten. Zu seinem Unterhalte gab er Stunden in Sprachen und Botanik und hielt allsonntäglich Excursionen ab gegen geringes Entgelt. Bei diesen Gelegenheiten offenbarte sich dann der Reichthum seines Wissens und seines inneren geistigen Wesens. Für alles hatte und erweckte er Interesse. Er erklärte in solchen Stunden ebenso gut die Schrift auf einem Leichenstein, oder den Bau einer Windmühle, wie den Sternenlauf oder den Pflanzenkörper, und selbst witzige Bemerkungen entschlüpften dann wohl seinen sonst in strengem Ernst geschlossenen Lippen. Den zweiten Theil seines unten näher besprochenen botanischen Werkes gab er wegen mangelnder Unterstützung nicht heraus, zog sich auch aus diesem Grunde gegen Ende seines Lebens von der Botanik ganz zurück und trieb wieder alte Sprachen. Fünf Jahre vor seinem Tode verfaßte er noch ein Werk: „Die Nützlichkeit der Bienen und die Nothwendigkeit der Bienenzucht, von einer neuen Seite dargestellt", das volle Würdigung verdient. Seine letzte Arbeit, die Frucht seiner sprachlichen Studien, „Neue Kritik der classischen römischen Dichter", hat wenig Beifall gefunden. Nur ein größeres Werk botanischen Inhalts hat S. hinterlassen, aber es überragt durch den Reichthum an scharfsinnigen Beobachtungen und deren geniale Deutung so sehr die gesammten litterarischen Erscheinungen mehrerer Decennien auf dem Gebiete der pflanzlichen Sexualität, daß seiner epochemachenden Bedeutung in der Geschichte der Botanik für alle Zeiten die Anerkennung gesichert ist. Freilich mußten erst 70 Jahre vergehen, bis das von den Zeitgenossen theils unverstandene, theils bekämpfte, von den Epigonen lange Zeit vergessene Werk seine volle Würdigung erhielt. Unter dem Titel: „Das entdeckte Geheimniß der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen" gab S. 1793 die Resultate seiner fünfjährigen Beobachtungen in Druck, einen

stattlichen Folioband mit 25 Tafeln, die hunderte correct ausgeführte Detaildarstellungen von Blüthen und Blüthentheilen enthalten. Der Text, ein Muster von schlichter und doch prägnanter Darstellungsweise, bietet auf den einleitenden 46 Seiten eine vollständig neue Theorie der Blüthenanpassung an die Thätigkeit der Insecten und schließt daran im speciellen Theil deren Begründung durch Erläuterung an zahlreichen Beispielen. Jahrtausende hindurch blieb es unbekannt, inwiefern die bunten Farben, die Wohlgerüche vieler Blumen und ihre mannichfaltigen Gestaltungen in Wechselbeziehung zum Leben der Pflanze selber stehen, und während am Ende des 17. Jahrhunderts Camerarius überhaupt erst Geschlechtsunterschiede der Pflanzen nachwies und ungefähr ein halbes Jahrhundert später Koelreuter (A. D. B. XVI, 493) durch künstliche Bastardirungen die Befruchtungsverhältnisse wissenschaftlich untersuchte, war es S. vorbehalten, in seinem berühmten Werke den Nachweis zu liefern, in wie engen Beziehungen mit der Sexualität auch die Structurverhältnisse der Blüthen stehen. Die Beobachtung der unscheinbaren Härchen an der Basis der Blumenblätter von Geranium silvaticum im Sommer 1787 und der Honigausscheidung unter denselben führten ihn auf die Entdeckung, daß die meisten Blumen, welche Saft enthalten, so eingerichtet sind, daß zwar Insecten leicht zu demselben gelangen können, Regen aber ihn nicht zu verderben vermag. Im folgenden Jahre untersuchte er Myosotis palustris, und kam bei der Betrachtung des gelben Ringes an der Oeffnung zur Kronenröhre auf die Vermuthung, daß hierin ein Merkmal für die Insecten liege, wo sie den Weg zum Nectar zu suchen hätten. Da ferner vielfache Beobachtungen an anderen Pflanzen ihm zeigten, daß besonders auffallend gefärbte Flecken, Linien oder Figuren stets am Eingange zu einem Nectarium sich finden, so schloß er, daß die Farbe der Blumen überhaupt ein Anlockungsmittel für die Insectenwelt sei. Ein noch wichtigeres Resultat folgte, als er im Sommer 1789 mehrere Iris-Arten untersuchte. Hierbei zeigte sich, daß die Narbe bei einer Art so lag, daß sie schlechterdings nicht anders befruchtet werden konnte, als durch Insecten, und weitere Untersuchungen in dieser Richtung überzeugten ihn bald, daß die Absonderung von Honig dadurch, daß sie Insecten herbeilocke, für die Pflanze zugleich das Mittel ihrer Befruchtung abgebe. Eine Beobachtung im Sommer 1790 an Epilobium angustifolium ließ ihn die Dichogamie entdecken, d. h. die ungleichzeitige Entwicklung der beiden Geschlechter innerhalb derselben Blüthe. Die erste Erscheinungsform derselben, die Reife der Antheren vor derjenigen der Narbe, die er als männlich-weibliche Dichogamie (Dichogamia androgyna) bezeichnete, bot ihm die genannte Pflanze, während er später auch die zweite Form, Entwicklung der Narbe vor den Antheren, von ihm weiblich-männliche Dichogamie (Dichogamia gynandra) genannt, zunächst an der gemeinen Wolfsmilch nachwies. Mit diesen Entdeckungen war die Grundlage für seine Theorie gewonnen. Sie gipfelt in dem Satze, daß die ganze Structur der Saftblumen auf den Endzweck abziele, durch Insecten befruchtet zu werden und sich daraus vollständig erklären lasse, daß für viele Pflanzen — wie die Dichogamie lehre — durch ihre Blütheneinrichtungen die Selbstbestäubung direct ausgeschlossen sei, daß endlich ungefärbte, geruchlose oder sonst unscheinbare Blumenformen saftleer seien und auf mechanische Art, wie durch den Wind, befruchtet werden müßten. Die Beweise für seine Theorie im Einzelnen liefert der specielle Theil des Werkes, in welchem die in Frage kommenden Pflanzen, der Reihe nach, wie sie den Linné'schen Classen zugehören, in Bezug auf ihre Blüthenverhältnisse aufs eingehendste untersucht und beschrieben werden. Die letzten Consequenzen seiner Lehre hat S. selbst aber nicht gezogen. Von seinem streng teleologischen Standpunkte aus, daß jede noch so unscheinbare Einrichtung der Organismen als das wohlüberlegte Werk eines Schöpfers, in sich zweckentsprechend sei, begnügte er

sich mit dem Ausspruche: „die Natur scheine es nicht haben zu wollen, daß irgend eine Blume durch ihren eigenen Staub befruchtet werde", ohne an die Beantwortung der gerade seiner Auffassung nahe liegenden Frage zu treten, welchen Zweck wohl die wechselseitige Kreuzung der Blüthen oder Individuen für diese selbst haben möge. Dieser Unterlassung ist es zum Theil wohl zuzuschreiben, daß Sprengel's Entdeckungen im Kreise der Fachgenossen seiner Zeit keine oder nur abweisende Beachtung fanden. Aber mehr noch mag es die Kühnheit seiner Gedanken gewesen sein, welche den in trocknen Schematismus verfallenen Botanikern unverstanden blieben, die sich in Richtungen bewegten, die den biologischen und physiologischen Thatsachen des Pflanzenlebens ganz fern standen. Erst als am Ende der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts Darwin in seinem epochemachenden Werke „Die Entstehung der Arten" der biologischen Forschung neue Bahnen wies, kamen auch Sprengel's Entdeckungen wieder ans Tageslicht. Freilich, ihres teleologischen Charakters entkleidet, dienten sie vielmehr den Zwecken der Descendenz und Selection, worin Darwin die Beantwortung dafür fand, weshalb die Wechselbefruchtung im Pflanzenreich den Arten im Kampfe ums Dasein von Vortheil sei. Spätere Forschungen von Hildebrandt, Delpino und Fritz Müller haben Sprengel's Lehre dann durch zahlreiche Einzelheiten bestätigt und erweitert. Dem genialen Entdecker der Befruchtungslehre aber, der, mit widrigen Lebensverhältnissen kämpfend, auf den Erfolg seines Werkes verzichten mußte, kann man es nicht verübeln, daß Mißmuth ihn daran hinderte, die von ihm geschaffene Lehre zum letzten Abschluß zu bringen. Seine hohe Stellung in der Entwicklungsgeschichte der botanischen Wissenschaft kann dadurch nicht geschmälert werden.

Sachs, Geschichte der Botanik. — Herm. Müller, Befruchtung der Blumen durch Insekten. — Flora 1819. — Gefällige persönliche Mittheilungen des Herrn Oberpfarrers Recke in Spandau aus Schulze's Chronik der Stadt Spandau. E. Wunschmann.

Sprengel: Kurt Polycarp Joachim S., Botaniker, geb. zu Boldekow bei Anklam am 3. Aug. 1766, † zu Halle am 15. März 1833. Als Sohn eines Geistlichen genoß S. im elterlichen Hause eine treffliche Erziehung, die in ihm schon frühzeitig den Grund zu einer ungewöhnlichen linguistischen Fertigkeit legte, welche weniger auf Grundlage grammatikalischer Ausbildung, als vielmehr durch fleißige Lectüre, bezüglich der alten Sprachen besonders durch solche der Bibel gewonnen wurde. Neben den classischen Sprachen trieb er noch schwedisch, englisch, französisch, italienisch und spanisch. Ostern 1785 trat S. als Student in die theologische Facultät der Universität Halle ein, ging jedoch bald zum medicinischen Studium über, das mit seiner bereits 1787 erfolgten Promotion vorläufig abschloß. Seine Dissertation behandelte das Thema: „Rudimentorum nosologiae dynamicorum prolegomena" und verschaffte ihm zugleich die venia legendi in der medicinischen Facultät. Eine außerordentlich umfangreiche litterarische Thätigkeit schloß sich an diese Erstlingsarbeit und bewegte sich, in ununterbrochener Folge bis zu seinem Lebensende nach den verschiedensten Richtungen hin. Namentlich tritt in seinen zahlreichen Publicationen sowol auf medicinischem, wie auf botanischem Gebiete seine ausgesprochene Neigung zu historischen Forschungen auf, worin er auch seine größten Resultate erzielte. Daneben war er auch ein fleißiger Uebersetzer und nicht ohne Erfolg journalistisch thätig. Durch seine geringen Mittel gezwungen, prakticirte S. eine Reihe von Jahren als Arzt, selbst noch, als er 1789 außerordentlicher Professor geworden war, da ihm diese Stelle kein Gehalt brachte. Erst mit seiner Berufung zum Ordinarius 1795 gab er die medicinische Praxis auf und übernahm dann 2 Jahre später die botanischen Vorlesungen und die Verwaltung des botanischen Gartens. Von

nun an konnte er mit noch größerem Eifer sich seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmen. Großen äußeren Erfolg haben ihm zwar weder die letzteren, noch seine feste Berufsstellung gebracht; trotzdem lehnte er wiederholt vortheilhafte Berufungen nach Marburg, Dorpat und Berlin ab. Ueberhaupt hat seine wissenschaftliche Wirksamkeit auch die gebührende Anerkennung gefunden. Nahezu 50 Akademien und gelehrte Körperschaften des In- und Auslandes zählten ihn zu ihrem Mitgliede. Nach einem Leben, reich an Arbeit und Mühe, raffte ihn ein Schlaganfall im Alter von 67 Jahren dahin. — Sprengel's botanische Arbeiten lassen kaum ein Gebiet dieser Wissenschaft unberührt, wie er denn zweifellos einer der vielseitigsten und gelehrtesten Botaniker seiner Zeit gewesen ist. In erster Linie stehen seine historischen Arbeiten. Nachdem schon 1807 und 1808 eine zweibändige „Historia rei herbariae“ in lateinischer Sprache erschienen war, folgte 10 Jahre später eine deutsch geschriebene Neubearbeitung des Werkes unter dem Titel „Geschichte der Botanik“, die später auch ins Französische übersetzt wurde. Es ist dies eine von großer Belesenheit zeugende Arbeit, in welcher namentlich auch die Werke älterer Botaniker einer genauen und sachlichen Kritik unterzogen werden. In denselben Rahmen gehören von kleineren Schriften noch Sprengel's erste botanische Publication „Antiquitatum botanicarum specimen primum“, 1798 erschienen, sowie die Abhandlung „Dissertatio de germanis rei herbariae patribus“, abgedruckt aus den Denkschriften der Münchener Akademie 1811 und 1812 und endlich eine akademische Rede, gelegentlich der Habilitation seines Sohnes Wilhelm als Chirurg unter dem Titel „De frumentorum, maxime Secales, antiquitatibus“ vom Jahre 1816. Ein zweites Feld, welches S. auf Grund eigener Untersuchungen litterarisch bearbeitete, war die Phytotomie. Durch sein Hauptwerk in dieser Richtung „Anleitung zur Kenntniß der Gewächse“, 3 Sammlungen in Briefform, förderte er wesentliche Punkte der Zellenlehre. Er erkannte die Lage der Stärkekörner im Inhalte der Zellen, wenn er sie auch fälschlich für Bläschen ausgab, belegte die Spaltöffnungen der Blätter, deren abwechselndes Sichöffnen und Schließen er bestätigte, mit dem noch heute gangbaren Namen, war dagegen in der Deutung der Gefäße und ihrer Entwickelung weniger glücklich und scheint überhaupt vielfach mit schlechten Präparaten und mangelhaften optischen Hülfsmitteln gearbeitet zu haben. Trotzdem kann S. das Verdienst für sich beanspruchen, wie Mirbel für Frankreich, so für Deutschland das Interesse der Botaniker an phytotomischen Fragen im Beginne unseres Jahrhunderts wieder angeregt zu haben. Es erlebte sein Werk 2 Auflagen. Die ältere erschien 1802 und 1804 und erfuhr bezüglich ihres dritten Theils, welcher die Kryptogamen behandelt, auch eine Uebersetzung ins Englische. Die zweite, ganz umgearbeitete Ausgabe kam 1817 und 1818 heraus als ein dreibändiges Werk mit 25 theilweise colorirten Tafeln. Zwischen beiden Arbeiten liegt die Veröffentlichung einer kleineren, seine Ideen zusammenfassenden Schrift „Von dem Bau und der Natur der Gewächse“ 1812, welche Heinr. Fried. Link mit kritischen Bemerkungen und Zusätzen begleitet hat. Sie ist ins Schwedische übertragen worden. Endlich gab S. unter dem Titel „Grundzüge der wissenschaftlichen Pflanzenkunde“ 1820 eine Schrift für Vorlesungszwecke heraus und bezeichnete als Mitarbeiter daran Aug. Pyr. de Candolle, wiewol letzterer jede Autorschaft an derselben bestritt. Als „Elements of the philosophy of plants“ erschien 1821 dieselbe Schrift auch in englischer Sprache. Nicht weniger zahlreich sind Sprengel's systematische und floristische Arbeiten. Seine Versuche zur Verbesserung des Linné'schen Systems, die namentlich darauf hinauslaufen, innerhalb der von Linné gegebenen Classen eine natürlichere Gruppirung der Unterabtheilungen zu schaffen, finden sich schon in der erwähnten Schrift „Anleitung zur Kenntn. d. Gew.“, werden aber ausführlicher behandelt in der von ihm besorgten

16. Ausgabe von Linné's „Systema vegetabilium", die er während der Jahre 1825—1828 unternahm und bis auf einen, von seinem Sohne Anton 1828 herausgegebenen Supplementband, auch vollendete. Von Linné's „Genera plantarum" gab S. ebenfalls noch kurz vor seinem Tode eine zweibändige Bearbeitung der 9., beziehentlich 11. Auflage heraus. Als descriptive Arbeiten im engeren Sinne sind hier noch anzuführen: „Plantarum Umbelliferarum denuo disponendarum prodromus", ein Sonderabdruck aus den Schriften der Naturforsch. Gesellsch. zu Halle 1813 erschienen, und über dieselbe Pflanzenfamilie „Species Umbelliferarum minus cognitae, illustratae", 1818, ferner „Flora Halensis", zuerst 1806 herausgekommen, später durch Zusätze vermehrt und 1832 in zweiter, verbesserter Auflage im Druck erschienen. Als Director des botanischen Gartens in Halle gelang es S., das bis dahin unbedeutende Institut bedeutend zu heben. Seiner Thätigkeit an demselben entsprangen auch einige litterarische Publicationen. So erschien, bald nach Uebernahme der Verwaltung, die Monographie „Der botanische Garten der Universität zu Halle im J. 1799", mit dem Grundriß des Gartens, wozu 1801 noch ein Nachtrag kam. Ferner reihen sich hier an: „Plantarum minus cognitarum pugillus I et II", 1813—1815 und „Novi proventus hortorum academicorum Halensis et Berolinensis" 1819. Endlich hat sich S. noch verdient gemacht durch seine Versuche, durch Herausgabe wissenschaftlicher Zeitschriften die Botanik zu fördern. Freilich haben sämmtliche Unternehmungen dieser Art nur kurze Dauer gehabt. Es waren folgende. Eine 1804 begonnene „Gartenzeitung mit illuminirten Kupfern" erlebte bis 1806 4 Quartbände; die gemeinschaftlich mit Ad. Heinr. Schrader und Heinr. Fried. Link herausgegebenen „Jahrbücher der Gewächskunde" brachten es von 1818 bis 1820 nur auf 3 Bände und eine Fortsetzung derselben, die von S. allein redigirte Zeitschrift „Neue Entdeckungen im ganzen Umfang der Pflanzenkunde" erlosch ebenfalls nach dem dritten Jahre ihres Erscheinens 1822. Unter seinen Uebersetzungen ist in botanischer Hinsicht von Interesse diejenige von Theophrast's Naturgeschichte der Gewächse, der er in einem besonderen Theil noch Erläuterungen hinzugefügt hat.

Ein vollständiges Verzeichniß von Sprengel's Schriften findet sich in der Arbeit von Jul. Rosenbaum, Curtii Sprengelii opuscula academica 1844. — Vgl. noch Sachs, Geschichte der Botanik. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Nicht weniger wichtig wie die botanischen sind die medicinischen Arbeiten von S. Am bekanntesten ist in ärztlichen Kreisen sein berühmtes, fünfbändiges Universalgeschichtswerk der Medicin. Dasselbe führt den bescheidenen Titel: „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde" (Halle 1792—1799; 1800—1802; 1821—1828; 4. Aufl. von J. Rosenbaum, Leipzig 1846, davon aber nur Band I erschienen; französ. Paris 1810, 4 vols., von Geiger; ibid. 1815—1820, 9 vols. von Jourdan u. Bosquillon; italien. Venedig 1812—1816 von Arrigioni; neu in 11 Bdn. bearbeitet von Freschi, Florenz 1839). Es gehört dieses Werk, wie Haeser sich ausdrückt, zu den glänzendsten Zierden der deutschen med. Litteratur, dem das Ausland kein auch nur einigermaßen ebenbürtiges Werk an die Seite zu stellen vermag. Wenn auch schon vor ihm eine Reihe brauchbarer Arbeiten auf dem Gebiete der med. Geschichte existirte, so hat doch S. mit seinem Werk sich unbedingt den Ehrentitel eines Vaters der med. Geschichtsschreibung erworben. Gerade die obenerwähnten „linguistischen Fertigkeiten" Sprengel's ermöglichten und erleichterten ihm das Zustandekommen der genannten Arbeit, deren Hauptvorzug besonders in der Berücksichtigung der altclassischen und semitischen (arabischen) Litteratur auf Grund von Originalstudien besteht. Andererseits besitzt dieses Werk, sowie eine Reihe anderer med.-historischer

Arbeiten von S., wie „Beyträge zur Geschichte des Pulses, nebst einer Probe seiner Commentarien über Hippocrates' Aphorismen" (Leipzig und Breslau 1787), „Galens Fieberlehre" (ebda. 1788), „Apologie des Hippocrates und seiner Grundsätze" (2 Theile, Leipzig 1789—1792), „Beyträge zur Medicin" (Halle 1794 bis 1796); „Geschichte der Medicin im Auszuge" (1. Theil, ebda. 1804) den Mangel, daß der Verfasser den Standpunkt eines sehr subjectiven Kriticismus vertritt und als Anhänger des Dynamismus resp. vitalistischer Ansichten entgegengesetzte Anschauungen, insbesondere die exacten Bestrebungen des 17. Jahrhunderts verwirft.

Vgl. über die Bedeutung von S. als Arzt und medicinischer Schriftsteller den Artikel im Biogr. Lexikon von Hirsch und Gurlt, Bd. V S. 493 und die daselbst angeführten Quellen. Pagel.

Sprengel: Matthias Christian S., Geograph und Polyhistor, geb. zu Rostock am 24. August 1746, † zu Halle am 7. Januar 1803. Als Schüler Schlözer's studirte S., nachdem er in seiner Vaterstadt die Schule besucht hatte, in Göttingen, wo wir ihm im Sommer 1778 mit einer öffentlichen Vorlesung über die britischen Colonien in Nordamerika und einer privaten über europäische Staatengeschichte zum ersten Mal im Vorlesungsverzeichniß als außerordentlichem Professor begegnen. Eine geraume Zeit stand S. zu Schlözer in näheren Beziehungen und wohnte in seinem Hause. Schon im darauffolgenden Jahre finden wir ihn als ordentlicher Professor der Geschichte in Halle, wo er im Sommer seinen Lehrstuhl mit einer gelehrten und anziehenden Rede über den Sclavenhandel betrat. Die innigen Beziehungen zu Reinhold Forster, seinem späteren Schwiegervater und Mitarbeiter an so manchem weitausschauenden litterarischen Unternehmen, brachten ihn der Geographie, Ethnographie und Colonialgeschichte immer näher und er schriftstellerte mit erstaunlicher Fruchtbarkeit und wahrem Bienenfleiße wesentlich auf diesem Gebiete. Zu seiner Professur empfing er noch das seinen polyhistorischen Neigungen ungemein zusagende Amt des ersten Universitätsbibliothekars. Sein Tod erschien den Zeitgenossen in erster Linie als ein schwerer Verlust für die Geographie und sie verglichen sein Verdienst dem Büsching's. Die wissenschaftliche Thätigkeit Sprengel's war sehr ausgedehnt und vielseitig. Seine englischen Sprachstudien hatten ihn zuerst in die alte schottische Volkspoesie und aus dieser bald in die volle Breite der damals blühenden geographischen und statistischen englischen Litteratur geführt, in welcher er sich vorwiegend compilirend und bearbeitend, oft auch rein übersetzend erging. Auch die französische und italienische Litteratur blieben nicht unberücksichtigt. Die erste mir bekannte Schrift dieser Gattung ist die „Kurze Schilderung der Großbritannischen Colonien" in einer Tabelle (1776). Auf diesem Gebiete bewegte sich Sprengel's spätere Schrift über „Nordamerika und den Unabhängigkeitskrieg", besonders die „Geschichte der Europäer in Nordamerika" (1782), über „Indien und die englischen Eroberungen in Indien", besonders „Das Leben Hyder Allys" (1784), „Die Geschichte der Mahratten" (1785), „Geschichte der indischen Staatsveränderungen von 1756 bis 1783" (1788). Der Sclavenhandel, dem er 1779 bei seinem Antritt der hallischen Professur ein Programm gewidmet hatte, beschäftigte ihn auch später und sein Name sollte nicht vergessen werden, wenn man derjenigen gedenkt, die durch Rede und Schrift seiner Aufhebung vorgearbeitet haben. Es gibt keinen bedeutenderen Schritt in die Angelegenheit, welchen nicht S. in eigenen Werken oder Aufsätzen berichtet und besprochen hätte. Unterstützt durch beide Forster gab er seit 1781 „Beiträge zur Länder- und Völkerkunde" (14 Bde. 1781—1799) und „Neue Beiträge" (13 Bde. 1790—1794) und seit 1794 allein eine Fortsetzung unter dem Titel „Auswahl der besten ausländischen geographischen

und statistischen Nachrichten zur Aufklärung der Länder- und Völkerkunde" (14 Th. bis 1800) heraus, welche jedoch nichts anderes als eine Sammlung von gekürzten Uebersetzungen geographischer Werke und Reisebeschreibungen wurde. Handelsgeographische Mittheilungen brachten diese Beiträge mit Vorliebe. Die Bearbeitungen sind aber häufig in sehr flüchtiger Weise hergestellt. Auch ein anderes großes Unternehmen, welches S. begann, die später von Bertuch und Ehrmann fortgesetzte Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen (7 Bde. bis 1803; auch die erste Hälfte des 8. Bandes, die Reise von Sauer und Billings, ist noch von S. abgeschlossen) besteht hauptsächlich aus Uebersetzungen. Verdienstlich war Sprengel's Theilnahme an der Herausgabe späterer Auflagen der Achenwall'schen Statistik, die bis 1781 Schlözer besorgt hatte. Auch Sprengel's Grundriß der Staatenkunde der vornehmsten europäischen Reiche, dessen erster und einziger Theil 1793 erschien, ist wesentlich Neubearbeitung einzelner Theile des Achenwall'schen Handbuches, besteht also aus politisch-statistischen Repertorien, deren eifrige Sammlung einen großen Theil der Thätigkeit Spengel's bildete. Das Bertuch'sche Landesindustriecomptoir erwarb aus seinem Nachlaß eine Masse statistischen Materials, welche es durch verschiedene Mitarbeiter in nutzbaren Zustand bringen ließ. Sprengel's Arbeiten zeugen von einer gewaltigen Belesenheit in alter und neuer Litteratur, auch Tageslitteratur. Jene Aufgewecktheit und jener praktische Blick für das politisch Hervorragende oder Interessante, dem wir auch in den Arbeiten einiger Zeitgenossen, besonders Büsching's und Schlözer's begegnen, hindert, daß aus den massenhaften Lesefrüchten nur dürre Aufzählungen wurden. S. hat im Gegentheil nach vielen Seiten anregend und fördernd gewirkt und theilt sich mit Schlözer und Büsching in das Verdienst, den Blick der Deutschen für die weitere Welt erhellt zu haben, ist aber mit Beiden auch der Gefahr der Verflachung nicht entgangen, welche in der schnellfertigen Beurtheilung der Tagesereignisse vom Gelehrtentische aus liegt. Seinen Schriften über Zeitfragen, besonders den statistischen, hätte eigentlich in einer Zeit ruhigerer Entwicklung die praktische Anwendung durch colonisatorisches Vorgehen folgen müssen. Daran scheint aber S. selbst nicht gedacht, sondern sich mit unablässiger, emsiger Materialsammlung begnügt zu haben, so daß Bertuch gleich nach seinem Tode M. C. Sprengel's vollständige und ausführliche Staatenkunde von Europa in 12 fünfzigbogigen Bänden ankündigen konnte, die aber nie erschienen ist.

Bildniß im 87. Bd. der Allg. Deutschen Bibliothek und Schattenriß in der Allg. Geogr. Ephemeriden elftem Bande. Frdr. Ratzel.

Sprengel: Wilhelm S., Arzt und Wundarzt, als Sohn des berühmten Medico-Historikers und Botanikers Kurt S., am 14. Januar 1792 zu Halle geboren, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Merseburg und von 1804—1810 auf dem königlichen Pädagogium seiner Vaterstadt. Im letztgenannten Jahre bezog er die Universität seiner Vaterstadt zum Studium der Medicin und beschäftigte sich schon als Student schriftstellerisch, indem er Ludw. Sacco's Abhandlung „Neue Entdeckungen über die Kuhpocken, die Mauke und die Schafpocken. Mit Vorwort von Curt S." (Leipzig 1812 mit 4 Kpfrn.) und Cavolini's „Abhandlung über die Pflanzenthiere des Mittelmeeres" (1813) aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzte und herausgab. 1813 ging er als Freiwilliger zur Armee und war anfangs in Teplitz und Ratibor als Lazarethchirurg, später als Oberchirurg bei einem Feldlazareth thätig. Als die Armee 1814 nach Frankreich vordrang, erhielt er den Auftrag, das Departement Allier zu bereisen und die in Moulins und Mont-Luçon krank darniederliegenden preußischen Gefangenen zu sammeln und zu verpflegen, 1815 wurde er zum Hauptlazareth nach Düsseldorf, später nach Namur versetzt und dann zum Stabsarzt eines fliegenden Feldlazareths befördert. Am letztgenannten Orte hatte er 1816

das Unglück, in einer fremden Streitsache zufällig am Kopf bedeutend verwundet zu werden, ein Ereigniß, das sein frühes und plötzliches Ableben wahrscheinlich verschuldet hat. — Nach Halle zurückgekehrt, erlangte S. am 20. April 1816 die med. Doctorwürde mit seiner „Animadversiones castrenses“ betitelten Abhandlung, legte 1817 in Berlin die Staatsprüfungen ab, machte eine halbjährige wissenschaftliche Reise nach Wien, wurde 1818 als Garnisons-Stabsarzt in Wittenberg angestellt und folgte 1821 als Nachfolger v. Haselberg's einem Rufe als Professor der Medicin und Chirurgie an die Universität Greifswald, wo er sich als Arzt und Lehrer großer Beliebtheit erfreute, aber bereits am 18. November 1828 starb. — Am bekanntesten ist S. durch Herausgabe des zweiten Theils zu der von seinem Vater begonnenen „Geschichte der Chirurgie bezw. der chirurgischen Operationen“ (Halle 1819). Außerdem rühren von ihm noch her: „Allgemeine Chirurgie Bd. I. Die Lehre von der Entzündung in den Wunden“ (Halle 1828, neue Ausgabe 1833), sowie die Uebersetzungen von „Ever. Home's pract. Beobachtungen über die Behandlung der Krankheiten der Vorsteherdrüse“ (1817) und „J. Hennen's Bemerkungen über einige wichtige Gegenstände aus der Feldwundarznei und über die Einrichtung und Verwaltung der Lazarethe“ (1820) aus dem Englischen.

Vgl. noch Hirsch-Gurlt, Biogr. Lexikon V, 494. Pagel.

Sprenger: Balthasar S., von Vylß, gehört zu den Vertretern der Augsburger Handelshäuser (Fugger, Welser, Hochstetter, Hyrßvogel, Imhof u. a.), welche im Beginn des 16. Jahrhunderts von König Emanuel von Portugal die Befugniß erhalten hatten, in den neu entdeckten Ländern Afrikas und Asiens Handel zu treiben. Anfang 1505 wurden von ihnen in Antwerpen drei Schiffe (S. Raphael, Hieronymus und Leonhard) ausgerüstet und bewaffnet, deren Reise um Afrika nach Indien S. in einer kleinen, mit großen Holzschnitten ausgestatteten Schrift von 14 Textseiten beschrieben hat: „Die Merfart vun erfarung nüwer Schiffung vnd Wege zu viln onerkanten Inseln vnd Künigreichen von dem großmechtigen Portugalischen Kunig Emanuel erforscht, funden, bestritten und ingenomen etc. Gedruckt Anno MDIX.“ Eine kürzere Ausgabe ist mit Holzschnitten von Burckmair geschmückt. Sie gingen über Lissabon und Rostal an den Canarien vorbei nach den Bissagos (Bissegitz), wo sie mit anderen portugiesischen Fahrzeugen zusammentrafen. Durch einen Schiffsunfall gezwungen, sich von diesen zu trennen, machten die Schiffe der Deutschen allein ihren Weg vom Grünen Vorgebirge bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung. Im Juli erreichten sie Kiloa, welches mit 8 Schiffen eingenommen und geplündert wurde, da der König keinen Tribut geben wollte, im August trafen sie, 10 Schiffe stark, vor Mombas ein, dessen trefflicher Hafen mit Verständniß gerühmt wird. Auch hier mußte die Veste über dem Hafen und später die Stadt mit bewaffneter Hand genommen werden, wobei, ebenso wie in Kiloa, reiche Beute gemacht wurde. Bei der Ausfahrt verlor der „Leonhard“, auf dem S. fuhr, sein Steuer, wodurch die Abfahrt der jetzt außer den 3 Schiffen der Deutschen, aus drei portugiesischen und 4 oder 5 Schiffen „der kaufleut vß lombardia“ bestehenden Flotte verzögert ward. Ueber Melinde, dessen Oberhaupt friedlich gesinnt war, ging die Fahrt nach Indien, wo auf dem menschenleeren Eiland Ansediff ein Fort gebaut, dann in Ammor mit Erfolg gekämpft und in Cotschin ebenso erfolgreich gehandelt wurde, so daß 4 Schiffe mit Pfeffer beladen werden konnten, die voraus nach Cananor gingen, wo auch S. am Christabend 1505 ankam. Nachdem noch einige Schiffe mit Pfeffer und Gewürzen beladen waren, wurde über Ansediff und S. Christoval die Rückreise angetreten, welche im März 1506 nach Mosambik führte, wo ein beschädigtes Schiff entladen und wiederhergestellt wurde. Der Weg um das Cap der guten Hoffnung erwies sich ungemein schwierig, mehrmals mußte vor Gegenwind zurückgelaufen und in einem Hafen der Küste

(Bahia de las Rocas) Anker geworfen werden. Auch die Bai De la Goa wurde angelaufen, später Ascension und St. Helena gesehen und im Hafen von St. Jago gelandet und verweilt. Im November 1506 kamen die Schiffe vor Lissabon an, nachdem sie noch schwere Krankheiten durchgemacht hatten, die 123 Mann wegrafften. An die Schilderung dieser Reise schließen sich einige beschreibende Bemerkungen über die portugiesischen Gebiete in Afrika und Asien an. Ueber diese Reise gibt auch Lucas Rem's Tagebuch einige Auskunft (herausg. von B. Greiff 1861). Vgl. ferner F. Kunstmann, „Die Fahrt der ersten Deutschen nach dem portugiesischen Indien" 1861 und Zeitschr. des histor. Vereins für Schwaben &c. 1875. F. Ratzel.

Sprenger: Balthasar S., Dr. phil., Prälat und Generalsuperintendent zu Adelberg, † daselbst am 14. September 1791. In Neckar-Gröningen am 11. Februar 1724 geboren und früh zum geistlichen Berufe bestimmt, studirte er in den Jahren 1743/46 Theologie und Philosophie in Tübingen, wo er auch demnächst zum Magister promovirt wurde und seit 1749 als Repetent functioniren konnte. Nachdem er in den nächstfolgenden Jahren größere Studienreisen durch Deutschland, Holland, England und Frankreich ausgeführt hatte, wurde er 1753 als Diakonus in Göppingen angestellt, nach 4 Jahren aber schon als Professor an das Collegium zu Maulbronn berufen und zugleich mit dem dortigen Pfarramte betraut. Hier wirkte er bis 1781, in welchem Jahre seine Ernennung zum Prälat und Generalsuperintendent für den Bezirk Adelberg, sowie seine Charakterisirung als herzogl. württembergischer Rath erfolgten. Obschon er in seinem engeren Berufskreise sich als Prediger und Lehrer einer ungetheilten Anerkennung erfreuen konnte, so hatte er doch während seines langjährigen Wirkens in Maulbronn noch Veranlassung genommen, sich ziemlich eingehend mit Angelegenheiten des Feld- und Weinbaues zu beschäftigen, um nach wissenschaftlichen resp. theoretischen Principien für diese Culturzweige zu suchen. Auf den ausgedehnten Besitzungen des Klosters Maulbronn war ihm ohne Zweifel vielfach Gelegenheit dazu geboten, hauptsächlich aber mochte er durch die im fruchtbaren Neckarthale gemachten bezüglichen Wahrnehmungen dazu geführt sein, durch Anregung und Belehrung förderlich auf die Hebung der Landwirthschaft seines Vaterlandes einzuwirken. Dieser Aufgabe suchte er theils durch Beobachtungen und Ermittelungen nach mathematisch-naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten, theils durch litterarische Bearbeitung der dabei erhaltenen Resultate zu entsprechen, und so kam er zu einer ausgebreiteten schriftstellerischen Thätigkeit, welche sich sowol auf compilatorische, als auch auf selbständige Leistungen erstreckte. Unter diesen sind als nennenswerthe hervorzuheben: „Vollständige Abhandlung des gesammten Weinbaues und anderer daraus entstehenden Producte, ingleichen vom Weinhandel und den Weinbergsverordnungen &c.", 2 Bände, Frankfurt und Leipzig 1765/66, später ergänzt durch einen 3. Band, welcher 1778 als „Praxis des Weinbaues" auch in selbständiger Form erschienen war. Ferner „Vollständige Anfangsgründe des Feldbaues nebst den vorläufigen Kenntnissen aus der Größenlehre oder Mathematik und der allgemeinen Naturlehre", 3 Theile, Stuttgart 1772—1778; „Einleitung in die neuere Bienenzucht für (seine) Landsleute im Schwaben", Stuttgart 1773; „Anweisungen zur gründlichen und dauerhaften Verbesserung der Weine", Frankfurt 1775; „Versuch eines Handbuchs der Cameralwissenschaft für diejenigen, welche die Cameralia nicht als Handwerk erlernen", Frankfurt 1778. Im weiteren schrieb er in einer ganzen Reihe von Jahrgängen: „Oekonomische Beiträge und Bemerkungen zur Landwirthschaft", Stuttgart 1780—1790; desgleichen „Geschichte eines kleinen verbesserten Landgutes in Württemberg nebst Verbesserungsplan für Gutsbesitzer &c." (nach seinem Tode erschienen) Stuttgart 1792. Mit den meisten seiner Schriften drang auch sein Ruf als Förderer des Landbaues in weitere Kreise Deutschlands,

während er in seiner Heimath zugleich als gründlicher Philosoph, als guter Mathematiker und als gelehrter, toleranter Theolog geschätzt wurde. In Anerkennung solcher persönlichen Tüchtigkeit wurde er auch 1786 zum Mitgliede des landschaftlichen Ausschusses von Stuttgart ernannt und als Landschafts-Assessor mehrfach in Anspruch genommen. Seinem verdienstvollen Wirken sollte jedoch ein vorzeitiges Ende bereitet werden, da er schon im 68. Lebensjahre an einer Krankheit mit acutem Verlaufe seinen Tod fand.

Vgl. Meusel, Lexikon deutscher Schriftsteller XIII. — Haug, Gelehrtes Württemberg, 1790, S. 181. — Intelligenzblatt zur Allgemeinen Litteraturzeitung, Jahrg. 1791, Nr. 137. C. Leisewitz.

Sprenger: Jacob S. Ueber Herkunft und Vorleben dieses berühmten Inquisitors ist nichts bekannt. Er war Dominicaner, wird zuerst erwähnt in den 1468 zu Rom gefaßten Beschlüssen des Ordensconvents für Köln („ad legendum sententias pro forma et gradu ministerii per Jacobum Sprenger“), war Vorstand des Kölner Convents und Professor der Theologie und im J. 1494 nach Trithemius noch am Leben. Papst Sixtus IV. bestellte ihn und Gerhard von Elten zum generalis fidei inquisitor für Deutschland. Er machte diesem Auftrage in Norddeutschland alle Ehre und ging besonders auch gegen Hexerei los. Infolge Widerstandes oder zu geringer Unterstützung wurde die Sache in Rom betrieben und von Papst Innocenz VIII. die berüchtigte Bulle „Summis desiderantes affectibus“ vom 5. December 1484 erwirkt, worin er im Amte bestätigt wird, Heinrich Institor (Krämer) zum Genossen und den besonderen Auftrag erhält, gegen die, welche sich mit dem Teufel vermischen (daemones incubi et succubi), vorzüglich einzuschreiten. Kaiser Maximilian erkannte beide mit Decret vom 6. November 1486 an. Er gab nun mit Institor den Malleus maleficarum heraus, der in einem durch den Notar Arnold Kolich von Euskirchen ausgestellten Instrumente von den acht Professoren der Kölner theologischen Facultät: Lamb. de Monte, Jacobus de Stralen, Andreas v. Ochsenfurt, Thomas de Scotia, Ulrich Kridwiß, Conradus de Campis, Corn. v. Breda und Theod. v. Bummell, approbirt wurde. Dieses Buch ist die Grundlage der seitdem überhand nehmenden Hexenprocesse geworden; es begründet eingehend die Wirklichkeit der fleischlichen Bündnisse mit dem Teufel, sucht sie durch eine Masse angeblich erwiesener Fälle zu erhärten und legt den gegen sie einzuschlagenden Strafproceß dar. Für die Verbreitung des Buches zeugt der Umstand, daß vier undatirte Ausgaben vor 1487, dann von 1487—1496 noch fünf datirte (Köln und Nürnberg), ferner solche Köln 1511 und bis 1600 noch verschiedene andere vorhanden sind. Das Buch genoß ein fast gesetzliches Ansehen, der Hauptantheil fällt S. zu. Eine ältere Schrift ist die mit Gerhard von Elten vorgenommene Condemnation der Paradoxa des Johann Ruchrath von Oberwesel (Johannes de Wesalia), die Mainz 1479 gedruckt sein sollen, nach Hain n. 9433; da er aber nichts näheres angibt, ist die Sache nicht sicher, vielleicht die 1479 erfolgte Processirung desselben Veranlassung zu der Angabe.

Trithemius, Catalogus I, 177. Daraus Quétif et Eckard, Scriptores I, 880 und Hartzheim, Bibl. Colon. p. 154. — v. Wächter, Beitr. z. Deutsch. Gesch., S. 281. — Reusch, Der Index I, 42. v. Schulte.

Sprenger: Johann Theodor S., Jurist, zuletzt fürstbischöflicher Kanzler in Salzburg, geboren zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Joh. Theodor widmete sich, gleich seinem Vater Ernst der Rechtswissenschaft und erhielt nach Beendung seiner juristischen Studien eine außerordentliche Professur der Rechte in Heidelberg; später wurde er hessischer, dann sächsisch-magdeburgischer und am 18. Aug. 1662 pfalz-zweibrückischer Hofrath. In dieser Eigenschaft ging er als Gesandter des Herzogs Friedrich Ludwig am 28. März 1663 zum Reichstag in Regens-

burg, wo er über Jahresdauer (bis Frühsommer 1664) blieb. In die Heimath zurückgekehrt, trat er zur katholischen Kirche über und wurde im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts fürstbischöflicher Kanzler in Salzburg, welches Amt er bis zu seinem Tode bekleidete.

S. verfaßte namentlich auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts mehrere, seiner Zeit sehr geschätzte Arbeiten, wir erwähnen „Synopsis in jur. publ." „Decisiones et responsa Jurisperitorum." „Librum novum juridico-polit.-historium de Modico, qui causet ex jure divino, civili, feudali et recessibus Imp. deductum." Francof. 1658. „Inst. jur. publ." ibid. 1667. „Fontes jur. publ. roman.-german." ib. 1666. Ferner erschien 1666 zu Frankfurt unter dem Titel „Opusc. jur. publ. selectissima" eine Sammlung einiger seiner gelesensten Schriften und 1668 veröffentlichte er dortselbst die „Opusc. jur. publ. minora", vier Abhandlungen des öffentlichen Rechts nebst einigen Arbeiten seines Vaters.

Zedler, Encykl. XXXIX. — Jöcher IV, 759. — Stolle, Anleit. z. Rechtsgelehrsamkeit, 157. Note. — Kobolt, Bair. Gel.-Lexikon, S. 642.

Eisenhart.

Sprenger: Placidus Johann Philipp S., Theologe und Geschichtsschreiber. Am 27. October 1735 zu Würzburg geboren und vorgebildet, widmete er sich ursprünglich dem Studium der Rechte, ging aber bald zur Theologie über und entschloß sich, Mönch zu werden. Er trat zu diesem Zweck im J. 1762 in das bekannte, im heutigen Oberfranken gelegene Benedictinerkloster Banz ein und wurde vier Jahre darauf (1766) zum Priester geweiht. Er erwies sich rasch als ein in mehr als einer Beziehung für die Interessen des Klosters höchst brauchbares Mitglied. Abgesehen von Aemtern mehr weltlicher Natur, die ihm übertragen wurden, erhielt er im J. 1773 die Professur der Theologie für die jungen Mönche und im J. 1777 die Function des Bibliothekars. Zugleich trat er bald als Schriftsteller auf. Im J. 1796 vertauschte er die Wirksamkeit in Banz mit der im Stephanskloster zu Würzburg, wohin er als Prior berufen wurde. Aber schon nach drei Jahren kehrte er nach Banz zurück, wo ihm die gleiche Würde übertragen wurde. Am 23. September 1806 ist er in Staffelstein gestorben.

Seine litterarische Thätigkeit bewegte sich die längste Zeit in der Herausgabe einer Zeitschrift für das katholische Deutschland, deren Grenzen jedoch nicht zu enge gezogen waren und die den freieren Geist, der damals auch die katholische Welt erfüllte, verräth. Im J. 1773 gab er zunächst den „Fränkischen Zuschauer" heraus, mit dem bezeichnenden Zusatze „bei gegenwärtigen Aussichten für die Wissenschaften und das Schulwesen im Vaterlande — zur Beförderung dieser guten Anfänge". Dieser Versuch verwandelte sich im J. 1775 in die „Litteratur des katholischen Deutschlands", die im J. 1792 den Namen „Litterarisches Magazin für Katholiken und deren Freunde" annahm. Als S. im J. 1796, wie erwähnt, nach Würzburg versetzt wurde, ging die Redaction des Magazins, das infolge der schweren Zeitumstände mannichfache Störung erfahren hatte, in andere Hände über, ohne daß er selbst eben darum aufhörte, litterarisch thätig zu sein. Abgesehen von dem „Thesaurus rei patristicae", den er in 3 Bänden in den Jahren 1784—1792 veröffentlicht hatte, ließ er im J. 1800 eine Schrift über die „Aelteste Buchdruckergeschichte von Bamberg" erscheinen, nachdem er bereits in seinem „Magazin" der Buchdruckergeschichte von Würzburg eingehende Beachtung gewidmet hatte. Sein letztes Werk (1806) behandelt die „Diplomatische Geschichte der Benediktiner Abtey Banz in Franken von 1058 bis 1251", deren Werth durch die Mittheilung von einer großen Anzahl noch ungedruckter Urkunden im besonderem Grade erhöht wurde. S. hatte es auf eine Fortsetzung des Werkes abgesehen, ist aber durch seinen Tod daran verhindert worden.

J. H. Jäck, Pantheon der Litteraten und Künstler Bambergs, S. 1083 bis 1085.

Wegele.

Sprickmann: Anton Matthias S., Dichter, Jurist und Historiker, wurde am 7. November 1749 zu Münster in Westfalen geboren. Von seinem während des siebenjährigen Krieges verstorbenen Vater ist uns nichts bekannt; die Mutter hat bis in ihr neunzigstes Jahr neben dem Sohne, der sie innig liebte, in dem alten großväterlichen Hause gelebt und alle stürmischen Wirren, aber auch die geklärteren männlichen Zeiten ihres Anton und endlich die schwere politische Heimsuchung des Münsterlandes mit angesehen. Daß das erste Jammergefühl des Lebens der Tod seiner einzigen älteren Schwester Dina war, erzählt S. aus später treuer und überströmender Erinnerung. Ein Bruder wurde Canonicus und brachte im Todesjahr der Mutter durch unpraktische Führung der Geschäfte des Domcapitels unseren S. als Bürgen in die gefährlichste Nothlage. Die Familie war streng katholisch. S. vereinigte früh mit poetischer Neigung die Liebe zur Musik, die er selbst bis 1772 künstlerisch ausübte, und eine bei diesem Strudelkopf verwunderliche Leidenschaft für die Mathematik, deren strenge Gesetzmäßigkeit immer wieder eine beruhigende Contrastwirkung übte; er erfuhr noch von Gall, „daß er im Grunde ein großer Mathematiker sei". Nach einem Bonner Aufenthalt studirte S. 1766—1768 in Göttingen die Rechte und wurde 1769 zum Dr. jur. promovirt, worauf er daheim in die von seinem Gönner, dem ausgezeichneten Minister v. Fürstenberg, reformirte Verwaltung eintrat und 1774 Regierungsrath wurde. Da der Grundbesitz der Mutter allmählich mit Schulden belastet worden war, hatte S., einer Liebe entsagend, schon 1773 eine sogenannte Vernunftheirath gethan und stand doch erst auf der Schwelle langjähriger Herzenskämpfe, die ihn zu einer so interessanten Erscheinung in der Pathologie der Geniezeit machen. Denn während die jungen Göttinger sich zumeist rasch abkühlten, haben die Freunde S. und Bürger Gluth und Sturm als Ehemänner durchgelitten, untergehend der eine, sich trotzalledem aufraffend der andere. Das Jahr 1776 brachte eine wichtige Wendung: da Fürstenberg ihn für eine Professur an der neuen Universität ausersehen hatte, begab sich S. zu Bibliothekstudien wieder nach Göttingen (und Benniehausen), wo der „Bund" freilich zerstoben, aber Boie noch zur Stelle und Bürger nicht weit war. Mit ehemaligen Haingenossen wie Voß, Hölty, Leisewitz stand S. schon in Briefwechsel. Nun lernte er Closen, den sanften Nachzügler Overbeck kennen, sprach bei Einems, den Mündener Bundesfreunden, vor, huldigte Lotten Kestner in Hannover, Klopstock in Hamburg, trat damals wol der Loge bei, begrüßte Voß und Claudius in Wandsbeck und reiste mit dem nach Darmstadt berufenen „Boten" ab. In Gotha sah er Ekhof; in Weimar flüchtig den abgöttisch verehrten Goethe, dem er aber auch 1785 als Begleiter der Fürstin Galyczin so wenig wie bei Goethe's Campagnebesuch persönlich näher kam. „Eine treue deutsche Biederseele" nennt ihn 1785 Caroline Herder mit vager Charakteristik. 1777 machte er rasch erwarmend die Bekanntschaft F. H. Jacobi's und der La Roche. — Wieder in Münster nach so angeregter Zeit gewöhnte sich S. 1776 sehr schwer ein. Freiheit, sei's drüben in Amerika, gilt ihm nun als einziges Gut, alles andere für Quark und Plunder; dicke, beängstigende Luft quält seine Nerven; „die schmählichen Ketten von Verhältnissen, Subordination und jämmerlichem Wohlstand" schneiden ihm ins Fleisch; er fühlt sich angeschmiedet „wie Prometheus an seinem Felsen — ja wohl, wie Prometheus, auch mit dem Geier, der mir das immer wieder wachsende Herz zerfrißt, das er nicht abfressen kann"; alles Gefühl der Menschheit scheint überschwänglich auf ihn zusammen=

gedrängt; er liebt zärtlich sein Töchterchen Therese, aber die Gattin giebt dieser ungeheuren Sehnsucht so wenig, und Hypochondrie untergräbt vollends seine schon früh angegriffene Gesundheit; in Liebesleidenschaft strebt er sich an- und abzuspannen wieder und wieder, Jahre lang ... Wertherisch verlangt er im Frühling auch für sich Erfüllung, und keineswegs bloß sinnliche Lust zu büßen ist sein Drang, sondern zugleich Erguß des übervollen Herzens — sonst, peinvoll in sich zurückgestoßen, wäre er ein „Abbadona der Menschheit". So zwischen Zagen und Wagen im Leben, und unter überspannten Rhapsodien der Dichtung erringt er die innere Festigung nicht, hätschelt das rastlose Herz und sagt doch: „mein Herz taugt nicht viel". In einem Rückblick (an Frau v. Voigts 1790) heißt es: „ich hatte Sinne, sehr heiße, lüsterne, ungestüme Sinne, aber dennoch begann da, wo ich verführt ward, meine Verführung selten in diesen Sinnen", vielmehr sei es die Sehnsucht nach menschlicher Vollendung des Mannes durch das Weib gewesen. So brodeln heftiges Begehren und platonische Erosphilosophie durch einander. Wie tief Goethe's „Schauspiel für Liebende" ins Leben griff, lehrt am beredtesten ein von S. an Bürger, den unseligen neuen Gleichen, geschriebenes Urtheil (8. Juli 1777): „Es sind Zufälle über mich gekommen, Zufälle, über die ich keiner Seele in der Welt beichten kann, als der Eurigen; seht nur, das Ding, das wie Wind im Meer ist, hat mich angeweht, ach angebraust im Sturm. Bürger, was ist das? und wohin wird's nun fahren? das drängt, das wälzt sich in mir wie Wogen in wilder Empörung; ich fühle mich, wie ich mich kaum geahndet hätte; mir schwindelt vor mir selbst, wenn ich das so fühle, was ich kann: — Stellas sind keine Träume; aber weiß Gott, auch Fernandos nicht!" Ihn hatte die „Hexe Liebe" zu einer Dame Münsters gerissen, von der er auch durch novellistische Spiegelung seiner Leiden das Ja oder Nein ertrotzen wollte ... und „die égarements seines Geistes und Herzens" brausten zügellos weiter. Dabei empfahl sich dieser westfälische Sonderling doch immer durch besonnene Amtsthätigkeit und durfte sagen: Arbeit sei ihm von frühester Kindheit an die Lieblingsfreude gewesen. Im Spätjahr 1777 durch Fürstenberg's Vertrauen nach Wetzlar entsendet, um einen Proceß für den Kurfürsten von Köln zu führen, zeigte er seine zwei Seiten: der besonnene Jurist gewann diesen Rechtshandel; der unbesonnene Schwärmer phantasirte in seinem Gartenasyl, ging in den Freistunden enthusiastisch allen Spuren Werther's nach, sogar an der Seite der echten Lotte, die auf Besuch gekommen war, feierte Gedenkfeste und wühlte in seinen Wunden. Zwar schloß er zu Gießen intime Freundschaft, bald auch Gevatterschaft mit Professor Höpfner, aber er hantirte da auch mit anderen Kraftknaben recht Stolbergisch unter der Väter Rüstungen und schmauchte bei Höpfner in wahrer Reliquienandacht aus einer zuerst von Klopstock, dann von Goethe (?) und Claudius geweihten Pfeife. Von Regensburg, wohin ihn ernste Geschäfte gerufen, eilte er Anfang November 1778 jählings und eigenmächtig fort, über Gießen, Münden, Wöllmershausen und wieder Münden, um wieder in unseligen Liebesstrudeln unterzutauchen. Von 1778 an war es die Mündener Lotte v. Einem, das vielumworbene „kleine Entzücken" der Göttinger Dichter, Miller's zumal, die ihn fesselte und auch von flüchtiger Neigung zu Johanna Gatterer wieder abzog. Ob er an Scheidung gedacht hat? „Ich habe die Lection mit schwerem Lehrgelde bezahlt" sagt ein späterer Brief, doch freundschaftlich empfiehlt er zuletzt der 1785 an den Erfurter Emminghaus Verheiratheten seinen reisenden Sohn Bernd. 1780 hatte er seiner schwer erkrankten vielgeprüften Gattin Generalbeichte abgelegt. Die Zeit der gedämpften Affecte war auch für ihn endlich gekommen, wenn auch die Narben noch oft brannten und ein exaltirter Ton der Empfindsamkeit langhin nachhallt.

Er entsagte dem dichterischen Schaffen, das, mit harmloser Gelegenheitspoesie eröffnet und seit der neuen Münsterer Theatercampagne 1774 im Stile der Zeit manchmal kleinen Bühnenereignissen zugewandt, allmählich immer hyperbolischer, ja toller ins Geniewiesen hineingerathen und festgefahren war. Die Leipziger, Göttinger, Vossischen Musenalmanache und das Deutsche Museum, um nur die verbreiteten Organe zu nennen, brachten Proben von einer Lyrik, die S. selbst 1777 auf hundert Nummern anschlägt. Aber er ist in Briefen, wenn er „alle Saiten meines Gefühls tanzend im Taumeltanz der Odenharfe" zeigt, lyrischer als in den theils strophisch abgefaßten, theils freidithyrambisch hingewühlten Gedichten, wo außer eigenthümlichen Stilunarten deutliche Anklänge an fremde Muster stören: göttingisch preisend wendet er sich „An Klopstock. Den 12. März 1776": „Heil mir, ich hab' ihn gesehn", so daß Bürger schalt, er brauche sich doch nicht vor dem großen Mann zum Sch . . . dreck zu machen; an Hölty mahnen „Dora" und viel mehr „Lina"; „Versagte Herberge" hat Vossischen Polterton und schuf dem Dichter durch den Hohn „Geh weiter, Phrynchen! Geh zu Pfaffen, Zu Fürsten und zu ihren Affen" Ungelegenheiten im frommen adeligen Münster; „Trudchen" kann das Vorbild Bürger's, dem es denn auch „über die Maßen" gefiel, nicht verläugnen: „In nächtlicher Stille, wie lag ich so warm Dem Mädel am Busen, dem Mädel im Arm". Da ging Voß, der 1775 den Freund vergebens zu „westfälischen Provinzialliedern" angespornt hatte, nicht mit: die Sprache sei „so geniemäßig. Was gewinnt ihr Leute damit, daß ihr eure Mädchen so ungewaschen und ungekämmt darstellt?" Boie dagegen fand nichts von S. vollkommener, schöner, correcter, während er sonst Nachlässigkeiten nicht aufmutzen, sondern reifender Selbsterkenntniß überlassen wollte. Es kam noch viel schlimmer als in diesem ganz leidlichen Stücklein. Der Dithyrambus „Liebe" zeigt einen sanften, Stolbergisch gesinnten Jüngling vom coup de foudre getroffen: „Ein Dringen, ein Ringen, ein Schmelzen, ein Wälzen, Wie Fluth, voll Gluth, im kochenden Blut"; er schlürft mit dem Engel Gottes Lina den Lustkelch, in Eifersuchtsqualen stößt der Abgemergelte den Schlußruf „Liebe! Liebe! Liebe! O Natur, Natur!" aus, wie der von Klopstockisch-göttingischer Phraseologie volle, die Worte häufende vorausgegangene Dithyrambus „Lina" (ohne Zweifel jene Münsterer Dame) emphatisch ein „Ewigkeit! Ewigkeit!" wiederholt. Die Göttinger Balladendichtung fand ihr Zerrbild in der ebenso holperigen wie craß überladenen „Ida": ein damals epidemischer Stoff, Kindesmord einer Verlassenen, ist in die „Ritterzeiten" verlegt, ein Monolog wahnsinnig zerhackt; Höllenketten klirren, Geister heulen, Bürgerscher Klingklang erschallt im „Sa su se sa"; der Säugling wird vor dem entsetzten Humfried zerschmettert und Ida leckt Blut und Hirn auf, Luitberga mit dem Rabenhaar findet endlich den Gemahl: „Sein Kind aufs Herz, sein Weib an der Lippe, so liegt er entstellt, ein faules Gerippe". So scheußlichen Verirrungen öffnete der kluge Boie sein Deutsches Museum, während der Mitredacteur Dohm als nüchterner Aufklärer überhaupt nichts von S. wissen wollte, in diesem Fall aber auch Bürger, der die „Lina" bewunderte, das „Sprachverhunzen" scharf rügte.

Zum Beweis dafür, wie sehr sich Sprickmann's schlafende Kräfte 1776 entwickelt, verwies Boie auf die Erzählungen, die er als frappant rühmte; ja er erwartete von diesem großen, weitumfassenden philosophischen Geiste eine Umwälzung auch der Geschichtschreibung. „Der Erzähler wird den Dichter bald verdunkeln." Dann schrie Bürger in dem rüden Ton, der S. beim Commersiren und Correspondiren nicht unangesteckt ließ, dem Novellisten zu: „Stampfet eure Markknochen nur fein öfter aus. Boie schmiert das Mark auf geröstete Semmel und schmatzt, daß ihm das Maul schäumt." Die Erzählungen sind im Deutschen

Museum 1776—78 erschienen (über die anonymen Beiträge vgl. Boie's Erklärung im Juniheft 1778 S. 562 f.). Ebenda (Nov. 1776, Sz. unterzeichnet) auch sein Aufsatz „Etwas über das Nachahmen allgemein, und über das Göthisiren insbesondere": das Ideal der Dichtkunst ist der leidenschaftliche Mensch, der Würger Othello ästhetisch vollkommener als der ganze göttliche Grandison, Kraft und Leidenschaft die Schönheit der Seele, Goethe, der Meister Werther's und Stella's, ein Naturliebling und höchster Wegweisender Urgenius. Die Novellen von S. zeigen manche Spur der Wertherbegeisterung, am stärksten ein langer Brief Willbert's in „Untreu aus Zärtlichkeit", und schöpfen zum Theil unverkennbar aus dem eigenen Herzensleben des Dichters, aber verrathen in dem Hindrängen auf Eine heftige Situation der Krisis mit obligater Nachholung der Vorgeschichte eine Manier, die Bürger's Lob „gut angelegt, gut dargestellt" viel weniger verdient als seinen Tadel „unangemessener" Ausdrücke. Am ausgeführtesten ist „Die Untreu aus Zärtlichkeit. Eine Conversation und ein Brief" (Jan. 77), worin nach flüchtigem Klatsch der Held selbst seine schwärmerischen oder wilden Irrgänge durch Geldnöthe, Coulissenwelt, Ehe, Landleben, Verhältniß zur Frau eines Beamten, Klostersehnsucht bis zur glücklichen Vereinigung mit der ersten, nun auch verwittweten Geliebten schildert. S. selbst gesteht da den „Hang zur Schwermuth": „Alles Traurige war mir willkommen; ich liebte schon als Kind das Oede, das Einsame, das Schaudernde selbst mehr als den frohen Lärm meiner Gespielen, und die traurigsten Erzählungen waren mir des Winters beim Feuer die liebsten . . . Diese Empfindsamkeit, der ich freilich mein Bestes, aber auch das Traurigste meines Lebens anrechnen muß." Herrscht hier eine üble ethische Laxheit, so gehen die „Nachrichten aus Amerika" (Nov. 76) von breiter, zum Theil auf Jugendeindrücken ruhender Exposition zu wilden Scenen fort: ein Liebender sieht heimkehrend die Mutter seiner Braut, einer Magd, wegen Brotdiebstahls an den Pranger gezerrt und seine eigene Mutter roh gegen das unglückliche Mädchen — er gewinnt reines Glück dadrüben, wohin sich S. selbst sehnte. „Das Intelligenzblatt" treibt eine bedenkliche Liebessituation mittelst eines großen Sprungs zu einer stürmisch glücklichen Lösung; „Das Wort zur rechten Zeit" (Nov. 77), knapp, doch rhapsodisch im Ausdruck, rafft gleichfalls möglichst viel Zündstoff auf einen Fleck zusammen, aber zu tragischer, an Fernando mahnender Explosion, und auch hier werden, uns unklar, eigene Conflicte des Dichters verarbeitet oder vielmehr skizzirt sein. Denn S. gibt Skizzen, rasche Untermalung. Den großen autobiographischen Roman hat er uns vorenthalten. Im December 1778 meldet Bürger an Boie von Sprickmann's tiefen égarements: „Er will einen Roman, einen wahren Roman schreiben und der Stoff soll — sein eigenes Leben sein. Was wird doch da herauskommen?" Noch spät ist von der „Lebensgeschichte" und einem Briefroman „Mornach" die Rede (Sept. 1790, Mai 1797 an Frau v. Voigts) und daß dem fertigen „Knochengebäude" doch die innere Entwicklung fehle: es „wird nun wohl ein Fragment bleiben, wie mein Ich". Unfähig ein Kunstwerk episch zu runden, hatte S. die Noth zum Princip gemacht und im Zeitalter der Monodramen, von Leisewitzens schroffen Werkchen aus dem Almanach für 1775, der „Pfandung" und dem „Besuch um Mitternacht" eingestandener Maßen lebhaft angesprochen, die Novellette ins halbschürige Dramolet hinübergezogen. Auf „Das Neujahrsgeschenk. Eine Klosteranekdote", die das Motiv unglücklicher Liebe elegisch erzählend behandelt (Sept. 76), war „Das Strumpfband, eine Klosterscene" (Dec. 76) gefolgt als katastrophisch zugespitzter herber Beitrag zu der durch Voltaire, Diderot, La Harpe (Mélanie, dann von Gotter bearbeitet), durch Jacobi's Reisebilder, Leisewitzens „Julius", Miller's eine sehr alte Gattung weichlich aufnehmende Nonnenlieder, satirisch oder sentimentalisch vertretenen Klosterpoesie. Anna hat im Augenblick des Professes einen Schuß

gehört: da glitt ihr ein Strumpfband ab, das Geschenk ihres Wilhelm, und als der harte Vater zu der Mutter vors Gegitter kommt, erhenkt sich Anna nach der Frage „Sind das nicht hübsche Strumpfbänder"? Ein gesuchter Lessing'scher Ton, dem das Geschwirr abgerissener Worte im Geniestil nachgeschickt wird: Vater „Hülfe! Hülfe! Feuer! Mord! — Gott! — Leute! Leute! Nonnen! Menscher! Nonnen! — o Gott!" — Nonnen „Heilige Mutter Scholastika!" — Pater „Kein Leben mehr". — Eine Nonne „Geben Sie ihr doch die letzte Absolution". Es folgte das düstre Monodrama „Mariens Reden bei ihrer Trauung" (Sept. 78): „das Schauderhafteste was ich von S. kenne" sagte Boie und entschloß sich bedenklich zur Aufnahme. Dagegen bietet „Das Mißverständniß" (Juni 78), in nuce zwar und mit der beliebten Zusammenpressung in eine kritische Situation, einen großen Liebesschauspielstoff skizzirt dar: wie ein „Sir Fäteston" seine Fanny Trulove treulos wiederzufinden wähnt, da sie doch keine Wittwe, sondern nur die Erbin eines guten alten Lords ist. Motive des früheren bürgerlichen Dramas (auch die Figur eines biederen Dieners), Lenzens, Klinger's sind verschlungen und der Stil hat etwas Athemloses; Fanny sollte offenbar mit Stella ringen, Fäteston mit „Sturm und Drang". Das Stückchen — Seylers spielten es 1778 in Frankfurt — machte Bürger „die Augen wässern" (2, 248). Auf kleinen Umfang war wol auch das Monstrum berechnet, dessen letzte Scene ein Brief an Boie als meisterlich und neu verkündigt (3. Dec. 78): „Ein Mädchen, das Mutter von einem Kinde von sechs Wochen ist, und ihr Geliebter, der Vater des Kindes, der schon an eine Andere verheirathet ist, sind allein auf der Bühne. Sie ist vergiftet. Auf die Nachricht lauft alles fort. Sie ergreift ihr Kind, hängt sich ihrem Geliebten, der in Ohnmacht da liegt, um den Hals. Das Gift wirkt, sie kann sich nicht mehr halten, liegt da, stirbt. Ihr Geliebter erwacht, siehts, ersticht sich. Dann fällt das Kind aus ihrem Schoße, jetzt das einzige lebende Geschöpf; noch ein Geschrei dieses Kindes in der Einsamkeit! darauf fällt die Gardine. Das müßte doch erschüttern, dünkt mich." So spottet S. seiner selbst und weiß nicht wie. Dagegen ist der „Ugolino" ein Kinderspiel, und die Gustchen und Evchen des Genietheaters verschwinden vor dieser wahnschaffenen Schwester der Balladen-Ida. Daß derlei craß, ja lächerlich, keineswegs aber erschütternd sei, sah S. noch nicht.

Von Sprickmann's größeren Dramen ist Vieles verloren gegangen, von manchen selbst die Titel. Gleich sein Erstling „Der neue Menschenfeind. Lustspiel in zwei Aufzügen", seit dem October 1773 oft gespielt, wurde im Münsterer Theater vertrödelt. Ein dreiactiges Lustspiel „Die Genies" verschwand wahrscheinlich im Nachlaß Cl. Schücking's, den Verbleib des einactigen „Avancements" kannte der Dichter selbst nicht, das gleichfalls einactige „Intelligenzblatt" arbeitete er zu jener Erzählung um, die fünfactigen Lustspiele „Der Lehnserbe" und „Das Monument" büßte 1778 er auf der übereilten Rückreise von Regensburg ein; eine Komödie mit „sechs ausstechenden ausgezeichneten Charakteren": einem „Murx", einer Kokette, einem Rousseauisten und anderen Originalen skizzirt sein Osterbrief 1780 an Boie; das letzte, „Die Ehebrecherin, Lustspiel in fünf Aufzügen, ist von meiner schwesterlichen Freundin Jenny Voigts, Möser's Tochter, verbrannt" (nach deren Tod auch zwei ihr zugeschickte Bändchen des Lebensromans nicht wieder zu den beiden unvollendeten anderen zurückkamen). Litterarhistorisch unbedeutend sind die zunächst für Münster verfaßten Singspiele, im Gefolge der Weiße und Schiebeler, Hiller und Neefe: „Die Wilddiebe. Operette in einem Aufzug" 1774 („mit meinem Freunde — damals Advocat zu Osnabrück, nachher Richter zu Melle — Stühle gemeinschaftlich verfertigt, nach einer Musik von Nikolai, Concertmeister zu Münster; der Dialog und das

erste Lied sind von mir, die übrigen Gesänge von Stühle"); oft gespielt wurde auch „Der Geburtstag. Operette in drei Aufzügen" (Nikolai's Musik im Haag gestochen) und „Der Brauttag. Operette in drei Aufzügen" (Musik vom Domsänger Waldeck, 1775).

Die drei großen Dramen Sprickmann's zeigen eine rasche, aber keine erfreuliche Entwicklung: sie führen von schmiegsamer Nachahmung veraltender Weise zur Caricatur neuer epochemachender Gebilde, vom Rührseligen der Sarazeit zu kraftgenialen Fratzen nach der „Emilia" und senken sich wieder ins Familienstück herab. „Die natürliche Tochter, ein rührendes Lustspiel in fünf Aufzügen" (1774) weist schon mit dem Titel in Diderot's Sphäre und behandelt weinerlich, doch mit halbkomischen Einschlägen ein dankbares, über Kotzebue hinweg bis zu Dumas wirksames Thema. Es erinnert noch an die larmoyante Graffigny'sche Cenie und an Lessing's Sara, auch durch manche inhaltsleere doch um so wortreichere Scene; aber auch „Minna von Barnhelm" übt ihren Einfluß: daher stammt der neugierige, geschwätzige Wirth; daher der französelnde Abbé v. Tscherming, ein dreister Roué, und der Dialog ‚Mais Mademoiselle! pourquoi ne parlons-nous pas françois?' ‚Verzeihen Sie — in Deutschland —' bietet wörtlichen Anklang; daher der kriegerische Hintergrund und der ehrliebende verwundete Officier v. Tscherming, der freilich mit Tiraden vom Tod für König und Vaterland, vom Werth der Tugend und Unwerth des Wappenadels mehr Ifflandisch als Lessingisch wirkt. Die Verwickelungen sind ungeschickt und an Mißverständnisse und falsche Spannung gebunden. Die larmoyante Mad. Detiers, ihre schwermüthige Tochter Sophie, ihr munterer Pflegling Lottchen werden allmählich oder sprunghaft in einen tragischen Stil hinaufgeschraubt, der die Geniesprache vor der Thür anmeldet, blutige Träume sind eingemengt und nicht mehr im Sarastil gehalten, und der Rittmeister muß phantasiren: „dann zertrete dieses Herz, und frohlocke, daß du es zertratest! und dann mit dem blutigen Fuß an den Altar — da — da — da —". Aber obwol die natürliche Tochter fast wahnsinnig schreit: „du Mann mit der gräßlichen Stimme, und dem blitzenden Dolch", liegt sie doch zuletzt bräutlich an der Brust des Geliebten und sieht die Mutter mit dem reuigen reichen Edelmann vereinigt. Es ist halbes Werk. — Theatralisch viel bedeutender ist „Der Schmuck. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen", 1779 in Wien preisgekrönt, aber mit einer willkürlichen Aenderung gedruckt, deshalb von Sprickmann's Münsterer Verleger Perrenon als „Originalausgabe" wiederholt (die mir nicht zur Hand ist). Es steht auf der Bahn zwischen Diderot-Lessing und Gemmingen, Schröder, Iffland und ist hier vorwegzunehmen. Der Verfasser ahmt die Zerfahrenheit des „Hofmeisters" nicht nach, macht sich aber Lenzens Obersten v. Berg für seinen Hauptmann zu Nutze und übt wie Lenz eine gar zu weitherzige Versöhnlichkeit. Das Stück spielt theils in einem schlechten Wirthshaus, wo ein kupplerisches Ehepaar Wippler und Ursul — nach Cumberland's „Westindier"? — walten, theils in den Räumen des edlen Präsidenten v. Rebenthal. In das Wirthshaus ist die von dem „lüftigen" Fritz v. Feldern um guten Ruf und Sparpfennig betrogene Luise v. Wegfort geflüchtet und dahin kommt ihr Vater, ihr lüsterner Galan, sein ehrenhafter vermittelnder Bruder Karl. Im Präsidentenhaus verkauft Wegfort den Familienschmuck, der dann nach dem Recept der „Minna" zu Verwicklung und Lösung führt, denn Fritz erhält ihn zunächst von der albernen Präsidentin, die ihm, dem Courmacher, nicht Karl, dem schwermüthigen Musterbeamten ihre Julie zuspricht, obwol der Präsident ernsten Einspruch thut und eine sinnige Schwiegertochter Francisca die beredte Advocatin Bruder Karl's macht. Nach einer stürmischen Scene Wegfort's wird Alles geklärt und Fritz im Handumdrehen gebessert: zum theatralischen Knalleffect muß

die Präsidentin, die eine Entführung Juliens durch Fritz wünschte, im Ballkostüm als Venus herbeikommen. Karl hat heimlich für Wegfort einen großen Geldproceß gewonnen: Iffland vor Iffland. Aber Karl nennt auch sein Herz ein „krankes Kind" wie Werther und schwärmt elegisch, und Wegfort — eine berühmte Lieblingsrolle Schröder's — arbeitet stark in den gemischten Empfindungen der auf Odoardo Galotti folgenden „Väter" des Geniedramas. Seine rauhe Tugend ist äußerst barsch und formlos. Die unvermeidliche Narbe zeigt, daß er nicht mit sich spaßen läßt. Dem Feind geht er an die Gurgel. Einen Gefühlssturm sucht er durch hastiges Champagnertrinken zu beschwichtigen oder sich noch mehr zu erregen. Wie Lenzens Berg in einem Augenblick Gustchen „Canaille" schimpft und ans Herz drückt, so spricht Wegfort mit thränender Wuth von seinem „Mädel", der „Fräulein Bestie", der „Wetterhexe", will sie erst umhalsen und dann den „Nickel satt karbatschen", liebkost sein „Herzenskind" und heißt wieder mit rohen Worten die „Regiments—" sich packen. Man sieht: S. geht nicht so weit wie die Wagner, aber weiter als die abschwächenden Nachfolger des Sturms und Drangs, in dessen Revier er 1776 persönlich getreten war. Er hielt Klinger „nach Goethe für unseren besten dramatischen Dichter" und schleppte, ärger als Klinger, die scharf umrissenen Gestalten der „Emilia Galotti" vor den Hohlspiegel einer falschen Genialität, die Großes zu schaffen wähnte, wo sie ungeheuerlich nachäffte: „Eulalia. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen" (Leipzig, Weygand, 1777). Die alte, von Gellert nacherzählte, von Martini einst in „Rhynsolt und Saphira" dramatisirte Spectatorgeschichte Rhynsolt's und Lucia's spickte S. mit Motiven aus der „Emilia" und wies im Stück auf seine erste Vorlage hin, wie Lessing auf den Virginius; viel plumper natürlich. Ein schwacher Herzog, in äußerlicher Ehe lebend, stößt seine an einen elenden französischen Marquis verheirathete Maitresse von sich, um mit Hülfe des Marquis die edle junge Gräfin Eulalia Brünov, seines Kanzlers Tochter, zu genießen. Er ist ein Ettore Gonzaga, ohne dessen Geist. Der Marquis übertrumpft den Marinelli: ein ausgemergelter Lüstling und Kuppler, als Franzos im Stück die Zielscheibe antiwelscher Geniesatire, maßlos verrucht, ein teuflischer Intrigant und wie Marinelli mit Vollmacht für mehrere Eventualitäten gerüstet, auch von feiger Rachsucht gegen Brünov persönlich gehetzt. Brünov spielt Appiani- und Odoardoscenen. „Der Kanzler" hat wenigstens seinen Stand von Grimaldi, ist übrigens ein farbloser greiser Biedermann. Eulalia, ganz keusche Liebe, bis zur Dummheit unbefangen, der Emilia innerlich nicht verwandt, sondern auf „Elise von Valberg" vordeutend, erfüllt anfangs die Aufgabe, dem Herzog nachts im Park schwärmerische Tugendreden zu halten und ihn zu der entrüstet fliehenden Gemahlin zurückführen zu wollen. Die Marquise ist das Zerrbild der Orsina und nimmt in der Toilettenscene eingangs auch ein Restchen Marwood mit. Schon im ersten Auftritt werden alle Register des Bombasts und der Hyperbel gezogen; der witzig-tragische Stil Lessing's erscheint mit den Ungezogenheiten einer sich überschreienden genialseinsollenden Kraftsprache aufgeblasen. Zu den „Männchen", „Närrchen" kommt: Wurm, Kerl, Hure, geil, Buhlbett, Windhund, Bestie, Kröte . . . Der Cynismus des Marquis kennt keine Schranke. Der Redeweise entspricht die vorgezeichnete Mimik, z. B. „sieht ihn starr an mit verzerrtem Gesicht, weit offenen funkelnden Augen, den Kopf weit vorausgestreckt, und knirscht". Allerdings verdient diese Marquisin den Titel einer wahnwitzigen Furie; kein Zug der Orsina, der nicht carikirt wäre, außer der tiefsinnig bohrenden Philosophie. Die kleinsten Wendungen wie „lachen Sie doch" kehren wieder. Schon im 1. Act gibt sie dem Herzog eine Aussicht aufs jüngste Gericht, und im 4. wird sie noch deutlicher: „Das soll, das soll! das soll dir ein Tanz werden um's Lager bei

deinen Gräfinnen! das soll! ich will noch so ein paar verdammte Geister, die du hinabstürztest, aus der Hölle mit heraufschleppen, und dann wollen wir dir die Brautlieder dazu singen, und dann zusehen, ob du dich recht freuest! Sieh, so!" „Das soll! das soll!" erklingt aus anderem Munde wieder; und nochmals gegen Ende: „Meinen Dolch! meinen Dolch! Hu! — Hu! (brüllt vor Wuth.) Teufel! Teufel! das sollt euch ein Fest werden". . . Dies nur als Stichpröbchen aus der Masse, worin auch das „Todesurtheil" Rotas und der beredte Hinweis auf das todte Opfer nicht fehlen. Der Orsinadolch soll auch hier in die Hand des Mannes wandern. Die Intrigue und Katastrophe ist verworren und endlich doch trotz allen Explosionen schwach. Der wegen Hochverraths eingekerkerte Graf soll sterben, oder die Gräfin sich hingeben. Er hat eine Othelloscene mit ihr. Sie aber stirbt, als der Herzog sie umfangen will, den „heiligen Selbstmord" durch Gift. Der Herzog verflucht den Marquis. Eulalia betet für die Marquise als für ein Opfer des Fürsten und wünscht Herzog und Herzogin, aber auch Herzog und Brünov versöhnt zu sehen! So inconsequent ist diese überheizte Dramatik. Im Januar 1777, als Weygand das Stück herausgab, ärgerte sich S., weil er an Veränderungen gedacht hatte: eine zweite Favoritin gar sollte hineingebracht werden und der Titel heißen „Die Maitresse". In Bürger's Werken steht ein begeisterter Prolog zu einer Eulalienaufführung.

Derselbe Mann, der sich dichterisch so verirrt und im Liebesleben so wenig „mannlich an dem Steuer steht", kann sich doch in derselben Zeit als hülfsbereiter Geschäftsführer Bürger's praktisch und besonnen zeigen und in Münster Fürstenberg's gewiß nicht auf bloße Nachsicht gegründete Huld festhalten, wie denn auch im Deutschen Museum ruhig und würdig der Jurist S. zu Worte kommt. Er erzwingt sich die „Consistenz". Die Briefwechsel werden kurz abgebrochen: mit Bürger u. a., dann mit Boie, selbst mit Höpfner, der ihn doch nicht zur Poesie verführte. S. hatte 1772 plötzlich die Musik aufgegeben — nun, um 1779, verschwindet er vom litterarischen Schauplatz und macht die Vernunft zur „harten Aufseherin" seiner „klösterlich eingeschlossenen" Phantasie, wie er noch spät in Briefen Dialoge zwischen Kopf und Herz führt. Der empfindliche Widerstreit sollte im Stillen bleiben. Selbst die leidenschaftliche Bewunderung für Mad. Abbt trieb ihn nicht wieder auf die Bretter. Er kündigt dem Freunde Boie ausdrücklich ein zehnjähriges Verschwinden aus der Litteratur an, um dann mit einem ausgereiften nicht belletristischen, sondern historischen Werk Deutschland erbauen zu können.

Im Winter 1778/79 wurde S. zum Professor der deutschen Reichsgeschichte und des deutschen Staats- und Lehnsrechts befördert und nahm es trotz verächtlichen Ausrufen ernst mit seinem Amte. Er wollte die Geschichte philosophischer fassen und sie künstlerischer gestalten. Fürstenberg gab den Anstoß zu öffentlichen Vorträgen, denen namentlich der Adel seine Theilnahme schenkte. „Ueber die deutsche Geschichte und ihren Vortrag in öffentlichen Vorlesungen" ist Sprickmann's Programm von 1781 betitelt. Kein Zweifel, daß auch Möser ihn anregte. Er hat die große deutsche Geschichte nie vollendet, aber in seinem Nachlaß liegen weit gediehene Vorarbeiten und historische Darstellungen. Curator und Studenten waren mit S. höchlich zufrieden, der später seinen Sohn erster Ehe Bernd als Collegen an der Universität neben sich sah. Eine zweite Ehe scheint ihn friedlich beglückt zu haben; er spricht gern und warm von seiner Marie. Seit 1779 genoß er den langersehnten Segen einer ungetrübten geschwisterlichen Freundschaft mit Möser's so kluger wie gefühlvoller Tochter Jenny v. Voigts, und seine nach heutiger Anschauung noch recht sehr überspannten Briefe wanderten von der Seelenschwester auch zur sentimentalen Fürstin

Luise von Dessau, mit der er am Eltersteine Milch getrunken hatte und die ihm nachmals außer Moosrosen vom Luisium auch gewichtigere Hülfe zuwandte. Er trat der Fürstin Galyczin und ihrem Kreise nahe, erst nur andächtig emporblickend, dann vertraut und trotz Pausen des Verkehrs ein eng zugehöriger Freund, wenn er auch Stolbergs nicht näher kam. S. war nie mit der Aufklärung gegangen und hatte 1779 den „Nathan" völlig verworfen; aber er war doch von Hemsterhuys zu Kant's Kritik bedächtig vorgeschritten, im Streben nur noch die „Wahrheit" als Braut zu lieben. Er fand einen Weg, auf dem sich Philosophie und Katholicismus vereinigten. Eine ernste Schrift „Ueber die geistige Wiedergeburt" ist 1834 aus seinem Nachlaß gedruckt worden und zeigt ihn den Overberg und Genossen verwandt, wie er denn mit dem strenggläubigen Adel auf gutem Fuße blieb. S. lebte meist zurückgezogen, der furchtbaren Hypochondrie jener Kampfjahre wol ledig, doch immer Erschütterungen des Körpers und Gemüths ausgesetzt, die sich im Hausgarten am besten stillten. 1791 wurde er Hofrath und Lehnscommissar, 1803 preußischer Regierungsrath beim Oberappellationssenat, 1811 in der Fremdherrschaft Tribunalsrichter. Die Noth der schweren Zeit hat auch sein Haus sattsam geprüft und ihn, der lang bei kargem Gehalt vom Vermögen hatte zehren müssen, trotz der ansehnlichen preußischen Zulage mit Bankerott bedroht. Er beurtheilte die politische Entwicklung mit Ruhe und ward im Gegensatze zu seinen Münsterländern ein entschiedener Preuße, so daß die Knabenbegeisterung für Friedrich den Großen nun in eine männliche Thätigkeit im Dienste Preußens ausmündet.

Weit hinter ihm lag der dichterische Sturm und Drang, wenn er auch noch 1803 bei dem plötzlichen Besuche Schönborn's wie ein Jüngling aufflammte und solchen Genuß eine Paradiesesinsel im Ocean seines Lebens nannte. Wie S. einst überschätzte Knaben gleich Bucholz in die Litteratur eingeführt hatte, so nahm er sich wieder überschätzend des jungen Franz v. Sonnenberg an, suchte ihn zu bilden, eroberte des Donatoadichters ganze, auch lyrisch ausströmende Begeisterung (vgl. Morgenblatt 1807, Nr. 224), ohne dem jungen Brausekopf, der durch jähen Selbstmord endete, künstlerischen und menschlichen Halt leihen zu können; vergleicht er sich doch selbst 1807 einem gefangenen Tiger. Das schönste und verheißungsreichste Mentorverhältniß gewann er, der Freund der Haxthausens, zu deren Nichte Annette v. Droste-Hülshoff. Wir wissen nicht, mit welchem Interesse und Urtheil S. der classischen und romantischen Dichtung gefolgt ist aber fest steht aus ihren Briefen, daß Annette dem „lieben Vater" S. sich geistig und gemüthlich tief verpflichtet fühlte und dem Entfernten sehnsüchtig nachschaute. S. folgte nämlich 1814 in vorgerücktem Alter einem schon 1812 ergangenen Rufe nach Breslau auf den ersten Lehrstuhl der Jurisprudenz und siedelte 1817, auf Staatsrath Schmedding's Betrieb, als Eichhorn's Nachfolger an die Berliner Universität über, wo er immer noch Lehrerfolg hatte und die in Breslau begonnene deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte vollendete (Hsl., 8 Bde.). Erst 1829 auf seinen Wunsch mit vollem Gehalt pensionirt, zog er wieder nach Münster, und ist in der alten Heimath am 22. Nov. 1833 gestorben. Die Familie blüht noch in Westfalen und hütet pietätvoll den Nachlaß.

Weinhold, Boie; Herbst, Voß; Strodtmann, Bürgerbriefe I. II.; Hosäus, Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde, Münster 1882, Bd. 40 S. 3—49 (Briefe an Jenny v. Voigts); Liesching, Gallitzin S. 117 ff.; Hüffer, Annette v. Droste-Hülshoff 1887 (Deutsche Rundschau 1881, Bd. 26 S. 208 ff.). — Weinhold, Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. N. F. 1872 Bd. 1 S. 261 ff. — Notizen von Dr. Julius Wahle, der seit langem eine Monographie über S. vorbereitet und das Emmericher Familienarchiv hat benutzen dürfen.

Erich Schmidt.

Spring: Friedrich Anton S., Arzt und vielseitiger Gelehrter, geboren am 8. April 1814 zu Geroldsbach in Oberbaiern, † am 17. Januar 1872 zu Lüttich. S. wurde zu Augsburg erzogen, wo er gleichzeitig mit Napoleon III. das Gymnasium besuchte. Seine vielseitige Begabung zeigte sich schon hier, indem er neben den alten Sprachen mit gleichem Eifer Musik trieb: er hatte mit 14 Jahren eine nicht ungünstig beurtheilte Messe componirt. Darauf bezog S. die Universität München, wo er philosophische und naturwissenschaftliche Vorlesungen besuchte, schließlich aber sich der Medicin zuwandte, ohne allerdings sein Lieblingsfach, die Botanik, aufzugeben. Auch hier zeigte sich seine Vielseitigkeit, indem er nach einander Assistent am botanischen Institut bei v. Martius und 1836 an der Klinik von van Loë war, indem er in zwei Facultäten den Doctorgrad erwarb: 1835 in der philosophischen mit einer preisgekrönten Schrift „Ueber die naturhistorischen Begriffe von Gattung, Art und Abart und über die Ursachen der Abartungen in den organischen Reichen" (Leipzig 1838) und 1836 in der medicinischen Facultät mit der Dissertation „De diversis pneumophtiseos speciebus" (München 1838). Nach glänzend bestandenem Staatsexamen ging S. 1839 zu weiterer Ausbildung nach Paris, wo ihn alsbald im 25. Lebensjahre ein Ruf zur Uebernahme der durch den Tod Leroy's erledigten Professur der Physiologie an der Universität Lüttich traf. S. trat sein neues Amt im October 1839 an: es war nicht zu verwundern, daß man dem jungen Ausländer anfangs kalt, mißtrauisch, selbst offen feindselig gegenüber trat. Die Tüchtigkeit des Mannes ließ diese Gefühle nach kurzer Zeit in ehrliche Anerkennung sich verwandeln, und der Aufenthalt Spring's in dem neuen Vaterlande, das Belgien ihm werden sollte, gestaltete sich zum angenehmsten. Von seinem Berufe erfüllt, lebte er in glücklicher Ehe und in von Tag zu Tag sich besser gestaltenden äußeren Verhältnissen; es wurden ihm im Laufe der Zeit die Professuren der Anatomie, Pathologie und klinischen Medicin übertragen, er wurde Mitglied der belgischen Akademie der Wissenschaften und anderer gelehrter Gesellschaften, bekleidete Ehrenämter, darunter das des Rectors der Universität Lüttich 1861—64, erhielt Auszeichnungen und Orden und war schließlich ein vielbegehrter Arzt, der in ganz Belgien in Ruf stand und in Krankheitsfällen selbst an den königlichen Hof gezogen wurde. Als der Tod allzufrüh der rastlosen Thätigkeit Spring's ein Ziel setzte, empfand die Universität, die dem Manne vordem gerne ihre Pforten verschlossen hätte, sein Scheiden als herben Verlust: sie hatte einen ihrer beliebtesten und geachtetsten Lehrer verloren.

Spring's wissenschaftliche Thätigkeit erstreckte sich außer seinen medicinischen Specialfächern insbesondere auf Botanik und auf praehistorische Forschungen. In letzterer Hinsicht waren es Funde menschlicher Knochen in Höhlen der Umgegend von Namur, die sein Interesse erregten und ihm mehrmals Veranlassung gaben, sich über den vorgeschichtlichen Menschen zu äußern. Auf dem Gebiete der Botanik, wofür S. besondere Vorliebe hatte, war es vor allem die Familie der Lycopodiaceen, die in ihm einen tüchtigen Bearbeiter fand und seine „Monographie de la famille des Lycopodiacées" (Nouv. mém. Acad. Bruxelles XV, XXIV) ist noch heute das erschöpfendste Werk dieser Richtung. Von medicinischen Schriften sei die aus der Münchener Zeit stammende Arbeit „Ueber Ursprung, Wesen und Verbreitung der wandernden Cholera" (1837) genannt, der sich eine Notiz über Behandlung dieser Krankheit (1849) anschließt, ein Aufsatz von allgemeinerem Interesse: „De l'influence des progrés de la civilisation sur la mortalité et la longévité" (Revue nationale 1846), eine Uebersetzung des „Lehrbuchs der vergleichenden Anatomie" von Siebold und Stannius ins Französische (Paris 1849), die „Monographie de la hernie du cerveau" (Bruxelles 1854) und sein leider unvollendetes Hauptwerk „Symptomatologie ou traité des acci-

dents morbides" (Bruxelles 1866—71), zahlreicher anderer Arbeiten nicht zu gedenken.

Th. Schwann, Notice sur Frédéric-Antoine Spring (Annuaire de l'Académie royale de Belgique 1874 p. 251—290). Mit Porträt und ausführlichem Schriftenverzeichniß. — Baierisches ärztl. Intelligenzblatt 1872, S. 62. — Sitzungsberichte Akad. München. Math.-Physik. Klasse 1872, S. 100.

Jännicke.

Springer: Anton Heinrich S., Kunsthistoriker und politischer Schriftsteller, wurde am 13. Juli 1825 zu Prag geboren. Sein Vater war Klosterbräuer im Prämonstratenserstift Strahow, dessen barocke Kunstschätze frühzeitig die lebhafte Phantasie des grüblerischen Knaben fesselten. An der Prager Universität, wo er seit 1841 seine erste Bildung erhielt, hatten der Herbartianer Exner und der Jung-Hegelianer Smetana den mächtigsten Einfluß auf ihn. Die liebevollste Aufnahme fand er im Hause der Frau Czermak, deren Söhne Jaroslaw, der Maler und Hans, der Physiolog, seine treuesten Freunde blieben. Nach einer Kunstreise nach München, Dresden, Berlin übernahm er schon 1846 den Unterricht in der Kunstgeschichte an der Prager Akademie. Der Winter 1846 führte ihn nach Italien.

Das Jahr 1847 brachte er in Tübingen zu, wo er mit Schwegler und vor allem mit Vischer in nähere Berührung trat. Hier promovirte er mit einer Arbeit über die hegelsche Geschichtsanschauung. Nach Prag zurückgekehrt bethätigte er seine junge Kraft zunächst als Journalist und begann im November 1848 an der Prager Universität seine Vorträge über die Geschichte des Revolutionszeitalters, die einen ungeheuren Zulauf hatten — fünfhundert Zuhörer saßen zu seinen Füßen — und den dreiundzwanzigjährigen Privatdocenten mit einem Schlage zu einem populären Manne in Böhmen machten. Es war das erste freie Wort, das in Oesterreich von einem Katheder ertönte.

Im Juli 1849 verließ er aufs neue Prag und durchstreifte Belgien, Frankreich und England, schauend, studirend, genießend. Nach einem Jahr kehrte er wieder zurück nach Prag, um dort die Redaction der föderalistischen Union zu übernehmen, die aber nach kurzer Zeit schon unterdrückt wurde. Angefeindet und verfolgt verließ S. für immer Oesterreich.

Im Winter 1852 habilitirte er sich in Bonn für Kunstgeschichte — hiermit beginnt die zweite und glücklichste Periode seines thatenreichen Lebens. Aeußerlich in gedrückten Verhältnissen, durch die Denunciationen Sacher Masoch's bei der preußischen Regierung als Revolutionär verdächtigt, verfolgt vom Minister v. Raumer, der jede Beförderung hintanhielt — erst unter dem Ministerium Bethmann-Hollweg wurde S. Professor — trat er sofort mit den besten und edelsten Geistern der Universität in nahe Berührung, zu Dahlmann, dessen Leben er nach seinem Tode (1860) schrieb, das Musterbild einer gerechten Würdigung des vielseitigen Mannes, wie es Freytag nannte, zu Ritschl, Jahn und dem Curator Beseler. Er entfaltete eine überaus umfangreiche Thätigkeit als Docent wie als Wanderredner in den größeren rheinischen Städten, nur unterbrochen von weiteren Reisen, nach Paris und als Begleiter der Fürstin Wied nach Rumänien. Sein Name gehörte neben denen von Ritschl und Jahn zu den gefeiertsten der Hochschule. In weiten Kreisen bekannt wurde sein Name durch die für ein breiteres Leserpublikum geschriebenen populären Arbeiten, die „Kunsthistorischen Briefe" (Prag 1852—57), die „Baukunst des christlichen Mittelalters" (Bonn 1854) und das „Handbuch der Kunstgeschichte" (Stuttgart 1855).

Eine schwere Brustkrankheit, die er sich im Frühjahr 1868 durch Ueberanstrengung zuzog und die ihn zwang, in Sicilien Heilung zu suchen, machte einen

tiefen Einschnitt in sein Leben. Die dritte Periode seines Lebens setzt schon hier ein, die reichste an Lorbeeren — und an Schmerzen. Die lange versagten Anerkennungen trafen jetzt in rascher Folge ein. Im Jahre 1872 wurde er als Prorector an die neugegründete Universität Straßburg berufen und hielt hier am 1. Mai inmitten einer glänzenden Versammlung die Festrede zur Einweihung — Springer's größter Ehrentag in der Sonnenhöhe seines Lebens — im Jahre 1873 folgte er einem Rufe nach Leipzig. Aber seine Gesundheit blieb gebrochen — im ersten Jahre seines Leipziger Aufenthaltes zeigte sich die tückische Krankheit wieder, die ihn von aller lauten Lebensfreude verbannte. Die letzten beiden Jahrzehnte verbrachte er in größter Zurückgezogenheit als der eremita Lipsiensis, niedergedrückt, aber in unwandelbarer Pflichttreue und mit erstaunlicher Arbeitskraft weiterschaffend, an der Seite seiner treuen und verständnißvollen Pflegerin, seiner Gattin Isabella. Seine letzten und bedeutungsvollsten Werke schrieb er als ein siecher Mann. Erst der Tod, der ihn am 31. Mai 1891 ereilte, nahm ihm die Feder aus der Hand.

S. ward politischer Schriftsteller in überschäumender Begeisterung und blieb es aus Neigung und Noth. Als katholischer Oesterreicher ward er geboren, als protestantischer Deutscher beschloß er sein Leben. Das Metternich'sche Oesterreich bot für ihn keinen Raum. Mit Naturnothwendigkeit entwickelte sich, wuchs, erweiterte sich seine politische Anschauung. Als jugendlicher Journalist war er gegen die Centralisation aufgetreten, hatte als Wortführer der Rechten des Reichstages für die einzelnen Kronländer größere Selbständigkeit verlangt, von einer Staatsregierung geträumt, der ein Staatenparlament einschränkend zur Seite trat. Die Unfähigkeit Oesterreichs, in einem großen Staatenbunde wieder die Hegemonie zu erlangen, hatte er schon in der Flugschrift „Oesterreich, Preußen, Deutschland" (Leipzig 1851) dargethan. Sechszehn Jahre vor Nikolsburg forderte er den Ausschluß Oesterreichs aus dem deutschen Bunde. Seine größte politische That war die „Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809" (Leipzig 1865), čechisch von Vaclav Pravada, Dějepis Rakouska od míru Videnského roku (Prag 1867), die er für die Hirzel'sche Staatengeschichte auf Dahlmann's Veranlassung schrieb. Oesterreichs Schwäche und Unfähigkeit war das Thema, das Werk erschien ein Jahr vor 1866, dem Jahre des reinigenden „großen Unglücks", das er als einziges Heilmittel mit politischem Weitblick seit Jahren ersehnt. Warme Brusttöne anzuschlagen bei der Schilderung des heroenlosen Leidenskampfes war ihm versagt: nur in leiser Ironie und schmerzlichem Unwillen konnte sein österreichisches Herz sich äußern. Kein Act der Felonie und kein öffentlicher Abfall war das Buch, als das es seine Feinde hinzustellen versuchten, die es ihm nie verzeihen konnten, daß er als Europäer, nicht als Oesterreicher schrieb. Oesterreich blieben seine Sympathien bis an sein Lebensende treu. Die in Prag begonnene Journalistenthätigkeit setzte er in Bonn fort, eifrig für die Selbständigkeit der Balkanstaaten eintretend, als langjähriger Mitarbeiter der Kölnischen und Allgemeinen Zeitung, später in den „Grenzboten" und „Im neuen Reich". Was er von dem neuerstandenen Reiche erhoffte, kennzeichnen am besten seine Friedensrede in Bonn und seine Weiherede in Straßburg. —

Als Kunsthistoriker hat er den Kampf um die Wissenschaftlichkeit der Kunstgeschichte siegreich zu Ende geführt und ihr durch seine Persönlichkeit nicht minder als durch sein Wort und seine Schriften das Heimathsrecht an den Universitäten erobert. Erst mit S. hat die Kunstgeschichte aufgehört, Luxuswissenschaft zu sein und ist zur anerkannten und selbständigen historischen Disciplin herangewachsen. Er half seine Wissenschaft abgrenzen nach drei Seiten hin, gegen die flache Culturschilderung, die einseitige, der Weite des Blickes entbehrende Kennerschaft

und die Aesthetik. Selbst ein Schüler Vischer's und von Hegel ausgehend, hat er der Aesthetik langsam den Boden abgegraben und seine Lieblingswissenschaft in die mütterliche Erde verpflanzt, in der er selbst mit beiden Füßen lebenskräftig wurzelte, die Geschichte. Als der letzte der universalen Altmeister stand er an der Pforte einer Periode von sich selbst verleugnender Einzelforschung und führte seine Schüler in sie hinein. Seine wissenschaftliche Hauptthätigkeit war der mittelalterlichen, zumal der frühmittelalterlichen Kunst gewidmet, für die er, erst in den „Ikonographischen Studien", dann in den „Bildern aus der neueren Kunstgeschichte", endlich in den unter den Abhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften erschienenen Studien zur Kunst des 5. bis 12. Jahrhunderts neue wegweisende Gesichtspunkte aufstellte, die Bearbeitung der mittelalterlichen Ikonographie den Händen der bisherigen alleinigen Herrscher, der Theologen, entreißend und für die Erklärung der Bildwerke im weitesten Umfange die litterarischen Quellen heranziehend. Sein Hauptwerk auf dem Gebiete der italienischen Kunstgeschichte, zugleich das umfangreichste Werk seines Lebens, war die Doppelbiographie Raphael's und Michelangelo's (Leipzig 1879, 1883), in der er die beiden größten Renaissancepersönlichkeiten Italiens mit vollendeter Künstlerschaft plastisch herausmodellirte, der gewaltsamen Wucht des leidenschaftlichen Michelangelo noch besser gerecht werdend, als der stillen Lieblichkeit Raphael's. Wenn er in seinen letzten Jahren mit der Detailforschung die Fühlung zu verlieren drohte, so war der Grund, daß seine Krankheit ihn zwang, auf Studienreisen und damit auf Autopsie zu verzichten.

S. war einer der gefeiertsten Kathederredner der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Voll von slavischem Pathos, oft bis zu michelangelesker Größe gesteigert, riß er den Hörer unwiderstehlich mit sich fort. Daß er seine ganze große Persönlichkeit bei seinem Vortrag, bei jedem Aufsatze einsetzte, sicherte ihm den breiten und tiefgehenden Erfolg, in seinen jungen Jahren die schöne Lebendigkeit seines starken, sich fröhlich regenden Geistes, und als diese dem Siechthum und dem Alter gewichen war, seine leidenschaftliche Begeisterung und seine starre und unbeugsame Unabhängigkeit.

A. Springer, Aus meinem Leben, Berlin 1892. Als Anhang: Gustav Freytag, Springer als Historiker und Journalist. Hubert Janitschek, Springer als Kunsthistoriker (mit Bibliographie seiner kunsthistor. Arbeiten). Schluß von Jaro Springer. — Nachruf von Hubert Janitschek im Repertorium für Kunstwissenschaft 1891, S. 442. — J. Lessing, Anton Springer in der Zeitschrift für bildende Kunst XX, Nr. 8. — W. v. Seidlitz ebenda N. F. III, Nr. 1. — Const. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XXXVI, S. 268 (mit Bibliographie seiner politischen Arbeiten). — v. Helfert, Die Wiener Journalistik im Jahre 1848 X, S. 182. — Neue Freie Presse 1865, Nr. 383. — [Wiener] Presse 1866, Nr. 285. — [Wiener] Deutsche Allgemeine Zeitung 1865, Nr. 306: Springer und die ungarische Frage 1848. — Litterarische Beilage z. d. Mittheilungen des Vereins f. d. Gesch. der Deutschen in Böhmen 1865, Nr. 16—19: Springer und die čechische Bewegung. — Allgemeine Zeitung 1875, Nr. 178. — Biographie von Jaro Springer als Einleitung zum Lagercatalog Nr. 289, 290 der Bibliothek Springer bei Baer, Frankfurt a. M. 1891. — Fr. Schneider i. d. Frankfurter Zeitung 3. Juni 1891. — J. Bayer i. d. Neuen Freien Presse 9. Juni 1891. — J. Vogel i. d. Wissenschaftl. Beil. d. Leipziger Zeitung 11. Juni 1891. — Fr. Servaes i. d. Freien Bühne für modernes Leben II, S. 615. — A. Fitger i. d. Weser-Zeitung, Wochenausgabe 16. Juni 1891. — H. Friedjung i. d. Beil. zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1891, Nr. 150 u. 151. — Kunst für Alle VI, Heft 20, S. 308. — Bohemia 3. Juni 1891.

Paul Clemen.

Springer: Johann Christoph Erich S., Jurist und Nationalökonom, wurde am 11. August 1727 zu Schwabach geboren, † am 6. October 1798. Er widmete sich, trotzdem er keine Universitätsstudien gemacht, der Advocatur, die ihm lange Zeit Haupt- und Nebenberuf war. Er übte seine Praxis zunächst in Ansbach, dann in Nürnberg aus, wo er gleichzeitig Secretärdienste bei einem Ansbach'schen Minister verrichtete. Im Jahre 1761 erlangte er eine Stellung beim Kammercollegium des Markgrafen von Ansbach, mußte jedoch wegen der Verfolgungen seitens einer ihm feindlich gesinnten adeligen Familie den Dienst aufgeben. Er wandte sich im Jahre 1766 nach Göttingen, wo er — nach Justi — Vorlesungen über Oekonomie- und Cameralwissenschaft abhielt. Der Erfolg war so ungünstig, daß S. sich genöthigt sah, im Jahre 1767 die Stellung eines Instructors bei den Söhnen des Grafen Philipp Ernst von Schaumburg-Lippe anzunehmen. Von diesem erhielt er den Titel eines Rathes. Im Jahre 1771 wurde er zum Professor des Staatsrechtes und der Cameralwissenschaften an der Universität in Erfurt ernannt unter Verleihung des Titels eines kurmainzischen Regierungsrathes. Erst im Jahre 1777 erwarb er in Erlangen das juristische Doctorat. Im selben Jahre übersiedelte er nach Darmstadt als Rentkammerdirector mit dem Charakter eines geheimen Regierungsrathes; 1779 wurde er nach Bückeburg als Kanzler und Kammer- auch Steuer- und Lehnsdirector, Präsident des Revisionsgerichtes und der beiden geistlichen Consistorien berufen. Im Jahre 1787 ernannte ihn der hessische Landgraf Wilhelm IX. zum geheimen Rathe; doch sah S. sich im folgenden Jahre veranlaßt, Bückeburg zu verlassen und sich nach Rinteln zu begeben; hier wirkte er als Universitätsprofessor der Staatswissenschaft und des Rechnungswesens, gründete ein Institut für Staatswissenschaft und wurde endlich Vorsitzender der Juristenfacultät. S. scheint nach seiner Laufbahn zu schließen in Staats- und juristischen Geschäften nicht geringe Gewandtheit besessen zu haben. Als Gelehrter und Forscher hat er keine dauernden Spuren seiner sehr umfassenden Thätigkeit hinterlassen. Die Anzahl seiner im Druck erschienenen Schriften ist sehr groß, überdies fand sich nach seinem Ableben ein bedeutender handschriftlicher Nachlaß (u. A. auch eine Selbstbiographie) vor. Seine Arbeiten betreffen meist öffentliches und Privatrecht, aber auch nationalökonomische und finanzwissenschaftliche Fragen. Als Jurist wird S. nicht mehr genannt; wenn er als Nationalökonom noch erwähnt wird, so verdankt er dies nicht seinem „Grundriß der Cameralwissenschaften" (1766), sondern dem Umstande, daß er der kleinen Schaar deutscher Physiokraten beigezählt wird; dies weil er in seinen „ökonomischen und cameralistischen Tabellen" 1771, nach einem flüchtigen Berichte über den Inhalt der Physiokratie, sich lobend über dieselbe ausgesprochen. Es mag indessen erwähnt werden, daß S. in einer kleinen Schrift „Ueber das physiokratische System" aus dem Jahre 1780 seiner früheren Beistimmung mannichfache Vorbehalte beifügt. Im ganzen hat S. weder unter den Cameralisten noch unter den Physiokraten seiner Zeit eine hervorragende Stellung eingenommen.

Meusel, historisch-litterar.-statistisches Magazin Theil 1, S. 262. — Meusel, Lexikon 13. Bd. S. 254. — Weidlich, Biographische Nachrichten 2. Th. S. 375. R. Zuckerkandl.

Springer: Julius S., hervorragender Buchhändler des 19. Jahrhunderts, geb. zu Berlin am 18. Mai 1817, † ebendaselbst am 17. April 1877. Er ist der Gründer der bedeutenden Berliner Handlung, die noch heute seinen Namen trägt. Als Sortiments- und Commissionsgeschäft hatte er sie 1842 errichtet, bald war aber auch der Verlag hinzugetreten, und dieser war es, dem er sich seit dem Jahr 1858 nach Verkauf des ersteren Geschäftes ausschließlich und mit großem Erfolg widmete. Sehen wir uns den umfangreichen Katalog seiner Verlagswerke näher an, so ist kaum ein Zweig des Schriftthums, der hier nicht ver-

treten wäre; einzelne Fächer aber erscheinen ganz besonders gepflegt, vor allem die Forstwissenschaft, die uns in vielen, darunter den bedeutendsten Namen und einigen Zeitschriften entgegentritt, sodann die Pharmacie und die technischen Fächer im engeren Sinn. Außerdem mag namentlich hervorgehoben werden, daß S. dem schweizerischen Erzähler Jeremias Gotthelf durch eine Gesammtausgabe und zahlreiche Einzelausgaben seiner Werke eine Heimstätte in Norddeutschland geschaffen, sowie daß die Schachlitteratur in ihm, dem Freunde des edlen Spiels, einen Förderer gefunden hat (Werke, wie die von Dufresne, van der Linde, Neumann, Zukertort und die Neue Berliner Schachzeitung sind bei ihm erschienen). Endlich hat er, ein freigesinnter Mann, der für die Fragen des öffentlichen Lebens die lebhafteste Theilnahme hatte und wiederholt als Stadtverordneter von Berlin (so schon 1848) und in anderen städtischen Aemtern eine bemerkenswerthe Thätigkeit entfaltete, einer Reihe von politischen Flugschriften der freieren Richtung die Flügel geliehen. — In dieser seiner Verlegerthätigkeit liegt die eine Seite der Bedeutung des Mannes; die andere, zum wenigsten ebenso wichtige, ruht in dem, was er im Dienste seiner Berufsgenossen und seines ganzen Standes wirkte und schaffte. Nicht nur, daß er bei allen wichtigen Vorkommnissen im Buchhandel seine Stimme im Börsenblatt vernehmen ließ und auch privatim in den zahlreichen Fällen, da einzelne Collegen in schwieriger Angelegenheit sich an ihn wandten, seinen Rath ertheilte; er bekleidete auch mit viel Erfolg eine Anzahl von Ehrenstellen, zu welchen den thatkräftigen und geschäftsgewandten Mann das Vertrauen seiner Standesgenossen berief. Volle 26 Jahre saß er im Vorstand der einflußreichen Vereinigung der Berliner Buchhändler, seit 1862 war er auch in der Leitung des Unterstützungsvereins der deutschen Buchhändler, von 1871 an als dessen Vorstand, thätig, und ebenfalls im Jahre 1862 wurde ihm das ehrenvolle Amt eines Mitgliedes des Litterarischen Sachverständigenvereins für Preußen übertragen, das er bis zu seinem Tode verwaltete. Den Höhepunkt seiner gemeinnützigen Thätigkeit bezeichnen aber die Jahre 1867—73, in welchen er das Amt eines Vorstehers des buchhändlerischen Börsenvereins verwaltete. Als solcher hat er sich um das Zustandekommen des Reichsgesetzes, betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken, vom 11. Juni 1870, ein hervorragendes Verdienst erworben, zu Vorarbeiten für eine neue gesetzliche Regelung des Verlagsvertrags wenigstens die Anregung gegeben und den neuen internationalen litterarischen Verträgen durch Herstellung des Entwurfes eines Normalvertrags wesentlich vorgearbeitet. Nehmen wir dazu, daß S. als Vorstand des Börsenvereins auch auf praktische Fragen, wie die Gestaltung des Meßverkehrs, und auf litterarische, wie die Hebung des Börsenblatts und der Bibliothek des Vereins, bestimmenden Einfluß genommen hat, so darf wohl gesagt werden, daß seine Wirksamkeit nach den verschiedensten Richtungen hin für die Entwicklung des buchhändlerischen Standes und Berufes seit der Mitte dieses Jahrhunderts von Bedeutung geworden ist.

Vgl. Börsenblatt f. d. deutsch. Buchhandel 1877, Nr. 136 u. 140. — Pfau, Biogr. Lexikon des deutschen Buchhandels der Gegenwart, Leipzig 1890, S. 353 ff. (in der Hauptsache ein Auszug des letzterwähnten Aufsatzes). Steiff.

Springer: Robert Gustav Moritz S., Belletrist und Publicist, wurde am 23. November 1816 zu Berlin als der Sohn eines Juweliers geboren. Er durchlief die königliche Realschule daselbst und besuchte 1835—38 das Berliner Stadtschullehrerseminar, worauf er anderthalb Jahre als Lehrer an einer der besseren höheren Mädchenschulen seiner Vaterstadt thätig war. Dann aber ging er, einem lebhaften inneren Drange folgend, völlig zur Schriftstellerei über und hielt sich, ohne feste Anstellung, zugleich um Land und Leute kennen zu lernen, nach einander eine Reihe von Jahren in Paris, Rom, Wien, Leipzig auf, bis er 1853 Berlin zum endgiltigen und dauernden Wohnsitze wählte. Seitdem entwickelte

er im Feuilleton großer Tagesblätter und führender Zeitschriften eine ausgedehnte Thätigkeit auf den Gebieten der Kunst- und Litteraturgeschichte, der litterarischen Kritik und der cultur- und localgeschichtlichen Skizze. Er starb daselbst am 21. October 1885, mitten in rüstigem journalistischen und kritischen Schaffen. Man kann Springer's schönwissenschaftliches Wirken als viertheilig ansehen, und dementsprechend gliedern sich auch seine Veröffentlichungen in Skizzen aus dem Berliner Leben, Jugendschriften, geschichtliche Romane und Beiträge zur Litteraturgeschichte der Weimarer classischen Epoche; nebenher geht gegen Ende des Lebens eine liebevolle Beschäftigung mit verschiedenen Fragen der Aesthetik und Ethik, doch ohne auffallend selbständige Züge. Auf dem erstgenannten Gebiete sind zu nennen die gleichsam localpsychologischen Studien „Berlin's Straßen, Kneipen und Klubs im Jahre 1848" (Berl. 1850), „Berlin wird Weltstadt. Ernste und heitere Culturbilder" (Berl., ohne Jahr; 2. Aufl. ebd. 1868), „Berliner Prospekte und Physiognomien" (Berl. 1870), sowie die wohl der Wirklichkeit nachgedichtete Novelle „Banquier und Schriftsteller. Ein Lebensbild aus der Berliner Gesellschaft" (Berl. 1877), einer der ältesten Ansätze zu einem realistischen „Berliner Roman". Die längere Reihe beliebter Jugendschriften, die S. meist unter dem Pseudonym A(dam) Stein herausgab, kann an diesem Orte nicht vorgeführt werden; doch möge hier nachdrücklich vor der oft begegnenden Verwechselung mit den dem gleichen Gebiete angehörigen Arbeiten des weit fruchtbareren Hallenser Pfarrers H(ermann Otto) Nietschmann gewarnt sein, der unter dem Decknamen A(rmin) Stein schreibt. Unter seinem bürgerlichen Namen erschien von S. „Das Buch des deutschen Knaben" (Berl. 1857) mit 20 Kunstbeilagen und vielen Holzschnitten. Von Springer's Romanen tragen historischen beziehentlich historisch-politischen Charakter: „Garibaldi, das Haupt des jungen Italiens; sein Leben, seine Abenteuer und Heldenthaten" (3 Bde., Berl. 1861), „Gräfin Lichtenau" (3 Bde., Berl. 1871), „Sidney Smith" (3 Bde., Berl. 1875), denen sich etwa noch die Erzählung „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los" (1885), Springer's jüngstes Erzeugniß in dieser Gattung, anschließen läßt. Als „Künstler-Roman und romantisches Zeitbild" hat der Verfasser mit Recht „Devrient und Hoffmann, oder Schauspieler und Serapionsbrüder" (3 Bde., Berl. 1873) bezeichnet. Er trug mit diesem anziehenden Werke bereits seinen mehr und mehr hervortretenden litterargeschichtlichen Neigungen Rechnung, die in „Anna Amalia von Weimar und ihre poetische Tafelrunde" (2 Theile, Berl. 1875) vollkommen durchbrachen, wo freilich immer noch der Zusatz „Romantisches Zeitbild" erscheint. Wie gern er sich auf diesem Boden bewegte, hatten schon „Weimar's klassische Stätten. Beitrag zum Studium Goethe's und unserer klassischen Literatur-Epochen" (Berl. 1868; mit Titelbild: Goethe's Gartenhaus in Weimar) und „Die klassischen Stätten von Jena und Ilmenau. Beitrag zur Goethe-Literatur" (Berl. 1869) bezeugt. Die weiteren Ergebnisse seiner späteren gediegeneren Studien wurden erst unmittelbar vor und nach seinem Tode bekannt; sie sind mit enthalten in „Essays zur Kritik und Philosophie und zur Goethe-Literatur" (Minden i. W. 1885) und „Charakterbilder und Scenerien. Darstellungen aus der Literatur- und Kunstgeschichte" (Minden i. W. 1886). Die erstere dieser beiden Sammlungen umfaßt in 22 Aufsätzen — der Titel „Essays" schraubt die Ansprüche doch zu hoch — eine Fülle von Lese- und Denkfrüchten, die allerdings nur selten in ein wirklich passendes und geschmackvolles Gewand gekleidet sind, wie sich überhaupt Springer's Darstellungsvermögen nirgends zu künstlerischer Höhe aufschwingt. Da dieses Buch als Springer's bedeutendste litterarische Leistung angesehen werden darf, so sei der Inhalt näher erörtert, der sich im einzelnen ergab „durch die jeweiligen Fragen, die im socialen Leben oder in der litterarischen Welt gerade auf der

Tagesordnung standen, sich auch wohl in der Entwickelung der Staats- und Menschenkunde geltend machten, oder theils durch meine litterarische Beschäftigung, theils durch irgend ein neu erschienenes litterarisches Werk wieder geweckt wurden". Die an der Spitze stehenden Artikel erstrecken sich auf moderne Sociologie, wozu „Englands neueste Staatsökonomie und Soziologie", „Herbert Spencer", die Charakteristik W. E. Gladstone's zählen. Aus den übrigen Nummern der ersten Abtheilung seien herausgehoben: „Sturm und Drang", Maximilian Klinger behandelnd, „Lessing's Kritik der französischen Tragödie, in Frankreich erörtert", eine an Crouslé's „Lessing et le goût français en Allemagne" (Paris 1863) angelehnte vorurtheilslose Zurückweisung einzelner Punkte in Lessing's dramaturgischen Ansichten, die Abrisse von Auguste Comte's und Emile Littré's, des umsichtigen Lexikographen, Verfechtung der positivistischen Philosophie, „Arthur Schopenhauer vor der französischen Kritik", „Aufklärung über Lord Byron(s Ehe)," endlich „Georg Forster und S. Th. Sömmering". Letzterer bildet gleichsam den Uebergang zu den (inclusive „Goethe und Spinoza" vier) Aufsätzen über Goethe's naturwissenschaftliche Studien. Die Abhandlungen über Goethe's Verhältniß zu Natur und Naturgelehrsamkeit sind sachlich die verdienstlichsten, zugleich die anschaulichsten und lesbarsten. Ferner gebührt von den 11 Beiträgen zur Goethe-Philologie besondere Erwähnung „Ist Goethe ein Plagiarius Lorenz Sterne's?" wo nachgewiesen wird, daß die vier Seiten aus Sterne's „Koran", die sich Goethe für seine „Reflexionen und Maximen" notirt haben soll (wie Alfred Hédouin behauptet), versehentlich in die Goethe-Ausgaben aufgenommen wurden. Förderlich sind auch die Blicke auf Goethe's Verbindung mit Sulpiz Boisserée (an die Vollendung des Kölner Dombaues anknüpfend), seine Stellung zu Byron und seinen „Einfluß auf die Tonkunst". Dem Verfolg der auch in diesem reichhaltigen Bande bekundeten culturgeschichtlichen und social-philosophischen Studien war auch ein eigenartiges Werk entsprungen: „Enkarpa. Kulturgeschichte der Menschheit im Lichte der pythagoreischen Lehre" (Hannover 1884). Hier spricht sich eine selbständig erworbene Weltanschauung in historischem Rahmen aus.

Ludwig Fränkel.

Springinklee: Gregor S. siehe im Nachtrage zu diesem Bande.

Springinklee: Hans S., Zeichner für den Holzschnitt und Illuminist in Nürnberg, Schüler Dürer's, bei dem er wohnte und in dessen Weise er sich merkwürdig einlebte. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, nach Doppelmayr starb er im J. 1540. Fruchtbarer Illustrator, von dem über zweihundert Holzschnitte bekannt sind, die zum großen Theil sein Monogramm tragen. Dieses ist durch Aneinanderlehnung der Buchstaben H und K und aus einem den wagrechten Balken von H kreuzenden S, das vielfach auch in Spiegelschrift vorkommt, gebildet. — Wie Dürer so nahm auch S. an der Herstellung der Illustrationen für die Holzschnittfolgen Kaiser Maximilian's I. theil. Zum ersten Mal begegnen wir ihm im Jahre 1515 im „Weißkunig", wo der Holzschnitt „Kaiser Maximilian ehret das Andenken der Vorväter" sein Monogramm aufweist. Seine früher begonnene Mitarbeiterschaft an der Folge der „Heiligen aus der Sipp-, Mag- und Schwägerschaft des Kaisers Maximilian I." ist neuerdings bestritten worden, nur der in den älteren Ausgaben vorkommende aber als nicht zur Serie gehörend bei der letzten Ausgabe ausgeschiedene St. Georg rührt, wie das Monogramm unzweifelhaft macht, von ihm her. Mit Recht wird angenommen, daß er der Hauptmitarbeiter Dürer's bei der Ausführung der „Ehrenpforte" war. In den architektonischen und ornamentalen Partien seiner Blätter stoßen wir vielfach auf Motive, die an die „Ehrenpforte" gemahnen. Die Hypothese Thausing's, daß die acht mit dem Cranach-Drachen, den er als Fälschung erklärt, versehenen Blätter im Gebetbuche Maximilian's auf S. zurückzuführen

seien, ist mit Recht als unhaltbar gekennzeichnet worden. — Die bedeutendsten Illustrationen des Meisters finden sich in einigen von Koberger besorgten Ausgaben des Hortulus animae. Von den dreiundachtzig Holzschnitten der 1516 erschienenen und 1517 wiederholten Ausgabe rühren drei große und dreiundfünfzig kleine von ihm her. Dazu kamen siebenunddreißig neue in die Ausgabe 1518, die auch durch Umrahmung der einzelnen Darstellungen mit Zierleisten und architektonischem Beiwerk wesentlich großartiger gestaltet wurde und Springinklee's großes Geschick in der Behandlung des ornamentalen Details verräth. Die mit großer Frische und entwickeltem Schönheitssinn componirten und in den Einzelheiten vortrefflich durchgeführten biblischen und legendarischen Darstellungen erscheinen als Schöpfungen eines zwar stark von Dürer abhängigen, aber doch selbständigen und unmittelbar empfindenden Künstlers, der den ehrenden Beinamen des kleinen Dürer, der ihm gegeben sein soll, verdient. Der heilige Wilibald, den er 1517 für das von ihm auch mit Initialen ausgestattete Eichstätter Missale schuf, galt früher als eine Schöpfung Dürer's. Von den Holzschnitten des Hortulus animae wurde eine Apostelfolge im J. 1539 zur Illustration eines die zwölf Artikel des christlichen Glaubens behandelnden Büchleins verwerthet. Hervorragende Schöpfungen sind seine Bibelillustrationen, ein heil. Hieronymus, den man, durch einen gewölbten Raum hindurchblickend, in einem reich ausgestatteten Gemache bei der Arbeit sieht und der das Titelblatt einer 1520 in Lyon für Koberger gedruckten Bibelausgabe schmückt, und zwei Holzschnitte mit der Geburt der Eva und der Anbetung des Kindes, die im Verein mit jenem in einer Bibelausgabe vom J. 1521 vorkommen. Um acht weitere kleinere Darstellungen alttestamentlichen Inhalts vermehrt, treffen wir diese Gruppe wieder an in dem 1524 von Peypus herausgegebenen Alten Testament Luther's. Eine jenem Hieronymus verwandte Darstellung dieses Heiligen weist ein Holzschnitt in der Pariser Nationalbibliothek auf. Aus dem Jahre 1522 stammt ein Titelholzschnitt mit dem heil. Christophorus, und demselben Jahre gehört eine als Abundantia charakterisirte Frauengestalt an. Als sehr selten wird aus dem Jahre 1519 ein mit einer Vignette Springinklee's versehenes fliegendes Blatt des Hofdichters Sbrulius erwähnt, das die Hoftrauer um Kaiser Maximilian I. behandelt. — Von der Thätigkeit des Meisters als Illuminist, die Neudörfer ganz besonders hervorhebt, haben sich keine Spuren erhalten.

J. Neudörfer, Nachrichten von Künstlern und Werkleuten in Nürnberg 1547 (Ausgabe Lochner 1875). — J. G. Doppelmayr, Histor. Nachrichten ꝛc. 1730. — G. K. Nagler, Neues allgem. Künstlerlexikon XVII (1847). — G. K. Nagler, Die Monogrammisten III (1863). — M. Thausing, Dürer 1884. — R. Muther, Die deutsche Bücherillustration 1883—84. — Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses III (1885) bis VI (1888). — G. Hirth u. R. Muther, Meisterholzschnitte ꝛc. 1888 ff. Taf. 51.

P. J. Rée.

Springintgut: Johann S., der Märtyrer des Lüneburger Prälatenkrieges, 1454—56, und des Patriciates, der Theodori-Gilde, büßte am 15. Juli 1455 in schwerer Gefangenschaft sein Leben ein. Er stammte aus einer seit 1329 nachweisbaren, hochangesehenen und reichen Familie der Stadt, deren Wappen durch seine Einfachheit (quergetheilt: roth und Veh) auf adelige Abkunft schließen läßt. Drei Generationen waren nach einander im Rathe: der ältere Dietrich, seit 1367 Bürgermeister, vertrat Lüneburg auf dem entscheidenden Hansetage zu Köln 1368, der zum Waldemarischen Kriege führte; 1388 führte er die Lüneburger in dem unglücklichen Treffen bei Winsen a. d. Aller, † 22. October 1393. Er ist in allen diesen Jahren, laut Ausweis der Hanserecesse, in Verbindung mit Albert

Hoyke die Seele der Vereinigung Lüneburgs mit den Seestädten. Der jüngere Dietrich, seit 1403 im Rathe, ging mit Heinrich Viskule als Gesandter zum Konstanzer Concile. Gleich nach seiner Rückkehr starb er 1417. Von dessen drei Söhnen wurde Sander Canonicus zu Bardewieck, † 1457 als Senior des Capitels. Der jüngste, Dietrich, war Baumeister (Gerichtsherr der Sülze) während des Prälatenkrieges, wurde zu Rathe gekoren 1458 und sorgte für die Herstellung der Ehre seines Bruders Johann. Er starb kinderlos, und da auch Johann keine Söhne hinterließ, so starb mit jenem das Geschlecht in männlicher Linie aus. Johann's drei Töchter aus der Ehe mit Ilsabe Gröning heiratheten später in die vornehmen Geschlechter der Tzerstade, Schomaker und Garlop. Aus den beiden letztgenannten Familien stammt eine größere Anzahl des berühmten Lüneburger Silberzeugs. Johann S. war als Rathmann am 9. April 1433 mit dem Bürgermeister Hogeherte auf dem Hansetag in Bremen zur Ausgleichung des „Alten" und des 1427 „sitzenden Neuen" Rathes, der Errichtung der sogenannten „Tafel" (Oelrichs' Gesetzb. S. 438), und in demselben Jahre mit Bürgermeister Nicolaus Gronenhagen beim Vertragsschluß von Wordingborg vom 18. Juni bis 19. Juli; auch in den nächsten Jahren vertrat er seine Stadt auf den Hansetagen. In den städtischen und Salinenangelegenheiten hatte er sich den ganz besonderen Haß der mächtigen Geistlichkeit der umliegenden Gebiete und nicht weniger den der Handwerksämter zugezogen, der freilich dem ganzen Rathe galt, aber auf ihn als einen der reichsten und sogar auswärts Schloßgesessenen besonders fiel: er hatte einen Theil am fürstlichen Schlosse zu Harburg vom Vater her geerbt und Schloß Lüders sogar in Pfandbesitz. Der Verlauf des Prälatenkrieges liegt außerhalb des Rahmens der Lebensbeschreibung, aber seine Ursachen müssen des Verständnisses wegen genannt werden. Sie beruhen auf dem Wechselverhältniß der Stadt und der Sülze. Das Pfanneneigenthum der letzteren war, soweit es nicht durch Kauf in den Besitz reicher Bürgerfamilien übergegangen war, durchweg in die Hände der Klöster und Domcapitel durch fast ganz Norddeutschland gerathen, welche daraus überaus erhebliche Renten zogen. Mehr und mehr suchte die Stadt aber diese Geldquellen an sich zu ziehen, und da sie ein Obereigenthum nicht zu ertrotzen vermochte, versuchte sie es auf dem Wege des Schutzes, indem sie die städtische Schuldenlast als aus dem der Sülze gewährten Schirm darstellte und die Pfanneneigenthümer nun zum Mittragen und Mitzahlen zu drängen versuchte. Wiederholt hatten die Prälaten beigesteuert, als nun aber der Rath Miene machte, die ganze Schuld auf jene abzuwälzen, da wurden sie störrig und erhoben lautes Geschrei, welches ihnen den Namen Pleter-Prälaten eintrug. Die welfischen Herren sahen dem Spiel schadenfroh zu, aber Adolf von Holstein versuchte auf einem Tage zu Mölln, wohin namentlich S. berufen war, 1451, zu vermitteln, und Bischof Johann von Verden brachte zwischen den Anwesenden einen Vertrag zustande, den aber die Klerisei weit verwarf. Der wüthendste Führer der letzteren war der mit S. persönlich bitter verfeindete Propst von Lüne, Dietrich Schaper (A. D. B. XXX, 572), der es unternahm, die Handwerksämter in Aufruhr zu bringen, und namentlich zu diesem Zwecke über die Stadt und speciell den Rath den päpstlichen Bann heraufzubeschwören. In kaum einer norddeutschen Stadt war die Stellung der Rathsfamilien den Zünften gegenüber so schroff wie in Lüneburg. Die Salzsieder hatten es zäh durchzusetzen gewußt, daß kein Salzbegüterter, wenn er nicht zu ihnen selbst gehörte, selber sieden durfte. Dies geschah angeblich für den halben Ertrag, thatsächlich für einen überaus größeren Gewinn durch die „Sülfmeister", die sich zunftmäßig gliederten und durch den anwachsenden Reichthum nicht nur die Beamtenstellen der Sülze, sondern auch den Sitz im Rathe so gut wie ausschließlich behaupteten. Das Volk schob aber den wachsenden Reichthum auf unehrliches

Ausnutzen der Hülfsquellen der Stadt, so daß der Rath den Gewinn, die Stadt dagegen die Schulden habe. Jede Steuerforderung wurde daher mit bedrohlichem Murren aufgenommen. Schaper wußte dieses gegen den Rath und vorzugsweise gegen S. zu benutzen: 1454 brach der Aufstand aus, an seine Spitze trat bald der 1451 aus dem Rathe wegen seines Eintretens für Schaper ausgewiesene Johann van der Mölen, ein grimmiger Gegner Springintgut's (vgl. A. D. B. XXII, 94 unter Alb. v. d. Mölen). Es wurden die üblichen Sechziger gewählt, der „Alte Rath" unter Sicherheitsgelöbniß seiner Stellen enthoben und ein „Neuer Rath" eingesetzt. Nun lief die Sache ihren üblichen Gang, der alte Rath sollte Rechenschaft thun, diese wurde nicht anerkannt und jener nun bestrickt, „in seine Häuser eingelegt"; Ostern 1455 wurde ihm ein Verzeichniß des ganzen Privatbesitzes abgedrungen, dann dieser für verfallen erklärt; Waffen, Documente, Silber, Tafelgeschmeide weggenommen und auf das Rathhaus gebracht. S. sträubte sich dagegen energisch, er wurde aufs Rathhaus gefordert, von Johann v. d. Mölen den Rathsknechten überantwortet und am 21. April in den Thurm am Gral, hinter dem St. Michaelskloster, der später nach ihm Springintgut hieß, noch unter Gewaltthaten von Seiten kleinerer Bürger, geworfen. Dort schloß man seine Beine in einen neuen Block, und hielt ihn „mit äußerster Härte, wie einen gemeinen Verbrecher". Mitglieder des Neuen Raths und Sechziger, also seine Feinde, speisten ihn reihum. Seine Beine schwollen an, bessere Haltung wurde den Bitten der Seinigen schroff versagt, nach zwölf Wochen starb er elend am 15. Juli, wie man nachher wohl ohne Grund aussprengte, an beigebrachtem Gift; Absolution hatte Probst Schaper dem Sterbenden versagt. Man verscharrte ihn unter einem naheliegenden Schuppen, als einen Gebannten, in ungeweihter Erde. An dem Tode hatten die Gegner nicht genug, man verbannte seinen Bruder Dietrich aus der Stadt und verlangte, auch Wittwe und Töchter sollten das Haus räumen. Frau Ilsabe aber widerstand muthig, und man wagte doch nicht, gegen sie Gewalt zu gebrauchen. Der ausgewiesene Dietrich aber entsandte die auch verbannten beiden Rathssecretäre Markwart Mildehövet und Nicolaus Hakela (s. diesen) mit Klage über die Gewaltthat zum Kaiser und erreichte, als schon im Innern der Stadt sich Widerstand gegen das Gewaltregiment erhob, das Mandat an die fünf Städte Lübeck, Hamburg, Bremen, Braunschweig und Buxtehude, der Wittwe und ihren Kindern das abgepreßte Gut und Schadenersatz zu schaffen, auch den alten Rath unter Schadensersatz wieder einzusetzen, die Mitglieder des Neuen Raths und die Sechziger festzunehmen und deren Gut mit Beschlag zu belegen. Nach Herstellung des alten Regiments, am 19. Nov. 1456, verzichtete Dietrich S. auf die Mordanklage wegen seines Bruders und forderte eine (freilich beträchtliche) bürgerliche Buße, die wahrscheinlich auch geleistet worden ist. Es sollten die Schuldigen 4000 rhein. Gulden zu Seelmessen für den Todten stiften und die noch nöthigen Kosten für Aufhebung des Bannes tragen; am feierlichen Begräbniß sollten sie mit brennender einpfündiger Wachskerze theilnehmen und dem Dietrich S. für Rückziehung der Mordklage dabei öffentlich danken, ferner ihm und den anderen Klägern für „Kost, Schelden, Hohn und Schmähung" je 1000 Mark Lübisch, der Wittwe und ihren Kindern aber 2200 rheinische Gulden zahlen. Die Aufhebung des Bannes verzögerten die unterliegenden Prälaten noch bis 1463; dann wurde Johann's Leiche gehoben und feierlich in der Hauptkirche zu St. Johannis in einer der Familie überwiesenen Capelle beigesetzt; das Patronat dieses Altars wurde der Familie überwiesen. Die Capelle ging später in den Besitz der v. Laffert über; ein Theil des Altars mit dem Bilde des sterbenden S. und dem Mildehövet's wird auf dem Lüneburger Rathhause aufbewahrt. — Der Prälatenkrieg und Springintgut's klägliches Ende haben Anlaß zu historischen Volksliedern von beiden Seiten ge-

geben; ein Spottlied wirft der Familie Wendenblut vor: „Drawäner Weise", der Gau Drawän d. h. Waldgau, ist das hannover'sche Wendland. Auch für zwei moderne Romane ist der Stoff verwendet: von Julius Wolff im „Sülfmeister" (Berlin 1883) und von A. von der Elbe (A. v. d. Decken, geb. Meyer) in „Der Bürgermeisterthurm" (ebenda). Der Name kann als Schnapphahn erklärt werden, heißt in Oesterreich aber als „Springinzguot" auch „Platzinsguot" Verschwender, Schwelg (Zeitschr. für Deutsches Alterth. 31 (19) S. 96).

Arch. des hist. Vereins für Niedersachsen 1843, S. 153 ff. — Havemann, Gesch. v. Braunschweig u. Lüneburg I (s. Reg.). — W. F. Volger, Prälatenkrieg (Lüneb. Neujahrsbl. 1863, 1864). — O. Jürgens, Gesch. der Stadt Lüneburg (Hannov. Städtebuch II), S. 63 ff. — Vor allem die urk. Darstellung vom O.-A.-G.-Präs. Dr. Francke (Lüneb. Museumsvereins-Bericht 1882—83). — Die Verhältnisse der Sülze zur Stadt, Krause, ib. 1887—90. — Die histor. Volkslieder: z. B. bei Soltau, namentlich aber bei v. Liliencron I, S. 471—80 und Lüneb. Mus.-B. 1882—83, S. 49—64 (Monthaas). — Das Lüneburger Silberzeug: Albers, Lüneburger Rathhaus und Reichsanzeiger 1874, Nr. 76 (20. März). — Das Nekrolog setzt den Todestag Johann Springintgut's auf den 17. Juli. — Wedekind, Noten. III, 52.

Krause.

Spruner: Karl S. v. Merz, Historiker und Geograph, geboren zu Stuttgart am 15. November 1803, † zu München am 24. August 1892. Da der Vater, der k. Magazinverwalter Christoph v. S., schon 1807 starb, erhielt der Knabe die erste Erziehung im Hause seines Großvaters, der die Stelle eines k. Landsteuerers in Ingolstadt bekleidete. 1814 kam er als Eleve ins k. Kadettencorps zu München, wo er bis zu der 1823 erfolgten Ernennung zum Junker im 1. Jägerbataillon verblieb. 1825 wurde er zum Unterlieutenant im 9. Infanterieregiment befördert. Die schriftstellerische Laufbahn betrat er mit einer Schrift über „Baierns Gauen nach den drei Volksstämmen der Alemannen, Franken und Bajoaren" (1831); er wendet sich darin gegen die Behauptung des bekannten Ritter v. Lang, daß zur Bestimmung der Gaugrenzen die Kenntniß der alten kirchlichen Eintheilung genüge, und führt den Nachweis, daß wenigstens im Herzogthum Baiern Gau- und Diöcesangrenzen durchaus nicht immer zusammenfielen. Auch mit einem poetischen Versuche trat der junge Officier in die Oeffentlichkeit; ein vaterländisches Schauspiel „Arco's Heldentod", das die bekannte Episode aus der Geschichte des Einfalles der Baiern in Tirol im J. 1703 behandelt, wurde 1834 bei einem sog. Theresien-Volksfeste in Bamberg im Freien aufgeführt. Die verdienstlichste Leistung Spruner's ist der in den Jahren 1837 bis 1839 erschienene „Historisch-geographische Handatlas" (2. Auflage 1854, 3., von Th. Menke neu bearbeitete Auflage 1862—1879). Das in drei Abtheilungen (Atlas antiquus, Atlas zur Geschichte der Staaten Europa's von Anfang des Mittelalters bis auf die neueste Zeit, Atlas zur Geschichte Asiens, Afrikas, Amerikas und Australiens) zerfallende Werk bedeutet einen erheblichen Fortschritt gegen die älteren Leistungen. Der Herausgeber selbst bezeichnet als sein Princip: „Ein historischer Atlas, wie er sein soll, kann und muß wie eine gute Geschichte nur aus den Quellen selbst bearbeitet werden". Selbstverständlich kann bei einem die gesammte Weltgeschichte umfassenden Werke nicht das Studium sämmtlicher Quellen verlangt werden, aber es wurden wenigstens überall die besten Vorarbeiten mit Geschick benützt, manche ältere Hypothesen berichtigt, manche neue auf haltbarem Grunde aufgestellt; die seither massenhaft angewachsene historische Literatur setzte den Nachfolger Th. Menke in Stand, die Leistung des Vorgängers wesentlich zu vervollkommnen, so daß der Spruner'sche

Atlas noch heute von Historikern und Geographen zu den geschätztesten Werken seiner Gattung gezählt wird. 1838 erschien ein von S. bearbeiteter Atlas zur Geschichte von Baiern, 1856 ein historisch-geographischer Schulatlas, 1859 auf Anregung König Maximilian's II. eine historische Karte von Europa, Westasien und Nordafrika, im nämlichen Jahre als Beitrag zu den Monumenta saecularia der Münchener Akademie ein Atlas zur Entdeckungsgeschichte Amerikas mit Nachbildungen der in Münchener Bibliotheken verwahrten Originalkarten von Pedro Reinel, Vesconte del Majolo, Vaz Dourado u. A. Im Auftrag eines Vereines von Geschichtsfreunden, der sich die Aufgabe stellte, die Quellen zur deutschen Geschichte auch einem größeren Publicum zugänglich zu machen, veröffentlichte S. 1838 eine Uebersetzung der Langobardengeschichte des Paul Warnefried (nach einer Bamberger Handschrift aus dem 10. Jahrhundert). Im nämlichen Jahre erschien aus seiner Feder ein Leitfaden zur Geschichte von Baiern, der mehrere Auflagen erlebte. 1842 wurde der verdiente Kartograph und Historiker von der Münchener Akademie zum außerordentlichen, 1853 zum ordentlichen Mitglied ernannt; 1854 hielt er in öffentlicher Sitzung die Festrede über Pfalzgraf Rupert den Kavalier. In der militärischen Laufbahn rückte S. ziemlich langsam vor; erst 1847 wurde er zum Hauptmann befördert; die Bitte um eine seinen Kenntnissen entsprechende Verwendung wurde wiederholt abgeschlagen, vielleicht infolge einer Bemerkung, welche von einem Vorgesetzten am 7. Juni 1848 in die Qualificationsliste eingefügt wurde: „verrichtet seinen Dienst vorzüglich, glaubt jedoch irrig seine Autorität auf gewisse Zeitideen stützen zu können, die mit dem strengen Begriff der militärischen Disciplin sich nicht wohl vereinigen lassen“. Erst als König Friedrich Wilhelm IV. gelegentlich einer Parade seinen Schwager König Maximilian II. fragte, wie es denn komme, daß in Baiern ein Officier, der sich in der gelehrten Welt einen so ehrenvollen Ruf begründet habe, nicht auf wichtigeren Posten berufen werde, erging ein königliches Handbillet an den Kriegsminister (26. Febr. 1851), es sei unverzüglich für Hauptmann v. S. zur besseren Benützung seiner wissenschaftlichen Bildung eine passende Verwendung zu ermitteln. Darauf wurde S. zum Generalquartiermeister berufen; 1852 erfolgte die Beförderung zum Major, 1855 zum Oberstlieutenant. Zu nicht unwichtiger Wirksamkeit berief ihn die Ernennung zum Flügeladjutanten des Königs (1. Oct. 1855), die als ein Zugeständniß an die sog. altbairische Partei anzusehen war, da in diesen Kreisen ob der auffälligen Begünstigung Dönniges' Unzufriedenheit herrschte. S. gewann das Vertrauen des Monarchen in so hohem Maaße, daß er bald zu den einflußreichsten Männern bei Hofe zählte und insbesondere bei allen wissenschaftlichen Unternehmungen des Königs zu Rathe gezogen wurde. Ihm wurde 1859 die Oberleitung über eine aus Officieren und Gelehrten zusammengesetzte Commission zur Herstellung einer bairischen Kriegsgeschichte übertragen; es erschienen mehrere Bände von Heilmann, Erhard und Wuerdinger, doch blieb das Werk unvollendet. Auch als König Max, von Ranke angeregt, den Plan faßte, eine Akademie deutscher Historiker als Mittelpunkt für die deutsche Geschichtsforschung ins Leben zu rufen, wurden S., Sybel und Rudhart als die ersten Mitglieder vom König ernannt und zugleich beauftragt, Anträge über die Berufung der ersten auswärtigen Mitglieder zu unterbreiten. S. vertrat in der gelehrten Tafelrunde am Hofe Maximilian's II. ebenso bestimmt und beharrlich das großdeutsche, wie das liberale Princip; klerikalen Einflüssen trat er mit leidenschaftlichem Eifer entgegen, aber nicht minder mißtrauisch verhielt er sich gegenüber den norddeutschen „Berufenen“. Insbesondere die Entfernung des „Gothaers“ Sybel dünkte ihm aus Gründen einer „wahrhaft bairischen“ Politik unerläßlich. „Mir ist jede Denunciation fremd“, schrieb er am 17. Oct. 1859

an den Cabinetssecretär des Königs, „wenn aber ein auch noch so klug verhülltes, aber gemeinschädliches Bestreben hervortritt, wie dasjenige, dessen Sybel von allen Seiten beschuldigt wird — es ist dies die allgemeine Stimme —, dann wäre längeres Schweigen Pflichtverletzung . . . Wie gesagt, ich kann nur anführen, was man allenthalben hört, und das ist, daß unbefangene, keineswegs der klerikalen Parthey angehörige Männer, freisinnige Protestanten wie Katholiken, denselben beschuldigen, für die Gothaer und die preußische Hegemonie offenbar Propaganda zu machen, und daß dies der Grundgedanke seiner politischen Anschauung ist, konnte er selbst in seiner längeren Unterredung mit mir nicht ganz unterdrücken. Seine Anschauung kann und darf ihm natürlich niemand bestreiten, ein anderes aber ist es, als Apostel für dieselbe aufzutreten!" Solcher Einfluß müsse auf die jungen Leute im historischen Seminar und in den Vorlesungen schädlich wirken, und es könnte dahin kommen, daß „der Friede, der schöne Einklang gestört werde, der sich zwischen Fürst und Volk eben bei dem letzten Octoberfest als eine vieltausendstimmige Demonstration für diese Zusammengehörigkeit und gegen jeden Gothaismus als wahres Labsal für jedes bayrische Herz so herrlich aussprach". Jede Sympathie des Königs für irgend eine Hegemonie, gleichviel ob preußische oder österreichische, sei eine Art politischen Selbstmords . . . „Sehr wünschenswerth wäre es, wenn Se. Majestaet sich entschließen könnten, in den Abendgesellschaften (es sind die bekannten Symposien gemeint) mehr Mischung eintreten zu lassen, denn Männer wie Pözl, Döllinger, Oberst Walther, Fentsch, Dollmann, Pettenkofer und wohl noch mancher andere Bayer haben sicherlich gesellschaftliche Bildung wie Kenntnisse genug, um sich neben den bisher Geladenen mit Ehren für unser Vaterland zeigen zu können". An den größeren Unternehmungen der Historischen Commission betheiligte sich S. nicht; dagegen verfaßte er auf Wunsch des Königs eine ausführliche Beschreibung der „Wandbilder des bairischen Nationalmuseums (1858)", die später unter dem Titel „Charakterbilder aus der bairischen Geschichte" (1878) neu herausgegeben wurde, eine geschickte Compilation, die auf wissenschaftlichen Werth keinen Anspruch erhebt. Zu persönlichem Gebrauch des Königs fertigte er eine übersichtliche Tabelle der wichtigsten weltgeschichtlichen Epochen; dieselbe, als Manuscript gedruckt, gleicht in ihrer Form den kleinsten Taschenkalendern und ist nur ein paar Zoll hoch, da der König sie immer in der Westentasche mit sich führen wollte; ein zweites Exemplar kam in Besitz der Münchener Staatsbibliothek. Auch mit neuen dramatischen Arbeiten beschäftigte sich S., ohne sich günstigen Erfolges zu erfreuen. Im Januar 1861 wurde ein Schauspiel „Die Perle der Frauen" „nach der Idee des London prodigal von K. S. Merz" an der Münchener Hofbühne aufgeführt, jedoch vom Publicum abgelehnt. Eine bei der nämlichen Bühne eingereichte Bearbeitung von Shakespeare's „Ende gut, Alles gut" konnte, weil das bekannte Hinderniß einer öffentlichen Aufführung dieses Schauspiels nicht beseitigt war, nicht berücksichtigt werden. Ebenso wenig gelangten zwei Originalarbeiten, „Der letzte Bruderkampf im Hause Wittelsbach" und „Die Wege des Glücks" zur Aufführung. Das erstgenannte Drama, praktisch aufgebaut und reich an lebensvollen Scenen, schildert den Kampf des Mittelalters mit der anbrechenden Neuzeit; als Vertreter des feudalen Faustrechtsstaates geräth der trotzige Herzog Christoph von Baiern in Streit mit dem Vertreter des monarchischen Princips, Herzog Albrecht IV., dem Gründer der Primogenitur; zwischen beiden steht vermittelnd Kaiser Maximilian I., „der letzte Ritter". Das Drama „Die Wege des Glücks" (1875 als Manuscript gedruckt) hat, wie das bekannte Ausstattungsstück Sardou's, die ränkevolle, sinnliche Gattin Kaiser Justinian's, Theodora, zur Heldin; an poetischem Werth steht die ältere Leistung hinter dem Werk des

bühnengewandteren Franzosen nicht zurück. Ludwig II. ernannte den litterarischen Vertrauensmann seines Vaters zum Generaladjutanten; außerdem stand S., da ihm sein hohes Alter active Betheiligung an den Feldzügen der bairischen Armee nicht mehr gestattete, als Vorstand der Militärrechnungskammer und Militärfondscommission (1867—1870), später (1874—1877) dem Generalauditoriat vor, 1872 wurde er zum wirklichen Generallieutenant, 1883 zum General der Infanterie befördert, 1886 trat er in den Ruhestand. Aufsehen erregte ein 1876 anonym herausgegebenes Bändchen „Jamben eines greisen Ghibellinen"; es war ein öffentliches Geheimniß, daß der Verfasser kein anderer als General S. sei. Dies mußte füglich überraschen, da der Ghibelline „das neue Reich" mit der preußischen Spitze begeistert feiert, vor falschem Particularismus warnt und dem König von Baiern zuruft: „Halt fest am Reich, Du und Dein ganzes Haus, Mit ihm steht es, mit ihm bräch' es zusammen!" Leidenschaftlich wendet sich der Dichter insbesondere gegen die „gaukelnden Priester" und ihr „falsches Christenthum", gegen den in Rom geschaffenen „neuchristlichen Olymp", die heuchlerischen Streiter des sacre cœur u. s. w. Das Ganze ist ein feuriger Hymnus auf das geeinigte und von Rom befreite, neue Deutschland. „Nicht Pfaffenlist, noch Diplomatenkniffe, Und Wälsche nicht und nicht verwälschte Deutsche, Mit Schaufelhüten oder Polenkrönlein, Nie sollen wieder sie den alten Hader, Nie sollen wieder sie den alten Jammer heraufbeschwören über unser Volk!" Noch schärfere Angriffe werden in einer zweiten Sammlung „Aus der Mappe des greisen Ghibellinen, von C. v. S." (1882) gegen „die Heuchler und Fanatiker im Lutherrocke und in der Soutane" gerichtet. „An der Schwelle des Todes" verkündete der Achtzigjährige sein Glaubensbekenntniß: „Sank auch mein Kirchenglaube tief und tiefer, So höher flammte auf mein Christenglaube, Die innere Stimme, die mir Gott erweckt, Sie riß mich los von Erden Lust und Last!" —

Nekrolog in der Münchener Allgem. Zeitung vom 26. Aug. 1892. — Personalacten und Briefe in der Geheimregistratur des k. Kriegsministeriums und anderen Münchener Archiven. Heigel.

Spull: Johann S. Unter diesem Namen kommen zwei Lehrer in Köln vor, der ältere 1413 als Rector mit dem Zusatze „magister in artibus et licentiatus in jure canonico", der andere 1430 als „Joh. de Spull junior utr. juris doctor, Canonicus an St. Gereon." Welchem von beiden die handschriftlich erhaltene „lectura in IV. librum decretalium" zu Greifswald angehört, ist nicht zu sagen.

Vgl. Th. Pyl, Die Handschr. und Urkunden der von H. Rubenow 1456 gestifteten Juristen- und Artisten-Bibliothek zu Greifswald. Das. 1865. S. 79. — v. Bianco, Univ. Köln I, S. 821, 823. v. Schulte.

Spurzheim: Johann Christoph S., der bekannte Phrenolog, Freund und Mitarbeiter Gall's, ist am 31. December 1776 als Sohn eines Pächters zu Longwich bei Trier geboren. Er studirte seit 1791 Theologie in Trier, begab sich nach Ankunft der französischen republikanischen Armeen nach Wien, wo er 1799 das Studium der Medicin begann, wurde Hauslehrer einer vornehmen Familie, wo er den berühmten Begründer der Kranioskopie Joseph Gall (s. d.) kennen lernte, 1800 dessen Privatvorlesungen hörte und ihn seit 1804 als Secretär und Assistent auf seinen Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Holland und Frankreich begleitete. Doch gerieth er mit seinem Lehrer später in Zwistigkeiten, trennte sich 1813 von ihm, bereiste dann allein Großbritannien und Irland und hielt phrenologische Vorlesungen zu London, Bath, Bristol, Dublin, Cork, Liverpool, Edinburg. Im Juni 1817 siedelte er nach Paris über, wo er als Arzt und Lehrer der Phrenologie eine rege Thätigkeit entfaltete und 1824

eine Wittwe heirathete, welche die Zeichnungen und mehrere Steindrücke zu seinen Werken verfertigte, aber schon zu Ende des Jahres 1829 starb. Später begab sich S. abermals längere Zeit auf Reisen, zunächst durch mehrere Städte Frankreichs, dann zu wiederholten Malen nach Großbritannien und Irland und schließlich im Juni 1832 nach Nordamerika, speciell nach Boston, wo er jedoch bereits am 10. November 1832 am Typhus starb. S. war Dr. med. der Wiener Universität (seit 1813) und der Pariser Universität (seit 1821), Licentiat des Royal College of Phys. zu London (seit 1817) und Mitglied vieler anderer gelehrter Gesellschaften. Außer dem zweifelhaften Verdienst, das er sich um die Ausbildung und Propaganda der übrigens von S. selbst später theilweise noch modificirten Gall'schen Schädellehre hauptsächlich in England erworben hat, kommt ihm das wirkliche zu, daß infolge seiner ausgezeichneten, zum Theil mit Gall zusammen verfertigten Arbeiten, denen vorzügliche Abbildungen beigegeben waren, speciell die Kenntniß der normalen und pathologischen Anatomie des Gehirns wesentlich gefördert und bereichert worden ist. Diese Arbeiten führten schließlich dazu, daß man auch die Seelenstörungen und Geisteskrankheiten als Affectionen des Gehirns aufzufassen lernte, und so muß denn S. auch als Begründer der neueren, mehr somatischen bezw. pathologisch-anatomischen Richtung in der Psychiatrie angesehen werden. Von seinen Arbeiten — ein vollständiges Verzeichniß derselben findet sich in Callisen's med. Schriftstellerlexikon Bd. XXXII, S. 401 bis 405 — führen wir als die bemerkenswerthesten folgende an: „Recherches sur le système nerveux en général et sur celui du cerveau en particulier“ (zusammen mit Gall, Paris 1809, deutsch Paris und Straßburg 1809); „Anatomie et physiologie du système nerveux en général et du cerveau en particulier, avec des observations sur la possibilité de reconnaître plusieurs dispositions intellectuelles et morales de l'homme et des animaux par la configuration de leurs têtes“ (gleichfalls zusammen mit Gall, 4 Bde., Paris 1810—1820, mit Atlas von 100 Tafeln; deutsch 2 Bde., ebd. 1810—1812 mit 44 Kupfern; 2. Ausgabe unter dem Titel: „Sur les fonctions du cerveau et sur chacune de ses parties etc.“, 6 Bde., ebd. 1822—1825; deutsch Nürnberg 1829—1833; englisch Boston 1835, italienisch Bologna 1835). — Dieses Werk ist die fundamentale, die kranioskopischen und phrenologischen Lehren schon in ihren Grundzügen enthaltende Schrift, von der übrigens der letzte Theil infolge der später zwischen Gall und S. eingetretenen Spannung von ersterem allein herausgegeben wurde. — „Observations sur la phrénologie ou la connaissance de l'homme moral et intellectuel, fondée sur les fonctions du système nerveux“ (Straßburg und Paris 1810; neue Ausgabe ebda. 1818); „Des dispositions innées de l'âme et de l'esprit; du matérialisme, du fatalisme et de la liberté morale“ etc.; (ebda. 1812). Die beiden letztgenannten Schriften sind gleichfalls mit Gall zusammen herausgegeben. Selbständig verfaßte S. nach seiner Trennung von Gall noch: „The physiognomical systems of Drs. Gall and Spurzheim founded on an anatomical and physiognomical examination of the nervous systeme in general“ etc. (London 1815); „Outlines of the physiognomical system of Drs. Gall and Spurzheim“ etc. (ebda. 1815); „Observations on the diseased (deranged) manifestations of the mind or insanity etc.“ (ebda. 1817; new ed.: „Observations on insanity“, 1840; französisch 1818; deutsch von E. v. Embden Hamburg 1818); „Examinations of the objections made in Britain against the doctrines of Gall and Spurzheim“ (Edinburg 1817); „Observations sur la phrénologie“ (Paris 1818); „Essai philosophique sur la nature morale et intellectuelle de l'homme“ (ebda. 1820; deutsch von J. J. Hergenröther, Würzburg 1822); „Du cerveau sous le rapport anatomique“ (Pariser Doctorthese 1821); „A view of the elementary principles of education founded on the study of the human nature“

(Edinburg 1821; London 1828; französisch 1822); „Précis de phrénologie contenant l'exposition du buste“ (Paris 1825); „Phrenology or the doctrine of the mind and of the relations between its manifestations and the body“ (London 1825, 1840); „A view of the philosophical principles of phrenology“ (ebda. 1825; 1826; 1840); „Phrenology in connexion with the study of physiognomy“ (2 Bde., London und Edinburg 1826; 4. Ausgabe Boston 1835); „The anatomy of the brain with a general view of the nervous system; translated from the unpublished French manuscript by R. Willis“ etc. (ebda. 1826; 1840); „Appendix to the anatomie of the brain“ (ebda. 1830). Sein letztes Werk ist betitelt: „Manuel de phrénologie“ (Paris 1832). — Uebrigens publicirte S. außer den genannten größeren Arbeiten zahlreiche kleinere Artikel und Abhandlungen für Zeitschriften und encyklopädische Sammelwerke.

Vgl. außer den Lehrbüchern der Geschichte der Medicin von Sprengel-Eble, Isensee und Haeser noch Biogr. Lexikon hervorragender Aerzte ꝛc. von Hirsch u. Gurlt V, 497.

Pagel.

Spurzheim: Karl S., Neffe des berühmten Kranioskopen Johann Christoph S., ist 1809 in Wien geboren, studirte daselbst Medicin und erlangte 1835 die ärztliche Doctorwürde. Nachdem er eine wissenschaftliche Reise von zweijähriger Dauer nach Deutschland, Belgien und Frankreich gemacht und sich hier besonders dem Studium der Humanitäts- und namentlich der Irrenanstalten gewidmet hatte, trat er 1837 in die Conceptspraxis bei der niederösterreichischen Landesregierung unter Leitung von Dr. Knolz, fungirte dann von 1840 bis 1842 als Secundararzt am Lazareth der Währinger Straße (der jetzigen Versorgungsanstalt), war 1841 auch provisorischer Primararzt einer Filiale des Allgemeinen Krankenhauses und wurde hierauf Primararzt der Ybbser Irrenabtheilung, wo es ihm nach langen Mühen gelang, den verwahrlosten Zustand, in dem sich die genannte Abtheilung befand, zu beseitigen und zugleich eine Reihe von segensreichen Reformen einzuführen, indem die Geisteskranken aus dem Versorgungshause heraus in einer eigenen, größeren Anstalt untergebracht, nach bestimmten Kategorien in Abtheilungen gesondert wurden, bessere Kost und durch Milderung des Zwanges und der Beschränkungsmittel, sowie durch passende Beschäftigung eine menschlichere Behandlung erhielten. In Berichten, die S. 1843 und 44 über die genannte Anstalt abfaßte, trat er auch schriftstellerisch für die Durchführung eines Verbesserungsprogramms in angegebenem Sinne ein (diese Berichte sind in der Zeitschr. d. k. k. Gesellschaft der Aerzte 1844 veröffentlicht). 1848 folgte er einem Rufe als Abgeordneter in das Frankfurter Parlament, kehrte aber bald in seinen Wirkungskreis zurück, wurde 1859 Director der Anstalt und 1869 als Nachfolger von Riedel Director der Wiener Irrenanstalt, um deren Entwickelung er sich gleichfalls durch Beseitigung des Zwangssystems und Anbahnung des No-restraint-Verfahrens ein großes Verdienst erwarb. Doch war seine Thätigkeit an letztgenannter Anstalt nur von kurzer Dauer, da S. bereits am 7. October 1872 starb. Außer den obengenannten Berichten hat S. nur noch wenige Arbeiten verfaßt, bestehend aus Referaten und Recensionen und folgenden Aufsätzen: „Einige Worte und Wünsche, die Trunksüchtigen in Humanitätsanstalten betreffend“ (Oesterr. Wochenschr. d. Gesellsch. d. Aerzte 1846); „Rückblick auf die öffentlichen Irrenanstalten der Provinz Niederösterreich“ (ebda. 1847). S. war in Fachkreisen hochgeschätzt, stand mit den hervorragendsten Irrenärzten seiner Zeit in freundschaftlicher Verbindung, war Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Vereine, auch Präsident des Vereins für Psychiatrie und forensische Psychologie in Wien. „Er war Humanist in der edelsten Bedeutung des Wortes, der die

Unglücklichen, die das göttliche Siegel des Menschthums mit oder ohne eigene Schuld abgestreift hatten, immer noch als Menschen betrachtete." (v. Wurzbach.)

Vgl. Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte ꝛc. von Hirsch u. Gurlt V, 498.

Pagel.

Staader: Joseph St. Freiherr v. Adelsheim, k. k. Feldzeugmeister und Commandeur des Militär-Maria-Theresien-Ordens, geboren zu Königseggwald, einem Dorfe im württembergischen Donaukreise, im Jahre 1738, † zu Wien am 12. November 1808, war im Jahre 1753 in kaiserliche Dienste getreten, hatte den siebenjährigen Krieg im Infanterieregimente Nr. 16 mitgemacht und war in dieser Zeit bis zum Capitänlieutenant vorgerückt, 1768 zum Major im Infanterieregimente Nr. 27 befördert, wurde 1769 Oberstlieutenant im steierischen Grenadierbataillon und 1777 Oberst und Commandant des Infanterieregiments Nr. 46. Als solcher machte er den baierischen Erbfolgekrieg mit und zeichnete sich im Gefechte bei Weißkirch am 26. November 1778 aus, indem er die beiden Compagnien, welche gerade im Momente des Aufmarsches vom Feinde angegriffen, ungeachtet der größten Tapferkeit nach Mösning weichen mußten, dort aufnahm und durch seine zweckmäßigen Maßregeln den Feind mit einem lebhaften Feuer empfing und zum Rückzuge nöthigte, so daß unsere Truppen ihre früheren Aufstellungen wieder beziehen konnten. In der Relation über dieses Gefecht sagte der Feldmarschalllieutenant Stein, daß St. durch seine Tapferkeit den Feind zum Rückzuge genöthigt. Am 21. December unternahm St. eine Recognoscirung gegen des Feindes Stellung, allarmirte die Vorposten und trieb sie bis Neustadt zurück, ihnen mehrere Gefangene abnehmend. Als dann am 12. Januar 1779 überlegene feindliche Streitkräfte seine Aufstellung bei Olbersdorf angriffen, wurden dieselben durch die von St. mit großer Umsicht getroffenen Vertheidigungsmaßregeln, sowie durch die Tapferkeit seiner Truppen vollkommen abgewiesen. St. erhielt für die bei dieser Gelegenheit, sowie für die in der Affaire von Mösning geleisteten ersprießlichen Dienste das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens. Am 15. Mai 1784 wurde er zum Generalmajor und Brigadier in Inneröſterreich befördert und befehligte im Türkenkriege 1788—1789 eine Brigade in Siebenbürgen, nahm 1788 am 8. October an dem Gefechte bei Hátszég und 1789 am 7. und 8. October an jenem bei Porčenj (Waidenj) rühmlichen Antheil, so daß der commandirende General seiner „Thätigkeit und Klugheit" lobend Erwähnung thun konnte. 1790 wurde St. zum Feldmarschalllieutenant und 1791 zum zweiten Inhaber des Infanterieregiments Nr. 3 ernannt. In den nun folgenden Revolutionskriegen commandirte 1793 der in diesem Jahre zum Reichs-Feldmarschall-Lieutenant ernannte St. den Truppencordon am rechten Rheinufer. Als die Franzosen am 15. September Alt-Breisach gegen allen Kriegsgebrauch bombardirten, ließ St., um Repressalien zu nehmen, das Fort Mortier am 8. October beschießen. Es fing fünfmal zu brennen an, allein das Feuer wurde immer wieder gelöscht, so daß St., welcher nur Feldgeschütze bei sich hatte, weiter nichts ausrichten konnte. Im J. 1794 befehligte derselbe die Truppen in Vorderösterreich und Breisgau und hatte den Rhein von Ottenheim bis Basel zu beobachten, Mitte April 1795 stand er bei der Reichsarmee zwischen der Lahn und dem Salzbach und commandirte die zur Offensive bestimmten Truppen der Besatzung von Mainz, später, Anfangs September, führte er den Oberbefehl über alle Truppen zwischen Main und Neckar und wurde als selbständig betrachtet. Beim Uebergange über den Main vertrieb er mit der unter seinen Befehlen stehenden Avantgarde die derselben begegnenden französischen Patrouillen bis hinter die Nidda und erkämpfte sich am 29. October bei Erstürmung der französischen Linien vor Mainz das Commandeurkreuz des Militär-

Maria-Theresien-Ordens. S. führte hiebei die 2. Angriffscolonne, welche, durch sein eigenes Beispiel angeeifert, dreimal stürmte und den Feind aus den Verschanzungen vertrieb, focht dann bei Kirchheimbolanden am 10. November, wo er die die Höhen von Flörsheim besetzt haltende französische Avantgarde warf, und nahm am 14. November Lambsheim. Am 18. Juni des folgenden Jahres finden wir ihn bei der Kanonade zwischen Neuwied und Sayn, und am 24. August in der Schlacht bei Amberg in wirksamster Thätigkeit. 1797 stand S. im Centrum bei Mannheim, 1798 commandirte derselbe den linken Flügel der in Deutschland stehenden Armee, später übertrug ihm Erzherzog Karl den Befehl über die Reichstruppen, Reichsfestungen und alle auf die Gegenstände der Reichsarmee im engeren Sinne bezugnehmenden Geschäfte. 1801 trat S. mit Feldzeugmeister-Charakter in den Ruhestand und starb zu Wien im Alter von 70 Jahren.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich &c. 36. Th. Wien 1878. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresia-Orden &c. Wien 1857. — Dietrich, Gesch. d. Tiroler Feld- und Land-, später 46. Lin.-Inf.-Regts. Krakau 1859.
Sch.

Stabel: Anton v. St., Dr. jur., der bedeutendste Jurist, den das Großherzogthum Baden bisher besaß, ein Mitbegründer der liberalen Aera der sechziger Jahre, wurde am 9. October 1806 in Stockach, dem Hauptort der vormals österreichischen Landgrafschaft Nellenburg, als der Sohn eines fürstlich fürstenbergischen Beamten geboren. Nachdem er das Gymnasium zu Donaueschingen besucht, studirte er auf den Universitäten Tübingen und Heidelberg die Rechtswissenschaft, und wurde nach bestandener Prüfung unterm 15. Januar 1828 zum Rechtspraktikanten ernannt. Nach zweijähriger Praxis bei den Bezirksämtern Ettenheim und Wertheim wurde er durch Verfügungen der Ministerien des Innern vom 1. December 1829 und der Justiz vom 19. Januar 1830 als Rechtsanwalt aufgenommen; damit hatte er nach den damaligen Einrichtungen die Befugniß zu jeder gerichtlichen Vertretung nur mit der Beschränkung erlangt, daß zum Auftreten vor den Obergerichten die (praktisch bedeutungslose) „Assistenz" eines dort zugelassenen Anwalts (Procurators) erforderlich war. Im November 1832 wurde er bei dem Hofgerichte in Mannheim als „Obergerichtsadvocat und Procurator" zugelassen; schon im April 1833 auch bei dem obersten Gerichtshof des Landes, dem „Oberhofgericht" zu Mannheim. Nach achtjähriger Anwaltsthätigkeit trat er im October 1838 in den Staatsdienst als Assessor bei dem Hofgerichte zu Mannheim. Bei diesem Berufswechsel mag die Rücksicht auf seine damals schwankende Gesundheit maßgebend gewesen sein, die ihn die ruhigere richterliche Thätigkeit dem anstrengenden und aufreibenden Anwaltsberufe vorziehen ließ. Uebrigens liebte St. den Anwaltsberuf und hat es oft, auch nachdem der Staatsdienst ihn zu den höchsten Ehren und Aemtern emporgetragen, ausgesprochen, wie er doch in der Berufsübung des Anwalts (später auch der des akademischen Lehrers) eigentlich die meiste innere Befriedigung gefunden habe. Schon während seiner Anwaltspraxis hat er auch reiche Anerkennung seiner Leistungen gefunden. Von Naturanlage zum Juristen bestimmt, ausgestattet mit reichem Wissen, einem klaren, praktischen, das Thatsächliche einer Rechtssache und deren juristische Beurtheilung schnell erfassenden Geiste, mußte er um so mehr bald aus dem Kreise seiner Fachgenossen hervorragen, als auch die Zeitverhältnisse durchaus darnach angethan waren, speciell im Anwaltsberuf tüchtige Köpfe rasch emporkommen zu lassen. Der 1810 in Baden als ein fremdes Recht eingeführte code Napoléon war von der deutschen Wissenschaft (von Zachariä abgesehen) noch nicht eingehend bearbeitet; sein Inhalt war durch Präjudicien nicht wie heutzutage nach allen Richtungen fixirt; die am 1. Mai 1832 ins Leben getretene bürgerliche Proceßordnung hatte die Grund-

sätze der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gegensatz zu den Principien der bisherigen Obergerichtsordnung eingeführt. Hier war für einen Mann von reichem Wissen und rascher praktischer Auffassung, durchaus vertraut mit dem neuen Verfahren, frei von der Gewohnheit des alten, ein reiches Feld der Thätigkeit eröffnet. Stabels Anwaltschriften wie seine Plaidoyers zeichneten sich nach dem Zeugniß der richterlichen und Anwaltskreise seiner Zeit durch Kürze, scharfe und klare Darstellung des Rechtlichen und Thatsächlichen aus; er war und blieb als Anwalt, wie als akademischer Lehrer und Minister jederzeit ein Feind jeder Vielschreiberei wie auch jener declamatorisch-phrasenhaften Vortragsweise der französischen Advocatur.

Schon im J. 1841 wurde St. zum Hofgerichtsrathe ernannt; seine zahlreichen Aufsätze in den „Annalen der badischen Gerichte" und den „Blättern für Justiz und Verwaltung" erregten damals in der badischen Juristenwelt hohes Aufsehen und lieferten den Beweis, daß die Aufgaben des neu übernommenen Richteramtes Stabel's Arbeitskraft nicht erschöpften. In weit umfassenderem Maaße wandte er sich der litterarischen Thätigkeit zu, als er unterm 9. Novbr. 1841 in den akademischen Lehrberuf eintrat; er wurde damals zum Hofrath und ordentlichen Professor an der Universität Freiburg ernannt als Nachfolger des verstorbenen Geh. Raths Dr. Duttlinger. Im J. 1843 erschienen dort seine „Vorträge über das französische und badische Civilrecht, insbesondere über dessen Einleitung (titre préliminaire)" d. h. über die allgemeine Einleitung zum Code Napoléon, der man bei der Einführung in Baden eine Reihe von Zusätzen beigefügt hatte. Obwohl er als akademische Lehrmethode den freien mündlichen Vortrag nach einem der Legalordnung folgenden Grundriß gewählt hatte, hielt er doch wegen der besonderen Schwierigkeit der Auslegung gerade der hier abgehandelten Materien eine schriftliche Mittheilung an seine Zuhörer für nöthig. In der Vorrede dazu sagt er — und wir führen dies an, weil er auch in seinen späteren Schriften diesem Grundsatz treu geblieben ist —: „Mit Anhäufung vieler Citate habe ich mich nicht befaßt, dagegen war ich bemüht, nicht bloß zu behaupten, sondern das Gesagte zu begründen und die Gründe mögen die Stelle der Gewährsmänner vertreten. Sind sie von Gewicht, so werden sie bei unbefangener Auffassung ohne jene Hülfsmittel Eingang finden. Sind sie es nicht, so würden und sollen sie trotz solcher Ausstattung verworfen werden. Veritas vincit." Dieser Schrift folgten ähnliche kurz gehaltene Abhandlungen über besonders schwierige Materien des französischen Civilrechts über eheliches Güterrecht, Familienrecht, Pfandrecht, Besitz und Verjährung, die an sich nur für seine Zuhörer bestimmt, doch, der Klarheit ihrer Darstellung wegen, weite Verbreitung und auch für die Rechtsprechung hohe Bedeutung erlangten. Nachdem St. 1844/45 die Prorectoratswürde der Universität Freiburg bekleidet hatte, trat er im April 1845 in den Staatsdienst als Director des Hofgerichts Freiburg zurück. Die dabei vorbehaltene Fortsetzung der Vorträge an der Universität unterblieb um so mehr, als er schon im April 1847 zum Vicekanzler (dritten Vorstand) des Oberhofgerichts ernannt wurde. Hier verschafften ihm seine Persönlichkeit und sein in den juristischen Kreisen bereits festbegründetes hohes Ansehen rasch einen Einfluß auf die Rechtsprechung des obersten Gerichtshofs, der den einem Senatsvorsitzenden an sich zukommenden weit überragte. Zugleich wandte er mit voller Energie der Fortsetzung seiner litterarischen Thätigkeit sich zu. Er übernahm die Redaction der 1823 von dem Oberhofrichter v. Hohnhorst gegründeten „Oberhofgerichtlichen Jahrbücher". Der X. Band derselben (1847/48) enthält eine große Anzahl bedeutsamer Aufsätze aus seiner Feder, namentlich eine Abhandlung „Wahrheit und Lüge im Civilproceß", die über die Pflicht des Anwalts zur Wahrheit sich ausspricht und des früheren Anwalts Bestreben

zeigt, dem materiellen Recht und der Wahrheit auch im Civilproceß, der so vielfach mit Fictionen und unterstellten Geständnissen arbeiten muß, zum Siege zu verhelfen.

Unterm 21. Juni 1849 wurde St. zum Präsidenten des Justizministeriums ernannt. Die Berufung erfolgte in schwerer Zeit: die Mairevolution hatte die staatliche Ordnung umgestürzt, im Lande selbst war der Kampf zwischen den Aufständigen und den preußischen Truppen noch nicht beendet, Karlsruhe und Rastatt waren noch in der Aufständigen Hand. Nach ihrem Fall walteten die preußischen Standgerichte ihres Amtes, ein strenges Regiment erschien als das überhaupt den Zeitverhältnissen allein angemessene. Mag man mit Recht die nun beginnende Zeit bis 1860 als die „Reactionsperiode“ bezeichnen: für die in Betracht kommende Rechtsgesetzgebung brachten die nächsten Jahre eine Reihe von Verbesserungen, die dem Programme der liberalen Parteien entnommen waren und liberale Forderungen erfüllten. Das von einer besonderen Gesetzgebungscommission ausgearbeitete, schon 1845 beschlossene Strafgesetzbuch wurde eingeführt mit Zusätzen, die allerdings den Geist der Einführungszeit nicht verleugnen. Ferner trat die auf gleiche Weise entstandene Strafproceßordnung theilweise ins Leben; sie brachte für Straffälle mittlerer Ordnung, wenigstens facultativ, den Grundsatz öffentlich-mündlicher Verhandlung, für Straffälle oberster Ordnung aber die Schwurgerichte. Die Civilproceßordnung von 1832 wurde namentlich bezüglich des Vollstreckungswesens revidirt und durch Bestimmungen zur Verhinderung chicanöser Proceßführung ergänzt, die befreiten Gerichtsstände wurden aufgehoben.

Im October 1851 trat St. vom Ministerium zurück und wandte sich, zum Oberhofrichter und Wirkl. Geh. Rath ernannt, wieder dem Richterberuf zu. Seinem Wiedereintritt in den obersten Gerichtshof folgte alsbald (Decbr. 51) eine Reform der Eintheilung desselben; die bisherige Senatseintheilung kam in Wegfall, es sollte ein einheitlicher Gerichtshof bestehen, dessen Vorsitz neben dem zweiten und dritten Vorstand der Oberhofrichter selbst führte. St. hatte sich damit eine gewaltige, aber seiner Kraft angemessene Arbeitslast auferlegt. Er ist ihr, unterstützt von seinem vorzüglichen Gedächtniß, seinem Wissen und seiner raschen Auffassung gerecht geworden. Sein Einfluß auf die Rechtsprechung des obersten Gerichtshofes war ein mächtiger; er bewegte sich, der ganzen Veranlagung des Mannes entsprechend, in der Richtung der Förderung des materiellen Rechts, des gesunden Menschenverstandes, zu dessen Schutz und Geltendmachung, nicht Verkümmerung, die formalen Vorschriften des Processes bestünden. St. verstand es zugleich, die mündlichen Verhandlungen und Berathungen erheblich abzukürzen, unterzog die Entwürfe zu Entscheidungsgründen genauer Prüfung, nicht selten sie durch selbst ausgearbeitete ersetzend. Die Redaction der „Oberhofgerichtlichen Jahrbücher“ übernahm er aufs neue; der XIII. Jahrgang derselben besteht vorwiegend aus von ihm herrührenden Aufsätzen. Darunter namentlich ein Aufsatz über den damals viel Aufsehen erregenden Strafproceß Gervinus.

In den Jahren 1853, 55, 57, 59 wurde St. jeweils zum Mitglied der I. Kammer und ersten Vicepräsidenten derselben ernannt und betheiligte sich lebhaft an den Arbeiten des Landtags. Von 1854 an war er mehrere Jahre Präsident der Commission für die damals eingeführte II. juristische Staatsprüfung; er hat die letztere damals so gestaltet, wie sie zum Nutzen der jungen Rechtsbeflissenen heute noch besteht: zu einer praktischen Prüfung, welche die Befähigung zeigen soll, theoretische Kenntnisse auf die vielgestaltigen Fälle der Praxis richtig anzuwenden.

Das für Badens politische Entwicklung so hochbedeutsame Jahr 1860 entrückte St. endgültig dem richterlichen Beruf und führte ihn auf die höchste Stufe

der Staatsverwaltung. Anlaß gab die am 28. Juni 1859 zwischen Baden und der katholischen Kirchengewalt zu Rom abgeschlossene Convention, welche die seit Anfang der 1850er Jahre bestehenden kirchenpolitischen Differenzen zu schlichten bestimmt war. Sie wurde mittels Verordnung vom 5. December 1859 publicirt, nachdem sie unterm 24. Novbr. den Kammern „zur Kenntnißnahme“ mit dem Bemerken vorgelegt worden war, daß „wegen Aenderung der entgegenstehenden Gesetze seiner Zeit besondere Vorlage an die Stände erfolgen werde“. Im Lande wie in den Kammern erhob sich sofort eine wachsende Bewegung gegen die Convention, da das Verhältniß zwischen dem Staate und dem katholischen Kirchenregimente nur durch Vereinbarung mit den Ständen geregelt werden könne, zumal die meisten Bestimmungen der Convention an sich schon unter § 65 der Verfassung fielen. Die II. Kammer beschloß unterm 30. März 1860 eine Adresse, welche bat, „die Verordnung vom 5. Decbr. 1859 außer Wirksamkeit zu setzen“. Im gleichen Monat März veröffentlichte St., der in der I. Kammer zum Berichterstatter ausersehen war, durch den Druck eine Schrift „Grundlagen für den Commissionsbericht über die Convention mit dem päpstlichen Stuhl“. Noch ehe es aber zu einer Berathung des Gegenstandes in der I. Kammer kam, trat der Umschwung ein, der für Badens innere Entwicklung maßgebend bis auf die heutigen Tage wurde: unterm 2. April 1860 wurde das Ministerium Meysenbug-Stengel entlassen, St. zum Staatsminister der Justiz ernannt (interimistisch auch mit der Leitung des Ministeriums des Großherzogl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten betraut), Prof. Dr. Lamey von Freiburg aber, der Hauptwortführer der Gegner der Convention in der II. Kammer, zum Präsidenten des Ministeriums des Innern berufen. Das neue Ministerium veranlaßte die Proclamation des Landesherrn vom 7. April 1860, die im Lande mit einem Sturm der Begeisterung aufgenommen wurde. Die zunächst brennenden kirchenpolitischen Fragen wurden nun gesetzlich in einem der katholischen Kirche freundlichen Sinn geregelt und auch die Kirche söhnte sich theils sofort theils später mit den geschaffenen Neuordnungen aus. St. nahm an dieser Gesetzgebungsarbeit hervorragenden Antheil; nicht minder an den Gesetzen, welche die in der Proclamation vom 7. April 1860 ausgesprochenen Ideen auf dem Gebiet der Reform der inneren Verwaltung ins Leben führten. Seine größte Thätigkeit hatte St. natürlich im eigenen Ressort zu entfalten: im Anschluß an die 1851 begonnene, auf den Entwürfen von 1845 ruhende Gesetzgebung wurde auf den Landtagen 1861—64 eine neue Gerichtsverfassung, Civil- und Strafproceßordnung, nebst einer Anwaltsordnung geschaffen. Diese Gesetze traten am 1. October 1864 ins Leben und brachten Baden eine durchaus von modernem Geist durchwehte, den Forderungen der Wissenschaft entsprechende, durch die Praxis vollbewährte Gesetzgebung: Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, in Strafsachen Schöffengerichte für die leichteren Fälle, Strafkammern mit fünf rechtsgelehrten Richtern für die mittleren, Schwurgerichte für die schweren Fälle, Recurs gegen Urtheile der Schöffengerichte, aber *nur* Nichtigkeitsbeschwerde gegen die Urtheile der Strafkammern wie der Schwurgerichte; in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten Collegialgerichte erster Instanz für wichtigere Sachen, Amtsgerichte für unbedeutendere, gegen beider Urtheile Berufung und eine beschränkte Oberberufung gegen die Urtheile zweiter Instanz. Baden hatte mit dieser Organisation fast genau das erreicht, was 15 Jahre später für das Deutsche Reich in Geltung treten sollte! Schon bald nach Einführung dieser Organisations- und Verfahrensgesetze warfen die Kriegsereignisse des Jahres 1866 ihre Schatten voraus. Im Octbr. 1865 trat Frhr. v. Roggenbach von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, die er seit 2. Mai 1861 geführt, zurück und der Gesandte in Wien, Frhr. v. Edelsheim, an seine Stelle.

Als der preußisch-österreichische Conflict sich verschärfte, fand er das badische Ministerium auf der Seite des formalen Bundesrechts, in Uebereinstimmung mit der Anschauung der Kammern und der Armee; eine andere Stellung war bei der Stimmung dieser Factoren und der geographischen Lage des Landes auch unmöglich. Sie stand zudem in Einklang mit der Thatsache, daß das in seiner überwiegenden Mehrzahl liberale badische Volk für den Leiter der preußischen Politik bei den vorhergegangenen jahrelangen Verfassungsconflicten keine Sympathien empfand.

Nachdem die Entscheidung auf den böhmischen Schlachtfeldern gefallen war und die preußische Main-Armee schon einen Theil des Großherzogthums besetzt hatte, trat Ende Juli 1866 das Ministerium, zu dessen Präsidenten St. unterm 2. Mai 1861 ernannt worden war, zurück und Mathy, der am 5. Juli schon ausgetreten war, wurde an die Spitze der Staatsleitung berufen; Jolly übernahm das Ministerium des Innern. St. wurde zwar im Februar 1867 als Staatsminister der Justiz reactivirt, allein der Tod Mathy's (4. Februar 1868) brachte neue Veränderungen. Jolly, bedeutend jünger als St., der mit Mathy gleichaltrig und schon als Student befreundet gewesen war, trat an die Spitze des Ministeriums und St. wurde unterm 13. Febr. 1868 definitiv in den Ruhestand versetzt.

Er behielt den Wohnsitz in Karlsruhe bei und wendete sich wieder ausschließlich juristischen Arbeiten zu; schon in den letzten Jahren seiner oberhofgerichtlichen Thätigkeit hatte er unter dem Titel „Jahrbücher für Badisches Recht. Als erweiterte Fortsetzung der oberhofgerichtlichen Jahrbücher" die Fortsetzung der letzteren in Angriff genommen; im J. 1867 erschien der erste Band. Er enthielt eine reiche Anzahl interessanter Abhandlungen aus Stabel's Feder. Nach der Zurruhesetzung unternahm er die Ausarbeitung eines größeren Werkes, das er schon früher geplant hatte und vollendete es 1871 trotz aller Schwierigkeiten, die ein zunehmendes Augenleiden, das 1876 eine Staaroperation nöthig machte, ihm entgegenstellte. Es erschien unter dem Titel „Institutionen des französischen Civilrechts (Code Napoléon)". Der Zweck desselben kann besser nicht dargestellt werden, als ihn die Vorrede bezeichnet, in der St. mit der ihm stets eigenen, prägnanten Kürze sagt: „Des Staatdienstes enthoben, aber den Müßiggang verachtend und das politische Gebiet absichtlich vermeidend, habe ich mich wieder ausschließlich der Rechtswissenschaft und dem Versuch zugewendet durch Wiederaufnahme und Vollendung einer in früherer Zeit begonnenen Arbeit der juristischen Welt, insbesondere dem jüngeren Theil derselben, noch einen nützlichen Dienst zu leisten. . . . Vielleicht wird es auch manchem Praktiker, wie mir selbst, von Nutzen sein, statt nur den Präjudizien, einmal wieder den Principien nachzuforschen." Er hat sich mit diesem Buch am Ende eines vielbewegten, arbeitsreichen Lebens ein schönes Denkmal gesetzt; es erfreute sich hoher Anerkennung der juristischen Welt und wurde für die Studirenden der Rechtswissenschaft wie für die Männer der Praxis eine reiche Quelle der Förderung, Belehrung und Anregung. Es soll in nächster Zeit in dritter, unveränderter Auflage erscheinen. War dieser Erfolg geeignet, ihm den Lebensabend zu verschönern, so durfte er in den letzten Monaten seines Lebens noch weiter die Freude erleben, zu sehen, wie die deutsche Rechtsentwicklung nach jahrelanger Arbeit und allseitiger Prüfung dem neu geeinten großen Vaterlande im wesentlichen die Organisations- und Verfahrensgesetzgebung brachte, die er im engeren Heimathlande vor 15 Jahren eingeführt hatte.

Er war 1877, anläßlich des fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums des Großherzogs Friedrich, in den Adelstand erhoben worden und starb, nachdem seine Gemahlin im Juli 1879 ihm im Tode vorangegangen

war, am 22. März 1880 an einer Lungenentzündung, bis zuletzt klaren und gefaßten Geistes und mit regstem Interesse den Gang der öffentlichen Angelegenheiten und besonders die praktische Bewährung der neu eingeführten deutschen Justizgesetzgebung verfolgend. v. Neubronn.

Stabius: Johannes St. (Stab), Humanist der Epoche Kaiser Maximilian's I., geb. zu Steyr in Oberösterreich, † Anfang Januars 1522. Zu Schlettstadt unter der Leitung Dringenberg's classisch geschult, übersiedelte St. nach Ingolstadt, wurde hier Professor der Mathematik, College Konrad Celtis', und erhielt noch vor dessen Abgange an die Wiener Hochschule eine Lehrkanzel der gleichen Wissenschaft an dieser Universität (1497). St. gehörte zum engsten Kreise der Freunde des Schöpfers der Sodalitas Rhenana und Danubiana und trat auch in die Leitung des sogenannten Collegium poëtarum als Vorstand der mathematischen Abtheilung ein. Obschon vorzugsweise mathematisch-astronomischen Studien, der Geographie und der genealogischen Geschichte zugethan, versuchte sich St. auch in lateinischer Poëterei, und wurde in Anerkennung dessen von seinem Freunde Celtis (s. A. D. B. IV, 82 f.) 1502 mit dem Lorbeer geschmückt. Als Celtis (1508) starb, war St., der Lehrthätigkeit an der Universität immer ferner gerückt, dem kunst- und wissensfreundlichen Kaiser Max I. bereits als Vertrauensmann und Beirath nahe getreten und erhielt alsbald den Titel eines kaiserlichen Historiographus. Als solcher verkehrte er viel mit Ladislaus Suntheim und Jakob Manlius (s. Art. „Mennel“ in d. A. D. B. XXI, 358 f.), die ihm bei der Ausarbeitung einer historia austriaca behülflich sein sollten. Zur Ausführung des Werkes kam es nicht, wohl aber ließ Maximilian I. ein großes Holzschnittwerk, größtentheils nach Zeichnungen Albrecht Dürer's (s. A. D. B. V, 475 f.) mit lateinischem Text aus der Feder des Stabius herstellen, das unter dem Namen „Triumphbogen“ oder „Ehrenpforte“ Maximilian's I. bekannt ist. — Auch an dem Stammbaume der Habsburger arbeitete St. im Geiste und Geschmack seiner Zeit und zeigte sich da keineswegs jenen kritiklosen „Alfanzereien“ (ineptiae), die er an einem Trithemius rügte, abgeneigt. Selbst Kaiser Max I. fand den Versuch seines Genealogen, die Wurzeln des Hauses an Cham und Noah zu knüpfen, so bedenklich, daß er diese Meinung der Wiener theologischen Facultät zur Begutachtung vorlegen ließ. Die eigentliche Bedeutung des Stabius ruhte aber nicht in solchen Arbeiten, sondern auf dem Felde der Mathematik, Geographie und Astronomie, in welchen Wissenschaften er ein Lehrer des Wiener Humanisten und Professors Collimitius (Georg Tanstätter, geb. 1482, † 1535) genannt werden darf. Sein Zeitgenosse Cuspinian und der genannte Collimitius rühmen dies. St. habe Karten von Oesterreich und Kärnten hergestellt, einige Instrumente, z. B. Mond- und Sonnenuhren verfertigt, bezügliche Anleitungen gegeben und astronomische Beobachtungen angestellt. 1515 gab er mit Albrecht Dürer eine Weltkarte heraus. Auch mit der Astrologie gab sich St. ab und verfertigte ein Horoscop. Er überlebte seinen kaiserlichen Gönner um 3 Jahre, im Genusse einer ergiebigen Kirchenpfründe als Domdechant der St. Stefanskirche. Mit weittragenden genealogischen Arbeiten beschäftigt, wurde St. auf einer Reise nach Görz vom Tode überrascht.

Khautz, Versuch einer Gesch. der österr. Gel. 1755. — Chmel, Hdschr. der k. k. Hofbibl. I. Bd. — Aschbach, Geschichte der Wiener Univ. II. Bd. 1877. — Glax, Ueber Maximilian's Ehrenpforte in den „Quellen und Forschungen für vaterländische Geschichte, Litt. u. Kunst“. Wien 1849. — Thausing, Dürer, Gesch. s. Lebens und seiner Kunst. 1876. — Sotzmann, Ueber Joh. Stabius u. s. Weltkarte (Monatsberichte über d. Verhandlungen der Gesellsch. f. Erdkunde. 1848, V. — Wegele, Gesch. d. deut. Historiogr. 1885.

Krones.

Stach: Matthäus St., erster Missionar der Brüder-Gemeine in Grönland und Herrnhuter Liederdichter, geb. am 4. März 1711, † am 21. December 1787. St. wurde, wie er in seinem eigenhändigen Lebenslaufe erzählt, am 4. März 1711 zu Mankendorf in Mähren als Sohn eines Mannes geboren, der sich in der Stille zu den noch übrig gebliebenen Abkömmlingen der alten böhmischen Brüder hielt und seine Kinder zu verbergen suchte, um sie nicht in die katholische Schule und Kirche schicken zu müssen. Die im elterlichen Hause erfahrenen geistlichen Eindrücke bestimmten auch dann noch Stach's Verhalten, als er in seinem sechzehnten Jahre nach Zauchtenthal kam und sich hier mancherlei Versuchen zu weltlicher Lustbarkeit ausgesetzt sah. Mehr und mehr reifte der Entschluß in ihm, zu den Brüdern nach Herrnhut auszuwandern, wo bereits mehrere seiner Verwandten wohnten. Als daher um Ostern 1728 sein Vetter Martin Franke in sein Heimathsdorf kam, folgte er diesem auf seiner nächtlichen Flucht und kam ohne Hindernisse nach Herrnhut, wo er zuerst als Hausknecht im Waisenhause und dann durch Wollspinnen kümmerlich seinen täglichen Unterhalt verdiente. Zu Pfingsten 1730 kehrte er mit seinem Vetter Christian Stach wieder nach Mankendorf zurück, um die Mutter des letzteren mit ihren drei Kindern und eine andere Wittwe heimlich nach Herrnhut zu geleiten. Seine eigene Familie dagegen kam erst Ende Juni nach, als sie sich von der katholischen Geistlichkeit in ihrer Freiheit bedroht sah. Noch in demselben Jahre erklärte sich S. bereit, gemeinschaftlich mit Friedrich Böhnisch als Missionar nach Grönland zu gehen. Die Ausführung dieses Entschlusses ließ jedoch noch zwei Jahre auf sich warten. Erst am 19. Januar 1733 konnte die Abreise Stach's erfolgen, der jedoch nicht von Böhnisch, sondern von Christian David und seinem Vetter Christian Stach begleitet wurde. Sie wandten sich zuerst nach Kopenhagen, wo sie auf Verwendung des Oberkammerherrn v. Pleß beim König freundliche Aufnahme und die Zusicherung seiner Unterstützung fanden. So konnten sie am 10. April 1733 an Bord des kgl. Schiffes Caritas gehen und landeten am 20. Mai 1733 in Grönland, wo sie von dem dort lebenden dänischen Missionar Hans Egede herzlich begrüßt wurden und die Versicherung empfingen, daß er sie bei der Erlernung der grönländischen Sprache nach Kräften unterstützen wolle, was um so wichtiger für sie war, als sie als unstudierte Laien in allen grammatischen Dingen ganz unerfahren waren und obendrein das Dänische und Grönländische gleichzeitig lernen mußten. Auch in allen anderen Dingen waren die Anfänge ihres Wirkens als Missionare von den größten Schwierigkeiten begleitet. Krankheit, Hungersnoth, Widerstand und Spott der Grönländer raubten ihnen die Berufsfreudigkeit, und es bedurfte eines großen Glaubensmuthes von ihrer Seite, um sie zum Ausharren zu bestimmen. Erst nach siebenjährigem Mühen konnte S. am 29. März 1739 den Erstling unter den Grönländern, Samuel Kajarnak, nebst seiner Familie durch die Taufe dem Christenthum zuführen. Das folgende Jahr gab ihm Gelegenheit, nach Deutschland zu reisen, wo er im December der Synode von Marienborn beiwohnte. Nachdem er am 4. Februar 1741 sich mit Rosina, geb. Stach, in Herrenhaag vermählt hatte und am 12. December desselben Jahres zu Marienborn zum Presbyter der Brüderkirche ordinirt worden war, kehrte er im Juli 1742 nach Grönland zurück, wo er und seine Genossen mehr und mehr bei den Grönländern Eingang und Gehör fanden, so daß er am 5. Juli 1747 auf der Station Neu-Herrnhut den Grundstein zur ersten Kirche legen und sie am 18. October im Beisein von ungefähr 300 bekehrten Grönländern einweihen konnte. Hierauf unternahm er eine zweite Reise nach Europa, diesmal außer von seiner Frau auch von fünf Grönländern begleitet. Nur drei von ihnen — zwei starben in Herrnhut — brachte er nach der Heimath zurück, nachdem er mit ihnen nicht nur die Brüder in

Deutschland, Holland und England, sondern auch die in Nordamerika besucht hatte. Im J. 1751 wurde St. von Grönland abberufen, um als Missionar zu den Eskimos nach Labrador zu gehen. Da aber das Project der Labradormission sich damals noch nicht verwirklichen ließ, wurde er zu Visitationsgeschäften verwandt, die ihn noch dreimal nach Grönland führten, während er zwischen den einzelnen Reisen immer wieder eine Ruhepause in Herrnhut oder in anderen deutschen Gemeinen genoß. Es war ihm beschieden, an der Gründung der Niederlassung Lichtenfels theilzunehmen und die von Lichtenau im Süden Grönlands vorzubereiten. Seine Thätigkeit als Missionar ließ ihm noch Zeit übrig, einen Auszug aus der grönländischen Grammatik und aus dem grönländischen Wörterbuch anzufertigen, der für den ersten Unterricht im Grönländischen bestimmt war. Im J. 1771 legte er sein Amt nieder und begab sich nach Barby, um der Unitäts-Aeltesten-Conferenz Rechenschaft über seine bisherige Geschäftsführung abzulegen. Hierauf siedelte er mit seiner Frau, die sich eine Zeit lang von ihm getrennt, später aber wieder mit ihm vereinigt hatte, nach Amerika, und zwar nach der Wachau in Nord-Carolina, über, wo er in Bethabara als Lehrer der Knabenschule den Rest seines Lebens verbrachte. Er starb daselbst am 21. December 1787 im 77. Lebensjahr. Wie groß das Ansehen Stach's bei den Brüdern war, kann man an der Würdigung ersehen, die der Graf v. Zinzendorf ihm angedeihen ließ. Er erklärte ihn für einen „Fürsten Gottes in der Gemeine, der in seinem Panzer ehrsam grau geworden sei". St. hat sich während der Zeit, da er als Missionar thätig war, häufig als Liederdichter versucht. Ein Theil seiner Lieder geht auf persönliche Erlebnisse zurück, die meist so sehr in den Vordergrund gestellt werden, daß der poetische Eindruck gestört wird; ein anderer Theil dagegen ist so allgemein gehalten, daß seine persönlichen religiösen Erfahrungen und Erinnerungen von allen Gliedern der christlichen Gemeinde mit- und nachempfunden werden können. Von seinen Liedern sind in das gegenwärtig im Gebrauch befindliche „Kleine Gesangbuch der evangelischen Brüdergemeine" folgende aufgenommen worden: „Gottes Wort ist klar" (Nr. 7), das Weihnachtslied: „Der Erstgeborne erscheinet in der Welt" (Nr. 23 mit 5 Strophen), „Es lebet Gottes Lamm" (Nr. 144), „Durch seiner Auferstehung Kraft" (Nr. 203, Str. 14), „Das Heil aus deinem Tod" (Nr. 251), „Nun, allerliebstes Lamm" (Nr. 350, Str. 5), „Der Freund der armen Sünder" (Nr. 554), „Du für mich verwundtes Haupt" (Nr. 555), und „Herr, unser Meister" (Nr. 979).

David Cranz, Historie von Grönland, 2. Aufl. Barby 1770. 2 Theile. (Register). — Nachrichten aus der Brüder-Gemeine 1860, 8. Heft, S. 725 bis 758. — [Christian Gregor], Nachricht vom Brüder-Gesangbuche des Jahres 1778. Gnadau 1851, S. 200, 201. — R. Vormbaum, evang. Missionsgeschichte in Biogr. 3. Bd. 3. u. 4. Hft. Düsseld. 1853. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes &c. I, 5. Stuttg. 1868, S. 331—36. H. A. Lier.

Stackelberg: Berndt Otto Freiherr v. St., geb. 1662. Sein Vater, Walter v. St., war Erbherr von Hallinap. Berndt Otto v. St. hat in hervorragender Stellung am nordischen Kriege theilgenommen. 1701 kämpfte er als Oberstlieutenant unter Schlippenbach in Livland gegen die Russen. In dem Gefecht bei Kasaritz und Rauge befehligte er die Artillerie. 1704 trat er als Oberst unter den Oberbefehl Löwenhaupt's und kämpfte unter diesem in Kurland und Littauen. In der Schlacht bei Jakobstadt (26. Juli 1704) befehligte er den linken Flügel, bei Gemauerthof (16. Juli 1705) die Vorhut. Das Verhältniß zwischen Löwenhaupt und ihm war ein gespanntes. Löwenhaupt erhebt in seinen autobiographischen Aufzeichnungen gegen St. die Anklage, daß er in diesen beiden Schlachten den Sieg der Schweden durch Eigenmächtigkeit und unbesonnene Verwegenheit gefährdet und ihm auch anderweitig durch Unbotmäßigkeit

Schwierigkeiten gemacht habe. 1706 wurde St. zum Generalmajor befördert. Bei dem Marsche Löwenhaupt's nach der Ukraine führte er eine der beiden Colonnen des Heeres, und auch hierbei kam es zu Reibungen zwischen ihm und Löwenhaupt. In der Schlacht bei Ljesnaja trug St. (nach Löwenhaupt) die Schuld an den schweren Verlusten des schwedischen Heeres. Nach der Vereinigung mit Karl XII. leitete er den Uebergang über die Dessna (November 1708) und nöthigte die Russen zum Rückzuge; auch hier wird ihm Tollkühnheit zum Vorwurf gemacht. Bei dem mißglückten Sturm auf Wiprecz, der am 7. Januar 1709 auf Karl's Befehl unternommen wurde, führte St. das Commando. 13. April 1709 schlug er einen Angriff des russischen Generals Rönne bei Sokolki unweit der Worskla zurück. In der Schlacht bei Pultawa befehligte er unter Löwenhaupt eine Infanteriecolonne und gerieth hier in russische Kriegsgefangenschaft. Mit den anderen gefangenen Generalen wurde er im Triumphzuge Peter's in Moskau einhergeführt. Erst 1721, nach dem Abschlusse des Friedens, wurde er aus der Gefangenschaft entlassen. 1727 wurde er Freiherr und Generalfeldmarschall und starb am 29. August 1734 zu Abo.

Vgl. Löwenhaupt's Autobiographie, deutsch in Schlözer, Schwedische Biographien I. — Winkelmann, Bibl. Liv. hist. Nr. 6084, 6086 u. 6097.

E. Girgensohn.

Stackelberg: Otto Magnus Freiherr v. St., Kunstforscher und Maler, gehörte einer alten deutschen Adelsfamilie des Herzogthums Estland an. Sein Vater, Otto Christian v. St., lebte nach seiner Vermählung mit Anna Catharine v. Dücker auf seinem Landgute Faehna bei Reval. Er hatte als Officier der sogenannten „holsteinischen Garde" sich ausgezeichnet, zugleich aber auch künstlerischen Bestrebungen sein Interesse zugewandt. Da seine Gemahlin, Erbin einer werthvollen Bibliothek und zahlreicher Kunstwerke, unter denen ein Selbstporträt Holbein des Jüngeren, es verstand, die Neigung für Kunst und Litteratur mit liebenswürdigem gastfreien Wesen zu vereinigen, so bildete das Gut Faehna sowohl, als auch im Winter das stattliche Stackelberg'sche Haus in Reval einen Vereinigungspunkt für Gelehrte, Künstler und Kunstfreunde. In Reval wurde am 25. Juli (6. August) 1787 dem glücklichen Paar Otto Magnus v. St. als 16. Kind geboren. Die älteren Brüder zogen nach beendigtem Gymnasium auf die Universität Göttingen. Während der Universitätsferien lebten sie in einem Häuschen im Park von Faehna, das mit Horazischen Sprüchen geschmückt war, und verbrachten halbe Tage lang im Studium der alten Classiker.

Unter solchen Verhältnissen wuchs Otto Magnus heran. Er war bald der Liebling des Hauses. An der Mutter (der Vater war schon 1792 gestorben) hing er mit schwärmerischer Verehrung. Sie war ihm „gleichsam überall gegenwärtig" und dieses heilige Gefühl hat er bis an sein Lebensende treu bewahrt. Während seine Brüder im Reiten, Fechten und Jagen ihre Kräfte übten, saß St. musicirend am Flügel oder durchblätterte mit seinen Schwestern die reiche Sammlung der Kupferstiche, durchmusterte die Gemäldegallerie und erfüllte seine jugendliche Seele mit Begeisterung für die Kunst. Seine ersten Zeichnungen erwiesen ein so bedeutendes Talent, daß die Mutter den Maler Neus aus Deutschland zum Unterricht ihres Sohnes nach Faehna kommen ließ. Sein eigentlicher Lebensberuf sollte aber der des Diplomaten sein. 1801 geleitete ihn ein älterer Bruder auf das Pädagogium zu Halle, und 1803 wurde er Student der Universität Göttingen.

Dem wilden Treiben seiner jugendlichen Studiengenossen abgewandt, schweifte er, Heimweh im Herzen, einsam umher in Göttingens Umgebung. Die Zeit, die ihm das Studium der Alten übrig ließ, widmete er der Musik, der Dichtung oder der Malerei.

Entscheidend für sein ganzes Leben wurde eine Reise, die er von Göttingen aus in Begleitung zweier Brüder in den Süden unternahm. Zündend wirkten in Cassel die Gemälde und Kunstwerke auf seine Phantasie, und als er vom Hohentwiel aus zum ersten Mal die Alpen sah, schrieb er in sein Tagebuch die Worte nieder: „O hätte ich Flügel des Ikarus! Käme ich auch der Sonne zu nah, — denn Jünglingsgeist strebt hoch, in die unabsehbarsten Räume, — so hätte ich doch die höchste Wonne genossen und stürbe im Himmel.“ In Zürich bewunderten die Reisenden die Zeichnungen Geßner's und die Sammlungen Lavater's. Nach einem Besuche bei Pestalozzi in Burgdorf wandten sie sich Genf zu und blieben den Winter über dort. 1804 wanderte St. mit seinem Bruder Karl über den St. Gotthard in das Land seiner Sehnsucht, nach Italien. Als er in der neugeborenen Republik von Cisalpinien am Ufer des Lago maggiore ruhte, brach er in die Worte aus: „Köstlich ist's zu wandern durch das gesegnete Land und im Schatten der Maulbeerbäume zu gehen, die von wilden Reben umschlungen durch Traubengewinde an einander gekettet sind! Köstlich zu stehen auf classischem Boden — und im Dichterlande zu denken!“ Noch bis Mailand gelangte er, dann kehrte er nach Deutschland zurück, fest entschlossen, von nun an sein Leben dem Dienst der Kunst zu widmen. Bis zum Frühjahr 1805 studirte und malte er in dem alten Stallhofgebäude der Gallerie in Dresden, dann aber folgte er, wiewol schweren Herzens, den Bitten der Mutter und bezog die Moskauer Universität, um seine Vorbereitungen zum diplomatischen Beruf fortzusetzen. Allein die Moskauer enge Welt war ihm unerträglich, die Mutter fügte sich endlich im Sommer 1806 seinem Wunsch, und er durfte von Moskau nach Göttingen übersiedeln.

Auch jetzt hielt sich St. dem studentischen Treiben fern. Seiner weichen Natur blieb „das Wüthen und Brausen“ . . . „wo das alte Faustrecht zeitweilig hergestellt schien“, stets unverständlich. In schöner Gemeinschaft mit gleichgesinnten Jünglingen, meist Landsleuten, ging er künstlerischen und wissenschaftlichen Studien nach. Er hörte bei Fiorillo Archäologie und Kunstgeschichte, bei Heeren Geschichte, bei Dissen philologische Fächer. In so manchem Professorenhause, so bei Schlözer, Heeren, Dissen, Sartorius verkehrte er als gern gesehener Gast. Je mehr und mehr erkannte er aber, daß er nur in der Kunst die volle Befriedigung finden würde, nach der ein thatkräftiger Mensch in seinem Berufe strebt. Wol wurde es der Mutter schwer, den geliebten Sohn, den sie sich als zukünftigen glänzenden Diplomaten gedacht hatte, der bescheidenen bürgerlichen Neigung zur Malerei folgen zu sehen. Allein sie konnte den dringenden Bitten ihres Lieblings nicht länger widerstehen und gab ihre Einwilligung, daß Otto Magnus 1808 in Dresden seine künstlerischen Gaben weiter ausbilden durfte. Ein halbes Jahr malte er hier in der Gallerie, zeichnete nach der Antike. Dann ergriff er den Wanderstab, um mit seinem Freunde, dem später viel genannten Heinrich Tölken, seine Schritte Rom zuzuwenden. In Baireuth besuchten die Jünglinge den von ihnen schwärmerisch verehrten Jean Paul. Von da ging es über Regensburg und München, von wo aus ein Ausflug in die Schleißheimer Gallerie gemacht wurde, über den Brenner nach Italien hinein. In Mantua gab es allerlei Belästigungen durch die französischen Polizeibeamten. Florenz und seine Kunstschätze, die die Reisenden in Entzücken versetzten, vermochte sie doch nicht lange zurückzuhalten. Sechs Wochen nach ihrer Abreise aus Dresden lag die ewige Stadt vor ihnen.

Die Zeit schien für ein ruhiges Studium der Kunst nicht günstig. Rom war eben von französischen Truppen besetzt worden, während der Papst sich im Quirinal verschanzt hielt. Massenhaft waren Bilder und andere Kunstwerke nach Paris verschleppt worden. Trotz alledem herrschte noch in der classisch gewordenen

Kneipe des Café greco echtes Künstlerleben. Hier lernte St. Oehlenschläger, Zacharias Werner, die Brüder Riepenhausen, Koch, August Kestner, vor allem aber Thorwaldsen kennen, der eben seinen Adonis vollendet hatte, ein Werk, das einstimmig als das schönste Erzeugniß der bildenden Kunst in der Neuzeit erklärt wurde. Wahrscheinlich hier im Café greco hatte St. wohl auch die erste Begegnung mit dem Nürnberger Patriciersohn Haller v. Hallerstein, der ihm bald in treuester Freundschaft nahe trat. Den Winter über copirte St. eifrig alte und neuere Gemälde, brachte auch eigene nicht unbedeutende Kunstwerke hervor, so eine Madonna, welcher zwei Engel das Christuskind entgegenbringen, einen Endymion, den er sich nicht als Schäfer, sondern als Jäger dachte, nicht mit einem Schäferstabe, sondern einen Speer in der Hand. „In des Jägers Abendlied von Goethe liegt etwas von dem, was ich mir dachte und ausdrücken wollte" notirte er in seinem Tagebuche. Es ist besonders Raphael, dem er in dieser Zeit sein Studium widmet. Aber es sind nicht nur die Leistungen der vergangenen Zeit, die zur Bewunderung auffordern, St. genießt auch aufgeschlossenen Sinnes in der Gegenwart Volk und Natur des Südens. Die kirchlichen Feste mit ihrer malerischen Pracht und ehrwürdigen Feierlichkeit üben unwiderstehlichen Zauber auf ihn aus. Er schildert sie in seinem Tagebuch und fährt dann fort: „Malerischer, als alle Blumenbilder, ordneten sich in der kleidsamen Tracht des Landes die verschiedenen Gruppen der tragenden, gebückt streuenden, knieend arbeitenden Männer und Frauen. Wie viel angeborenen Geschmack, Bildungsgeist und poetischen Sinn muß ein Volk besitzen, um ohne besonderen Unterricht, nur nach hergebrachtem, jährlich wiederkehrenden Brauch der Väter solche künstlerische Leistungen hervorzubringen!"

Bedeutungsvoll wurde das Eintreffen des dänischen Gelehrten Dr. Bröndsted für St. Mit seinem Landsmann Dr. Koës hatte Bröndsted schon längere Zeit hindurch den Plan ins Auge gefaßt, Griechenland zu bereisen. Beide beredeten St., sich ihm anzuschließen, was denn auch nach längerem Zögern geschah. Für St., als russischen Staatsangehörigen, war es ein nicht geringes Wagniß, da seit 1807 die Türkei mit Rußland im Kriege war, er beschloß daher, sich in dem gemeinschaftlichen Passe als „Mecklenburgischer Historienmaler Schultz" anzugeben. Nach Hause meldete er zunächst nichts von dem gefahrvollen Unternehmen. Er hoffte in 6 Monaten wieder zurück zu sein. Das Ergebniß der Reise sollte in einem gemeinsamen archäologischen Prachtwerke niedergelegt werden. St. hatte es übernommen, die landschaftlichen Zeichnungen zu liefern.

Bröndsted und Koës verließen Rom im April 1810, Mitte Juni stießen St., Haller und Linkh in Neapel zu ihnen. Nur 14 Tage durfte ihr Aufenthalt daselbst dauern. St. schreibt darüber: „Soviel ist mir auch aus dem kurzen Aufenthalt klar geworden, daß, wer in Rom war, diese Stadt verstehen lernte und sich dort zum Künstler bildete, in Neapel die Befriedigung nicht finden kann, welche so viele Reisende rühmen und ich erwartete. Man sehnt sich von hier nur noch heißer nach Rom zurück und ist nur glücklich in Neapel, so lange der Rausch der Neuheit dauert. Rom ist die Stadt, die vor allen anderen aus der traurigen Jetztzeit herausrückt und ein edleres Bewußtsein anregt; Neapel aber ist ein zweites Paris, und Paris und Rom stehen in directem Gegensatze". Am 4. Juli brachen die vereinigten Kunstfreunde auf und fuhren mit einem Vetturin quer über den Apennin. Ueberall am Wege standen Pfähle, von denen die Köpfe hingerichteter Räuber sammt abgehauenen Armen und Beinen herabgrinsten. In Otranto, von wo die Ueberfahrt nach Griechenland unternommen werden sollte, mußten sie aus Furcht vor den Engländern, die an der Küste kreuzten, 10 Tage liegen bleiben, um das Vorübergehen der mondhellen Nächte abzuwarten. Als sie sich endlich auf einer Barke einschifften, zwang sie ein Sturm, wieder

nach Otranto zurückzukehren. Zwei Tage darauf stachen sie zum zweiten Male in See, jetzt auf einem besseren Schiffe, auf dem sie, freilich unter Verfolgung der Engländer und anderen gefährlichen Abenteuern Corfu erreichten. Nach einigen Plackereien mit den griechischen Quarantänebeamten, wurde ihnen zwar die Weiterreise gestattet, aber die hierzu nothwendigen Fermans und Empfehlungen an die griechischen Paschas, die ihnen von Constantinopel aus versprochen waren, blieben aus, so daß sie an abermalige Rückkehr dachten. Die Sehnsucht, wenigstens Athen zu besuchen, überwog jedoch schließlich die Furcht vor den Gefahren so sehr, daß sie sich daran machten, ein Schiff für die Fortsetzung der Reise zu suchen. Am 25. August — St. hatte 14 Tage am Fieber krank gelegen — steuerten sie dem Festlande zu. „Alle unsere Schutzmittel, schreibt St., für die Reise durch Griechenland, bestanden in Pässen von dem dänischen Consul in Korfu, in einem Paar Pistolen, einem Säbel und Hirschfänger, und einigen Empfehlungsbriefen von Franzosen aus Korfu. Wir waren aber überzeugt, daß wir auch ohne diese Sicherheitsmittel reisen könnten. Nach Pässen wird man in Griechenland nicht gefragt, die Empfehlungen führen nur, wie wir schon erfahren haben, in die Hände von Leuten, die einen desto ärger betrügen und ausziehen, und jene Waffen sind wohl auch nicht geschmiedet, um ein Echo in den Felsen von Griechenland zu erwecken. So traten wir unsere gefährliche Reise mit einer Freudigkeit und Zuversicht an, die nichts Anderes sein konnte, als die magische Wirkung der schönen Umgebungen und des classischen Bodens. Von Prevesa aus ging die Reise zu Lande bis Patras. Hier nahm St. seinen griechischen Diener Dmitri an, der ihn seitdem auf seiner griechischen Reise und auch hernach noch in die Heimath begleitete und ihm sein ganzes Leben lang treu ergeben blieb. Erst im Angesicht der malerischen Bucht von Korinth verließ St. das Fieber, und er konnte sich ungestört dem Eindruck hingeben, den die Schönheit der Landschaft auf ihn machte. Nach zehntägigem Aufenthalt zu Korinth, während dessen die ganze Gegend nicht ohne Angriffe und Verspottung von Seiten der einheimischen Bevölkerung genügend erforscht und gezeichnet war, gingen die Reisenden quer über den Isthmus nach dem alten Hafen von Kenchreae, um sich nach Athen einzuschiffen. Am 28. Septbr. landeten sie im Piraeus. Noch am Abende desselben Tages, ohne ihre ermüdeten Glieder zu schonen, bestiegen sie den hohen Anchosmas, die Fortsetzung des Lykabettos, der sich gegenüber der Akropolis erhebt. Aber kaum hatten sie den Gipfel erreicht, als St. von einem fieberhaften Zittern des ganzen Körpers überfallen wurde, der Anfang des typhösen Fiebers, das ihn zwei Monate lang an das Bett fesselte. Nach seiner Genesung konnte er sich wieder seinen Gefährten und einigen neugewonnenen englischen und französischen Freunden anschließen. Es wurde eifrig gezeichnet, u. a. vollendete St. vom Pnyxhügel aus ein Panorama von Athen. Die griechische Bevölkerung machte im allgemeinen den übelsten Eindruck, sie zeigte sich betrügerisch, diebisch, dabei kriechend und unterwürfig, wenn man ihnen mit dem Stocke oder einer Anzeige bei der Obrigkeit drohte. In Livadia erst, das die Freunde auf ihrer Weiterreise von Athen nach Constantinopel berührten, lernten sie die ersten Griechen kennen, die ihrer großen Vorfahren einigermaßen würdig erschienen. Diese Leute hatten hellenisch und lateinisch gelernt, zeigten nationales Selbstbewußtsein und Empfindung für den Druck und die Schmach des türkischen Joches. Von Delphi bemerkt St.: „Die Sonne steigt in glänzender Pracht empor und beleuchtet das Thal des Parnassos; es wird warm trotz der Winterzeit; immergrüne Bäume bedecken das aufblühende Thal; Adler schweben langsam um die mächtigen Felshörner; ein friedliches Leben regt sich auf den Bergen und im Thal; die castalische Quelle sprudelt in klaren Wellen aus dem Felsen; amphitheatralisch erheben

sich die Fundamente der Stadt über die Tiefe. Delphi ist zerstört, aber die Götter haben Delphi nicht verlassen." Am 27. Februar 1811 konnten die Reisenden im englischen Gasthause in Pera absteigen. Auch in Constantinopel wurde St. wieder gleich nach seiner Ankunft von einem Fieberanfall, der indeß besser vorüberging, heimgesucht. Er beeilte sich sodann, die Eindrücke der mächtigen, dabei reizend gelegenen Stadt, zugleich des glänzendsten Mittelpunktes orientalischen Lebens, in sich aufzunehmen. Besuche über Besuche bei allen Gesandten der Reihe nach mußten dabei abgestattet werden; Einladungen folgten auf Einladungen und leere Unterredungen raubten viele kostbare Stunden. Bald wurde der Gesellschaftston in Pera St. unerträglich und er suchte demselben oft durch Ausflüge in die reizenden Umgebungen der Stadt, zumal auf der asiatischen Seite zu entfliehen. Eine interessante Ausnahme unter der peranischen Bevölkerung machte der schwedische Gesandte, Chevalier de Palin, ein leidenschaftlicher Antiquar und gelehrter Hieroglyphenerklärer, der mit den fremden Gesandten garnicht verkehrte, weil er behauptete, daß man mit diesen Leuten nicht eine Stunde leben könnte. Um so lebhafter war der Verkehr mit St., der für seine Münzen und Alterthümer volles Verständniß hatte. St. musicirte in Constantinopel oft mit dem Componisten Belloli, einem Verehrer der deutschen Musik. Die meiste Zeit aber widmete er natürlich den zahllosen Sehenswürdigkeiten der Weltstadt, wobei er nur zu beklagen hatte, daß er nicht frei und öffentlich zeichnen, ja nicht einmal gründlichere Kunde über das Geschehene sich verschaffen durfte, da jedes genauere Forschen und Fragen eines Fremden sogleich Mißtrauen bei den argwöhnischen Türken erregte und ihn selbst in Gefahr brachte. Dennoch gelang es ihm, aus Palin's Wohnung eine panoramische Zeichnung von Constantinopel zu Stande zu bringen.

Nach dreimonatlichem Aufenthalt am goldenen Horn fuhren die Reisenden nach Kleinasien hinüber. Bis in die Ebenen von Troas begleitete sie der schwedische Gesandte Palin. In Smyrna wie auf der ganzen Reise dahin wurden viele Untersuchungen und Zeichnungen der alten Ruinen und Tumuli gemacht, auch hier nicht ohne Belästigung und Verfolgung, da die Fremden nicht nur in Verdacht geriethen, Schätze an Edelmetallen aufzustöbern, sondern auch allerlei Zauberei zu treiben. Bis Ephesus drangen St. und Bröndsted vor, doch mit verhältnißmäßig geringer Ausbeute an Genuß und Belehrung. In Smyrna hatten soeben Brand und Pest gewüthet. Von Ephesus waren nur noch einige Trümmer zu erkennen. Auf der Rückreise von Ephesus nach Smyrna wurde St. zum ersten Mal von jenem gefährlichen Asthma befallen, das ihn hernach noch mehrmals an den Rand des Grabes brachte. Im August landeten St. und Bröndsted wieder in Griechenland, im Hafen von Trikieri, wo sie von der kostbaren Entdeckung der aeginetischen Statuen erfuhren, die die zurückgebliebenen Freunde Haller, Linckh, Cockerell und Foster gemacht hatten. Durch Thessalien, wo das Thal Tempe und Larissa besucht wurden, kehrten die Reisenden Mitte October über Euböa nach Athen zurück. Von einem Ausfluge nach Marathon brachte Bröndsted den schönen Torso einer jugendlichen Statue in sogenanntem aegyptischen Stil, aber von schönen Verhältnissen und überaus sorgfältiger Arbeit, und St. die Zeichnung des Schlachtfeldes heim.

Mit einigen englischen Gelehrten stifteten damals St. und seine Freunde eine Verbrüderung, die über die Zeit des zufälligen Zusammenseins hinausreichen sollte. Man bestimmte ein Symbolum im antiken Sinne als Wiedererkennungszeichen, das neben der Idee eines Gastgeschenkes die Liebe zur Kunst und die Verhrung des Alterthums bezeichnen sollte. Die Statuten wurden entworfen, zum Symbolum ein Ring von antiker Bronze mit der Eule der Minerva und der Inschrift ξεινήϊον gewählt und die Diplome von 7 Primitivmitgliedern

unterschrieben. Man beschloß endlich eine Reise über ganz Griechenland nach gemeinschaftlichem Plane, obwohl in Gruppen getrennt, auszuführen.

Zu Ende des Jahres 1811 gingen Bröndsted und Linckh nach Zea ab, um dort Grabungen anzustellen, während St. durch eine Erkältung in Athen zurückgehalten wurde. Haller leitete die Arbeiten an athenischen Gräbern, die er für den bairischen Kronprinzen vor dem thebanischen Thore begonnen hatte. Da er aber bald nach Zante reisen mußte, um die Verpackung der aeginetischen Statuen zum Transport nach Malta zu besorgen, überließ er St. die Sorge für seine Unternehmung, die auch günstigen Erfolg hatte, indem eine Menge Vasen und bemalte Terracotten zu Tage gefördert wurden. Im Februar 1812 erwarb St. auf einem Ausflug nach Salamis eine kleine Statue einer Amazone, die er stets als das werthvollste Stück seines Privatmuseums betrachtete. Am Jahrestage des Fundes der Aegineten, am 23. April, trafen die Freunde in Aegina zusammen und beschlossen, ihre nächsten Arbeiten dem Apollotempel zu Phigalia zuzuwenden, unter dessen Trümmern Haller, Linckh, Cockerell und Foster im Jahre vorher eine viel verheißende Marmorplatte mit dem Relief eines Centaurenkampfes gefunden hatten. Am 8. Juli begannen die Grabungen. Ueber diese selbst und über die durch dieselben gewonnenen Kunstschätze, über das Leben und Treiben der dabei Betheiligten, sowie über die anmuthige Umgebung des Ortes ist umständlich und in höchst anziehender Weise in Stackelberg's 1826 erschienenem Hauptwerk „Der Apollotempel zu Bassae in Arkadien" gehandelt worden. Es hatte sich um den Tempel eine ganze Colonie der gedungenen griechischen Arbeiter und der das Werk beaufsichtigenden und leitenden Gelehrten und Künstler unter luftigen, malerischen Zelten und Hütten angesiedelt, wo die anstrengende Arbeit des Tages mit heiteren Mahlen, mit Musik und Tanz an den Abenden oft bis tief in die Nacht hinein abwechselte. Es gelang allmählich während der zwei Monate der dortigen Thätigkeit, den wahrscheinlich schon früh durch ein Erdbeben erschütterten Tempel von dem 16 Fuß hohen Trümmerschutt gänzlich zu reinigen und den Tempelfries fast vollständig, obwohl hin und wieder beschädigt zu Tage zu fördern. Die Marmorblöcke wurden zunächst nach Zante geschafft, wo sie verkauft werden sollten.

Gegen Ende des Jahres 1812 zerstreute sich die Gesellschaft von neuem. St. hielt sich, nachdem er die übrigen jonischen Inseln antiquarisch untersucht und gezeichnet hatte, längere Zeit in Ithaka auf und kehrte Anfang Februar 1813 über Messenien und Lakonien nach Athen zurück.

Jetzt rüstete sich St. ernstlich zur Reise in die Heimath. Einige Zeit hielt ihn noch die Pflege des erkrankten Cockerell zurück, aber als dieser wieder der Genesung entgegen ging, verließ St., wie er glaubte, für immer Athen. Doch sollte er diese Stadt noch einmal wiedersehen nach unsäglichen Gefahren und Widerwärtigkeiten. Als er von Trikieri nach Salonich fuhr, wurde er, wahrscheinlich im Einverständniß des Führers seiner Barke, von Piraten gefangen und nicht eher frei gelassen, als bis seine Freunde in Athen 11 000 Piaster aufgebracht hatten und der getreue Haller persönlich diese Summe den Räubern überbrachte. St. hat die Qualen seiner Gefangenschaft lebhaft geschildert. Am meisten schmerzte ihn, daß seine Münzsammlung zerstreut und mehrere von seinen Zeichnungen zerrissen wurden. Glücklicherweise konnte er den größten Theil seiner Mappen dem verrätherischen Bootsführer anvertrauen, der sie ihm nach der Befreiung, wenn auch gegen hohen Lohn, wieder herausgab. Er war dann durch Krankheit noch einige Zeit in Athen zurückgehalten worden. Endlich konnte er mit seinem Diener Dmitri die Heimreise von neuem antreten; über Triest ging es nach Wien, wo er am 18. Juni 1814 anlangte. Im Herbst desselben Jahres kehrte er in den Kreis seiner Familie zurück; theils in Estland, theils

bei Verwandten in St. Petersburg, wo er übrigens auch bei Hof ehrenvolle Aufnahme fand, brachte St. zwei Jahre zu, ohne die Sehnsucht nach den herrlichen Landschaften, wie nach den künstlerischen Beschäftigungen des Südens aufgeben zu können. Besonders wünschte er, an einem dazu geeigneten Orte seine Sammlungen bearbeiten und eine Veröffentlichung vorbereiten zu können. Im Sommer 1816 ging er nach Rom und machte sich hier sofort an die Herausgabe des phigalischen Frieses. Der ursprüngliche Plan wurde bald erweitert, indem nun alle bei der Ausgrabung in Bassä aufgefundenen, zu dem Apollotempel gehörigen Bildwerke aufs vollständigste und getreueste zu etwa ein Viertel der wirklichen Größe in der ursprünglichen Ordnung abgebildet und in einem beigefügten Texte beschrieben und erklärt werden sollten. Dieser Arbeit stellten sich aber große Schwierigkeiten hemmend in den Weg. Zu dem Mangel an Büchern, über die St. in seinen Briefen klagt, gesellten sich auch Sorgen um die Druckkosten, da ein Verleger für das Werk des bisher noch unbekannten Autors nicht zu gewinnen war. Die vielen gesellschaftlichen Beziehungen, auch Lücken in der eigenen gelehrten Bildung, später auch mit Eifer begonnene andere Arbeiten auf kunsthistorischem Gebiete, verzögerten die Vollendung des Hauptwerkes, sodaß unterdessen andere, raschere und gewandtere Gelehrte, auch auf Kosten der Redlichkeit theils durch vorläufige Ankündigung der Funde und Ideen Stackelberg's, theils durch Veröffentlichung von mangelhaften Abbildungen der von ihm herauszugebenden Bildwerke das Interesse des Publicums vorwegnahmen.

Unter den Freunden, welche St. in Rom näher traten, ist vor allen anderen der Legationssecretär der hannoverschen Gesandtschaft, Kestner, der Sohn von Werther's Lotte, zu nennen. Dieser, auch durch poetische Begabung ausgezeichnete Gelehrte hat St. manchen werthvollen Rath bei den künstlerischen Studien ertheilt. Durch Kestner wurde St. bei dem hannoverschen Gesandten v. Reden eingeführt. In der Redenschen und in der gräflich Baudissin'schen Familie brachte er in heiterer Geselligkeit die angenehmsten Stunden seines zweiten römischen Aufenthalts zu. Seine Freunde Linckh und Bröndsted weilten damals ebenfalls in Rom.

Bis zum Jahre 1820 waren die Zeichnungen und der Stich der phigalischen Bildwerke, bis 1823 der Text im Manuscript vollendet. Inzwischen war in England eine recht mangelhafte Edition des phigalischen Frieses erfolgt. Charakteristisch für diese Verhältnisse ist ein vom September 1825 datirter Brief Stackelberg's: „Mir ist von dem bekannten Alterthumsforscher Hofrath Böttiger ein Brief und eine Empfehlung durch den jungen Kügelgen zugekommen, in welchem er mir unter Anderem anzeigt, daß er im 3. Bande seiner Amalthea einen meiner Briefe abdrucken ließ. So hat man sich mit den schreibseligen deutschen Gelehrten vorzusehen. Bald darauf erhielt ich die Amalthea selbst als Geschenk von ihm und las den Quark. Wenn doch die Welt einmal etwas Ordentliches von mir zu lesen bekäme; aber nun wird schon seit zwei Jahren wieder in Deutschland mit dem Druck meines Werkes gezögert, daß ich befürchten muß, mein Werk über die Alterthümer wird selbst zu einem Alterthum und ich komme am Ende meines Lebens nicht einmal dazu, die Frucht meiner Arbeiten zu ernten, oder die Frucht wird früher von Anderen abgelesen, als ich zu ihrem Genuß gelange. So manches wurde schon von Anderen ausgebeutet, was ich zuerst in diesem Werke berührte. Gut ist's, daß ich so viel hineinlegte, so daß ich eine völlige Erschöpfung der behandelten Stoffe nicht zu befürchten habe." — Daneben wurden nun aber im Jahre 1823 zwei neue Werke begonnen, „Die Gräber der Hellenen" und „Trachten und Sitten der Griechen". Von letzterem

Werke erschien das erste Heft (5 Blätter) 1825 und wurde mit großem Beifall aufgenommen.

Unter diesen litterarischen Arbeiten kam St. wenig dazu, sich der Malerei zu widmen. Dagegen nahm er, angeregt durch die Anwesenheit von Paganini, Rossini, Meyerbeer und anderen Künstlern in Rom, die Musik wieder mit Eifer auf, nachdem er sie lange Zeit vernachlässigt hatte.

Im Jahre 1820 traf St. vielleicht der schwerste Schlag seines Lebens. Seine zärtlich geliebte Mutter, die geradezu den Mittelpunkt seines ganzen Denkens und Schaffens gebildet hatte, wurde ihm durch den Tod entrissen. Die Erinnerung an diesen Verlust begleitete ihn durch sein ganzes ferneres Leben. Ihren Geburtstag pflegte er stets, so lange er in Rom weilte, allein oder allenfalls in Gemeinschaft mit einem vertrauten Freunde, gewöhnlich an einem schönen Punkt in der Umgegend der Stadt, zu begehen, in trübe Gedanken versenkt und ausschließlich mit der Erinnerung an sie beschäftigt. Wohl hat er daran gedacht, ihr Grab zu besuchen und wenigstens einen kurzen Aufenthalt bei den Seinigen in Estland zu nehmen. Aber die litterarischen Arbeiten, wie auch seine wachsende Eingewöhnung in die Lebensverhältnisse des Südens hielten ihn von der Ausführung dieses Planes noch Jahre lang zurück.

Unter den vielen ausgezeichneten und liebenswürdigen Menschen, mit denen St. in Rom verkehrte, wirkten die beiden deutschen Gelehrten Gerhard und Panofka am bedeutendsten auf seine antiquarischen Studien ein. Mit diesen und mit Kestner verband er sich 1824 zu einem antiquarischen Verein. Wöchentlich hielt man eine Zusammenkunft, wo der Pausanias und Hygin gelesen, Vorträge über Alterthümer gehalten, besonders auch viel über die phigalischen Bildwerke verhandelt wurde. Anfangs führte die Gesellschaft von dem Orte ihrer Zusammenkünfte den pompösen Namen der capitolinischen, hernach nahmen die Mitglieder wegen des häufigen Verkehrs mit apollinischen Heiligthümern, Kunstwerken und Sagen den Namen „Römische Hyperboraeer" an. Als Devise zeichnete Stackelberg's kunstverständige Hand eine Vereinigung des hyperboraeischen Greifes mit der römischen Wölfin. Gerhard hat späterhin die Resultate der dort vorgenommenen Arbeiten unter dem Titel: „Hyperboraeisch-römische Studien für Archäologie" in 2 Bänden veröffentlicht. In dem zweiten, fast 20 Jahre nach dem ersten erschienenen Bande findet sich ein werthvoller biographischer Abriß über St. Diesem Kreise der Freunde wurde späterhin durch den Zutritt des Herzogs von Luynes neue Anregung und erweiterter Gesichtskreis gegeben, und es schloß sich dann hauptsächlich durch des Letzteren Bestrebungen an die hyperboraeische Genossenschaft die für die Entwickelung der Alterthumswissenschaft in neuerer Zeit Epoche machende Gründung des archäologischen Instituts in Rom und die Herausgabe der Monumenti dell' Instituto archeologico an.

Im J. 1824 unternahm St. mit Panofka eine Reise nach Sicilien, die besonders seinem Werke über die Gräber der Hellenen sehr förderlich war. Allein die Strapazen auf den Streifereien durch das noch sehr uncultivirte Land und eine Besteigung des Aetna hatten seine Kräfte so mitgenommen, daß er auf der Rückreise in Neapel tödtlich erkrankte. Jenes Asthma, das ihn 8 Jahre vorher in Smyrna überfallen hatte, brachte ihn auch dieses Mal an den Rand des Grabes. Erst nach sechswöchentlicher Pflege seines getreuen Freundes Kestner konnte er wieder nach Rom aufbrechen. Aber völlig erlangte er seine Frische und Gesundheit nie wieder.

Von besonderem Interesse für St. war die Anwesenheit des berühmten Hieroglyphenforschers Champollion in Rom, 1825. Er ließ sich von ihm in die Geheimnisse der Zeichenschrift der alten Aegypter einführen und erweiterte so

seine Kenntniß vom Nillande, das ihn durch Kunst und Sitten von jeher angezogen hatte.

In einem Briefe desselben Jahres an die Schwester Charlotte heißt es: „Neuerdings habe ich mich wieder mit großem Eifer der Musikübung hingegeben. Es ist hier nämlich ein trefflicher junger Componist und Pianist ersten Ranges, Reissiger, mit dem ich bekannt geworden bin und schon ein paar Mal musicirt habe. Er hat mir vor Kurzem ein paar Rondeaux von seiner Erfindung gebracht, die köstlich sind .... Es ist doch nichts angenehmer, als was soeben erfunden wird und noch von keinem Preßbengel besudelt ist, sogleich zu genießen." Ebenso anregend wirkte auf seine Kunstliebe der Gesang der Catalani. Im Juni des Jahres 1826 erhielt St. endlich das erste Exemplar seines großen Werkes „Der Apollotempel zu Bassae in Arkadien" (Rom 1826. Royal-Folio. 31 Kupfertafeln und 147 Seiten Text) zugeschickt. Außer einigen leider stark entstellenden Druckfehlern war die Ausstattung der Bedeutung des Inhalts angemessen. Viele Plackereien erwuchsen ihm in der Folge aus den Verhandlungen über eine beabsichtigte französische Uebersetzung des Werkes, die indessen niemals zu Stande kommen sollte. Doch erschien in Paris sogleich nach Veröffentlichung der deutschen Ausgabe die Ankündigung einer französischen in Octav, die zwar der Verbreitung von Stackelberg's Ideen förderlich, aber dem Ertrage des Unternehmens höchst nachtheilig sein mußte. Bei der Breslauer Universität wurde gleich im folgenden Jahre eine eigene Vorlesung über dies Werk gehalten, wie es denn in der ganzen europäischen Gelehrtenwelt die größte Anerkennung einerntete, wenn auch hie und da sich Widerspruch gegen Einzelnheiten, namentlich gegen die symbolische Deutung gewisser Mythen erhob. Aber der klingende Lohn blieb aus. Obgleich St. sich entschloß, seine Arbeit dem Kaiser Nicolaus zu widmen, wurde sie nicht einmal in den gelehrten russischen Anstalten angekauft. Dagegen ernannte ihn die Berliner Akademie zu ihrem ordentlichen Mitgliede.

Glücklicher und rascher als mit diesem Hauptwerk ging es mit der Herausgabe von Stackelberg's „Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne, gravés d'après les dessins, executés en 1814 par Mr. le Baron de St. et publiés à Rome 1826", wovon 1825 schon das erste Heft erschienen war und das 1831 in Berlin in deutscher Sprache herausgegeben wurde. Das Werk erschien in einem ungemein günstigen Zeitpunkt, da alle Welt sich für den eben ausgebrochenen griechischen Befreiungskampf interessirte. Auch war es wohl das einzige, welches dem Autor einigermaßen die auf die Herstellung verwandten Unkosten wieder einbrachte, obwol es trotz eines besonderen päpstlichen Privilegs bis zum Jahre 1828 fünf mal nachgedruckt wurde. Die „Trachten" wurden ein so populäres Werk, daß St. später in einem Briefe halb ironisch schreiben konnte: „Ich habe hier (in Deutschland) bei fremden, aus Rom kommenden Damen meine neugriechischen Trachten in feinem Mosaikschmuck ausgeführt gesehen. Die höchste und letzte Huldigung empfängt in unserer Zeit die Kunst doch von der Mode. Schöneres als diesen sterblichen Lohn kann sie nicht erreichen, und selbst die komische Auszeichnung, welche ich im Museum von Karlsruhe meinen Trachten erwiesen sah, nämlich zwischen den Oelgemälden alter berühmter Meister in einer langen Reihe mit aufgehängt und aufbewahrt zu werden, gilt nicht so viel. Den schönen Arm oder Hals einer Dame zu zieren, ist schon ein herrliches Loos; was soll man aber sagen, wenn der Director einer berühmten Seifenfabrik in Dresden diese Trachten auf seine feinste, weiße Handseife abdruckt, um diese zu empfehlen. Ist das nicht eine ähnliche Ehre, als sie Goethen zu Theil ward, der Werther und Lotte auf Glas gemalt fand? Wie Glas der zerbrechlichste Stoff, so ist Seife der vergänglichste." Auch auf der Bühne, selbst

auf Maskenbällen wurden Stackelberg's Costumes mit großer Sorgfalt nachgeahmt.

Die dritte große Publication Stackelberg's, die „Gräber der Hellenen", wollte dagegen lange nicht vorrücken. Obgleich die Zeichnungen schon in Rom vollendet waren, zögerte St. so lange mit Fertigstellung des Textes, daß das Buch erst 1837, in seinem Todesjahr, in Berlin erscheinen konnte. Noch im J. 1826 begann St. in Rom ein neues Werk, das eine künstliche Wiederherstellung der Throne des Amykläischen Apoll und des Olympischen Jupiter nach Pausanias Beschreibung zum Gegenstand hatte. Auch hier waren die Zeichnungen längst fertig, während die Abhandlung dazu niemals zu Stande kam und so die ganze Arbeit nicht zur Veröffentlichung gelangte. Aehnlich ging es mit der Zeichnung und Erklärung der später von Rochette publicirten bronzenen Cista, auf der das blutige Todtenopfer des Achilles dargestellt war.

Zu anderen bedeutenden archäologischen Arbeiten veranlaßten St. die im J. 1827 gefundenen etrurischen Grabkammern, die sogenannten Hypogäen von Tarquinii. In Begleitung von Kestner und einem römischen Architekten reiste er sogleich nach dem ersten Bekanntwerden der Entdeckung nach Corneto, in dessen Nähe der Fund geschehen. Vier Grabkammern, die noch völlig farbenfrische Malereien zierten, waren bereits aufgedeckt, selbst gruben St. und seine Gefährten eine fünfte auf, die an Erhaltung der Farben alle anderen übertraf. In 17 Tagen brachte St. in den feuchten Gräbern bei Kerzenlicht in unbequemster Stellung den ganzen Tag verharrend 225 menschliche Figuren zu Papier, außerdem eine Menge Thiere, Ornamente und Reliefs, auch nahm er eine genaue Ausmessung aller Theile vor. Nachdem die Arbeit an Ort und Stelle beendet war, machte sich St. in Rom daran, die Zeichnungen ins Reine zu bringen und zu coloriren, die darauf sogleich zum Stich auf 35 Kupferplatten nach München gesandt wurden, als artistischer Theil eines neu herauszugebenden Werkes „Wandgemälde aus den Hypogäen von Tarquinii". Die Cornetonischen Entdeckungen erregten in Deutschland das größte Aufsehen. Mit Ungeduld erwartete man das verheißene Werk. Zunächst aber sahen sich St. und Kestner infolge des Gräberfundes in allerlei Intriguen verwickelt. Der französische Archäologe Raoul Rochette wollte dem von St. begonnenen Werk den Vorrang abgewinnen und eilte nach Corneto. Da die römische Regierung ihm das Zeichnen in den Grabkammern nicht erlaubte, suchte Rochette sich auf litterarischem Wege durch Verläumdungen aller Art an St. zu rächen. Dieser vertheidigte sich durch eine launige Broschüre, die er „quelques mots sur une diatribe anonyme" nannte, und in der er die Anmaßung des französischen Gelehrten mit ebenso viel feinem Witz wie sachlicher Gelehrsamkeit geißelte. Goethe, der in diesem Federkriege ganz orientirt war, nannte Stackelberg's Broschüre „ein wahres Meisterstück" und die vorstehende parodische Vignette (Eos-Pheme und Kephalos-Rochette) „ein täuschend im Stil antiker Vasengemälde erfundenes Motiv". Leider scheiterte die Druckausgabe der Tafeln theils an einer allzugroßen Verzögerung des Textes, theils daran, daß eine Einigung mit den Verlegern (zuerst Cotta, dann Reimer) wegen der Kosten nicht erzielt werden konnte. Leider sind die Zeichnungen verloren gegangen. In dem Andenken der begeisterten Cornetaner leben die Namen der beiden Kunstfreunde noch fort. Zwei Gräber werden noch heute als Grotta del Barone Stackelberg und Grotta del Barone e Ministro di Kestner bezeichnet.

Fast vollendet hat St. noch in Rom seine „Griechischen Ansichten", die 1834 in Paris unter dem Titel: „La Grèce. Vues pittoresques et topographiques" erschienen. Sie bildeten die Ausbeute seiner im J. 1814 mit so vielen Mühen und Gefahren ausgeführten Reise. Und noch ein eigenthümliches Opus beschäftigte St. in den Tagen seines zweiten Aufenthalts in Rom. Es war dies

ein mythologisches Gedicht „Albunea", von dem er selbst im J. 1818 äußerte: „Es ist hier noch etwas Neues aus meiner Feder entstanden, was den Gelehrten einen unerwarteten Aufschluß geben wird, die in dem Schatz des Schönen aus der vergangenen Welt herumsuchen und dabei oft den Wald vor Bäumen nicht sehen, besonders aber die lieblichsten Dichtungen verdorren lassen und aus den frischen Blumen der Mythologie ein Herbarium sammeln. Es ist dies ein Werk in gebundener Rede, ein episch-archäologisches Gedicht. Ganz geeignet zum Geheimniß, werde ich es wahrscheinlich zuerst anonym erscheinen lassen. Schon ist das Ganze beisammen und vollendet bis auf die Feile, die man nicht unterlassen darf, um sich selbst damit zu befriedigen." Leider ist die „Albunea" trotz Jahre lang fortgesetzter Feile nie zur Veröffentlichung gelangt.

Wenn Zersplitterung der Kräfte und Scheu vor anhaltender geordneter Thätigkeit manches mit Eifer begonnene Unternehmen nicht reifen ließen, so war es doch besonders die wankende Gesundheit, die St. an der Ausführung vieler seiner Entwürfe hinderte. Nach seinem Asthma-Anfall in Neapel hätte St. sich mehr schonen müssen, als ihm erträglich war; die Arbeiten in Tarquinii waren vollends dazu geeignet, seine angegriffene Gesundheit zu erschüttern. Als er von ihnen nach Rom zurückkehrte, befiel ihn abermals das Asthma, das anfänglich rasch gehoben, wiederkehrte und lange Zeit seinen Plan, endlich in die nordische Heimath zu reisen, verhinderte. Zum Brustleiden, das nach drei Monaten leidlich geheilt war, kam die Ruhr, die ihn derart mitnahm, daß er in lang andauernde nervöse Schwäche verfiel. Im April 1828 war er so weit hergestellt, daß er mit Kestner und dem eben in Rom wieder eingetroffenen Gerhard einen Ausflug durch Etrurien, Umbrien und das Sabinerland unternehmen konnte. Mit Verpackung seiner Kunstschätze vergingen noch ein paar Monate, wobei Thorwaldsen getreue Hülfe leistete. „Es ist nicht leicht", schreibt er, „sich von einem Orte loszureißen, wo man seit zwölf Jahren mit allen seinen geistigen Interessen Wurzel gefaßt hat, wo selbst die Sprache des Landes mit ihren wohllautenden Klängen uns geläufiger geworden ist, als die früh erlernte der Kindheit ... Wird der trübe Himmel des Nordens mir jemals erträglich werden? ... Wer weiß, wie meine Kunstwerke noch in das Vaterland gelangen, und ob mir der Genuß wird, mein kleines Museum dort aufgestellt zu sehen. Und doch mag ich es nirgends anders wissen, als in der Nähe der Meinen, zu ihrer und meiner Landsleute Freude und Nutzen. Ein Andenken an mich, wenn dieses Daseins Ende erreicht ist. Soll denn aber mein Leben immer nur ein Reisen sein? Nirgend sich ein Hafen, ein ganz befriedigender Ruheort finden, bis zu jenem von mir oft im Sinn erwogenen, der keinem fehlen kann. Und selbst für jenen Ort ist es mir nicht gleichgültig, in welchem Lande er mir wird. Am liebsten dort, wo ich geboren bin!"

Im August 1828 verließ St. Rom und Italien auf immer. Zunächst wandte er sich nach Paris, wo die Ausgabe seiner Vues pittoresques, zu der der König 20000 Francs beisteuerte, gefördert wurde. Von hier folgte er einer Einladung seines Freundes Cockerell nach London. In beiden Städten versuchte St., wiewohl vergeblich, Verleger für seine noch ungedruckten Arbeiten zu finden. Aus England, wo er wie in Paris viele berühmte Persönlichkeiten kennen lernte, ging er nach Frankfurt a./M. Hier hielt er sich drei Tage auf, mit der Herstellung seiner Karte von Griechenland beschäftigt. Darauf wandte er sich nach Göttingen, wo er viele von den Professoren, deren Vorlesungen er besucht hatte, noch vorfand. Den ehrenvollen Antrag, eine Professur an der Georgia Augusta zu übernehmen, schlug er aus, weil seine Künstlernatur davor zurückscheute, sich in akademische Fesseln schlagen zu lassen. Von hier eilte er nach Weimar, um Goethe kennen zu lernen, dessen Dichtungen ihn auf seinen Reisen begleitet hatten,

dessen Schriften von ihm und seinen Freunden sofort nach ihrem Erscheinen mit Begeisterung gelesen wurden. St. war auf das freudigste überrascht durch die Freundlichkeit, mit der Goethe ihm entgegenkam und ihn fünf Tage als täglichen Gast und Tischgenossen festhielt. Jeden Morgen trat er schon um 10 Uhr in Goethe's Studirstube, blieb bei ihm zum Frühstück, Mittag- und Abendessen, und jeden Abend, wenn er Abschied nahm, hörte er das ermunternde Wort: „Nicht wahr, Sie bleiben noch?" Zeichnungen, Kupferstiche und Antikensammlung wurden angeschaut, über den Phigalischen Fries und über Creuzer's neueste Ansichten der Mythologie discutirt. Mit Goethe allein oder in Gesellschaft von dessen liebenswürdiger Schwiegertochter wurde nach Belvedere hinausgefahren, wurden Schlösser und Gärten besucht, belebte Stunden bei Hofe und im Gartenhause an der Ilm verbracht. In dieser Zeit hielt sich der Dichter am liebsten in dem kleinen Landhause am Parke auf, wo er selbst die Malven im Garten pflanzte. „So schlicht und einfach ist Goethe in seinen Reden", schreibt St. an Kestner, „so ungekünstelt und ungewählt sind seine Worte, und immer treffend. Er hat die Natursprache in seinem Besitz. Es war eine Lust, ihn mit Kindern, die immer ab und zu bei ihm vorkamen, sprechen zu hören, denn er hat eine rührende Art, sich mit ihnen zu unterhalten, spricht dann in ihrem Sinne; darum sie auch an ihm hängen und ganz vertraut mit ihm sind. Ich möchte nicht aufhören, von ihm zu reden, so hat er mich bezaubert." Beim Abschiede wechselten sie Gastgeschenke. Goethe gab ihm vier Medaillen mit seinem Bildniß und die Zeichnung einiger antiken Fragmente. St. verehrte ihm seine schöne Zeichnung von Taormina und ein Blatt aus den „Trachten". „Sie haben erreicht, wonach ich gestrebt," sagte Goethe bei ihrem Anblick. In einem Briefe an Professor Göttling vom 22. August 1829 bemerkte Goethe: „Ich habe Ihnen die Unterhaltung mit Herrn Baron von Stackelberg von Herzen gegönnt, da sie mir so viel Vergnügen und Belehrung gewährt."

Unter dem Eindruck dieser unvergeßlichen Tage reiste St. nach Jena, um seine römischen Freunde Göttling und Huschke aufzusuchen, ward dann in Leipzig von einem großen Kreise von Gelehrten mit großer Auszeichnung empfangen und traf in Dresden die von Rom her befreundeten Familien des Gesandten v. Reden und des Grafen Baudissin.

In Dresden verweilte St. in einem geistig bewegten Kreise, besonders gern im Hause L. Tieck's, aber auch bei Hofe, wo er die Prinzen Friedrich August und Johann kennen lernte, die ihm den Ausruf entlockten: „In der Nähe so unterrichteter und liebenswürdiger Männer wünschte ich zu bleiben." Nach Vollendung der berühmten Dante-Uebersetzung übersandte ihm Prinz Johann ein Exemplar des Werkes. Am sächsischen Hofe wurde er auch dem Kronprinzen von Preußen vorgestellt, der ihn nach Berlin zu kommen aufforderte und ihm das neueröffnete Museum zeigen wollte. In Dresden bot sich St. die Gelegenheit dar, ein seinen Kenntnissen und Neigungen entsprechendes Amt anzutreten. Er wurde aufgefordert, die Oberverwaltung aller sächsischen Kunstschätze und insbesondere des Antikencabinets zu übernehmen. Dieses Anerbieten lehnte er aber ebenso entschlossen ab, wie früher die Göttinger Professur und später das Directorat am Berliner Museum.

Als St. im Juli 1830 nach Berlin kam, wurde er mit großer Zuvorkommenheit von Rauch aufgenommen, der ihm zu Ehren sämmtliche Berliner Künstler versammelte. Schinkel's Architektur des neueröffneten Museums hatte Stackelberg's Erwartungen nicht entsprochen und die Antikensammlung ihn kalt gelassen. Theils schien ihm das Alte überschabt und verfälscht, theils nicht bedeutend genug. Einige vorzügliche Bruchstücke fand er in Tegel bei Wilhelm

v. Humboldt, den betenden Knaben ausgenommen, überwogen sie seiner Ansicht nach Alles, was er in Berlin gesehen. So vergingen zwölf Tage.

Auf einer Reise nach Holstein zog sich St. eine Halsentzündung zu, die, als er nach Dresden zurückkehrte, sich steigerte. Es entstand eine langwierige Krankheit, die ihn Monate lang an das Zimmer bannte. Endlich war er so weit genesen, daß er im Sommer 1831 eine Kur in Teplitz mit Erfolg durchmachen und dann eine Reise nach Süddeutschland unternehmen konnte. In Heidelberg wurde er mit Enthusiasmus aufgenommen und ihm wiederum eine Professur angeboten. Den Winter brachte St. in Mannheim zu im Kreise geistreicher Männer und Frauen, die sich am Hofe der dort residirenden Großherzogin Stephanie von Baden versammelten. Um endlich ungestört an seinen Werken weiter arbeiten zu können, zog er sich im Sommer 1832 nach Heidelberg zurück. Damals wurde er von der königlich dänischen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zum ordentlichen Mitgliede ernannt, ebenso von der kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst in Mitau. Das ganze übrige russische Reich aber kümmerte sich um ihn so gut wie garnicht. Weder wurden seine Werke gekauft, noch ihm irgend welche Ehren bereitet.

Während eines zweiten Winteraufenthalts in Mannheim wurde St. von einem Nervenschlage getroffen, von dem er sich sehr langsam erholte. Kaum hatte er aber in Dresden seine Arbeiten wieder aufgenommen, wiederholten sich die Anwandlungen von Nervenlähmung. Am 18. April 1834 erfolgte ein zweiter Schlaganfall. Seit diesem Tage war seine geistige Kraft gebrochen, das Gedächtniß geschwächt, die Sprache eine Zeit lang schwer und unverständlich. Dennoch dachte er daran, seine Arbeiten zu vollenden. Als Kaiser Nicolaus 1835 allen seinen Unterthanen befahl, nach Rußland zurückzukehren, reiste auch St. in Begleitung eines zuverlässigen Dieners über Hamburg zunächst nach Riga, von dort nach Lilienbach bei Narva, wo sein Bruder Karl ein glückliches Familienleben führte. Theils hier, theils bei seinem Neffen, dem General v. Meyendorff in Petersburg, verbrachte er die letzten Tage seines Lebens. Auf seine geliebten Studien mußte er ganz verzichten. In Petersburg beschloß St. am 27. März 1837 sein vielbewegtes Leben. Seine Leiche wurde nach Estland gebracht und neben der heißgeliebten Mutter zur Ruhe bestattet. Von seinen Sammlungen, die größtentheils in Dresden zurückgeblieben waren, gingen werthvolle Stücke in den Besitz der sächsischen Regierung über, so die Amazone von Salamis, andere wurden an verschiedene Kunstfreunde verkauft, die meisten Handzeichnungen zu seinen Werken werden jetzt noch auf dem Stackelberg'schen Familiengute Faehna aufbewahrt.

St. war eine weiche, mehr aufnehmende, als schöpferische Natur. Die Vorurtheile seines Standes, die im damaligen Estland besonders kräftig wucherten, hatte er bis zu einem gewissen Grade überwunden. Allein seine Scheu vor regelmäßiger geordneter Thätigkeit als Beamter oder Professor läßt sich wohl auch aus seiner aristokratischen, vielfach in den Zerstreuungen der Gesellschaft aufgehenden Lebensweise erklären. Daß er nicht als Lehrer der akademischen Jugend wirken wollte, war um so mehr zu bedauern, als von seinen Zeitgenossen besonders seine Gabe, über Kunst und Künstler belehrend zu sprechen, oft seine Zuhörer geradezu hinzureißen, gerühmt wird. Die Reinheit seines griechischen Kunstgefühls war erstaunlich und übertraf bei weitem seine Gelehrsamkeit, die bei mangelhafter Grundlage nie zur für ihn selbst gewünschten Reife gedieh. Sein genialer Dilettantismus und seine künstlerischen Zeichnungen haben aber für die Welt der Alten in weiteren Kreisen gewirkt, als viele echt schulgemäße Abhandlungen. Seine gelehrten Freunde gedachten bei der Nachricht dankbar der vielseitigen Anregung, die er ihnen gegeben und setzten ihm als Grabschrift

die Worte: „Ein Kind des Nordens, durch mühvolle Wanderlust heimisch in Hellas und Rom, hat er in Werken, vom Genius Roms gepflegt, die Kunst der Griechen, jenen Glücklichen geistesverwandt, neu darzustellen und zu erklären vermocht. Früh erblüht, schön gereift, rasch gewelkt, der Seinigen Stolz, seinen Freunden unvergeßlich, liegt er bestattet in vaterländischer Erde. Gottes ewiges Licht, das er im Wahren und Schönen hienieden suchte, möge jenseits ihm leuchten!"

Vgl. Ed. Gerhard, Hyperboreisch-römische Studien für Archäologie. 2. Theil. Berlin 1852, S. 298 ff. — E. Hoheisel, Otto Magnus Freiherr v. Stackelberg als Mensch, Künstler und Gelehrter in der „Baltischen Monatsschrift" VIII, 385—442, 475—535. — N. v. Stackelberg, Otto Magnus v. Stackelberg. Schilderung seines Lebens und seiner Reisen mit einer Vorrede von Kuno Fischer. Heidelberg 1882. J. Girgensohn.

Stade: Diederich v. St., Germanist. Er ist am 13. October 1637 zu Stade aus einer bürgerlichen Familie geboren. Sein Vater, Nicolaus v. Stade, war Kaufmann, die Mutter eine Kaufmannstochter, die, früh verwittwet, auch den Sohn dem Handelsstande bestimmte. Schon hatte sie ihn dem Unterricht entzogen und gedachte ihn als Lehrling nach Spanien zu senden, da trat die Neigung des Knaben zu den Wissenschaften so lebhaft zu Tage, daß ihm im Alter von 14 Jahren die Rückkehr auf die Schulbank zugestanden wurde. Im J. 1658 bezog er dann die Universität Helmstedt, wo er Anfangs theologische Collegien hörte, bald aber sich mehr auf juristische und historische Studien warf. Seine wissenschaftliche Richtung dürften am meisten die Vorlesungen Hermann Conring's gefördert haben. Nachdem er im sechsten Semester bereits die Hochschule verlassen hatte, hielt er sich kurze Zeit in Hamburg auf und begab sich dann nach Schweden: war doch seine deutsche Heimath seit dem westfälischen Frieden der Krone Schweden unterthan. Während eines siebenjährigen Aufenthaltes hat er dort die entscheidenden wissenschaftlichen Anregungen gefunden, reiches Wissen auf sprachlichem und archäologischem Gebiete gesammelt und bedeutungsvolle gelehrte Bekanntschaften geschlossen. Von 1662—1667 war er Secretär und zugleich Erzieher im Hause des schwedischen Reichsraths Svante Banner in Stockholm, vorher und nachher aber weilte er längere Zeit in Upsala, wo gerade damals die antiquarischen und linguistischen Studien einen mächtigen Aufschwung nahmen. Hier lernte er den phantastischen Skandinavisten Olaf Rudbeck und seinen ihm an solider Gelehrsamkeit und kritischem Sinn gewaltig überlegenen deutschen Collegen Joh. Scheffer kennen, hier verkehrte er mit dem kundigen Bearbeiter isländischer Sagas Olof Verelius und dem Kenner und Herausgeber des Ulfila Georg Stjernhjelm, eignete sich eine gründliche Kenntniß des lebenden Schwedisch wie des Altnordischen, demnächst auch des Angelsächsischen, Niederländischen und Friesischen an und war, als er 1668 wieder den Boden der Heimath betrat, für das vergleichende Studium der Muttersprache weit besser gerüstet als irgend einer seiner Landsleute.

Er erhielt in Stade das Amt eines königl. schwedischen Consistorialsecretärs und hat es mit einer fünfjährigen Unterbrechung, welche die braunschweigische Occupation herbeiführte (1675—1680) und die ihn zwang, vorübergehend zur Anwaltschaft seine Zuflucht zu nehmen, bis zum Jahre 1711 verwaltet. Aus dieser amtlichen Thätigkeit erwuchs u. A. eine 1684 begonnene topographische Uebersicht über die Herzogthümer Bremen und Verden, die, obwohl nach Superintendenturen und Präposituren bearbeitet, doch über die Zwecke der kirchlichen Verwaltungsbehörden hinausgreift (erst neuerdings gedruckt im Archiv f. Gesch. &c. zu Stade VI, 12—72); ferner die gelehrte Vorrede zum Stadischen Kirchen-

Handbuch (Stade 1710) und allerlei Sammlungen und Vorarbeiten zur Geschichte, speciell zur Kirchengeschichte jener Landschaften. Auch übersetzte er (1711) die aus Anlaß der Bickerstaff'schen Prophezeiungen erschienene Schrift des Schweden M. G. Block gegen neu aufgetauchte falsche Wahrsagereien. Im J. 1711 ward er königlicher Archivar für die Herzogthümer Bremen und Verden, aber schon 1712 durch die politischen Ereignisse aus dem ihm lieben Amte vertrieben, hat er die letzten Jahre seines Lebens in Hamburg und in Bremen zugebracht. In Bremen, wo sein zweiter Sohn seit 1712 als Domprediger wirkte, ist er am 19. Mai 1718 gestorben.

Stade's Nachruhm gründet sich nicht auf die erwähnten Nebenarbeiten seiner amtlichen Beschäftigung, sondern auf die germanistischen Studien seiner Muße. Ueber deren langsamen, aber stetigen Fortschritt gibt der reiche Nachlaß Auskunft, den die königliche Bibliothek zu Hannover aufbewahrt (vgl. Bodemann's Verzeichniß ihrer Handschriften, Register S. 653 f.). Sein wissenschaftlicher Briefwechsel, soweit er bei v. Seelen, Memoria Stadeniana (S. 181—344) gedruckt ist, beginnt erst mit dem Jahre 1694, und vor die litterarische Oeffentlichkeit ist St. überhaupt erst in seinem 71. Lebensjahre getreten. Freilich in der kleinen Gemeinde der deutschen Alterthümler galt er schon längst als eine Autorität, wie die Vorrede des von ihm zwar nicht angeregten, aber geförderten Greifswalder Professors Palthen zu dessen Ausgabe des althochdeutschen Tatian (Greifswald 1706) bezeugt. 1708 erschien dann zu Stade sein „Specimen lectionum antiquarum Francicarum ex Otfridi monachi Wizanburgensis libris evangeliorum atque aliis ecclesiae christianae Germanicae veteris monumentis antiquissimis collectum" ꝛc., ein dünnes, aber überaus inhaltreiches Quartheft, das eine überraschende Vertrautheit mit den Denkmälern, dem Wortschatz und der Grammatik der „fränkisch-teutschen Zeit" offenbarte. Seit Jahren hatte St. sich mit dem Althochdeutschen und besonders eindringend mit Otfried beschäftigt, war, unzufrieden mit der Leistung des Flacius, zu der Wiener Hs. selbst vorgedrungen und begann nun, durch das Beispiel mehr noch als durch die Aufforderung des Engländers Hickes angefeuert, die Sprache des Weißenburger Mönchs grammatisch und lexikalisch gesichtet einer Darstellung der althochdeutschen Sprache zu Grunde zu legen. Dies Werk, im J. 1710 begonnen, würde bei allen an den Proben ersichtbaren Mängeln doch die bisherigen Leistungen der Deutschen auf dem Gebiete der historischen Sprachforschung sämmtlich übertroffen und gegenüber dem Thesaurus des Hickes eine Ehrenpflicht des deutschen Festlandes erfüllt haben. St. ist der erste deutsche Gelehrte, der über den antiquarischen Dilettantismus hinaus, bei dem selbst die tüchtigsten seiner Landsleute, wie Schilter, stehen blieben, zu der klaren Erkenntniß und Forderung vorgeschritten ist, für jeden germanischen Einzeldialekt und für jede Epoche zunächst eine feste grammatische Grundlage zu schaffen. Ueber das, was ihn von Männern wie Schilter und Eckhart trennte, hat er sich selbst ebenso bescheiden wie präcis ausgesprochen. Speciell auf althochdeutschem Gebiete war ihm von den Zeitgenossen höchstens der Däne Rostgaard durch umfassendere Quellenkenntniß überlegen. Aber Alter und Exil haben Stade's althochdeutsche Studien zu keinem Abschluß gelangen lassen. Wir besitzen von ihm im Drucke nur noch eine weitere Arbeit, die freilich ebenso ein Denkmal seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit wie ein Spiegel seines frommen und liebenswürdigen Wesens ist: „Erläuter- und Erklärung der vornehmsten Wörter, deren sich . . . Doct. Martin Luther in Uebersetzung der Bibel in die Deutsche Sprache gebrauchet, von welchen einige allen und jeden entweder an sich selbst, oder dem Gebrauche, wie auch dem Ursprunge nach, nicht gnug bekannt sein mögen. Den Deutschen zu Liebe deutsch geschrieben" (Stade 1711). Das Unternehmen, die veralteten und unverständlich gewordenen Wortformen und Wort-

bedeutungen der Lutherbibel zu sammeln und zu erläutern, war freilich nicht neu — in dem Vorbericht zur 2. Ausgabe hat der Sohn selbst die Vorgänger des Vaters namhaft gemacht; unter ihnen A. H. Francke und Bödiker; aber Niemand vor ihm hatte eine ähnlich reichhaltige Zusammenstellung geliefert, und ganz neu war die eingehende und vielfach überraschend glückliche etymologische Erklärung, die aus reicher Kenntniß der ältern Sprache und aller zugänglichen Quellen schöpfte. In der 2. Ausgabe (1717 von St. abgeschlossen und 1724 von dem Sohne herausgegeben) ist das Werk von 190 auf über 900 Seiten angewachsen, das Auctorenregister gibt einen Ueberblick über Stade's umfassende Studien: seine Interessen begriffen fast das Gesammtgebiet dessen, was wir heute unter germanischer Philologie verstehen, auch Rechtsalterthümer, Mythologie und Volkskunde fehlen nicht, und nur freilich in der Litteratur, deren Geschichte dieser Zeit nur eben als Hülfswissenschaft galt, treten die Dichter der mittelhochdeutschen Blüthezeit noch durchaus zurück.

Diederich v. St. hinterließ aus seiner 1670 geschlossenen Ehe mit Elisab. Gertrud Keller vier Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn, Diederich v. St. wie der Vater geheißen, geb. 1674, machte im schwedischen Staatsdienst eine glänzende Carrière und wurde von Karl XII. in den Adelstand erhoben; als junger Etats-Secretär hat er 1700 das Tagebuch über den holsteinischen Feldzug geschrieben, welches im Archiv d. Ver. f. Gesch. zu Stade II, 210—234, abgedruckt steht. — Der zweite Sohn Johann Friedrich v. St., geb. 1678, † 1740 als Domprediger zu Bremen, theilte die sprachlichen Interessen des Vaters, dessen Otfried-Studien er schon im J. 1700 als schwedischer Gesandtschaftsprediger in Wien fördern konnte und von dessen Luther-Wörterbuch er außer der 2. noch eine 3. Ausgabe (Bremen 1737) mit eigenen Anmerkungen veranstaltete.

Jo. Henr. a Seelen, Memoria Stadeniana sive de vita, scriptis et meritis Diederici a Stade commentarius etc. (Hamburgi 1725). — Raumer, Geschichte der Germanischen Philologie S. 173 ff. — Ueber den Sohn Johann Friedrich auch Rotermund, Lexikon der Bremischen Gelehrten II, 163.

Edward Schröder.

Stade: Diederich v. St., der Jüngere, war der älteste der 5, den älteren Diederich überlebenden von 12 aus der Ehe mit Elisabeth Gertrud Keller geborenen Kinder. Ihr Vater, Georg Keller, stammte aus Saarbrücken und war schwedischer Regierungssecretär für Bremen und Verden in Stade. Dietrich war am 8. Februar 1674 geboren, studirte die Rechte, wurde darauf Secretär des Grafen Gustav Moritz v. Lewenhaupt, 1699 des Generalgouverneurs der Herzogthümer Bremen und Verden Grafen Nicolaus Güldenstern. Durch diesen wurde er 1704 Archivar am Landesarchiv zu Stade, 1705 Etatssecretär, Geh. Gouvernements- und Directorialsecretär des niedersächsischen Kreises, darauf 1712 Regierungsrath. Vom Könige Karl XII. wurde er geadelt, und dieser Adel ging auf seinen Sohn Dietrich Basilius (s. unten) über, während die Familie seiner Brüder bürgerlich blieb. Seine Stellung in den Herzogthümern hörte mit der dänischen Occupation auf und er floh nach Bremen; wurde aber 1711 als schwedischer außerordentlicher Gesandter nach Regensburg geschickt und ist in dieser Stellung als Comitialgesandter 1725 verstorben. S. v. Seelen, Memoria Stadeniana, Hamburg 1725.

Dietrich Basilius v. St., sein Sohn, geboren am 13. October 1705 zu Stade, wurde bis 1725 von Hauslehrern gebildet, studirte in Halle Rechte, wurde 1728 Auditor bei der Justizkanzlei zu Celle, 1730 Assessor beim dortigen Hofgerichte, 1733 Hofrath und 1736 Oberappellationsrath daselbst. 1751 wurde er Director der Justizkanzlei gleich dem jetzigen Landgericht zu Stade, † 1787. Berühmt war seine Bibliothek und vor allem seine Sammlung von Landkarten,

Rissen und Zeichnungen, die nach seinem Tode zerstreut sind. Vergl. (Pratje) Altes und Neues IX, S. 244 f., Archiv des Vereins für Gesch rc. in Stade VI (1877) S. 9.

Der zweite Sohn Diederich's des Aelteren war Johann Friedrich v. St., geboren am 2. December 1678 zu Stade; er studirte in Rostock Theologie, wurde 1700 schwedischer Gesandtschaftsprediger in Wien beim Baron v. Strahlenheim, 1707 Pastor in Rotenburg im Herzogthum Verden, 1712 schwedischer, dann hannoverscher Pastor am Dome zu Bremen, † 1740. Er gab seines Vaters „Erklärung einiger teutscher Wörter“ in einer zweiten, vermehrten Ausgabe 1724 und in einer dritten (Titel-) Ausgabe 1737 heraus. Ueber seine Schriften vergl. (Pratje) Altes und Neues VI, S. 188—191. Sein Sohn aus erster Ehe mit Ursula v. Redern, hieß wie der Vater Johann Friedrich v. St. Er war 1711 in Rotenburg geboren, von 1739—1753 zuerst Pfarradjunct, dann Pastor zu Otterstedt. 1754 wurde er als Consistorialrath und Superintendent zu Verden eingeführt, † am 20. Februar 1795. Er besaß noch die von Pratje, Altes und Neues I, S. 98 beschriebenen Collectanea ad Ducatus Brem. et Verd. pertinentia seines Großvaters. Schlichthorst, Beiträge rc. I, S. 342, II, S. 322. Schriften: Altes und Neues IX, S. 258 f. Aus des älteren Johann Friedrich zweiter Ehe mit Charitas Varenius aus Osnabrück stammte Dietrich August v. St., der 1772 Pastor in Hollern im Alten Lande bei Stade war.

Der dritte Sohn des älteren Diederich, Eberhard Friedrich v. St., geb. 1681, wurde 1708 als Nachfolger seines Mutterbruders Rudolf Keller, schwedischer, nachher hannoverischer Regierungssecretär in Stade; der jüngste, Karl Christoph, war Kaufmann in Hamburg. Die einzige Tochter, Anna Elisabeth, verheirathete sich mit Michael Georg Diecmann in Stade, einem Sohne des Generalsuperintendenten Johann Diecmann (A. D. B. V, 118), der am 5. October 1678 geboren, 1706 Auditeur bei dem Cavallerieregiment des Oberst v. Horn wurde und mit nach Polen marschirt war, nach seiner Rückkehr und seiner Verheirathung aber seinem Schwiegervater adjungirt wurde. Dieser gab ihm das Amt eines Consistorialsecretärs völlig ab, behielt aber das Archivariat, das er 1705 als Nachfolger seines ältesten Sohnes übernommen hatte, für sich. Später wurde Diecmann Hofgerichtssecretär.

Pratje, Altes und Neues XXXXI, S. 278 f. Krause.

Stadegge: v. St., Minnesänger. Er gehört dem steirischen Geschlecht der Herren von Stadeck an, deren Stammsitz Burg Stadeck zwei Stunden nördlich von Graz in einer waldigen Schlucht über dem kleinen gleichnamigen Ort lag und die im 13. Jahrhundert Ministerialen des Herzogs von Steier und Lehnsmänner des Erzbischofs von Salzburg waren. Seine Dichtung bewegt sich in der Bahn des höfischen Minnesangs der Steiermark, den ich oben (in dem Artikel von Scharfenberg A. D. B. XXX, 774) charakterisirt habe, und verräth die Schule Reinmar's des Alten und Walther's von der Vogelweide. Diejenige Form zumal, die Walther dem höfischen Minnesang gegeben hat durch die lebendige Beziehung auf die Natur, durch das persönliche Verhältniß zu den Hörern, durch die Einfügung volksthümlicher Elemente, ist ihm Muster gewesen. Erhalten sind uns nur drei Lieder unter seinem Namen von der großen Heidelberger Minnesingerhandschrift. Allen gemeinsam sind ausführliche, frische Natureingänge. Ein Winterlied stellt Nebel, Schnee und Reif und die Leiden der Liebe nebeneinander, betheuert Treue und Aufrichtigkeit, erhebt verwunderte Beschwerde über die der Geliebten bei aller Schönheit fehlende Güte und klingt in der allgemeinen Sentenz aus, daß Weibes Schönheit ohne Güte nichts tauge. Ein höchst anmuthiges Sommerlied ruft die Mädchen auf, den süßen Mai loben zu helfen: man sieht seine Kraft durch die breiten Bäume aufdringen der Sonne entgegen; niemals schaute man einen Mai mit reicherer

Farbe bekleidet; die kleinen Vöglein, die Heide, die lichten Tage, alles nimmt Theil an der allgemeinen Freude; die Blumen schwanken im Winde des Frühlings und die wilden Rosen haben sich mit ihrer besten Röthe geputzt dem grünen Hag zu Gefallen. Eine dritte Strophe sollte wol folgen und die Wendung zum Persönlichen enthalten. Aus dem kleinen Bruchstück leuchtet morgenlicher Glanz, unschuldige jugendliche Frühlingsluft: die ewige Erneuerung der Natur abgebildet wie sie sich spiegelt in hellen Kinderaugen, die in Mensch und Vogel, in Wald und Wiese, in dem Grün der Bäume und dem Roth der Blumen, in Sonnenlicht und Windesrauschen nur den tiefen Einklang des quellenden jubelnden Lebens gewahren. Das dritte Gedicht, gleichfalls ein Sommerlied, bringt in einem Eingang voll naiver Plastik die alten einfachen typischen Züge der volksthümlichen Naturschilderung, klagt dann vor allen edlen Frauen über die Geliebte, welche treuem Werben nicht lohnt, und sagt ihr unter Segenswünschen geradezu den Dienst auf. Mit Beziehung hierauf stellt das Bild der Heidelberger Liederhandschrift den Dichter dar, wie er seine Dame gar unsänftiglich zerzaust. — Ohne Frage gehört der Sänger noch der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts an: er hat, wie es nur in der besten Zeit möglich war, höfische Kunst mit volksthümlichem Inhalt erfüllt. Wenn er in einigen formelhaften Wendungen (z. B. alle wolgemuoten leien) an Neidhart von Reuenthal und Gottfried von Neifen erinnert, so steht er doch der höfischen Dorfpoesie wie dem p a r o d i s t i s c h volksthümlichen Minnesang des schwäbischen Sängerkreises ganz fern. Er ist vielmehr ein echter Anhänger jenes höfisch-ritterlichen Idealismus, wie ihn Walther und die Dichter der classischen Zeit vertraten. Man muß daher in dem Dichter R u d o l f II. v o n S t a d e c k erkennen, der von 1230 — beziehungsweise 1243, falls man in dem Rudolf der Urkunde von 1230 noch den Vater, Rudolf I., erblickt — bis 1261 (v. d. Hagen: 1262) nachgewiesen ist, einen Zeitgenossen Ulrich's von Liechtenstein. Zusammen mit diesem, an dessen Lieder die seinigen mehrfach anklingen, zusammen mit dem Minnesänger und Epiker Herrand von Wildonie und dessen Verwandten kommt er öfter in Urkunden vor. Wir finden ihn 1246 in der Umgebung des Erzbischofs Eberhard von Salzburg, 1249 in der des Erzbischofs Philipp, 1250 bei dem vom Grafen Meinhard von Görz in Graz gehaltenen Landgericht, im December 1260 zu Graz bei König Ottokar. Die Herren von Stadeck waren ein Zweig der steirischen Ministerialen von Landesere im Mürzthal. Erchenger I. von Landesere († 1211), der Oheim unseres Dichters, stand dem Gönner Reinmar's Herzog Leopold V. von Oesterreich nahe, den er 1190 auf den Regensburger Reichstag begleitete, aber auch dem Mäcen Walther's Bischof Wolfger von Passau. Dessen Sohn Erchenger II. von Landesere († nach 1269), ein Vetter Rudolf's II. von Stadeck, erwartete 1240 bei Hohenwang den als Artus verkleideten Ulrich von Liechtenstein, selbst den Ritter Iwein spielend, und zog dann mit ihm über den Semmering. Die ganze Familie der Herren von Landesere und Stadeck hatte zum Babenbergischen Hause enge Beziehungen. Durch Verwandtschaft und Freundschaft also steht unser Dichter, wie man sieht, mitten in der Strömung der h ö f i s c h e n Litteratur Oesterreichs und der Steiermark. Und so ist e r ohne Zweifel auch jener Rudolf von Stadeck gewesen, der das Exemplar von Veldeke's Eneide herstellen ließ, auf dem die Münchener Handschrift derselben Cgm. 57 (13.—14. Jahrhundert) beruht. Einen späteren Sprossen der Familie, L e u t o l d II. v o n S t a d e c k († 1367) feierte der fahrende österreichische Wappendichter Peter Suchenwirt in einer Totenklage: er preist ihn als einen kriegsgewaltigen Mann, der an vielen Fehden und Feldzügen, insbesondere auch an den Preußenfahrten, jenen verspäteten Imitationen der ritterlichen Kreuzzüge, Theil genommen, der allewege tapfer gefochten, der aber nicht bloß die alte ritterliche Waffentüchtig-

keit bewahrt, sondern der ererbten Standessitte getreu auch Frauendienst und Freigebigkeit geübt hatte: man sieht, wie in ihm die alten Traditionen aus der Blüthezeit des Ritterthums nachleben. Die Wittwe des letzten männlichen Stadeckers heirathete der letzte Minnesänger, Hugo von Montfort, während gleichzeitig sein Sohn Ulrich mit der Erbtochter Guta von Stadeck vermählt ward (1401/2). So bewahrt dies Geschlecht der Stadecker und seine Verwandten länger als zwei Jahrhunderte die Pflege ritterlicher Bildung und Dichtung, bis in die Tage hinein, da bereits der Geist der Reformation und der Renaissance anfing, der gesammten deutschen Cultur einen neuen Stempel einzudrücken.

v. d. Hagen, Minnesinger II, 74 f.; III, 662; IV, 415 ff. — Weinhold, Ueber den Antheil Steiermarks an der deutschen Dichtkunst des 13. Jahrhunderts. Wiener Akademierede 1860, S. 222 f., 231. — Weinhold, Der Minnesinger von Stadeck und sein Geschlecht. Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Philolog.-histor. Klasse, 1860 Bd. 35, S. 152 ff. (darin S. 162 f. eine Ausgabe der drei Lieder). — Kummer, Herrand von Wildonie. Wien 1880, S. 86, 90 f., 96, 109 f., 184 ff., 218 ff. — Wackernell, Hugo v. Montfort. Innsbruck 1881. S. LIII. — Das urkundliche Material weisen nach die Indices von: v. Meiller, Regesten der Babenberger. Wien 1850; v. Meiller, Regesta archiepiscoporum Salisburgensium. Wien 1866; Zahn, Urkundenbuch der Steiermark II. Graz 1879. — Grimme's Bemerkungen in der Germania XXXII, 462 f., die lediglich aus ihnen schöpfen, sind ohne Kenntniß der Arbeit Weinhold's geschrieben und ohne selbständigen Werth.

Burdach.

Staedel: Johann Friedrich St., geboren am 1. November 1728 zu Frankfurt a. M., Kaufmann und Bankier daselbst, † am 2. December 1816. Er hinterließ durch letztwillige Verfügung vom 15. März 1815 seine reichen Kunstsammlungen und sein bedeutendes Vermögen zu einer Stiftung „Staedel'sches Kunstinstitut", welche nach dem Sinne des Stifters der Mittelpunkt des Kunstlebens in seiner Vaterstadt werden sollte. Der Stiftungsbrief und das Nähere über die Geschichte des Instituts bei Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. (Frankfurt 1862). R. Jung.

Stadelmann: Heinrich St., Dichter und Uebersetzer. St. wurde zu Barthelmeßaurach in Mittelfranken als Sohn des dortigen Pfarrers am 30. März 1830 geboren und verlebte seine Knabenzeit in Schopfloch, wohin sein Vater bald übersiedelte. Die stille Zurückgezogenheit des Pfarrhauses übte ihren Einfluß auf seine Natur; die Beschränkung auf kleinere Kreise des Lebens begünstigte die gemüthvollere Vertiefung. Noch stärker aber waren für ihn die Eindrücke der Schulzeit. Denn auf dem Gymnasium zu Ansbach fand er an dem Schulrath Bomhard einen Lehrer, der den nachhaltigsten Einfluß auf ihn übte. Bomhard, ein Meister des lateinischen Stils, hatte sich durch das in außergewöhnlicher Weise sich entfaltende Sprachtalent zu dem Schüler, dem er sich bald nichts mehr zu corrigiren getraute, hingezogen gefühlt; in seinem Unterricht entwickelte sich dieser vielversprechende Keim; nicht minder aber wirkte die Persönlichkeit des zu sinniger Betrachtung geneigten und durch sie anregenden Lehrers auf St., der dem väterlichen Freunde die dankbarste Anhänglichkeit bis an den Tod bewahrte. In Erlangen, wo St. 1848—1853 Philologie studirte, war es besonders Döderlein, von dem er Anregung empfing. Der geistvolle Gelehrte bot durch die ihm eigene geschmackvolle Art bei der Interpretation der Classiker dem poetisch angelegten Schüler mehr anziehende Seiten als Nägelsbach, in dessen Thätigkeit der Nachdruck auf gründliche philologische Bildung für den künftigen Beruf als Schulmann fiel. Das Letztere hatte für St. einen Beigeschmack von Pedanterie; dadurch entstand in ihm ein Widerspruch zwischen seiner Neigung und dem ge-

wählten Berufe, für den er doch eigentlich nicht geschaffen war, und als er einmal in das Lehramt eingetreten war, machte sich ihm dies selbst fühlbar. Nach kurzem Aufenthalt im väterlichen Hause war er 1853 Assistent in Erlangen, dann in Ansbach geworden; seit 1855 war er bei anfänglich sehr bescheidenem Einkommen Studienlehrer an der Lateinschule in Memmingen. Knaben zu unterrichten, noch dazu in Fächern, welche, wie Arithmetik und Geographie, für ihn selbst gar keinen Reiz hatten, befriedigte ihn nicht, und für alles das, woran sein eigner Geist Freude hatte, gab es in dieser Thätigkeit keinen Raum. Um so inniger wurde seine Freundschaft mit den Musen; er hatte sich ganz in die römischen Dichter eingelebt, und schon als er im J. 1854 seine „Varia variorum carmina“ veröffentlichte, eine Sammlung, in der fast alle deutschen und auch einige griechische und englische Dichter vertreten sind, lagen auch einem weiteren Kreise die Zeugnisse einer seltenen, in der Gegenwart wol von keinem übertroffenen Meisterschaft im Uebertragen moderner Stoffe in antike Form vor. Sie fanden bei Kennern ungetheilten Beifall, so daß er 1856 einen weiteren Band folgen lassen konnte. Goethe's römische Elegieen (1862) und Byron's hebräische Gesänge (1866) reihten sich den früheren Arbeiten würdig an; vieles Einzelne veröffentlichte er daneben Jahr für Jahr in Zeitschriften. Einen gleichen Reiz, wie die classische Dichtung, hatte für ihn die altchristliche Hymnenpoesie und schon 1855 ließ er einen Band deutscher Uebersetzungen dieser Art erscheinen, welchem später ein zweiter, die „Sionsgrüße“ folgte. Hatte seine Gewandtheit im Gebrauch der lateinischen Sprache ihn in Berührung mit hervorragenden Latinisten der Gegenwart gebracht, so lenkten glückliche Nachbildungen antiker Poesie in moderner Form bald auch die Augen bedeutender Dichter, wie Geibel, J. Kerner, Gerok, Scheffel auf ihn, mit denen er auch in Briefwechsel trat. „Aus Tibur und Teos“ war eine kleine Sammlung (1868) betitelt, welche ihm den Beifall solcher competenter Beurtheiler verschaffte. Da sein Uebersetzen nie ein äußerliches Einkleiden in deutsches oder lateinisches Sprachgewand war, sondern aus der glücklichen Gabe, sich in den fremden Genius zu versenken und einzuleben, hervorging, so gelang es ihm, ohne daß er sich eigentlicher englischer Sprachstudien hätte rühmen können, auch englische Dichtungen in würdige deutsche Form umzugießen, wie seine „Leierklänge aus Albion“ (1863) und seine Uebersetzung der lyrischen Gedichte Byron's in der „Bibliothek ausländischer Classiker“ bezeugen. Nicht ohne Werth sind auch seine eigenen poetischen Schöpfungen, alle einer reichen, lyrischen Stimmung entsprungen; doch müssen sie gegen die Leistungen seines Uebersetzertalents zurücktreten. Die innere Befriedigung, welche ihm sein Lehrberuf nie geben konnte, fand er in seinem Familienkreise. Seit 1859 lebte er in glücklichster Ehe mit Marie Friedreich, der Tochter des auch als Schriftsteller bekannten Professors der Medicin in Erlangen. Die äußeren Sorgen verließen ihn nie ganz. Nach manchem erfolglosen Versuche, sich eine ihm besser zusagende Stellung zu verschaffen, wurde er 1872 Studienlehrer am Gymnasium zu Speier, als seine Gesundheit schon durch eine im J. 1870 überstandene Lungenentzündung schwer erschüttert war. Sie konnte sich nicht mehr nachhaltig bessern. Auch der wiederholte Besuch der Bäder von Teinach und Lichtenthal übte keine Wirkung. Trotzdem erschlaffte seine Lust, zu schaffen, nicht; hatten die Jahre 1870 und 1871 ihn zu „Zeitklängen“ begeistert, so konnte eine 1873 erschienene Ausgabe seiner noch ungedruckten Gedichte auch „im Schwarzwald“ gesungene Lieder aufnehmen, die er aus Teinach mitbrachte. Noch trug er sich mit größeren Entwürfen, als ein erneutes Auftreten seines Lungenleidens ihn nöthigte, zuerst einen längeren Urlaub anzutreten, dann sich in seine Heimath Schopfloch zu begeben, von wo er nicht mehr zurückkehrte. Am 1. October 1875 verschied er dort. Die Vollendung des Drucks einer Lyra sacra, der ihn zuletzt

noch beschäftigte, hat er nicht mehr erlebt, Freundeshand hat ihn zu Ende geführt.

Nekrolog im „Sammler“, Beil. zur Augsburger Abendzeitung 1876. Nr. 30 und 31. G. Metzger.

Stadelmann: Rudolf St. wurde am 8. September 1813 in Suhl in Thüringen geboren. Infolge des raschen Verfalls der dort lange Zeit blühenden Barchentmanufactur war sein Vater in drückende Verarmung gerathen, und Noth und Sorge wurde in dem elterlichen Hause um so schwerer empfunden, weil Vater und Mutter — jener eine leidenschaftlich heftige, diese eine weiche, innerliche Natur — sich zur unseligsten, friedlosesten Ehe verbunden hatten. Es war eine unsäglich harte Jugend, die der Knabe unter Entbehrungen aller Art und unter dem Eindruck des unheilbaren Zerwürfnisses der Eltern durchlebte. Für seinen Unterricht konnte außer dem, was die elende Stadtschule gewährte, nichts gethan werden, und doch regte sich in dem begabten Knaben ein lebhafter Wissens- und Bildungstrieb, der sich durch die Vorstellung hülfreicher praktischer Wirksamkeit zu einer sehnsüchtigen Neigung für den ärztlichen Beruf gestaltete. Die Neigung mußte niedergekämpft und der einzige Halt ergriffen werden, der sich ihm, in freilich ganz entgegengesetzter Richtung, bot. In dem Hause der Eltern lebte hochbetagt sein mütterlicher Großvater, Joh. Veit Döll, eine allgemein geachtete Persönlichkeit, ein Mann, der sich ganz aus sich selbst zu einem anerkannt vortrefflichen Meister in der Kunst des Medaillen- und Gemmenschneidens gebildet hatte. Zu diesem flüchtete sich der Enkel. Zeichnend und des Abends dem Alten vorlesend, verbringt, zum Schaden seiner Gesundheit, schon der Zehnjährige alle Zeit, welche die Schule ihm freiläßt, in dem ärmlichen, bedrückend engen Arbeitsstübchen. So gut wie ohne Anleitung lebt er sich in die mühselige künstlerische Thätigkeit des Großvaters dergestalt ein, daß er, schon von seinem dreizehnten Jahre an, denselben in seiner Existenz unterstützen kann. Er thut dies gleichzeitig, ganze sieben Jahre hindurch, auch dadurch, daß er, obgleich nur höchst mangelhaft vorbereitet, für ihn den Organistendienst an der städtischen Hauptkirche versieht. Alles der Noth wegen und Alles aus Liebe zu dem würdigen Manne, der in seiner arbeitsamen bescheidenen Weise ihm ein Vorbild fürs Leben geworden ist.

Mitte der dreißiger Jahre starb, im 86. Lebensjahre, der Großvater. Nun hatte der Jüngling durch seine Arbeiten nur sich selbst zu erhalten, zugleich jedoch eine ältere Schwester zu unterstützen. Erst als diese sich verheirathete, verließ er 1837 auf Veranlassung eines Bruders seiner Mutter, der in Karlsruhe als Münzbeamter lebte, Suhl, folgte aber, da sich ihm in Karlsruhe die Hoffnung einer Staatsanstellung nicht erfüllte, schon im nächsten Jahre einer Aufforderung zur Beschäftigung als Medailleur am Münzamt in Darmstadt. Im anregenden Verkehr mit tüchtigen Menschen, eng befreundet insbesondere mit dem nachmaligen Oberfinanzrath O. Hoffmann, verlebte er hier einige erfreuliche Jahre. Seine Arbeiten verschafften ihm endlich einen Ruf an die königl. Münze in Neapel. Im Februar 1841 traf er dort ein. Die Hoffnung, neben einer gesicherten amtlichen Stellung, während eines mehrjährigen Aufenthalts in Italien sich in seinem künstlerischen Wissen und Können weiterbringen zu können, erfüllte seine Seele. Rasch und gewaltsam wurde diese Hoffnung zerstört. Leider war ihm verhehlt worden, daß die ihm übertragene Stelle schon längst von einem in der dortigen Münzanstalt beschäftigten Italiener angestrebt worden war. So wurde er ein Opfer des Hasses und der Rache. Nur 14 Tage nach Antritt seines Amtes trifft ihn eines Abends auf der Straße der Dolch eines Meuchlers; ein erster Stoß dringt nicht tief in die Brust, ein zweiter verletzt die abwehrende Hand und raubt, in die Augenhöhle eindringend, dem rechten Auge fürs erste

die Sehkraft. Die Regierung und das Haus Rothschild leisteten Beistand. Dem Verwundeten wurde während vier Monate die sorgfältigste Behandlung durch den Augenarzt Quadri zu theil, bis dieser endlich, mit Rücksicht auf die schädlichen Einflüsse der Sommerhitze und Staubluft von Neapel, die Kur in der vom Prof. Jäger geleiteten Augenklinik in Wien fortzusetzen rieth. Es geschah mit dem besten Erfolge, aber zugleich mit der schließlichen Eröffnung, daß die Erhaltung der wiedererlangten Sehkraft nur verbürgt werden könne, wenn der Genesene einen Beruf aufgebe, der den Augen so ungewöhnliche Anstrengungen zumuthe. Stadelmann's Mittel jedoch waren erschöpft, eine Entschädigung von der neapolitanischen Regierung konnte er nicht erlangen: nothgedrungen mußte er sich zu seiner früheren Thätigkeit in Darmstadt zurückwenden, — allein nur um zu erfahren, daß die Augen wieder leidend wurden und den Dienst versagten.

Da bot sich, völlig unerwartet, ein Ausweg. Durch Vermittlung einer Frau v. Weiß aus Riga, welche dem ehrwürdigen Emanuel v. Fellenberg in Hofwyl, dem Besitzer und Leiter der dortigen pädagogisch-ökonomischen Anstalten, theilnehmend von dem Unfall in Neapel und dessen Folgen erzählt hatte, gelangte eine Einladung Fellenberg's an St., zu ihm nach Hofwyl zu kommen. Die Annahme dieser Einladung bedeutete für St. das Aufgeben seiner ganzen bisherigen Lebensarbeit und Lebensaussicht, allein der Entschluß dazu entsprach dem in seiner Natur ursprünglich angelegten Drange zu praktischem Wirken. Im September 1843 in Hofwyl angekommen, fesselte ihn bald das bedeutende Leben, in das er eingetreten war —: auf der Grundlage eines großen Landguts mit musterhaftem Betrieb ein Organismus von Lehr- und Erziehungsanstalten, durch welche für alle Stände von den höchsten Gesellschaftsclassen an bis zu den verwahrlosten Kindern der Armuth im Sinne echten Menschenthums gesorgt werden sollte. Die Anstalt befand sich eben damals in schönem Gedeihen, und Fellenberg, bereits ein Siebziger, trug sich mit den umfassendsten Plänen für die weitere Entwicklung und Sicherung seiner Schöpfung. Durch testamentarische Verfügung über einen großen Theil seines Vermögens dachte er den äußeren Bestand zu sichern: die Bürgschaft für das innere Wachsthum sollte durch die Heranziehung der besten wissenschaftlichen und sittlichen Kräfte gewonnen werden. In alle diese Pläne weihte Fellenberg den neuen Ankömmling ein, dessen frische Natürlichkeit sein ganzes Vertrauen gewann. Er regte ihn zu dem Schriftchen „Die Stiftung von Hofwyl" (Darmstadt 1844) an und übertrug ihm die persönliche Mission, für die Hofwyler Sache zu werben, „Menschen zu suchen" und rechte Pädagogen womöglich für die Umsiedlung nach Hofwyl zu bestimmen. Er verband damit das Versprechen, ihm später die Mittel zu gewähren, in Bern dem ersehnten Studium der Medicin obzuliegen. Einstweilen rüstete er ihn für eine ausgedehnte Reise durch Deutschland aus, bei der auch die bedeutendsten Lehr- und Erziehungsanstalten besucht werden sollten. Die fünfmonatliche Reise führte nach Zürich, München, Augsburg, Stuttgart, Hohenheim, Nürnberg, Halle, Berlin und hatte den erwünschtesten Erfolg. Mit reichen Zusagen für Hofwyl — unter anderen hatte auch Diesterweg sich bereit erklärt — begab sich St. im Herbst 1844 auf die Rückreise, um nun auch mündlich über das Erlebte und Erreichte Bericht zu erstatten.

Da traf ihn auf halbem Wege die Nachricht von dem plötzlich erfolgten Tode seines Gönners. Derselbe bedeutete, bei der ganz anderen Denkweise der Söhne Fellenberg's, die Auflösung der Hofwyler Anstalten. Man ließ nur das Gymnasium und die eine landwirthschaftliche Lehranstalt auf einem Nebengute vorläufig fortbestehen, und an letzterer fand sich denn auch für St. eine Stellung, in der er, nachdem seine weiterstrebenden Hoffnungen zu Grabe getragen waren, theils lehrend, theils lernend, in Theorie und Praxis der Landwirthschaft sich

einstudiren mochte. Nur zu bald indeß wurde ihm durch den Dirigenten der Anstalt diese Stellung verleidet. Wieder also mußte abgebrochen, aber es konnte wenigstens an die neu betretenen Lebenswege angeknüpft werden. In Jena blühte unter Fr. Schulze's Leitung das mit der Universität verbundene landwirthschaftliche Institut. Dorthin begab sich auf Zurathen des wackeren Prof. Scheidler, eines Freundes der Hofwyler Anstalten, St. im Herbst 1845 mit dem kleinen Rest seiner Ersparnisse, um die in der Schweiz begonnenen Fachstudien fortzusetzen und sie durch den Besuch der naturwissenschaftlichen, volkswirthschaftlichen und historischen Vorlesungen an der Universität zu ergänzen. Es war Hülfe in der Noth, daß ihm mit Anfang des Jahres 1846 die arbeitsvolle Stelle eines Secretärs und Rechnungsführers des landwirthschaftlichen Instituts übertragen wurde. Durch rastlosen Fleiß wußte er trotzdem seine Zeit so gut auszunutzen, daß es ihm durch Vermittlung Schulze's und des Philologen Göttling, dem er sich unter anderem durch künstlerische Hülfsleistungen für das kleine Jena'sche Museum empfohlen hatte, möglich wurde, schon nach anderthalbjährigem Studium im März 1847 das philosophische Doctordiplom zu erwerben. Noch vier weitere Semester war dann der Wissensdurstige und der soviel nachzuholen hatte, der unermüdlichste Hörer von Vorlesungen. Endlich doch mußte er abschließen und sich nach einer festen Lebensstellung umsehen. Bei dem Suchen danach leitete ihn seine Sehnsucht, nach Preußen zurückzukehren. Längere Verhandlungen wegen Gründung einer Ackerbauschule in seinem heimathlichen Kreise Schleusingen scheiterten; allein im Laufe dieser Verhandlungen hatte ihn eine Einladung Karl's v. Wulffen, der damals Mitglied des preußischen Landesökonomiecollegiums war, nach dessen Gute Pietzpuhl geführt. In mehr als einer Beziehung wurde dieser Aufenthalt wichtig für ihn. Von dem Eindruck, den die bedeutende Persönlichkeit Wulffen's auf ihn machte, zeugt das Lebensbild, das er zehn Jahre nach dessen Tode von ihm in den Preuß. Jahrbb. (Bd. XI, 1863) entwarf. Hier konnte er, unter dem besten Lehrmeister, praktisch landwirthschaftliche Studien machen. Hier gewann er sich in Wulffen's Tochter die treue Lebensgefährtin. Hier endlich entschied sich seine Anstellung als Generalsecretär des landwirthschaftlichen Centralvereins der Provinz Sachsen. Anfang 1850 übernahm er, zunächst interimistisch, ein Jahr später definitiv, das unter den damaligen Umständen äußerst mühselige Amt. Seinen anfänglichen Wohnsitz Bedra bei Merseburg vertauschte er 1852 mit dem auf dem Rittergute Wallendorf, das er, um mit der landwirthschaftlichen Praxis in Zusammenhang zu bleiben, mit geringen Mitteln erworben hatte. Er bewirthschaftete dasselbe bis Ende 1858. Materielle Schwierigkeiten und wiederholte Krankheiten seiner Frau nöthigten ihm um diese Zeit den Rückzug in eine Stadt — in das nahe Halle auf. Mit wie selbstloser Treue und Anstrengung, mit welchem Segen für den Verein und darüber hinaus er 21 Jahre hindurch seines Amtes waltete, ist von den Fachgenossen oft und laut, officiell schon 1859 durch die Ernennung zum Oekonomierath anerkannt worden. Die landwirthschaftlichen Specialvereine der Provinz vermehrten sich während seiner Amtsführung auf das Doppelte. Der von ihm redigirten landwirthschaftlichen Zeitschrift führte er statt der 200 Abonnenten, die er bei der Uebernahme vorfand, 8000 zu und erhob sie zu einer der besten Deutschlands. Er war es, der, geleitet von den in Hofwyl und Jena gemachten Erfahrungen, den Gedanken der Gründung eines mit der Universität eng zu verbindenden landwirthschaftlichen Instituts in Halle zuerst erfaßte und ihn, nachdem in Jul. Kühn der rechte Mann gefunden war, allen sich anfangs dagegen erhebenden Bedenken zum Trotze, ins Leben führen half. Ihm ist es zu danken, daß der Provinz die agriculturchemische Station erhalten und in Halle fixirt blieb. Durch seine in Buchform wiederholt aufgelegte Denkschrift „Der Schutz der nütz-

lichen Vögel" (Halle 1867) wirkte er auf den Erlaß eines Vogelschutzgesetzes hin u. s. w.

Sein peinliches Pflichtgefühl indeß und seine scharfe Empfindlichkeit gegen das unliebsame Benehmen Anderer raubten ihm je länger desto mehr die Freudigkeit zu seinem Amte. Der Kampf, den er, der sich selbst das Härteste zumuthete, nur zu oft gegen Stumpfheit und Anmaßung zu kämpfen hatte, drohte ihn aufzureiben. Er fand sich am Ende durch Ueberanstrengung gebrochen; es schien ihm hohe Zeit, von seiner Arbeitskraft zu retten, was noch zu retten sei. Er erbat und erhielt im Herbst 1871 in der ehrenvollsten Weise seinen Abschied. Dieser Abschied jedoch wurde für ihn zu einer sehr ernsten Krisis. Müßig am Markte zu stehen hatte er in seinem arbeitsreichen Leben nicht gelernt. Unter allerlei Plänen, seinen bisherigen Wohnsitz zu verlassen, in manchen Hoffnungen auf eine neue Wirksamkeit getäuscht, ergriff ihn eine schwere Nervenkrankheit, von der er erst nach längerer Zeit wieder genas. Durch den Erwerb eines schönen Besitzthums, wozu langjährige Sparsamkeit den ersten Grund gelegt, ließ er sich nun doch an Halle fesseln, während gleichzeitig sein Thätigkeitstrieb in litterarischer Beschäftigung ein neues Feld und neue Befriedigung fand. Die Absicht, der Landwirthschaft nunmehr auf diesem Wege zu dienen, rief zuerst in unmittelbarem Anschluß an seine bisherige Wirksamkeit das Werk „Das landwirthschaftliche Vereinswesen in Preußen" (Halle 1874) hervor. Mit der Schrift „Friedrich der Große in seiner Thätigkeit für den Landbau Preußens" (Berlin 1876), für welche er bereits das preußische Staatsarchiv benutzen durfte, wandte er sich darauf historischen Arbeiten zu. Das Buch wurde Anlaß, daß H. v. Sybel, der Director der preußischen Staatsarchive, ihn nunmehr aufforderte, in weiterem Umfange und in möglichst erschöpfender Berichterstattung auf Grund des gesammten officiellen Materials, die Thätigkeit der preußischen Könige für die Landescultur darzustellen. So erschienen in den „Publicationen aus den kgl. preußischen Staatsarchiven" (Leipzig, bei Hirzel) nach einander in den Jahren 1878, 1882, 1885 und 1887 vier Bände, in denen der Reihe nach Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. nach dieser Seite ihrer Regentenwirksamkeit geschildert werden. Eine Nebenfrucht der dabei angestellten archivalischen Studien war das Büchlein „Aus der Regierungsthätigkeit Friedrich's des Großen" (Halle 1890). Mit unermüdlichem Fleiße widmete er sich dieser schriftstellerischen Thätigkeit, zu der ihn die in seiner früheren Laufbahn erworbenen Kenntnisse vortrefflich vorbereitet hatten und bei der seine geschäftliche Klarheit, Sorgfalt und Ordnungsliebe ihm als wissenschaftliche Methode dienten. Was ihn außer seinem preußischen Patriotismus an die Arbeit fesselte, war nicht so sehr das Interesse an dem geschichtlichen Stoff als solchem, als vielmehr die Beziehung auf bestimmte, dem Gemeinwohl dienende Zwecke, die Ueberzeugung, wie viel die künftigen Regierungen und die Pfleger der Landwirthschaft aus dem authentischen Nachweis dessen lernen könnten, was die Vorfahren gethan oder versäumt, was sie recht oder schlecht gethan haben. Wol freute ihn die äußere Anerkennung, die seinem Fleiße — unter Anderem im J. 1882 durch die Ernennung zum Landesökonomierath — zu theil wurde, aber am meisten doch die Bethätigung dieses Fleißes selbst. Unter störenden Krankheitsanfällen, von denen seine zähe Constitution sich doch immer wieder erholte, sehnte er sich ungeduldig nach der Fortführung und Vollendung der einmal übernommenen Aufgabe. Allein immer kürzer wurden die Pausen, die er der geliebten Arbeit widmen durfte, bis er endlich der Qual asthmatischer Zufälle am 6. Juli 1891 enthoben wurde.

Das Leben, das ihn in eine harte Schule genommen, ihn von Beruf zu Beruf geworfen und ihm die Erreichung des erwünschtesten versagt hatte, war nicht

im Stande gewesen, den angeborenen Sinn für die heitere Seite des Lebens ganz in ihm zu unterdrücken; aber es hatte seinem Wesen doch vorzugsweise den Stempel des Ernsten und Strengen, des Grundsatzmäßigen und Ansichhaltenden aufgeprägt. Auch als in den letzten Jahrzehnten seines Lebens seine äußere Lage eine völlig sorgenlose, ja behagliche geworden war, machten sich die Rückstände früher erlittenen Druckes in seiner Stimmung und Lebensauffassung bemerklich. Nur um so mehr jedoch war seinen Freunden die Lauterkeit seiner Seele, die unbedingte Zuverlässigkeit und Rechtlichkeit seines Charakters verehrungswürdig.

Nach hinterlassenen Papieren und autobiographischen Aufzeichnungen.

R. Haym.

Staden: Hans St., geboren zu Homberg in Hessen aus einer früher zu Wetter ansässigen Familie, machte zwischen 1547 und 1554 zwei Reisen nach Südamerika und wurde neun Monate von wilden Indianern des Tupinambastammes in Gefangenschaft gehalten. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr in die Heimath zeichnete er in zwei Büchern geringen Umfangs die Erzählung seiner Reisen und die allgemeinen Erfahrungen, welche er besonders über die Sitten und Gebräuche der Indianer gesammelt, in deren Gefangenschaft er sich befunden, auf und gab dieselben als Ein Buch von 84 Blättern mit einer vom 20. Juni 1556 datirten Vorrede heraus. Der Titel des ersten Theiles ist: „Warhafftig Historia vnnd Beschreibung einer Landtschafft der Wilden / Nacketen / Grimmigen Menschenfresser Leuthen in der Newen Welt America gelegen / vor und nach Christi geburt im Land zu Hessen vnbekannt / biß auff diese 2 nechstvergangene jar / da sie Hans Staden von Homberg auß Hessen durch sein eygen erfahrung erkant vnd jetzund durch den Druck an tag gibt.“ Das Titelblatt enthält weiter die Anzeige der Widmung an Landgraf Philipp von Hessen und der weitschweifigen Vorrede des Marburger Medicinprofessors Joh. Dryander, „genant Eychman“. Jahreszahl und Ort fehlt, am Schluß des zweiten Theiles ist „Weygandt Han in der Schnurgasse zum Krug“ in Frankfurt a/M. als Drucker genannt. Der Titel dieses Theiles lautet: „Wahrhafftiger kurtzer Bericht / aller von mir erfarnen händel und sitten der Tuppin Inbas / deren gefangener ich gewesen bin / Wonen in America / jene Landschaft liegt in 24 Gradus auff der Seudenseit der linien equinoctial / jhr landschafft stösset an ein refier / Rio de Jenero genant“. Die Erzählung beginnt damit, daß der Verfasser sich vom Wunsche beseelt vorstellt, Indiam zu besehen. Er geht über Bremen nach Holland, fährt mit Schiffen, die in Portugal Salz laden wollen, nach Setuval (Sanct Tuual), und kommt zu Lissabon in eine von einem Deutschen geführte Herberge. Er findet, daß die Indienfahrer schon abgegangen und nimmt auf einem nach Brasilien fahrenden Schiffe, das Verbrecher deportiren und zugleich auf Schiffe, die mit Barbaresken Handel treiben, und französische Schiffe fahnden soll, eine Stelle als Büchsenschütz. Neben ihm waren noch zwei Deutsche, Heinrich Brant von Bremen und Hans von Bruchhausen, auf dem Schiffe. Sie gingen über Madeira nach Cap de Gel (Cap Ger, Westende der Atlaskette), das die Portugiesen früher besessen hatten, und nahmen ein beladenes spanisches Kauffarteischiff; darauf fuhren sie nach Brasilien, wo sie im Januar 1548 die portugiesische Niederlassung Pernambuco erreichten. Nachdem ein Aufstand der Eingeborenen gedämpft, ein Kampf mit einem französischen Schiffe bestanden und ein Seeräuber weggenommen war, kamen sie nach sechzehnmonatlicher Abwesenheit im October 1548 wieder in Lissabon an. St. wollte es nun mit einem spanischen Schiffe versuchen, allem Anscheine nach angelockt durch den Ruf des goldreichen „Pirau“, der auch ihn erreichte. Er schiffte sich im Frühling 1549 in Sevilla nach dem Rio de la Plata ein. Es waren drei Schiffe unter Diego de Senabrie, St. der einzige Deutsche in der Bemannung. Die Fahrt ging über Palma, die Cap Verden und

San Tomé. Als sie unter dem 20° S. B. angekommen waren, fanden sie den Hafen S. Catharina, den sie suchten, nicht, geriethen aus Irrthum an die portugiesische Küste und erreichten erst nach manchen Fährlichkeiten ihr Ziel. Auf einer neuen Fahrt nach S. Vincente litt St. Schiffbruch, aus dem er sich glücklich zu den Portugiesen rettete, welche, als sie hörten, daß er ein Deutscher sei und sich etwas auf Geschütz verstehe, ihn baten, daß er die begonnene Befestigung eines Ortes Brikioka auf der Insel S. Marco bei S. Vincente ausführe. Er ließ sich bewegen, 4 Monate, und nach deren Ablauf noch weitere 2 Jahre zu bleiben. In diese Zeit fällt sein Zusammentreffen mit Heliodorus Hesse, Sohn des berühmten Eobanus, der „schreiber und außrichter" in dem Ingenio eines Genuesen bei S. Vincente war. Kurze Zeit nach Erneuerung seines Vertrages mit den Portugiesen widerfuhr dem St. das Unglück, daß er im Walde von den den Weißen feindlich gesinnten Tupinamba überfallen und in die Gefangenschaft geführt wurde. Die Erzählung der Leiden, die St. unter den Wilden zu dulden hatte, gehört in ihrer einfachen und innigen Art zum Ergreifendsten, was unsere Reiselitteratur bietet. Wie St. im ersten Nachtlager in der Verzweiflung mit lauter Stimme den Psalm anstimmt: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir", wie er von den Weibern der Tupinamba verhöhnt und geschlagen, der Augenbrauen und des Bartes beraubt wird, vor ihren Fetischen tanzen muß, wie er vor einen der französischen Händler geführt, die mit den Tupinamba auf gutem Fuße standen, von diesem, weil er sich ihm deutsch nicht deutlich machen kann, für einen Portugiesen erklärt und den Wilden zum Fressen angeboten wird, wie er endlich infolge einer Seuche, die unter seinen Feinden ausbricht, es zu besserer Behandlung bringt, weil sie glauben, ihre Götter wollten ihnen ein Zeichen geben, daß sie ihn nicht weiter quälen sollten, wie er endlich von einem französischen Schiffshauptmann losgekauft und, nicht ohne unterwegs noch einmal tödlich verwundet worden zu sein, nach Frankreich gebracht wird, das alles ist natürlich, überzeugend und ergreifend beschrieben. Am letzten October 1554 verließ St. Brasilien für immer und erreichte über Honfleur, London und Antwerpen die Heimath. Hier erregten seine Erzählungen die Aufmerksamkeit sehr bald, und es scheint wesentlich auf das Betreiben des Marburger Professors Dryander gewesen zu sein, daß St. sich entschloß, die beiden Berichte zu verfassen, welche uns vorliegen. St. hat bei denselben, wie er selbst gesteht und wie aus der ganzen Diction hervorgeht, nicht den Zweck gehabt, alles zu sagen, was er erfahren, er wollte auch keinen gelehrten oder litterarischen Ruhm erwerben. Seine Schicksale hatten ihm einen ernsten religiösen Sinn eingeprägt, und er wünscht mit seinen Aufzeichnungen Zeugniß von seinem Glauben und von der Hilfe abzulegen, die Gott ihm in Gefahren und Nöthen aller Art gewährt. Seine Vorrede ist datirt Wolffhagen den 20. Juni 1556, und St. unterzeichnet sich E. F. G. Geborner Untersaß Hans Staden von Homberg in Hessen, jetzt Bürger zum Wolffhagen. — Von den weiteren Schicksalen Staden's ist nichts bekannt, und man möchte an einen frühen Tod desselben in Erwägung der Thatsache glauben, daß in den vielen Ausgaben seines Reisebuches, die noch im 16. Jahrhundert erschienen, von dem Verfasser gar nicht die Rede ist. Nach der ersten Ausgabe mit Vorrede von 1556 und der zweiten, die in Marburg bei Hans Kolben 1557 erschien, kamen verschiedene Nachdrucke heraus. 1559 erschien eine französische zu Cherbourg, 1563 eine flämische Uebersetzung in Antwerpen; 1567 wurde das Buch in den zweiten Theil des Feyerabend'schen Weltbuches nach U. Schmidl aufgenommen. 1592 erscheint es ins Lateinische übersetzt von Adam Lonicer in der de Bry'schen Sammlung und 1593 in dem deutschen de Bry als dritter Theil, zusammen mit Ler's Reise. Eine Anzahl der Phantasiekupfer dieser letzteren Ausgabe erschienen in verkleinertem Maßstabe im 15. Bd. der Sammlung „Naaukeurige Versameling der Gedenk-

Waardigsten Reysen na Oost- en West-Indien", der 1707 zu Leyden (door Pieter van der Aa) herauskam. Die Uebersetzung ist wörtlich, auch der lange Vorbericht Dryander's ist vollständig mit aufgenommen, und gerade wie bei de Bry schließt die Reise des Ler sich an. Die Capiteleintheilung ist beseitigt und es sind dafür Randnoten gesetzt, Register beigegeben und viele Ortsnamen verbessert. Neuere Ausgaben erschienen 1837 (franz.) von Ternaux-Compans und 1859 von Klüpfel in den Schriften des Litter. Vereins. — Die Schilderungen Staden's sind bei aller Kürze und Anspruchslosigkeit gründlich und genau. Der ethnographische Abriß, den er im zweiten Theile unter dem Titel „Warhafftiger Bericht" gibt, ist lehrreicher als manches Buch, das späterhin gebildetere Beobachter über Brasilien geschrieben haben. St. hatte Gelegenheit, alle Sitten und Gebräuche der Indianer während seiner langen Gefangenschaft kennen zu lernen, er beobachtet unbefangen und schildert ungeschminkt und vorurtheilslos. Fast könnte man sagen, sein „Wahrhafftiger Bericht" sei das Muster einer gedrängten, alles Wesentliche wiedergebenden Völkerschilderung. Auch die gelegentlich eingestreuten Sprachproben bezeugen das Streben nach sorgfältiger, treuer Wiedergabe des Gehörten. Uebrigens war St. allem Anschein nach zwar ein Mann von klarem Verstand, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, aber ohne gelehrte Bildung, ohne Sprachkenntnisse, der auch nach der Rückkehr sehr unvollkommene Begriffe von der Geographie Amerika's besaß, und aus einigen Eigenthümlichkeiten der Diction möchte man fast schließen, daß er die beiden Berichte nicht selbst geschrieben, sondern vielleicht dictirt habe.

F. Ratzel.

Staden: Johann St., ein tüchtiger Componist des 17. Jahrhunderts, der um 1579 in Nürnberg geboren und am 15. November 1634 ebendort beerdigt worden ist. In den Monatsheften für Musikgeschichte XV, 101 ff. befindet sich die Biographie und Bibliographie dieses Tonmeisters, und darauf fußend, gestaltet sich das Leben desselben in Kürze wie folgt: Im J. 1606 treffen wir ihn als fürstl. brandenburgischen Hoforganisten am Hofe des Markgrafen Christian von Baireuth, und zwar war sein Wohnort bis zum Jahre 1610 in Kulmbach, später in Baireuth. Er verließ aus nicht bekannten Gründen die Stellung und ging in seine Vaterstadt Nürnberg in der Hoffnung, durch persönliche Einwirkung eine gut bezahlte Organistenstelle zu erhalten. Er verstand es auch sehr wohl, sich den Vätern der Stadt angenehm und nützlich zu erweisen, und so finden wir ihn bereits 1618 als angestellten Organisten an St. Lorenz und 1620 an der Hauptkirche St. Sebald, wo er Zeit seines Lebens blieb. St. war ein außerordentlich fruchtbarer Componist, der seine Werke auch zu verwerthen wußte und trotz der schlimmen Zeit des dreißigjährigen Krieges entweder einen Verleger fand oder auf eigene Kosten die oft recht umfangreichen Werke herausgab. Walther hat uns einen Ausspruch Staden's aufbewahrt, der recht bezeichnend für seine Denkungsart ist; er soll nämlich den Spruch im Munde geführt haben „Italiener nicht Alles wissen, Teutsche auch etwas können". Es war die Zeit der Entwickelung des Sologesanges und Gesanges mit Instrumentalbegleitung, der in Italien gegen 1600 seine Entstehung fand und in kurzer Zeit der Musikausübung eine ganz andere Wendung gab, so daß der frühere mehrstimmige Gesang ohne Begleitung fast vernachlässigt wurde. In Italien bildete sich die Oper und die weltliche Cantate ausschließlich aus, während in Deutschland die Oper nur schwer Eingang fand und die Componisten die neue Musikart auf die geistliche Motette und Cantate anwendeten, doch immer mit Verwendung des Chores und Benützung der Choralmelodien. Hierdurch entstand ein ganz eigenartiger Musikstil, der mit der Musik der Italiener nur die Gemeinsamkeit des sogenannten Generalbasses hatte. Staden's zahlreiche Werke sind zum Theil nur in Fragmenten erhalten, und es ist daher nicht möglich, sich ein Bild seiner Compositions-

thätigkeit in chronologischer Weise zu bilden. Erst vom Jahre 1621 liegt mir ein vollständiges Werk vor, betitelt: Harmoniarum sacrarum etc. (s. Monatsh. S. 108). Es beginnt mit einstimmigen Gesängen mit einem Bassus continuus, die wenig Anziehendes enthalten und in denen die Singstimme mehr recitativisch als melodisch gebildet ist, sich also genau in der Weise der italienischen Cantaten bewegt. Erst in den zweistimmigen Gesängen mit Bassus continuus entwickelt St. ein selbständigeres und interessanteres Tongemälde. Hier findet man bereits ein melodisches Motiv, welches er nicht nur festhält und contrapunktisch behandelt, sondern auch in geschickter Weise fortzuführen versteht, wodurch er einen abgerundeten Tonsatz schafft, der für die damalige Zeit gegen andere Arbeiten einen wesentlichen Fortschritt zeigt. Ebenso sind die vierstimmigen Tonsätze behandelt. Auch fügt er hin und wieder eine Einleitungssymphonie von einigen Takten hinzu, die den Chorsatz immer wieder unterbricht und zwei- bis dreimal wiederkehrt. Nr. 18 ist ein Hochzeitsgesang über den Text: Surge, propera zu 7 Stimmen gesetzt, davon sind 5 Vocal- und 2 Instrumentalstimmen, zu denen noch der Bassus continuus kommt. Selten läßt er die Instrumente zum Chore treten, dagegen benützt er sie in den Ritornellen. Auch hier überrascht das Festhalten des Motivs. Seine „Hertzens Andachten" von 1631 sind 4stimmig behandelt und Note gegen Note gesetzt, also ebenso wie der deutsch-evangelische Choral, nur tritt bei St. das Textrhythmische noch in den Vordergrund und belebt seine Chorsätze. Die Oberstimme zeichnet sich aber nicht durch eine melodische Führung aus, sondern macht weit mehr den Eindruck des recitirenden Wortes. An diese schließen sich die 7 Bußpsalmen für 1 Stimme mit Baß an. Sie zeigen entgegen den ersten Sätzen eine innige und gefühlvolle melodische Führung der Singstimme bei Innehaltung der größten Einfachheit. Noch ist mir eine Sammlung von Instrumentalstücken, die 1643 nach seinem Tode erschienen, bekannt geworden. Sie bestehen aus einsätzigen kurzen Sonaten, Ballets, Symphonien, Canzonen, Pavanen und anderen stets ganz kurzen Sätzen. Auch hier ist das Bestreben zu erkennen, den Sätzen eine Musikform zu geben, die ihnen Einheit und Abrundung verleiht. So ist z. B. gleich die erste Sonate, die aus 62 Tacten besteht, genau in der späteren Rondoform geschrieben; das Hauptthema wiederholt sich viermal, stets von Zwischensätzen mit anderen Themen unterbrochen. Nur der Tonartenwechsel fehlt, und statt die Dominantentonart als nächstliegende zu wählen, geht er mehrfach nach der Unterdominante. Dennoch bleibt es immerhin beachtenswerth, in dieser frühen Zeit der Instrumentalmusik so festgezeichnete Formen zu finden. Rob. Eitner.

Staden: Sigmund Gottlieb oder Theophilus S., ein Sohn Johann's, soll 1607 in Nürnberg geboren sein; da aber sein Vater zur Zeit in Kulmbach lebte, so kann doch Sigmund wohl nur dort geboren sein. Sein Tod erfolgte um 1655 in Nürnberg. Sicheres über sein Leben ist bis jetzt noch nicht zu Tage gekommen. Nur das Eine ist gewiß, daß nach Johann's Tode der Organist Dretzel sein Nachfolger an St. Sebald wurde und St. den dadurch an St. Lorenz erledigten Organistenposten erhielt. Das war ums Jahr 1634. Daß er denselben Posten noch 1644 bekleidete, bestätigt ein vierstimmiges geistliches Liederbuch „Seelen-Music, erster Theil", welches in diesem Jahre in Nürnberg erschien. St. ist uns von ganz besonderem Interesse durch ein Singspiel, eine kleine Oper, welche er im Auftrage Harsdörffer's componirte, in dessen „Gesprechspielen" im 4. Theile 1644 sie Aufnahme fand. Ein Neudruck mit ausgesetztem Generalbaß erschien 1881 im 13. Bande der Monatshefte für Musikgeschichte. Dieses Singspiel ist der bis jetzt älteste Versuch eines Deutschen, die Oper der Italiener nach Deutschland zu verpflanzen. Man erkennt die Selbständigkeit des Componisten, der nicht sklavisch sich an seine Vorbilder anschließt, sondern eigene Wege geht, muß aber auch wieder gestehen, daß er das Wesen der italienischen

Oper in keiner Weise erfaßt hat. Der Italiener war gerade im Recitativ bedeutend, und lyrische Stellen ließ er nur eintreten, wo ihn der Text dazu veranlaßte. Erst weit später verknöcherte er in der Form, als das virtuose Arienwesen alles Andere überwucherte. Staden's Recitativ dagegen ist kein rechtes Recitativ, sondern besteht in liederartigen Ergüssen. Hin und wieder nimmt er zwar einen Anlauf zum Recitativ, doch lange dauert es nicht, bis er sich wieder im lyrischen Stile befindet. Schon daß St. größtentheils das Strophenlied benützt, ist ein Beweis der geringen Erkenntniß des eigentlichen Wesens der Oper. Außerdem ist Staden's Erfindungsgabe nur gering, und so bleibt uns von seiner Oper nur der Beweis, daß diese Form dem Deutschen vorläufig noch verschlossen blieb. Man sieht auch, daß sich der Deutsche danach gar nicht drängte, und erst durch Reinhard Keiser's geniale Schöpfungen wurde ihm die Lust eröffnet, seine Kräfte auch darin zu versuchen. Bis jetzt kennen wir aber nur noch einen Componisten, der sich mit Keiser und allen Italienern messen konnte, und das ist der braunschweigische Capellmeister Schürmann, ein Zeitgenosse Keiser's (vgl. A. D. B. XXXIII, 94 und die Oper Ludwig der Fromme im 17. Bde. der Publicationen der Gesellschaft für Musikforschung). Alle übrigen deutschen Operncomponisten schlossen sich so sklavisch an die Italiener an, daß sie ihre deutsche Empfindungsart vollständig opferten und um zu gefallen, italienische Opern schrieben! (Hasse und Graun.) — St. hat noch mehreres hinterlassen und zwar außer 17 Liedern im 2. bis 4. Theil des oben genannten Harsdörffer'schen Werkes noch das theatralische Stück: „Der sieben Tugenden Planeten, Töne oder Stimmen" im 5. Theile. Ferner befinden sich in Rist's Neuen himmlischen Liedern zehn von St. componirte. Koch in seiner Geschichte des Kirchenliedes IV, 116 sagt, daß seine geistlichen Melodien verwälscht seien. Winterfeld geht gerade auf die Rist'schen geistlichen Lieder in seinem evangelischen Kirchengesange II, 378 sehr ausführlich ein und theilt auch in der Beilage eines derselben mit. Koch's Urtheil muß hiernach als völlig verfehlt angesehen werden, denn die Lieder sind von einer so echt deutschen Einfachheit, daß man an eine Verwälschung in keiner Weise erinnert wird. Man wünschte aber, daß sie sich ein klein wenig über das Niveau des Alltäglichen erheben möchten. Staden's geistliche Melodien haben sich aus diesem Grunde auch nie verbreitet, noch Aufnahme in Gesangbücher gefunden. Ein größeres Verdienst erwarb er sich durch die Neuausgabe von Hans Leo Haßler's „Kirchen Gesäng: Psalmen und geistliche Lieder", Nürnberg bei Dümler, 1637 (kgl. Bibl. Berlin). St. hat mehrfach geändert, das Fünfstimmige nicht gerade zu seinem Vortheile vierstimmig gesetzt und die zwei achtstimmigen ganz weggelassen. Dafür hat er fünf Lieder eigener Composition hinzugefügt und elf von seinem Vater Johann St. Winterfeld sagt über dieselben: Die Tonsätze sind rein, angemessen, aber nicht ausgezeichnet und denen Haßler's auf keine Weise zu vergleichen. Rob. Eitner.

Stadion: Johann Kaspar v. St., Administrator des Hochmeisterthums in Preußen, Meister deutschen Ordens in deutschen und welschen Landen, Herr zu Freudenthal und Eulenburg, Röm. kais. Maj. Geheimer Rath, geboren am 21. December 1567, † am 21. November 1641, entstammt der elsässischen Linie dieses Geschlechts und war ein Sohn des Johann Ulrich v. Stadion und dessen Gemahlin Apollonia v. Nanckenreuth. Frühzeitig für den Waffendienst erzogen, kam er, in seinen Jünglingsjahren in den deutschen Ritterorden aufgenommen, an den Hof des Hoch- und Deutschmeisters Erzherzogs Maximilian von Oesterreich. S. begleitete diesen Prinzen, welcher im Juli 1594 von einer Schar von Ritterbrüdern gefolgt, nach Ungarn zog, wo Erzherzog Mathias gegen die Türken im Felde lag. Im J. 1596 commandirte er unter dem Deutschmeister, der den Oberbefehl, nach Erzherzog Mathias, über das kaiserliche Heer führte, 1000 Pferde

in Ungarn gegen die Türken, von welcher Expedition er erst im Spätherbst 1597 nach Wien zurückkehrte. Bis 1618, dem Todesjahre des Erzherzogs Maximilian, fungirte St., der die Comthurei Freiburg seit 1606 verwaltete, als dessen Oberstkämmerer und Obersthofmeister. Sodann weilte er beim Bruder des Kaisers, dem Erzherzog Leopold, in Innsbruck als kaiserlicher Kämmerer und diesem zugeordneter Assistenzrath. Ein Kriegsmann, in den Kämpfen des Ordens gegen die Osmanen erprobt, mit bedeutendem administrativen Talent und Geschick begabt, berief Kaiser Ferdinand II. ihn, nach Johann's v. Molart Tode († 15. Juni 1619) in den sturmbewegten Tagen des beginnenden Krieges zum Präsidenten des Hofkriegsraths. Damals wird er auch als Geheimer Rath und Stadt-Guardia-Oberst zu Wien genannt. Ende des Jahres 1619 trat er die Präsidentschaft des Hofkriegsrathes an, Anfang Januar des nächsten Jahres jedoch erfolgte erst seine definitive Ernennung. Seine Thätigkeit als Soldat schloß diese Stellung jedoch nicht aus. Häufig erscheint er in den Feldlagern bei den Kriegsobersten, um ihnen mit Rath und That zur Seite zu stehen. So sendet ihn der Kaiser unmittelbar nach Bucquoy's vor Neuhäusel erfolgtem Tode (10. Juli 1621) zum kaiserlichen Heere nach Ungarn, um dem nunmehrigen Commandanten desselben, dem Obersten und Feldzeugmeister Maximilian v. Liechtenstein, zur Seite zu stehen. Bei den Reformprojecten und Operationsentwürfen, welche im Herbste 1621 für den Feldzug des kommenden Jahres verfaßt wurden, ist Stadion's Votum von entscheidendem Gewicht, und zu Ende des Jahres geht er wieder als kaiserlicher Commissär zur Armee behufs „Muster-, Zahl- und Reformirung des kaiserlichen Feldkriegsheeres".

Am 16. Januar 1622 bestimmte ihn der Kaiser als Mitglied in den Geheimen Rath, in welchem Eggenberg, Trauttmansdorf, Liechtenstein, Ulm, Stralendorf außer ihm Sitz und Stimme hatten. Im J. 1623 führten ihn militärische Angelegenheiten nach Prag. Nur im folgenden Jahre noch fungirt er als Hofkriegsraths-Präsident, im J. 1626 finden wir ihn schon als Landcomthur im Elsaß, und am Ausgange des 1627er Jahres wählt das Generalcapitel des deutschen Ordens zu Mergentheim St. zum Hoch- und Deutschmeister. Auch in politischer Beziehung ruhte seine Thätigkeit nicht, werthvolle Berichte über die Stimmungen in den protestantischen Kreisen Deutschlands gingen durch Stadion's Hand dem Kaiser zu. Sein Aufenthalt wechselte zu Mergentheim und Wien, auch in der Mainau hielt er sich oft auf. Ende März 1631 forderte ihn Kaiser Ferdinand II. auf, das Commando über die „Reichsmiliz" zu übernehmen. Er lehnte dies jedoch mit Schreiben vom 15. April aus Mergentheim ab. Im September des Jahres 1631 weilt der Hoch- und Deutschmeister zu Frankfurt a/M. in seiner Eigenschaft als kaiserl. Geheimer Rath nebst zwei kaiserlichen Reichshofräthen als Mitglieder des dort stattfindenden Convents „zur Componirung der zwischen den katholischen und protestirenden Ständen wegen der geistlichen Güter entstandenen Streitigkeiten". Auch Ende Juli 1632 ward ihm seitens des Kurfürsten von Baiern und Wallenstein's, schriftlich und mündlich durch den Obersten Freiherrn v. Schönberg das Anerbieten gemacht, wieder ein Commando, vermuthlich eines in Schwaben zusammenzuziehenden Corps unter des Friedländers Oberbefehl zu übernehmen.

Als im Frühjahr 1634 der König von Ungarn und Böhmen, Ferdinand, das Commando über die Armee erhielt, wünschte der kaiserliche Vater, daß St. den Sohn ins Feld begleite. So wohnte er der Campagne dieses Jahres bei, ist auch im J. 1635 häufig im Hauptquartier Ferdinand's anwesend, und wenn dies nicht der Fall, doch in reger Correspondenz mit demselben. Kaiser Ferdinand II. aber erkannte, daß Alles, was in der schweren Kriegszeit ihm der deutsche Orden

geleistet und was er infolge dessen an seinem Besitz für Schädigungen erfahren, daß Alles dies ein Opfer der alten, treubewährten Anhänglichkeit, der unerschütterlichen Hingebung sei, mit der ihm und seinem Hause der Deutschmeister überall, wo es Hilfe galt, immer bereitwillig zur Seite gestanden. Er betrachtete es daher als seine Pflicht, „den Teutschmeister für den beständigen, gutwilligen, getreuen Gehorsam und die Dienstwilligkeit, womit er sich um ihn und das römische Reich seit langen Jahren in den beschwerlichen Kriegsläuften die wichtigsten Verdienste erworben, selbst mit Hintansetzung seines eigenen Fürstenthums und seiner deshalb in den äußersten Ruin gerathenen Lande, in würdiger Weise zu belohnen." Infolge dessen ward die eingezogene Grafschaft Weikersheim im Jaxtkreis an der Tauber dem Deutschmeister mit allen ihren Regalien und hoheitlichen Rechten verliehen. Es war der letzte Beweis der hohen Gunst, dessen sich St. seitens Kaiser Ferdinand II. stets zu erfreuen gehabt, denn einen Monat später, am 15. Februar 1637, schied dieser Monarch aus dem Leben. Im Herbst des nämlichen Jahres befand sich der Deutschmeister in seiner Residenz zu Mergentheim, die Beschwerden des Alters legten ihm damals schon dringend körperliche Schonung auf. Der Bruder Kaiser Ferdinand's III., Erzherzog Leopold Wilhelm, welcher im J. 1639 um seine Aufnahme in den Orden gebeten, legte am 22. August die Gelübde ab, zugleich ernannte ihn das Capitel zum Coadjutor des hochbetagten Deutschmeisters. Trotz seines hohen Alters machte St. 1640 die Campagne als Berather des Erzherzogs Leopold Wilhelm, auf Wunsch des Kaisers mit und erhielt, nachdem das Heer in die Winterquartiere verlegt worden, aus Regensburg vom 16. November 1640 ein kaiserliches Dankschreiben, daß er mit seinem „reifen Rathe und heilsamen consiliis" zu den Erfolgen des Feldzuges wesentlich beigetragen, gleichzeitig mit dem Ersuchen, zur neuen Campagne „sich wiederum in Person bei des Erzherzogs Liebden einfinden, und Ihro mit Rath und That zu Dero unsterblichem Ruhm und heilsamer Beförderung des gemeinen Wesens noch weiter zu assistiren". Am 24. April ersuchte Kaiser Ferdinand III. in einem ganz eigenhändigen Schreiben aus Regensburg St. abermals sehr dringend, den Bruder wieder in's Feld zu begleiten: „E. Lbdn. Präsenz bei meiner Armada habe Ich sowohl zu der Zeit, als Ich mich vor Jahren in Person selbst zu Feld befunden, als auch E. L. meines Hrn. geliebten Bruders, des E.-H. Leopold Wilhelm, zu Oester. Lbdn. in der Campagne beigewohnt haben, also nützlich u. ersprießlich dem gemeinen Reichswesen u. meinem Erzhause befunden, daß Ich aus Deroselben weiteren Gegenwart bei jetzt angehendem Feldzug von Unserm Herr Gott nicht weniger Glück und Heil, als Seine göttliche Allmacht meinen Waffen vorhin gnädiglich erwiesen, vermittelst deroselben ferneren gnadenreichen Hülfe und Beistand verhoffen kann."

Nachdem St. eine Badecur im Frühsommer des Jahres 1641 gemacht, meldete er dem Kaiser, daß er sich wieder wohl befände und sich getraue, die vorgenommene Reise zur kaiserlichen Hauptarmee zu machen. Dies that er denn auch. Allein die Kräfte des 74jährigen waren den Anstrengungen des Feldlebens nicht mehr gewachsen. In einem elenden Bauernhause im Dorfe Ammern nächst Mühlhausen in Thüringen erlitt er am 21. November 1641 um 10 Uhr Vormittags einen Schlaganfall, infolge dessen er am selben Tage um 7 Uhr Abends, nach Empfang der heiligen Oelung, die Augen schloß. Sein Beichtvater schreibt den Tod dem hohen Alter, den starken und vielfältigen Arbeiten, den schweren Reisen, „und sonstigen Ungelegenheiten, so sie lange Zeit her gehabt und ausgestanden", zu. Die entseelte Hülle des Meisters wurde nach Mergentheim überführt und im Februar 1642 in der von ihm erbauten Kapuzinerkirche, nach Lotichius „operosa ac solenni cum pompa" beigesetzt. Das Hinscheiden Stadion's, welcher dem deutschen Orden als leuchtendes Vorbild echt ritterlicher Tugenden

vierzehn Jahre hindurch vorgestanden, der wegen seiner reichen Kriegserfahrung, Klugheit und Besonnenheit der allgemeinen Achtung sich erfreut hatte, bedeutete nicht nur für den Orden einen herben Verlust. Auch das Kaiserhaus betrauerte einen Mann, dessen treue Anhänglichkeit es in schweren Tagen oft zu erproben Gelegenheit gefunden.

Acten des Deutsch-Ordens-Central-Archivs und des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Voigt, Geschichte des Deutschen Ritter-Ordens, 2. Bd. Berlin 1859.

C. v. Duncker.

Stadion: Johann Philipp Karl Graf v. St., österreichischer Staatsmann, geboren am 18. Juni 1763, † zu Baden bei Wien am 15. Mai 1824. Sprößling der Fridericianischen oder Warthauser Linie des elsässischen Hauptastes eines schon im Mittelalter in habsburgischen Diensten erscheinenden Adelsgeschlechtes, wuchs Philipp St. mit seinem älteren Bruder Friedrich Lothar auf, und eine Geschwisterliebe von seltener Innigkeit verband die Beiden, gleichwie sich ihre Charakteranlagen, Studien und Lieblingsneigungen ergänzten. Ph. St. war die mehr praktisch-verständige Natur. Den gemeinsamen Reisen folgte die Scheidung im Berufsleben der Brüder. Ph. wurde trotz seiner 24 Jahre (1787) vom Hof- und Staatskanzler Kaunitz für den Stockholmer Gesandtschaftsposten ausersehen. Bedeutender, aber auch schwieriger war die Rolle, welche er an der Wende der Dinge in Oesterreich, in der Schlußzeit Josef's II. und nach der Thronbesteigung Leopold's II. als außerordentlicher Gesandter in England überkam und bis 1793 vertrat. Der Cabinetswechsel, Thugut's Führung der äußern Angelegenheiten Oesterreichs, war unserem St. nicht willkommen, und ebenso gewahrte er in der Sendung des Grafen Mercy-Argenteau, bisher Vertreters Oesterreichs im revolutionären Frankreich, eines Vertrauensmannes Thugut's, nach London den Wink, man finde St. hier entbehrlich. So streifte denn St. den Diplomaten ab und lebte, so lange Thugut am Ruder war, als Privatmann, in neuem engem Verkehre mit seinem Bruder, auf den böhmischen Gütern oder in der Residenz, und bestellte (1794) seinen häuslichen Heerd, indem er sich mit Marie Anna Gräfin v. Thannhausen, vermählte. —

Mit dem Rücktritte Thugut's (Ende 1800) und der Hofkanzlerschaft Ludwig's Grafen von Cobenzl, beginnt die neue Phase der diplomatischen Laufbahn Stadion's. Er tritt den Gesandtschaftsposten in Berlin an. Hier gab es ein schwieriges Stück Arbeit, denn mit dem preußischen Staatsminister Haugwitz war die Verständigung nicht leicht. Es galt eine Auseinandersetzung in der italienischen und deutschen Frage, das Heranziehen Preußens zur Allianz mit Oesterreich. Aber die Neutralitätspolitik des Berliner Cabinets und die alten Gegensätze überwogen, und vollends mußte die Kölner Angelegenheit und ihre Verquickung mit der von Münster (1801) die beiden Höfe einander mehr entfremden; Preußen protestirte gegen die Wahl Erzherzog Anton's von Oesterreich zum Erzbischof von Köln und Bischof von Münster und lieh, bereitwilliger denn je, der aufreizenden Diplomatie Frankreichs das Ohr. Gern räumte daher auch St. im Sommer 1803 seinen Platz dem jüngeren Collegen Metternich (s. Art.), um selbst als Botschafter nach Petersburg zu übersiedeln. Vorher schon hatte Erzherzog Palatin Josef den Weg zu seinem Schwager, Czar Alexander I., eingeschlagen, um die Wege zu einer Allianz, vorerst nur als Drohung gegen das consularische Frankreich, zu ebnen. St. sollte auch nur die gute Freundschaft zwischen den beiden Mächten pflegen, wobei er auf die günstige Stimmung des damaligen russischen Staatskanzlers Woronzow rechnen konnte, aber jeder Ueberstürzung in der Kriegsfrage ausweichen, denn der damalige Armeeminister Oesterreichs, Erzherzog Karl, war für eine möglichst lange Vertagung des Kampfes mit Frankreich und Kaiser Franz nichts weniger als kampflustig. Rußland

drängte jedoch zum Kriege und wurde übellaunig, mißtrauisch, als Oesterreich zuwartend bleiben wollte. Der gewandte Armeediplomat, Oberst Freiherr v. Stutterheim, sollte den Grafen St. 1804 in Petersburg unterstützen. Seine Gewandtheit und die günstige Haltung Czartoryski's, die Oesterreich freundliche Haltung Winzingerode's, waren gute Bundesgenossen Stadion's. Der Geheimvertrag vom 6. November 1804, die sogenannte „Declaration", vereinigte beide Mächte, im Falle der neue Herrscher Frankreichs eine der beiden Mächte angriffe. Dieser Vertrag war das Vorspiel der Einigungen vom Sommer 1805, welche die dritte Coalition fertig brachten. St. hatte daran einen hervorragenden Antheil. Er stand mit den russischen Ministern gut; auch andere Beziehungen mit Diplomaten, so mit dem Grafen Münster, wurden angeknüpft. Als dann Czar Alexander I. zur Armee abging, die sich mit dem Heere Oesterreichs vereinigen sollte, war auch St. in seinem Gefolge, und übernahm noch vor dem Verhängniß bei Austerlitz (Nov. 1805) mit Gyulai die dornenvolle Aufgabe, dem in Wien eingedrungenen Sieger, Napoleon I., einen leidlichen Frieden abzuringen, andererseits mit dem preußischen Staatsmann Haugwitz eine Verständigung anzubahnen. Das blieb alles erfolglos, und die Schlacht vom 2. December entschied gegen die dritte Coalition, isolirte Oesterreich, und der Preßburger Friede eröffnet die folgenschwere Entgliederung Oesterreichs.

Aus den Holitscher Besprechungen zwischen Kaiser Franz I. und Erzherzog Karl erwuchs die Neugestaltung des Rathes der Krone. An L. Cobenzl's Stelle tritt St. als Hof- und Staatskanzler voll des redlichen Willens, Hand in Hand mit Erzherzog Karl, dem Leiter des gesammten Kriegswesens, die tief gesunkenen Kräfte des Staates zu heben, das geistige Leben rühriger zu machen, Fühlung mit Deutschland zu erhalten und — das aufmerksame Auge auf Rußland und Frankreich gerichtet — jeder allzufrühen nachtheiligen Verwicklung vorzubeugen. — Man ersieht dies am besten aus dem Verhalten Stadion's in der orientalischen Frage, als die Serben, im Aufstande wider die Pforte, insbesondere die Partei des „schwarzen Georg" (Karagjorgye Peteowić), sich Oesterreich in die Arme werfen wollten. St. mußte jeder Herausforderung Rußlands ausweichen, die Ränke Napoleon's beobachten, und was für Kaiser Franz vor allem maßgebend war, die legitime Gewalt der Pforte in Rechnung ziehen. So geschah es denn, daß, während die österreichische Kriegsverwaltung für das Eintreten Oesterreichs in die serbische Frage als Protector und für die Ausbeutung der günstigen Gelegenheit das Wort ergriff, St. aus mehr als einer Rücksicht stauen und zurückhalten mußte, und als schließlich die Besetzung Belgrads seitens der Russen vor sich ging, Oesterreich die Sympathien der serbischen Bewegungspartei ganz einbüßte. — Die serbische Frage zieht sich in diesen unerquicklichen Wandlungen über die Jahre der Stadion'schen Aera hinaus. Wir müssen jedoch vor allem die Haltung Stadion's in der Hauptfrage, Oesterreichs Verhältniß zu Frankreich, andererseits zu Rußland und Preußen ins Auge fassen. Gern hätte er die Einführung der österreichischen Kaiserwürde (s. 1804) benutzt, um nicht nur für den äußeren Glanz der Dynastie gesorgt zu sehen, sondern dadurch auch „eine neue, allen Erbstaaten gemeinschaftliche staatsrechtliche Beziehung, einen Vereinigungspunkt und ein Symbol der Einheit aufzustellen, woran es bisher gefehlt hatte". Aber das blieb ein frommer Wunsch. St. durchschaute den tückischen Plan Napoleon's, Oesterreich in der Isolirung zu erhalten und seine Provinzen zu verschlingen. Deshalb war er bemüht, die Wege zur Verständigung mit Rußland und Preußen seinem Staate offen zu halten. Anfänglich für die freiwillige Verzichtleistung des österreichischen Monarchen auf die deutsche Kaiserkrone eintretend, sah er, daß dieser Verzicht dem Kaiser Franz schwer falle, und so mußte der französische Gesandte diesen Schritt in Wien erzwingen. Nach der Niederlage Preußens und

dem Frieden von Tilsit war eine solche Machtverschiebung eingetreten und die Stellung Rußlands zu Frankreich derart verändert worden, daß sich St. die Convention vom 10. October 1807 zu Fontainbleau zwischen Champagny und Metternich, damals Gesandten Oesterreichs am französischen Kaiserhofe, die neue Regelung der Grenze zwischen Oesterreich und dem Königreich Italien gefallen lassen mußte. Die Unvermeidlichkeit des neuen Zusammenstoßes mit Napoleon bestimmte ihn, immer entschiedener mit den Machtmitteln Oesterreichs zu rechnen, und er dachte davon günstiger als Erzherzog Karl. Die französische Partei in Wien hätte den Hofkanzler gern beseitigt gesehen, aber er genoß Vertrauen in den maßgebenden Kreisen, und vorschnell wollte auch er nicht die Maske fallen lassen und den gewaltigen Gegner herausfordern. Im Spätjahre 1808 war Oesterreich zum Kriege entschlossen. Seine Verhandlungen mit Preußen glückten nicht. St. sah sich nun genöthigt, mit England eine Verständigung zu versuchen, was mit den Weisungen des österreichischen Ministers Graf Wallmoden übernahm. Allein bald sollte St. erfahren, daß England knauserig und rückhältig sei. — Zur Geschichte der Kriegsrüstungen Oesterreichs zählt auch die Vorbereitung des Aufstandes in Tirol gegen die bairische Herrschaft. Diese Angelegenheit lief wohl vorzugsweise durch die Hände Erzherzog Johann's und Hormayr's, doch berührte sie sich auch mit dem Ressort Stadion's, dem es selbstverständlich daran lag, vor den argwöhnischen Augen der bairischen und französischen Diplomatie diese Vorbereitung ins tiefste Geheimniß zu hüllen. — Als nun der denkwürdige Feldzug des Jahres 1809 begann, und den ersten für Oesterreich günstigen Erfolgen ein schlimmer Rückschlag folgte, die Schlußhälfte des Aprils dem Feinde die Heerstraße nach Oesterreich eröffnete, war Erzherzog Karl für eine rasche Beendigung des aussichtslosen Krieges. Ergab sich schon früher ein gewisser Gegensatz zwischen dem Minister und Feldherren, indem St. zum Angriffskriege gedrängt hatte, Erzherzog Karl sich dagegen mehr für das Zuwarten und die Defensive eingenommen zeigte, so glaubte St., wie schwer er auch die Mißerfolge des Aprilfeldzuges empfand, jetzt auf die Fortsetzung des Krieges drängen zu sollen. Der Sieg bei Aspern schien ihm Recht zu geben, und er lebte in dem Gedanken eines neuen Erfolges bis zur Schlacht bei Wagram. Um so schwerer traf den Staatsmann der Ausgang des dreitägigen Ringens; das Gebäude seiner Hoffnungen brach zusammen. Metternich, der Mann der neuen Sachlage, fand angeblich schon den 3. Juli St. entschlossen, im Falle eines ungünstigen Ausfalles der Entscheidung abzudanken. Das geschah denn auch jetzt, zwei Tage nach der Schlacht (8. Juli). Die förmliche Entlassung folgte erst am 26. September, als Kaiser Franz in Begleitung Metternich's sein Hoflager in Ungarn aufgeschlagen hatte. Daß St. für seine Person überzeugt war, Metternich habe gegen ihn machinirt, unterliegt wohl keinem Zweifel, und Persönlichkeiten von Kopf und Herz, wie Erzherzog Johann, vermißten St. schwer. Wie lebenslustig St. auch war, dem Berufe brachte er seine ganze Persönlichkeit, Ernst, Gewissenhaftigkeit und Vornehmheit der Gesinnung entgegen; das schätzte denn auch ein Mann wie Freiherr v. Stein an St., während er zu dem neuen Staatskanzler, Metternich, nie ein Herz fassen konnte. Im Spätjahre 1811 übersiedelte St. nach Prag und lebte hier bis zum Sommer des ereignißvollen Jahres 1813, das ihn wieder in den Kreis öffentlicher Thätigkeit zog.

Als es sich um die entscheidende Verständigung mit Rußland und Preußen, den Vordermächten des Befreiungskrieges, handelte, begab sich St. im Mai als Bevollmächtigter Oesterreichs in das preußisch-russische Hauptquartier zu Görlitz, während Bubna für die Mission zu Napoleon ausgerüstet wurde. St. traf in Görlitz den 13. Mai ein. Gleichzeitig war das Memoire des österreichischen Kriegspräsidiums aus Radetzky's Feder abgegangen, das bei dem Trachenberger

Feldzugsplane in Berücksichtigung gezogen wurde. Metternich theilte in der Depesche vom 30. Mai an St. mit, daß Kaiser Franz sich nach Böhmen, und zwar nach Gitschin, begeben werde. St. folgte den Verbündeten nach Reichenbach in Schlesien, und hier schloß er die Convention Oesterreichs mit Preußen und Rußland (27. Juni) ab. Als Diplomat blieb St. bis zum Abschlusse des ersten Pariser Friedens (1814) thätig.

Die letzte Phase im staatsmännischen Leben Stadion's knüpft sich an die Uebernahme des schwierigsten Ressorts, des Finanzministeriums. Seit dem Staatsbankerott des Jahres 1811, der sich keineswegs als heilsames Uebel bewährte, da die neuen Kriegsbedürfnisse alle an die Devalvation geknüpften Hoffnungen der Finanzverwaltung knickten, war die Stellung des Hofkammerpräsidenten Wallis, des Sparers um jeden Preis, immer mehr angefochten worden, und wie es mit dem Staatscredit stand, beweist die rasche Entwerthung der Anticipationsscheine vom 16. April 1813. Als Wallis seine Entlassung gab, nahm St. gewiß ohne Selbsttäuschung die schwierige Aufgabe in Angriff. Zunächst wollte er eine feste Währung schaffen und das Vertrauen in die Maßregeln des Staates wiederherstellen. Das Finanzpatent vom 1. Juni 1816 versprach, daß kein neues Papiergeld mit Zwangscurs emittirt und keine Mehrung des im Umlauf befindlichen vorgenommen werden sollte. Die Nationalbank übernahm das Einlösungsgeschäft und auch die Verwaltung des Tilgungsfonds. Aber der gehoffte Erfolg blieb aus, und das Silberagio wuchs in dem Maaße als der Curs des Papiergeldes sank. St. mußte schon im August 1816 die Einlösung unterbrechen und ein neues Finanzpatent schmieden, das durch ein Anlehen die „Arrosirung" der gewaltigen Staatsschuld anstrebte. Wohl brachte man es im März 1818 zur Tilgung von 129 Millionen Gulden Papiergeld, aber die Staatsschuld war dagegen um 120 Millionen angewachsen. Weitere Experimente mit Anlehen und Vermehrung der Bankactien (1817), andererseits 1818 mit serienweiser Verloosung der Papiergeldschuld und Umwandlung in Metalliques brachten es doch zur Festigung des Curses und Verringerung der älteren Staatsschuld. Die Lotterieanlehen von 1820 und 1823 bewirkten dies noch entschiedener, dagegen stieg aber die Zinsenlast der Staatsschuld im Ganzen um ein Bedeutendes. Nebenher kam es unter St. zur Erlassung des neuen Grundsteuerpatentes vom 27. December 1817. Einen sehr schwierigen Stand hatte St. bei seinen Finanzoperationen Ungarn gegenüber, indem er sich bemühte, die dortige Contribution statt in Wiener Bankozetteln in Conventionsmünze einzuheben, was von der ungarischen Hofkanzlei entschieden abgelehnt wurde. 1823 schloß St. mit der Nationalbank einen neuen Vertrag. Mitten in solchen Entwürfen und undankbaren Arbeiten wurde er vom Tode ereilt. Ein Freund des Schönen, hinterließ St. auch eine erlesene Bildersammlung. Namhafte Zeitgenossen bewahrten ihm ein würdiges Andenken. Zu ihnen zählen vor Allen Erzherzog Johann und Hormayr von heimischer Seite.

(Hormayr) Oesterr. Nationalencyclopädie, herausg. von Gräffer u. Czikann, V (1837). — Wurzbach, Oesterr. Lex. XXXVII (1878). — Lebensbilder aus den Befreiungskriegen, 2. Aufl., 1844. — K. Pertz, Das Leben des Ministers vom Stein (1849—55) II. III. — Metternich's Denkwürdigkeiten in „Aus Metternich's nachgelassenen Papieren". — Ranke, Hardenberg's Denkwürdigkeiten (1877). — Klinkowström, Aus der alten Registratur der Staatskanzlei 1796—1827 (Wien 1870). — Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege, I (1876), II (1879). — Springer, Gesch. Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809 (1863) I. — Adolf Beer, Zur Gesch. der österr. Politik in den Jahren 1801—1802 (Archiv f. österr. Gesch. LII, 2. Hft.). — Oesterreich und Rußland in den Jahren 1801—1805 (Ebda. LIII). — Zehn Jahre

österr. Politik 1801—1810 (Leipzig 1877). — Die orientalische Politik Oesterreichs (Prag 1883). — Die Finanzen Oesterreichs im XIX. Jahrh. (Prag 1877). — Fournier, Gentz und Cobenzl, Gesch. der österr. Diplomatie in den Jahren 1801—1805 (Wien 1880). — Krones, Zur Gesch. Oesterreichs im Zeitalter der franz. Kriege und der Restauration 1792—1816 (Gotha 1886). — Aus dem Tageb. Erzh. Johann's von Oesterreich 1810—1815 (Innsbruck 1891). — Aus Oesterreichs stillen und bewegten Jahren 1810—1812 und 1813—1815 (Innsbruck 1892). Krones.

Stadius: Georg St., Astronom, geboren um 1550 zu Stein (in Niederösterreich), † im April 1593 zu Graz. Näheres von St., der aus einem ehrbaren Geschlechte der alten Donaustadt stammte, erfahren wir erst im J. 1573, in welchem er nach trefflich bestandener Prüfung von dem damaligen Rector v. Polheim, einem adeligen Studirenden, zum Magister der Philosophie von der Universität Wittenberg promovirt wurde. Dies begründete seinen Ruf, denn 1576 lud ihn der Landesverweser v. Rogendorff nach Graz ein, und dort wurde er aushülfsweise mit dem mathematischen Unterrichte an der von den evangelischen Ständen eingerichteten Stiftsschule — einem Mitteldinge zwischen Gymnasium und Universität — betraut. Zu seiner weiteren Ausbildung ging er als Reisebegleiter junger Edelleute 1577 mit diesen nach Italien und Frankreich; in Paris begann er nochmals zu studiren, und zwar unter der Leitung seines berühmteren Namensvetters, des Belgiers Johannes Stadius (1. Mai 1527 bis 31. October 1579), mit welchem er selbst zum öfteren verwechselt worden ist. Im Frühjahr 1582 kehrte St. nach Graz zurück und wurde, nachdem das Bedenken der Schulvorstände, es würden wenig junge Leute dasein, „die sich ad mathesin begeben“, überwunden war, zum ordentlichen Professor der Astronomie (als Nachfolger Lauterbach's) und zugleich zum steiermärkischen „Landschaftsmathematikus“ ernannt; später trug man ihm auch eine geschichtliche und, da er auch die Rechte studirt hatte, sogar die Pandekten-Vorlesung auf. Kurze Zeit schied er aus seiner Lehrstellung, da sich ihm, der inzwischen geheirathet hatte, in seiner Vaterstadt günstigere Aussichten zu eröffnen schienen, allein bald kehrte er wieder nach Graz zurück, wo ihm die maßgebenden Persönlichkeiten sehr gewogen waren. Dies bewiesen sie, als St. in den besten Mannesjahren verstorben war und wenig mehr als Schulden hinterlassen hatte, indem sie seiner Wittwe eine ungewöhnlich hohe Schenkung an baarem Gelde zuwendeten. Sein Amtsnachfolger war J. Kepler.

Stadius' schriftstellerische Thätigkeit mußte, seiner amtlichen Stellung gemäß, wesentlich der Bearbeitung des Landeskalenders zugewendet sein, wie ja ein gleiches auch von Kepler bekannt ist. Er hat eine ganze Reihe solcher Kalender geliefert (selbst während seiner Abwesenheit von Graz lief diese seine Verpflichtung fort), und zwar erschien einer derselben (1590) sogar in drei Sprachen (lateinisch, italienisch, französisch). St. hegte hinsichtlich des astrologischen Beiwerkes, ohne welches damals kein Kalender vor das Publicum treten durfte, recht vernünftige und freimüthige Ansichten und suchte, ähnlich wie Kepler, nur solche Ereignisse zu prognosticiren, auf deren Eintreten man auf Grund der politischen Gestaltungen mit einiger Wahrscheinlichkeit rechnen durfte. Daß er dem eigentlich wissenschaftlichen Teile der Aufgabe vollauf gewachsen war, dafür zeugen seine „Ephemerides astronomicae“. Als ein Fachmann von gesundem Urtheile offenbart sich uns St. auch in dem sehr interessanten, durch Peinlich dem Staube der Archive entrissenen Gutachten, welches er 1583 auf Geheiß der Stände über die gregorianische Reform erstattete. Mit diplomatischem Geschicke versteht er es darin, die religiösen Gründe, welche den starren Protestantismus jener Tage gegen eine vom Papste ausgehende Neuerung einnahmen, den

mancherlei sachlichen Erwägungen gegenüberzustellen, welche den Astronomen zum unbedingten Anhänger des neuen kalendarischen Systemes machen mußten.

Peinlich, Die steirischen Landschaftsmathematiker vor Kepler, Archiv d. Math. u. Phys., 54. Theil, S. 470 ff. — R. Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877, S. 284, 303. Günther.

Stadl: Franz Leopold Wenzel Freiherr von und zu St., Genealog und Historiker, aus einem alten schon im 14. Jahrhundert nachweisbaren, 1597 in den Freiherrenstand erhobenen steiermärkischen Edelgeschlechte stammend, war der Sohn des Johann Rudolf Freiherrn v. St. und der Maria Clara, gebornen Freiin v. Galler. Geburtsort und Geburtstag sind unbekannt, das Geburtsjahr ist nur mittelbar nachzuweisen; indem Franz Leopold 1693 sich selbst als fünfzehnjährig bezeichnet, so wird er 1678 das Licht der Welt erblickt haben. Eben zum Jünglinge herangereift, begann er die in jener Zeit bei allen adeligen Jungherren zur Vollendung der Erziehung, zur Ausbildung des Geistes und Charakters und zur Erlangung der weltmännischen Sitten üblichen großen Reisen. October 1693 verließ er mit seinem Hofmeister Demarck Graz und begab sich über Venedig, Padua, Vicenza, Verona, Mantua nach Parma, wo er zwei Jahre im dortigen Jesuitencollegium zubrachte. Von da reiste er mit seinem älteren Bruder Johann Karl Joseph, begleitet von beider Hofmeister Ignaz Klein nach Siena, wo sie ein Jahr (October 1695 bis October 1696) verweilten; dann ging ihre Fahrt weiter nach Rom und Neapel und zurück über Florenz, Genua, Turin, Mailand, Venedig, durch Tirol nach Augsburg, Frankfurt, Koblenz, Bonn, Köln, Utrecht, Amsterdam. Auf der Heimkehr berührten sie Braunschweig; hier gerieth Franz Leopold mit seinem Hofmeister in einen schweren Conflict, der mit dem Tode des letzteren endete. St. liefert hierüber in dem von ihm selbst zusammengestellten „Eigenen Geschlechts Geschichten-Erweiß nach Urkunden" folgende „Beschreibung des Unglicks, so Herrn Franz Leopold Freyherrn von und zu Stadl widerfahren, da Er mit Seinem Herrn Bruedter Johann Karl Joseph Freyherrn von und zu Stadl mit Herrn Hoffmaister Ignaty Klain und Cammerdienern Lucas Janchigini auß Hollandt in Braunschweig angelanget und in des Herrn Senatoris Korn Behaußung einkereten, zu Endte Augusty im 1697ten Jahr. Es truege sich zu, daß der Hoffmaister Ignatius Klain mit dem Jüngern Freyherrn von und zu Stadl Franz Leopoldt aus nichts werther Ursach einen Streit anfieng, in welchen er sich so übel gouvernirte, daß er nicht allein hochermelten Jüngern Freyherrn, der doch bereits ein Erwachsener Herr ist, Schimpflichst ausschaltet, sondern auch gar mit der blosen Faust etliche mahl zu Ihm einschlueg. Was hätte er zu thuen, dieses üblen Saintement abzukommen? Der Jüngere Herr ergriffe Sein Degen, welcher ungefähr auf der Bank lage, zoge denselben von Leder, willens sich gegen fernere Gewaltsamkeit damit zu schützen. Allein der Herr Hoffmaister dieses ersehend lüeff in blünden Zorn zu den jeztgemeldten Herrn Baron von neuen ein, willens Ihm den Degen aus der Handt zu reißen und Ihm ferner zu attaquiren, indem Er aber in solchem blünden Zorn zuefuhr, rannete er sich ganz unbesonnen in des Jüngern Herrn Barons Degen und verwundete sich damit dergestalt, daß er binnen zway Stundten darauff seinen Geist aufgeben mueßte. Ein löblicher Ehrsamer Rath der Stadt Braunschweig, dieses alles vernehmend, stöllete darauff wider den Jüngern Herrn Baron von Stadl ein inquisition an und in des Senators Korn Behausung mit ain Officier und Musquetirern scharff verwachten ließe, es defendirte sich aber derselbe durch Seinen advocaten den Doctorn juris Johann Bernhard Geinckeln dermaßen, daß er binnen neun Tagen von den Tott des Herrn Hoffmaisters Klain anzurechnen von solcher ihm imputirten Entleibung durch Urthl und Recht absolvirt" — und vom Bürgermeister und Rath der

Stadt Braunschweig nur zur Zahlung von fünfzig Thalern und der Gerichtskosten verhalten wurde. Daß St. an diesem Unfalle in der That im wesentlichen schuldlos war, als das angesehen wurde und ihm bei seinesgleichen und bei Höhergestellten kein Nachtheil daraus erwuchs, beweisen seine weteren Aufzeichnungen über den Aufenthalt in Braunschweig: „Nach solcher Zeit, daß Herr Franz Leopold von und zu St. zu Braunschweig in arrest gesessen, hat Jhro Durchlaucht Hörzog Antony Ulrich von Wolffenbüttl Jhme und seinem Herrn Bruedtern Johann Carl Joseph Freyherrn von und zu St. große gnaden und Ehren erwiesen, Selbe Etlichmahl nacher Wolffenbüttl begehrt und alldort mit Jhme bey Fürstlichen Taffel speißen lassen, allwo auch dero hörzogliche Gemahlin und Erbprinz mitgespeisset haben; Jnngleichen Sye auch zu dessen etlichmahlen gehaltenen Hoff-Festinen, Waal (Ball) und Masquern (Maskeraden) begehrt, welchen Sye auch beygewohnet, mit getanzet und bey der Fürstlichen Nacht-Taffel verbleiben müessen."

Von Braunschweig erfolgte die Heimkehr über Magdeburg, Dresden, Wien nach Graz. Spätere Reisen führten St. in die Schweiz und über Straßburg nach Paris. Von seiner ersten großen Reise zurückgekehrt, trat er als Fähnrich in das früher Stadl'sche, später Fürstenbergische Regiment, kämpfte 1701 unter dem Befehle des General Joseph Grafen von Rabatta gegen die ungarischen Jnsurgenten, wurde Capitän-Lieutenant und Hauptmann, 1704 Befehlshaber der ständischen Landmiliz in Steiermark, 1705 inneröfterreichischer Hofkriegsrath, 1709 hochfürstlich salzburgischer Lehenscommissär. Von der Regierung und von den Ständen seines Heimathlandes, der Steiermark, wurde er vielfach zu wichtigen Geschäften, namentlich militärischen Sendungen, Beilegung von Grenzstreitigkeiten, Straßen- und Approvisionirungs-Angelegenheiten u. dgl. m. verwendet, welche er alle bestens erledigte. Nach dem Tode seines Vaters erbte er die Herrschaft Kornberg in der östlichen Steiermark, welche er trefflich verwaltete und durch Ankäufe von Grundbesitzungen ansehnlich vergrößerte; 1723 wurde er Verordneter der steirischen Stände und 1731 Amts-Vicepräsident der „ehrsamen Landschaft in Steier". St. war in erster, kinderloser Ehe (1721—1723) mit Anna Barbara, Herrin von Gera, in zweiter (seit 1725) mit Maria Josefa, Gräfin Breuner vermählt. Von dieser hatte er zwei Töchter und drei Söhne, von den letzteren überlebte ihn nur der jüngste, Johann Joseph.

Am 12. April 1731 erließen die Stände der Steiermark an St. und an Sigmund Albrecht, Grafen von Rindsmaul eine Zuschrift, in welcher dieselben gebeten wurden, „eine ordentliche Matrikel der Herren und Landleute aufzurichten, die Wappen und das Wappenbuch in Ordnung zu setzen und die Annaten und Familien dieses Standes ad instrumentum publicum zu bringen". Das Ergebniß dieses Ansuchens war der von St. verfaßte und zusammengestellte „Ehrenspiegel des Herzogthums Steyer", jedenfalls von ihm allein gearbeitet, denn der Name Rindsmaul erscheint in dieser Angelegenheit nicht wieder. Der „Ehrenspiegel" besteht aus neun starken Foliobänden und enthält nach den Adelsfamilien geordnet eine Fülle von historischen Mittheilungen, eine große Anzahl Abschriften von Urkunden, Wappenbriefen, Adelsdiplomen, dann Copien von Siegeln, Wappen und Jnschriften, Abbildungen von Schlössern, Grabmälern u. s. w., welche sich auf die betreffenden Familien beziehen; nicht weniger als 517 Familien werden in solcher Weise in diesem Sammelwerke behandelt. Es ist eine wichtige Quelle für die Geschichte des Adels in Steiermark und somit für das ganze Land. Dieses prächtige Manuscript befand sich lange in Kornberg, wurde jedoch von Georg Freiherrn v. St., dem Enkel des Franz Leopold, dem Joanneum in Graz geschenkweise überlassen und hinterliegt jetzt im steiermärkischen Landesarchive. — Ein zweites handschriftliches Werk Stadl's befindet

sich ebenfalls, aber nur in einer jüngeren, im 19. Jahrhunderte gefertigten Abschrift in dem obengenannten Archive, die „Acta der Familie Freiherrn v. St.", welche auch unter dem Namen „Eigenen Geschlechts-Geschichten Erweiß nach Urkunden" erscheinen, 4 Foliobände. Das Original ist Eigenthum des Grafen Wurmbrand auf Schloß Birkenstein bei Birkfeld in der östlichen Steiermark, des Gatten der Tochter des Letzten vom steirischen Geschlechte der St. Was St. in dem „Ehrenspiegel" für alle übrigen steirischen Edelgeschlechter geleistet, das vollführte er in den „Acta" für seine eigene Familie, indem er alle dieselbe betreffenden Urkunden und Acten, namentlich Heirathsverträge, Kaufcontracte, amtliche Zuschriften u. s. w., soweit sie ihm zugänglich, in genauen Abschriften zusammenstellte. Außerdem wird noch hie und da einer von St. abgefaßten „Ahnentafel" erwähnt, über welche jedoch dem unterzeichneten Verfasser nichts Weiteres bekannt geworden ist. Vielleicht ist damit nur eine der mehreren Stammtafeln gemeint, welche sich in den „Acta" befinden.

St. war sonach ein hervorragender Sammler und eifriger Arbeiter auf dem Gebiete der steiermärkischen Landes- und insbesondere Adelsgeschichte; was man zu seiner Zeit hierin überhaupt leisten konnte, das hat er auch vollbracht und heute noch bieten seine Arbeiten dem Forscher reiches und willkommenes Material. — Am 4. März 1747 errichtete er ein testamentarisches Statut, durch welches die Herrschaft Kornberg in ein Fideicommißgut umgewandelt wurde. Sein Todestag ist ebensowenig zu ermitteln, wie der Tag seiner Geburt. Nach dem obengenannten Datum verschwindet sein Name in den Urkunden und Acten, er scheint somit noch im Jahre 1747, also in einem Alter von 69 Jahren gestorben zu sein. — Die steirische Linie der Freiherren v. St. ist seit einigen Jahren erloschen.

Kurze Biographien und biographische Notizen, doch sehr unvollständig und theilweise irrig: Winklern, Biographische und litterärische Nachrichten von den Schriftstellern und Künstlern, welche in dem Herzogthum Steiermark geboren sind (Graz 1810), S. 237. — Steiermärkische Zeitschrift, N. F., 6. Jahrg., 2. Heft (Graz 1841), S. 69. — Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark (Graz 1871), 19. Heft, S. 184. — Wurzbach, Biographisches Lexikon, 37. Theil, S. 51. — Obige Biographie ist durchaus aus den Quellen gearbeitet: Acta der Familie Freyherrn von Stadl, 4 Bände in Folio, und Stadl'sches Familien-Archiv, 14 Fascikel — beide im steiermärkischen Landesarchive in Graz. Ilwof.

Stadlbaur: Dr. Max v. St., Professor der katholischen Theologie an der Universität München, wurde geboren am 13. Juli 1808 zu Kirchenthumbach, Regierungsbezirk Oberpfalz (Baiern), als Sohn des dortigen Schullehrers. Unter 9 Kindern war er das fünfte, und von den 7 Söhnen der nicht in glänzenden Vermögensverhältnissen lebenden Lehrersfamilie traten 3 in den geistlichen Stand, darunter Max. Nachdem er den Elementarunterricht in der Schule seines Vaters genossen, kam er 1819 in die Vorbereitungsclasse der Studienanstalt Amberg, deren 9 Classen er mit Fleiß und Wohlverhalten durchlief, so daß er im Herbst 1826 das Absolutorium mit der ersten Note bestand. Nachdem er am dortigen Lyceum noch einen zweijährigen philosophischen Cursus durchlaufen, bezog er mit dem Wintersemester 1828 die Universität München. Hier setzte er das Studium der Philosophie fort und begann das der Theologie; bei Schelling, Baader, Schubert und Görres hörte er philosophische und geschichtliche; bei Buchner, Amann, Moy, Döllinger, Mall und Allioli theologische Vorlesungen. Herbst 1829 trat er als Alumnus in das Gregoreanum und nachdem er aus der Mutterdiöcese Regensburg die erbetene Entlassung erhalten, Herbst 1830, in das erzbischöfliche Clericalseminar zu Freising ein, wo er am 12. August 1831

von dem Erzbischof Lothar Anselm die Priesterweihe empfing. Mit oberhirtlicher Erlaubniß bezog er nun zum Zweck der Promotion nochmals die Universität München, wo er am 14. August 1832 das Doctorat der Theologie erhielt. Die Inauguraldissertation: „Ueber die Idee Gottes im Verhältniß zur Religion und Moral", erschien 1834 im Druck. Nach kurzer Verwendung in der Seelsorge in den Pfarreien Mettenheim und Tittmoning wurde St. nach Erstehung einer diesbezüglichen Prüfung vor dem Senat der Universität München, von König Ludwig I. unter dem 10. November 1834 zum Professor für Moraltheologie und neutestamentliche Exegese am Lyceum zu Freising ernannt. Mit dem Wintersemester 1838 vertauschte er diese Fächer zuerst provisorisch und seit 1839 definitiv mit der Dogmatik, aber schon im Herbst 1841 wurde er an die Universität München berufen als ordentlicher Professor für Moraltheologie, die er im Frühjahr 1844 abermals mit der Dogmatik vertauschte, welch letztere er dann in Verbindung mit Dogmengeschichte und der regula fidei bis zu seinem Tode docirte. Sein Vortrag, den er nach Skizzen größtentheils frei hielt, war lebendig, klar bestimmt und präcis, ohne oratorischen Schmuck, darauf berechnet die Schüler wie zu gläubiger Annahme der Dogmen, so zu selbständigem Denken anzuregen. St. war keinem philosophischen System ausschließlich zugethan; schon als Student hatte er sich durch den wissenschaftlichen Verkehr mit Baader mächtig angeregt gefühlt. Durch dessen Philosophie aber nicht ganz befriedigt, wandte er sich mehr Günther zu, ohne aber zu dessen unbedingten Anhängern zu zählen. In theologischer Hinsicht war St. jener Richtung innerhalb der katholischen Kirche nicht zugethan, welche die Theologumenen fortwährend mit dogmatischem Ansehen umkleidet, derartige Fragen durch dogmatische Fixirung der wissenschaftlichen Discussion entrückt und so den Kreis disputabler Fragen immer mehr verengert sehen möchte. So scharf er sich in den Grenzen des kirchlichen Lehrbegriffes hielt, wollte er doch solche Fragen der freien Discussion möglichst gewahrt wissen. Diese seine theologische Anschauung mag auch hauptsächlich Schuld gewesen sein, daß die litterarische Thätigkeit Stadlbaur's eine verhältnißmäßig unbedeutende war. Außer oben genannter Dissertation schrieb er noch 1839 ein Programm für das Lyceum in Freising: „Ueber das höchste und letzte Princip der Moral". Weiter erschienen noch im Druck die Reden bei seinem dreimaligen Rectorat: 1848 „Ueber die akademische Freiheit" und „Die Stiftung und älteste Verfassung der Universität Ingolstadt"; 1853 „Ueber das akademische Bürgerrecht und den Geist der Satzungen an den k. baier. Universitäten" und 1862 „Ueber den idealen Sinn als Grundbedingung eines gedeihlichen akademischen Studiums". 1840 auf 41 gab er das katholische Exempelbuch von Dr. Herbst in vermehrter und verbesserter Auflage heraus. Im J. 1846 verfaßte er das „Lehrbuch der christlichen Religion" für die katholischen Gymnasien Baierns, das 1847 in erster und 1856 in zweiter Auflage erschien. Lange Jahre hindurch war dasselbe an allen baierischen und auch einzelnen außerbaierischen katholischen Gymnasien als Religionshandbuch eingeführt. So verschieden auch die Urtheile über seine Brauchbarkeit namentlich vom pädagogischen Standpunkt aus lauten, und obwol es heute längst überholt ist, so muß es doch für die damalige Zeit zum Besten gerechnet werden, was auf diesem Gebiet vorhanden war. Den anfänglich gehegten Plan, den allgemeinen Theil seiner Dogmatik zu publiciren, ließ er bei der allmählich immer mehr hervortretenden Geltendmachung einer schärferen Richtung innerhalb der katholischen Theologie, sowie auch bei den schlimmen Erfahrungen, die namentlich Kuhn in Tübingen machen mußte, wieder völlig fallen.

An der Universität München wurde St. wiederholt mit wichtigen Aemtern betraut. Im J. 1844 wurde er zum Senator gewählt, in welchem Amte er

infolge fortwährender Wiederwahl bis zu seinem Tode verblieb, da man sein hervorragendes Verwaltungstalent und seine seltene Geschäftsgewandtheit zu schätzen wußte. Die stürmischen Jahre von 1847 und 1848 gingen auch an St. nicht spurlos vorüber; bereits war er mit anderen Professoren der theologischen Facultät zur Entfernung verurtheilt und zum Stadtpfarrer von St. Ulrich in Augsburg bestimmt, als er durch eine Aenderung der Lage der Universität noch erhalten blieb. Gleich für das folgende Jahr 1848/49 wurde St. zum Rector magnificus der Universität gewählt, in welcher Stellung er sich durch sein taktvolles, kluges und doch gemessenes Auftreten dem stürmischen Geist der akademischen Jugend gegenüber hervorragende Verdienste erwarb. In Anerkennung dieser Thätigkeit erhielt er von König Max II. mehrfache Ordensauszeichnungen, so am 1. Januar 1849 das Ritterkreuz des Verdienstordens vom hl. Michael und am 22. September 1854, nachdem er Jahrs zuvor zum zweiten Mal das Rectorat der Universität bekleidet, das Ritterkreuz des Verdienstordens der baierischen Krone. 1848 nahm St. als Rector magnificus an der Versammlung deutscher Hochschulen in Jena theil und am Schluß des Studienjahres 1865 ging er mit Pettenkofer und Pözl als Abgeordneter der Universität zur Jubiläumsfeier der Universität Wien. Auf der Rückreise suchte er das Marienbad in Böhmen auf, um seine seit längerer Zeit angegriffene Gesundheit wiederherzustellen. Ohne günstigen Erfolg kehrte er nach München zurück, wo sich die gichtischen Leiden in einer Weise steigerten, daß er bei Beginn des Wintersemesters seine Vorlesungen nicht wieder aufnehmen konnte. Im Frühjahr stellte sich Herzwassersucht ein und am 5. September 1866 verschied er unvermuthet rasch im Bade Aibling bei Rosenheim, wo er Linderung seiner Leiden gesucht. Seine Leiche wurde nach München verbracht. Knöpfler.

Stadler: Alois Martin St., Historienmaler. St. wurde am 12. April 1792 zu Imst in Tirol geboren, wo sein Vater Kreisingenieur war. Da dieser sich selbst als Maler und Radirer versucht hatte, erkannte er bald die Begabung seines Sohnes und sandte ihn daher nach Innsbruck in die Zeichenschule Peter Denifle's, wo er so große Fortschritte machte, daß sich der Maler Joseph Schöpf auf Empfehlung des Freiherrn von Hormayr seiner annahm und ihn als Gehülfen bei der Ausführung von Fresken verwandte. Von Schöpf kam St. im J. 1812 auf die unter der Leitung J. Peter Langer's stehende Akademie zu München. Die Unterstützung des Kronprinzen Ludwig ermöglichte es ihm, im J. 1819 eine Reise nach Italien und Rom anzutreten und bis zum J. 1822 daselbst zu verweilen. Nach München zurückgekehrt, erhielt er von dem inzwischen zur Regierung gelangten König Ludwig eine Reihe ehrenvoller Aufträge, hauptsächlich aber fand er als Kirchenmaler in seiner Heimath Beschäftigung. Aus diesem Grunde siedelte er kurz vor seinem frühen Ende nach Tirol über und starb dort am 11. März 1841 zu Sterzing. Als das beste Bild Stadler's gilt seine Kreuzabnahme Christi auf dem Calvarienberg bei Bozen. Im Ferdinandeum zu Innsbruck befinden sich drei Bilder von seiner Hand: eine Madonna in der Glorie, darunter St. Georg und St. Nicolaus, eine Madonna mit dem Kinde, das einem Bischof den Kranz reicht, und Paris als Hirt. Die übrigen Werke des Künstlers, soweit sie überhaupt noch bekannt sind, hat man zerstreut in verschiedenen Tiroler Kirchen, z. B. in Axams, Imst und zu Stilfes bei Sterzing zu suchen.

Wurzbach XXXVII, 53—55. — Josef Egger, Die Tiroler und Vorarlberger. Wien und Teschen 1882. S. 424. — Katalog der Gemälde-Sammlung im Ferdinandeum zu Innsbruck. Innsbruck 1890. Nr. 350—352. — Vgl. Julius Schnorr von Carolsfeld, Briefe aus Italien. Gotha 1886. S. 392.

H. A. Lier.

Stadler: Daniel St., Jesuit, geboren am 10. Juli 1705 zu Amberg, wurde am 9. October 1722 zu dem zweijährigen Noviziat der Gesellschaft Jesu in Landsberg zugelassen und studirte sodann zu Ingolstadt 1725—1727 Philosophie nebst Mathematik, 1731—1735 Theologie. Nach Erstehung des dritten Probationsjahres (1736/37) zu Ebersberg legte er am 2. Februar 1739 die Profeß der vier Jesuitengelübde ab. Dazwischen, wie es so Ordensbrauch war, mußte St. Gymnasialunterricht ertheilen, 1724/25 zu Mindelheim, 1728—1731 zu Pruntrut. Als Priester hatte er Philosophie zu Straubing 1735/36 und Hall in Tirol 1737/38, seit Herbst 1738 an der Universität Dillingen zu lehren. Hier wurde St. 1738 zum Doctor der Philosophie creirt und ließ als Präses bei einer Promotion (1740) ein Werk über den Magneten erscheinen. Nach kurzer Wirksamkeit als Sonntagprediger in dem Münster zu Freiburg im Breisgau 1740/41 erhielt er (1741) auch an dortiger Universität ein philosophisches Lehramt. Jedoch bereits im folgenden Jahre traf ihn der Ruf an den kaiserlichen Hof als „Instructor“ des Kron- und Kurprinzen Max Joseph in den philosophisch-mathematischen Fächern, sowie als dessen Beichtvater. Um nun rasch mit einem Lehrerfolge zu glänzen, ließ St. eine Anzahl Thesen (nebst Figurentafeln) drucken, über welche sein Schüler am 5. und 26. August 1743 vor der Hofgesellschaft zu Frankfurt disputiren mußte. Nach dem Tode Karl's VII. blieb St. der Gewissensrath des Kurfürsten Max III. Joseph von Baiern. Daß er diesen auch sonst beeinflußt hat, selbst in politischen Fragen, ist unbestreitbar. Doch wurde es — von österreichischer Seite — übertrieben; an seinen Ordensgenossen am Pfälzer Hofe, den P. Franciscus Seedorf († 1758), reichte er nicht hinan. Er hat der baierisch-pfälzischen Hausunion das Wort geredet und für die Allianz mit Frankreich 1756 gewirkt. Dies machte ihn am Wiener Hofe verhaßt. Als endlich im Orden selbst ein Ankläger gegen ihn auftrat, mußte St. auf Befehl des Generales am 3. December 1762 um Entlassung aus dem Beichtvateramte bitten. Nachdem er noch am 13. Januar 1763 in der Theatinerkirche gepredigt, verließ er, von Max Joseph mit hundert Gulden Reisegeld beschenkt, am 20. desselben Monates München und begab sich nach Pruntrut, wo er am 25. September 1764 einem quälenden Leiden erlag. Als Lehrer der Geschichte am Cadettencorps zu München (1756—1758) gab St. 1758 einen „Kurzen Abriß Bayrischer Geschichten, wie sie im churfürstl. Cadeten-Haus zu München wochentlich erkläret werden. Denen Anhörenden, zum Behuf der Gedächtnuß, im Druck vorgelegt“ anonym heraus, welchen er vier Jahre später in erweitertem Umfange als „Bayrische Geschichte zu bequemen Gebrauch verfaßt und an das Liecht gestellet“ gleichfalls anonym erscheinen ließ. Er schöpfte zumeist aus Vervaux-Adlzreiter, der ungedruckten baierischen Geschichte Rader's und v. Finsterwald's (Hempel's) bekannter Compilation; auch das Archiv des Münchener Collegiums ist benützt. Eine bittere Erfahrung machte St. mit seinem „Tractatus de duello honoris vindice ad theologiae et juris principia examinato“ (1751): wegen zweier angeblich incorrecter Thesen wäre er beinahe auf den Index gekommen. Die Widmung dieses Buches an den Kurfürsten von Baiern enthält eine Skizze der Regierungsgeschichte desselben.

Vgl. De Backer, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus III, 903. v. Oefele.

Stadler: Johann Evangelist St., katholischer Theologe, geboren zu Parkstetten in der Diöcese Regensburg am 24. December 1804, † zu Augsburg am 30. December 1868. Er machte seine Gymnasialstudien zu Straubing, die Universitätsstudien zu Landshut und wurde am 23. Juni 1825 von dem Bischof Sailer zu Regensburg zum Priester geweiht. Nachdem er einige Zeit in der Seelsorge thätig gewesen war, erhielt er 1828 eine Freistelle im Georgianum

zu München, um seine theologischen Studien fortzusetzen. 1829 erwarb er sich den theologischen Doctorgrad mit der Dissertation „De identitate Sapientiae Veteris Testamenti et Verbi Novi Testamenti". 1831 habilitirte er sich als Privatdocent für Exegese, 1833 wurde er außerordentlicher, 1837 ordentlicher Professor. 1839 wurde er zum Domcapitular, 1858 zum Domdecan in Augsburg ernannt. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten ist die bedeutendste das „Vollständige Heiligenlexikon", welches er 1856 mit Fr. J. Heim zusammen begann, bald aber allein fortsetzte. Nachdem er während des Erscheinens des dritten Bandes gestorben war, übernahm J. N. Ginal die Fortsetzung; das letzte Heft des 5. und letzten Bandes erschien 1882.

Nekrolog von L. H(örmann) im 3. Bande des Heiligenlexikons. — Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität II, 525.

Reusch.

Stadlmayer: Alphons St., Benedictiner, geb. zu Innsbruck 1610, † zu Weingarten am 19. Juli 1683. Er trat zu Weingarten in den Orden ein, legte am 29. October 1626 die Gelübde ab und wurde 1634 zum Priester geweiht. 1647 wurde er Professor an der Benedictiner-Universität Salzburg, zuerst der speculativen Theologie, 1652 der h. Schrift und der Apologetik. Von 1652—1673 war er zugleich Rector der Universität. Am 7. September 1673 wurde er zum Abt von Weingarten gewählt. Gedruckt sind von ihm Dissertationen „De legibus", 1650, „De visione beatifica", 1655, „De Deo et attributis Deo propriis", 1660.

Historia Universitatis Salisburgensis p. 261, 290. — Bibliothèque des écrivains de l'ordre de St. Benoit, 3, 77. — M. Sattler, Collectaneenblätter, 1890, S. 181.

Reusch.

Stael: Georg Bogislaus Freiherr St. von Holstein, Sohn des Johann St. von Holstein und der Helena Juliana v. d. Pahlen, geb. 1685, wurde 1704 bei Narwa von den Russen gefangen. Nach seiner 1711 durch Austausch bewirkten Rückkehr reiste er im Auftrage des schwedischen Senats zum Könige nach Bender. 1718 schlug er als Obrist in Norwegen den Angriff des dänischen Admirals Tordenskiöld auf Elfsborg zurück. — 1743 überbrachte er seitens Friedrich I. und der Reichsstände dem damals zu Hamburg weilenden Herzoge Adolf Friedrich von Holstein die Nachricht von seiner Erwählung zum Erben des schwedischen Thrones. 1731 Saraphimer-Ritter und 1757 Feldmarschall starb er ohne männliche Nachkommen zu Malmö am 17. December 1763.

Staffler: Johann Jacob St., topographischer und geographischer Schriftsteller, geboren zu S. Leonhard in Tirol am 8. December 1783, † zu Innsbruck am 6. December 1868, Sohn eines Pflegers und Gerichtsschreibers, besuchte das Gymnasium zu Meran und die Universität Innsbruck und trat, nachdem er den juristischen Doctor absolvirt hatte, 1805 in den Staatsdienst. In den öffentlichen Stellungen, die er in Meran, im Pusterthal, in Innsbruck ausfüllte, sammelte er das Material zu seinem großen Werk: „Das deutsche Tirol und Vorarlberg, topographisch mit geschichtlichen Bemerkungen in zwei Bänden. Mit einem vollständigen Nachschlagregister" (Innsbruck 1847), das er im Ruhestand in Innsbruck vollendete. Das Werk ist ein Muster von Genauigkeit und Fleiß, zugleich vor den meisten anderen topographischen Werken ausgezeichnet durch die Fülle der eigenen Erfahrungen, die sowohl in der Beschreibung des Landes und seiner Oertlichkeiten als auch besonders in der eingehend behandelten neueren Geschichte sich zeigt. Für die ruhmvolle Geschichte der Aufstände gegen Frankreich und Baiern ist es ein Quellenwerk ersten Ranges. Die Darstellung ist in den allgemeinen Abschnitten frisch und anmuthig. St. redigirte einige Jahre das „Volksblatt für Tirol und Vorarlberg" und gab

„Religiös-moralische Erzählungen“ und „Merkwürdige Geschichten aus den Kriegen des Jahres 1866“ heraus. St. wird als echter Tiroler, tief religiös, voll wärmster Anhänglichkeit an Tirol und das Kaiserhaus, streng gegen sich, offen und wohlthätig gegen andere geschildert; in den bewegten Zeiten von 1848/49 und 1866 betheiligte er sich lebhaft an den patriotischen Werken und die Gründung des tirolischen Invalidenfonds ist wesentlich ihm zu danken.

Kehrein, Biogr.-Litt. Lexikon der katholischen Dichter u. s. w. II. — Wurzbach, Biogr. Lex. d. K. Oesterreich, XXXVII. F. Ratzel.

Stägemann: Friedrich August St., preußischer Patriot aus den Tagen Friedrich Wilhelm's III., geb. am 7. November 1763, † am 17. December 1840, nimmt unter der fast unabsehbaren Zahl von Individualitäten, die das Deutschthum in der Zeit der tiefsten Erniedrigung und der gewaltigsten Erhebung Preußens zeitigte, eine beachtenswerthe Stelle ein. Er gehörte zwar nicht zu denen, die im Vordergrunde der Ereignisse gestanden haben; vielmehr hat er meist nur in der Stille, im Verborgenen gewirkt. Doch es ist eine bekannte Erscheinung, daß auch weniger sichtbare Persönlichkeiten unter Umständen eine große Wirkung auf ihre Zeit und Zeitgenossen ausüben, daß sie oft mehr thun als viele, die auf der Oberfläche des öffentlichen Lebens schwimmen und einen großen Namen haben. St. gehört zu jenen vornehm verschwindenden einflußreichen historischen Gestalten. Hervorgegangen aus einem Predigerhause zu Vierraden in der Ukermark, ist er in einem langen und ereignißreichen Leben, das genau die Zeit vom Ende des siebenjährigen Krieges bis zum Tode Friedrich Wilhelm's III. ausfüllt, zu hohen Staatsämtern gelangt, der Vertraute von drei leitenden Ministern gewesen, geadelt und als Wirklicher Geheimer Staatsrath gestorben. Er hat Theil gehabt an den wichtigsten Gesetzesarbeiten. Sie entstammen zum Theil seiner Feder. Und doch kann man ihn nicht einen Staatsmann nennen. Er hat früh angefangen, Verse zu machen, viel Liebeslyrik und ebensoviel patriotische Oden und Gedichte hinterlassen. Einiges darunter ist ihm auch wohl gelungen. Es ist jedoch zu wenig, um ihm das Prädicat eines wahren Dichters im höheren Sinne des Wortes zukommen zu lassen. Um St. gerecht zu werden, muß man sich sein warmblütiges Empfinden und seine vielseitige, rastlose Thätigkeit im preußischen Staatsdienst deutlich vergegenwärtigen; und man wird dann erkennen, daß die Bedeutung dieses Arbeiters und Sängers in seinem Patriotismus beruht.

Kaum 4 Jahre alt, verlor St. seine Mutter, im 10. Lebensjahr auch seinen Vater. Freunde und Verwandte brachten den verwaisten Knaben nach Berlin auf das Schindler'sche Waisenhaus, in dem er eine tüchtige Erziehung genoß. Später besuchte er das Berlinische Gymnasium zum grauen Kloster, um dann am 2. Mai 1782 die Universität Halle-Wittenberg zu beziehen und sich dort dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Unter seinen Studiengenossen ist der spätere Minister Beyme hervorzuheben. Nach Vollendung seiner Studien ging er — im Sommer 1784 — nach Königsberg, wo seiner Mutter Bruder, der Tribunalsrath, spätere Präsident v. Gasson lebte. Er durfte hoffen, durch dessen Fürsorge schnelle und praktische Ausbildung zu empfangen. Hier in Königsberg war es, wo der junge Rechtscandidat am 22. Juli 1784 zum ersten Male seine spätere Gattin, die damalige Elisabeth Graun geb. Fischer sah und sofort für sie eine tiefe Neigung faßte. Bald darauf bestand er die Prüfung zum Auscultator, die jedoch ziemlich dürftig ausgefallen zu sein scheint, denn es werden ihm in den Acten zwar viele natürliche Fähigkeiten, aber mangelhafte theoretische Kenntnisse nachgesagt. Am 4. Januar 1785 fand seine Ernennung zum Auscultator in Königsberg, am 4. Februar seine Vereidigung statt. Am 23. Mai 1786 zum Referendar der ostpreußischen Regierung ernannt, wurde er 1788 bei

Einrichtung des dortigen Creditsystems als Syndikus des Königsbergischen Departements angestellt und verließ damit den Verwaltungsdienst, um sich der juristischen Thätigkeit zu widmen. Am 12. December 1789 erhielt er die Bestallung als Justizcommissar und notarius publicus in Königsberg, am 24. Juli 1790 als Criminalrath und Assessor des ostpreußischen Hof-Hals-Gerichts „in anbetracht desselben Uns allerunterthänigst angerühmten Geschicklichkeit und Fleißes". Nach seinem eigenen, classischen Zeugnisse beschäftigte ihn sein amtlicher Wirkungskreis bis zum Jahre 1791 nicht ausreichend, und die Muße nährte in ihm die Leidenschaft für seine Elisabeth, die bereits seit dem Jahre 1780 mit dem späteren Geh. Justizrath Graun, dem Sohn des 1759 verstorbenen bekannten Componisten Graun, des Schöpfers des „Todes Jesu", verheirathet und zwei und ein halbes Jahr älter als St. war. Sie stammte aus einem Königsberger Kaufmannshause und ist unstreitig eine der edelsten Frauengestalten ihrer Zeit gewesen. 1787 wurde ihr damaliger Gatte, der ihrer durchaus nicht werth war, nach Berlin berufen. Sie blieb mit ihren beiden Kindern, einem Sohn und einer Tochter, sowie mit ihrer Mutter 8 Jahre allein in Königsberg. Während dieser Zeit war die junge sowol durch ihre holde Weiblichkeit und sicheren Tact als auch durch ihre Schönheit und Geistesgaben gleich ausgezeichnete Frau der Gegenstand der Verehrung zahlreicher bedeutender Männer. Der glühendste, aber auch zurückhaltendste Verehrer unter ihnen war St. Neben ihm ist besonders zu erwähnen ein Herzog von Holstein-Beck und der große Publicist Friedrich Gentz. Die Persönlichkeit ihres in Berlin weilenden Gatten zwang die tief unglückliche Frau, die ihm 1795 nachfolgte, endlich das Band der Ehe mit ihm Ende 1795 zu lösen. Der Bruder ihrer Herzensfreundin, der große Componist und Porträtzeichner Reichardt, schlug ihr vor, sich nunmehr der Kunst zu widmen, da sie große Gewandheit in Sepiazeichnungen bewiesen und u. a. ein treffliches Bildniß von Kant geliefert hatte, wie denn der Philosoph von ihren Bildern sagte: „Der Geist des Dargestellten spricht uns daraus an". Elisabeth entschied sich jedoch für eine Verbindung mit St., nachdem sie einige Zeit vorher den sich ihr in einem glänzenden Briefe antragenden Gentz, der die Scheidung kommen sah, fein zurückgewiesen hatte. St., der die Erwählte seines Herzens in zahlreichen Sonetten gefeiert, aber stets die Rolle eines äußerst „bescheidenen Schäfers" gespielt hatte und darum zuweilen arg von Eifersucht gegen Gentz geplagt worden war, kaufte sich mit seiner Gattin in Königsberg ein Haus, von dem man den Blick in den Garten hatte, in dem er Elisabeth kennen gelernt hatte, das nun der Sammelpunkt eines feinsinnigen Gesellschaftskreises wurde. Dort ging u. a. auch Kant mit Vorliebe aus und ein. Stägemann's amtliche Thätigkeit wurde in jener Zeit großentheils durch die Streitigkeiten des Adels mit den Köllmern und die Reformbewegung zur Verbesserung der ländlichen, besonders der bäuerlichen Verhältnisse ausgefüllt. Mit deren Vorkämpfer, Wloemer, standen Stägemanns in nahen Beziehungen. Als Generallandschaftssyndikus vertrat St. in dem Streit von 1793—1799, wie es scheint, schon aus lediglich sachlichen Gründen das Interesse des Adels, nämlich dessen Recht auf den Erwerb von mehreren Köllmergütern. Bei jenen Arbeiten führte ihn sein Weg als Vertreter der Stände mehrfach nach Berlin (Anfang 1799 und 1802), wo man auf ihn als einen unterrichteten, geschickten und scharfsinnigen Arbeiter seit jener Zeit aufmerksam wurde. Ende 1805 wurde er daher dem Freiherrn v. Stein von Beyme u. a. zur Berufung nach Berlin an die Bank vorgeschlagen. Stein erklärte sich damit einverstanden, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er es in St. mit einem Manne „von Geist, Kenntniß, Thätigkeit und Geschäftserfahrung" zu thun habe, und befürwortete in einem Schreiben an den König vom 8. April 1806 unter Hinzufügung, daß Stägemann's Aufenthalt in einer großen Seestadt und

seine Dienstverhältnisse ihm die Kenntniß der bei der Bank vorkommenden Geldgeschäfte verschafft habe, Stägemann's Berufung als Leiter der preußischen Bank, mit der Stein eine völlige Neugestaltung vorzunehmen beabsichtigte. Im Sommer 1806 trat St. als Geheimer Finanzrath seine Stellung an. Noch ehe er sich in die verwickelten Geschäfte eingearbeitet hatte, brach der Krieg gegen Napoleon aus. Einst hatte St. für den Corsen Achtung gezeigt. Die furchtbaren Schläge, die jetzt sein Vaterland trafen, stempelten ihn zu einem der glühendsten Feinde des Eroberers; und damit beginnt Stägemann's geschichtliche Rolle.

Nach der Schlacht bei Pultusk, Ende 1806, ging er als preußischer Unterhändler nach Warschau, um zu sondiren, ob Napoleon zum Frieden geneigt wäre, wofür einige Anzeichen vorlagen. Jedoch ergab seine Unterredung mit Talleyrand nur eine allgemein gehaltene Antwort, die St. am 12. Januar 1807 in Königsberg überbrachte. Von da ab blieb er in Königsberg, Bartenstein und Memel in der nächsten Umgebung der kgl. Familie. Der König setzte auf Antrag Hardenberg's die bekannte Immediatcommission zur Neugestaltung des Staates nieder, bestehend aus Altenstein, Schön, Klewiz, Niebuhr, Sack und St. Neben der Fortsetzung der Arbeiten, betreffend ein Generalindult, widmete sich St. mit Schön und Klewiz jetzt vornehmlich den Arbeiten, die auf eine Befreiung des Bauernstandes hinzielten. Alle leitenden Männer, voran der König, die Beamten besonders beeinflußt von dem Geist der neuen liberalen, von England über Königsberg kommenden volkswirthschaftlichen Lehre (Adam Smith), drängten auf die Aufhebung der Erbunterthänigkeit. Im Gegensatz zu dem liberalen Doctrinarismus Schön's, der den Fortfall des Bauernschutzes als Folgerung der Aufhebung der Erbunterthänigkeit ansah, und zu dem Provinzialminister v. Schrötter, der lediglich die ständischen Interessen verfocht, vertrat St. den allein richtigen Gesichtspunkt, daß gewisse Maßregeln zum Schutze der Bauern fortbestehen müßten. Jedoch gab er dem ihm an Entschiedenheit überlegenen, obwol viel jüngeren Schön gegenüber nach und formulirte selbst den Wortlaut des von Schön aufgestellten Entwurfs, den Stein bei seinem Eintreffen am 30. September vorfand. Stein theilte indeß Stägemann's weitblickende Ansichten, griff auf dessen ursprüngliches Votum zurück, dehnte mit der Initiative des wahrhaft großen Staatsmannes die nur für Ostpreußen gedachte Maßregel auf den ganzen Staat aus und beauftragte St. selbst mit der Ausfertigung des berühmten Edicts vom 9. October 1807, der Habeas-Corpus Acte des preußischen Staates, wie Schön sagte, das aber nur durch eine richtige Ausführung oder Auslegung im Stein'schen Sinne den vollen Segen gewähren konnte, der beabsichtigt war. Flüchtigkeit bei der Abfassung des Wortlauts durch St., Unklarheiten des Ausdrucks und vor allem der Sturz Stein's verursachten jedoch das Gegentheil; Stein's und Stägemann's Ideen von Bauernschutz gelangten daher nicht zur Ausführung und Stägemann's freudige Begrüßung des Gesetzes „als eine der erfreulichsten Erscheinungen der Zeit, welches für die Agricultur unserer Provinzen aus staatswirthschaftlicher Finsterniß einen goldenen Tag und aus dem Schutt des zerstörenden Krieges eine neue Schöpfung hervorrufe, es sei niemals eine öffentliche Maßregel genommen, die das Privatwohl vieler einzelnen Familien mit den Interessen des Staates glücklicher und wohlthätiger vereinigt hätte", hatte daher nur eine bedingte Richtigkeit.

Nach Vollendung seiner Arbeiten betr. das Bauernedict ging die Thätigkeit Stägemann's als Leiters der Bank in der Berichtigung der französischen Contribution auf. So verhandelte er mit den Kaufleuten in Königsberg, Elbing und Memel und veranlaßte sie zum Vorschuß von 16 Millionen Thalern. Ebenso begleitete er Stein nach Berlin, um dort die Verhandlungen mit den märkischen

Ständen wegen einer Anleihe zu führen. In jener Zeit fand er Gelegenheit, Stein auf die tüchtige Kraft des Canzleiinspectors Rother aufmerksam zu machen. Seit Juli 1808 Geheimer Ober-Finanzrath, ging St. im October 1808 als Begleiter des Grafen Goltz nach Erfurt, um mit Daru wegen der Contribution zu verhandeln, und schließlich in Berlin darüber zum Schluß zu kommen. Beide preußischen Unterhändler richteten, da sie überhaupt nicht über viel Entschiedenheit verfügten, wenig aus und erfuhren die schnödeste Behandlung von dem französischen Bevollmächtigten. Sie preßte dem niedergedrückten Patrioten St. in einem Gedicht die Frage heraus: „Wann wird dein Elend enden, o Vaterland?" Er that sein Möglichstes, um Stein's Sturz zu verhindern (Gutachten vom 7. Nov. 1808). Hoffnung begann er zu fassen, als der Tiroler Aufstand losbrach und Oesterreich an Napoleon den Krieg erklärte. Da drängte auch der preußische Beamte in seinen Liedern, leider meist im schwerfälligen Versmaaß Horazischer Oden, auch seine Preußen, die er im Klopstock'schen Stil gern „Brennen" nannte, zum Kampf; und als Schill hinauszog, da begleitete er dessen Waffenthaten mit feurigen Liedern. Die Schilllieder sind wol das Schwungvollste, was seine vaterländische Muse hervorgebracht hat. Leider beeinträchtigte er später selbst ihre Wirkung, indem er bei Herausgabe der Gedichte das Schill'sche Unternehmen in einem Vorgedichte als vermessenes Wagniß hinstellte, das mit dem Tode des Führers und der Vergessenheit seiner Gehülfen gesühnt wäre. Auch unter dem Finanzministerium Altenstein blieb er, am 25. November 1809 zum Geheimen Staatsrath ernannt, Chef der Bank. Zur Seite wurde ihm deren früherer Leiter, der Geh. Ober-Finanzrath v. Winterfeld, und als Hülfsarbeiter Rother, der spätere Finanzminister, gestellt. Im J. 1810 trat er neben Niebuhr, Labaye und v. Oelssen als Mitglied in die Immediatfinanzcommission unter Hardenberg ein. Hier lag ihm wiederum die Regelung von Contributionsangelegenheiten sowie des Schuldenwesens (so betr. Berlin) ob. Der junge Friedrich v. Raumer, dem Hardenberg in jener Zeit viel Einfluß gewährte, scheint ihm hier zuweilen mit einer gewissen Ueberhebung, aber sachlich nicht ohne eine gewisse Berechtigung entgegengetreten zu sein. Doch besaß St. im hohen Grade Hardenberg's Vertrauen, das sich auch darin ausdrückte, daß dieser ihn im August 1810 in die Commission zur Ausarbeitung des Verfassungsplanes vom 27. October 1810 berief.

Hand in Hand mit Stägemann's arbeitsreicher amtlicher Thätigkeit im Dienste des Vaterlandes ging sein stilles Werben für das Werk der Befreiung. Auch in Berlin war allmählich sein Haus, und mehr noch wie in Königsberg, ein Sammelpunkt der freisinnigen und patriotischen Elemente der preußischen Gesellschaft geworden. So manche der besten preußischen Männer tauschten an den großen Empfangsabenden bei St. ihre Gedanken aus, und diese Abende waren bis zum Tode des Hausherrn vielleicht von nicht geringerer Bedeutung für das Berliner Leben als die durch eine undeutsche Reclame über die Gebühr gepriesenen Abende der Rahel. An sittlichem Gehalt aber waren diese Zirkel der Elisabeth den Varnhagen'schen ungleich überlegen. Da verkehrten neben dem Varnhagen'schen Paare selbst, mit dem Stägemann's eine Zeit lang eng befreundet waren, bis das beiderseitige Verhältniß später kühler wurde, der engere Freundeskreis wie der Capellmeister Reichardt, die Familien v. Horn und v. Korff, der Professor Kiesewetter, der General v. Tettenborn, der Legationsrath v. Oelsner, der vielgewandte Wilhelm Dorow, die interessante Gestalt Justus v. Gruner's, die Dichter Achim v. Arnim, Chamisso, Friedrich Förster, Wilhelm Müller, der feinsinnige schwedische Diplomat v. Brinkmann, Beyme, Schön, der Regierungspräsident v. Wißmann, Nicolovius, in weiterem Sinne überhaupt die Mehrzahl der hervorragenden Berliner Persönlichkeiten. Auch Heinrich v. Kleist und Clemens Brentano sind hier aus und eingegangen. Neben

der imponirenden Frauenhoheit seiner Elisabeth, die hervorragende Zeitschriften anonym mit trefflichen poetischen Beiträgen zu unterstützen pflegte, wurde allmählich auch die Tochter Hedwig, eine durch bezaubernde Naivität und zugleich durch reichen natürlichen Geist höchst anregende Persönlichkeit, das Urbild der schönen Müllerin, ein neuer Anziehungspunkt an Stägemann's Abenden. Mit den meisten der Patrioten gehörte St. auch dem Tugendbunde an und er war einer jener einflußreichen Beamten, deren Entlassung Fürst Hatzfeld zu Neujahr 1812 von Hardenberg verlangte. Er blieb jedoch, unter den andern Vertrauten des Fürsten hoch durch Rechtlichkeit und Selbstlosigkeit hervorragend, bis zum Tode des Staatskanzlers in seiner unmittelbaren Nähe, schon weil er dem leitenden Staatsmanne wegen seiner Arbeitskraft unersetzlich war. Sein alter Gönner Stein war freilich nicht sonderlich davon erbaut, daß St., wie es in der Natur der Sache lag, in der Folgezeit theil hatte an der nicht immer glatt verlaufenden Hardenberg'schen Finanzverwaltung. Der große Mann hatte geringes Verständniß für die bescheidene, aber immerhin doch vom Patriotismus eingegebene Unterordnung Stägemann's unter die bestehenden Verhältnisse. Nach Abschluß des von Napoleon erzwungenen Bündnisses zwischen Preußen und Frankreich (24. Febr. 1812) erhielt St. mit Rother und Gneisenau den geheimen Auftrag, in verschiedenen Oderstädten Magazine anzulegen und Kriegsmaterial zu sammeln, um die Erhebung vorzubereiten. Außerdem stand er 1812 an der Spitze einer neuen Immediatfinanzcommission, zu der außerdem der ältere Beguelin, v. Bülow, der Statistiker Hoffmann und der Geheimrath Schulz gehörten. Durch Cabinetsordre vom 17. November 1813 wurde er neben Schrötter, Kircheisen und Schuckmann zum Mitglied einer Commission ernannt, durch welche die interimistischen Nationalrepräsentanten dem König ihre Vorschläge einreichen sollten.

Als der große Krieg heranbrach, hat ihn Hardenberg auf allen seinen Reisen mitgenommen und St. hat ihm redlich zur Seite gestanden in unermüdlicher Arbeit, zugleich in Wort und Schrift, in Briefen und Liedern die Flamme der nationalen Begeisterung schürend, in Zeiten der Unentschiedenheit (Poischwitz-Reichenbach) und der Niedergeschlagenheit (Feldzug in Frankreich) niemals das Vertrauen auf die „Wolkenhand" verlierend. In Wien hat er die Nächte hindurch neben dem ihm verhaßten Gentz gearbeitet, in Paris war sein Haus — er hatte seine Familie nachkommen lassen — wie daheim der erfrischende und aufrichtende Sammelplatz der preußischen Geister. Ebenso war er in London um Hardenberg, um ihn dann wieder nach Wien zu begleiten und, den Pulsschlag der Zeit fühlend, selbst am 22. Mai 1815 das berühmte Verfassungsedict zu entwerfen. Dann ging er, wie schon früher einmal, als Regierungscommissar nach Warschau, um die Verfassung der neutralen Republik Krakau einzurichten. Ferner versah er neben Boyen das Amt eines preußischen Commissars zur Verpflegung der Truppen. Frohen Herzens sah er im zweiten Rachekrieg seinen 17jährigen Sohn ins Feld ziehen; ihm selbst war die Waffenarbeit versagt. Als dann „der Mensch am Boden lag" und St. zum zweiten Male mit Hardenberg in Paris gewesen war, da ging sein ganzes Trachten auf die Ausnutzung der wiedergewonnenen Freiheit im Innern. Der König lohnte ihm seine Dienste durch die Erhebung in den Adelstand (Februar 1816), obwohl St. selbst sich oft genug freimüthig über Adel und Adelsrechte geäußert hatte. Hardenberg meinte prophetisch, das werde gute Früchte tragen, wenn man auf die Demokratie die Aristokratie pflanze. 1817 trat dann St. in den neugebildeten Staatsrath ein. Er hat in der Folge zu den freiestdenkenden Vorkämpfern für die Constitution gehört, wie er auch ein Freund der Preßfreiheit war. Die Sand'sche That machte ihm da einen gewaltigen Strich durch die Rechnung, und vergebens bemühte er sich als Leiter der allgemeinen preußischen Staatszeitung, die am

1. Januar 1819 ins Leben trat, den Demagogenriechern und Bureaukraten eine mildere Auffassung der burschenschaftlichen Bewegung beizubringen. Obwohl diese erste halbamtliche Zeitung Preußens Dank St. sich durch einen vornehmen Ton, gediegene Sachlichkeit, volkswirthschaftliches Verständniß (Zollgesetz) und feinsinniges Urtheil, zum Theil auch durch vortreffliche Berichte, so besonders aus Paris (Stägemann's Freund Oelsner) auszeichnete, so lagen doch in dem inneren Gegensatze Stägemann's zu den Kamptz'schen Anschauungen die Keime zu seinem baldigen Rücktritte von der überhaupt nur höchst ungern übernommenen, undankbaren und schweren Redactionsstellung enthalten. Mehrfach hatte er den Kamptz'schen Einwirkungsversuchen widerstanden und Einsendungen des mephistophelischen Mannes zurückgewiesen. Doch schließlich trug Kamptz über ihn den Sieg davon und seit dem letzten August 1820 verschwanden mit Stägemann's klaren politischen und litterarischen Ausführungen auch die tiefempfundenen, aber ungelenken Oden des wackeren Mannes zu vaterländischen Festtagen aus der Staatszeitung. An seiner Statt zeichnete zunächst der unter dem Namen Clauren als Dichter bekannt gewordene Heun und später ein Dr. John, unter denen die Zeitung sehr nachließ. Bald nach Hardenberg's von ihm tief betrauerten Tode trat St. in eine ähnliche Vertrauensstellung zu dem ersten Minister General Graf Lottum, in der er bis zu seinem Tode geblieben ist. Hin und wieder erhob er noch seine Stimme im Sinne der freiheitlichen Bewegung. So verdankte in Berlin die studentische Verbindung Arminia, darunter besonders der Studiosus Leopold v. Caprivi, wesentlich seinem Dazwischentreten ihre Schonung (Denkschrift an den König vom 5. Mai 1823). Außerdem war er Mitarbeiter der von Gans herausgegebenen Hegel'schen Jahrbücher. Noch zu Hardenberg's Zeit drängte er entschieden zu einem Eingreifen der weltlichen Gewalt in der Mischehenfrage. Allmählich aber entfremdete sich sein Herz dem Liberalismus, der immer radicaler, lärmender und aufdringlicher wurde. Er war im Grunde zu monarchisch, um hier noch folgen zu können, und in der polnischen Frage bewegte er sich im offenen Gegensatze zum Liberalismus. Obwohl darum auch von der Opposition angegriffen, bewahrte er sich doch stets eine vermittelnde Stellung, und als ihm am 5. Februar 1835 aus Anlaß seines fünfzigjährigen Dienstes ein Jubelfest im großen Stile bereitet wurde, als die Minister ihm eine kostbare Porzellanvase verehrten, zu deren Ausstattung Schinkel die Ideen und Stägemann's Tochter Hedwig die poetische Inschrift gegeben hatte, als der Kronprinz ihm selbst gratulirte und die Freunde ein Festessen zu mehreren hundert Gedecken veranstalteten, da durfte ihn Chamisso gerade wegen dieser ausgleichenden vermittelnden Thätigkeit besonders rühmen. Auf jenem Feste brachte der Herzog Karl von Mecklenburg, den St. selbst einst in einem Spottverse arg mitgenommen hatte, den Toast auf den Jubilar aus. Neben dem Vortrage bei den leitenden Ministern fiel St. auch die Mitarbeit an den Berathungen des Staatsraths zu; so nahm er theil an den hochwichtigen Steuerberathungen im April 1820 und unterzeichnete das Protokoll darüber ohne Vorbehalt, so ist er auch Mitglied der Commission gewesen, welche das wichtige Gesetz über den Bagatellproceß vom 1. Juni 1833 prüfte u. s. w. 1837 wurde ihm das Prädicat Excellenz verliehen. Am 12. Juli 1835 verlor er seine Elisabeth, die ihm so überaus viel gewesen war. Dies und der Tod seines Königs erschütterten ihn tief. Am 12. Juni 1840 lag es ihm ob, in Charlottenburg den Ministern den Eid der Treue abzunehmen. Die neue Sonne begrüßte der alte Freiheitskämpe mit einigen Zweifeln. Der erfahrene Beamte zog gar die Gabe der freien Rede bei Friedrich Wilhelm IV. in Frage. Nos kennimus lautete seine mit ungläubigem Lächeln gegebene Antwort, als einmal von der Improvisirung solcher Reden des Königs gesprochen wurde. Die kirchliche Reaction, die er hereinbrechen sah,

behagte ihm nicht, und dazu kam, daß er sich selbst zurückgesetzt fühlte. So blickte er nicht allzu froh in die Zukunft, als er am 17. Dec. 1840 Abends 7 1/2 Uhr sein bewegtes, arbeits- und auch genußreiches Leben schloß. „Kein Freitag mehr bei St.!" schrieb Varnhagen bewegt in sein Tagebuch. Der König richtete ein warm empfundenes Beileidsschreiben an den Gatten der Tochter, den Generaldirector der preußischen Museen v. Olfers.

Alles in Allem genommen war St. eine heitere und zugleich schwungvolle Natur, ein klarer Kopf, ein feingebildeter und kenntnißreicher Mann, ein geschickter, schneller und aufopfernder Arbeiter, ein gewandter Stilist, ein ehrlicher und freidenkender Politiker, ein treuer, gerechter und bescheidener Rathgeber. Zum Staatsmann fehlte ihm neben der äußeren Persönlichkeit — u. a. war ihm die freie Rede nicht gegeben — vor allen Dingen die durchgreifende Entschiedenheit. Hier liegt seine Hauptschwäche. Bei seiner außergewöhnlich langen Dienstzeit, seiner engen Verknüpfung mit den großen Ereignissen und vor allem durch Verwendung seiner außergewöhnlichen Arbeitskraft im Dienste der preußischen Erneuerung gewinnt seine Amtsthätigkeit indes eine Bedeutung, die weit über das gewöhnliche Maaß selbst bei einem mustergültigen Beamten hinausgeht. In diesem Sinne verdient Stägemann's Gedächtniß als das eines verdienstvollen Patrioten in Ehren gehalten zu werden. Seine poetischen Schöpfungen nehmen darin allerdings nur ein kleines Plätzchen ein. Seine Tochter Hedwig, in der Geist und Wesen der Mutter in gewissem Sinne fortlebte, starb am 11. December 1891 zu Berlin; sein Sohn besaß das Rittergut Metgethen bei Königsberg, lebte und starb dort unvermählt als Philosoph und Sonderling.

(Stägemann) Erinnerungen an Elisabeth. Berlin 1835. — Stägemann, Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten. Berlin 1828. — (Dorow) Erinnerungen für edle Frauen von Elisabeth v. Stägemann. Leipzig 1846. — Acten des Geh. Staatsarchivs. — Neuer Nekrolog der Deutschen. Weimar 1842. S. 1167—1175. — W. Dorow, Erlebtes aus den Jahren 1813—20. Leipzig 1843 und 1845. 4 Theile. — Varnhagen, Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina. Leipzig 1865. — Varnhagen, Tagebücher, I, 1861. — G. F. Knapp, Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Theilen Preußens, Leipzig 1887. — Pertz, Leben Stein's, II. — Ranke, Hardenberg, III, IV, V. — Aus den Papieren Schöns, Halle, Berlin 1877—82, I, II, IV. — (Dorow), Oelsner's Briefe an St., Leipzig 1843. — v. Bassewitz, Die Kurmark Brandenburg, Leipzig 1860. I—IV. — v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. I 278, 280, 608, 651, 660; II 495, 621; III 252, 445, 451; IV 207, 537, 543. — Gedichte in den Berlinischen Musenalmanachen 1791—94, 1796. — v. Poschinger, Bankwesen und Bankpolitik in Preußen, Berlin 1878, I. — Fr. v. Raumer's Lebenserinnerungen, 1861, I, S. 113, 150, 157. — Hassel, Geschichte der preußischen Politik 1807—1808, Leipzig 1881. — Klose, Hardenberg, Halle 1851. — Stölzel, Brdbg.-Preußens Rechtsverfassung und Rechtsverwaltung, 1888. — Allgem. preuß. Staatszeitung 1819—1820. — Vossische Zeitung 1891. Sonntagsbeilage Nr. 51. 1892. Nr. 11. Freitag, den 8. Januar. Hauptblatt S. 4. Christian v. Rother. — Nationalzeitung, December 1891. E. v. Wildenbruch's Nachruf für Hedwig v. Olfers.

Herman v. Petersdorff.

Stähelin: August St., baslerischer Industrieller und Politiker, geb. am 16. September 1812, † am 28. September 1886. Obwohl einer angesehenen Familie angehörend, wuchs St. dennoch in einfachen und bescheidenen Verhältnissen auf. Er war ein überaus klarer Kopf, den Anlage und Neigung besonders

den mathematischen und technischen Fächern zuführten. Nachdem er daher das Gymnasium seiner Vaterstadt durchlaufen, wandte er sich der technischen Abtheilung der dortigen höheren Lehranstalt, des sogenannten Pädagogiums, zu und besuchte nach einem kürzeren Aufenthalte in Genf, zur Vervollkommnung in der französischen Sprache, von 1831—33 die polytechnische Schule in Paris. Seine praktische Ausbildung auf technischem Gebiete holte er sich in der Schweiz, im benachbarten Elsaß und namentlich in England.

Anfang 1838 trat St. in die Firma Felix Sarasin und Heusler, die in der Nähe von Basel auf Schweizerboden und in der Nähe von Lörrach im badischen Wiesenthal, auf deutschem Boden eine mechanische Spinnerei betrieb, die letztere auch mit mechanischer Weberei verbunden. St. besorgte vorwiegend den technischen Theil des Geschäftes, an welchem er bis zu seinem Tode betheiligt blieb, auch nachdem das öffentliche Leben der Vaterstadt und der Eidgenossenschaft seine Kraft allmählich fast ausschließlich in Anspruch genommen hatte.

Die Theilnahme an jenem begann für ihn im J. 1844 mit der Wahl in den baslerischen Großen Rath, dem er nun vierzig volle Jahre angehörte. Da St. neben seinen reichen Kenntnissen und Erfahrungen auch über eine vorzügliche Rednergabe verfügte, war er für die parlamentarische Thätigkeit wie geschaffen und gewann sich rasch eine hervorragende Stellung. Von 1849—1853 gehörte er auch dem Kleinen Rathe oder der ausübenden Behörde seiner Vaterstadt an und 1855 übertrug ihm diese das Mandat eines Mitglieds des schweizerischen Ständeraths. In dieser Stellung nahm er sich mit besonderer Vorliebe der volkswirthschaftlichen Fragen an und wurde auch verschiedene Male als schweizerischer Abgeordneter bei auswärtigen Verhandlungen in Handels- und Zollangelegenheiten verwendet. Sein klares, verständiges Wort fand überall wohlverdiente Beachtung. Eine große Anziehungskraft übte außerdem auf den technisch so trefflich veranlagten und gebildeten Mann das Eisenbahnwesen aus. Als Mitglied der Eisenbahncommission des Kantons Basel-Stadt trug er wesentlich dazu bei, die für die Grenzstadt außerordentlich wichtigen und theilweise sehr schwierig zu behandelnden Probleme auf diesem Gebiete glücklich zu lösen. Unter seiner Mitwirkung wurde anfangs der siebziger Jahre die badische Wiesenthalbahn angelegt und ausgeführt, an deren Verwaltung er sich bis 1884 betheiligte. Von 1857 an war St. Mitglied, von 1871 an Präsident des Verwaltungsraths der schweizerischen Centralbahn, und 1882 wurde er noch in den Verwaltungsrath der Gotthardbahn berufen. Hervorragenden Antheil nahm St. auch an der Gründung der baslerischen Gewerbeschule (1853) und später an der Aufsicht über diese rasch emporblühende Anstalt. Wartmann.

Stähelin: Mag. Georg St., evangelischer Theolog des 16. Jahrh., nach der Sitte der Zeit auch Chalybæus oder Chalybæolus, im gewöhnlichen Leben „Meister Jörg" genannt, war von jetzt Galgenen in der March (Kanton Schwyz) gebürtig, wo er vermuthlich im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts geboren wurde. Trotz einer von ihm verfaßten Lebensbeschreibung (s. u.) erfährt man doch nicht, welche Schulen er besucht und wo er sich den Magistertitel erworben hat. Er beginnt dieselbe mit dem Jahre 1518, wo er die Kaplanei zu Altendorf am Zürchersee übernahm, worauf er noch im gleichen Jahre als Helfer (Hilfsprediger) im aargauischen Baden angestellt wurde. Hier bewog ihn Ulrich Zwingli 1520 bei einer persönlichen Zusammenkunft durch dringendes Zureden, als einer seiner Helfer nach Zürich zu kommen und dagegen einen an ihn ergangenen Ruf als Pfarrer zu St. Leonhard in Basel abzulehnen. In Zürich wohnte er mit Zwingli und dem zweiten Helfer Heinrich Lüthi in der gleichen Behausung und theilte mit beiden treulich die Gefahren, welche ihnen durch die feindlichen Anschläge der altkirchlichen Partei erwuchsen. Während dieser Zeit

trat er in freundschaftliche Beziehungen zu hervorragenden Männern, wie Berthold Haller in Bern und Heinrich Glareanus in Basel. Nach zwei Jahren erhielt er die Stelle eines Pfarrers in Freienbach am Zürchersee (Kanton Schwyz). Als solcher unterzeichnete er am 2. Juli 1522 zu Einsiedeln mit neun anderen Geistlichen die von Zwingli verfaßte, einen gewissen trotzigen Humor athmende Bittschrift an den Konstanzer Bischof Hugo v. Hohenlandenberg, welche sich für Gewährung freier Predigt des Evangeliums und Gestattung oder wenigstens Duldung der Priesterehe aussprach. Ein ausführlicheres und freundlicher gehaltenes Schreiben richtete Zwingli am 13. Juli desselben Jahres an die eidgenössischen Stände, weil jene Zuschrift überall einen schlimmen Eindruck gemacht hatte, weshalb auch die Zehn hier ihre Namen nicht beizusetzen wagten. Nachdem St. 1523 Pfarrer in Weiningen (Kanton Zürich) geworden war, verheirathete er sich am 11. November mit Katharina v. Büttikon, der Angehörigen eines vielgenannten aargauischen Rittergeschlechtes, sah sich aber auch durch den katholischen Luzerner Vogt im benachbarten Baden mit Nachstellungen bedroht, so daß er, mit einem Feuergewehr bewaffnet, etwa ein halbes Jahr in einer dichten Laubhecke unweit seines Pfarrhauses übernachtete. Im Frühling 1528 berief ihn der Magistrat von Biel als städtischen Prediger. Zwar hatte hier bereits Thomas Wyttenbach († im Dec. 1526) der Reformation vorgearbeitet; aber der Gegner waren noch so viele, daß St. erst nach zwei Jahren die Annahme der 1528 von Bern ausgegangenen Reformationsordnung erlebte. Seine erfolgreiche Wirksamkeit hatte die Aufmerksamkeit der Berner Regierung auf ihn gelenkt, so daß ihm dieselbe im September 1531 die Stelle eines Pfarrers in Zofingen übertrug, wo bereits seit drei Jahren Sebastian Hofmeister (A. D. B. XII, 643 ff.) für die Durchführung der Reformation thätig war. In freundschaftlicher Verbindung mit diesem verhalf er derselben auch hier zum Siege. Ferner betheiligte er sich neben Hofmeister an dem Religionsgespräche mit den Wiedertäufern, welches vom 1. bis 9. Juli 1532 in der Zofinger Kirche stattfand, aber zu keiner Entscheidung führte. Nachdem er im gleichen Geiste hier noch bis 1543 gewirkt und während dieser Zeit den Tod seiner Freunde Zwingli und Hofmeister erlebt hatte, übernahm er im genannten Jahre ein Diakonat am Großmünster in Zürich, wogegen er einen Ruf nach Wangen (Kt. Bern) ausschlug, weil er bei inzwischen vorgerücktem Alter nicht wieder von vorn anfangen mochte. Wieder zwei Jahre später kam er als Pfarrer nach Rüti (Kt. Bern) und auf Fastnacht 1559 nach Turbenthal (Kt. Zürich). Die Besoldung — er mußte sie von fünfzig verschiedenen Orten einziehen — war daselbst sehr kärglich, die Amtswohnung armselig. Mit einem wehmüthigen Blick auf seine Lage und in der Hoffnung auf Verbesserung derselben schließt seine Selbstbiographie. Wann er gestorben, wird nirgends berichtet. Man könnte vermuthen, daß dies 1563 geschehen sei: wenigstens besaß er bis zu diesem Jahre ein Haus in Zofingen und bezahlte davon ein Pfund Bürgersteuer; doch behauptet eine Quelle (H. G. Sulzberger, Geschichte der Reformation im Kt. Aargau, Heiden 1881, S. 27, Anm.), er habe 1570 seine Stelle in Turbenthal altershalber niedergelegt, sich dann nach Zürich begeben und dort sein Leben beschlossen. Außer der genannten Schrift ist noch ein an Zwingli gerichteter lateinischer Brief von ihm vorhanden.

Selbstbiographie Stähelin's in Miscellanea Tigurina (hrsg. von J. J. Ulrich), 2. Thl., Zürich 1723, S. 680—695. — H. J. Leu, Helvet. Lexikon, 17. Thl., Zürich 1762, S. 479—480. — G. E. v. Haller, Bibliothek der Schweizer-Geschichte, 2. Thl., Bern 1785, Nr. 1476 (vgl. auch Nr. 336). — (J. J. Frikart), Chronik der Stadt Zofingen, 2. Bd., Zof. 1812, S. 113. — (Derselbe) Tobinium ecclesiasticum. Zof. (1824), S. 45—46. — J. J. F(rikart), Umstände aus dem öffentl. Leben des Mag. Georg Stähelin, gewes. Pfarrers in Zofingen 1531—1543, Zof. 1831. — K. Wirz, Etat des Zürcher Ministeriums von der Reformation bis zur Gegenwart, Zürich 1890, S. 73, 153, 179

u. 199. — Vgl. auch J. C. Mörikofer, Ulrich Zwingli, 1. Thl., Leipzig 1867, S. 94 und 109—111. — Die Bittschrift (Supplicatio) an den Konstanzer Bischof findet sich abgedruckt in: Huldreich Zwingli's Werke. Erste vollständ. Ausg. durch Melch. Schuler und Joh. Schultheß, 3. Bd., Zürich 1832, S. 16—25; die (deutsche) an die Eidgenossen: ebenda, 1. Bd., Zürich 1828, S. 30—51; der Brief Stähelin's an Zwingli: ebenda, 8. Bd., Zürich 1842, S. 204—205. A. Schumann.

Stahl: Daniel St., angesehener Philosoph aristotelischer Richtung, wurde geboren 1589 zu Hammelburg im Fuldaischen, † am 17. Mai 1654 in Jena. Er besuchte zuerst die Schule in Schweinfurt, wohin seine lutherischen Eltern sich zeitweilig vor den Verfolgungen des Abtes von Fulda geflüchtet hatten, später die Schule in Coburg, studirte hierauf in Straßburg, Gießen und Frankfurt a. d. O. und wurde, nachdem er 1608 in Gießen promovirt worden war und sich in Jena als Privatdocent habilitirt hatte, 1623 Professor der Logik und Metaphysik an der Universität Jena. In dieser amtlichen Stellung entfaltete er durch drei Jahrzehnte eine sehr ersprießliche Lehrthätigkeit, die jedoch während der letzten Jahre seines Lebens durch ein Augenleiden beeinträchtigt wurde.

Jöcher IV, 760. — J. C. Zeumer, vitae professorum Jenensium, p. 76. O. Liebmann.

Stahl: Friedrich Julius St., Rechtsphilosoph und Politiker, ist geboren zu München am 16. Januar 1802. Von seinem Vater, einem strenggläubigen Juden, wurde er in alter Orthodoxie erzogen, jedoch nicht auf hebräische Wissenschaft beschränkt, sondern dem Gymnasium zugeführt. Rasch durchlief er dies, Lyceum und philologisches Institut, und bestand bereits im 18. Jahre den Concurs für das Gymnasiallehreramt. Dann aber ging er zum Studium der Rechtswissenschaft und am 6. November 1819 zum Christenthum lutherischer Confession über, an deren Dogmen er mit starrer Consequenz und unbedingter Gläubigkeit auf Lebenszeit festgehalten hat. Deßhalb von der Philosophie seiner Zeit abgestoßen, aber von der positiven Jurisprudenz und namentlich der historischen Rechtsschule angezogen, habilitirte er sich in seiner Vaterstadt 1827 mit einer einflußlos gebliebenen Untersuchung „über das ältere und neuere Römische Klagerecht“. Jedoch kehrte er bald zu der Philosophie zurück, nicht um ihr zu folgen, sondern um sie vom theosophischen Boden aus zu überwinden. Mehr noch das Verfahren als das Material, mehr noch den Muth als das Verfahren dazu, erhielt er durch die Vorlesungen Schelling's in dessen damaliger mystisch-theosophischer Epoche, namentlich lernte er von ihm, „von Ueberzeugungen, die man als in ein eigenes Gebiet gehörig im Innersten zu verschließen und nur gegen feindliche Angriffe zu schützen pflegt, auch positiv den vollständigsten wissenschaftlichen Gebrauch zu machen“ — und zwar ohne Beweis, lediglich auf Grund eben dieser Ueberzeugung hin, nachdem nur durch Widerlegung anderer Ansichten freier Raum geschaffen ist.

Daher zerfällt denn Stahl's „Philosophie des Rechts“ in zwei Theile; ein erster, die „Geschichte der Rechtsphilosophie“ (zuerst 1829, letzte Auflage 1870 erschienen), ist bestimmt, die Unhaltbarkeit aller bisherigen Doctrinen nicht nur aus ihren Einzelheiten, sondern aus ihrer rationalistischen oder speculativen Grundrichtung und als Folge derselben zu beweisen; der zweite Theil (1838, dritte Aufl. 1856), führt dann die Rechts- und Staatslehre auf christlicher, das heißt hier supra-rationalistischer Anschauung auf. In diesen beiden, geschlossen sich folgenden Theilen hat St. dasjenige System in markigen Grundzügen und mit allseitiger Orientirung festgelegt, auf welches, als das Werk seines Lebens, er stets zurückkommt; auch hat er in den späteren Auflagen immer nur Einzelheiten, namentlich Uebertreibungen in der Analogie zwischen Göttlichem und Menschlichem, abgeändert, oder, den neueren Erscheinungen in

Wissenschaft und Politik nachfolgend, Ergänzungen zugefügt; der Geist des Ganzen und die wesentlichen Theile sind stets unverrückt geblieben.

Die Geschichte der Rechtsphilosophie ist demgemäß nicht eine objective Darstellung, sondern der glänzende, mit allen Mitteln der Dialektik und mit Wärme der Ueberzeugung durchgeführte Versuch, die Unfähigkeit des lediglich auf sich selbst gestellten menschlichen Geistes zur Beherrschung und zum Verständniß auch nur der irdischen Dinge an den Mängeln aller geschichtlich einander ablösenden Naturrechts-Systeme klarzulegen. St. beschäftigt sich daher wesentlich nur mit der Zeit seit Grotius, während er unter den classischen Philosophemen Plato's objectiv herrschenden Ideen eine gewisse Sympathie entgegenbringt; daß dem gegenüber das Vordrängen des Subjectiven zur Auflösung aller festen Satzung, zur Souveränität des Individuums und damit zur Vernichtung von Staat und Recht führt, ist sein wesentliches thema probandum gegen die ganze Reihe von Hugo Grotius bis auf Kant und Fichte. Außerdem wirft er diesen Allen, wohl mit mehr Recht, ihre grenzenlose Abstraction vor, infolge deren ihnen der ganze Reichthum der realen Verhältnisse entgehe und schließlich nur noch die Erkenntniß von dem „Nichtnichtseinkönnenden" bleibe. Aber auch die neuesten, in Schelling und Hegel culminirenden Versuche der objectiven Weltauffassung aus der menschlichen Speculation hervor können St. nicht befriedigen: sie führen haltlos zum Spinozismus und Atheismus mit seinem Untergang aller Freiheit, aller Individualität, aller Geschichte, damit aber auch allen Rechts und jeder Gerechtigkeit. So bleibt denn, von welcher Seite man auch ausgehen möge, eine absolute Leere übrig, welche auch die geschichtliche Rechtsauffassung, mag dieselbe sonst noch so berechtigt sein, mangels philosophischer Grundlage auszufüllen nicht im Stande ist. In diese Leere tritt der persönliche Gottes- und christliche Offenbarungsglaube ein. Im Centrum seiner ganzen „Philosophie" sieht St. Gott als Persönlichkeit, als thätigen Schöpfer Himmels und der Erde, sowie namentlich des freien Menschen, dem sein Grundgesetz in den göttlich offenbarten heiligen Schriften gegeben ist. Gottes Fügung offenbart sich weiter in der Geschichte, Gottes Gebot weist dem Menschen seinen Stand und Platz auf Erden an, auf Gottes Gebot beruhen namentlich die zwei großen objectiven, um ihrer selbst willen, nicht nur nicht um des einzelnen Menschen, sondern nicht einmal um der gesammten Menschheit willen existirenden äußeren Ordnungen des Staats und der Kirche. So übt der Staat, in welcher Verfassung auch immer, sein Recht nicht aus menschlicher, sondern aus göttlicher Vollmacht; er hat aber auch dieses Recht nach den göttlichen Weisungen einzurichten, da, wo sich solche finden, z. B. in der Gesetzgebung über Ehewesen, über Sittlichkeitsdelicte und in der erbarmungslosen Durchführung der Strafjustiz. Alle staatlichen Einrichtungen, welche dazu dienen, dieses gottgewollte Fundament zur Geltung oder Anerkennung zu bringen, feste Ständeordnung, Autorität der Regierung (statt Majorität), Begründung der Verfassung statt auf ein Blatt Papier auf alte Ueberlieferung, Begründung des Rechts auf den Zusammenhang alter Rechte und Gewohnheiten statt auf Codification (hier zieht St. die Savigny'schen Vorstellungen in sein Interesse) — alles dies ist wünschenswerth, alles Gegentheil vom Uebel: so am meisten die Lehre von der Souveränität des Volkes und von einem Rechte der Empörung; vielmehr hat die bürgerliche Ordnung als sittliches gottgewolltes Reich den unbedingten Anspruch auf Erhaltung, ihr gegenüber das Gewissen des Einzelnen höchstens das letzte Hülfsmittel der passiven Gehorsamsverweigerung. Denn der einzelne Mensch ist schlecht, sündig und allem Bösen geneigt von Natur; deßhalb ist ihm der Fluch der Arbeit auferlegt und das Joch der höheren, äußerlich erziehenden Ordnungen in Staat und Kirche; nur indem er sich denselben beugt, findet er wahre Freiheit. Die große Leistung Stahl's bei

der Vertretung und Durchführung dieser Theorien ist nun vor allem die, mit gewaltiger Consequenz und systematischer Strenge dennoch eine bedingte Anerkennung der Gegner, eine Vermeidung äußerster Extreme und eine philosophische Ueberlegenheit in der Gestaltung der Lehre zu verbinden, welche seinem Buche wissenschaftliche Bedeutung und praktische Anwendbarkeit sichern, indem sie die zu Grunde ligenden mittelalterlichen Anschauungen auf die Höhe moderner Bildung erheben. So weiß er schon in der Polemik nicht nur, wie für ihn naheliegend, bei Schelling und Hegel die durch sie wiederbegründete Anerkennung „der großen Objectivitäten" zu rühmen, sondern auch an der Naturrechtsphilosophie die Durchbildung der Lehre von dem Recht und der Bedeutung der einzelnen menschlichen Persönlichkeit, ihrer Handlungs- und Gewissensfreiheit, als Fortschritt, natürlich nur bis zu einem gewissen eng begrenzten Grade, anzuerkennen; mit Stolz hebt er hervor, daß dieser Entwicklung die neue Zeit Großes verdanke, nämlich allgemeine Humanität, Abschaffung von Tortur und Leibeigenschaft, Freiheit der Bestrebungen im Höchsten wie im Geringsten, Sicherung des Austritts aus Staat und Kirche, Schutz wenigstens der Privatrechte bei jedem Glaubensbekenntniß. An Montesquieu tadelt er nicht bloß die mechanische Verfassungsconstruction, sondern auch die Folge, daß „für die mechanisch sichere Ausführung der Regierungsmaßregeln Ehre, Freiheit und Recht der Bürger durch geheime Polizei, Haussuchungen, Verletzung des Postgeheimnisses beeinträchtigt" werden, — wie denn Stahl immer, selbst in den schlimmsten Zeiten der Herrschaft der Reaction, Feind der Polizeiwillkür und Bureaukratie, Anhänger illiberaler Verfassung, aber liberaler Verwaltung geblieben ist. Bei Hegel erkennt er richtig, daß seine Staatslehre „ebensowenig ultraroyalistisch als ultraliberal, aber . . ultragouvernemental" ist; Hegel ist ihm deßhalb „ein Gegner der freien Bewegung und nicht minder der unantastbaren Rechte". Und so ist denn auch Stahl's positive Doctrin wohl unterschieden von der katholisch-theokratischen de Maistre's oder der privatrechtlich-feudistischen Haller's; nicht daß gerade diese, sondern daß überhaupt irgendwelche Obrigkeit von Gott verordnet ist, bildet seine Grundlage; in der Ausprägung des Staates und aller seiner Anstalten und Beziehungen als öffentlichrechtlicher Natur, in der Ueberwindung des mittelalterlichen Gesichtspunktes, der nur Privatrechte kennt, erblickt er einen bedeutenden Gewinn; auch erscheint ihm keineswegs als idealste Staatsform das absolute Königthum, sondern eine verfassungsmäßig temperirte Monarchie, sofern diese Verfassung nur eine historisch allmählich gewordene ist und vor allem Parlament oder Stände bloß als Beirath und Unterstützung der Regierung unter dem Herrscher, nicht als eigentliche Herrscher über dem Könige stehen. Namentlich den englischen Zuständen bringt St. unbegrenzte Hochachtung entgegen. Die einmal vorhandene Constitution festzuhalten ist, wenn schon nicht erzwingbare, so doch strenge Rechtspflicht des Fürsten, der ihre Aenderung, selbst wenn er sie in seinem Gewissen für ein Uebel hält, doch nur auf dem von ihr selbst als gesetzmäßig bezeichneten Wege anstreben darf. Und zwar sind alle diese Anschauungen nicht bloß etwa für St. Verbrämungen oder Milderungsversuche der eigentlichen Ansicht, sondern es ist ihm um sie gerade so ernst, wie um die reactionären Bestandtheile seiner Theorie. Das hat er in seinem ganzen späteren politischen Verhalten an den Tag gelegt, wie er denn z. B. nach 1848 nie gewaltsamer Verfassungsänderung zugesteuert, aber auch schon vor 1848 der Gewährung beschließender statt bloß berathender Stimme an die vereinigten Stände das Wort geredet hat. Auch hat er immer die sittliche Persönlichkeit der Gegner zu schonen und ihnen Moral ohne Glauben einzuräumen verstanden, wie er denn selbst soweit geht, seine Bedenken zu äußern gegen den Satz, daß die Tugenden der Heiden glänzende Laster seien; nur selten widerfährt es ihm, daß

er unerfreuliche Consequenzen seines Systems in compromittirender Weise ausspricht, dann aber meist in der Verbindung mit der Idee der Strafe, deren rücksichtslosen Vollzug als Gebot des Gottes der Rache anzusehen ihm so natürlich ist, daß er hier jeder Vorsicht vergessen muß. In diesem Zuge tritt der starr-doctrinäre Charakter des Mannes an die Oberfläche; ihm ist persönlich wie geschichtlich sein Christenglaube direct aus dem Judenthum, unvermittelt durch griechische Philosophie, hervorgegangen; daher durchdringen ihn ungleich mächtiger als die hellenistischen die judaischen Bestandtheile des Christenthums; das wörtliche Verständniß der Schrift, den confessionellen Dogmatismus vom Boden des Lutherthums verficht er gegen Schleiermacher; aber festzuhalten ist, daß, soweit es ihm von diesem Boden aus irgendwie möglich ist, er stets an der Anerkennung einer Freiheitssphäre für das Subject, an einer Beschränkung für Fürst und Staat und an einer fortschreitenden Entwicklung in der Geschichte mit eifrigem Streben festgehalten hat. Weitern Raum dafür gewinnt er, indem er die Ansicht verwirft, als ließen sich aus dem obersten Princip für Staat und Recht alle einzelnen Ordnungen ni Staat und Recht abstract deduciren; vielmehr ist es ihm vollkommen klar, daß diese durchaus positiv den gegebenen Verhältnissen entnommen werden müssen, ein „Naturrecht" in diesem Sinne gibt es nicht, sondern lediglich und ausschließlich positives Recht, scharf getrennt von der bloßen Rechtsphilosophie: Niemand hat diesen Satz energischer durchgeführt, als St., gestützt auf Savigny, im Kampfe gegen den Rationalismus. In der Philosophie des Privatrechts geht er denn auch über die obersten Sätze nicht hinaus und wo er im öffentlichen Recht auf die Einzelheiten übergreift, verhehlt er keineswegs, daß er dies thut im Anschlusse an die deutschen Staaten und an die gegenwärtigen Zeitläufte, nicht von der Höhe bloßer Abstraction aus.

In erste Linie tritt ihm dabei bald die Rücksicht auf preußische Verhältnisse, denn in diese, nach Berlin, sollte ihn der akademische Beruf führen, nachdem sein Werk ihm zunächst 1832 eine außerordentliche Professur in Erlangen, noch im Winter desselben Jahres den Ruf als Ordinarius des Römischen Rechts nach Würzburg und endlich 1834 die Zurückberufung nach Erlangen als ordentlicher Professor des Staats- und Kirchenrechts verschafft hatte. Im Jahre 1837 von der Universität Erlangen als ihr Vertreter nach München in die Ständeversammlung geschickt, war er dort mit dem damaligen bairischen Ministerium über Fragen der Finanzverwaltung und der finanziellen Rechte der Stände in Conflict gerathen und deßhalb durch Umwandlung seiner Professur in eine solche für Civilproceß gemaßregelt worden; noch in Erlangen war sein Buch über „die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten" entstanden, welches in Ergänzung der Rechtsphilosophie die Lehre von der äußeren Kirchenanstalt als göttlicher Institution ebenso hinstellt, wie jenes Werk den Staat als solche hingestellt hatte, daneben aber namentlich, wohl nicht unbeeinflußt durch jene Stellung zur Regierung, die Tendenz verfolgt, das Kirchenregiment möglichst dem Staate zu entwinden und dem Lehrstande, zu dessen episkopaler Ausbildung St. auffordert, zu vindiciren. Unmittelbar nach der Veröffentlichung dieses Werkes erreichte ihn der Ruf nach Berlin, 1840, zu derselben Zeit, in welcher nach dem Sturz des (Hegelianers) Ministers v. Altenstein auch Schelling dorthin gezogen wurde, Berufungen, welche im nahen Zusammenhange standen, durchaus im Wunsche des Königs Friedrich Wilhelm IV. lagen und bisher nur durch den Minister verzögert worden waren, — von welchen die Schelling's als die bedeutendere erscheinen mochte, sich aber die Stahl's als die weit folgenreichere bewähren sollte. Denn während Schelling bekanntlich die durch den Glanz seiner Antrittsrede frisch erweckten Hoffnungen durch eine greisenhafte Unproductivität herb enttäuschte, begann Stahl sofort und mit rastloser Energie eine allseitige

Thätigkeit zu entfalten, welcher umfassende Wirkung auf diesem so günstigen Boden von vornherein gesichert war. Vorlesungen hielt er über Staatsrecht, Kirchenrecht und Rechtsphilosophie; sodann aber ging er nun dazu über, unmittelbar in die kirchliche und politische Bewegung einzugreifen.

Auf eine solche Bethätigung im Dienste der Reaction war sein ganzes System wie angelegt, uud er ist in der Lage gewesen, der Entwicklung in allen ihren gerade damals so rasch und so vielfach wechselnden Phasen zu folgen, ohne je den Boden desselben verlassen oder mit seinen Principien sich abfinden zu müssen. In den Dienst der von ihm vertretenen Sache, der nicht blind wüthigen, ständisch-feudistisch zu stützenden Legitimität und der strengst confessionellen, unionsfeindlichen, selbstherrlichen lutherischen Kirche brachte er eben mit sein vorher fertig durchgebildetes, tragfähiges System, seine im Ringen mit Schelling und Hegel gestählte dialektische Kunst, seinen meisterhaften, klardurchsichtigen und lebhaft bewegten, jedoch nie rhetorisch gesteigerten Styl und über all dies die ganze Zähigkeit und Macht seiner Persönlichkeit. Daß er in den Kämpfen, in welche er so eintrat, nicht nur stets ohne Rücksicht auf eigenen Vortheil, sondern meist auch in geistig überlegener, vornehmer und unpersönlicher Weise gekämpft hat, wird selbst derjenige unbedingt zugeben müssen, der den von ihm geübten Einfluß sachlich bedauert, ja gerade den Umstand als den unheilvollsten empfindet, daß seine Sache durch ihn wissenschaftliche Erscheinung gefunden hat. Er begab sich in den Streit zunächst mit einer Reihe von Flugschriften (namentlich „über das monarchische Princip“ 1846) und von Artikeln in der Evangelischen Kirchen- sowie in der Kreuzzeitung (1848). Sodann wurde er von den Kreisen Barnim, Angermünde, Templin und Prenzlau in die damalige Erste Kammer gewählt und schloß sich dort der aus nur 13 Mitgliedern bestehenden Partei der äußersten Rechten an; glänzende und formvollendete Reden richtete er gegen das Steuerverweigerungsrecht der Kammer, in welchem er stets die verwerflichste der revolutionären Einrichtungen erblickt hat; gegen die Aufhebung der Fideicommisse; gegen den auf Trennung von Staat und Kirche gerichteten § 11 der Verfassung (von 1848); namentlich aber (am 14. März 1849) gegen die Annahme der Frankfurter deutschen Kaiserkrone: unverkennbar sind in diesen Reden, neben aller Engherzigkeit und allem Doctrinarismus, auch viele gesund-realistische und uns heute selbst als nicht unbedingt antiliberal erscheinende Sätze ausgesprochen. St. ist weiterhin 1850 Mitglied des Erfurter Parlamentes und in demselben heftiger Gegner der Herrichtung des Bundestages gewesen, wie v. Schulte mittheilt. Als nun die Epoche der Reaction einsetzte und zunächst ihre parlamentarische Stütze in der stark angeschwollenen Rechten der ersten Kammer, des späteren Herrenhauses, fand, da traten die Anschauungen Stahl's, dem die Leitung der Partei fast selbstverständlich zufiel, in die mächtigste Wirksamkeit. Namentlich alle jene Schritte der Zeit, welche eine „Zurück-Revision“ der Verfassung bedeuten, sind unter seiner Mitthätigkeit zu Stande gekommen. Zu nennen wären etwa die Beseitigung der Gemeinde-, Kreis- und Provinzial-Ordnungen von 1850; der Entwurf eines Ehescheidungsgesetzes von 1855; die Aufhebung des Art. 40 der Verfassung, welcher die Errichtung von Fideicommissen untersagte; die Einführung der Städteordnung für die sechs östlichen Provinzen der Monarchie vom 30. Mai 1853; das Gesetz vom 7. Mai 1853, welches dem Könige die Befugniß ertheilte, eine neue erste Kammer aus lebenslänglichen und erblichen Mitgliedern zusammenzusetzen; namentlich dieses letztere geht ganz auf Stahl's dem Könige so zusagende ständische Theorien und seit 1849 fortgesetzte Anregungen zurück; inhaltlich entspricht ihnen die das Herrenhaus schaffende königliche Verordnung vom 12. October 1854. Andererseits aber hat St. auch gegen den Anfangs 1853 gestellten Antrag Saurma-Jeltsch's

auf Wiederaufhebung der Verfassung gesprochen und dabei hervorgehoben, die Verfassung habe bei allen ihren tiefen grundsätzlichen Gebrechen dennoch ihren positiven Werth, „und das ist der, daß sie überhaupt eine Verfassung ist, d. h. daß sie Rechtsgarantieen und eine Landesvertretung enthält". Das sollte ihm nicht vergessen werden; ebensowenig, daß er, der allerdings 1850 durch die Olmützer Convention Preußen „auf den Weg des Rechts und der Bundverträge zurückzuleiten" geholfen hatte und 1854 für Rußland gegen die Westmächte aufgetreten war, doch 1857 laut seine Stimme erhoben hat zu Gunsten der Gerechtsame von Holstein und Lauenburg.

Noch gar viel extremer freilich ist er in kirchlichen Angelegenheiten vorgegangen, namentlich war hier seine litterarische wie rednerische Thätigkeit gegen die Union gerichtet, schon seit seiner Theilnahme an dem Wittenberger Allgemeinen Kirchentag und der Berliner Missions- und Pastoralconferenz von 1849 (vgl. über diese Versammlungen und Stahl's Rolle in ihnen besonders Ferd. Fischer, Preußen im J. 1849, S. 200, 212), erst recht nachdem er Mitglied des 1852 neubegründeten Oberkirchenraths geworden war, in welchem er in schroffe Gegnerschaft zu dem mehr versöhnlichen Richter trat und dabei auch persönliche Reibungen nicht ganz vermieden zu haben scheint. Den einseitigst lutherisch-dogmatischen Geist, welcher selbst in der Festhaltung lutherischen Rituals das einzige Heil sieht, geschweige denn, daß er in irgendwelchen theologischen Einzellehren den Reformirten entgegenkommen könnte, vertritt Stahl's Buch „Die lutherische Kirche und die Union", 1859; weit mehr Verbreitung als diese „wissenschaftliche Erörterung der Zeitfrage" hat freilich gefunden und weit mehr Aufsehen hat erregt seine Streitschrift „gegen Bunsen", gegen dessen „Zeichen der Zeit" er mit schwersten Anklagen und schärfsten Worten vorging, obschon er nicht ohne Bunsen's Vermittlung ehemals nach Berlin berufen worden war. Das Zusammentreffen zwischen St. und Bunsen zeigt die beiden Typen des religiösen Charakters in vollendetem Gegensatz: es ist der Kampf des starr theokratischen reinen Verstandesmenschen von felsenfester Ueberzeugung mit dem tiefreligiösen Gemüthe voll idealen Schwunges und humaner allseitiger Bildung; namentlich ein erheblicher Defect in dieser und im positiven Wissen kann bei St. nicht geleugnet werden und bildet eine Schwäche aller seiner Werke. Bekannt ist es, daß in diesem Kampf die Sympathie Friedrich Wilhelm IV., wenn dieser auch den älteren Freund nie ganz aufgab, sich für Stahl entschied, wie denn dieser neben einem Hengstenberg und Gerlach das Ohr des Königs nur gar zu sehr besessen zu haben scheint. Die unheilvolle Idee, welche in dem allmählich sich umnachtenden Geiste des unglücklichen Monarchen eine so verhängnißvolle Rolle gespielt hat, die Idee, daß er gesündigt habe, indem er gegen die Revolutionäre das ihm von Gott anvertraute Schwert der Gerechtigkeit erbarmungslos zu gebrauchen unterließ, und daß diese Unterlassung möglichst wieder einzuholen sei — diese dem milden großen Sinne des Monarchen so fremde Idee entspricht genau der Lehre und den Forderungen Stahl's, wie dieser sie in schärfster Betonung vorzutragen nie müde wurde.

Mit dem Rücktritt Friedrich Wilhelm IV. und dem nun eintretenden neuen System geht Stahl's directe Machtstellung zu Ende. Während er schon 1858 aus dem Oberkirchenrath ausgeschieden war, ist er allerdings dauernd Mitglied des Herrenhauses geblieben, die Umstände aber haben sich so verschoben, daß die von ihm geleitete Partei nun nicht mehr die regierungsfreundliche, sondern die oppositionelle ist. An ihrer Spitze findet er nur noch Gelegenheit, hemmend einzugreifen, bis zu Ende aber seine Rednergabe und politische Unerschütterlichkeit zu bethätigen. Er ist am 10. August 1861 im Bade Brückenau gestorben. Eben dadurch jedoch, daß er seine Partei und seine Grundsätze des unabhängig

strengen Conservatismus noch in das neue Zeitalter hinüberführte, hat er jener Continuität, diesen mittelbare Wirksamkeit weit über seinen Tod gesichert; zu diesem Behufe hatte er auch Sorge dafür getragen, seine letzten Lehren der Nachwelt zu überliefern in Gestalt von nach seinem Tode herauszugebenden Sammlungen seiner parlamentarischen Reden (1862) und seiner rednerischen Vorträge über „die Partheien in Staat und Kirche" (1863). Dieselben sind das Programm der von ihm geführten Partei nicht nur, sondern der ganzen conservativen politischen Richtung in Preußen geblieben und die Gedanken, welche St. hier vertritt, tauchen fortwährend wieder als leitende und maßgebende im politischen Leben auf, namentlich so oft mit dem Plane, Staat und Kirche zu gegenseitiger Unterstützung zu verbinden, Ernst gemacht wird. (Volksschulgesetz, sociale Gesetzgebung, Rentengüter- und Heimstättengesetz, Innungswesen, Verfassungsinterpretation u. dgl. m.) Es ist daher unerläßlich, einen letzten Blick auf dieselben zu werfen; wir entnehmen ihre theoretische Entwicklung namentlich jener Reihe von Universitätsvorlesungen, welche außer von zahlreichen Studirenden von Generalen, Geheimräthen und Kammermitgliedern besucht zu werden pflegten, und welche die Summe alles dessen ziehen, was St. sonst in seinen vielfachen Streitschriften, Vorträgen, Ansprachen gelehrt und in seiner politischen Action vertreten hat.

Alle Parteien zerfallen für St. in zwei große Gruppen: diejenigen der Revolution und der Legitimität auf politischem, diejenigen des Unglaubens und des Glaubens auf kirchlichem Gebiete. Dabei faßt er „Revolution" nicht identisch mit Empörung oder Staatsumwälzung schlechthin, sondern bloß mit einer solchen Empörung oder Staatsumwälzung, welche das Herrscherverhältniß selbst dahin ändern will, „daß Obrigkeit und Gesetz grundsätzlich und permanent unter den Menschen stehen, statt über ihnen". Die hier zu Grunde liegende Gesinnung, welche die Staatsgewalt nicht als von Gott und nothwendig über den Einzelnen gesetzt, sondern als durch den Einzelnen und für den Einzelnen geschaffen ansieht, ist St. der eigentlich revolutionäre Geist. Dem gegenüber begreift er unter den Parteien der Legitimität diejenigen alle, „welche ein Höheres, unbedingt Bindendes, eine gottgesetzte Ordnung anerkennen über den Volkswillen und über den Zwecken der Herrscher — gegebene Autorität, geschichtliches Recht, natürliche Gliederungen, welche noch einen Grund und Maßstab der Staatsordnung gelten lassen außer dem Rechte und Nutzen des Menschen und der Freiheit des Volks oder der mechanischen Sicherung der Gesellschaft." Eine solche Gesinnung aber ist für St. nur denkbar auf Grund seines persönlichen christlichen Gottesglaubens, so daß dieser, nicht etwa der Theismus schlechthin, den einzigen Rettungsanker bietet. Bei dieser Auffassung ist es ihm natürlich Herzenssache, zunächst in einer geschichtlichen Einleitung darzuthun, daß die Revolution nicht die consequente Entwicklung der Reformation, sondern ihr Gegentheil und aus ganz andern Quellen entsprungen sei. Die Charakteristik der einzelnen revolutionären Parteien ist dann die folgende: Der Liberalismus, welchen die „Halbdurchführung der Principien der Revolution" kennzeichnet, kämpft für die Herrschaft des Mittelstandes und für die unbeschränkte individuelle Freiheit, namentlich auch in Fragen der Religion; zu beidem muß ihm die Suprematie des Parlaments verhelfen, welches zu diesem Behufe mit den Mitteln der Budgetverweigerung und der politischen Ministeranklage ausgestattet wird, das Heer aber sich sichert durch Verfassungseid der regulären Armee und Errichtung einer Nationalgarde; unter diesen Bedingungen hat der Liberalismus übrigens gegen einen Monarchen als Zierstück nichts einzuwenden; am erfolgreichsten und rascheſten führt er zu einer vollständigen Entgliederung der Gesellschaft; nur eine Unterart der liberalen ist die constitutionelle

Partei. Dagegen setzt an Stelle der Halbheiten jener Partei volle Durchführung der Revolution die Demokratie; sie hat nicht mehr zum Princip den einzelnen Menschen, sondern die „Apotheose der menschlichen Gattung, daher absolute Volksgewalt, absolute Volksverherrlichung, absolute Volksgleichheit". Sie fordert unbedingt die Republik, statt der complicirten Mechanik des Constitutionalismus eine einfache unermäßigte Gewalt und schließlich statt der Toleranz eine Bestimmungsgewalt des Staates auch über den Glauben oder besser Unglauben des Einzelnen; sie ist selbst eine Art Religion, ein Fanatismus. Endlich, wenn sie bemerkt, daß, solange der Gegensatz von Arm und Reich nicht aufgehoben ist, sogar ihr die völlige Gleichheit undurchführbar bleibt, schlägt sie um in den Socialismus und Communismus, die St. jedoch nur in ihren ersten französischen Formen (Babeuf, St. Simon, Louis Blanc u. a. dgl.) kennt. Wahrheit in den Tendenzen dieser letzten Art findet er, soweit sie die unbeschränkte Concurrenz in ihrer Verwerflichkeit nachweisen, die Macht der Association zu Gunsten der Schwachen hervorheben und mit dem Politischen das Sociale verbinden. Diese Strebungen hat die richtig denkende Partei der Legitimität aufzugreifen und im Interesse der gottgewollten Ordnung zu verwerthen. Denn diese Ordnung besteht durchaus nicht etwa in der Gewalt eines absolut unbeschränkten, einzig auf sich gestellten Königs, sondern vielmehr, nach Stahl's Richtung aufgefaßt, in einer natürlichen Gliederung des Volkes in Stände und Corporationen mit Autonomie und verfassungsmäßiger Sicherung, eine Richtung, für welche St. die Bezeichnung als „institutionelle Legitimität" vorschlägt. Die Hauptrolle ist hier zwischen Productivständen und Herrscher zu spielen berufen der eigentlich staatserhaltende Stand der Grundherren mit seinen geschichtlichen Traditionen und seiner durch gesicherten Bodenbesitz gegebenen socialen Stellung. Durch die Anschauung, als besitze Preußen in seinem Junkerthum eine solche wahre, allseitig unabhängige, pflicht- und berufbewußte Aristokratie, wie Stahl ihrer für sein System bedurfte, hat er sich in seiner ganzen inneren Politik bestimmen lassen; er hat es aber auch nicht fehlen lassen an Bemühungen, auf die vorhandenen Elemente wirklich einen erzieherischen Einfluß in diesem Sinne zu üben, namentlich durch Warnungen gegen dünkelhafte Ueberhebung und gegen blinde Reaction; diese verwechsele die frevelhaften Forderungen der Revolution mit berechtigten Forderungen, deren Vorhandensein man nur aus der Revolution erkennt: so lebhaft jene zu bekämpfen seien, so ferne ein „Transigiren mit der Revolution" bleiben müsse, so sehr seien diese anzuerkennen. „Keine Repräsentation nach Kopfzahl, auch nicht mit Census, aber ein Zusammenschließen der ständischen Repräsentanten zu Einer Nationalvertretung . . Keine Theilung der Gewalten, . . . keine Unterwerfung des Königs unter die parlamentarischen Majoritäten, wohl aber eine Concurrenz der Landesvertretung für die Anordnung des öffentlichen Zustandes. Keine Nivellirung der Gesellschaft, keine égalité, wohl aber Anerkennung des Einen allgemeinen Staatsbürgerrechts, der Einen allgemeinen Staatsbürgerehre und darnach Beseitigung der eigentlichen Privilegien und Vorrechte, ohne Preisgebung der besonderen Rechte, der besonderen Berufsstellung. Kein Höherstellen der Nationalität über den gegebenen Rechts- und Staatenbestand, aber Anerkennung der Nationalität als eines mächtigen Motivs und wahren Maßstabs für neue völkerrechtliche Festsetzungen. Kein Neubau des Staats durch eine Verfassungsurkunde, aber Anerkennung einer mehr systematischen Verzeichnung des Staatsrechts nach tiefgreifender Erschütterung und Umwandlung. Das ist nicht eine Versöhnung mit der Revolution, sondern eine Versöhnung mit der Zeit, ein Eingehen auf die wirklichen Aufgaben der Gegenwart." Mit diesen Worten schließt St. seine Darstellung der Parteien im Staate ab; die weit kürzere Darstellung der kirchlichen Parteien beschränkt

sich im wesentlichen auf eine Gegenüberstellung des Katholicismus und des Protestantismus von geringerem Interesse.

Ueberblicken wir schriftstellerische und politische Thätigkeit Stahl's, so steht er vor uns als Mann aus Einem Guß, dessen erstes Werk mit seinem letzten, dessen Theorie mit seiner Praxis einheitlich zusammenklingen. Als wesentlich hiermit übereinstimmend wird uns auch seine Lebensführung geschildert; bürgerlich einfach in seinen Sitten, peinlich höflich gegen Jedermann, fein und liebenswürdig im näheren Umgange, und von unermüdlichem Fleiß; in gewählter schwarzer Kleidung den Eindruck des vornehmen juristischen Professors demjenigen des Geistlichen annähernd; ohne Pathos, aber mit scharfer Stimme redend; so bildete der ein stilles und glückliches Familienleben führende, kleine, zarte, den Typus seine Abstammung in der äußeren Erscheinung deutlich aufweisende Mann gegen die Mitglieder der Partei, deren führender Geist er zu Lebzeiten gewesen und deren geistiger Heros er geblieben ist, einen Gegensatz von geradezu weltgeschichtlicher Ironie. Er selbst scheint nichts derart empfunden zu haben — in dieser unerschütterten Sicherheit lag ein gutes Theil seiner Kraft.

Biographie in „Unsere Zeit" VI, 419—449, anonym, nach einer Bemerkung Bluntschli's vielleicht von Gneist. — Pernice, Savigny, Stahl, Berlin 1862. — Bluntschli, in seinem und Brater's Staatslexikon X, 154 bis 163, und in seiner Geschichte des allg. Staatsrechts, 630—644. — v. Schulte, Geschichte ꝛc., b 204. Ernst Landsberg.

Stahl: Friedrich Karl St., Psychiater, ist ein jüngerer Bruder des bekannten Berliner Professors des Staats- und Kirchenrechts Julius St. und zu München am 23. März 1811 von jüdischen Eltern geboren. Er erhielt bereits im elterlichen Hause eine treffliche Erziehung und bezog nach Absolvirung des Gymnasiums 1828 die Universität seiner Vaterstadt, studirte später noch in Erlangen, Freiburg und Würzburg Medicin und promovirte in letztgenanntem Orte 1833. Dann erhielt er die klinische Assistentenstelle bei Henke in Erlangen, legte 1836 zu Bamberg die Proberelation und zu München die Staatsprüfung ab und ließ sich 1837 zu Sulzheim in Unterfranken als Arzt nieder. Hier wandte er sich dem Studium des in jener Gegend endemischen Cretinismus zu und veröffentlichte als Resultat eingehender wissenschaftlicher Beobachtungen 1843 in den Acta der k. k. Leopoldino-Carolinischen Akademie der Naturf. die hochbedeutende Abhandlung „Beiträge zur Pathologie des Idiotismus endemicus", eine Arbeit, die ihm die Mitgliedschaft der genannten Akademie verschaffte. Ein ihm vom König Ludwig bewilligtes Reisestipendium ermöglichte ihm die speciell auf Anregung des Physiologen Rudolf Wagner in Göttingen erfolgte Fortsetzung seiner Studien über denselben Gegenstand. St. machte zu diesem Zwecke 1846 Reisen nach Wien, Prag, Württemberg, Steiermark, dem Salzburgischen und der Schweiz und veröffentlichte 1848 „Neue Beiträge zur Physiognomik und pathologischen Anatomie der Idiotia endemica", welche eine gründliche Verarbeitung seiner Reisebeobachtungen enthielten und speciell durch Hinweis auf einzelne bei Cretinenschädeln vorkommende Nahtverwachsungen den ersten Anstoß zu Virchow's Lehre über die Entwicklungsgeschichte des Cretinismus und der Schädeldifformitäten gaben. Eine Fortsetzung dieser „Beiträge" erschien in der Prager Vierteljahrsschrift 1850. Diese Arbeiten von St. erhielten noch in höherem Maße die Anerkennung seitens mehrerer gelehrter Körperschaften durch Ernennung des Verf. zum Mitgliede, der inzwischen seit 1848 Physicatsverweser in Sulzheim geworden war und nach Aufhebung des dortigen Gerichtssitzes 1852 nach München übersiedelte. Hier wandte er sich besonders der Psychiatrie zu, erlangte durch Vermittlung des damaligen Obermedicinalraths v. Pfeufer 1853 die Stellung als functionirender Arzt an der Local-Irrenanstalt St. Georgen in Bayreuth

und bewirkte, nachdem er vorher noch den größten Theil der Irrenanstalten Deutschlands und Oesterreichs besichtigt hatte, eine vollständige sanitäre Reform der genannten Anstalt. Zugleich entwickelte er eine eifrige schriftstellerische Thätigkeit besonders auf dem Gebiete der Schädeldifformitäten, welche sein Lieblingsstudium bildeten. 1860 wurde er Oberarzt der oberpfälzischen Kreisirrenanstalt Karthaus-Prüll bei Regensburg und war in dieser Stellung bis zu seinem am 19. Mai 1873 an einem Epithelialcarcinom der Zunge erfolgten Ableben thätig. St. war ein hervorragender Psychiater. Ein Theil seiner obengenannten Arbeiten ist in der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie" veröffentlicht.

Vgl. noch Biogr. Lexicon hervorr. Aerzte von Hirsch u. Gurlt, V, 503.

Pagel.

Stahl: Mag. Heinrich St., ein Sohn des Aeltermanns der Großen Gilde zu Reval, Heinrich St., in Reval geboren, wo er auch die Schule besuchte, studirte in Rostock, Greifswalde und Wittenberg wahrscheinlich von 1620—1623, wurde Magister und ist nach seiner Rückkehr sogleich als Pastor nach St. Matthäi in Jerwen (Esthland zerfällt in die Kreise Harrien, Wiek, Jerwen, Wirland und Allentacken) berufen und zwar von dem königlichen Commissar Adam Schrapfer, nachdem dieser die verwüstete Kirche wieder hatte herstellen lassen, und ward im Spätsommer 1623 ordinirt. Er verwaltete neben Matthäi gleichzeitig auch das benachbarte Kirchspiel St. Petri und wurde 1627 Propst in Jerwen. Von hier wurde er 1633 nach St. Katharinen in Wirland berufen und fünf Jahre darauf Dompropst in Reval und Assessor Consistorii primarius des vom Bischof Ihering restaurirten Provinzial-Consistoriums und unterschrieb sich seit 1638 „Praepositus Harriae utriusque, Assessor primarius et publicus poenitentiarius". 1641 zum Superintendenten über Ingermanland, Karelien und Allentacken nach Narwa vocirt, richtete er unter Auspicien der Königin Christina das dasige Consistorium und die schwedische Schule ein. Später wurde er Landkirchen-Visitator in Esthland und wiederum Dompropst in Reval, starb, geadelt, am 7. Juni 1657. — Unter seinen vielen Schriften sind hervorzuheben: Dissert. de quaestione, an Moskowitae Christiani dicendi sint? Vier Theile seines Hand- und Hausbuchs für die Pfarrherren, gedruckt in Reval. Von 1641—49 erschienen drei Theile seines Laienspiegels, dessen Kosten die Königin Christina trug. Am 8. März 1641 hielt er zum Ehrengedächtniß des Grafen Mathias v. Thurn und dessen Enkel in der revalschen Domkirche die Leichenpredigt, die gedruckt worden ist. — Großer Berühmtheit erfreute er sich lange als esthnischer Schriftsteller. Sein Katechismus Lutheri war das erste esthnische Buch, das gedruckt worden war (1632). In Katharinen ließ er die erste esthnische Grammatik „Anführung zu der Esthnischen Sprach" 1637 erscheinen und gab ein esthnisches Gesangbuch heraus, in dem er die handschriftlich vorhandenen Lieder abdruckte. Bisher galt St. als Schöpfer der esthnischen Schriftsprache, doch seit der Auffindung der 39 Predigten des Pastors zum heil. Geiste in Reval, Georg Müller, der diese zu Beginn des 17. Jahrhunderts hielt, gebührt Letzterem die Ehre. Bis in die jüngste Vergangenheit wurde auf St. als den Mann hingewiesen, der den ganzen Apparat theologischer Begriffsbildung rein entdeckt habe, aber in den Revaler Predigten des Georg Müller steht der ganze complicirte Bau schon fertig vor uns da.

(Aus Acten des Revaler Stadtarchivs und Paucker's: Esthlands Geistlichkeit. Reval 1849.) G. v. H.

Stahl: Johann Friedrich St. wurde geboren am 26. September 1718 als Sohn des Schulmeisters Johann Michael St. in Heimsheim, württ. Oberamts Leonberg und der Sara Agatha Laur, deren Mutter Sara Agathe Keppler

zur Familie des Astronomen gehörte. Den verwaisten, erst 18 Monate alten Knaben nahm 1720 der mit der Mutterschwester Agnes Margarethe vermählte Pfarrer Georg Friedrich Seeger in Rutesheim an Kindesstatt an, starb aber schon 1727. Der zweite Gatte von Stahl's Pflegemutter, der Schultheiß Christoph Essich in Flacht, bestimmte ihn anfangs zum Schuldienst, erst später zum Studium. Unterstützt von seinem Gönner, dem Leibmedicus Georg Burkhard Seeger († 1741), besuchte St. die Lateinschulen in Vaihingen, Tübingen, das Gymnasium in Stuttgart und kam 1738 in das Stift nach Tübingen. Am 9. November 1740 Magister geworden, war er anfangs Privatlehrer in Tübingen und Stuttgart, dann Vicar in Rudersperg, Hofmeister beim Freiherrn v. Göllnitz in Mötzingen (württ. Oberamts Herrenberg) und seit 1751 beim Geheimenrath Christoph Heinrich Korn († 1764) in Stuttgart. Die Empfehlungen des Kammerpräsidenten Friedrich August v. Hardenberg verschafften St. auf zwei Jahre ein herzogliches Reisestipendium von 100 Louisd'or, mittelst dessen er 1753—1755 Sachsen, Böhmen und den Harz bereiste und seine Kenntnisse im Münz- und Bergwesen erweiterte. Zurückgekehrt, wurde er 1755 Bergrath und stand seit 1758 ohne Gehülfen dem württembergischen Forstwesen vor. Als einer der ersten legte er den Grund zu einer wissenschaftlichen Behandlung des Forstwesens und erwarb sich durch Einführung fremder Holzsorten große Verdienste. Auch bildete er seit 1773 als Lehrer an der Karlsakademie eine Reihe tüchtiger Forstmänner heran. Seit 29. Mai 1760 mit Marie Christine Rösler, Witwe des Pfarrers Samuel Huber in Weiler verheirathet, sah er vier tüchtige Söhne heranwachsen, und beendete sein thatenreiches, verdienstvolles Leben am 28. Januar 1790 in Stuttgart. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Der vorsichtige und wohlerfahrne Schütze und Jäger", 1752; „Der gewehrgerechte Jäger", 1762; „Forstmagazin" (unter seiner Aufsicht herausgegeben und meistens von seiner Hand herrührend), Frankfurt und Leipzig 1763—1769; „Sätze aus der Forst- und Jagdwissenschaft", 1776, 1777 ff.

Schwäbische Chronik 1790, Beilage S. 127, 159. — Hirsching, Historisch-litterarisches Handbuch XIII, 88—91. — Wagner, Geschichte der Karlsschule, I und II. Theodor Schön.

Stahl: Konrad Dietrich Martin St., Mathematiker, geboren am 30. März 1771 in Braunschweig, † am 12. Februar 1833 in München. Als Geburtsjahr ist mitunter 1773 angegeben. Stahl's Vater war Maler, er selbst sollte Jurist werden und er bezog um dieses Studiums willen die Universität Helmstedt, nachdem er die vorbereitenden Schulen seiner Vaterstadt, die beiden Gymnasien und das Collegium Carolinum durchgemacht hatte. In Helmstedt entsagte er allmählich der Rechtsgelehrsamkeit und wandte sich immer bestimmter der Mathematik und Physik zu. Im April 1795 promovirte er dort als Doctor der Philosophie, im gleichen Jahre ließ er sich an der Universität Jena nieder, welcher er erst als Privatdocent, dann seit 1799 als außerordentlicher Professor bis 1802 angehörte. Sein Lehrfach war das der Mathematik und Physik. Jena vertauschte St. 1802 mit Coburg, an dessen akademisches Gymnasium er berufen wurde. Nach weiteren anderthalb Jahren folgte er 1804 einem Rufe nach Würzburg an die dortige Universität. Das Jahr 1806 führte ihn dann an die Universität Landshut, das Jahr 1826 an die zu München. St. war Combinatoriker und als solcher in einer Zeit, in welcher man von der Combinationslehre so gut wie Alles erwartete, hoch berühmt. Die spätere Zeit hat freilich die Werthschätzung jener Schule wesentlich anders gestaltet, und man kann sich heute kaum eines Lächelns erwehren, wenn man in einem bei Stahl's Tode geschriebenen Nachrufe die Worte liest: „Er hat sich um die Wissenschaft bleibende Verdienste erworben und kann recht eigentlich als Erfinder und Beförderer des

Differenzialcalculs und der Infinitesimalrechnung angesehen werden." Dagegen kann man füglich die anderen Worte desselben Nachrufes sich aneignen: „Er war einer der ersten Fortbildner der von Hindenburg erfundenen Combinationslehre."

Neuer Nekrolog der Deutschen, XI. Jahrgang, 1833, S. 913. — Poggendorff, Biograph.-litterar. Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften II, 980—981. Cantor.

Stahl: Wilhelm St. (Bruder von Julius St.) wurde am 2. Juni 1812 in München geboren, verlor in früher Jugend beide Eltern und kam in das Haus des bekannten Philologen Döderlein in Erlangen, der seine Erziehung leitete. Nach Absolvirung des Gymnasiums studirte er in München und Halle Naturwissenschaften, besonders Physik und Chemie. Als Lehrer an der Gewerbeschule in Fürth angestellt, beschäftigte er sich, durch F. B. W. Hermann (damals Professor in Erlangen) angeregt, eingehender mit nationalökonomischen Studien und habilitirte sich als Privatdocent dieser Fächer in Erlangen, wo er bald eine Professur erhielt. 1848 wurde er zum Abgeordneten in das Frankfurter Parlament gewählt, und folgte 1851 einem Ruf als ordentlicher Professor der Staatswissenschaften nach Gießen, wo er am 19. März 1873 starb. Von seinen litterarischen Veröffentlichungen ist zu erwähnen: „Die Einführung der neueren Staatsprincipien im Großherzogthum Hessen" (Gießen 1862); „Die Bedeutung der Arbeiter-Associationen in Vergangenheit und Gegenwart" (Gießen 1867); „Das deutsche Handwerk" (Gießen 1874). K. Umpfenbach.

Stahr: Adolf Wilhelm Theodor St., Schriftsteller, wurde geboren am 22. October 1805 zu Prenzlau in der Uckermark als Sohn eines preußischen Feldpredigers, der ihn bis zum 14. Jahre selbst unterrichtete. Er studirte zu Berlin und seit 1825 zu Halle a. S. erst Theologie, dann classische Philologie unter Reisig, ward 1826 Lehrer am Pädagogium in letzterer Stadt, zwei Jahre später Gymnasiallehrer in Oldenburg und 1836, durch seine Aristoteles-Arbeiten bekannt und berufen, ebendaselbst Oberlehrer und Conrector. Gesundheitsrücksichten veranlaßten ihn 1845 zu einer Reise nach Italien, die in mehrfacher Beziehung wichtig für seine Zukunft wurde, der Schweiz und Paris. In Rom lernte er die Schriftstellerin Fanny Lewald (s. Stahr, Fanny Lewald-) kennen, der er sehr bald nahe trat. Dieses Verhältniß führte nach einigen Jahren zum Bruche mit seiner Gattin, und 1854, nachdem St. 1852 infolge fortgesetzter Kränklichkeit definitiv pensionirt und aus seinem Drange nach einer anregenderen und abwechselungsreicheren Umgebung die endgültige Uebersiedlung nach Berlin hervorgegangen war, zur Vermählung mit Fanny Lewald. Diese blieb ihm seitdem andauernd eine echt geistes- und gemüthsverwandte Lebens- und Arbeitsgefährtin, zu der auch die Kinder erster Ehe mit Achtung und Zuneigung emporsahen. In glücklicher Muße vollendete der nimmer Müde eine Reihe wissenschaftlicher, publicistischer und belletristischer Arbeiten, die seinen Namen weit verbreiteten und ihm zum großen Theile auch verdiente Anerkennung eintrugen. Wiederholte Reisen mit seiner Gattin, eigentlich gesundheitshalber unternommen, boten Ausbeute zu verschiedenartigen Studien und Anknüpfung auf dem und jenem Gebiete. Sein schwankendes Befinden nöthigte ihn öfters, den Wohnsitz zu ändern. Nachdem er vorübergehend in mehreren Kurorten geweilt hatte, wählte er Wiesbaden zum ständigen Aufenthaltsort und daselbst starb er auch am 3. October 1876.

Die litterarische Thätigkeit Stahr's ist eine außerordentlich vielseitige. Schon früh errang er in der Aristoteles-Forschung Lorbeeren, die noch heute als berechtigt anerkannt werden. Die Schriften „Aristotelea" (1830—32), „Aristoteles bei den Römern" (1834) und die Ausgabe der „Politik" (1836—38) gehören hierher; später schlossen sich ihnen an: „Aristoteles und die Wirkung der Tragödie" (1859) und die Verdeutschung der Poetik, Politik, Rhetorik und Ethik

(1860—63). Dies sind die Hauptfrüchte seiner rein philologischen Gelehrsamkeit. Vielleicht mehr durch zufällige Anlässe ward Stahl's Interesse auch auf Fragen der Geschichte unserer neueren heimischen Litteratur gelenkt. Bereits die Anfänge der Vierziger Jahre sahen ihn auf diesem Felde thätig. Die Herausgabe von „Johann Heinrich Merck's ausgewählten Schriften zur schönen Litteratur und Kunst. Ein Denkmal" (1840), „Zur Charakteristik Immermann's" (1842), „Shakespeare in Deutschland" (in R. Prutz' Litterarhistor. Taschenbuch I, 1843 [vgl. dazu Koberstein, Vermischte Aufsätze zur Litteraturgeschichte, S. 165 f.]), „Bettina und ihr Königsbuch" (von A. St., 1844), die Veröffentlichung und treffliche Einleitung der auf der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Oldenburg liegenden Abschrift eines Manuscripts von Goethe's „Iphigenie" (1839), die Graf Stolberg hingebracht hatte, legen ebenso Zeugniß dafür ab wie sein lebendiger Antheil am Aufschwunge der Oldenburger Hofbühne. Obwol er mit der Leitung der letzteren unmittelbar nichts zu thun hatte — die Intendanz führte Freiherr v. Gall, die litterarische und artistische Direction lag in den Händen seines Freundes Julius Mosen (s. A. D. B. XXII, 359), dessen Berufung St. selbst angeregt hatte, — so trug doch sein warmes Eintreten für gediegene Reform ungemein zur Hebung dieses hervorragenden dramatischen Instituts bei. Die 1845 als Band I u. II seiner „Kleinen Schriften zur Kritik der Litteratur und Kunst" gesammelten Theaterberichte, mit dem Untertitel „Oldenburgische Theaterschau. Bevorwortet von Julius Mosen", sind von hohem Werthe für die Geschichte und die Entwicklung des besprochenen vortrefflichen Unternehmens und bilden einen erheblichen Baustein in der deutschen Bühnenhistorie. Die freie Bearbeitung von Shakespeare's „Wintermärchen", die Mosen und St. gemeinschaftlich für die Oldenburger Aufführungen einrichteten, stammt übrigens von ihnen beiden und nicht von Emil Palleske, wie dieser zeitweise sagte. Die Kenntniß und Urtheilsfähigkeit Stahr's auf kunstgeschichtlichem und ästhetischem Gebiete belegte sodann das viel befehdete Werk „Torso: Kunst, Künstler und Kunstwerk der Alten" (2 Bde., 1854—55; 2. Aufl. 1878), während Stahr's „Kleine Schriften zur Litteratur und Kunst" (4 Bde., 1871—75) neben Aufsätzen dieser Art eine längere Anzahl gediegener Abhandlungen über Gestalten und Probleme des classischen und des modernen deutschen Schriftthums mittheilten, die stets durch die große Fülle der Gesichtspunkte ansprachen und so aufs neue seine Vielgewandtheit erwiesen. Namentlich wo St. hier eigene Erlebnisse verwerthet und Erinnerungen in die Darstellung verwebt, wie bei der Behandlung seiner Freunde Theodor Echtermeyer, Arnold Ruge, Heinrich Simon, fesseln seine gehaltreichen Essays. Denselben Stimmungen entwuchsen die Blätter „Aus der Jugendzeit" (2 Bde., 1870—77), die weit mehr als eine bloße Autobiographie darboten: sie sind ein Reflector aller der stark abweichenden Strahlen des gleichzeitigen politisch-socialen und des künstlerisch-litterarischen Lebens. St. war eine ausgesprochen publicistische Natur modernen Gepräges, deren Schwärmerei für Idealismus und Humanität durch eine vernünftige Einsicht in den praktischen Gang der Dinge wesentlich gedämpft war. Auch „Fichte. Ein Lebensbild" (1862) rechnet in diesen Gedankenkreis. Schon in seiner Studie über „Die preußische Revolution" (2 Bde., 1850; 2. Aufl. 1852) gibt sich St. als einen Vorkämpfer modern liberaler Aufklärung ohne den damals beliebten radicalen Anstrich zu erkennen. Seine litterarische Hauptleistung, zugleich das bei weitem bekannteste aller seiner Erzeugnisse, „Lessing, sein Leben und seine Werke" (2 Bde., 1859; 9. Aufl. 1887, von Fanny Lewald besorgt), fußt in derselben Tendenz, obzwar neuerdings hieraufhin ein scharfer radicaler Kritiker, Franz Mehring, in einer Artikelreihe „Die Lessing-Legende. Eine Rettung" („Die Neue Zeit" X, Bd. 1 [1892], besonders S. 632—640) das St. gebührende Lob arg

zu verkleinern und ihn selbst als einen feilen Trabanten des angeblich pseudo-aufklärischen Aufklärungszeitalters Friedrich's des Großen zu brandmarken sucht. Wir urtheilen mit E. Schmidt's Kritik der Vorarbeiten am Ende seines „Lessing" (1892). Daß St. nichts geleistet habe als das im vorausgehenden Jahrzehnt erschienene imposante Lessingdenkmal Danzel's und Guhrauer's „popularisirt und dem deutschen Publicum in die Hände gespielt," wie W. v. Maltzahn und R. Boxberger noch 1880 im Vorwort zur Neubearbeitung jener großen Biographie behaupteten, ist eine ungerechtfertigte Ausstreuung. Allerdings steht er natürlich auf jener beider Schultern, aber mit völlig selbständiger Eigenart und keineswegs blind nachbetend, und sein Buch hat für die Ausbreitung Lessing'scher Ideen im deutschen Volk verdienstlich gewirkt. Ehrende Anerkennung wird St. für dieses mit seiner ganzen Ueberzeugung geschriebene Buch stets geziemen. Auch die zwei Bände über „Goethe's Frauengestalten" (1865—68; 8. Aufl. 1891) haben für ähnliches Verdienst vollen Anspruch auf Lob. Ihr Inhalt berührt sich mannigfach mit dem interessanten Tagebuche „Weimar und Jena" (2 Bde., 1852; 3. Aufl. 1892), das der langen Reihe der Bücher angehört, in denen St. als ungemein anmuthiger und scharfäugiger Reiseschriftsteller auftrat. „Ein Jahr in Italien" (3 Bde., 1847—50; 4. Aufl. 1874), „Herbstmonate in Italien" (1860), „Herbstmonate in Oberitalien" (1866; 3. Aufl. 1884), „Ein Winter in Rom" (1869, mit Fanny Lewald), dazu die Pariser Skizzen „Zwei Monate in Paris" (1851) und „Nach fünf Jahren" (1857) vertreten diese besondere und gewiß bezeichnende Seite von Stahr's litterarischem Wesen. Weniger erfolgreich wurde Stahr's Eintreten für Persönlichkeiten der römischen Kaiserzeit, die Tacitus und sein Anhang als verwerflich hingestellt hatten. In seinen „Bildern aus dem Alterthum" (4 Bde., 1863—66) versteifte sich St. darauf, jene möglichst rein zu waschen und als unschuldige Opfer politisch-litterarischer Anschwärzesucht aus dem Rufe ihrerBöswilligkeit zu erlösen. Diese „Rettungen" von „Tiberius" (2. Aufl. 1873 u. 1885; vgl. Joachim, Tiberius von Adolf Stahr, Schulprogramm 1865; G. Lejeune Dirichlet, Der Kaiser Tiberius und die Majestätsprocesse: Sonntagsbeilage Nr. 28 zur Vossischen Zeitung 1892; W. Ihne, Zur Ehrenrettung des Kaisers Tiberius. Aus dem Engl. mit Zusätzen von W. Schott, Straßb. 1892), „Kleopatra" (3. Aufl. 1879), „Römische Kaiserfrauen" (2. Aufl. 1880), „Agrippina, die Mutter Nero's" (2. Aufl. 1880) müssen im ganzen als verfehlt, Stahr's Beweisführung als nicht stichhaltig gelten. Die speciell belletristische Thätigkeit Stahr's, durch den historischen Roman „Die Republikaner in Neapel" (3 Thle., 1849) und die lyrische Sammlung „Ein Stück Leben" (1869) vertreten, zeigen, daß hier nicht die Wurzeln seiner Kraft lagen. Von anderweitigen Publicationen seien noch genannt: „Christian Ruben's: Columbus im Augenblicke der Entdeckung der neuen Welt. Bruchstück aus einem Reisejournal" (1844); „Theodor von Kobbe. Ein Denkstein" (1845); „Ueber Goethe's Faust. Zwei dramaturgische Abhandlungen" (1845, mit J. Mosen); „Ueber die moderne Tragödie und Julius Mosen's ‚Don Johann von Oestreich'" (1845).

Ein entschiedener und bewußter Charakter bleibt St. auf alle Fälle, mag man auch an einzelnen Seiten seines Schaffens mancherlei aussetzen wollen. Er darf den Ehrennamen eines Hauptvorkämpfers modern-deutscher Denkfreiheit verlangen (vgl. „Das Bremer Glaubensgericht des Jahres 1844. Weihnachtsbrief", 1844) und hat zur litterarischen Allgemeinbildung der Gegenwart sehr viel beigetragen, was durch das erklärliche Schwinden seines Einflusses in unseren Tagen verdunkelt wird. Er erscheint zudem stets als klarer Denker und Urtheiler, sowie als eine feine Natur, als ein hoher, ernster und edler Geist, der das Wahre und Schöne begierig sucht, freudig begrüßt und mannhaft verficht.

Die beste Lebensbeschreibung und Charakteristik Stahr's bietet der von sehr naher Freundeshand herrührende Aufsatz Adolf Glaser's in „Unsere Zeit. Neue Folge. XII. 2. Hälfte" (1876). Eine abschließende Würdigung des weitausgreifenden Mannes fehlt noch. Eine solche wird wesentlich erleichtert werden, sobald seine Briefe und anderen Papiere zugänglich gemacht werden, nachdem nun — Anfang 1892 — sein ältestes Kind, Alwin, in Neapel gestorben ist. Eine Fülle von Briefen Stahr's und seiner Gattin besitzt das „Goethe- und Schiller-Archiv" zu Weimar infolge einer Schenkung des regierenden Großherzogs von Sachsen-Weimar seit 1891/92 (s. VII. Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft, S. 9); Herr Director Prof. Suphan konnte sie mir leider noch nicht nutzbar machen. Für mehrere Mittheilungen bin ich dem Großherzogl. Oberbibliothekar Herrn Dr. R. Mosen in Oldenburg, für bibliographische Glossen Herrn A. Schwartz, Inhaber der Schulze'schen Hofbuchhandlung ebenda, sehr verbunden. Für einige einzelne Punkte vergleiche man R. v. Dalwigk, Chronik des Alten Theaters zu Oldenburg 1833—81 (Oldenb. 1881) und Mielke, Der deutsche Roman des 19. Jahrh., S. 329. Ludwig Fränkel.

Stahr: Fanny Lewald-St. ist in Königsberg am 24. März 1811 geboren; sie entstammt einer angesehenen jüdischen Kaufmannsfamilie, deren Beziehungen bis in die Zeit Friedrich's des Großen hinaufreichen. In ihrer „Lebensgeschichte" (6 Bde., Berlin bei Otto Janke, 1861—62) hat sie ein Bild ihres Lebens- und Entwicklungsganges gegeben, dem wir das Wesentliche über ihre charakteristische Persönlichkeit entnehmen.

In den beiden ersten Bänden „Im Vaterhause" schildert F. L. das Elternpaar und den Familienkreis, dem sie entstammt, in herzgewinnender Weise: Vater und Mutter, von inniger Liebe für einander erfüllt, mit Pflichttreue dem verantwortlichen Berufe der Erziehung ihrer Kinder lebend. Namentlich ist es der Vater, der es mit großen Anstrengungen nur zu einem mäßigen Wohlstand bringt, dessen energische, consequente und doch liebevolle Erziehungsweise F. L. nicht genug rühmen kann. Sie war die älteste und wol die Lieblingstochter des Vaters, der sie schon recht früh mit dem Bewußtsein erfüllte, durch ihr Beispiel einen erziehlichen Einfluß auf ihre Geschwister ausüben zu müssen. Die Pflicht der Selbsterziehung und das aus ihr gewonnene Recht, Andere „zu bessern und zu belehren" ist ihr denn auch während ihrer langen und fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit geblieben. Der echt patriarchalische Geist, der in dem Leben der damaligen jüdischen Familien der herrschende war, gab auch den festen Boden für F. Lewald's Gemüths- und Charakterbildung. Durch die bis zur Stunde noch nicht besiegten Vorurtheile der Bevölkerung war selbst für die gebildeten und geachteten jüdischen Familien eine sociale Abgeschlossenheit, ein unsichtbares aber fühlbares Ghetto vorhanden, das den einen Vorzug in sich barg, die zerstreuenden Elemente einer Geselligkeit fern zu halten, die unbestreitbar einen großen Theil geistiger und oft auch sittlicher Kräfte der weiblichen Jugend der besser situirten Gesellschaftsclassen aufzehrt. Die Abgeschlossenheit nach außen bewirkte bei empfänglichen Gemüthern eine Vertiefung des Innern und befähigte zur Aufnahme derjenigen Culturelemente, in denen der deutsche Volksgeist in seiner besten Kraft und Schönheit sich geoffenbart. Nirgends wol fanden unsere deutschen Dichter und Denker eine, von größerer Begeisterung erfüllte Liebe und Verehrung als in den, durch die Sprache der Psalmisten und Propheten vorbereiteten Gemüthern jüdischer Männer und Frauen. „Ein armes Leben und ein reiches Herz" — dieses Wort kennzeichnet den Familiengeist, in dem F. L. (eigentlich Fanny Markus) aufwuchs.

Fanny erhielt den für die weibliche Jugend gebräuchlichen Unterricht in einer höheren Mädchenschule, die aber damals keiner staatlichen Controlle unter-

lag, was unter Umständen einen Vorzug in sich schließen kann. Die Anstalt war eine eigenartige und hielt auch vor dem gereifteren Urtheil von F. L. Stand. Sie wurde von Knaben und Mädchen besucht, und es ist nicht ohne Interesse, zu erfahren, daß Fanny in Bezug auf ihre Fortschritte nur von einem Knaben, dem späteren Präsidenten des ersten deutschen Parlaments im J. 1849 und Präsidenten des deutschen Reichsgerichts, Eduard Simson, übertroffen wurde. — Nach vollendeter Schulzeit begann für Fanny ein Leben häuslicher Sorgen und Pflichten, die um so drückender für sie waren, da ihr inneres Leben sein Recht verlangte. Aus diesem Widerstreit wurde sie auf kurze Zeit durch ein Liebesverhältniß zu einem jungen christlichen Theologen befreit: sie träumte sich in die Stellung einer Pastorsfrau hinein und erhielt den vorbereitenden Unterricht für den Uebertritt in die christliche Religion. Das Liebesverhältniß löste sich — F. L. macht keinen Hehl daraus, daß von da ab auch eine Ernüchterung für den Religionsunterricht sich bei ihr einstellte — namentlich was den dogmatischen Theil desselben betraf, und daß sie die Taufe geschehen ließ, nicht ohne einen innern Kampf zwischen ihrer wirklichen Ueberzeugung und dem von ihr geforderten Bekenntnisse.

Ein späteres Verhältniß, das sie zunächst als ein verwandtschaftliches mit ihrem Vetter Heinrich Simon aus Breslau (s. A. D. B. XXXIV, 371) verband und als freundschaftliches während ihres ganzen Lebens festgehalten wurde, hatte ihr, deren warmes Liebesgefühl von H. Simon nicht erwidert worden, „Leidensjahre" gebracht, deren Darlegung den Inhalt der beiden nächsten Bände der Lebensgeschichte bildet.

In Rücksicht darauf, daß F. L. in einem ihrer Romane, „Diogena", die Geißel der Satyre gegen diejenige Frau schwingt, der das Glück zu Theil geworden, von H. Simon geliebt zu werden, habe ich die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt.

Die bekannte Schriftstellerin, die man wol eine Dichterin nennen kann, Gräfin Iduna Hahn-Hahn, war die von H. Simon geliebte Frau. Ihre Romane bieten allerdings den schroffsten Gegensatz zu denen von F. L. Ob die sittliche Entrüstung, „die Empörung und der Zorn über das Gift, das in den Hahn-Hahn'schen Schriften vorhanden," die Feder F. Lewald's geführt, ob ein Gefühl von Neid und Eifersucht der sittlichen Entrüstung als Zusatz diente — wer mag es entscheiden? Die Gräfin mit ihrer feudal romantisch-phantastischen Richtung, „die immense Seele", die, ewig unverstanden, keinen ernsten Lebensinhalt kennt, hat in F. Lewald's bürgerlichem Standesbewußtsein, in ihrer von Vernunft und Pflichtgefühl bestimmten Lebensauffassung einen Widerpart, der auch ohne persönliche Motive sich geltend machen konnte. Jedenfalls ist „Diogena" das einzige Buch von F. L., in dem sie ein nicht unbedeutendes Talent für Satyre zeigt.

Wir haben hier der „Lebensgeschichte" vorgegriffen, denn die Leidensjahre waren vorüber, als F. L. schriftstellerisch thätig war. Diese Zeit bezeichnet sie in den letzten zwei Bänden ihrer Lebensgeschichte als „Befreiung und Wanderleben". Die äußere Veranlassung zu ihrer schriftstellerischen Thätigkeit war folgende: August Lewald, ihr Vetter, war Redacteur der „Europa" und verlangte von ihr einen Bericht über die Huldigungsfeierlichkeiten, die für den König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., in Königsberg im J. 1841 stattfanden. Der Bericht gefiel ihm und er ermuthigte F. L., die schriftstellerische Laufbahn zu betreten. Es klingt befremdlich, daß F. L., nachdem sie von ihrem Vater die Erlaubniß erhalten, sich entschließt, Schriftstellerin zu werden und zwar auf dem Gebiete freier Gestaltung: sie folgt nicht einem, mit elementarer Kraft sich bahnbrechenden Impulse — „sie commandirt die Poesie". Dennoch ist ihr Gestaltungsvermögen nicht gering zu veranschlagen und wenn sie häufig für ihre Ideen die Figuren erfindet und die Tendenz ihr wichtiger ist, als die

Träger derselben, so hat sie doch in sich selber die Gedanken durch Erfahrungen gewonnen und mit warmer Empfindung durchlebt.

Reisen, die sie mit ihrem Vater schon früher gemacht, ein längerer Aufenthalt in Berlin gaben ihr Gelegenheit, ihr Beobachtungsvermögen nicht nur auf sich selbst und die Vorgänge im Innern, sondern auch auf die Außenwelt zu richten. Sie war mit Börne, von dessen Einfluß auf die deutsche Jugend man sich heutzutage keine Vorstellung machen kann, in Baden-Baden zusammengetroffen und gleiche Abstammung, gleiche Gesinnung — hervorgegangen aus dem zwiefachen Druck der allgemeinen deutschen und der specifisch jüdischen Verhältnisse — machten dieses Begegniß für F. L. zu einem Ereigniß. Sie sagt von ihm (2. Band, Lebensgeschichte): „Seine Auffassung hatte etwas typisch Nationales, das uns Alle mächtig ergriff, seine Ideen hatten etwas Erweckendes, das die erzeugte Erregung nicht mehr zum Einschlafen kommen ließ. Jede einzelne der Börne'schen Skizzen war ein zündender Funke, in jeder seiner Schriften fühlte man, mit welcher Kraft der feste Verstand das heiße Herz zu bemeistern strebte und wie das heiße Herz den Verstand zu seinen Schlüssen vorwärts trieb. Auch die kleinste seiner Schriften war ein Aufruf zur Befreiung von irgend welchem Vorurtheil, ein Aufruf zur Freiheit überhaupt und wie die Gedanken darin stark und muthig waren, so war auch der Stil freier, die Sprache, in welcher er redete, flüssiger und energischer geworden, als man es seit den Zeiten Lessing's erlebt hatte." Diese Auffassung von Börne zeigt den verwandtschaftlichen Zug, den F. L. auch nicht verleugnet, als sie den Eindruck schildert, den die Schriften der Rahel Varnhagen auf sie gemacht. „Das war Fleisch von meinem Fleische", sagt sie beim Lesen derselben. Einen Hauch jenes Geistes, der von Rahel, Henriette Herz, Dorothea Veit später Schlegel, der Tochter Moses Mendelssohn's und gleichstrebenden Frauen und Männern ausgegangen, glaubt sie noch zu spüren, als sie in Berlin in den Kreis der „Ueberlebenden" tritt. „Diese (nunmehr hinfälligen) Frauen waren es gewesen, deren Geist und Bildung die Schranken des Kastengeistes durchbrochen, die in eigner Machtvollkommenheit in Berlin die Gewalt der Vorurtheile besiegt; diese Greisinnen und ihre Gesinnungsgenossinnen waren es gewesen, welche, sich aus dem Pariathume ihres Volkes erhebend, die Bildung als den höchsten gültigen Adel zu vertreten und so eine Befreiung und eine Cultur der Geister in ihrer Vaterstadt herbeizuführen gewußt, welche ihre Nachkommen nicht zu behaupten vermocht."

Wir wenden uns nun der schriftstellerischen Thätigkeit F. Lewald's zu. Im J. 1842 erschien ihr erster Roman: „Clementine". „Das innerlich selbst Erlebte" führt die Feder der Verfasserin, und sie sagt in dem fünften Bande ihrer „Lebensgeschichte": „Mir klopfte das Herz vor Entzücken, wenn ich niederschrieb, was ich über die Liebe, über die Ehe dachte. Es war mir wie das Niederlegen eines Glaubensbekenntnisses." „Ich hasse die Ehe nicht", lasse ich die Heldin meines Buches „Clementine" sagen, „ich hasse die Ehe nicht, im Gegentheil! ich halte sie so hoch, daß ich sie und mich zu erniedrigen fürchte, wenn ich dies heilige Band knüpfte, ohne daß mein Gefühl Theil daran hätte. O, ich habe mir das oft himmlisch schön gedacht: Alles, was mich berührt, theilt und fühlt mein bester Freund mit mir. Die Ehe ist in ihrer Reinheit die keuscheste, heiligste Verbindung, die gedacht werden kann. Die Ehen, die ich aber täglich vor meinen Augen schließen sehe, sind schlimmer als Prostitution. Erschrick nicht vor dem Worte. Ist es denn nicht gleich, ob ein leichtfertiges, sittlich verwahrlostes Mädchen sich für eitlen Putz dem Manne hingibt oder ob Eltern ihr Kind für so und soviel Tausende opfern? Ich gestehe dir, ich würde das Weib, das augenblickliche Leidenschaft hinreißt, groß finden gegen diejenige,

die, das Bild eines geliebten Mannes im Herzen, sich dem Ungeliebten ergibt für den Preis seines Ranges und Namens."

Diesem ersten Roman, der „Freiheit des Herzens" für die Frau verlangt, folgt bald ein zweiter: „Jenny" (1843); hier ist die Befreiung von dem Drucke, der auf den Bekennern der jüdischen Religion lastet und die Gleichberechtigung der Confessionen das bewegende Motiv, die Tendenz, für deren Darlegung die Personen und deren Geschichte kaum zu erfinden, sondern aus der Umgebung und den Verhältnissen der Verfasserin zu entnehmen waren. Führte doch damals ein jüdischer Arzt aus Königsberg jahrelange Kämpfe gegen Regierungsverordnungen wegen der Legalität seiner Ehe mit einer Christin.

„Eine Lebensfrage" (2 Bde., 1845) tritt in der Tendenz wieder einen Schritt zurück, zu der des ersten Romans; „die Ehescheidung" ist die Frage, die zum Austrag gebracht wird. „In dem Roman „Eine Lebensfrage" wünschte ich zu beweisen, daß die große Anzahl von Ehen, welche ohne innere Nothwendigkeit geschlossen werden, nur zu häufig den Keim einer unheilvollen Entwicklung in sich tragen, und wie das eheliche auf die bloße Gewohnheit und die kirchliche Erlaubniß begründete Zusammenleben von Mann und Weib eine Unsittlichkeit wird, wenn dieser Verbindung die Liebe abhanden gekommen."

Wir müssen auch hier zu besserem Verständnisse der Persönlichkeit den chronologischen Bericht unterbrechen. Es ist F. L. der Vorwurf nicht erspart worden, daß sie zur Ehe mit einem verheiratheten Manne schritt, der die Scheidung von seiner ersten Frau voraufgehen mußte. Ob die bereits im J. 1845 ausgesprochenen Ansichten von der Pflicht der Ehescheidung, sobald die Liebe aus der Ehe geschwunden, vor dem Forum einer sittlichen Lebensanschauung, vor der Auffassung der Familie als einer Gesammtpersönlichkeit, in der das subjective Recht der Einzelnen, namentlich der Gatten, als Gründer der Familie aufzugehen hat — bestehen kann, ist nicht unseres Amtes, zu entscheiden. Wir können indeß F. L. vor dem Vorwurf retten, als habe sie ihre Anschauung von dem Rechte der Ehescheidung sich nach eigenem Bedürfniß gestaltet. Sie sagt (6. Band, „Lebensgeschichte"): „Als ich im J. 1844 in der friedlichen Stille meiner kleinen Stube mit Seelenruhe an meinem Roman arbeitete, war ich weit entfernt, zu ahnen, daß ich Verhältnisse erfand, Schmerzen und Leiden darstellte, welche ich in weit höherem Maße selbst zu durchleben haben sollte, daß ich mich ein Jahr nach dem Erscheinen meines Romans als Mitleidende in den Seelenkämpfen befinden werde, welche durch die Trennung einer nicht mehr glücklichen und darum nicht mehr aufrecht zu haltenden Ehe veranlaßt wurden."

Wir sind nun bei einem Wendepunkte in dem Leben und in dem schriftstellerischen Wirken F. Lewald's angelangt. Die Reise nach Italien im J. 1847 war von entscheidendem Einfluß für ihr Innen- und Außenleben. Bis jetzt hatte sie Gelegenheit gehabt, diejenigen Kräfte zu üben, zu entwickeln, mit denen sie von der Natur vorzugsweise ausgestattet war: Verstand und Beobachtungsgabe. Ihr Geburtsort, nach ihrem großen Landsmann Kant „die Stadt der reinen Vernunft" genannt, ihr Vaterhaus mit seinem zwar gemüthlichen, doch verständig-sittlichen Charakter, der Protestantismus mit dem weniger die Phantasie als den Gedanken anregenden Wesen, der geringe Reiz der ostpreußischen Landschaft — selbst das damalige Berlin mit den kritisch zersetzenden, geistreichen Salongesprächen stärkten nur die starke Seite der Schriftstellerin. In Italien lernte sie die Bedeutung des „Sinnlich-Uebersinnlichen" verstehen und schätzen. Dem Katholicismus mit seiner Bilderpracht und seinem Mysticismus hielt wohl die religiöse Auffassung F. Lewald's Stand, aber trotzdem macht sich der Einfluß auf die Schriftstellerin geltend. Die Bläße des Gedankens schwindet vor

dem Licht und der Farbe der Phantasie; sie belebt die Darstellung der „Reiseschriftstellerin". Das „Italienische Bilderbuch" (2 Bde., 1847) schildert Land und Leute in lebendiger Weise. Das Reisen gefällt ihr und sie hat in den Büchern „England und Schottland" (1851 und 1852) sich als gewandte, feinsinnige Darstellerin der Landschaft, der Zustände, der Persönlichkeiten bewährt. Aber auch hier verleugnet sie die Tendenzschriftstellerin nicht. Sie tadelt, lobt und belehrt — sie hat aber auch warme Empfindung für die Unglücklichen, für die Mühseligen und Beladenen; namentlich fühlt sie tiefen Schmerz über Unrecht, hervorgegangen aus dem Vorurtheil der Menschen. Als sie in Rom im J. 1847 Diebe öffentlich dem Volke zur Schau ausgestellt sieht, ist sie im tiefsten Innern empört und nimmt Partei für die unglücklichen Verbrecher. „Ich konnte den Anblick nicht ertragen. — Macht den Verbrecher, der sich gegen die Gesellschaft versündigt hat, unschädlich für diese, aber brüstet euch nicht, mit der Macht zu strafen! Führt den Elenden, den nur zu oft die Schlechtigkeit unsrer Institutionen zur Missethat verleitet, nicht wie ein gefangenes wildes Thier triumphirend durch die Straßen. Betet nicht für die Seelen der Gestorbenen, rettet die Seelen der Lebenden. Gewiß, die Feuerqual des Leidens, des Mangels, wenn dicht daneben der Reichthum schwelgt — die Feuerqualen des sündenbelasteten Gewissens sind härter als das Fegefeuer, aus dem ihr mit eurem Almosen und euren plärrenden Gebetsformeln die Todten erlösen wollt."

In Italien, in Rom 1847 lernte F. L. den damals schon bekannten Schriftsteller Adolf Stahr aus Oldenburg kennen und lieben. Die eheliche Verbindung konnte erst nach vielen Kämpfen und nach erfolgter Scheidung Stahr's von seiner ersten Gattin stattfinden. F. Lewald's Wohnort war seitdem Berlin, wo ihr Haus ein Mittelpunkt für die litterarischen Größen gewesen und wol der Abschluß für diejenige Geselligkeit, die das Gepräge der ehemaligen „Salons" trug, in denen man zusammenkam, um sich zu unterhalten, nicht, um mit einander zu speisen.

Wir kommen nun zu ihren umfänglicheren schriftstellerischen Arbeiten, von denen wir nur einige kurz skizziren wollen:

Ein Roman in drei Bänden „Prinz Louis Ferdinand" (1849) entstand wol, beeinflußt von dem Verkehr mit Varnhagen von Ense, dessen Gattin Rahel „dem Prinzen Ferdinand Mansardenwahrheit" sagte. Die Nachklänge einer Zeit, in der ein preußischer Prinz die Dachstube einer weder schönen noch reichen Jüdin aufsuchte, um diese zur Vertrauten seiner persönlichen Leiden und Freuden, sowie seiner patriotischen Schmerzen und Hoffnungen zu machen, mußte in F. Lewald's Herzen ein starkes Echo finden. Der Roman enthält einzelne interessante Episoden, es fehlt ihm aber die künstlerische Abrundung, sowie die Kraft der vollen plastischen Ausgestaltung der einzelnen Charaktere. — Es folgen nun eine große Zahl von Romanen: „Liebesbriefe eines Gefangenen" (1850), „Auf rother Erde" (1850) sind von der inzwischen stattgehabten Revolution von 1848 beeinflußt.

Ein vierbändiger Roman „Wandlungen" (1853) gibt Zeugniß von der nunmehr gewonnenen größeren Gestaltungskraft der Verfasserin. Hier treten die Menschen wol auch als Träger bestimmter Richtungen auf, aber es pulsirt ein eigenes Leben in ihnen, und man kann diesen Roman den Romanen Gutzkow's vergleichen, die, von einem Grundgedanken ausgehend, doch tief innerliche, psychologisch interessante Menschen zeichnen. Noch umfänglicher ist ein acht Bände umfassender Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht" (1864—1868). Die Vorzüge und Mängel der Verfasserin zeigen sich auch hier: ihre Sympathie ist auf Seiten des Bürgerthums, der Adel verfällt von Geschlecht zu Geschlecht durch eigene Schuld.

Wir beschränken uns auf diese kurze Skizzirung der genannten Romane, die andern nur im Titel anführend: „Dünen- und Berggeschichten“ (1856), „Das Mädchen von Hela“ (2 Bde., 1860), „Sommer und Winter am Genfer See“ (1869), „Gesammelte Werke“ (1870—74), „Helmar“ (1880), „Reisebriefe aus Deutschland, Italien und Frankreich“ (1880), „Vater und Sohn“ (1881), „Vom Sund zum Posilipp“ (1882), „Treue Liebe“ (1882), „Stella“ (1883), „Abendroth“ (1885), „Familie Darner“ (1887), „Zwölf Bilder aus dem Leben“ (1888), „Josias, eine Geschichte aus alter Zeit“ (1888).

Ist F. L. auch in allen ihren Schriften Tendenzschriftstellerin, wie wir das immer betont, so hat sie doch von Zeit zu Zeit direct Tagesfragen behandelt, und wir müssen sie namentlich auf dem Gebiete der „Frauenfrage“ als eine tapfere Kämpferin anerkennen. Auch verschmähte sie es nicht, der praktischen Seite der Frauenfrage und den unteren Ständen sich zuzuwenden. In ihren „Osterbriefen für Frauen“ 1863 erschienen, ist es die „dienende Klasse“, für die sie eintritt und manches beherzigenswerthe Wort den wohlhabenden Frauen zuruft. Institutionen, die sie zur Hebung des Standes der weiblichen Dienstboten verlangt, „Vorbereitungsstätten, Herbergen ꝛc.“ sind seitdem hie und da entstanden und theilweise auf ihre Anregung zurückzuführen. Bedeutender ist die zweite Tendenzschrift „Für und wider die Frauen“ (1870), in der sie für Pflicht und Recht auf Arbeit der Frau nach individueller Befähigung eintritt. Auch sie, wie weiland Elisabeth von England, will nichts von der Schwäche ihres Geschlechts wissen. Bereits in ihrer „Lebensgeschichte“ (Band 6) zeigt sie, wie diese Schwäche als berechtigtes Attribut der Weiblichkeit nur so lange für berechtigt gilt, als glückliche Lebensverhältnisse es gestatten: „Nehmt einem Weibe die Voraussetzung des Glückes, für welches ihr dasselbe erzieht und alle die unthätigen Tugenden, welche ihr ihm anerzogen habt, werden zu Sünden, zu schweren Unterlassungssünden, die auf euch zurückfallen. Habt ihr noch nicht dagestanden vor der weiblichen Hülflosigkeit, die sich nicht zu rathen und zu helfen weiß? die mit herabgesunkenen Armen, mit gefalteten Händen den Blick zu euch erhoben? Wenn ihr vor solchen Frauen, Müttern, Witwen gestanden, hättet ihr dann nicht wünschen mögen, daß diese Demuth Selbstgefühl, diese Weichheit Stärke und Kraft, diese Zuversicht zu euch und zu des lieben Herrn Gott's Hülfe Selbstvertrauen und Thatkraft gewesen wäre?“

F. L. ist in ihrem 79. Lebensjahre am 5. August 1889 in Dresden gestorben. Sie kann nicht als schöpferischer Geist betrachtet werden, der mit „urkräftigem Behagen die Herzen der Hörer zwingt“; sie ist keine deutsche George Sand, die mit dichterischem Seherblick in die Tiefen der menschlichen, der weiblichen Seele schaut — wir verdanken ihr keine Offenbarungen. Aber sie ist ein Kind jenes Stammes, der „die Lehre“ gebracht. Ohne Prophetin zu sein und zu verkünden, lehrt sie und hat die Kraft zu sagen, was sie als wahr und recht erkannt. Sie lehrt mit Klarheit, mit Wärme, mit Ueberzeugungstreue. „Sie hat einen hohen Begriff von der Aufgabe des Schriftstellers“ und sie hat dieser Auffassung getreu sich bewährt. Nicht Genie, aber Talent auszusprechen, was sie innerlich und äußerlich erlebte, können wir ihr zuerkennen und ihren Manen gebührt das Wort: „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein.“

Henriette Goldschmidt.

Stain: Joh. Friedrich v. St., Erb- und Gerichtsherr des freien Reichsguts Mühlhausen an der Enz, hervorragender Staatsmann in braunschweigischen und hessischen Diensten, ist am 15. Juli 1681 zu Campen in Holland als Sohn eines auch zu diplomatischen Diensten verwandten Generals geboren. Nachdem er in Herzogenbusch und Gent seinen ersten Unterricht genossen hatte, kam er im 11. Lebensjahre als Edelknabe an den Hof des Herzogs Anton Ulrich von

Braunschweig. 1698 bezog er die Universität zu Tübingen, welche er 1700 mit der zu Leyden vertauschte. Nach Beendigung seiner akademischen Studien suchte er sich auch einige Kenntniß von militärischen Dingen zu verschaffen und nahm zu diesem Zwecke als Volontär an der Belagerung von Landau theil (1702). Nach deren Beendigung ernannte ihn der Markgraf Friedrich Magnus von Baden-Durlach zum Kammerjunker und Hofmeister seines Sohnes Christoph, der als Hauptmann in holländischen Diensten stand und den er in den Feldzügen der beiden folgenden Jahre begleitete. Nachdem er dann vorübergehend erst in Württemberg, dann in Hessen-Darmstadt Dienste genommen hatte und in letzterem Staate bis zum Geheimen Kriegs- und Legationsrathe emporgestiegen war, übernahm er im J. 1717 die Stelle eines Braunschweigisch-Wolfenbüttelschen Geheimen Raths und Reichstagsgesandten, die er bis 1721 zur größten Zufriedenheit seines Auftraggebers bekleidete, der ihn dann zum Minister und Hofgerichtspräsidenten ernannte. In dieser Stellung führte er Namens seines Herzogs die Geschäfte bei den 1729 in Braunschweig unter Vermittelung der Herzöge von Braunschweig und Gotha geführten Verhandlungen, welche einen Ausgleich der damals zwischen Preußen und England schwebenden Streitigkeiten zur Folge hatten. Nach dem Tode des Herzogs August Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel (1731) trat er als Geheimer Rath und Regierungs-Präsident in die Dienste des Landgrafen Friedrich I. von Hessen-Cassel, welcher zugleich den schwedischen Thron inne hatte. Von 1731—33 verblieb er in Cassel, 1734 aber wurde er von dem Könige nach Schweden berufen, wo er namentlich in den schwierigen Verhandlungen mit dem schwedischen Reichstage eine nicht unbedeutende Rolle spielte und sich in hohem Maaße das Vertrauen seines Königs erwarb. Seine ebenso uneigennützige als erfolgreiche politische Wirksamkeit fand in den weitesten Kreisen allgemeine Anerkennung. Daneben aber verwerthete er seine einflußreiche Stellung auch zur Förderung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen. So war er es namentlich, der den geschichtlichen Studien über den dreißigjährigen Krieg und den westfälischen Frieden eine neue, reiche Anregung durch die liberale Eröffnung des schwedischen Archivs in Stockholm verschaffte. Der Herausgeber der Acta pacis Westfalicae publica, Joh. Gottfr. v. Meiern, hat mit warmem Danke und hoher Anerkennung bekannt, daß ihm die vollständige Sammlung seines Materials nur durch das weitgehende Entgegenkommen des hessisch-schwedischen Ministers ermöglicht worden sei. Auch er selbst ist als braunschweigischer Reichstagsgesandter in Regensburg in den Jahren 1717 bis 1720 schriftstellerisch thätig gewesen und hat eine Reihe scharfsinniger politischer Abhandlungen geschrieben, die er dem Landgrafen Karl einsandte, die aber nicht im Druck erschienen sind. Auch besaß er eine reichhaltige und viele bibliographische Seltenheiten enthaltende Bibliothek, von der ein Theil später in den Besitz der hessischen Landesbibliothek in Cassel gekommen ist. Anfangs 1735 kehrte er, nachdem er von der Gesellschaft der Wissenschaften zum Mitglied aufgenommen worden war, nach Cassel zurück, erlag aber dort alsbald einer acut verlaufenden Krankheit (27. Februar 1735).

Vgl. Joh. Nicol. Funck, Oratio funebris beatis manibus . . . Joh. Friderici S. R. I. Equitis et lib. Bar. de Stain . . . Friderico Suedorum Regi, Hassiae Lantgravio a sanctioribus consiliis etc. Rinteln 1735; ferner den Vorbericht von Meiern's zum 4. Theile der Acta pacis Westfalicae publica, Hannover 1735, Folio. — Strieder, Hessische Gelehrten-Geschichte. IV, S. 269 Anm. und die Acten des Marburger Staatsarchivs, welches auch als bibliographische Seltenheit ein auf Stain's Tod verfaßtes Gedicht: „Gedanken über die unvermuthete Gegenwarth der Prinzessin Maria Durchläucht

und der sämbtlichen Dames bey der Beerdigung des Seel. Herrn Regierungs-Praesidenten Freyherrn von Stains Excellence" (Cassel 1735) besitzt.

Georg Winter.

Staindl: Johann St. (Lapillus), Domherr von Passau, reiht sich durch sein „Chronicon generale" unter die letzten Ausläufer der rein compilirenden mittelalterlichen Geschichtschreibung. Er schrieb daran spätestens seit 1486 und gelangte von Erschaffung der Welt bis zum Jahre 1508, doch sind die Nachrichten etwa seit 1440, gerade aus der Lebenszeit des Autors, dürftig und manche Jahre weisen sogar vollständige Lücken auf. Edirt ist von dem Werke nur ungefähr das letzte Drittel, vom Jahre 700 n. Chr. an (bei Oefele, Script. I). Neben dem überstrahlenden Ruhme Aventin's ist es fast übersehen worden, daß St. für große Zeiträume des Mittelalters die Geschichtsdarstellung zuerst wieder den besten Quellen wie Gregor von Tours, Paulus, Regino, den Annalen von Fulda, Liutprand, Widukind, Ekkehard entlehnt hat. Daß er auch die Annalen von Niederaltaich da, wo ihm ihre Darstellung nicht zu ausführlich erschien, wörtlich, nur verkürzend, abgeschrieben hat, verschaffte seinem Werke erhöhte Bedeutung, so lange diese wichtige Quelle nicht wieder aufgefunden worden war. Bemerkenswerth ist, daß St. Verse auf Papst Alexander VI. in seine Chronik aufnahm, welche keinen Zweifel darüber lassen, wie sehr er dieses unwürdige Kirchenoberhaupt mißachtete.

Eine von St. 1497 verfaßte Schrift „De scriptoribus ecclesiasticis" kam in die Bibliothek des Klosters Formbach, dessen humanistisch gebildeter Abt Angelus Rumpler mit dem Verfasser eng befreundet war und mit ihm, wie es scheint, fortwährenden Austausch seiner litterarischen Productionen unterhielt. In dem Streit zwischen den Passauer Gegenbischöfen Häsler und Mauerkircher (1479) stand St. auf Seite des Letzteren und mußte dafür einige Zeit Verbannung oder Gefängniß erdulden. 1513 wurde zu Wien eine auf Anordnung des Passauer Bischofs Wiguleus Fröschl verfaßte Anweisung zum richtigen Chorgesang in den Passauer Kirchen gedruckt, welche am Schlusse die Notiz enthält, daß außer den Chorvicaren auch der damalige Domcustos St. sie corrigirt habe. Als zwingenden Beweis dafür, daß St. das Jahr 1508, mit dem seine Chronik abbricht, so lange überlebt habe, wird man dies jedoch nicht betrachten dürfen, da zwischen Abfassung und Drucklegung der Schrift immerhin Jahre verstrichen sein mögen. Um dieselbe Zeit hatte das Kloster Attl einen gleichnamigen Abt, der wol mit unserem Chronisten verwandt war.

Cod. lat. Monac. 732 (Staindl's Chronik, wie es scheint, Autogramm). — Oefele I, 417 f. — Giesebrecht, Annales Altahenses S. 5 flgd.

Riezler.

Stainer: Jacobus St. (Steiner), der ausgezeichnetste deutsche Geigenmacher, geboren am 14. Juli 1621 im tiroler Dorfe Absam bei Hall, wurde als Knabe zur Erlernung des Orgelbaues nach Innsbruck gegeben. An Geschick für diesen Beruf fehlte es ihm nicht, wol aber an den dafür erforderlichen Körperkräften, weshalb er seinen Lehrmeister bald wieder verließ, um sich dem weniger anstrengenden Streichinstrumentenbau zu widmen. Durch den Absamer Ortsgeistlichen, welcher sich für St. interessirte, wurde es demselben ermöglicht, nach Cremona, der Metropole des italienischen Geigenbaues zu gehen. Dieser Ort hatte damals bereits große Berühmtheit durch die Thätigkeit der Amati's erlangt, und als St. sich dahin begab, stand gerade der bedeutendste Sproß jener Familie, Nicolaus Amati, geboren 1596, gestorben 1684, auf dem Höhepunkt seines Wirkens. Es wird behauptet, daß St. Schüler desselben wurde. Doch erscheint dies zweifelhaft, da die Form der Stainer'schen Instrumente sich in wesentlichen Punkten von der des Amati unterscheidet. Indessen dürfte St. sich

die sorgfältige und äußerst saubere Ausführung der Amati-Geigen zum Vorbild genommen haben. Man unterscheidet in Stainer's Thätigkeit drei verschiedene Zeiträume. Der erste derselben fällt mit seinem Aufenthalt in Italien zusammen, der zweite (1650—67) betrifft die mittlere und der dritte die letzte Periode seiner Arbeitszeit. Die in der ersten und letzten Epoche entstandenen Instrumente gelten als die besten, während die dazwischen gebauten von geringerer Güte sind, weil sie fabrikmäßig hergestellt wurden. Vornehmlich verfertigte St. Violinen, Violen und Gamben. Violoncelle sind von ihm mit Sicherheit nicht nachzuweisen. Eine Anzahl seiner Gamben hat man aber, nachdem diese außer Gebrauch kamen, zu Violoncellen umgewandelt. Eine Besonderheit vieler Stainer'scher Instrumente besteht darin, daß sie anstatt der Schnecke einen geschnitzten Löwenkopf haben. Durch seine Leistungen wurde St. der Begründer einer specifisch deutschen Geigenbauschule, die heute noch in dem bairischen Orte Mittenwald fortlebt.

Von den Zeitgenossen wurden Stainer's Erzeugnisse sehr geschätzt, wie auch seine 1669 erfolgte Ernennung zum kaiserlichen Hofinstrumentenmacher beweist. Gegenwärtig erkennt man seinen Violinen, die einen zwar angenehmen, aber kleinen und etwas spitzen Ton haben, keinen besonderen Werth mehr zu. Aber noch bis zum Beginn unseres Jahrhunderts waren sie außerordentlich beliebt, und Manche stellten sie sogar über die Stradivari-Geigen, welche jetzt bekanntlich als die besten und kostbarsten gelten.

Das äußere Leben Stainer's war kein glückliches. Nachdem er im Alter von etwa zwanzig Jahren aus Italien heimgekehrt war, und sich in seinem Geburtsorte Absam niedergelassen hatte, schloß er 1645 mit Margarethe Holzhammer die Ehe, welche reichlich mit Kindern gesegnet wurde. Da er aber für seine Instrumente nur sehr mäßige Preise erhielt, — angeblich bekam er für eine Violine nicht mehr als sechs Gulden —, so gerieth er allmählich in Bedrängniß und Noth. Dazu kam, daß er von seiten des Clerus wegen vermeintlicher Ketzerei Verfolgungen zu erleiden hatte. Alle diese Widerwärtigkeiten versetzten ihn in tiefe Schwermuth, die sich schließlich bis zum Wahnsinn steigerte, welcher seinen Tod im J. 1683 herbeiführte. W. J. v. Wasielewski.

Stainhauser: Johann Philipp St. von Treuberg, geboren zu Lohr im Mainzischen am 15. Mai 1720, † zu Salzburg am 15. April 1799. Nachdem er die juristischen Studien an den Universitäten in Würzburg und Heidelberg zurückgelegt hatte, brachte er mehrere Jahre als Hofmeister eines Grafen Fugger in Mainz, in den Niederlanden, Frankreich und Wien zu, wurde im J. 1752 Professor der Rechte in Salzburg und blieb in dieser Stellung. Im J. 1777 wurde er in den Adelstand erhoben mit dem Prädicate v. Treuberg. In seinen Schriften bedient er sich der Pseudonyma J. C. P. v. Rhol und J. C. P. Rathe. Schriften: „De feudis ecclesiasticis", Salisb. 1756. „Unpartheyische Abh., ob den Herzogen in Baiern das von so vielen hochgepriesene jus regium in ecclesiasticis zustehe?" Frankf. u. Leipz. 1752; 4° (pseud. Rathe). „Vertheidigte unparth. Abh. u. s. w." (wie vorher). 1763; 4°. „Eines geheimen Raths unparth. Gedanken über eines alten Staatsministers Bedenken von der Frage: ob und wie bey so vielen sowohl in Schriften als in besonderen Berichten vorkommenden Klagen gegen die Geistlichkeit und derselben Immunität ein Landesherr im Gewissen schuldig, die Hände einzuschlagen?" Salzb. 1770. „De principiis juris publici ecclesiastici, in specie ubi de concordatis nationis germanicae cum curia romana". 1773; 4°. „Replik auf Herrn J. J. Moser's Abh. von der Verbindung der evangelischen Reichsgerichts-Beysitzer an die Schlüsse des Corporis Evangelicorum". Frankf. u. Leipz. 1776; 4°. Auf die Gegenschrift Moser's: „Nochmals vertheidigte Replik u. s. w." 1778; 4°. „Anmerkungen über die Schrift u. d. T.: Von der Gerichtsbarkeit der höchsten Reichsgerichte

in geistlichen Sachen. Bey Gelegenheit des neuesten D. Bahrdtischen Rechtsfalls". Das. 1780. Eine Anzahl anderer Schriften über praktische Fälle, staatsrechtliche Fragen bei Pütter, Meusel und Weidlich.

Memoria Joann. Phil. Stainhauser de Treuberg . . commendata ab J. Th. Zauner. Sal. 1799. — Meusel, Gel. Teutschl., 1775, S. 1154. — Weidlich, Biogr. Nachr. II, 389. III. Nachtr. S. 277. IV. Fortges. Nachr. S. 231. — Pütter, Litt. II, 89. v. Schulte.

Stainpacher: Placidus St. (Steinbacher), Benedictiner, † am 15. December 1720. Er trat zu Mallersdorf in Baiern in den Orden ein, war einige Zeit Regens des Convicts zu Salzburg, dann Professor am Studium commune der bairischen Benedictiner-Congregation, wurde 1694 Abt von Frauenzell in Unterbaiern, später auch Generalvorsteher der genannten Congregation. Gedruckt ist von ihm ein „Tractatus de virtute poenitentiae" 1693.

Kobolt, Bair. Gelehrtenlexikon I, 644. Reusch.

Staketo: Nicolaus St., auch Stoketo in Büttner's Patricier-Genealogien genannt, stammte nicht aus einem Lüneburgischen Patriciergeschlechte, stammte aber aus der Diöcese Verden und gehört wenigstens später zu den Sülfmeistern (Salzjunkern). Er war Magister, hatte also studirt; einen nahen Verwandten, Hans St., finden wir in Hamburg. Um 1450 wird er als Rathssecretär in Lüneburg genannt und blieb bis 1456 in dieser Stellung. Im Prälatenkriege hielt er treu zum „alten Rathe" und erntete dafür den Haß der aufständischen Gemeinde. In den vorhergehenden und den Streit veranlassenden Sülzstreitigkeiten schickte ihn der Rath zur Abwendung des drohenden Bannes mit dem Priester Grauerck als Procurator zur römischen Curie, dort wurde erst sein Bote, dann er selbst auf Veranlassung der klagenden Domcapitel von Hamburg und Lübeck im Auftrage der päpstlichen Behörden überfallen, seiner Papiere beraubt und ins Gefängniß geworfen. Er mußte für 1000 Ducaten ausgelöst werden. 1453 zog er in derselben Sache mit Albert van der Mölen (s. A. D. B. XXII, 94) an den kaiserlichen Hof nach Wienerisch Neustadt mit einem Geleitsbrief Heinrich's des Aelteren von Braunschweig, in dem er zum fürstlichen Hofmann (familiaris cottidianus et domesticus) ernannt wurde. Von Wien reiste er mit v. d. Mölen abermals nach Rom, freilich auch ohne etwas auszurichten. Im Auftrage des „alten Rathes" zog er 1456 abermals an den kaiserlichen Hof, um wegen der Gewaltthaten des „neuen Rathes" gegen Leben und Vermögen des ersteren Klage zu erheben. Dabei ernannte Friedrich III. ihn zum kaiserlichen Rath. Als Inhaber von Sülzegütern trat er nun in das neugefestigte Patriciat, die Theodori-Gilde, ein und wurde noch 1456 in den hergestellten Rath gekoren, ward 1466 Camerarius, 1472 Bürgermeister und starb am 18. Juni 1485, nach dem Verdener Nekrolog (Pratje, Altes und Neues V, 286) am 29. Juni, mit Hinterlassung ansehnlicher Legate für Armenstiftungen. Er war fast an allen Verhandlungen Lüneburgs mit Städten und Fürsten in erster Linie betheiligt; auch die früher ihm so feindlichen Prälaten benutzten nach der Ausgleichung seine Gewandtheit; dem Hamburger Domcapitel lieferte er eine Denkschrift über die Verwaltung und die Verrechnungen der Sülze, welche noch heute zur Erklärung einer Menge von Alterthümlichkeiten das beste Hülfsmittel ist. Für den Abt des Cistercienserklosters zu Reinfelde trat er noch 1581 in einer Verhandlung zu Artlenburg auf. — Aus seiner ersten Ehe mit der Wittwe des Sülfmeisters (Salzjunkers) Dieterich Schellepeper, Margarete Elvern, die von ihrem ersten Manne drei Kinder, darunter den späteren Rathsherrn Albert Schellepeper, † 1485, hatte, wurde nur eine Tochter, Margarete, im J. 1460 geboren, die mit dem Bürgermeister Hartwig Stöterogge, † 1539, verheirathet, als Mutter von neun Töchtern Stammmutter einer großen Reihe Patricier- und

Adelsgeschlechter wurde. Ihr ältester Sohn, Nicolaus Stöterogge, wurde 1550 Bürgermeister, † 1561. Aus der zweiten Ehe Staketo's mit Wöbbeke (Walburg) Brömse stammten keine Kinder. Auch der Hamburger Hans St. war Sülfmeister in Lüneburg, seine beiden Töchter heiratheten ebenfalls in Patricierfamilien. Das einfach-alterthümliche Wappen der St. (bei Büttner) sieht einem altadeligen gleich; unter dem Lüneburger Silberzeug im Kunstgewerbemuseum zu Berlin steht es auf Nr. 20; das Stöterogge'sche auf Nr. 6, 10, 20 und 21.

Die Quellen unter Joh. Springintgut. — Staphorst, Hamburger Kirchengeschichte I, 4, S. 892 ff. — Ueber die Sülzalterthümer: Krause, im Jahrb. d. V. für niederdeutsche Sprachforschung V, 109 ff. — Lüneburger Museumsverein 1882/83, S. 63. Krause.

Stalbent: Adriaan (zuweilen auch van) St., trefflicher Maler, geboren zu Antwerpen am 17. Juni 1580. Er war von frühester Jugend für die Kunst sehr eingenommen und Frank d. j. war sein Lehrer. In die Lucasgilde seiner Vaterstadt wurde er 1609 aufgenommen und stand derselben als Decan 1618 vor. Er malte Landschaften, die er mit kleinen Figuren sehr zierlich belebte und wurde seiner Arbeiten wegen schon von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt. Sein Ruf verbreitete sich sehr weit und König Karl I. schätzte ihn sehr, so daß er ihn an seinen Hof berief. In England führte er für diesen König wie für die Hohen des Landes viele Bilder aus, die ihm gut bezahlt wurden, so daß er nach seiner Rückkehr nach Antwerpen einer gewissen Wohlhabenheit sich erfreute, was ihn indessen nicht hinderte, die Kunst weiter fleißig auszuüben. Seine Zeichnung ist elegant, das Colorit vortrefflich, so daß sich die Beliebtheit des Künstlers daraus erklärt. Von seinen Werken nennen wir die „Anbetung der Hirten", 1622, in Berlin, ein kleines Bild; „David besiegt Goliath", in Madrid; „Urtheil des Midas" und das „Göttermahl in einer Grotte", beide in Dresden; „Ansicht von Antwerpen", in Kopenhagen; „Ansicht von Greenwich", wahrscheinlich in England gemalt. Für P. Neefs malte er die Staffage für seine Kirchen. Wir besitzen auch sechs geistreiche Radirungen von ihm: eine „Windmühle", die „Ruine einer Abtei", das „Landhaus", ein „Fort am Meeresufer" und ein „Fort auf dem Berge" und die „Wassermühle". Alle diese Blätter sind bezeichnet mit „Stalbant" (vielleicht führte er auch diesen Namen) und mit „aqua forta" (sic!). Sein Bildniß hat A. van Dyck gemalt und P. Pontius gestochen. Auf dem Blatte wird er Stalbent genannt. Nach Houbraken soll er noch im Alter von 80 Jahren gemalt haben. Er starb in seiner Vaterstadt am 21. September 1662 und wurde in Putten, einer Stadt in Brabant, wo auch Jordaens die letzte Ruhestätte gefunden hat, begraben.

Siehe: Houbraken, Immerzeel, Kramm, van der Kellen.

Wessely.

Stalder: Franz Joseph S., aus einer alten bürgerlichen Familie der Stadt Luzern, geb. am 14. Septbr. 1757, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und erlangte im Jahre 1786 die Priesterweihe. Er leistete dann Dienste als Pfarrvicar in der Stadt und in zwei Gemeinden des Entlebuch und wurde im Jahre 1792 Pfarrer in Escholzmatt, wo er bis 1821 blieb und neben dem geistlichen Amte 20 Jahre lang das Schulinspectorat mit großem Eifer verwaltete. Im Jahre 1822 zog er sich wegen Altersbeschwerden aus jener Stellung zurück und verbrachte den Rest seines Lebens als Canonicus in Beromünster, wo er im Jahre 1833 starb.

Seine Thätigkeit als Pfarrer und Schulinspector ließ ihm noch Zeit, gab ihm aber auch vielfache Gelegenheit, die Zustände und Eigenthümlichkeiten des Volkes gründlich kennen zu lernen. Seine „Fragmente über Entlebuch" (2 Bde., Zürich 1797—98) behandeln die wirthschaftlichen Verhältnisse, den Charakter

und die Sitten der dortigen Bevölkerung. Im Jahre 1806 erschien der erste Band seines „Versuch eines schweizerischen Idiotikon, mit etymologischen Bemerkungen“ (Basel und Aarau, Flick), dem Erbprinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz gewidmet, der im J. 1802 auf einer Reise bei ihm eingekehrt war und großes Interesse an den Sitten der schweizerischen Gebirgsbewohner gezeigt hatte. Der zweite Band, der Regierung von Luzern gewidmet, erschien im Jahre 1812 (Aarau, Sauerländer). Schon dem ersten Bande war eine kurze „Dialektologie“ (Grammatik mit Proben einzelner Mundarten) beigegeben. Mit Hülfe seines Freundes, Prof. Füglistaller in Luzern, der die altalemannische Sprache aus den Schriften des Kero und Notker in St. Gallen studirte, und auf Antrieb des französischen Ministers Cretet, arbeitete er die „Dialektologie“ weiter aus und sie erschien als ein stattlicher Band im Jahre 1819 (im selben Verlage wie der zweite Band des Idiotikons) unter dem Haupttitel „Die Landessprachen der Schweiz, mit kritischen Sprachbemerkungen. Nebst der Gleichnißrede vom verlorenen Sohn in allen Schweizermundarten“.

Da der erste Band der „Deutschen Grammatik“ von J. Grimm in demselben Jahre erschien, so konnte St. nicht von diesem Werk angeregt sein, während umgekehrt Grimm in den folgenden Bänden vielfach St. benutzte und gebührend anerkannte. Es ist erstaunlich, wie zu einer Zeit, wo es noch keine deutsche Sprachwissenschaft gab und auch erst wenige Idiotiken in Deutschland erschienen waren, ein katholischer Pfarrer in einem abgelegenen Bergdorfe der Schweiz den Gedanken fassen konnte, solche Werke zu schreiben. Seine Schulstudien hatten ihm dazu keine Anregung gegeben und auch sein späterer Verkehr mit Mitgliedern der „Helvetischen Gesellschaft“ (deren Versammlung er drei Mal präsidirte) und mit benachbarten reformirten Geistlichen konnte ihm keine Fachkenntnisse verschaffen. Er mußte Alles durch stillen Privatfleiß aus Büchern schöpfen, deren Herbeischaffung ihm auch schwer genug gefallen sein wird. Mitglied des „Frankfurtischen Gelehrtenvereins“ und der „Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache“ ist er erst durch seine Werke geworden. St. hat Alles geleistet was unter seinen Lebensumständen möglich war, und darf als Vorläufer Schmeller's bezeichnet werden. Er arbeitete auch unablässig an Nachträgen zu seinem Idiotikon; das fertige Manuscript zu einer zweiten Auflage desselben liegt auf der Stadtbibliothek Luzern und ist dem neuen Schweizerischen Idiotikon, das seit 1881 bei Huber in Frauenfeld erscheint, zu Grunde gelegt worden.

Gelehrten- und Schriftstellerlexicon von Waitzenegger, Landshut 1820, II, 361—363. — Jahrbuch der Luzernischen Kantonallehrerconferenz 1858, S. 35—53 (besonders über Stalder's Wirksamkeit im Schulwesen).

Ludwig Tobler.

Stälin: Christoph Friedrich v. St., geboren zu Calw am 4. August 1805, † zu Stuttgart am 12. August 1873. Er war der älteste Sohn des Kaufmanns Jakob Friedrich Stälin zu Calw und einer Tochter von Christoph Martin Dörtenbach, dem Nachkommen einer seit lange in Calw blühenden angesehenen Kaufmannsfamilie. Auf der tüchtig geleiteten Schule seiner Vaterstadt und im Gymnasium zu Stuttgart gebildet, widmete er sich vom Herbst 1821 bis Frühjahr 1825 in Tübingen und Heidelberg, wo er besonders an Georg Friedrich Creuzer einen freundlichen Berather fand, dem Studium der Philosophie, Theologie und Philologie. Im J. 1825 wurde er bei der königlichen öffentlichen Bibliothek in Stuttgart zur Leistung freiwilliger Dienste angenommen, worauf er im folgenden Jahre die Zusicherung künftiger Anstellung und den Titel Unterbibliothekar erhielt. An diesem Institut, welches unter der obersten Leitung des als Naturforscher bedeutenden Staatsraths von Kielmeyer stand, waren zu dieser

Zeit u. A. angestellt: der Lyriker Matthison, der Epigrammatiker Haug, der gelehrte Lebret. Da dasselbe damals mit Beamten reichlicher besetzt war, als später, und St. die ersten Jahre ohne Gehalt diente, wurde seinen Wünschen gerne entsprochen, sich durch längeren Aufenthalt im Auslande, insbesondere auch Besuch weiterer fremder Universitäten und verwandter Institute auszubilden. So 1826 in Genf, den Winter 1826/27 in München. Hier leistete er zugleich Dienste auf der königlichen Universitätsbibliothek, in welcher Hinsicht eine Entschließung des Königs von Baiern vom 25. September 1828 ihm die allerhöchste Zufriedenheit mit seinen verdienstlichen Bemühungen aussprach. Seine Wohnung hatte er bei dem Vater Döllinger's, dem berühmten Physiologen, und trat auch zu dem Sohne in nähere Beziehung; da der Letztere sehr frühe zur Messe ging, so weckte er ihn in der Regel durch Klopfen an seiner Thüre. St. hielt fortan ein freundschaftliches Verhältniß zu dem ausgezeichneten Theologen aufrecht und bekam in späteren Zeiten jeden Herbst Gelegenheit, dasselbe wieder neu zu beleben. Den Sommer 1827 verlebte er in Paris, London, Oxford, den Sommer 1828 in Göttingen, wo er an K. Fr. Eichhorn für die Dauer einen väterlichen Freund erwarb, Berlin, Dresden, Gotha, den Winter 1832/33 in Venedig, Rom, Neapel, Mailand. Auf diesen Reisen gelang es ihm, die Wissenschaft in ihren verschiedenen Zweigen möglichst umfassend sich anzueignen, die bedeutendsten Werke der Litteratur durch eigene Anschauung kennen zu lernen und durch regen Verkehr nicht nur mit den ausgezeichnetsten Gelehrten, sondern auch mit bedeutenden Buchhändlern des Auslandes für die vaterländische Anstalt, der er seine Kräfte widmete, die reichsten Früchte zu sammeln. Nachdem er inzwischen im J. 1828 wirklicher Bibliothekar geworden, rückte er im J. 1846 mit dem Titel und Rang eines Oberstudienraths zur Vorstandsstelle vor; im J. 1869 erhielt er Titel und Rang eines Directors. Von der Zeit seiner ersten Anstellung an hat er somit volle 48 Jahre lang mit vorzüglicher Befähigung und musterhafter Pflichttreue an dieser Bibliothek, einer der bedeutendsten Deutschlands, gewirkt. Für sein Amt, das ganz seiner Neigung entsprach, befähigten ihn vorzugsweise der encyklopädische, auf universelle Litteraturkenntniß gerichtete Charakter seiner Bildung, sowie seine großen Sprachkenntnisse; abgesehen von den alten Sprachen, mit welchen er auch in späteren Jahren ganz vertraut blieb, sprach er geläufig französisch, gut italienisch, auch englisch, las spanisch, holländisch, dänisch, selbst das Arabische war ihm nicht fremd, dazu kam ein großer Ordnungssinn, ein ungewöhnlich gutes Gedächtniß und ein seltenes Verständniß für die kaufmännische Seite des Bibliothekamtes.

Außer an der königlichen öffentlichen Bibliothek war St. jedoch noch in einigen anderen Aemtern thätig. Im J. 1830 erhielt er die Aufsicht über das Münz-, Medaillen- und Kunstcabinet; bei der Verwaltung dieses Amtes ordnete er namentlich die Münzsammlung, von welcher er einen neuen, durch litterarische Nachweisungen zu den einzelnen Münzen höchst werthvollen Katalog verfaßte, und sorgte mit regem Eifer für die aus dem ganzen Lande zu bewirkende Einlieferung der aufgefundenen römischen Steindenkmäler, die er in dem eigens hiefür erbauten Theile des königlichen Kunstgebäudes in einer, von dem berufensten Beurtheiler Mommsen höchst rühmend anerkannten Weise aufstellte und durch Veröffentlichung einer Beschreibung in weiteren Kreisen bekannt machte. Im J. 1831 wurde er königlicher Wappencensor, im J. 1840 ordentliches Mitglied des Vereins für Vaterlandskunde und zur Theilnahme an den Arbeiten des statistisch-topographischen Bureaus berufen. In letzterer Hinsicht hatte er das genannte Bureau in allen an dasselbe gelangenden historischen Fragen zu berathen, fertigte für dieses Institut, speciell die von demselben herausgegebenen „Württem-

bergischen Jahrbücher", seit den dreißiger Jahren die jährliche Zusammenstellung der württembergischen Litteratur, versah auch im J. 1850 provisorisch die Leitung der Anstalt.

Diejenige Leistung aber, durch welche er sich ein bleibendes Denkmal gesetzt, sich einen Platz unter den angesehensten Geschichtsschreibern Deutschlands im 19. Jahrhundert gesichert und eine über die Grenzen seiner Heimath hinausreichende Autorität erworben hat, ist seine „Wirtembergische Geschichte", von welcher Ranke sagt, „ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß unter allen Provinzialgeschichten, die wir in Deutschland besitzen, sie den Preis verdient". Fast 60 Jahre waren verflossen, seit der letzte Band von Sattler's umfassender württembergischer Geschichte erschienen war, und wenn auch dieses, im ganzen 18 Quartbände umfassende Werk namentlich durch die Fülle seiner urkundlichen Beilagen noch jetzt für die Geschichtsforscher nicht nur Württembergs sondern Deutschlands überhaupt nicht ohne Werth ist, so ist dasselbe doch infolge mangelhafter Darstellungsgabe des Verfassers schon von Anfang an fast ungenießbar und gegenüber den großartigen Fortschritten im Gebiete der Geschichtswissenschaft schon längere Zeit her vollständig veraltet. Von Stälin's Werk, das an seine Stelle treten sollte, umfaßte der 1. Band (1841) Schwaben und Südfranken von der Urzeit bis 1080, der 2. (1847) die Hohenstaufenzeit 1080/1268, der 3. (1856) den Schluß des Mittelalters 1269—1496, der 4. (1873) die Jahre 1498—1593. Das Werk beschränkt sich übrigens nicht auf die Grenzen des jeweiligen oder auch nur des heutigen Württembergs, sondern stellt die Geschichte des aus den mannigfaltigsten dynastischen und reichsstädtischen Gebieten erwachsenen Königreichs dieses Namens stets im allgemeinen Zusammenhange dar, so daß es namentlich im 1. und im 2. Bande nicht bloß für die Geschichte Württembergs selbst, sondern ganz Südwestdeutschlands von größter Bedeutung ist, insbesondere eine ziemlich eingehende Geschichte des schwäbischen Herzogthums überhaupt gibt. Der letztgenannte Band, welcher die auf dem Boden des jetzigen Württemberg blühenden Herrengeschlechter eingehend behandelt und für die Geschichte derselben vielfach als bahnbrechend zu bezeichnen war, gilt nach sachgemäßem Urtheil als der beste des ganzen Werkes. Was die Beurtheilung dieses letzteren seitens der Kritik im einzelnen betrifft, so wird ihm von den berufensten Fachgenossen folgendes nachgerühmt: Jedem Partei- und überhaupt jedem Nebenzwecke fremd, habe der Verfasser nur die gewissenhafte Erforschung und Feststellung der Wahrheit im Auge gehabt. Ein tief und folgerichtig durchgeführter Plan habe — was bei der langen Zersplitterung des Gebietes keine leichte Aufgabe gewesen — die einzelnen Glieder unter vollständiger Beherrschung des Stoffes zu einem wohlgeordneten Ganzen verbunden, bei welchem trotz der reichen localen Entwicklung und des zum Theil an den entlegensten Orten aufgefundenen, aber stets an der richtigen Stelle verwendeten Details die allgemeinen Gesichtspunkte nie aus dem Auge verloren wurden und die Reichsgeschichte zu ihrem Rechte gelangte. Weiterhin habe der Verfasser, stets auf die mit größter Sorgfalt aufgespürten Quellen zurückgehend und mit ihnen auf das innigste vertraut, dieselben gründlich und besonnen, scharf und treffend beurtheilt und verwerthet, aber auch durch geistige Verarbeitung dieser Quellen einen ungemein reichen Schatz von Ergebnissen der Forschung ans Tageslicht treten lassen. Die rein sachliche, jeden Prunkes, auch nur eigentlich künstlerischer Gestaltung entbehrende Darstellung verzichte auf jedes eingehendere Raisonnement über Personen und Ereignisse, biete vielmehr nur kurze Andeutungen, in denen das Urtheil des Verfassers vorsichtig und zurückhaltend sich ausspreche, sei aber gedrängt, übersichtlich, klar und was ganz besonders gerühmt wurde, durchaus zuverlässig. Letztere Eigenschaft hat

denn auch das Buch zu einem in der allgemeinen und in der Localgeschichte sehr viel benutzten gemacht.

Stälin's Arbeiten über die Geschichte Württembergs beschränkten sich jedoch nicht auf dieses größere Werk. Von den durch das statistisch-topographische Bureau herausgegebenen Oberamtsbeschreibungen hat eine, Geislingen, ihn ganz zum Verfasser, zu einer großen Anzahl der anderen lieferte er die geschichtlichen Theile, bis er auf seinen Wunsch im J. 1870 auf unbestimmte Zeit von der Mitwirkung bei diesen Beschreibungen enthoben wurde. Dazu kommt ferner eine beträchtliche Zahl von Aufsätzen in den von diesem Büreau herausgegebenen Jahrbüchern. Er benutzte dieselben vorzugsweise dazu, um einzelne Beiträge zur württembergischen Geschichte, welche zu sehr speciellen, localen oder persönlichen Charakter hatten, als daß die „Wirtembergische Geschichte" sie hätte aufnehmen können, zu veröffentlichen, um über die Quellen der württembergischen Geschichte Erörterungen zu geben und einzelne kleinere aus Schwaben stammende annalistische Aufzeichnungen, sowie interessante Urkunden zur schwäbischen Geschichte herauszugeben, endlich fortlaufende Berichte über wichtigere Münz- und Alterthumsfunde zu erstatten. Zu erwähnen sind namentlich die zwei größten dieser Aufsätze „Die im Königreich Württemberg gefundenen römischen Steininschriften und Bildwerke" (Jahrg. 1835, H. 1, S. 1—153 nebst Nachträgen im J. 1837, H. 1, S. 191—265; Jahrg. 1840, H. 2, S. 352—355 u. s. w.) und „Zur Geschichte und Beschreibung alter und neuer Büchersammlungen im Königreich Württemberg, insbesondere der königlichen öffentlichen Bibliothek in Stuttgart und der mit derselben verbundenen Münz-, Kunst- und Alterthümersammlung" (Jahrgang 1837, H. 2, S. 293—387). Im Auftrage des genannten Bureaus führte er ferner das vom Hofrath Binder begonnene Werk „Württembergische Münz- und Medaillenkunde" zu Ende.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten verschafften dem Verfasser denn auch die allgemeinste Anerkennung. So erhielt er von zwei fremden Königen, Maximilian II. von Baiern und Georg V. von Hannover, die Aufforderung, ihre Landesgeschichte zu schreiben, welche er jedoch, seiner schwäbischen Heimath getreu, dankend ablehnte, und diese und andere Regenten verliehen ihm wiederholt Ordensauszeichnungen. Aber auch sämmtliche gelehrte deutsche Akademien wählten ihn zu ihrem Mitgliede, die Berliner (1846), die Wiener (1848), die Göttinger (1857), die Münchener (1859); im J. 1845 wurde er von der juristischen Facultät zu Tübingen honoris causa zum Doctor ernannt und im J. 1865 Ehrenmitglied der philosophischen Facultät in Wien. Außerdem war er Mitglied, namentlich Ehrenmitglied, etlicher 20 deutscher und fremder vorzugsweise geschichtsforschender Vereine, correspondirendes Mitglied des archäologischen Instituts in Rom (1843), ordentliches Mitglied der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig (1849), Ehrencorrespondent der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg (1850), Mitglied des Gelehrtenausschusses des germanischen Museums (1854). Von der im September 1846 zu Frankfurt tagenden Versammlung deutscher Geschichts-, Rechts- und Sprachforscher wurden St., Archivdirector Chmel in Wien und Geh. Archivrath Professor Stenzel in Breslau einmüthig als die tüchtigsten zu der damals beabsichtigten Herausgabe der deutschen Reichstagsacten der Bundesversammlung empfohlen. Als im J. 1858 König Maximilian II. von Baiern die historische Commission bei der Akademie der Wissenschaften in München errichtete, war St. unter den zuerst Berufenen. Die hieran sich anschließenden jährlichen Versammlungen zu München waren für ihn ein Lichtblick des ganzen Jahres; das innige Zusammensein mit den ersten Historikern Deutschlands, von ihm so hoch geschätzten und ihn so hoch schätzenden Fachgenossen ward nie getrübt. Die meisten derselben hatte er auch die Freude in seinem

eigenen Hause wiederholt begrüßen zu können, woselbst überhaupt jeder Fremde von wissenschaftlichem Streben ein gern gesehener Gast war. Mit Waitz in Göttingen und Häusser in Heidelberg, an dessen Stelle nach seinem Tode Wegele in Würzburg trat, besorgte er von Anfang an die Redaction der durch die Commission begründeten „Forschungen zur deutschen Geschichte". Seine Arbeiten für diese Zeitschrift waren ganz der deutschen Kaisergeschichte gewidmet; er verfolgte darin u. a. die Aufenthaltsorte der Kaiser Maximilian I., Karl V., Ferdinand I. und zeigte hier eine ungewöhnliche Belesenheit in deutschen und außerdeutschen Geschichtswerken und Urkundenbüchern (Bd. 1, S. 347 ff.; Bd. 5, S. 563 ff.). Im J. 1864 wurde er eines der vier Mitglieder der im J. 1819 von dem Freiherrn v. Stein gegründeten Centraldirection für ältere deutsche Geschichte, konnte jedoch keine eingehendere Thätigkeit für dieselbe entwickeln. Groß wurde bei dieser weitverbreiteten Wirksamkeit die Zahl von Stälin's Freunden und Verehrern und wenn er auch außerhalb des eigentlichen Verbandes der Hochschulen stand, so hatte er doch durch seine Werke und nicht minder durch die Bedeutung seiner persönlichen Beziehungen überall förderndund freien Blicks einen Antheil an der geistigen Arbeit der Nation für Erforschung und Darstellung ihrer Vergangenheit, wie es eben nur solchen eigenartigen Personen in gleicher oder ähnlicher Stellung zu gewinnen möglich ist.

Neben umfassender eigener Thätigkeit unterstützte St. übrigens mit größtem Eifer die Arbeiten Anderer und öffnete freigebig die Schätze seines reichen Wissens, seiner gereiften Einsicht, seiner vielseitigen Erfahrung; auch der jüngste Forscher, wenn er nur reges Streben zeigte, wurde von dem älteren Mann freundlich wie seinesgleichen aufgenommen. Für jeden der ihm näher stehenden hatte er besondere Sammlungen angelegt, um demselben das ihn Interessirende, auf das er bei eigenen Studien gestoßen war, mitzutheilen. Daß er wesentlichen Antheil an der Bearbeitung des „Wirtembergischen Urkundenbuches" hatte, rühmt dessen Herausgeber Kausler. Namentlich aber war es seine seit 1828 bestehende Freundschaft mit dem im J. 1863 verstorbenen Joh. Friedr. Böhmer in Frankfurt, dem ersten gründlichen und umfassenden Bearbeiter der deutschen Kaiserurkunden, welche durch persönlichen wie schriftlichen Verkehr und gegenseitiges Mittheilen der Ergebnisse der beiderseitigen Studien auf beide Freunde stets belebend wirkte. Sagt doch der gelehrte Herausgeber der Böhmer'schen Acta imperii selecta, des im J. 1870 erschienenen, St. gewidmeten Werkes, Ficker in Innsbruck: „Niemand hat nur annähernd so große Verdienste um die Ergänzung und Berichtigung der Regesten, als St.", und Böhmer selbst schrieb einst dem Freunde: „Sie thun so viel für meine Studien, als was alle Anderen zusammen thun." (Ein Theil der Correspondenz zwischen St. und Böhmer ist gedruckt in „Joh. F. Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften." Bd. 1—3. Freiburg 1868.) Den religiös-politischen Standpunkt Böhmer's hat übrigens St., wie auch aus seinen Werken hervorgeht, durchaus nicht getheilt, was sich, da dieser Standpunkt bei Böhmer immer schroffer zu Tage trat, immerhin allmählich etwas in ihren Beziehungen geltend machte.

Im persönlichen Verkehr anspruchslos und zum Hervortreten wenig geneigt war St. trotz seiner angestrengten Arbeiten von liebenswürdiger Freundlichkeit und Leutseligkeit, für verschiedene Beziehungen des Lebens, auch für gesellige Freuden, wenn dieselben mit geistiger Anregung verbunden waren, offenen Sinnes, in seinem Urtheil vorsichtig überlegend und stets maaßhaltend. Von der praktischen Politik hielt er sich fern, wenngleich er die Weltereignisse mit Aufmerksamkeit und klarem Blick verfolgte und durch die Staatsmänner der älteren Schule in manche intimeren Vorgänge seiner Heimath eingeweiht und viel zu Rath gezogen wurde, wo auf historische Verhältnisse zurückzugehen war.

Nekrolog in der Schwäbischen Chronik vom 28. December 1873. — Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus. 1885. S. 1020 ff. P. Stälin.

Stallbaum: Johann Gottfried St., hervorragender Schulmann und Philologe des 19. Jahrhunderts. Er wurde als der Sohn einer einfachen, aber nicht unbemittelten Bauernfamilie am 25. September 1793 in dem Dorfe Zaasch bei Delitzsch (Provinz Sachsen) geboren, erhielt einen ersten Unterricht in der heimathlichen Dorfschule und dann bei einem Privatlehrer, der ihn in die Elemente der alten Sprachen einführte. Im April 1808 wurde er der Thomasschule in Leipzig, zunächst als Extraneus, übergeben; ein Jahr später wurde er in das Alumnat dieser Anstalt aufgenommen und verblieb in diesem bis zu seinem Abgange zur Universität Ostern 1815. Schon als Schüler erweckte er durch seine hervorragenden Leistungen, namentlich auf dem Gebiete des lateinischen Stiles, große Hoffnungen; der Rector Friedr. Wilh. Ehrenfried Rost, der in dem Schüler schon seinen künftigen Nachfolger erblickte, trug bei Stallbaum's Abgange in die Schulmatrikel zu dessen Namen die Bemerkung ein, er habe die Schule „mit großem Lobe" verlassen. — Auch die drei akademischen Jahre verlebte St. in Leipzig. Neben theologischen Studien betrieb er vornehmlich mit besonderem Eifer philologische, besonders durch G. Hermann, F. A. W. Spohn und Chr. D. Beck geleitet und gefördert, auch war er Mitglied des philologischen Seminars. Bereits 1818 wurde er auf Hermann's Empfehlung als Lehrer an die Francke'schen Stiftungen in Halle berufen und hier sowol an der lateinischen Hauptschule, wie am königl. Paedagogium beschäftigt. Stallbaum's Geschick im Unterrichten und seine glücklichen erzieherischen Gaben lenkten bald die besondere Aufmerksamkeit und wohlwollende Zuneigung des damaligen Leiters der Francke'schen Anstalten, des Kanzlers Niemeyer, auf den jungen Lehrer, der auch in wissenschaftlicher Beziehung eine Zierde der Anstalten war. Hier in Halle begann und vollendete er die Vorarbeiten zu seiner Ausgabe des Platonischen Philebus, welche den Grund zu seinem Ruhme als Erklärer des Plato und als Gelehrter überhaupt gelegt hat. Dieselbe erschien zuerst im Juni 1820 (2. Ausg. 1826), als St. Halle bereits wieder verlassen hatte. Er war, dem Rufe seines alten Rectors und Gönners folgend, trotz der ihm von Niemeyer eröffneten günstigen Aussichten im Februar 1820 nach Leipzig an die Thomasschule zurückgekehrt, der er von nun an bis an seinen Tod angehört hat. Zunächst trat er in die vierte ordentliche Lehrerstelle ein, wurde aber bereits 1822 in die dritte befördert; im April 1832 wurde er Conrector und endlich am 18. Mai 1835 in das Rectorat der Schule eingeführt. Dieses Amt hat er mit besonderer Auszeichnung über 25 Jahre geführt; vom Jahre 1840 an war er gleichzeitig außerordentlicher Professor an der Leipziger Universität. Auch in diesem Nebenamte, welches er am 12. December 1840 mit der Vertheidigung seiner Inauguralschrift „Diatribe in Platonis Politicem" antrat, hat er durch zahlreich besuchte Vorlesungen (über Plato, Aristophanes, Horaz u. A.), sowie namentlich auch durch die Leitung lateinischer Disputirübungen eine überaus segensreiche ununterbrochene Wirksamkeit ausgeübt. Ueberhaupt war seine Lehrbegabung eine ganz besonders hervorragende: mit der Fülle der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit verband sich bei ihm eine große Frische und Lebendigkeit des Vortrags und ein seltenes Geschick, die Aufmerksamkeit seiner Schüler und Zuhörer zu fesseln, ihren Verstand und ihren Geschmack gleichmäßig zu bilden. Eine ungewöhnliche Gabe der Beredtsamkeit unterstützte ihn hierbei ganz wesentlich; in lateinischer wie in deutscher Sprache beherrschte er die freie Rede meisterhaft. Seine ganze Wirksamkeit als Lehrer, Erzieher und Director war von dem Geiste des Wohlwollens und echter Menschenliebe durchweht; seine Schüler, wie seine Amtsgenossen fühlten sich von ihm ge-

fördert und gestützt; nach allen Richtungen hin hat die Zeit seines Rectorats eine der Glanzperioden in der Geschichte der Thomasschule gebildet.

Neben dieser ausgezeichneten schulmännischen und akademischen Thätigkeit trat bei St. die gelehrte Forschung in den Vordergrund; vornehmlich haben seine platonischen Studien seinem Namen einen dauernden Ruhm begründet. Außer den gelehrten Bearbeitungen einzelner platonischer Dialoge (Euthyphron 1823, Menon 1827 und 1839) und namentlich der grundlegenden großen Ausgabe des Parmenides mit dem Commentar des Proclus (1839), sowie der ohne Nennung seines Namens erschienenen Ausgaben der Apologie (1824), der Neubearbeitung des Dan. Wyttenbach'schen Phaedon (1825) und des F. A. Wolf'schen Symposion (1828) und der für Schulzwecke bestimmten Delectus dialogorum von 1839 (Euthyphron, Apologie, Kriton und Phaedon) veranstaltete er eine doppelte Gesammtausgabe der sämmtlichen Werke Platon's. Die erste derselben, 1821—1825 in 12 Bänden erschienen, bot eine neue Textrecension mit kritischem Apparate; die zweite war dazu bestimmt, einen Theil der Gothaer Bibliotheca Graeca zu bilden und sollte ursprünglich nur eine Anzahl von Dialogen umfassen, wurde aber allmählich zu einer Gesammtausgabe erweitert, die in den Jahren 1827—1860 in zehn Bänden — jeder Band in zwei bis drei Abtheilungen — ans Licht trat. Bei Lebzeiten Stallbaum's hatten die Einzelabtheilungen zum größeren Theile mehrfach, einige schon zum vierten Male, neu aufgelegt werden müssen. Diese Ausgabe umfaßt außer einer nochmaligen Textrecension ausführliche Prolegomena und eingehende Commentare zu den einzelnen Dialogen und ist das eigentliche wissenschaftliche Hauptwerk Stallbaum's; die Bedeutung desselben liegt jedoch weniger in der Kritik, als in der Exegese, für welche es von grundlegender Bedeutung ist und bleiben wird. Neben den Arbeiten für Plato liefen bei Stallbaum's vielseitigem Interesse noch umfassende Arbeiten zu anderen Schriftstellern her: 1819 und dann nochmals 1825—26 veröffentlichte er eine dreibändige Ausgabe des Herodot, 1830—31 eine sechsbändige Neubearbeitung der Terenz-Ausgabe von Westerhof mit den Commentaren des Donatus und Calphurnias. 1854 erschien eine Ausgabe des Horaz. Ein Abdruck der römischen Ausgabe des Commentars des Eustathius zur Odyssee und zur Ilias in 7 Bänden war schon 1825—30 herausgekommen, 1823 die zweibändige neue verbesserte Ausgabe von Thomas Ruddimann's Grammaticae latinae institutiones. Zu diesen zahlreichen und umfangreichen Ausgaben kamen noch die vielen kleineren Schriften, Programm-Abhandlungen, Schulreden u. a., deren — kaum vollständiges — Verzeichniß im Osterprogramme der Thomasschule von 1861 nicht weniger als 58 Nummern umfaßt. Dieselben behandeln die verschiedensten Schriftsteller des Alterthums, wie die einzelnen Seiten des Schullebens, auch Fragen der Schulpolitik; die meisten sind lateinisch geschrieben und liefern durch die Vollendung der sprachlichen Form den vollgiltigen Beweis dafür, wie wohlverdient das Ansehen war, das St. auch als Latinist genoß. — Nachdem ihm noch die Freude zu Theil geworden, sein 25jähriges Jubiläum als Rector der Thomasschule, der ja fast sein ganzes Leben angehört hatte, und auf die der Glanz seines Namens zurückstrahlte, unter ganz besonderen Ehren am 18. Mai 1860 gefeiert zu sehen, starb er am 24. Januar 1861.

Nekrolog von C. H. A. Lipsius im Osterprogramme der Thomasschule von 1861, S. 18—28; daselbst S. 20—22 ein Schriftenverzeichniß, S. 1—17 Stallbaum's letzte — nachgelassene — lateinische Schulrede. — Brockhaus' Conversations-Lexikon und Leipziger Tageblatt 1861, Nr. 51. — Augsb. Allgem. Zeitung 1861, Beilage zu Nr. 29. — Bursian, Gesch. d. Philolgie. S. 858.

R. Hoche.

Stamford: Heinrich Wilhelm v. St., hervorragender Militärschriftsteller, auch Lyriker. Die vielleicht nicht ganz unbedenklichen auf Verkümmerung deutenden Erlebnisse seiner frühesten Kindheit lassen es als eine Ironie des Schicksals erscheinen, daß sein vornehmer Name an den Ort Stamford in Lincoln anknüpft, dessen Benennung sich sogar in Connecticut wiederholt. Der Name der Familie St. hat in England wie in Deutschland sich im Laufe der Zeiten aus Standford in Stamford (nicht Stamfort) umgewandelt. Als König Karl I. von England 1646 zu den Schotten gegangen war, flüchteten zwei Grey's nach dem Festlande, wo sie sich mit dem späteren englischen Namen der Grey's nur noch St. nannten. Sie hießen Amhitel und Leonhard. Einer war der zweite, der andere der vierte Sohn des 1628 zum Grafen v. St. ernannten Barons Grey von Greby. Einer der beiden Brüder wurde in Amsterdam ermordet. Von dem anderen stammen die jetzt in Deutschland lebenden ab. Sein Sohn starb zu Heidelberg als kurpfälzischer Oberstlieutenant. Dessen Sohn kam aus kurpfälzischen in nassauische und saarbrückensche Dienste und starb ebenfalls als Oberstlieutenant. Ein Sohn von diesem studirte in Heidelberg und brachte ein Jahr in baden-durlachschen, die Zeit von 1758 bis zu seinem Tode 1803 aber in hessischen Diensten zu. Seine Vornamen waren J. K. Friedrich. Mit Heinrich Wilhelm stellte er die vierte Generation der Familie St. in Deutschland dar. Sie waren der Urgroßvater und der Urgroßonkel des jetzt lebenden Majors v. St. in Kassel. Es scheint nun nicht nur die Flucht der Familie Grey nach Deutschland so gut als unbekannt, sondern es wird auch die Lebensgeschichte unseres H. W. v. St. überall wesentlich falsch erzählt. Nur der Herausgeber seiner Gedichte scheint eine Ahnung von dem Richtigen gehabt zu haben; er schrieb aber so zurückhaltend, daß die Irrthümer fortdauerten. Auch wird die Angabe dieses Herausgebers, daß H. W. v. St. ein Engländer sei, falsch sein; richtig dagegen die, daß er in Frankreich (zu Bourges) 1740 das Licht der Welt erblickt habe. Die jetzige Familie v. St. in Deutschland weiß nämlich, daß der Vater des Dichters v. St. zuerst in französischem Seedienste gestanden hat. Aus dem französischen gelangte der Vater in zweibrückenschen Dienst. Wenn die Gelehrtengeschichte dem Sohne H. W. die Anmaßung des Adels zuschreibt, so wird sie sich doch dabei beruhigen müssen, daß ihn Kaiser Franz II. am 28. Juli 1800 noch in den Stand der Ritter des heiligen römischen Reiches erhoben hat. Wenn sie ihm uneheliche Geburt zuschreibt, so hat er ebenfalls das Zeugniß seines Kaisers für sich, der in dem Diplon seine Mutter namhaft macht und ihm die eheliche Geburt ebenfalls ausdrücklich zuschreibt. Das Adelsdiplom, dessen Erneuerung allerdings bei den übrigen Stamfords in Deutschland nicht nöthig gewesen oder viel früher geschehen zu sein scheint, befindet sich in den Händen des Herrn Majors v. St. zu Kassel. Sogar zum Findling aber wird H. W. v. St. in der Gelehrtengeschichte gemacht! Gewiß wird sein Vater, der Seesoldat, sich keinen Findling zu seinem Vergnügen aufgelesen haben. Nicht völlig ausgeschlossen scheint es nur, daß seine Mutter, eine Bürgerliche Namens Firnhammer aus dem Breisgau, mit diesem Seemann vielleicht erst später durch Priesterhand verbunden worden ist. Der Knabe muß in Frankreich eine Zeit lang geblieben sein, denn die französische war seine Muttersprache. Er soll sogar selbst zuerst bei den Franzosen gedient haben. Der preußische Kriegs- und Domänenrath Ludwig v. St. war sein Gönner. Dies trug vielleicht etwas dazu bei, daß wir ihn im siebenjährigen Kriege bei der legion britannique für Friedrich kämpfen sehen. Nach dem Kriege vollendete er, wie ich vermuthe, in Braunschweig oder Wolfenbüttel — beide dazu trefflich geeignet — seine Schulbildung und bezog, wie die Familie weiß, jedenfalls noch die Universität Göttingen. Als Mathematiker trat er dort besonders Kästner nahe. Wie Kästner kam auch St., dem es ohnehin mit der

Wissenschaft Ernst war, überhaupt nicht über den Standpunkt der deutschen Anakreontiker hinaus. Selbst Boie und Bürger hat er als Student vielleicht noch nicht kennen gelernt. Gleichwohl möge schon hier von seinen Gedichten die Rede sein. Von ihnen findet sich „Ein Mädchen holder Mienen" sehr oft in fliegenden Blättern. Aber auch „Ich möchte nicht der König sein" (nach Gleim), „Nacht und Still' ist's um mich her", „Wenn die Nacht mit süßer Ruh'" und „Auf des Mondes sanftem Strahle" wurden mehr oder weniger beliebte Lieder. Auch Gelegenheitsgedichte nach Art der Halberstädter, Triolette im Wetteifer mit Clamor Schmidt und Gleim sowie Fabeln verfaßte er. Erst 1808, ein Jahr nach seinem Tode, wurden die Gedichte von einem Freunde de Luc's, Zimmermann's und Stamford's selbst — dem oldenburger Leibarzt und Pyrmonter Brunnenarzt Marcard — mit der oben erwähnten kurzen biographischen Einleitung herausgegeben. Erfahrung, Weltklugheit und Schwermuth, die auch Göckingk im Leben an ihm bemerkte, betrachtet Marcard als die hervorragenden Kennzeichen seines Dichtens. Bürger hatte 1776 mit Rücksicht auf seinen eigenen damaligen Musenalmanach geschrieben: „Stamford's Sachen haben viel Sanftes und Gefälliges". Vom 14. October 1772 bis zum 10. April 1775 war St. Lehrer des Französischen an der Klosterschule zu Ilfeld am Südharze. Sein Vorgänger war dort ein ähnlicher Mann aus dem strategischen Kreise der Braunschweiger: Jakob Mauvillon; sein Nachfolger: Claudius Gardieu. Alle seine schon vorhandenen Beziehungen zum braunschweigischen Hofe würden ihn jedoch schwerlich wieder an denselben geführt haben. Dagegen war es von Einfluß, daß in dem nahen Ellrich damals Göckingk den göttinger Musenalmanach herausgab und daß Bürger sich freute, St. aus dem Göckingk'schen auch in seinen eigenen Musenalmanach übernehmen zu können. Göckingk und Bürger machten den Colloborator von Ilfeld wie mit einem Schlage bekannt. Obgleich derselbe auch in politischer Hinsicht damals ganz der Gesinnungsgenosse dieser freisinnigen Juristen war, so trug Vater Gleim doch kein Bedenken, den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig als Commandeur des preußischen Regiments in Halberstadt zu bitten, St. nach Halberstadt zu berufen. Wie es scheint, sollte er zunächst nur den jungen Officieren in Halberstadt Vorträge halten. Seitdem erhielt das Regiment immer mehr die Bedeutung, die es durchaus dem „preußischen Grenadier" (Gleim) verdankte. St. aber brachte es nachher auch bei Friedrich nicht viel weiter als in Halberstadt. Nach Potsdam berufen stand er dem Generalstabe jedenfalls sehr nahe, scheint aber à la suite geblieben zu sein. Zwar berichtete Göckingk einmal an Bürger, St. müsse einen Schaden an der Festung Spandau ausbessern, aber nie verlautet etwas von einer festen Stellung in der Armee. Der große Monarch vertraute ihm nichts geringeres an als die Leitung der strategischen Ausbildung des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III., soll ihn aber, hierfür wenigstens, bloß mit Lobsprüchen bezahlt haben. Kein Wunder daher, wenn ihn seine Freunde Gleim, Zimmermann und Marcard „in dem damals schönen aber traurigen Potsdam, wo es von Soldaten und Officieren wimmelte und wo Zwang und Langeweile auf jedem Gesichte zu lesen war", besonders da er sich auch leidend fühlte, „mehr ehrenvoll als glücklich" fanden, wie Marcard sich euphemistisch ausdrückt. Friedrich, der für sich selber keine Schonung kannte, handelte mit ausgezeichneter Ueberlegung, indem er es begünstigte, daß 1785 oder 1786 St. noch als Erzieher, Strateg und Diplomat in die schwierigen niederländischen Dienste überging. Er leitete zunächst wieder die militärischen Studien der oranischen Prinzen. Nun hatte er 1785 und 1786 in Berlin mit dem Lieutenant von Massenbach auch die militärische Monatsschrift herausgegeben. Er legte einen Aufsatz, den er selbst darin geschrieben hatte, den Prinzen vor. Wie rauh auch der Stil war, so

wurde doch der „innere Werth“ der Arbeit erkannt und dieselbe infolge dessen zu dem „Entwurf einer Anleitung den Cavalleristen in Friedenszeiten den ganzen Feldbienst zu lehren“ erweitert. Dieses umfangreiche Buch erschien 1794 im Verlage jener preußischen Militärzeitung. Es schloß mit einem umfangreichen Gedichte von dem Vater des berühmten Lachmann. In der Vorrede sagt St., es gäbe zwar vortreffliche Cavalleristen, aber ihre Lehrmethode erhalte keine Allgemeinheit. Man treibe Formiren, Abbrechen, Schwenken, Deployiren und Attaquiren bis zum Ekel. Man lerne aber dies Alles nicht auf den eigentlichen Feldbienst anwenden. St. will zeigen, wie der Reiter im Frieden üben kann, was er im Kriege gebraucht. Seine Winke bilden ein Lehrbuch, welches sich lange eines ausgezeichneten Rufes erfreut haben muß, denn noch 1827 gab ein Officier der Reiterei einen „Entwurf einer Anweisung den Reiter in Friedenszeiten den ganzen Feldbienst zu lehren“ als Auszug aus Stamford's Werk heraus. St. nennt sich 1794 auf seiner strategischen Schrift „Generalmajor und Generaladjutant der vereinigten Niederlande“. Auf seinen ein Jahr nach seinem Tode erschienenen Gedichten nennt ihn Marcard „Adjutant des letzten Erbstatthalters Prinzen von Oranien und großbritannischen Generallieutenant“. Man verwandte ihn im Haag auch zu wichtigen diplomatischen Arbeiten. Noch spät wurden ihm von den Engländern in holländischen Dingen wichtige Sendungen nach Berlin übertragen. Er war nämlich zuletzt unter den holländischen Truppen, die in englische Dienste übergingen und in Wight cantonirten. Dann lebte er mit englischem Halbsold in Braunschweig. Es hing wohl mit der Flucht Karl Wilhelm Ferdinand's nach der Schlacht bei Jena zusammen, daß St. am 16. Mai 1807 zu Schleswig (nicht zu Hamburg) starb, wo er auch begraben liegt. Da er auch die oranischen Prinzen auf das Collegium Carolinum begleitet hatte, so hatte er trotz seiner Anstellung an den verschiedensten Orten die ganze strategische Entwicklung der Wolfenbüttler von Ferdinand bis Friedrich Wilhelm (Oels) in der Nähe verfolgen können. Bei der Gemahlin des Herzogs v. Br.-Oels als Erbprinzessin war die Gemahlin von St., eine Gräfin, die ihn mit einer Tochter überlebte, Oberhofmeisterin. Leicht glaublich ist daher, was der Herausgeber seiner Gedichte 1808 sagte: daß Mittheilungen aus seinem handschriftlichen prosaischen Nachlaß damals nicht möglich gewesen sein würden. „St. sieht schwarz!“ hatte man schon längst gesagt. Niemals hatte er in Dichterkreisen ein scharfes Urtheil über die Fürsten gescheut, mit denen er verkehrte. Nun war einer seiner Zöglinge, der Prinz Louis, bei Saalfeld gefallen! Ich vermuthe aber schwerlich ohne Grund, daß wie Prinz Louis so auch der Herzog v. Br.-Oels Stamford's strategische Lehren empfangen hat. Langer, der Nachfolger Lessing's, der sich nicht einmal getraute, 1807 den Herzog v. Br.-Oels im Bivouac bei Braunschweig und Wolfenbüttel zu besuchen, wird sein alleiniger Mentor nicht gewesen sein. Jedenfalls wurde dem Herzoge bei Quatrebras ungefähr das zu theil, was sich St. gewünscht hatte, als er zu Marcard sagte, er könne sich keinen schönern Tod denken, als nach Ersteigung der Batterie schon als Sieger und mit den Zähnen schon über der Brustwehr plötzlich von einer Kugel zu fallen.

Die älteren Angaben nach Meusel's gelehrtem Teutschland III, S. 521, 522, auch in der Biographie universelle XL, S. 136, bei Goedeke 1. Aufl. II 692 und im Register zu Bürger's Briefen bei Strodtmann unter Stamford. Meinen obigen Berichtigungen liegen briefliche Mittheilungen der Herren C. v. Stamford in Kassel und Prof. C. Bösch in Ilfeld zu Grunde. — Ueber Langer s. H. Pröhle: Goethe, Schiller, Bürger, S. 229—235 und 239. — Directe von St. an Bürger oder von Bürger an St. gerichtete Briefe hat Strodtmann nicht.

H. Pröhle.

Stamheim: v. St., Minnesänger. Unter seinem Namen überliefert die große Heidelberger Liederhandschrift einen Reien im Geschmack Neidhart's v. Reuenthal, den auch die Berliner Neidharthandschrift des 15. Jahrhunderts enthält. Auf einen Natureingang von zwei Strophen mit der typischen Aufforderung an die Mädchen, zum Tanz zu eilen, folgt episch eingeführt ein Dialog zwischen dem tanzlustigen Güetelîn und ihrer Mutter. Die Mutter hat gehört, wie die Tochter der Freundin Isentrût gegenüber nach den Tanzkleidern verlangt und will diese nicht herausgeben. Die Mutter schilt über den Leichtsinn der Jugend: zu ihrer Zeit seien die Mädchen nicht wie die jungen Männer nach dem Wald zum Reien gelaufen; sie selbst habe man nie am Reien gesehen. Aber das Töchterlein weiß die Mutter im Nu gefügig zu machen: auch die zu Hause blieben ließen sich gern verführen; wenn sie zornig werde, wolle sie Dinge sagen, die sie bereuen werde. Offenbar liegt darin die Drohung, von der Schande der Mutter selbst reden zu wollen. Die Mutter ist nun plötzlich ganz wie umgewandelt, zeigt der Tochter, wo die Kleider liegen, räth und hilft ihr selbst beim Putz und rüstet sich sogar selbst zum Reien. Mit vielen Gespielinnen, deren Namen genannt werden, geht daz kint zur Heide. Ihre Tracht wird beschrieben; aus rothem Munde singt sie zum Reien vor, die andern singen alle nach; Schleppen und Kränze sieht man am Waldesrand; dann erhebt sich ein Ballspiel und der „Maientanz". Haupt hat (Zeitschrift f. deutsches Alterthum VI, 398) den Dichter unter den in bairisch-österreichischen Gegenden nachweisbaren Herren v. St. zu finden geglaubt, weil er in der Heidelberger Liederhandschrift vor bairischen oder österreichischen Sängern stehe und in jenem Gebiet überhaupt die Nachahmer Neidhart's wol zunächst zu suchen seien. Allein der erste Grund trifft nicht zu, denn auf St. folgt in der Handschrift zunächst Goeli, der wahrscheinlich nach der Schweiz gehört, und Neidhart hat auch in Schwaben Schule gemacht. Der frivole Zug des Gedichts in der verblümten Anklage der Mutter durch die Tochter, die Aufzählung der Mädchennamen erinnert mehr an die Art des schwäbischen Sängerkreises um König Heinrich VII. Wir werden St. unmittelbar an Gottfried v. Neifen und den Grafen v. Kirchberg anschließen und uns nicht bedenken, in ihm einen der schwäbischen Herren v. St. zu erblicken. Er wird um oder bald nach 1230 gedichtet haben.

von der Hagen, Minnesinger II, 77 f.; III, 663; IV, 418 f. — Grimme, Germania 37, 161 ff. Burdach.

Stamitz: Johann Karl St., berühmter Violinist und geschätzter Tondichter, geb. 1719 zu Deutschbrod in Böhmen, † zu Mannheim 1761, Sohn des Stadtcantors in Deutschbrod, von dem er den ersten musikalischen Unterricht erhielt, sich des weiteren aber vermöge seiner ungewöhnlichen Befähigung selbst fortbildete und ungesucht zu Ruf gelangte, so daß er, nach Mannheim eingeladen, auf Grund seiner vorzüglichen Leistungen für dort gewonnen, und von 1745 an als erster Concertmeister und Kammermusikdirector der kurfürstlichen Capelle in Wirksamkeit verblieb. — Uebereinstimmende zeitgenössische Urtheile lauten dahin, daß die Kammermusik durch St. eine gänzlich neue Richtung und jene eigenartige Ausprägung erhielt, die fortan als „Mannheimer Schule" zu Ehren kam und in der Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts sich als Glanzpunkt behauptete. — Von besonderem Interesse ist die begeisterte Aeußerung über diese Schule vom gleichzeitigen Chr. Frdr. Schubart: „Wenn sich Neapel durch Pracht, Berlin durch kritische Genauigkeit, Dresden durch Grazie, Wien durch das Komischtragische auszeichneten, so erregt Mannheim die Bewunderung der Welt durch Mannigfaltigkeit." Weiter hebt er hervor, daß kein Orchester der Welt es je in der Ausführung dem Mannheimer zuvorgethan habe. „Sein Forte ist ein Donner, sein Crescendo ein Katarakt, sein Diminuendo ein in der

Ferne hinplätschernder Krystallfluß, sein Piano ein Frühlingshauch. Die blasenden Instrumente sind alle so angebracht wie sie angebracht sein sollen: sie heben und tragen, füllen und beseelen den Sturm der Geigen." Auch Charles Burney äußert sich in seiner 1772 erschienenen „Reise durch Deutschland und die Niederlande" gleichen Sinnes: „Hier ist die Geburtsstätte des Crescendo und Diminuendo und hier war es, wo man bemerkte, daß das Piano, welches vorher hauptsächlich nur als Echo gebraucht wurde, sowol als das Forte musikalische Farben sind, die so gut Schattirungen haben wie das roth oder blau in der Malerei." Von den Künstlern, die zumeist für diese Glanzperiode wirkten, ist nächst dem Capellmeister Holzbauer der Violinist J. K. St. hervorzuheben, welcher 30 Jahre lang die Hauptzierde der Capelle bildete und eine Schule begründete, die unter ihm, wie nachgehend unter seinem Schüler Christian Cannabich — 1761—1798, zu den angesehensten in Europa zählte. — Im übrigen zeigt das Wirken dieser beiden Künstler, daß wie in Italien so in Deutschland, die Einführung der modernen Formen der Instrumentalmusik vor allen den Violinisten zu danken ist. Der Uebergang von der italienischen Ouvertüre zu der Orchestersymphonie in ihrer heutigen Form ist, wie Burney aussagt, von keinem Anderen wie von St. angebahnt worden: „In Mannheim war es, wo St. zuerst über die Grenzen der gewöhnlichen Opernouverture hinausschritt, die bis dahin beim Theater gleichsam nur als ein Rufen im Dienste stand, um durch ein „Aufgeschaut" für die auftretenden Sänger Stille und Aufmerksamkeit zu erhalten. Seit der Entdeckung, auf welche der geniale St. zuerst verfiel, sind alle Wirkungen versucht worden, deren eine Zusammensetzung von unartikulirten (wortlosen) Tönen fähig ist."

Gedruckte Tonwerke von St. sind: 6 Sonaten für Clavier und Violine, (Op. 1); 2 Concerte für Clavier; 12 achtstimmige Symphonien (Op. 3, 8), 12 Sonaten für Violine und Baß (Op. 2, 6); 6 Violinconcerte, 6 Trios für zwei Violinen und Baß (Op. 5) und Etüden nach Art eines Duo für zwei Violinen. Viele andere Werke blieben Manuscript.

Karl St., ältester Sohn des Vorigen, Violinist und Tonsetzer, geb. am 7. Mai 1746 zu Mannheim, † 1801 zu Jena, Schüler seines Vaters, nach dessen Ableben unter Leitung von Cannabich, trat 1767 in die Mannheimer Capelle ein. Doch reiselustig, unternahm er schon 1770 eine Concertreise nach Paris, zeigte sich als vollendeter Virtuose auf der Bratsche und der Viola d'amour, wurde in Folge, und blieb bis 1785 Concertmeister des Herzogs Noailles; reiste hierauf wieder nach Deutschland, nahm zeitweiligen Aufenthalt in Nürnberg und auch zeitweiligen Dienst als Concertmeister des Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst. Im J. 1787 wird (von Dlabacz) seiner Anwesenheit in Prag gedacht und zwar, daß er sich dort im „Badsaale" „auf der Viola d'amour und Altoviola mit vielem Beifall hören ließ". Weiter findet sich über ihn berichtet, daß er 1789—90 das Liebhaberconcert zu Cassel und nach einer Bereisung von Rußland, 1800, die akademischen Concerte in Jena dirigirte. Veröffentlicht wurden von seinen Tonwerken: 3 achtstimmige und 6 zehnstimmige Symphonien, die Jagdsymphonie für Streichquartett (Flöte, 2 Oboen, 2 Fagotte, 2 Hörner und 2 Trompeten); 4 Concerte für 2 Violinen, 7 Violinconcerte, Streichquartette (Op. 4, 7, 10, 13, 15); 6 Trios für 2 Violinen und 6 Duette für 2 Violinen, für Violine und Cello, für Bratsche und Cello, ein Bratschenconcert, ein Clavierconcert u. a. m. Auch schrieb er zwei Opern: „Der verliebte Vormund" (für Frankfurt) und „Dardanus" (für Petersburg).

Anton St., jüngerer Bruder von Karl St., ein gleich namhafter Tonmeister, geb. 1753 zu Mannheim — Todesjahr unbekannt. Bekannt ist nur, daß er mit seinem Bruder 1770 die Reise nach Paris unternahm und wahr=

scheinlich sich dort festsetzte; denn er veröffentlichte daselbst 1782 mehrere Tonwerke. Bekannt von ihm sind: 12 Streichquartette, 6 Trios für 2 Violinen und Baß, ein Violinconcert, Duette für Violine und Cello, 6 Trios für Violine und Cello, 6 Trios für Violine, Flöte und Baß, Nocturnen (Variationen) für Violine und Cello, 6 Duetten für Violine und Flöte, 3 Clavierconcerte und andere Concerte für Cello, Fagott u. s. w.

Joseph St., dessen noch Dlabacz als eines Bruders dieser Beiden erwähnt, war „ein geschickter Maler zu Deutschbrod, ... im J. 1788 lebte er noch." — Zu dieser achtbaren Künstlerfamilie zählt auch noch ein Bruder von Johann Karl St., nämlich:

Thaddäus St., vorzüglicher Violincellist und Violinist, geb. zu Deutschbrod 1721, † am 23. August 1768 zu Alt-Bunzlau in Böhmen. Er verbrachte wie sein Bruder die ersten Studienjahre am Deutschbroder Augustiner-Gymnasium, folgte dann aber diesem nach Mannheim und trat als wohlgeschulter Cellist mit ein in die vom Bruder geleitete Capelle. Doch war sein Verbleiben nur ein kurzes, wegen vorwiegender Neigung zum geistlichen Stande. Dieser Neigung folgend oblag er nach seiner Rückkehr ins Vaterland zu Prag dem Studium der Theologie, kam als Caplan in die Vaterstadt, wurde hierauf Dechant, schließlich erzbischöflicher Vicar und Canonicus des Stiftes in Alt-Bunzlau. — Ueber hinterlassene Tonwerke wissen seine Biographien nicht zu berichten, wol aber darüber, daß er „geistliche Concerte veranstaltete" mit einer selbstgeschulten Capelle.

Burney, Reise durch Deutschland. — Schubart, Briefe. — Dlabacz, Allg. Künstl.-Lexikon. — Gerber, Histor.-Biograph. Lexikon. — Langhans, Gesch. der Musik des 17., 18., 19. Jahrh. — Riemann's Lexikon.

Rud. Müller.

Stamler: Johann Heinrich St., von einer vormals in Augsburg ansässigen Patricierfamilie abstammend, war am 22. October 1632 in Aurich, der Residenz der Grafen von Ostfriesland, geboren, studirte in Gießen und promovirte hier 1657 als Doctor der Rechte mit der Aufsehen erregenden Dissertation aus dem Gebiete des deutschen Staatsrechts: De reservatis imperatoris Romano-Germanici. In ausgesprochenem Gegensatz zu der berühmten Schrift des Hippolithus a Lapide vertheidigte er energisch und in beachtenswerther Weise die Hoheitsrechte des Kaisers gegenüber den Reichsständen und erlangte durch sein Erstlingswerk, in dem sich ausgebreitete Belesenheit mit nicht gewöhnlichem Verstande paarte, sogleich einen hervorragenden Platz in der publicistischen und staatsrechtlichen Litteratur des 17. Jahrhunderts. Verrieth er hier bereits eine streng monarchische Gesinnung, so bot sich ihm bald auch Gelegenheit, diese praktisch in Staatsgeschäften zu bewähren. Denn nach der Heimkehr in seine ostfriesische Heimath trat er in die Dienste des Fürsten Georg Christian und wurde 1663 Regierungsrath in Aurich. Als nach des Fürsten frühem Tode dessen Witwe Christine Charlotte die vormundschaftliche Regierung übernahm, wurde er einer der einflußreichsten Rathgeber dieser thatkräftigen Frau. Sie ernannte ihn 1679 zum Geheimen Rathe und Vicekanzler, später zum Kanzler und damit zum Leiter ihrer Politik. Seine Thätigkeit fiel in die Zeit, in der, wie anderwärts, so auch in Ostfriesland die fürstliche Regierung in heftigem Ringen mit den ständischen Gewalten begriffen war. Bei dem eigenthümlichen, zähen, fast eigensinnigen Charakter einer von den Vorstellungen uralter Freiheit beherrschten Bevölkerung war dieses Ringen hier besonders lebhaft und langwierig. Die Kleinheit der Verhältnisse und die Beschränktheit der Machtmittel auf beiden Seiten verhinderten entscheidende Schritte und zwangen andererseits die Parteien, auswärts Hülfe zu suchen. Jahrzehnte hindurch übten die Generalstaaten als Garanten der Landesaccorde einen bestimmenden Einfluß meist zu Gunsten der

Stände aus. Unaufhörlich erschienen staatische Deputationen, um zwischen den erregten Gemüthern Frieden zu stiften, wobei begreiflich das Interesse der Hochmögenden im Haag nicht zu kurz kam. Aber auch andere Nachbarn und entferntere Mächte griffen, gerufen und ungerufen, nicht selten in die Landesstreitigkeiten ein. Ostfriesland wurde durch diese innere Uneinigkeit lange Zeit der Tummelplatz Fremder. Es kam so weit, daß in dem kleinen Lande Garnisonen von vier fremden Herren lagen. In diesen Kämpfen hat St. seine beste Kraft eingesetzt, um die fürstliche Macht gegenüber der ständischen zu stärken, ohne daß es ihm aber gelungen wäre, einen entscheidenden Sieg zu erringen. Es kann der wechselnde Verlauf dieses oft um Kleinigkeiten entbrannten Kampfes, der die Geschichte Ostfrieslands in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erfüllt, hier nicht näher geschildert werden. Es muß genügen, zu bemerken, daß St. seinen Standpunkt mit großer Schärfe und unbeugsamer Hartnäckigkeit im Rathe der Fürstin, bei ihm anvertrauten Missionen und in mehreren, aus seiner Feder geflossenen Staatsschriften verfocht und sich dadurch den Haß der Stände in solchem Grade zuzog, daß diese schon im J. 1668 seine Entlassung forderten. Die Fürstin Christine Charlotte, wie auch deren Sohn Christian Eberhard schenkten ihm jedoch bis zu seinem Tode unentwegtes Vertrauen, trotzdem sich nicht verkennen läßt, daß sein Einfluß zur Verschärfung der Gegensätze Vieles beigetragen hat, und er das fürstliche Haus in manche unhaltbare, nicht immer würdige Lage gebracht hat. Aus seinem Leben sei erwähnt, daß er 1663 als junger Regierungsrath bei der nach vieler Mühe endlich zu Stande gekommenen Huldigung der Stände für den Fürsten Georg Christian in Emden zugegen war, daß er das Jahr darauf nach Regensburg gesandt wurde, um den Fürsten gegen die Klage des Bischofs von Münster wegen Auslieferung fester Plätze in der Nähe der münsterschen Grenze an die Generalstaaten zu vertheidigen. Im J. 1677 war er Vertreter der Fürstin Christine Charlotte bei Unterhandlungen in Bremen, die zur Herbeiführung eines Ausgleichs mit den Ständen im Auftrage des Kaisers Graf Windischgrätz dort eröffnete, und im folgenden Jahre wurde er nach Rheine gesandt, um mit Abgeordneten des Bischofs von Münster den Abzug münsterscher Truppen aus Ostfriesland zu erwirken. Als die Fürstin 1686 nach Wien ging, um einer vom Kaiser zur Beilegung des Zerwürfnisses mit den Ständen niedergesetzten Commission nahe zu sein, begleitete sie St. dorthin, und bei dieser Gelegenheit war es, daß er vom Kaiser als Edler v. St. in den Adelstand erhoben wurde. Das Diplom vom 28. September 1686 erwähnt als Grund der Erhebung unter anderem auch die Verdienste, die er sich durch seine Dissertation um den Kaiser erworben hatte. Freilich weder jene Commission noch die Vermittlung des Kurfürsten von Brandenburg vermochten die Versöhnung in Ostfriesland herbeizuführen. Der Kampf spitzte sich in den Jahren 1689 und 1690 immer mehr zu, wie es scheint, nicht ohne Schuld Stamler's, dessen Mißliebigkeit bei den Ständen sich fortwährend vergrößerte. Noch ehe der Streit zu einem Austrag kam, starb er am 13. December 1692. Trat auch sogleich nach seinem Tode noch keine Beruhigung ein, so war doch jetzt ein wesentlicher Stein des Anstoßes beseitigt.

Tjaden, Das Gelehrte Ostfriesland III. — Wiarda, Ostfriesische Geschichte V, VI. P. Wagner.

Stamm: Ferdinand St., deutsch-österreichischer belletristischer und nationalökonomischer Schriftsteller und Reichsrathsabgeordneter, wurde am 11. Mai 1813 in dem Bergwerksorte Orpus in Böhmen als Sohn eines Bergwerkseigenthümers geboren, erhielt zunächst zu Hause eine treffliche Erziehung und in den Schulen zu Preßnitz und Dönsdorf seine erste Ausbildung. Das rege Industrieleben sowie die landschaftliche Umgebung seiner Heimath übten schon auf den Geist des

geweckten Knaben einen großen Einfluß aus, zumal er frühzeitig Gelegenheit hatte, auf häufigen Fußtouren die Naturschönheiten der erwähnten Umgebung genau kennen zu lernen. Nach dem Tode seines Vaters kam der Knabe zur weiteren Ausbildung im J. 1826 an das Gymnasium nach Duppau und 1829 an das Gymnasium nach Saaz, wo er unter trefflichen Lehrern auch in die Lectüre der classischen deutschen Dichter eingeführt wurde, von denen ihn insbesondere Jean Paul fesselte und begeisterte. Auch die ersten eigenen poetischen Versuche Stamm's fallen in diese Zeit. Frühzeitig betrieb St. aber auch das Studium exacter Wissenschaften, insbesondere jenes der Physik und Astronomie, welches den so vielseitig regen Geist besonders ansprach. Im J. 1832 bezog St. die Universität Prag, um rechtswissenschaftliche und philosophische Studien zu pflegen. Allerdings war er genöthigt, um sich die Mittel zu seinen Studien zu beschaffen, eine Erzieherstelle zu übernehmen, auch schriftstellerische Arbeiten begann er nun häufiger zu veröffentlichen. Von den Studien einzelner Wissenschaften war es insbesondere jenes der Botanik, das ihn anzog. Im J. 1838 vollendete er in Prag das juristische Studium und hatte nun die Absicht, sich dem Richterstande zu widmen; es wurde ihm jedoch fast gleichzeitig eine Erzieherstelle bei Baron Kaiserstein in Wien angeboten, welche er wegen der überaus günstigen Bedingungen und des erwünschten Aufenthaltes in der Residenz annahm und sich im October 1838 dahin begab. In Wien hatte St. Gelegenheit, nicht nur mit den besten Gesellschaftskreisen überhaupt, sondern insbesondere auch mit Künstlern, Gelehrten und Schriftstellern in anregenden Verkehr zu treten, zumal ihm sein Erzieheramt mehr Muße ließ, als er anfangs erwartet hatte. St., der hier auch mit Frankl, J. G. Seidl, Bauernfeld, Anast. Grün, Vogl, Castelli vielfach in Berührung kam und auch den trefflichen Redacteur Witthauer persönlich kennen lernte, veröffentlichte nun häufiger Novellen, Erzählungen, humoristische Aufsätze und Skizzen in verschiedenen Zeitschriften und Taschenbüchern, so in der „Wiener Zeitschrift“, in den „Sonntagsblättern“, in „Ost und West“ in den Jahren 1840—1847, wobei er gewöhnlich unter dem Pseudonym „Ferrand“ auftrat. Im J. 1844 wurde St. zum Doctor der Rechte promovirt, im nächsten Jahre erschien ein umfangreicherer humoristischer Roman „Leben und Lieben, Dichten und Trachten des Amtsschreibers Michael Häderlein“ (1845) aus seiner gewandten Feder. St. hatte auch einige Dramen verfaßt, die aber nicht zur Aufführung kamen. Im J. 1848 war St., der mit glühender Begeisterung an der Bewegung Theil nahm, zumeist in seiner Heimath im Erzgebirge, obwol er allerdings auch einige Zeit in dem sturmdurchtobten Wien zugebracht hatte. Der deutschen armen Bevölkerung der Gebirgsgegenden Böhmens wandte St. nun in Wort und Schrift seine besondere Aufmerksamkeit zu. Er erhielt den Antrag einer Reichstagscandidatur für den Wahlbezirk Leitmeritz, erschien gewählt und begab sich hierauf zu dem Reichstage nach Kremsier, nach dessen Auflösung St. Mitredacteur an der „Deutschen Zeitung aus Böhmen“ wurde, jedoch bald wieder nach Komotau zu seiner Mutter sich begab. Daselbst wurde er bald in den Gemeinderath gewählt und führte insbesondere das Referat über das Unterrichtswesen, jedoch übte er auch in anderer Beziehung seine öffentliche Thätigkeit zum Wohle der Stadt und der Bevölkerung aus, so war er hauptsächlich auf dem Gebiete des Bergbaues thätig, nachdem er die geologische Beschaffenheit Komotaus geprüft hatte. Am 2. Mai 1854 verheirathete sich St. und übersiedelte im J. 1856 nach Wien, woselbst er mehrere werthvolle Fachzeitschriften, zumeist nationalökonomischen Charakters, herausgab, er wurde 1860 zum Verwaltungsrath der Graz-Köflacher Eisenbahn und zum Leiter der Bergwerke dieser Gesellschaft, im J. 1861 zum Abgeordneten für den österreichischen Reichsrath gewählt, besuchte ein Jahr später als Mitglied des Centralcomités

die Londoner Weltausstellung und machte in den Folgejahren Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich und die Schweiz. Im J. 1864 wurde St. zum Curator des neuen österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien und 1865 zum Censor der Generalversammlung der allgemeinen Bodencreditanstalt ernannt. Nachdem im J. 1866 St. infolge der Choleraepidemie selbst von der Krankheit ergriffen worden war, blieb er längere Zeit schwach und leidend. Später nahm er wieder die Feder zur Hand und beschäftigte sich mit der Ausführung einiger historischer Romane, nicht ohne jedoch auch einige wissenschaftlich-populäre Arbeiten herauszugeben, sogar an die Abfassung einiger Dramen dachte er wieder. Daneben war er fortwährend mit der Durchführung wirthschaftlicher und praktischer Arbeiten, Pläne und Unternehmungen beschäftigt, die ihm und seiner Familie materielle Unabhängigkeit sichern sollten. Leider zerstörte die Krisis des Jahres 1873 das meiste des bereits Errungenen und schädigte den so arbeitsfreudigen Mann außerordentlich. Im J. 1874 verlor er mit dem Concurs des „erzgebirgischen Eisen- und Stahlwerks“ den größten Theil seines Vermögens. Er widmete sich nun mehr der publicistischen Thätigkeit, insbesondere in nationalökonomischer Richtung, später nahm er aber auch die praktische Thätigkeit als Finanzmann, Bergbauverständiger ꝛc. wieder auf. In den letzten Jahren seines Lebens wurde St. noch von harten Schicksalsschlägen betroffen, zu denen insbesondere der Tod seines Lieblingssohnes gehörte, St. stürzte sich infolgedessen in eine Fülle von litterarischen Arbeiten. Von 1877 an hatte er auch die Redaction des trefflichen „Oesterreichischen Jahrbuches“, das Freiherr v. Helfert begründete, übernommen. Zuletzt häufig leidend, erlag St. den heftigen Angriffen seiner Leiden am 29. Juli 1880 in seinem Landhause zu Pötzleinsdorf.

Die litterarische Thätigkeit Stamm's wandte sich, wie schon aus den obigen biographischen Andeutungen hervorgeht, in der früheren Zeit nur dem schöngeistigen Gebiete zu, auf dem er Erzählungen, Novellen, Skizzen u. dgl. in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte und darin eine gewandte fesselnde Darstellung, sowie erfrischenden Humor bekundete. Auch warmempfundene und formschöne Gedichte hat St. an verschiedenen Orten veröffentlicht, eine Sammlung derselben ist jedoch nicht erschienen. In seinem oben schon erwähnten humoristischen Roman hat St. die günstige Einwirkung Jean Paul'schen Humors auf seine Dichtweise dargelegt. Die dramatischen Arbeiten Stamm's, welche sich in seinem Nachlasse fanden und die allerdings auch aus seinen letzten Lebensjahren herrühren, weisen eine edle, gedankenreiche und geistvolle Sprache, anmuthende Form und edle Tendenz auf, an dieser Stelle seien die Dramen „Libussa“, „Graf Starhemberg“ und „Rüdiger von Bechlarn“ genannt. — Von den späteren wissenschaftlichen und populär-wissenschaftlichen Werken Stamm's, deren eine reiche Zahl vorliegt, sind besonders erwähnenswerth: „Geschichte der Arbeit. Volkslesebuch“ (Wien 1870), eine vortreffliche, anziehend geschriebene Arbeit, die von umfassenden Studien zeugt; ferner: „Die Erde als Wohnort des Menschen“ (Wien 1868), ein nicht minder werthvolles, belehrendes Buch. Von dem fachlich gearbeiteten Werke „Die Stadt und ihre Gewerbe“ (2 Bde., 1857) erschien die 2. Auflage unter dem Titel „Die Gewerbskunde in ihrem ganzen Umfange“ 1865 und erfreute sich besonderer Aufmerksamkeit von Seite des Fachpublicums. Noch seien einige Werke über Gemeindeangelegenheiten aus Stamm's Feder erwähnt, welche 1846—1850 erschienen, insbesondere „Die Geschäftsführung der Gemeindeverwaltung“ (Prag 1851), sowie die ökonomischen Werke: „Die monatlichen Verrichtungen auf den Aeckern und Wiesen ꝛc.“ (Prag 1851), „Die Landwirthschaftskunst in allen Theilen“ (Prag 1852—53) und „Das Buch vom

Hopfen" (Saaz 1854). Auch einige Werke über Bergbau liegen von dem auf so vielen Gebieten des Wissens bewanderten Manne vor, der in belletristischen und politischen Blättern bis zu seinem Lebensende zahlreiche, höchst beachtenswerthe Artikel veröffentlichte.

Ferdinand Stamm. Ein Lebensbild von Ant. Aug. Naaff in den Mittheilungen d. Ver. f. Geschichte der Deutschen in Böhmen, XIX. u. XX. Jahrg. (1881 u. 1882). — Wurzbach, Biogr. Lex. XXXVII. — Kehrein, Biogr. litt. Lex. (Selbstbiographie F. Stamm's). — F. Brümmer, Lex. d. deutsch. Dichter u. Prosaisten des 19. Jahrh. A. Schlossar.

Stamm: Joh. Gottlieb Samuel St., Landschaftsmaler und Kupferstecher, geboren 1763 zu Meißen, † am 12. Januar 1814 zu Dresden. St., von 1783—1789 Schüler Klengel's in Dresden und eine Zeitlang im Dienste des Fürsten von Schönburg in Waldenburg thätig, lebte den größten Theil seines Lebens in Dresden, wo er Landschaften, hauptsächlich aus der Umgebung der Stadt malte, in Sepiamanier zeichnete oder in Kupfer stach.

Vgl. W. Loose, Lebensläufe Meißner Künstler in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. 2. Bd., 2. Heft, S. 284.

H. A. Lier.

Stamm: Theodor St., Pseud. für Theodor Graf Heusenstamm, österr. dramatischer, epischer und lyrischer Dichter, wurde als Sohn des niederösterr. Regierungsrathes Graf Franz Heinrich v. Heusenstamm am 12. März 1801 zu Wien geboren, er genoß eine vortreffliche Erziehung und wies frühzeitig hervorragendes poetisches Talent auf. Ohne, wie es scheint, einen bestimmten anderen Beruf erwählt zu haben, beschäftigte sich Graf Theodor Heusenstamm, nachdem er die Universität absolvirt hatte, mit den schönen Künsten, mit Musik und Malerei, und unternahm bis in sein spätes Alter Studien- und Kunstreisen nach Deutschland, Frankreich und Italien, wobei er mit den hervorragendsten Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Künste und Wissenschaften in häufige Berührung kam. In Wien selbst verkehrte er nur mit einem kleinen auserwählten Kreise künstlerisch feingebildeter Personen; zuletzt lebte Graf Heusenstamm daselbst einsam und von der Welt gänzlich zurückgezogen. Er starb zu Wien am 24. Mai 1889.

St.-Heusenstamm hat sowol auf lyrischem als auch auf epischem und dramatischem Gebiete eine Zahl überaus beachtenswerther Werke herausgegeben. Eine Sammlung „Gedichte" von ihm erschien 1845, außerdem veröffentlichte er Poesien unter dem Titel „Im Abendstrahl" (1879, 2 Bde.) und lyrische Gedichte auch in seinem letzten Werke: „Maske und Lyra" (1886). Sowol in der Form als auch dem Inhalte nach sind diese Dichtungen von Bedeutung und überragen an Werth viele gleichzeitige Poesien; edle Gedanken und eine oft glänzende Diction zeichnen Heusenstamm's Verse besonders aus, welche in jeder Richtung den Charakter des gereiften Talentes aufweisen. Heusenstamm's erste größere selbständig erschienene Veröffentlichung war der Roman „Schattenrisse aus Giulio's Leben" (1832), welcher schon viel künstlerische Anlage verräth. Ein episches Gedicht „Hesperus" (1844) zeigt Anklänge an die Romantik und eine allerdings dürftige Handlung, ist aber auch reich an poetischen Stellen mit dichterischer Vertiefung. Sowol durch die dramatische Anlage als auch durch die kräftige Sprache ragen die Bühnenstücke Heusenstamm's hervor. Der Dichter wählt mit Vorliebe Stoffe aus der mittelalterlichen Geschichte südlicher Gegenden zum Vorwurfe seiner Dramen. Das dramatische Gedicht „Ein weibliches Herz" (1842) wurde schon 1839 zur beifälligen Aufführung gebracht. Es bietet eine fesselnde Episode aus der Geschichte Spaniens um 1420 und leidet zwar an großer Länge sowie an starkem Hervortreten lyrischen Elementes, zeichnet aber

in geschickter Weise die Charaktere insbesondere der zwei weiblichen Hauptpersonen. Das phantastische Lustspiel „Die wunderlichen Pilger" ist weniger für die Bühne berechnet. Dagegen ist die Tragödie „Ein guter Bürger" aus der früheren Geschichte Neapels dramatisch lebendig gehalten, die edlen Figuren Stefano's sowie des Herzogs Theodor treten überaus wirksam hervor. Das Drama „Der Virginier" spielt in der modernen Zeit um 1830 und hat den Sklavenkampf in Virginien zum Gegenstande. Die Gewandtheit des Verfassers zeigt sich auch hier in der Behandlung der Situation sowie der Hauptpersonen des fünfactigen Stückes. Heusenstamm war auch Mitarbeiter des Hormayr'schen „Archivs" um 1828 sowie der trefflichen „Sonntagsblätter" von L. A. Frankl zwischen 1842 und 1847.

Wurzbach, Biogr. Lex. VIII bietet nur dürftige Daten. — Eine kurze Biographie des leider ganz vergessenen Dichters in Eisenberg und Groner's Lexikon: Das geistige Wien (1890) S. 332. — Ferner vgl. Brümmer, Lex. der deutsch. Dichter u. Prof. des 19. Jahrh. I. A. Schlossar.

Stammel: Thaddäus St., Bildhauer, wurde zu St. Martin bei Graz, einem dem Benedictinerstifte Admont gehörigen Gute, als Kind armer Bauersleute geboren (Geburtsjahr und -Tag unbekannt); als Knabe zum Hüten des Viehes verwendet, verfertigte er Schnitzwerke, wodurch er die Aufmerksamkeit des Gutsherrn, des Abtes von Admont, Anton v. Mainersberg (1718—1751), auf sich lenkte; dieser nahm sich des talentvollen Knaben an und sorgte für seine Ausbildung. Zuerst arbeitete St. bei den Bildhauern Zeillinger und Johann Jacob Schoy in Graz; da der letztere 1733 starb und St., als er lernend bei ihm arbeitete, sich wahrscheinlich in dem Alter von 18—24 Jahren befunden haben mag, so wird er zwischen 1709 und 1715 das Licht der Welt erblickt haben. Die, stets Kunst und Wissenschaft fördernden Benedictiner von Admont sorgten noch weiter für den Kunstjünger; Abt Anton bestritt die Kosten der Reise und des Aufenthaltes Stammel's nach und in Rom, wo er sich zur weiteren Ausbildung längere Zeit aufhielt. Von dort zurückgekehrt wurde er Stiftsbildhauer in Admont, blieb es bis zu seinem dortselbst am 20. December 1765 erfolgten Tode und lohnte den Großsinn der würdigen Benedictiner durch Schaffung zahlreicher Werke für das Stift selbst und andere Kirchen. „St. ist als echter Gebirgssohn Holzschnitzer geblieben, selbst der parische Marmor der vaticanischen Statuen brachte ihn nicht aus seinem Geleise: er blieb bei seinem Materiale, verstand es aber, wie kein Zweiter, demselben Geist und Leben einzuhauchen. Er hat die Aufgabe gelöst, auch im Holze monumental zu bilden. Er war aus dem Volke und ist stets volksthümlich geblieben. Die höchsten Flüge in das Reich der Phantasie und die drolligsten Burlesken, weihevolle, andachterregende Stimmung und beißender Witz, olympische Schönheit und bäuerliche Derbheit, lagen bei ihm in einem Topfe vereinigt." (Wastler.)

Die Zahl seiner Werke ist eine große; es können daher nur die bedeutendsten hier genannt werden. In der Kirche zu St. Martin bei Graz steht auf dem Hochaltare in Lebensgröße, aus Holz, die Reiterstatue des heiligen Martin, zu dessen Füßen der Bettler, mit dem er den Mantel theilt, rechts und links davon Saulus wird Paulus, auch zu Pferde, und der heilige Eligius heilt dem Pferde den abgebrochenen Fuß an. In Admont: zwei große Reliefs, Salomon's Urtheil und die Königin von Saba in einer Darstellung und Christus im Tempel lehrend; acht große Medaillonreliefs: Elias, Moses, Petrus, Paulus, Marcus, Lucas, Matthäus und Johannes Evangelista; vier Statuetten: Veritas, Sapientia, Prudentia, Scientia; endlich des Künstlers größtes Werk, vier Colossalgruppen, die letzten Dinge, der Tod, das Gericht, die Hölle, der Himmel, großgedachte Compositionen, welche die Genialität ihres Schöpfers bezeugen. Von Stammel's wenigen Arbeiten in Stein sind nur mehr zwei Doppelgruppen,

Franz Borgia mit Stanislaus Kostka und Ignatius mit Franz Xaver, im Dome zu Graz erhalten. Sie stehen an Werth entschieden seinen Holzschnitzwerken nach. Bei dem großen Brande des Stiftes Admont (1865) gingen mehrere seiner Werke zu Grunde. St. war im Leben ein Sonderling, in Admont erzählt man noch jetzt zahlreiche Anekdoten über ihn. Sein Schädel ist in der Prälatur dieses Stiftes aufbewahrt.

Steiermärkische Zeitschrift (1833) 11. Heft, S. 97. — Schreiner, Grätz S. 165 und 219. Grätz 1843. — Nagler, Neues allgemeines Künstlerlexikon XVII, 213. München 1847. — Fuchs, Kurzgefaßte Geschichte des Benedictinerstiftes Admont S. 172. 178. 182—183. Graz 1859. — Wichner, Geschichte des Benedictinerstiftes Admont vom Jahre 1466 bis auf die neueste Zeit S. 358. 364. 368—369. Graz 1880. — Wastler, Steirisches Künstlerlexikon S. 158—160. Graz 1883. Franz Ilwof.

Stampfer: Simon S., Geodät, geboren am 28. October 1792 zu Windisch-Mattrai in Tirol, † am 10. November 1864 in Wien. Er war eines der fünf Kinder einer armen Tagelöhnerfamilie, in welcher es aufs kümmerlichste zuging. Als Hirtenjunge ohne den geringsten Unterricht erreichte St. das 11. Lebensjahr, bevor er auf sein inständiges Bitten die Schule besuchen durfte. Dort zog er durch außergewöhnliche Veranlagung die Aufmerksamkeit des Ortsgeistlichen auf sich, der es dahin brachte, daß dem begabten Knaben der Besuch der Studienanstalt in Lienz in Tirol und nach deren Auflösung der des Gymnasiums in Salzburg ermöglicht wurde. Im J. 1811 bezog St. das neu organisirte Lyceum in Salzburg, dessen beide philosophischen Jahrgänge er mit Auszeichnung zurücklegte. Seinen Unterhalt erwarb er sich meist selbst, durch Unterricht, für welchen er sich schon damals als sehr befähigt erwies. So war das Jahr 1814 herangekommen. Salzburg gehörte damals zu Baiern, und St. nahm daraus Veranlassung sich in München der Lehramtsprüfung zu unterziehen, die er in glänzender Weise bestand. Eine Anstellung war ihm zugesichert, wenn er das baierische Indigenat erwerbe. So schnell als in unserer Zeit gingen aber damals derartige Dinge nicht von Statten, und inzwischen wurde Salzburg 1816 wieder österreichisch. Nun erhielt St. ohne weiteres eine Anfangsanstellung an der Anstalt, in welcher er selbst herangebildet worden war, und 1819 wurde er ordentlicher Professor der Elementarmathematik am Salzburger Lyceum. Neben der Lehrthätigkeit begannen von nun an auch wissenschaftliche Arbeiten, durch welche St. sich einen wohlverdienten Namen in der Gelehrtenwelt erwarb. Theils hingen dieselben mit astronomischen Beobachtungen zusammen, welche er in den Herbstferien auf der Sternwarte zu Kremsmünster anzustellen pflegte, theils mit geodätischen Beschäftigungen bei der Berichtigung der neuen baierisch-österreichischen Landesgrenze; auch barometrische Höhenmessungen fallen in diese Zeit. Im Anfang des Jahres 1826 kam St. als Professor der praktischen Geometrie an das Polytechnicum in Wien, und in dieser Stellung verblieb er bis Ende 1848, die letzten 5 Jahre vor seiner Zuruhesetzung allerdings schon vielfach durch zunehmende Kränklichkeit an der vollen Ausübung seines Lehramtes behindert. Die Jahre seines Ruhestandes brachten ihm auch nicht einen ungetrübten Lebensabend. Der Tod eines Sohnes, einer Tochter, seiner Gattin, betrübten ihn aufs tiefste. Er zog sich mehr und mehr aus allem Umgange zurück und suchte nur in der Wissenschaft noch Trost. Ein Schlagfluß machte seinem Leben ein Ende. Eine Liste seiner zahlreichen, nicht gerade bahnbrechenden, aber verdienstvollen Arbeiten, ist in Grunert's Archiv der Mathematik und Physik im Anschluß an einen ausführlichen Nekrolog abgedruckt.

Grunert's Archiv der Mathematik und Physik XLV, Litterarischer Bericht CLXXIX, 2—12. Cantor.

Stancarus: Franciscus St., eigentlich Francesco Stancaro, † 1574. St. war von Geburt ein Italiener, und zwar stammte er aus Mantua, wo er etwa 1501 geboren wurde. Ueber seine Jugend, seine Vorbildung und seine Thätigkeit in der Heimath ist nichts Sicheres bekannt; wir erfahren nur, daß von ihm 1530 zu Venedig eine „Institutio de modo legendi hebraice“ und 1546 eine „Expositio in epistolam Jacobi apostoli“ ebendaselbst erschien, daß er aber als Anhänger und Vertheidiger der kirchlichen Reformation aus seinem Vaterlande fliehen mußte, nach kurzem Aufenthalte in der Schweiz (1543 in Chiavenna, 1546 in Basel, vgl. De Porta, historia reformationis Raeticae p. 89) und in Deutschland nach Polen übersiedelte und zu Krakau an der Universität eine Anstellung als Professor der hebräischen Sprache erhielt. Es scheint demnach, daß er von Fach ursprünglich scholastischer Theologe und orientalistischer Sprachgelehrter war, allmählich indeß, je länger je mehr, in die reformatorische Bewegung hineingetrieben wurde. Aber in Krakau sollte seines Bleibens nicht lange sein. Denn als er in seinen Vorlesungen über die Psalmen vieles wider die Anrufung der Heiligen einfließen ließ, „machte“ ihn der Bischof von Krakau „zum Ketzer“ und ließ ihn in seinem Castell Lipovicz gefangen setzen; St. aber, welcher die Gefahr erkannte, in welcher er schwebte, ließ sich durch Seile aus dem Gefängniß herab und entkam. Bei einem Magnaten Olesnicki zu Pinczov fand er Schutz. Hier wurden die Bilder aus den Kirchen abgethan und das Abendmahl nach schweizerischem Ritus gefeiert; doch schonte man des Klosters und der Mönche. Olesnicki wurde aber darüber zur Verantwortung gezogen und mußte St. entlassen. (Bzovius, Annales ad ann. 1550, f. 220.) Aus Pinczov begab sich St. darauf nach Preußen (vgl. Spondanus, Annales ad ann. 1551, nr. X u. XXI). In der Hauptstadt des Landes, zu Königsberg, wurde er hier am 8. Mai 1551 unter dem Rectorat des Magisters Bartholomäus Wagner als Professor der Theologie und der hebräischen Sprache angenommen. Er gab bei seinem Amtsantritte eine Disputation „de trinitate“ heraus und vertheidigte sie am 20. Juni 1551. Damals tobte eben in Preußen der osiandristische Streit, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Herzog mit Rücksicht darauf gerade dem Fremdling gern eine Anstellung gewährte, weil er hoffen mochte, daß dieser als Unbetheiligter den Streit der Parteien nicht verschärfen werde. Darin aber täuschte er sich sehr. Denn unerwartet drängte sich St. allen Gegnern Osiander's so ungestüm vor, daß er als ihr Haupt gelten wollte. Zu diesem Zwecke, recht eigentlich um Partei zu machen, formulirte er seinen Gegensatz gegen Osiander in eine recht auffällige, aber leicht zu behaltende Formel: während Osiander lehrte, daß Christus allein nach seiner göttlichen Natur (durch deren Einwohnung in uns) unsere Gerechtigkeit sei, behauptete St. umgekehrt, daß Christus nur nach seiner menschlichen Natur unsere Gerechtigkeit genannt werden könne, weil er allein nach seiner menschlichen Natur unser Erlöser und Mittler geworden sei. „Christus Deus et homo, secundum alteram naturam tantum, nempe humanam, non autem secundum divinam, Mediator est. — Christus secundum divinam naturam non potest esse Mediator, sed tantum secundum humanam. — Christum secundum divinam naturam esse Mediatorem, haereticum est.“ (Adv. Tigur. B 6. C 4. K 4., siehe unten. Excerpirt in J. Planck, Geschichte der Entstehung 2c. unsers prot. Lehrbegriffs. IV. Bd. 1796. S. 455.) Je wichtiger ihm dieser Gedanke erschien, und je mehr er Widerspruch fand, desto energischer vertheidigte er ihn. So wurde er der Urheber einer neuen, nach ihm benannten Streitigkeit, wodurch sein Name alsbald neben dem Osiander's weithin genannt wurde und noch heute — aber nur im geschichtlichen Interesse — genannt werden muß. Verbleiben wir zunächst bei seiner Stellung im osiandristischen Streite.

Da bei seiner Ankunft in Königsberg schon eine ganze Anzahl von Theologen (Mörlin, Hegemon, Venetus, Staphylus und andere) mit Osiander im Streite lagen und vor ihm in eigenen Confessionen und Judicien das Wort führten, so konnte es St. nicht erreichen, gegen Osiander eine Führerrolle zu erhalten. Im Gegentheil finden wir ihn nur am 15. August bei einer antiosiandristischen Kundgebung betheiligt, indem er eine Antwort der genannten Theologen an den Herzog von diesem Datum unterschrieb und sie in eigener Person dem Fürsten übergab. Er trug sich nämlich schon damals mit Abschiedsgedanken; denn da er sich vor Osiander und dessen Anhängern nicht mehr sicher fühlte, wollte er anderwärts Unterkommen suchen. Seine Gründe legte er um diese Zeit dem Fürsten brieflich in lateinischer Sprache auseinander. Dieser Brief ist uns (im Original bei Hartknoch [s. u.] S. 344. 345, in deutscher Uebersetzung bei Salig II, 964. 965) erhalten; aber Inhalt und Form desselben stellen dem Charakter des Schreibers kein gutes Zeugniß aus. In diesem respectswidrigen, groben Schreiben an den edlen Fürsten, der allerdings Osiander und seine Richtung einseitig begünstigt hatte, erklärt St. seinen Feind Osiander für den Antichristen selbst, nennt die „neue Religion" des Herzogs Manichäismus, schilt Osiander und dessen Schwiegersohn, den Mediciner Aurifaber, Bluthunde (sanguinarii), um deren willen er nie mehr in den akademischen Senat kommen werde. Er sei auf der Straße nicht mehr sicher. Unter solchen Umständen lege er sein Amt nieder. Daß er auf ein Schreiben des Herzogs nicht geantwortet, habe seinen Grund darin, daß er kein Deutsch verstehe; er sei Italiener, nicht Deutscher. („Sum enim Italus, non Germanus".) Er wollte sich mit dem Herzoge nicht zanken („rixari") oder Streit führen; aber er wundere sich, daß der Fürst auf die Fürbitten so vieler hohen Persönlichkeiten in seiner, des Stancarus', Sache keine Rücksicht genommen habe. „Ihre hiesigen schlecht berathenen Rathgeber werden über diesen und andere ihre Frevel von Gott ihre Strafe empfangen; denn ihnen schreibe ich alle gegenwärtigen Uebel zu." Die Unterschrift lautet ohne jede Höflichkeitsbezeugung einfach „Franciscus Stancarus, Mantuanus". Nachdem St. ähnliche Ursachen auch dem Rector der Universität gemeldet hatte, zog er am 23. August 1551 von dannen. Sein nächstes Ziel wurde Frankfurt a. O. Auch hier erhielt er eine Professur und vertheidigte wieder seine Lehre von Christus, wie wir sie bereits kennen, daß nämlich Christus nur nach seiner menschlichen Natur unser Mittler sei. Gegen ihn trat Musculus auf, und durch Stancarus' Schrift „Apologia contra Osiandrum" wurde der Streit dort so heftig, daß der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg im Herbste 1552 Melanchthon und Bugenhagen von Wittenberg nach Frankfurt entbot, um den Streit zu untersuchen. (Corp. Ref. t. VII, p. 1104: Mel. an Johann Mathesius, am 11. Oct. 1552.) Die Reise dahin kam zwar nicht zu Stande; aber Melanchthon gab sein Gutachten gegen St. dahin ab, daß Christus, wie Priester, so Mittler nach seinen beiden Naturen sei (a. a. O.). Auf Grund dieser „Responsio" Melanchthon's „de controversiis Stancari scripta" Lipsiae 1553, 8^{0} im Monat Juni, Corp. Ref. t. XXIII, 87 sqq. mußte St. Frankfurt verlassen. (Die Betheiligung Melanchthon's an diesem Streit und speciell den Gedankengang seiner Responsio s. bei Karl Schmidt, Philipp Melanchthon 1861, S. 566 ff.) Er begab sich nach Polen zurück und suchte dort eine neue Reformation anzufangen, wie aus den von ihm veröffentlichten „Canones reformationis ecclesiarum Polonicarum" (1552, 8^{0}) ersehen werden konnte. Besonders sah er es darauf ab, als dogmatischer Reformator in Geltung zu kommen, und verbreitete zu diesem Zwecke seine Lieblingsmeinung, daß Christus nur nach seiner menschlichen Natur unser Mittler sei. Denn, so argumentirte er, wenn man ihn nach seiner göttlichen Natur als Mittler denke, so fasse man sein Wesen

niedriger auf als das des Vaters, lasse ihn nicht mehr im Wesen eins sein mit dem Vater u. s. w. Da inzwischen in Polen von reformfreundlicher Seite Beziehungen zu den schweizerischen Theologen angeknüpft waren, so wurden auch Züricher Theologen und Calvin selbst veranlaßt, sich über St. zu äußern. Im J. 1560 und in den folgenden Jahren schrieben sie gegen ihn. (Im Druck erschienen: „Epistolae duae ad ecclesias Polonicas, evangelium Jesu Christi amplexas, scriptae a Tigurinae ecclesiae ministris de negotio Stancariano etc." Tiguri 1561, 8°, und von Calvin „Responsum ad Fratres Polonos, quomodo Christus sit mediator, ad refutandum Stancari errorem." Genev. 1561, 8°.) Er aber verantwortete sich in seinen Schriften „Liber de Trinitate et Mediatore etc." und „Apologia contra Tigurinos". Der Titel der ersteren, die seine eigentliche Hauptschrift ist, lautet genauer: „Franc. Stancari, Mantuani, De Trinitate et Mediatore Domini Nostri Jesu Christi adversus Henricum Bullingerum, Petr. Martyrem et Joh. Calvinum et reliquos Tigurinae et Genevensis ecclesiae ministros, ecclesiae Dei Perturbatores — ad Magnificos et generosos Dominos Polonos Nobiles ac eorum ministros a variis Pseudo-Evangelicis seductos" (Cracoviae 1562). Der Ton, in welchem er dabei seine Gegner behandelt, ist grob; die Schrift wimmelt von persönlichen Beleidigungen; hochmüthig schilt er sie Eutychiani, Apollinaristae, Acephali u. s. w.; Philipp Melanchthon sei nichts als ein Grammaticus et theologiae ignarus, ja der Antichrist selbst. Die Gelehrsamkeit Luther's und aller Reformatoren Deutschlands und der Schweiz achtete er sehr gering. „Der eine Petrus Lombardus ist mehr werth als hundert Luther, als zweihundert Melanchthon, dreihundert Bullinger, vierhundert Peter Martyr und fünfhundert Calvin; wenn man sie alle in einem Mörser zerquetschte, so gäben sie nicht eine mica wahrer Theologie." („Plus valet unus Petrus Lombardus quam centum Lutheri, ducenti Melanchthones, trecenti Bullingeri, quadringenti Petri Martyres et quingenti Calvini; qui omnes si in mortario contunderentur, non exprimeretur una mica verae theologiae." Excerpt bei Hartknoch S. 341.) Von den Zürchern erschien dagegen noch eine Gegenschrift unter dem Titel: Responsio ad maledicum Fr. Stancari libellum adversus Tigurinae ecclesiae ministros de Trinitate et Mediatore, auctore Josia Simlero, Tigurino, Tiguri 1563, 8°. Da er überall, wohin er kam, Unruhe stiftete, so wurden seinetwegen verschiedene Synoden gehalten und Colloquia angestellt, so zu Nedzwiedz, Stobnica, Pinczov, Zochow, Krakau und an anderen Orten. Inzwischen finden wir ihn aber auch zeitweilig in Ungarn und in Siebenbürgen. In Ungarn, wohin er aus Polen gekommen war, hielt er sich zu den Reformirten; Leonhard Stöckel, Rector zu Bartfeld, disputirte und schrieb gegen ihn. In Siebenbürgen, wohin er sich darauf begab, lebte er zu Klausenburg erst in der Stille; da er aber doch viele Gemüther verwirrte, kam es auch hier zu theologischen Verhandlungen gegen ihn. Die Prediger entwarfen daselbst eine Confession von Christo dem Gottmenschen als Mittler zwischen Gott und dem Menschen, welche gegen St. gerichtet war und 1555 in Wittenberg gedruckt wurde. (Vgl. Salig II, 834.) Am letzten December 1557 hielten die lutherischen Prediger Siebenbürgens mit ihm ein Colloquium zu Klausenburg ab, wobei es sich wieder um Stancarus' Lieblingsmeinung in Sachen der Mittlerschaft des Gottmenschen nach dessen menschlicher Natur handelte: St. bestand auf seiner Ansicht, die Gegner aber hielten sich an Melanchthon's Lehre, aus dessen Buche gegen St. man dort selbst gegen diesen so erfolgreich argumentirte, daß er von Hermannstadt, wo ihm sammt Weib und Kind sich aufzuhalten gestattet worden war, wegzog und sich nach Bistritz und von da nach Szekely Vasarhelyin zu einem vornehmen Herrn, Antonius Kendi, begab. Von hier aus schmiedete er Ränke gegen seine siebenbürgischen Gegner und ver-

stieg sich sogar so weit, daß er von der damaligen Königin Isabella verlangte, seine Feinde Franz Davidis, Caspar Helt und andere „falsche Propheten“ mit dem Schwerte hinrichten zu lassen. Es kam auf Seiten der Prediger zu Klausenburg zu neuen Vertheidigungsmaßnahmen, und am 1. Mai 1558 hielten sie noch eine Synode gegen ihn zu Thorda. Allmählich war er in Siebenbürgen so verhaßt, daß er sich genöthigt sah, das Land zu verlassen und nach Polen zurückzugehen. (Vgl. Salig II, 838.) Hier starb er zu Stobnica am 12. November 1574 im 73. Jahre seines Alters. (Regenvolscius, lib. I, p. 84.)

Die Geschichte des von ihm veranlaßten dogmatischen Streites läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß er überall gleichmäßig verurtheilt wurde und ein nachhaltiges wissenschaftliches Interesse nicht erregt hat, weil seine singuläre Ansicht über das Mittlergeschäft Christi schon in seinem eigenen Denken bloß eine vereinzelte Meinung war, also nicht Grundlage eines eigenen Systems wurde.

Die von St. selbst verfaßten Schriften sind oben angeführt; ebenso die hauptsächlichsten der während seines Lebens gegen ihn gerichteten Schriften Melanchthon's, der Zürcher Theologen, Calvin's und anderer. Nachrichten über seinen Lebensgang finden sich sodann in einer anderen heftigen Gegenschrift gegen ihn, verfaßt von Stanislaus Orichovius Roxolanus unter dem Titel „Chimaera sive de Stancari funesta regni Poloniae secta“ (Colon. 1563). Nach seinem Tode schrieben noch im 16. Jahrhundert von lutherischer Seite ausführlich über und gegen St.: Wigand (der gelehrte Gesinnungsgenosse des Flacius), de Stancarismo, Lips. 1585; Schlüsselburg, Catalogus haereticorum tom. IX; Lubienicius, historia reformationis Poloniae II; Regenvolscius, historia ecclesiae Slavonicae lib. I; Hartknoch, Preußische Kirchenhistoria 1686, 340 ff. u. an anderen St.; Salig, Vollständige Historie der Augsburgischen Confession II, 833 ff.; Bock, Historia Antitrinitariorum tom. II (1784), p. 548 ff.; Walch, Einleitung in die Religionsstreitigkeiten IV, 171 ff.; J. Planck, Geschichte der Entstehung 2c. unsers protest. Lehrbegriffs, Bd. IV (1796), S. 449—468 (eine ausführliche Würdigung seiner Denkweise vom Standpunkte aufgeklärt-pragmatistischer Kirchen-Geschichtsschreibung); Dorner, Entwicklungsgeschichte der Lehre von der Person Christi II, 589 ff.; Karl Schmidt, Melanchthon (1861), 566 ff.; Derselbe, P. Martyr, S. 231; Gust. Frank, Geschichte der prot. Theologie I. Theil (1862), S. 156 ff.; Hermann Schmidt, Art. „Stancarus“ in Herzog's Realencyklopädie, 2. Aufl., 14. Bd. (1884), S. 590 ff.

P. Tschackert.

Stange: Bernhard St., Landschaftsmaler, wurde am 24. Juli 1807 zu Dresden geboren. Sein Vater, der rechtskundige Magistratsactuar Christoph Friedrich Stange, machte sich vielfach um die Stadt verdient; er resultirte durch einen längeren Vortrag, daß bei der Befestigung Dresdens durch Napoleon die Elbbrücke nicht durch Pioniere aufwärts, wie Napoleon zuerst wollte, sondern durch Freiberger Knappen abwärts gesprengt wurde. Die Kriegsdrangsale, sowie die Anstrengungen im Dienste, untergruben frühzeitig seine Gesundheit, so daß er am 12. October 1813, im Alter von fünfundvierzig Jahren, dem damals grassirenden Typhus erlag. Bernhard St. kam 1817 nach Leipzig zu dem Färbermeister Jäger (Vater des nachmaligen Historienmalers Gustav Jäger), welcher den Knaben wie seinen eigenen Sohn hielt. An der Färberei fand St. anfänglich große Freude, erklärte sich aber entschieden dagegen, selbe zum künftigen Handwerkerberuf zu erlernen. Sein Wunsch, Kunstmaler zu werden, scheiterte an dem Willen des Vormunds, welcher lieber für einen Anstreicher und Zimmermaler gestimmt hätte. Doch erwirkte er ihm ein Stipendium und so ging Bernhard St. nach Zwickau, um an der dortigen Schule auf Theologie sich vorzu-

bereiten. Zu seinen Mitschülern gehörten Albert und Max Zimmermann und ein träumerischer, aber schon als hochtalentirt bekannter Knabe, Robert Schumann! — Mit der besten Note das Gymnasium absolvirend, ging St. 1827 auf die hohe Schule nach Leipzig, wo ihm aber seine Abneigung vor der hebräischen Sprache die Theologie verleidete. Da der Vormund gegen das Studium der Medicin sich sperrte, ergab sich die Jurisprudenz als Ausweg. Vier Jahre lang oblag St. derselben fleißig, während er durch Instructionen mühselig seinen Unterhalt erwarb, und bestand glänzend seine Prüfung. Dann aber zog es ihn unwiderstehlich zur Kunst. Auf kleinen Reisen und Ausflügen war ihm sein Auge aufgegangen für die freie, große, schöne Welt und ihre Pracht. Auch die Bilder des ihm so vielfach geistverwandten Kaspar David Friedrich mit ihrer poetischen Stimmung, mit den wehenden Wolkenschleiern und den silbernen Mondscheineffecten, weckten ähnliches Ahnen, Hoffen und Empfinden; der längst geplante Wunsch reifte beim Anblick einer Landschaft von Karl Rottmann. Also auf und nach München! Mit gleichen Erwartungen gab ihm Gustav Jäger das Geleite. Da St. mit geringen Mitteln versehen war und ihm zu seinem künftigen Berufe noch alle Vorkenntnisse fehlten, so war der angehende Künstler ganz auf sich angewiesen, um so mehr, als die von seinem älteren Bruder, Friedrich Waldemar St., der sich dem Kaufmannsstande gewidmet hatte, in Aussicht gestellten Unterstützungen ausblieben, da das Haus, in dessen Diensten er stand, fallirte. Während Waldemar sein Glück in der neuen Welt suchte und wirklich fand, aber nur um schließlich alles wieder zu verlieren, wäre unser Maler ohne die thatkräftige und mitleidige Hülfe des braven Hutmachers Wetzel, bei welchem sich St. in der nach Sendling führenden Landstraße in einem hochgiebeligen Hause eingemiethet hatte, ganz verlassen gewesen. Die damals noch den weitesten Ausblick in die Berge gewährende Lage des Hauses war für die Wahl seiner Wohnung maßgebend gewesen; St. zog, je nachdem ein Zimmer in einem höheren Stockwerke frei wurde, immer mit der Parole „noch mehr Alpen!“ weiter hinauf, bis er endlich die oberste Stube mit der reizendsten Aussicht innehatte. Der wackere Hausherr merkte bald, wo seinen Insassen der Schuh drückte; er half mit Rath und That, bis St. im Stande war, Alles zu vergüten. Es ist nicht genug zu rühmen, was die alten Münchener Bürger in dieser Weise an den Fremden gethan, desgleichen aber steht auch fest, daß ihr Vorbild bei dem jungen Nachwuchs unvergessen ist und vielfach noch Nachahmung findet. — Eine kleine Malercolonie (darunter Kauffmann, Vollmer, Ziegler u. a.) that sich zusammen; Rottmann stand ihnen wohlwollend bei. Bald gelangte St. zum Durchbruch und hatte die Freude, daß auf Stieler's Fürwort der Graf Arco-Stepperg das erste Bild erstand. Schon 1831 kaufte der Kunstverein einen „Gebirgssee“ bei nebeligem Wetter mit durchbrechender Sonne; seine folgenden Gemälde fanden schnell weitere Theilnahme. So erwarb 1834 der sächsische Kunstverein in Dresden eine „Gegend aus dem baierischen Hochlande“ (ein von schroffen Bergen umschlossener See; das Motiv könnte wohl von dem hinter der Zugspitze gelegenen Eibsee stammen, wo St. mit Daniel Fohr damals längere Zeit Studien malte und sich an den urweltlichen Zuständen der dortigen Bergbewohner ergötzte), ein treffliches Stimmungsbild, welches von Peschek gestochen wurde. Eine kleine Tiroler „Alpenlandschaft in Abendbeleuchtung“ (angekauft vom Münchener Kunstverein) erhob das Stuttgarter Kunstblatt (1835, Nr. 22) mit ausgezeichnetem Lobe: Zwischen Matten schlängelt sich der Weg nach einigen Bauernhäusern hinab, aus deren Schornsteinen gemüthliche Rauchsäulen aufsteigen; dunkle Waldhöhen begrenzen von beiden Seiten die Aussicht in die Ferne, aus welcher ein von der untergehenden Sonne sanft angestrahltes Felsgebirge emporragt. Große Ruhe und Lieblichkeit

im Ton, äußerst wahre und sehr fleißige und gewandte Färbung werden gerühmt. Noch größeren Erfolgs erfreute sich Stange's „Morgenglocke". Das einfache Motiv dazu fand er in Frauen-Chiemsee: Es ist nur das Innere einer Glockenstube auf einem Thurme, mit der Aussicht durch das offene Schallfenster nach der im frühesten Dämmerlicht aufglimmenden, im Hintergrunde von einer leichten Bergkette umsäumten Wasserfläche. Daß die kleine Glocke gerade geläutet wird, sagt uns beiläufig die Stimmung und der Titel des Bildes; sie könnte ebensowohl unbeweglich in derselben Lage eingerostet sein. Aber eine solche Poesie schwebt über der klaren Landschaft, daß man unwillkürlich an die schönen Eingangsstrophen von Uhland's Waller gemahnt wird. Das Bild, welches noch als „Abendgruß" — übrigens bald unter den verschiedensten Benennungen — cursirte, gewann zuerst in Hannover großen Beifall und zog dem Maler eine Menge von Bestellungen zu, so daß St., mit verschiedenen Varianten von großen und kleinen Glockenstühlen, dasselbe Bild achtundzwanzig Mal wiederholen mußte. Eines derselben, unter dem Titel „ein Thurmfenster", erwarb 1843 König Ludwig I. für die neue Pinakothek (in Lithographie und Photographie von Piloty und Löhle). Im J. 1840 war Stange's Name schon begründet, so daß Graf Raczynski ihm eine schöne Stelle in seiner Kunstgeschichte (II, 384) einräumte. Beim großen Albrecht Dürer-Feste des genannten Jahres fungirte St. als Waffenschmiedgeselle; das von Eugen Neureuther gezeichnete Costümporträt läßt ein feingeschnittenes, zartes Gesicht erkennen; ein von Hanfstängl 1853 photographirtes Bildniß erinnert an de Wette's milde Züge. Es hätte der Namenszug eines gelehrten Pastors oder Exegeten darunter gepaßt. Eine Büste modellirte Joh. Halbig. — Fast ausnahmslos bewegten sich Stange's Bilder auf dem Gebiete der Alpenwelt Baierns und Tirols, sogar die harmlose Menterschwaige, damals der Haupttummelplatz der Münchener Künstler und der gebildeten Welt, zog er in seinen Kreis; ein Bildchen dieser Art hat C. Schleich 1845 durch Stich vervielfältigt. Bisweilen streifte seine Erinnerung auch nach den verwandten Partien der sächsischen Schweiz. Insgemein aber liebte er, reines Sonnenlicht mit spielenden Schatten, schwermüthige Wolkenzüge oder eine Mondbeleuchtung mit magischen Lichtreflexen darüber zu gießen; solche Stimmungsbilder wurden damals durch Knud Baade, Morgenstern und Schleich beliebt und St. excellirte darin, namentlich in seiner gleich zu besprechenden zweiten Periode, mit eminenter Virtuosität. Vorerst schuf er aber noch 1848 das (auch durch Steindruck verbreitete) schöne Stimmungsbild, wie junge Männer auf hoher Bergesspitze in frühester Morgenstunde das mit Eichenlaubkränzen geschmückte deutsche Banner aufpflanzen, indessen von den benachbarten Höhen lodernde Freudenfeuer antworten; Ludwig Schwanthaler soll dazu die Idee mit einer Figurenskizze gegeben haben. Im folgenden Jahre (1849) ging er zum ersten Male über die Alpen nach dem Wunderlande Italien, welches ihn, absonderlich das schöne Venedig, vollständig mit seinem Zauber umfing und bestrickte, so zwar, daß wir Stange's Namen fast nur in Verbindung mit einer venetianischen Mondnacht zu denken vermögen. In diesen Schöpfungen ist St. ein wahrer Dichter, wie Joseph v. Eichendorff: Den ganzen wollüstigen Zauber nachtstiller Gärten, in welchen die Brunnen verschlafen rauschen, die duftschwüle Einsamkeit mit hohen Marmorbildern, Paläste im silberumflossenen Mondenglanz, welcher hinter hohen Pinien, über Lorbeer, Aloën, Cypressen und verschwiegenen Lauben hinspielt — das weiß St. mit packendster Wahrheit wiederzugeben. Zwei Perlen dieser Art besitzt die neue Pinakothek: Eine „Landschaft bei Mondlicht" (vgl. Beil. 27, Neue Münchener Zeitung 1857) und „Schiffe im Golf von Venedig" mit S. Maria della Salute im Hintergrunde und dem Doppeleffect von Mond- und Schifflaternenlicht (in lithographischem Farbendruck von J. Wölffle). St.

wiederholte dergleichen vielfach, immer mit Glück, originell und frisch bleibend. Indem er sich bei öfterem Aufenthalte zu Venedig auch mit der Geschichte dieser Lagunenstadt befaßte, beschloß er die vier Tageszeiten mit Bildern aus der venetianischen Historie zu staffiren. Als „Morgen" wählte er die „Verlegung des Dogensitzes nach der Insel Riva alta", welche 809 den Angriffen des fränkischen Pipin Widerstand leistete (vgl. Eggers, Deutsches Kunstblatt 1858, S. 122). Im vollen Glanze des „Mittags" zeigte er die unter Veniero „von der Seeschlacht bei Lepanto siegreich rückkehrende Flotte"; „das Begräbniß des letzten Dogen" (ebendas. 1854, S. 124) gab das Motiv zum „Abend", während die „Nacht" mit dem „letzten Gondolier" staffirt ist, welcher am Sockel einer der beiden Piazzettasäulen sitzend, den Untergang der alten Herrlichkeit auf seiner Laute besingt. Der um 1854 vollendete Cyclus (nach den Cartons photographirt bei Hanfstängl) stand fast gleichzeitig mit Teichlein's „Rattenfänger von Hameln" lange Zeit bei einem Münchener Kunsthändler (Beil. 249, Neue Münchener Zeitung vom 19. October 1859). Nachdem das Project, das Ganze in größeren Dimensionen für den König von Preußen auszuführen, sich zerschlagen hatte, wurde das Werk zertheilt, d. h. zwei Bilder davon erwarb Graf Palffy, während das 1854 gemalte, von König Ludwig I. angekaufte Dogenbegräbniß in die neue Pinakothek gelangte (im lithographischen Farbendruck von J. Wölffle), wo das äußerst pastos aufgetragene und von St. vielfach mit Asphalt übermalte Bild bald zu reißen und rinnen begann, und nur durch gründliche Restauration wieder in Stand gesetzt werden konnte. Das Technische galt überhaupt für die schwache Seite Stange's, welcher es zeitlebens bitter zu fühlen hatte, daß seine künstlerische Ausbildung eine rein autodidaktische war. Immer blieb er im Kampfe mit den Mitteln, die seinen Ideen zum Ausdrucke dienten; bei seinen Figuren war Freundeshülfe unentbehrlich, welche auch seine, mit wahrer Passion immerdar schief gemalten Thürme regelmäßig senkrecht repariren mußte. — In Venedig war St. neuerdings mit Karl Rahl zusammengetroffen, welcher auf ihn großen coloristischen Einfluß übte. Der gesuchte, aber gegenseitig sich abschwächende Effect von Abendsonnengluth und Fackelbeleuchtung beim „Dogenbegräbniß" wäre auf Rahl's Rechnung zu setzen. Nach Rahl's Ordination und Recept copirte St. auch Tizian's „Assunta" und die schöne „heilige Barbara" von Palma Vecchio in S. Maria Formosa. Der jedem Künstler daraus erwachsende Nutzen ergiebt sich von selbst. Vorübergehend tauchte wol auch einmal bei St. der Einfall auf, sich mehr an das Figürliche zu halten; die schönen Venetianerinnen hätten ihm, wie er glaubte, wol genügend Stoff und Ideen geboten. So hatte er sich einen ehrenvollen, ruhmreichen Namen errungen, seine Bilder wurden gesucht und gingen in die Welt, nach England und Amerika. St. lebte mit seiner zärtlich geliebten Mutter, welche er baldmöglichst zu sich genommen hatte und mit der zartesten Aufmerksamkeit pflegte. Nach ihrem 1852 erfolgten Ableben heirathete St., übersiedelte aber plötzlich 1858, in demselben Jahre wo er als Anerkennung seiner künstlerischen Leistungen von König Maximilian II. mit dem Ritterkreuz des Verdienstordens vom heiligen Michael ausgezeichnet wurde, zur Ueberraschung seiner Freunde, nach dem zwischen dem Starnberger- und Kochelsee gelegenen Sindelsdorf, wo er ein Bauerngut kaufte und als — Landwirth idyllisch zu leben wähnte. Er vergaß dabei nur die goldene Wirthschaftsregel Goethe's, daß Keiner sich mit der Erde einlassen sollte, der nicht von der Scholle stamme. Das Gütchen war gering, der Boden theils Moor- und Haideland, wenig rentirlich und noch dazu mit Hypotheken belastet. Aber es schien so reizend auf eigenem Grund und Boden zu sitzen und Morgens der Oekonomie und Nachmittags der Malerei zu obliegen, dazu noch in der Nähe der geliebten Berge; und dann erst die Nebel- und Mondscheinnächte über

den benachbarten Seen! Nur zu bald erfolgte die Enttäuschung. Zwar cultivirte er wacker und mit wahrer Herzensfreude, wobei ihm später sein zu Schleißheim und Weihenstephan gründlich gebildeter Sohn beistand; mit industriösem Blicke die Sachlage überschauend, stiftete er in der ihm anfänglich mit bäuerlichem Mißtrauen gegenüberstehenden Gemeinde allerlei Nützliches, brachte die Milchwirthschaft in Flor, gründete eine Käserei u. s. w. Darunter aber litt doch der Künstler, welcher, losgeschält vom belebenden Wechselverkehr mit gleichstrebenden Kräften, nur zu schnell zurückging. Zwar sendete er anfangs noch viele Bilder an die Kunstvereine; zu München wurde 1864 ein „Venedig“, 1867 ein „Kirchweihmorgen aus den Lagunen in Venedig“ und 1868 eine „Mondnacht“ angekauft; seine Münchener Freunde, insbesondere Spitzweg und Fr. Voltz, halfen mit Rath und That nach; so gelangte noch 1873 eine „Partie aus Venedig“ zur Ausstellung. Dann aber verzweifelten auch diese Getreuen seine Bilder kunstgerecht zu machen und einzurichten. Auge und Hand wurden unsicher; da traf ihn zu Pfingsten 1876 ein Schlag, welcher die ganze rechte Seite und eine Zeit lang auch die Zunge lähmte. Zwar erholte er sich wieder insoweit, daß er im Februar des nächsten Jahres, wenn er mit der linken die rechte Hand unterstützte, mühevoll mit schrecklich entstellten Schriftzügen zu schreiben vermochte. Eine kleine Staatspension der Akademie, welche später noch etwas erhöht wurde, schützte ihn vor den drohendsten Sorgen. Die Pflege seiner Frau und seines Sohnes, welcher nach Ableistung seiner Militärzeit herbeieilte, waren trefflich. Im Frühjahre 1880 streifte ihn ein neuer Anfall, welcher die linke Seite theilweise lähmte. Als der vielgeprüfte Dulder am 9. October 1880 Abends von einem Ausgang in sein Heim zurückkehrte, begrüßte er eintretend noch seine Gattin und sank dann stumm in ihre Arme: Er hatte lautlos und plötzlich überstanden. — St. war ohne Arg und Falsch, von einer außerordentlichen Güte des Herzens, so was man sagt „ein seelenguter Mensch“; nicht absonderlich praktisch und ohne Menschenkenntniß. Als schöner Zug seiner Seele muß gerühmt werden die Innigkeit, welche ihn an seine Mutter fesselte: er war der Trost, der Stolz, die Stütze ihres Alters. Für jung aufstrebende oder unverschuldet in Noth gekommene Kunstgenossen hatte St. in seinen guten Tagen immer eine offene Hand, ließ von solchen seine Bilder copiren oder untermalen und belohnte selbe dankbar und freigebig, selbst wenn er ihre Arbeit gar nicht gebrauchen, sondern gänzlich abschleifen mußte. Die besten Skizzen und Studien verschenkte er aufs gerademohl an Bekannte, sogar an seinen Barbier, der daran besondere Freude gezeigt und sogar deren Nachbildung versucht hatte. St. war, wo er auch weilte, der wahre Armenvater der ganzen Nachbarschaft. Er übte noch die gastliche Nächstenliebe als sein Stern auch schon im Sinken war. Auch in Rechtssachen wurde er vielfach in Anspruch genommen; wenige seiner Nachbarn werden zu Gericht gegangen sein, ohne seine Ansicht und Meinung erst abgehört zu haben. Mit großer Treue und Anhänglichkeit blieb er seinen Freunden zugethan und wäre jeglichen Opfers für sie fähig gewesen. Bemerkenswerth war auch seine fast unverwüstliche, überall durchbrechende Heiterkeit; mit liebenswürdigem Humor machte er sich gern zur Zielscheibe des eigenen Witzes und schonte seine Person nicht, wozu er von seinem ersten Auftreten in München bereitwillig Stoff bot. Mit großer Emphase für alles Edle, Schöne und Große, für classische Dichter und Tonsetzer redete und schrieb er sich oft in eine Begeisterung oder umgekehrt in eine Entrüstung hinein, aus welcher schließlich wieder der heiterste Komiker hervorlugte. Dazu kommt noch, daß St. ein Talent hatte, sich als Bonvivant und Feinschmecker, freilich in aller Einfachheit und Mäßigkeit, aufzuspielen; er verstand die Kochkunst trotz einem Herrn v. Rumohr. Ungemein spaßhaft berührt es, plötzlich in einem Briefe an einen entfernten kranken

Freund unserem St. auf diesem Gebiete zu begegnen, wie er den Reconvalescenten einweiht in alle Geheimnisse der Bereitung eines echten Hamburger Beefsteaks. Das gourmandliche Vergnügen lacht zugleich mit dem Schalk aus den Augen, wenn er zum Gelingen des Werkes den Gebrauch gewärmter Zinnteller verlangt und ausdrücklich beisetzt: Zinnteller müßten es durchaus sein, sonst ginge es nicht, „obwohl es andere Teller ebenso gut zu leisten vermögen!" Später fühlten sich alle diese heiteren Eigenschaften zu einem tristen Pessimistenthum ab, als das Leben mit den bittersten Prüfungen an den Künstler trat und mit ihm heimtückisch rang. Er unterlag dem harten Geschick. Deßungeachtet bleibt sein Name mit seinen besten Werken stets unvergessen. Ein echter St. gereicht einer jeden Galerie zu Schmuck und Zier immerdar!

Vgl. Nagler 1847. XVII, 216. — Regnet, Münchener Künstlerbilder 1871. II, 277 ff. — Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst XVI, 166 ff. — Beilage 18 Allg. Zeitung 18. Januar 1881. — Pecht, Geschichte der Münchener Kunst 1888. S. 164. Hyac. Holland.

Stange: Theodor Friedrich St., protestantischer Theologe, † 1831. St. wurde am 1. November 1742 zu Osternienburg, einem Dorfe im Anhalt-Köthenschen, geboren, war seit 1770 Rector der reformirten Schule zu Düsseldorf, seit 1773 in gleicher Stellung an der reformirten Schule zu Köthen und seit 1781 als Director des Gymnasiums zu Hamm in der Grafschaft Mark thätig. 1789 (nach Albertz, s. u., S. 303: 1788) wurde er Professor des reformirten Gymnasiums zu Halle a. d. S., 1795 erster Professor und — letzter Ephorus dieser Anstalt bis 1804; denn in diesem Jahre wurde diese Anstalt aufgelöst; St. siedelte vermuthlich schon zu derselben Zeit, also 1804, als außerordentlicher Professor an die Universität daselbst über, wurde 1806 D. theol., am 14. August 1828 ordentlicher Professor, und starb am 6. October 1831, 88 Jahre alt. (In dem Halleschen Lectionskataloge des Jahres 1832 kommt daher sein Name nicht mehr unter den Docenten vor.) — Als Gelehrter arbeitete St. hauptsächlich auf dem Gebiete der biblisch-exegetischen, besonders der alttestamentlichen Wissenschaften. Zahlreiche Programme, welche er in lateinischer Sprache verfaßte, sind verzeichnet in dem Werke: Das gelehrte Teutschland, angefangen von Hamberger, fortgesetzt von Meusel, 5. Aufl., 7. Bd. (Lemgo 1798), S. 610—611. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Anticritica in locos Psalmorum varios", P. I (1791) und II (1794), 8°; „Theologische Symmikta" (1. Thl., Halle 1802; 2. Thl. ebend. 1802; 3. Thl. ebend. 1805, 8°); „Beiträge zur hebräischen Grammatik" (Halle 1820; gr. 8°).

Nachrichten über ihn in: Das gelehrte Teutschland u. s. w. a. a. O. — Hugo Albertz, Der Dom und die Domgemeinde zu Halle a. S. (Halle 1888), S. 303 ff. — Die biographischen Nachrichten über seine letzten Jahre verdanke ich der Güte des Herrn Professor Lic. Karl Müller, früher in Halle a. S., jetzt in Erlangen, der sie mir aus den betreffenden Personalverzeichnissen der Halleschen Universität hat zugehen lassen. Paul Tschackert.

Stanger: Alois St., Medailleur, geboren am 24. Mai 1836 zu München als der Sohn des Zinngießermeisters Johann Baptist St., lernte erst bei dem geschickten Siegelstecher Birnböck, stand 1854 bei dem Graveur Ignatz Felsner zu Linz in Condition und bezog hierauf die Münchener Akademie. Hier modellirte St. als Schüler des Professors Max Widnmann 1857 ein Relief (Bacchus lehrt dem jungen Amor die Kunst des Trinkens), welches durch die silberne Ehrenmünze ausgezeichnet wurde. Zur siebenten Säcularfeier der Stadt München 1858 schuf St. seine erste „das Münchener Kindl in der Wiege" darstellende Medaille, welche damals eine ebenso verdiente wie freudige Aufnahme fand. Im nächsten Jahre componirte St. ein großes Relief „Hylas und die Nymphen",

welchem schon im Entwurf der Preis zuerkannt wurde (vgl. Beil. 222 d. Neuen Münchener Zeitung vom 17. September 1859); für die gelungene Ausführung lohnte den Künstler die Verleihung eines Reisestipendiums nach Paris, um bei Jean Auguste Barre und Danzell in seiner Kunst sich weiter zu bilden. Hier vollendete er 1861 eine Medaille mit dem Brustbilde des Prinzen Luitpold von Baiern und schnitt einen Stahlstempel mit dem Antlitz der Vittoria Colonna, zwei Arbeiten, welche dem jugendlichen Meister wegen der geistvollen Auffassung und der Feinheit der Ausführung großen Beifall erwarben. In gleicher Weise modellirte St. die Brustbilder von Moritz v. Schwind, Philipp Foltz, W. v. Kaulbach (1862), ebenso nach seiner Rückkehr ein schönes Medaillen-Reversbild, darstellend die vom aufsteigenden Pegasus getragene Kunst, welches die Münchener Akademie in der Folge als besondere Ehrenmünze vertheilte. Ferner entstanden das lebensvolle Medaillon auf Justus v. Liebig, auf den Obermünzmeister Franz Xaver v. Haindl, Cajetan Grafen v. Berchem-Haimhausen, Hermann v. Schlagintweit, die schöne, frühverstorbene Gattin Carrière's, August Schäffler, den berühmten Botaniker v. Martius und König Ludwig II. Eine ganz vorzügliche Leistung war auch die Preismedaille mit dem trefflichen Brustbilde Hermann Mitterer's (des Gründers der Münchener Feiertagsschule), welches Hofrath v. Hanfstängl aus Dankbarkeit gegen seinen ersten Lehrer stiftete. Ebenso schnitt St. die Stempel zu den Erinnerungs-Medaillen auf die Enthüllung des Reiterstandbildes König Ludwig's I. und auf die zweite Säcularfeier der Gründung des Seminars zu Neuburg a. d. Donau. Infolge dieser Leistungen wurde St. als königl. Münzgraveur 1864 nach Dresden berufen. Leider mußte der zu den schönsten Leistungen berechtigte Künstler schon 1867 diese Stadt verlassen und seine erfreuliche Thätigkeit niederlegen, da seinen rührigen Geist ein schweres Leiden umnachtete und lähmte, welchem der Meister am 11. Juli 1870 zu München erlag. — Neben eigenen Notizen folgten wir als Quelle einem von Herrn J. V. Kull im historischen Verein für Oberbaiern am 2. Mai 1890 gehaltenen Vortrag über A. Stanger. Hyac. Holland.

Stangl: Gregorius St., Benedictiner und Professor am Lyceum in München, wurde geboren am 16. October 1768 zu Neukirchen im Wald von armen Landleuten. Mit elf Jahren kam er an die Lateinschule zu Freising und trat mit 19 Jahren in den Benedictinerorden zu Rott am Inn. Daselbst legte er am 25. October 1789 Profeß ab und wurde am 15. November 1791 zum Priester geweiht. Im folgenden Jahre sandte ihn sein Abt zu weiterer Ausbildung ins Kloster Kremsmünster, wo er sich vornehmlich mit praktischer Astronomie beschäftigte; 1793 beobachtete er dort eine Sonnenfinsterniß (vgl. Fellöcker, Gesch. der Sternwarte der Benedictiner-Abtei Kremsmünster, Linz 1864, S. 111). Nach seiner Rückkehr docirte er im Kloster Philosophie und Theologie, kam 1798 als Docent der Moral- und Pastoraltheologie an das Lyceum zu München, wo er aber schon am 29. December 1802, kaum 34 Jahre alt, starb. Bei der schwächlichen Constitution und kurzen Lehrthätigkeit Stangl's war an ein umfassenderes wissenschaftliches Arbeiten nicht zu denken. Es liegt denn auch von ihm nur eine einzige Rede im Druck vor, die er zu Beginn des Schuljahres am 3. November 1802, also kurz vor seinem Tode, gehalten hat: „Ueber die Nothwendigkeit einer Reform in der katholischen Dogmatik" (München, Lindauer, 1803, 15 S.). Aus ihr mögen als Hauptgedanken folgende der Erwähnung werth sein: Die Grundursache der beklagenswerthen religiösen Zustände der Zeit liegt nach St. in der Einseitigkeit, womit die Religion in Praxis und Theorie betrieben wird. Die einen verlangen bloße Cultur des Verstandes, die Folge ist Unsittlichkeit und Unglaube; die andern fordern einseitige Pflege der Tugend und die Folge ist Aberglaube und Intoleranz. Regelmäßig tritt die Dogmatik

der Welt mit ihrem starren Auctoritätsglauben entgegen, wodurch von selbst der Verdacht des Willkürlichen der Religion im Menschenherzen wachgerufen und damit der Weg zum Indifferentismus gebahnt wird. Der richtige Weg ist der von der Vernunft- zur Offenbarungs-Religion, keine aber darf für sich und einseitig gepflegt werden, soll der wahre religiöse Sinn nicht Schaden leiden. „Die philosophische Religionslehre darf nie von der positiven getrennt und dabei die Bedürfnisse des menschlichen Herzens nicht außer Augen gesetzt werden. Dann werden wir bessere Volkslehrer und Seelsorger erhalten."

Aug. Lindner, Die Schriftsteller und die um Wissenschaft und Kunst verdienten Mitglieder des Benedictiner-Ordens im heutigen Königreich Baiern vom Jahre 1750 bis zur Gegenwart (Regensburg 1880) I, 220. — Nekrolog der Teutschen für das 19. Jahrh. von Friedr. Schlichtegroll, II. Bd. (1803) S. 123 ff. Knöpfler.

Stannius: Friedrich Hermann St., ein ausgezeichneter und bahnbrechender Forscher, wird von Rostock aus öfter Hermann Friedrich genannt, weil in Mecklenburg der erste Taufname der Rufname zu sein pflegt. Er wurde als Sohn des aus Gattersleben stammenden Kaufmanns Johann Wilhelm Julius St. am 15. März 1808 in Hamburg geboren, wo sein Bruder Wilhelm St. später portugiesischer Generalconsul und zugleich portugiesischer Consul am großherzoglich mecklenburgischen Hofe war. St. besuchte die Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg bis Ostern 1825, daß er in Schulpforta gewesen sei, scheint ein irriger Schluß aus seiner spätern Neigung zu sein, als guter Lateiner gern mit alten Portanern zu verkehren. Vom Johanneum aus wurde er am 1. Mai 1825 in die Matrikel des Akademischen Gymnasiums, der bekannten, erst 1883 geschlossenen Hamburger Halbuniversität als stud. med. aufgenommen, ging von da Ostern 1828 nach Heidelberg und von dort nach Breslau, wo er am 26. November 1831 zum Dr. med. promovirte. Er wurde darauf Assistenzarzt am Friedrichstädtischen Krankenhause zu Berlin, zugleich mit Ausübung der Praxis in der Stadt und mit mannichfacher wissenschaftlicher Beschäftigung, die zum Theil schon auf seine späteren zoologisch-zootomischen Arbeiten hinwies. Noch in Breslau gab er mit Schummel „Beiträge zur Entomologie" 1832 heraus, dann 1836 in Berlin „Die Geschichte der Cholera bis zu ihrem ersten Auftreten in Frankreich" und übersetzte aus dem Englischen J. Clark's „Lungenschwindsucht". Dazu begann er schon damals sein gepriesenes „Lehrbuch der Allgemeinen Pathologie", dessen 1. Theil 1837 erschien, das nachher aber nicht fortgesetzt ist, und übersetzte P. Rayer's theoretisch-praktische Darstellung der Hautkrankheiten aus dem Französischen, deren drei Bände von 1837—39 erschienen. Auf diese Leistungen hin wurde er am 3. October 1837 als ordentlicher Professor der Medicin an die Universität Rostock berufen. Damit beginnt seine tiefgreifende, weit über den Kreis der damals überaus kleinen Universität hinüberreichende Thätigkeit. Die dortige medicinische Facultät war, wie auch die übrigen, sehr mangelhaft, eigentlich nur bruchstückweise besetzt. Medicinische Institute, die diesen Namen verdienten, gab es nur in rohesten Anfängen, und eben vorher erst hatte die Energie und die selbst eigene Kosten nicht scheuende Uneigennützigkeit des wackeren Karl Friedrich Strempel (s. d.) etwas Besseres zu schaffen begonnen. An die Namen Strempel und St. knüpft sich das erste Aufblühen der Facultät. St. mußte Physiologie, vergleichende und pathologische Anatomie und allgemeine Pathologie zusammen übernehmen; er wurde Director des neuen, eigentlich erst von ihm noch zu gründenden „Institutes für vergleichende und pathologische Anatomie und Physiologie", er schuf sich selber erst den Anfang einer rasch wachsenden vergleichend-anatomischen Sammlung. Das Interesse, welches er dafür zu erwecken wußte, wirkte alsbald fördernd unter den

Aerzten des Landes, aber auch unter den zahlreichen Schiffern der Stadt, die ihm häufig Gethier, darunter einmal werthvolle Exemplare lebender großer Klapperschlangen, zuführten. Dabei mußte er sich die ersten Jahre mit einem vom physikalischen Museum erborgten Mikroscop behelfen. Da er einsah, daß das Leben und die pathologischen Vorgänge der Thiere dieselben Erscheinungen im Menschen zu erkennen und zu deuten, oder wenigstens auf deren Spur zu führen, geeignet sein müßten, so wandte er den Hauptteil seiner Arbeit der anatomischen Untersuchung der Thiere zu, vorzugsweise der des Nervensystems, und der Verrichtungen einzelner Organe, wie des Herzens, der Nieren in gesunden und kranken Zuständen. Dafür konnte er sich nicht mit dem todten Thiere begnügen, er ging also zum Versuch am lebenden, zur Vivisection, über. So wurde sein Institut das erste zootomisch-physiologische in Deutschland — und fand bald weitverbreiteten Ruf und Nachahmung; St. selbst aber ist auf diesem Wege einer der namhaftesten Mitbegründer der neueren Medicin geworden. Für seine Thieruntersuchungen lieferten ihm die aus der fischreichen Warnow und der Ostsee stets leicht zu erhaltenden Fische das reichste und bedeutsamste Material. Nach einem „Lehrbuch der Anatomie der Wirbelthiere", das 1846 in Berlin erschien, folgte daher schon 1849 in Rostock das damals Aufsehen erregende „Peripherische Nervensystem der Fische". Aber alle diese Studien und Arbeiten bezog er doch stets auf die wissenschaftliche Begründung der Medicin als seinen Hauptzweck. Die Zahl seiner, zum Theil überaus bedeutungsvollen Schriften aufzuzählen, ist hier nicht der Ort, die Titel allein füllen in Blanck's Mecklenburgischen Aerzten fast zwei Seiten (169—171); sie bildeten, soweit sie nicht selbständig erschienen, von 1832 bis 1852 Zierden in Hecker's preuß. medic. Zeitung, Hecker's Litterar. Annalen, Casper's Wochenschrift, Hufeland's Journal der prakt. Heilkunde, J. Müller's Archiv der Anatomie, dem Archiv f. physiol. Heilkunde, Froriep's Notizen. Eine Anzahl bedeutender Artikel von ihm stehen in R. Wagner's Handwörterbuch der Physiologie, dem Berliner encyklopädischen Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften, Schmidt's Encyklopädie der gesammten Medicin.

Neben dieser wissenschaftlich-schriftstellerischen Thätigkeit war er als akademischer Lehrer im höchsten Grade wirksam. Wie er im Beobachten und Erkennen klar und durchdringend, so war er auch in der Sprache von knapper und schlagender Kürze und führte dazu auch seine Schüler. Nie duldete er Halbheit oder Verdecken und Verstecken hinter Redensarten, auch kein Herumtasten aufs Ungewisse. Auf diese Weise konnte er auch seine damals neuen und fast Schrecken erregenden, in der Stadt vielfach verschrieenen Versuche am lebenden Thier mit möglichster Präcision und dadurch Schonung vollführen und duldete sie nicht anders bei seinen Hörern.

Am 29. Sept. 1838 war er zum Mitgliede der Großherzoglichen Medicinalcommission ernannt, am 16. Februar 1860 wurde er Obermedicinalrath. Im Interesse seines Instituts, namentlich zur Beschaffung von wissenschaftlichem Material und Vorräthen für die Sammlungen hatte er schon 1838 über Hamburg Helgoland aufgesucht, 1851 war er nach Kopenhagen, noch 1857 nach Holland gegangen, dann fiel er in zunehmendes schweres Leiden. Die pathologischen Vorlesungen waren mit dem betreffenden Theile der Sammlungen inzwischen aus seinem Wirkungskreise ausgeschieden und auf den neuberufenen Professor C. Th. Ackermann übergegangen; Michaelis 1862 mußte er auch die physiologischen Vorlesungen aufgeben, diese übernahm Professor C. Bergmann († am 30. April 1865 in Genf). Ihm fiel 1863 auch die Leitung des Instituts zu, als über St. unheilbare Umnachtung des Geistes hereinbrach. St. hat von da an fast noch 20 Jahre in der Irrenheil- und Pflegeanstalt auf dem Sachsen-

berge bei Schwerin gelebt, wurde aber nominell noch eine Reihe von Jahren in der Liste der Professoren zu Rostock und der mecklenburgischen Aerzte fortgeführt. Er starb am 15. Januar 1883 auf dem Sachsenberge. — Sein Sohn ist der kaiserl. deutsche Berufsconsul Dr. jur. St. in Smyrna.

A. Blanck, Die mecklenb. Aerzte. — Sillem, Die Matrikel des Akad. Gymn. in Hamburg (1891) S. 173, Nr. 3326 und S. 207. — Nekrol. im Corr.-Bl. d. Leopoldina 1883. — Dr. M. Braun, Zoologie, vergleich. Anatomie und die entsprech. Sammlungen bei den Univ. Bützow und Rostock (Rostock 1891), S. 33—36, Stannius' Bild: das. S. 34. Krause.

Stapel: Ernst St. galt bisher als der Verfasser eines in Hamburg 1630, bis 1651 wiederholt gedruckten und daselbst aufgeführten Dramas „Irenaromachia das ist Eine newe Tragicocomödia von Fried vnd Krieg", da der Titel den Zusatz enthält: „Auctore Ernesto Stapelio, Lemg. Westph." Es ist K. Th. Gaedertz' Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß dieses Drama nicht von St. verfaßt worden ist, sondern daß es als Eigenthum des bekannten Dichters Johann Rist (s. A. D. B. XXX, 79 ff.) anzusehen ist, der es in der „Alleredelsten Belustigung" von 1666 S. 118 unter seinen dramatischen Arbeiten mit dem Bemerken nennt, daß er „gleichwol eines Anderen Namen für dieses Spiel gesetzt" habe. Es erklärt sich dieser Vorgang folgendermaßen. St., der aus Lemgo stammte und von Helmstedt nach Rostock zog, um hier seine Studien fortzusetzen, schloß in Rostock mit Rist, der Ende der zwanziger Jahre als Hofmeister eines Hamburger Patriciers dorthin gegangen war, eine innige Freundschaft, die auch in der gegenseitigen Mittheilung der dichterischen Hervorbringungen ihren Ausdruck fand. St. genoß bereits einen Ruf als Gelegenheitsdichter, und da Rist hoffen durfte, daß seine erste dramatische Leistung einen größeren Erfolg erzielen würde, wenn sie unter Stapel's Namen vom Stapel liefe, so nannte er den Freund als Verfasser der Irenaromachia und ging sogar so weit in der Selbstverleugnung, daß er ein Gedicht vorausschickte, in welchem er seinen E. St. preist und zu neuen Dichtungen aufmuntert. (Fraterni amoris invictaeque necessitudinis ergo faciebat Johannes Ristius Holsatus.) Vor der Drucklegung war unter beider Leitung in Hamburg die Aufführung des Dramas durch Studenten und Landsleute erfolgt und zwar, wie Christoph Walther nachgewiesen hat, im Hause des Rathsherrn Ostmann in der St. Johannisstraße. Die Notiz, die Walther in einer Abschrift und Fortsetzung der Hamburger Chronik des Adam Tratziger fand, nennt als Verfasser des Dramas Ristius et Stapelius. Will man nun, hierauf gestützt, St. einen Antheil an der Autorschaft des Dramas zuweisen, so werden ihm die hochdeutschen, Rist die niederdeutschen Scenen zufallen, wie Rist den hochdeutschen Theil des „Friedewünschenden Deutschland" gleichfalls als Stapel's Erfindung nennt. — Von St. ist sonst nichts hinterlassen. Rist schreibt ihm eine große Zuneigung zu sinnreichen Schauspielen zu, worin er vor vielen Anderen sehr glücklich gewesen sei und wie solches seine nachgelassenen Werke bezeugen. Er verlobte sich 1634 mit Stapel's Schwester Elisabeth und führte sie im folgenden Jahre nach seiner Wahl zum Pfarrer in Wedel heim. St. starb bereits am 13. October 1635. Rist widmete seinem „sehr geliebten Schwager und höchstvertrauten Freunde" ein Klagegedicht (Poet. Lustgarten 1638 Nr. 7) und sagt in einer Anmerkung zu demselben, daß St. und er die Irenaromachia im J. 1630 auf öffentlicher Bühne vorgestellt hätten.

K. Th. Gaedertz, Jahrb. des Vereins f. niederd. Sprachforschung VII (1881), S. 104 f., wiederholt in Desselben Niederdeutschem Schauspiel von den Anfängen bis zur Franzosenzeit (Berlin 1884), S. 37—41. — Goedeke, Grundriß der deutschen Dichtung III², 212. — Walther, Correspondenzblatt des Vereins f. niederd. Sprachforschung VIII (1883), S. 66.

H. Holstein.

Stapf: Joseph Ambrosius St., katholischer Theologe, geboren am 15. August 1785 zu Fließ im Oberinnthale, † am 10. Januar 1844 zu Brixen. Er machte seine Studien zu Innsbruck, wurde 1821 Professor der Moraltheologie am dortigen Lyceum, 1823 Professor im Seminar, später auch Domherr zu Brixen. Als Schriftsteller bearbeitete er hauptsächlich die Moraltheologie: „Theologia moralis in compendium redacta“ (4 Bde., 1827—31, 6. Aufl. 1846); „Epitome theologiae moralis publicis praelectionibus accommodata“ (2 Bde., 1832, an allen theologischen Lehranstalten in Oesterreich als Lehrbuch eingeführt, 3. Aufl. 1863—65, von seinem Nachfolger J. B. Hofmann und nach dessen Tode [1863] von S. Aichner besorgt); „Die christliche Moral“ (4 Bde., 1840—42, 2. Aufl., von J. B. Hofmann besorgt, 1848—50); „Expositio casuum reservatorum in dioecesi Brixinensi“ (1836). Außerdem veröffentlichte St. „Erziehungslehre im Geiste der katholischen Kirche“ (1832, 4. Aufl. 1846) und anonym „Der heil. Vincenz von Paul“ (2 Bde., 1835) und „Geschichte des Alten und Neuen Testamentes für die zweiclassigen Schulen in Oesterreich“ (1840).

Wurzbach 37, 144. — Werner, Gesch. der kath. Theol., S. 591. — Hurter, Nomenclator III, 1084. Reusch.

Stapf: Franz St., katholischer Theologe, in Bamberg geboren am 2. Mai 1766, † am 8. August 1820. Er studirte in der Vaterstadt am Gymnasium, sodann die Philosophie, erwarb am 22. August 1783 die philosophische Doctorwürde, studirte daselbst vier Jahre Theologie, wurde Präfect und Repetent am Seminar, am 29. Januar 1790 Priester, Cooperator zu Pretsfeld von 1790 bis 30. October 1792, bis December 1799 Kaplan in Bamberg, hierauf bis 1805 Pfarrer in Vettstadt, dann Regens des Seminars, Professor der Moral und Geistlicher Rath in Bamberg, legte 1806 das Pfarramt nieder und übernahm im J. 1810 auch die Professur der Dogmatik. Außer erbaulichen und katechetischen Schriften veröffentlichte er: „Theoretischer und praktischer Unterricht von Testamenten u. s. w.“ (Bamb. 1819) und „Vollständiger Pastoralunterricht über die Ehe oder über das gesetz- und pflichtmäßige Verhalten des Pfarrers vor, bei und nach der ehelichen Trauung, nach den Grundsätzen des Kirchenrechts und unter Rücksicht auf die Civilgesetze“ (Bamb. 1820, 3. Aufl. 1824; besorgt von C. Egger 4. Frankf. 1829, 5. Rottenb. 1831, 6. Frankf., 7. bearbeitet von C. Riffel 1847). Beide Bücher, namentlich das letzte, sind ohne wissenschaftliche Bedeutung, für den Gebrauch des Clerus gute Schriften.

Felder II, 364. — Jäck, Panth. Sp. 1086. — v. Mastiaux, Litt. Zeit. 1820, S. 168 (Intell.-Bl.). v. Schulte.

Stapf: Johann Ernst St., Arzt und hervorragender Vertreter der sogenannten homöopathischen Heilmethode, geboren zu Naumburg am 9. September 1788, † 1860, besuchte seit 1800 die Schulpforta, studirte seit 1806 in Leipzig, erlangte daselbst mit der Inaugural-Dissertation „De antagonismo organico meletemata“ die Doctorwürde, ließ sich 1811 in Naumburg nieder, wandte sich als einer der ersten promovirten Aerzte der bekanntlich von Samuel Hahnemann begründeten Homöopathie zu, versuchte 1820 die homöopathische Behandlung der ägyptischen Augenentzündung, gab seit 1822 im Verein mit einigen anderen Berufsgenossen und Anhängern der genannten Methode das „Archiv für homöopathische Heilkunst“ heraus, das bis 1848 erschien, behandelte 1830 den Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen, wofür er von diesem 1831 den Titel eines Medicinalraths erhielt, und 1834 zu Altenstein die damals regierende Königin von England, deren Heilung er 1835 in England vollendete, und schrieb außer zahlreichen Aufsätzen für sein Archiv und andere der homöopathischen Propaganda gewidmeten Zeitschriften noch ein Schriftchen „Ueber die vorzüglichsten Fehler in

Behandlung der Schwangeren, Wöchnerinnen und Säugenden, sowie in Behandlung der Kinder im ersten Lebensjahre" ꝛc. (Berlin 1818).

Vgl. Callisen's med. Schriftstellerlexicon XVIII, 305 und XXXII, 413.

Pagel.

Stapfer: Johann Friedrich St., reformirter Theologe, † 1775. In dem reformirten Theologengeschlecht der „Stapfer", welches in der Berner Kirche seit Mitte des 18. Jahrhunderts lange Zeit geblüht hat, nimmt Joh. Friedr. St. als fruchtbarer Schriftsteller eine hervorragende Stelle ein. Seiner Geistesrichtung nach war er orthodoxer Wolfianer, suchte deshalb durch demonstrative Methode die Wahrheit des reformirt-dogmatischen Christenthums „evident" zu machen. Sein Vater war Johannes St., welcher 1731 als Pfarrer zu Münsingen im 54. Jahre seines Alters starb. Geboren im Januar 1708 zu Brugg, hatte unser St. in Bern und in Marburg, wo Wolf damals lehrte, studirt und durch eine wissenschaftliche Reise nach Holland seinen Blick erweitert, aber durch seinen Lehrer Wolf sich für immer bestimmen lassen. Er hat zeitlebens in praktischen Aemtern gestanden, von 1738—1740 als Feldprediger in den Waldstätten, dann zehn Jahre als Hauslehrer in der Familie v. Wattenwyl zu Dießbach bei Thun und von 1750 bis an seinen Tod (1775) als Pfarrer daselbst, wo er mit großer Treue und möglichster Herablassung zu der Empfänglichkeit seiner Pfarrkinder wirkte. Dennoch fühlte er sich weit mehr zu litterarischer Thätigkeit hingezogen und mit staunenswerther Productivität bearbeitete er die Hauptdisciplinen der Theologie in schnell aufeinander folgenden umfangreichen Werken. Es erschienen von ihm „Institutiones theologicae polemicae universae" (5 Bde., 1743, der 1. Bd. in 4. Aufl. 1757); „Grundlegung zur wahren Religion" (12 Bde., 1746—1753); „Sittenlehre" (6 Bde., 1757—1766); „Auszug aus der Grundlegung zur wahren Religion" (2 Bde., 1754); „Unterricht von dem Eide" (1758); „Anweisung zur wahren Religion in Frag und Antwort" (1753, neu aufgelegt 1769); (?) „Abhandlung von der besten Art zu predigen" (Duisburg 1758); Vorrede vom Nutzen und Schaden der Ehrbegierde vor David Herrliberger's Schweitzerischem Ehrentempel (Th. 2, 1759); Abhandlungen in Tempe Helvet. und im Museum Helveticum.

Vgl. über ihn Leu's Helvetisches Lexikon, 17. Theil, 1762, S. 513 ff. und Supplement 5. Bd., 1791, S. 605. — Meusel, Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, XIII. Bd. (1813) S. 287. — Alexander Schweizer, Die protestantischen Centraldogmen, 2. Hälfte (1856) S. 758. — Güder in Herzog-Plitt-Hauck, Realencyklopädie für prot. Theologie und Kirche, XIV. Bd. (1884) S. 604 ff. P. Tschackert.

Stapfer: Johannes St., reformirter Theologe, geboren 1719, † 1801, Bruder von Joh. Friedr. St. (s. d.). — St. ist ein Glied der bekannten Berner Theologenfamilie Stapfer, wirkte als Professor der polemischen Theologie in Bern seit 1756; 1774 erster Professor der Theologie daselbst; resignirte wegen Altersschwäche 1796 und lebte von da an zurückgezogen bis an seinen Tod 1801. Er hat sich besonders durch eine „Neue metrische Uebersetzung der Psalmen, nach der alten Melodie zum Gebrauche der Kirchen", verdient gemacht. Dieselbe wurde in der Berner Kirche, wo man sich bis dahin der Lobwasser'schen Bearbeitung der Psalmen bedient hatte, in Gebrauch genommen. Der Schweizer Güder schreibt darüber: „Bedenkt man, daß J. Stapfer rücksichtlich des Versmaßes an die Goudimel'schen Melodien nach Sulzberger'scher Bearbeitung gebunden war, so wird man seiner Arbeit die Anerkennung nicht versagen können, die ihr zu theil geworden ist. Partienweise nicht ohne dichterischen Schwung, gemeinverständlich, verhältnißmäßig sprachrein, hält sie den Vergleich mit derjenigen von Spreng (1741), Wildermatt (1747) und J. A. Cramer sehr wohl aus." Gedruckt liegen

außerdem von ihm vor: „Predigten“ (5 Thle., Bern 1761—1776, 8⁰); „Neue Predigten“ (6 Thle., ebendas. 1776—1781, gr. 8⁰); „Theologia analytica“ (T. I, ibid. 1763, 4⁰); „Anweisung für die akademische Jugend“ (ebendas. 1768, 8⁰); „Neues Gebetbuch“ (ebendas. 1768, 8⁰); „Psalmen und Festlieder für den öffentlichen Gottesdienst der Stadt und Landschaft Bern“ (1776). Seine Predigten „zeichnen sich durch Einfachheit, Durchsichtigkeit und Wärme aus“. —

Ueber St. handelt Leu, Helvetisches Lexikon, Supplement 5. Bd. (1791) S. 605. — Meusel, Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, XIII. Bd. (1813) S. 286. — Güder in Herzog-Plitt-Hauck, Realencyklopädie für prot. Theol. und Kirche, XIV. Bd. (1884) S. 606.

P. Tschackert.

Stapfer: Philipp Albert St., schweiz. Staatsmann und Gelehrter, geboren am 23. September 1766 in Bern, † am 27. März 1840 in Paris. Sein Vater, Daniel St. aus Brugg im Aargau, war Pfarrer am Berner Münster, seine Mutter, Burnand mit ihrem Familiennamen, war aus Moudon im Waadtland gebürtig. Germanisches und romanisches Wesen verbanden sich im elterlichen Hause, und diese Verbindung äußerte ihre Wirkung auf die geistige Entwicklung des Knaben. Für den theologischen Beruf bestimmt und begeistert, eignete er sich in der Litterarschule und in der Akademie seiner Vaterstadt umfassende Kenntnisse, namentlich in den alten Sprachen und in der Philosophie an und gab schon 1786 seine Erstlingsarbeit „De philosophia Socratis“ heraus. Ein Jahr darauf folgte eine akademische Festrede „De vitae immortalis spe firmata per resurrectionem Christi“. Im Herbst 1789 begab er sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Göttingen, wo er u. a. Eichhorn, Michaelis, Heyne, Spittler, Schlözer, Lichtenberg, hörte. Im Bestreben nach universeller Bildung war er in Gefahr seinen Kräften zu viel zuzumuthen, und ein bald nachher ausbrechendes Augenleiden hatte ohne Zweifel in übermäßigem nächtlichem Studiren seinen Grund. Die Bekanntschaft mit J. G. Zimmermann in Hannover bot viel Anregung. Eine Reise nach London und Paris (1791/92) führte ihm eine Menge bedeutender Anschauungen zu. Er war gereist, als er in die Heimath zurückkehrte, wo ihm, zuerst in Stellvertretung seines Oheims, die Professur der theoretischen Theologie an der Akademie, danach auch die der Philologie und Philosophie am politischen Institute, einer Bildungsanstalt für die patriotische Jugend, übertragen wurde. Nach dem Abgange von J. S. Ith (s. A. D. B. XIV, 643) (1796) wurde er sogar Director dieser Anstalt. Die pädagogische Thätigkeit, die er in diesen Jahren entfaltete, hinderte ihn nicht an der Abfassung einiger Schriften, die seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt machten. Eine Inauguralrede „Die fruchtbarste Entwicklungsmethode der Anlagen des Menschen, zufolge eines kritisch-philosophischen Entwurfs der Culturgeschichte unseres Geschlechts“ (1792), war eine glänzende Vertheidigung des Studiums der classischen Werke der Griechen und Römer. Eine Abhandlung „De natura, conditore et incrementis Reipublicae ethicae“ (1797) bezeugte den großen Einfluß, den Kant auf St. ausgeübt hatte, ohne daß er dadurch dauernd vom Boden des positiven Christenthums losgerissen worden wäre. Der „Versuch eines Beweises der göttlichen Sendung und Würde Jesu aus seinem Charakter“ (1797), war die Erweiterung einer im Berner Münster gehaltenen Predigt.

Mitten aus dieser ruhigen Laufbahn des Lehrers und Schriftstellers wurde St. durch die Ereignisse des Jahres 1798 herausgerissen. Mit dem Falle Berns entschied sich der Sturz der alten Eidgenossenschaft. So lebhaft St. den Sieg der revolutionären Grundsätze in seinem Vaterlande wünschte, so heftig stießen ihn die Gewaltsamkeiten der Franzosen ab. Bern hatte am schwersten unter ihnen zu leiden. Um einige Erleichterungen beim französischen Directorium zu

erwirken, sandte die provisorische Berner Regierung Lüthard und St. nach Paris. Der verhältnißmäßig sehr günstige Vertrag vom 27. April 1798 war nicht sowohl ihr Werk, als eine Frucht der Anstrengungen und der Gewandtheit G. A. Jenner's. Aber der Aufenthalt in Paris war für St. in jeder Weise lehrreich. Er that tiefe Blicke in die Ideen der leitenden Persönlichkeiten Frankreichs, namentlich soweit sie sich auf die zukünftige Gestalt der Schweiz bezogen. Damals lernte er auch eine durch die schönsten Herzens- und Geisteseigenschaften ausgezeichnete Dame, Marie Vincent kennen, die er bald darauf als Gattin heimführte. Die Ehe, der zwei Knaben entsprossen, war eine sehr glückliche. St. weilte noch in Paris, als er vom helvetischen Directorium zum Minister der Künste und Wissenschaften ernannt wurde. Damit begann für ihn eine Zeit angestrengtester Arbeit. Abgesehen von den Beziehungen des Staates zur Kirche, war das gesammte Bildungswesen seinem Ministerium unterstellt. Denn dies umfaßte außer Cultus und Schulwesen, noch die Presse, bürgerliche Feste, Aufsicht über Museen, Bibliotheken, öffentliche Bauten. Alles mußte erst organisirt werden, unter den größten Schwierigkeiten, bei mangelnden Mitteln, während das Land von fremden Truppen besetzt, und Schauplatz blutiger Kämpfe war. Das bedeutendste Hinderniß dauernder Erfolge war aber das Widerstreben des schweizerischen Volksgenius gegen den Unitarismus, dem St., wie Laharpe, Rengger und so viele andere ihm innig verbundene Männer, huldigte. Sein Idealismus hob ihn jedoch über die Schranken seiner Zeit hinweg, und manche Saat, die er ausstreute, reifte später. Wie er selbst beim Antritt seines Amtes seine Aufgabe faßte, geht am deutlichsten aus einem am 15. August 1812 an Paul Usteri geschriebenen Briefe hervor, in dem er einen Rückblick auf seine Verwaltung wirft. „Wegen des Stufenganges der wissenschaftlichen Bildung wollte ich es nach der Smith'schen Theorie der Division de Travail dahin anlegen, daß nach und nach alle unsere in der Schweiz damals bestehenden hohen Schulen zu gründlichen Vorbereitungsanstalten umgeschaffen, und dann eine einzige Nationaluniversität creirt würde . . . In diese Centralanstalt wäre Niemand aufgenommen worden, als wer von einer der vorbereitenden Akademien mit allen Präliminarkenntnissen hinreichend ausreichend ausgerüstet, nach überstandenen Prüfungen discutirt worden wäre . . . Das Ganze sollte ein Institut krönen, das die ausgezeichnetsten Gelehrten und Schriftsteller begriffen und zugleich die Oberaufsicht über die ganze Unterrichtshierarchie geführt hätte . . . Alle die zerstreut existirenden theologischen, juristischen, therapeutisch-klinischen Katheder wären durch die besser organisirten und reicher ausgestatteten Lehrstellen in der Centralanstalt ersetzt, und die nach und nach an den bisherigen Akademien durch Tod oder anderweitige Versorgung eingehenden Facultätsstühle entweder zur Vervollständigung des reinen Theils des Unterrichts (der propädeutischen Bildung), in Lehrstellen für Philologie, Mathematik, Naturwissenschaft, speculative Philosophie, geschichtliches Studium jeder Art verwandelt, oder in die Nationaluniversität versetzt und zu ihrer Fundirung mit verwendet worden. Die Behörden des Unterrichtswesens hätte ich mit den übrigen Staatsgewalten . . . dadurch in nothwendige Verknüpfung und wohlthätige Wechselwirkung zu setzen gesucht, daß die Exhibition von akademischen oder Universitätszeugnissen, wegen vollendeter Studien in einem Fache oder wenigstens wegen erhaltener propädeutischer Cultur, zur Wahlfähigkeit für Stellen in allen andern Zweigen der Staatseinrichtung unabläßig und verfassungsgemäß wäre gefordert worden. Der heillosen Verwahrlosung der Bildung der untern Volksclassen sollte, wie billig, mit Urgenz gesteuert werden; und dazu ward der Anfang durch die Erziehungsräthe und Inspectoren . . . wirklich mit mehr Glück gemacht, als in den unruhvollen Zeiten, wo diese Behörden organisirt wurden, zu hoffen stand . . . Der Impuls, den diese Männer gaben, währt in manchem

Kanton noch fort, und die Schulinspectorencreation hat alle andern Revolutionsschöpfungen überlebt. Wie ich als Ministre des Cultes die Religionslehrer beider Kirchenparteien zu einem moralischen Wettstreit auffordern und ihre kirchliche Thätigkeit zu immer ausschließlicherer und reinerer Verwendung für sittliche Besserung und Volksveredlung hinlenken wollte, spricht sich in meinem Schreiben an die Geistlichkeit von 1798, einigen Hauptideen nach, schon so deutlich aus, als es Umstände und Klugheit gestatteten. Dieses Programm und die Anrede an den Erziehungsrath in Luzern, halte ich für das Erträglichste was ich geschrieben. Rengger giebt der Botschaft über die Organisation des öffentlichen Unterrichts den Vorzug, allein in derselben ward der Horizont, schon durch viele Nebenrücksichten beengt, sehr umnebelt."

Nicht alles, was St. als Minister in Angriff nahm, ist in diesen Worten berührt. Vieles, wie seine Bestrebungen für die Stiftung von Lehrerseminarien, seine Unterstützung Pestalozzi's, seine Begründung eines helvetischen Volksblattes und eines „Bureaus für Nationalcultur", seine Verdienste um Erhaltung der Bibliotheken . ., Bewahrung eines Nationalarchives u. a. m., darf daneben nicht vergessen werden. Die Botschaften, Instructionen, Gutachten und andere von ihm selbst mit ausgesuchter Sorgfalt verfaßte oder doch von ihm genehmigte Actenstücke bezeugen seinen unermüdlichen Eifer und seinen weiten Blick. Aus Urkunden dieser Art erkennt man auch am besten seine persönliche Ansicht über die auftauchenden Fragen der Kirchenpolitik. In der Theorie betrachtete er die Kirchen nur als Privatgesellschaften. Dies konnte aber der Cultusminister der helvetischen Republik in der Praxis nicht folgerichtig durchführen, weil er damit überflüssig geworden wäre. Auch war er nicht stark genug, in jedem einzelnen Fall den Widerstand des Directoriums gegen seine Entscheidungen zu brechen. Auf der anderen Seite beschuldigte man ihn nicht selten der Absicht, die Philosophie an die Stelle der christlichen Offenbarungsreligion setzen zu wollen. Aus allen diesen Verhältnissen erwuchsen ihm mannichfaltige Aergernisse. Um sich von den Beschwerden seines Amtes zu erholen, erbat er im Juli 1800 einen mehrwöchentlichen Urlaub, den er in Paris bei seinen Verwandten verbrachte. Zugleich wurde ihm aber eine politische Mission anvertraut, womit sich sein Uebergang in die diplomatische Laufbahn bewerkstelligte. Denn bald danach wurde er zum interimistischen Geschäftsträger, hierauf zum bevollmächtigten Minister der helvetischen Republik bei der französischen ernannt. St. brachte für den neuen wichtigen Posten, auf den er gestellt wurde, manche sehr nützliche Gaben mit: weltmännische Bildung, Anmuth der Unterhaltung, scharfen Verstand, volle Beherrschung der französischen Sprache, die er beinahe mit noch größerer Feinheit handhabte als die deutsche. Dagegen läßt sich bezweifeln, ob er in gleicher Weise über Kaltblütigkeit und Menschenkenntniß gebot. Zwar durchschaute er Napoleon's despotische Natur vollkommen und lernte im Verkehr mit Sieyès, Talleyrand, Fouché und anderen Persönlichkeiten von Ansehen vieles, was ferner Stehenden verborgen blieb. Auch war es kein schlechter Rath, wenn er, kaum in Paris heimisch geworden, an Usteri schrieb: „Eilet, eilet euch eine Verfassung zu geben und diese Verfassung ins Werk zu setzen. Thut, als wenn ihr euch der Vorschrift des ersten Consuls gemäß als in einem provisorischen Zustand betrachtet: allein handelt, handelt, um Gottes Willen, und kündiget, nach vollendetem Bau, die Sache als geschehen an. So könnet ihr allein eure Unabhängigkeit retten, das Werk einer Zerstückelung oder schimpfliche Unterwerfung erschweren und die so nöthige Achtung einflößen, die wir nun gänzlich eingebüßt haben." Aber er ließ sich zu dem Irrthum verleiten, daß die französische Regierung den Unitarismus in der Schweiz unter allen Umständen stützen würde, und war mitunter im schriftlichen wie im mündlichen Verkehr mit den

Machthabern an der Seine zu unvorsichtig. Freilich war es ein schweres Werk, wie er sich einmal ausdrückt, „den Tiger bei guter Laune zu erhalten", die Würde des durch Parteikämpfe zerrissenen Vaterlandes zu wahren und die Pläne der Gegner zu durchkreuzen.

Manches gelang ihm, wie die Erhaltung des Kantons Aargau in der sogenannten „Verfassung von Malmaison" und die Erwirkung der Abberufung Reinhard's, eines Freundes der Föderalisten, vom französischen Gesandtschaftsposten in der Schweiz. Aber der Lauf der Ereignisse mußte ihm seine Ohnmacht immer deutlicher zum Bewußtsein bringen. Namentlich blieben seine Versuche, das Wallis für die Schweiz zu retten, vergeblich. Er selbst gerieth sogar in eine so schiefe Stellung, daß er dem Vorwurf der Zweideutigkeit nicht hat entgehen können. Der Gesandte und der Privatmann St. kamen mit einander in Widerspruch. Der Staatsstreich vom 28. October 1801 war ihm nicht unerwartet und nicht unerwünscht. Als aber die Neuwahlen vorwiegend föderalistisch ausfielen, seine Hoffnung auf eine Fusion der Parteien scheiterte und seine unitarisch gesinnten Freunde ihrem Unwillen Luft machten, verurtheilte er das Geschehene aufs schärfste. Während sein Vorgesetzter, das Haupt der neuen Regierung, Landammann Reding (s. A. D. B. XXVII, 523—529) im Begriff war, in Paris zu erscheinen, rieth St. den Freunden, die Abwesenheit des Mannes zu benutzen, um eine „neue Revolution" zu unternehmen. Damals kam es noch nicht dazu, und St. mußte sich mit der Aufnahme von sechs Unitariern in die heimische Centralbehörde begnügen. Bald darauf jedoch, am 17. April 1802, wurde, unter seinem Antrieb, durch einen neuen Staatsstreich Reding verdrängt und den Unitariern die Macht zurückgegeben. Allein der von Napoleon im Juli befohlene Abzug der französischen Truppen aus der Schweiz bewirkte alsbald die Auflehnung eines großen Theiles der Bevölkerung gegen die ihr aufgedrungene unitarische Verfassung. In St. kämpften die Gefühle der Genugthuung über die Befreiung seines Vaterlandes von den fremden Soldaten mit denen der Furcht wegen der eingetretenen Folgen. Beim siegreichen Fortschreiten des Aufstandes ward er beauftragt, die Hülfe Napoleon's anzurufen. Er erbat eine formelle Erklärung der Anerkennung der bedrängten helvetischen Regierung, Absendung eines außerordentlichen Gesandten und einiger, in französischem Dienste stehender schweizer Soldtruppen. Napoleon aber hielt im Herbst 1802 die Stunde für gekommen, selbst mit Waffengewalt einzuschreiten und sich der Schweiz als „Vermittler" anzubieten. Wie Stapfer's Herz dadurch verwundet wurde, ergiebt sich aus seinem Ausspruch: „O unglückliches Vaterland, unsere Zwistigkeiten bedrohen uns mit dem Verlust nicht nur jeglicher Wohlfahrt, sondern auch der Achtung, die man bisher dem Schweizernamen zollte. O wir können nicht einmal mit Franz I. ausrufen: „Tout est perdu fors l'honneur."" Er bestrebte sich, um so viel wie möglich zu retten, die tüchtigsten Gesinnungsgenossen für die Consulta zu gewinnen, die sich in Paris zu versammeln hatte. Er selbst gehörte ihr als Gesandter wie als Vertreter von Thurgau und Aargau an, entwarf eine Denkschrift, in der er die Nothwendigkeit einer kräftigen Centralregierung für die Schweiz nachzuweisen suchte, und war Mitglied des Zehnerausschusses, der mit Napoleon und seinen Commissaren zu berathen hatte. Obwohl die von diesem aufgelegte Mediationsverfassung die Hoffnungen der Unitarier vernichtete, erkannte St. sie später doch als Napoleon's „bestes Werk" an. Von Napoleon zum Präsidenten der Liquidationscommission ernannt, begab sich St. im April 1803 nach dem damaligen Vorort Freiburg, wo diese Commission ihre Verhandlungen führte, reichte aber bald seine Entlassung ein. Seine diplomatische Laufbahn war mit der Einführung der Mediationsverfassung zu Ende. Er selbst urtheilte 1811 freimüthig über sie: „Meine Pariser Verhältnisse und Erfahrungen

hätten der von mir vertheidigten Sache und ihren edlen Freunden weit nützlicher sein können, wenn ich damals nicht, theils aus Mangel an wirklich praktischen Staatskenntnissen, theils aus zu festem Vertrauen auf die Heilsamkeit oder unfehlbare Veredlungskraft gewisser Verfassungsformen, auf einmal gefaßte systematische Ideen zu viel Gewicht, zu geringes Interesse hingegen auf den Einfluß des Personals und die Macht der Angewöhnungen gelegt hätte."

Mit dem Jahre 1803 beginnt der zweite, weniger geräuschvolle, aber nicht minder anziehende Abschnitt von Stapfer's Leben. Aus dem stürmischen Meere der Politik rettete er sich wieder zur Beschäftigung mit den geistigen Fragen. Zwar blieb sein lebhaftes Interesse den politischen Angelegenheiten bewahrt, und hie und da fand er selbst Anlaß von ferne in sie einzugreifen. So betheiligte er sich an der St. Galler Bisthums- und Thurgauer Collatursache, und gedachte durch Veröffentlichung seiner Noten von 1802, der Annexion des Wallis durch Frankreich entgegenzuarbeiten. Er verwandte sich 1814 zu Gunsten der Unabhängigkeit der Schweiz und des Bestandes von Aargau, was ihm 1815 die Wahl in den dortigen Großen Rath eintrug. Auch später noch, wie 1823, als ihn ein Aufenthalt in London mit mehreren der dortigen Minister in Berührung brachte, und 1837 bei Gelegenheit des Conseilhandels, machte er seinen persönlichen Einfluß in patriotischem Sinne geltend. Von solchen Zwischenfällen abgesehen, blieb er aber lediglich ein Beobachter der politischen Vorgänge, durch jeden freiheitlichen Fortschritt und durch jeden Gewinn der Cultur hocherfreut. Seine Zeit gehörte in erster Linie schriftstellerischen Arbeiten, wobei ihn nicht am wenigsten der Wunsch leitete, die Franzosen mit den Erzeugnissen des deutschen Geistes bekannt zu machen. Zwar stieß seine Absicht, eine Bibliothèque oder Revue germanique zu gründen, unter Napoleon auf unüberwindliche Hindernisse. Die Archives littéraires, die er mit Degerando und Vanderbourg herausgab, sowie die mit Villers gegründeten Mélanges de littérature étrangère konnten sich nur kurze Zeit behaupten. Sehr schätzenswerth, wenn auch mitunter verstümmelt, waren seine Beiträge in der Biographie universelle, unter denen die ausführlichen Artikel Socrates und Kant hervorragen. Manches deutsche Werk, wie von Heeren, Sartorius, Wessenberg, dankte seiner Fürsorge, daß es sich in anständigem französischen Gewande blicken lassen durfte. Alexander v. Humboldt, mit dem er innig befreundet war, wurde in seinen ethnographischen und linguistischen Arbeiten von ihm unterstützt. Selbständig erschien er mit seinen Schriften „Voyage pittoresque de l'Oberland Bernois" und „Histoire et description de la ville de Berne" 1835, die sich durch feine Beobachtungen und anmuthige Schilderungen auszeichnen.

Ein anderes Gebiet von Stapfer's Thätigkeit, das gleichfalls für den Schriftsteller nicht unfruchtbar blieb, war das religiöse. Dem positiven Christenthum, das sich zeitweise bei ihm verwischt hatte, wieder vollständig zurückgewonnen, war er ein eifriger Theilnehmer der Société de la morale chrétienne und wurde dadurch zuerst mit A. Vinet in Verbindung gesetzt. Als angesehener Führer der französischen Protestanten, die er mit den Forschungen ihrer deutschen Glaubensbrüder bekannt zu machen suchte, schrieb er eine Reihe von Abhandlungen, die zuerst in den Archives du christianisme, im Semeur und an anderen Orten erschienen, sodann mit sonstigen seiner Arbeiten von Vinet in den „Mélanges philosophiques, littéraires, historiques et religieux par P. A. Stapfer" (Paris 1844, 2 Bde.) wieder herausgegeben worden sind. Eben hier finden sich viele seiner Reden, die er als Präsident religiöser Vereine, wie von Missions- und Bibelgesellschaft, gehalten hat. Er wies Angriffe, die Lamennais und Bonald gegen die Bibelgesellschaft richteten, zurück. Die Verbindung mit J. Monod, A. de Staël, S. Vincent, Maine de Biran, Guizot, 1807—1810 dem Haus-

lehrer seiner Söhne, kam ihm bei allen diesen Bestrebungen zu Statten. Endlich erwarb er sich ein großes Verdienst als Stifter der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Paris. Es fehlte nicht an Versuchen, ihn wieder in sein Vaterland zu verpflanzen. So wurde er 1813 zum Leiter der Kantonsschule in Aarau, 1816 an die Akademie von Lausanne berufen. Aber die Rücksicht auf den Wunsch seiner Gattin, die sich nicht von Paris trennen wollte, und die Angewöhnung an den Reiz des dortigen Lebens hielten ihn zurück. Auch 1824 konnte er sich nicht entschließen, einem Rufe als Professor der Dogmatik an der protestantischen Akademie in Montauban zu folgen. Ein Virtuose geistvoller Unterhaltung, fand er hohen Genuß im Verkehr mit den Größen der Wissenschaft und Kunst, die in der französischen Hauptstadt zusammenströmten. Im Sommer bewohnte er den Landsitz Belair, später das Schloß Talcy, unweit der Stadt Mer, das 1834 in sein Eigenthum überging. Mit der Schweiz blieb er durch mehrere Reisen und durch einen lebhaften Briefwechsel in beständiger Verbindung. Vor allen waren es C. F. Laharpe, Usteri und Rengger, mit denen er im regsten Gedankenaustausch stand. Sein Tod (27. März 1840) wurde von allen, die seinen Werth kannten, als ein schwerer Verlust empfunden.

Rudolf Luginbühl, Ph. Alb. Stapfer. Ein Lebens- und Culturbild. Basel 1887. Von demselben Gelehrten rühren die folgenden Ausgaben wichtiger Correspondenzen Stapfer's mit Freunden und Bekannten: Aus Philipp Albert Stapfer's Briefwechsel (vor allem bemerkenswerth der Briefwechsel mit Laharpe und Usteri), in den Quellen zur Schweizer Geschichte, herausg. von der allgem. geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Bd. XI, XII. 1891. — Briefe von J. G. Zimmermann, E. v. Fellenberg, S. Schnell, K. Schnell und G. L. Meyer v. Knonau an P. A. Stapfer (im Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern. Bd. XIII. 1890). — Vgl. außerdem: Der Kanton Aargau in den Jahren 1814 u. 1815 nach Briefen aus dem Nachlasse P. A. Stapfer's. Im Auftrage der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau herausgegeben von Rudolf Luginbühl. Aarau 1891. — Alexandre de Humboldt et Philippe Albert Stapfer par Rudolphe Luginbühl. (Aus der Denkschrift der histor. und antiquarischen Gesellschaft zu Basel zur Erinnerung an den Bund der Eidgenossen vom 1. August 1291.) Basel 1891. — Stapfer's Briefwechsel mit Rengger im Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger herausg. von F. Wydler. Bd. II. Zürich 1847. Stapfer's Gesandtschaftsberichte herausg. von Jahn: Bonaparte, Talleyrand et Stapfer. Zürich 1869. — Für die Zeit der Helvetik siehe, abgesehen von den bekannten allgemein geschichtlichen Werken: Amtliche Sammlung der Acten aus der Zeit der helvetischen Republik, herausg. auf Anordnung der Bundesbehörden, bearbeitet von J. Strickler. Bern 1886 ff. — Hilty, Oeffentliche Vorlesungen über die Helvetik. Bern 1878. — Leben der beiden Zürcherischen Bürgermeister David v. Wyß, geschildert von Fr. v. Wyß. Zürich 1884. 1886. — Ueber Religionsfreiheit in der helvetischen Republik. Rectoratsrede von E. Herzog. Bern 1884. Alfred Stern.

Stapfer: Wilhelm St., Organist in Solothurn, vorübergehend auch in Zug, † am 6. Januar 1616, ist Verfasser eines langen und öden Spieles: „Tragoedia von Erfindung deß Hailigen Fron-Creutzes, Wie auch deßen Erhöhung vß gutten alten Histori vnd geschichtschreibern colligirt zusammen gezogen; . . . vß dem Lateinischen in daß Teutsch Rhythmographice gestellt. Nachmals, durch ein Hochehrend vnd fromme Bürgerschafft daselbsten (in Zug) deß 1598. Jahrs den 14. Octobris peragiert vnd gespielt worden.“ (Handschrift in der Kantonsbibliothek Aargau, 1614 batirt.) In 2 Theilen und 16 in verschiedene Scenen zerfallenden Acten wird die ganze Legende von Adam und Seth bis Heracleus behandelt, ohne jede individuelle Ausführung, selbst in Teufels- und Henker-

scenen nur die traditionellen Derbheiten bietend. Es ist im wesentlichen nur eine bedeutende Erweiterung eines älteren „Heilig-Kreuz Spieles".

Bächtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz S. 386—388. Anm. 109. — Das ältere Spiel bei Keller, Fastnachtspiele, Nachlese Nr. 125. — Ueber die Legende s. Schröder, Vom Holte des heiligen cruzes, Einleitung S. 1. — Nestle, De sancta cruce. Berlin 1889. — Keller a. a. O. S. 122.

Alexander v. Weilen.

Staphorst: Nicolaus St., Kirchenhistoriker, geboren am 1. August 1679 in der Stadt Hamburg, Sohn eines Kaufmanns. Vorbereitet auf dem Gymnasium der Vaterstadt, studirte er Theologie in Rostock, wo er 1702 die Magisterwürde sich erwarb und darauf noch in Wittenberg. Am 22. März 1705 ward er zum Pastor an der St. Johanniskirche in Hamburg gewählt und von 1720 an verwaltete er zugleich das Amt eines Predigers am Zionhause daselbst. 1710 gab er neu heraus Joh. Schellhammer's geistreiche Schriften. Vorzugsweise beschäftigte ihn sein ganzes Leben hindurch die Geschichte der Kirche in seiner Vaterstadt, wofür er alles sammelte, was irgend zu haben war. Die Frucht dieser Bemühung war erst „Verzeichniß einiger zur Hamburger Kirchenhistorie gehörenden Urkunden, welche theils aus Reverendi Ministerii Actis, theils aus hiesiger Stadtbibliothek, theils von guten Freunden gesammelt". Hamburg 1720. Darnach folgte die Bearbeitung der Hamburgischen Kirchengeschichte: „Historia ecclesiae Hamburgensis diplomatica, d. i. Hamburgische Kirchengeschichte aus glaubwürdigen und mehrentheils noch ungedruckten Urkunden", Hamburg 1723 bis 1729, in 5 stattlichen Bänden und geht doch nur bis 1531. Die Vollendung des weitläuftig angelegten Werks war dem Verfasser nicht vergönnt. Collectaneen zur Fortsetzung fanden sich in seinem Nachlaß. Das Werk, so ausführlich, hat noch immer hohen Werth, besonders auch durch die vielen mitgetheilten historischen Urkunden. Außer diesem erschien noch von ihm: „Die Bekenntniß der Kirchen in Hamburg" 1728 und „Jährliche Gestalt des Hamburgischen Predigt-Amptes" 1728. Er starb am 7. Juli 1731.

Jöcher. — Moller, Cimbria litt. I, 654. — Janßen, Nachr. 128. 301. — Hamb. Schriftsteller-Lexikon VII, 280. Carstens.

Staphylus: Friedrich St., protestantischer Theologe, dann Convertit, † 1564. Die Bedeutung dieses Mannes liegt in seiner Königsberger und in seiner Ingolstädter Wirksamkeit; durch jene hat er als theologischer Professor und herzoglicher Rath von 1546 bis 1551 die Verhältnisse der eben gestifteten Königsberger Universität erheblich verschlechtert, durch diese von 1560—1564 als römisch-katholischer Streittheologe den Protestantismus bitter bekämpft. — St. stammt aus Osnabrück, wo sein Vater Lübeken Stapellage (woraus der Sohn „Staphylus" machte) Amtmann des dortigen Bischofs war; seine Mutter Anna, geborene Birkmann, gehörte einem angesehenen Danziger Geschlechte an. Früh verwaist, erfreute er sich besonders der Fürsorge seines Danziger Oheims, Eberhard Birkmann, welcher ihn mit sich auf Reisen nahm. So kam St. nach Danzig zu seinen Verwandten; von da begab er sich nach Littauen zu einem Vetter, wo er littauisch und russisch lernte (weshalb er später von Vielen für einen Littauer gehalten wurde). Die nächste Universität, welche er von hier aus zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung aufsuchen konnte, war Krakau; dort studirte er und bemächtigte sich gleichzeitig der polnischen Sprache. Durch Beziehungen zu einem Osnabrücker Landsmann, welcher in Italien lebte und später in die Dienste der Curie trat, gelang es St. sodann, von Krakau nach Padua überzusiedeln, wo er zwei Jahre Theologie und Philosophie studirte. 1533 kehrte er nach Danzig zurück; begab sich aber einige Jahre später nach Wittenberg, wo er volle zehn Jahre (bis 1546) den Studien oblag und (1541) als

Magister der freien Künste promovirte. Durch Melanchthon's Unterstützung wurde es ihm möglich, sich durch Unterricht diese lange Zeit hindurch seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Da er die Achtung und Liebe Aller, die ihn näher kennen lernten, sich zu erwerben wußte, so ist es nicht verwunderlich, daß Melanchthon ihn 1541, als er Magister geworden war, bei gegebener Gelegenheit dem Herzoge Albrecht von Preußen als einen „gottesfürchtigen, in christlicher Lehre wohl gelehrten und andern löblichen Künsten und Sprachen" erfahrenen Mann empfahl. Als darauf in Königsberg am 15. Mai 1545 der Professor der Theologie Stanislaus Rapagelanus starb, und der Herzog Albrecht selbst bei seinem Besuche in Wittenberg am 9. December 1545 über die Besetzung der Königsberger theologischen Professur mit Melanchthon und Anderen Rath pflog, müssen die Wittenberger Reformatoren den Magister Staphylus derartig empfohlen haben, daß seine Berufung nach Königsberg perfect wurde. Indeß machte sich St. zunächst nur auf kurze Zeit verbindlich; ja, er ließ sich in seinem Berufungsschreiben sogar die Zusage geben, daß er, falls im Lande Preußen Irrthümer in Religionssachen vorfallen würden, nicht mehr an den Dienst des Herzogs gebunden sein solle. Man fragt, woher diese Klausel? Wahrscheinlich floß sie nicht bloß aus dem Grunde, weil in Königsberg eine reformirte Partei das dortige lutherische Kirchenwesen bedrohte und, falls sie siege, die Lutheraner verfolgen würde, sondern vielmehr deshalb mag St. seine Thätigkeit für Königsberg nur verclausulirt versprochen haben, weil er innerlich bereits an der dogmatischen Uneinigkeit der Protestanten Anstoß nahm und den Rücktritt in die päpstliche Kirche sich offen halten wollte. Gehen wir seiner Königsberger Wirksamkeit nunmehr näher nach.

St. war, als er 1546 sein bortiges Lehramt antrat, in der öffentlichen Lehre noch Lutheraner, ja, ein so correcter, daß man Sätze der Concordienformel zu lesen meint, wenn man z. B. seine akademische Disputation von der Rechtfertigung („Disputatio de justificationis articulo", P. Tschackert, Urkundenbuch zur Ref.-Gesch. Preußens [1890] III, Nr. 2002) vor sich hat. („Est . . . justificatio: justitia Christi . . . omni credenti ad justitiam imputata, at non infusa", These 25 und 29; „fides nequaquam causa est merens (justificationis), quia simpliciter passive se habet fides", These 32 u. s. w.) Allein die Hoffnungen, welche Herzog Albrecht und die Wittenberger Gönner auf St. gesetzt hatten, rechtfertigte er durchaus nicht: auf dem Katheder verstand er, wie sein damaliger Zuhörer Martin Chemnitz berichtet, weder gründlich noch bestimmt vorzutragen, und schon nach zwei Jahren hatte er seine Lehrthätigkeit in Königsberg so satt, daß er Michaelis 1548 nicht mehr zur Wiederaufnahme seiner Vorlesungen zu bewegen war. Dazu kam, daß St. durch einen Streit mit Gnapheus, dem berühmten holländischen Humanisten, der damals in Königsberg als Leiter eines Pädagogiums und als außerordentlicher Professor an der Universität wirkte, aber auf diesen Streit hin aus der Kirche ausgestoßen und aus dem Lande Preußen vertrieben wurde, an der Universität geradezu sich unmöglich machte. Dieser Streit, welcher kirchengeschichtlich dadurch interessant ist, daß hier zum ersten Male ein lutherisches Kirchenregiment eine feierliche Excommunication nach Analogie des römischen Excommunicationsverfahrens vollzog, ist ausführlich nach den Quellen erzählt bei P. Tschackert, Urkundenbuch u. s. w. (1890) I, S. 329—336. Wir heben hier nur das für St. Charakteristische heraus. Gnapheus, der geistvolle, aber dogmatisch überhaupt nicht interessirte Pädagoge, hatte in Königsberg viele Neider und Feinde; am meisten scheinen ihm die angestellten ordentlichen Professoren, unter ihnen obenan St., Schwierigkeiten bereitet zu haben. So sollte er 1546, obgleich er bereits seit 1541 daselbst wirkte, zur Abhaltung einer öffentlichen Disputation gedrängt werden, als ob er sich

erst jetzt als akademischer Lehrer zu legitimiren hätte. Er kam dem Drängen aber nach. Um die ihm unterstellte Jugend zum theologischen Studium anzuregen, wählte er dafür das Thema „de scripturae sacrae studio". Diese Thesen handeln von der Nothwendigkeit der Gottes- und Selbsterkenntniß, und daß man diese nur der heiligen Schrift entnehmen könne. Auf Veranlassung des St. aber wurden diese Thesen vom Senate der Universität abgelehnt, weil Gnapheus kein Recht habe, theologische Disputationen zu halten. Das bot man dem Manne, welcher seit Mai 1545, wo der Vorgänger des St. starb, bis zur Ankunft des St., Sommer 1546, aushülfsweise theologische Vorlesungen gehalten hatte! Darauf hin ließ Gnapheus diese Thesen fallen und schrieb andere „de discrimine coelestis doctrinae et philosophiae". Ueber diese disputirte er wirklich und verfocht darin den Gedanken, daß zwar ein wesentlicher Unterschied zwischen Philosophie und evangelischer Wahrheit bestehe, und beide deshalb nicht mit einander vermischt werden dürften, daß aber die Philosophie, weil ihr die rechte Gotteserkenntniß fehle, auf die Religion angewiesen sei. Obgleich diese Thesen, wie selbst Melanchthon und Joachim Camerarius später dem Sabinus bezeugten, nichts Anstößiges enthielten, wurde doch Gnapheus bei dem Herzoge der gröbsten religiösen Irrthümer, ja sogar der Verspottung der Sacramente beschuldigt, so daß er selbst die Entscheidung des Fürsten in dieser Sache anrief. So kam es zu einer ketzerrichterlichen Verhandlung gegen ihn. Dr. theol. Brießmann, welcher als „Präsident des samländischen Bisthums" damals die bischöfliche Amtsgewalt hatte, leitete den Proceß; ein ungenannter Autor — es war kein anderer als St. selbst — formulirte „acht Anklageartikel". Das Resultat des Processes aber war die feierliche Excommunication des Gnapheus durch Brießmann am 9. Juni 1547 und seine Austreibung aus dem Lande Preußen durch den Herzog. Dieser hat später die Schmach, welche man Gnapheus angethan hatte, wieder auszulöschen gesucht und mit dem schwer geprüften Gelehrten sich versöhnt; aber auf St. bleibt die Schmach sitzen, daß er, der innerlich bereits stark katholisirte, aus Eifersucht und Streitsucht dahin gewirkt hat, daß der angesehene College wegen theologischer Haarspaltereien Amt und Brot verlor. Daß St. schon damals innerlich vom Lutherthum sich abwandte und dem römischen Sacramentsbegriff zustimmte, ersieht man aus einer Gegenthese, welche er gegen Gnapheus geschrieben hat; da sagt er „coena dominica est efficax et verum corpus et sanguis Christi, etiamsi participantium credat nemo"; — also das Sacrament eine rein äußerliche Handlung, actio externa! Dazu paßt dann als Voraussetzung der Begriff der Kirche als äußerlicher Sacramentsanstalt. (Vgl. Tschackert a. a. O. I, 332.) In der Gunst des Herzogs hatte sich St. aber sicher zu erhalten gewußt; noch am 21. October 1548 wünschte der Fürst, daß der Senat der Universität mit St. verhandele, um ihn zur Fortsetzung der theologischen Vorlesungen zu bestimmen. Das war aber vergeblich; doch blieb St. zunächst als „Rath" im Dienste des Herzogs, bis der osiandristische Streit ihm den Aufenthalt in Königsberg verleidete. Er verließ 1551 Königsberg für immer und siedelte 1552 (nicht schon 1551) nach Breslau über, wohin er schon seit 1549, als er dort am 29. October 1549 die Tochter des lutherischen Reformators Heß, Namens Anna, geheirathet hatte, Beziehungen unterhielt. Auf der Reise dahin verblieb er den Winter 1551 zu 1552 in Danzig und schrieb hier bereits vom Standpunkte der römisch-kirchlichen Tradition eine Gegenschrift gegen Osiander, welche unter dem Titel „Synodus sanctorum patrum antiquorum contra nova dogmata Andreae Osiandri" in Nürnberg 1553 ans Licht trat; in ihr bekämpfte er bereits die evangelische Lehre von der perspicuitas scripturae sacrae und forderte an ihrer Statt eine authentische kirchliche Auslegung der Bibel. So ist es denn nunmehr nicht auffällig, daß der Mann, welcher in seinem

Denken zur römischen Kirche gehörte, auch äußerlich den Schritt that, durch welchen er seine Zugehörigkeit zu ihr documentirte. Von schwerer Krankheit befallen, empfing er in Breslau gegen Ende des Jahres 1552 das Abendmahl nach römischem Ritus, unter einer Gestalt, aus den Händen eines Geistlichen am dortigen Dom; ein Bekenntniß, das er dabei ablegte, verschaffte ihm völlige „kirchliche Rehabilitation“. Nach seiner Genesung trat er in die Dienste des Bischofs von Breslau und wirkte in Neiße, der Residenz des Bischofs, für Schulzwecke, wurde 1554 von Ferdinand I. zum „Rath“ ernannt und in kirchlichen Ausgleichsverhandlungen als theologischer Geschäftsträger vielfach verwandt. Auch der baierische Herzog Albrecht V. bediente sich seiner Dienste zu ähnlichen Zwecken, und dem Salzburger Erzbischofe Martin und dem Augsburger Bischofe Cardinal Otto stand St. nahe. Begreiflich, daß diese Würdenträger in diesem Convertiten ein hochwichtiges Werkzeug für die Auseinandersetzungen mit dem Protestantismus erblickten und ihn für Höheres ausersahen. Durch Vermittlung solcher Kreise kam es, daß St. durch den Salzburger Bischof in besonderem päpstlichen Auftrage, nachdem er sich selbst wegen seines ehelichen Standes um Dispens an den Papst gewandt hatte, zum Doctor der Theologie promovirt wurde (1559, 19. Mai). Der Herzog Albrecht von Baiern aber berief ihn auf Wunsch des Jesuiten Canisius an die Universität zu Ingolstadt mit Lehrauftrag für Geschichte und Humaniora, aber auch für Theologie. Feierlich mit 60 Pferden eingeholt, zog St. im Mai 1560 in Ingolstadt ein. Die Bedenken, welche die theologische Facultät daselbst gegen die Zulassung eines beweibten Laien zu theologischen Vorlesungen hegte, wurden mit der päpstlichen Dispensation beschwichtigt. Der eigentliche Zweck der Berufung des St. nach Ingolstadt war aber die im jesuitischen Sinne zu betreibende Reorganisation der Universität. Dazu wurde St. noch in demselben Jahre zum Superintendenten (Curator) derselben ernannt, und nun begann die jesuitische Reaction, obgleich die in ihren Privilegien verletzte Universität sich aufs äußerste dagegen widersetzte. Auch auf Kaiser Ferdinand's Verhältniß zum Trienter Concil hat St. einen nicht unwesentlichen Einfluß ausgeübt, und selbst einmal für die Curie (1561) ein Gutachten, welches das Trienter Concil betraf, abfassen müssen. Hierbei war er es, der die Erlaubniß des Laienkelches und der Priesterehe als die wichtigsten Zugeständnisse bezeichnete, durch deren Gewährung die Gemüther in ketzerischen Gegenden Deutschlands beruhigt werden würden.

Dem Protestantismus gegenüber ist St. in seinen zahlreichen Streitschriften nicht müde geworden, die Unsicherheit und Zwiespältigkeit desselben darzuthun; aber eine innerlich religiös gegründete Position hat er ihm nicht gegenübergestellt. Er hat sich in den Schutz der römischen Kirche geflüchtet, unter deren Autorität er sich geborgen fühlte; und so fanatisch war er ihr ergeben, daß er in seinem von Ferdinand im Juli 1563 bestätigten Testamente seine eigenen Kinder mit Enterbung bedrohte, falls sie vom katholischen Glauben abträten. Wie seine Lebenslaufbahn seit 1553 zeigt, hat es ihm an Aufmunterung und Anerkennung von Seiten der römischen Priester und Fürsten nicht gefehlt: im J. 1562 sandte ihm der Papst einmal durch den Cardinal Carlo Borromeo ein Gnadengeschenk von 100 Gulden; in demselben Jahre erhob ihn Kaiser Ferdinand in den Adelstand, und der Herzog von Baiern belehnte ihn 1563 mit dem Hahnhof in Ingolstadt. In diesem Jahre aber erkrankte er schwer zu Innsbruck, wo er sich lange Zeit in der Nähe des Kaisers aufhielt, erholte sich nur vorübergehend und starb am 5. März 1564 zu Ingolstadt.

In den „Unschuldigen Nachrichten“, Jahrgang 1716, findet sich sein Bild (mit der Jahreszahl „1565“); es zeigt ihn als älteren Mann mit weichem

Gesichtsausdruck und vollem Barte, im Ornat eines katholischen Geistlichen mit einem Barett auf dem Haupte. Darunter die Unterschrift:

„Staphil war erst ein luttrisch Man,
„Darnach nam er das Papstthum an —
„Verleugnet Christum und sein Wort —
„Kam an Iscariotes Ort —
„Tät's Christentum schändlich verlign —
„Ist sein Staffl in die Hell gestign. —

Staphylus' Frau, die ihm in Breslau 1552 ihren ersten Sohn geboren hatte, starb ebenfalls 1564, 36 Jahre alt.

Als das geistige Vermächtniß des St. darf nach W. Möller's Ansicht eine erst nach seinem Tode herausgekommene Schrift gelten, die den Titel führt: „Von dem letzten und großen Abfall, so vor der Zukunft des Antichrist geschehen soll" (Ingolstadt 1565, 4°, lateinisch 1569). Dieser „Abfall" sei das Lutherthum, weil es vom Papst abgefallen ist. Das Papstthum aber habe alle Väter, Concilien und Akademien auf seiner Seite; bei ihm sei die wahre Kirche, während die Protestanten über ihrem Gewirr von Privatmeinungen nicht zu kirchlicher Einheit kommen. Ein Verständniß für die in der Reformation wirksam hervorgetretenen religiösen Factoren hat St. nie besessen, wohl aber hat er nicht unterlassen, die epicureische Sicherheit anzuklagen, in welcher sich katholische Prälaten und Mönche auch dann noch wiegten, als ihre Existenz aufs höchste bedroht war.

Die übrigen Werke des St., welche außer den oben genannten noch in Frage kämen, finden sich angeführt in dem Artikel W. Möller's über St. in Herzog's Realencyklopädie, 2. Aufl., Bd. 14 (1884) S. 610 ff. — Eine Sammlung der Werke des St. erschien 1613 zu Ingolstadt in einem Foliobande unter dem Titel: „F. Staphyli . . . libelli in unum volumen digesti". —

Ueber St. handelt eine Vita des St. von seinem Sohne vor der eben erwähnten Gesammtausgabe der Werke. — Strobel, Nachricht von dem Leben und Schriften F. Staphyli in s. „Miscellaneen" I (1778) 3 ff. — W. Möller in dem eben citirten Artikel der Herzog'schen R.-E. — P. Tschackert, Urkundenbuch zur Ref.-Gesch. des Herzogthums Preußen I (1890) 294 ff. und III (1890) an mehreren Stellen (vgl. die Register daselbst).

P. Tschackert.

Stappen: Crispinus de St. (Fétis nennt ihn fälschlich mit Vornamen Corneille; in alten Drucken auch nur Crispinus ohne Zunamen gezeichnet), war ein niederländischer Componist des 15.—16. Jahrhunderts, über dessen Leben wir zwar keine Nachricht haben, von dem sich aber in den Petrucci'schen Sammelwerken von 1503 6 Gesänge, geistlichen und weltlichen Charakters, erhalten haben (siehe Eitner's Bibliographie S. 865). Ambros scheint einige derselben in Partitur gekannt zu haben und sagt über ihn (Bd. III, S. 257): „das Wenige genügt, in ihm mindestens einen wohlgeschulten Musiker zu erkennen".

Rob. Eitner.

Stapß: Friedrich St. (auch Staps geschrieben), bekannt durch seinen Versuch den Kaiser Napoleon I. zu ermorden, war am 14. März 1792 zu Naumburg a. d. Saale geboren. Sein Vater war dort Prediger an der Kirche zu St. Othmar; seine Mutter, eine geborene Wislicenus, war die Tochter eines Predigers. Als kleiner Knabe zeigte Friedrich St. große Neigung für den Beruf seines Vaters, das Predigen war der Gegenstand seiner kindlichen Spiele. Die Lust verlor sich als er älter wurde, seine Vorliebe wendete sich dem Kaufmannsstande zu. Mit Ernst und Ausdauer war er bestrebt, sich die für diesen besonders nützlichen Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben, so daß er gut vorbereitet im Mai 1806 als Lehrling in der Fabrik von Rothstein, Lentin und

Compagnie in Erfurt die erwählte Laufbahn betreten konnte. Er widmete sich ihr mit gutem Erfolge, daneben trieb er Sprachen, Geschichte, Zeichnen und Musik, auch versuchte er sich als Dichter. Sein ganzes Wesen zeigte nichts Ueberspanntes, auch keine Unzufriedenheit mit den bestehenden politischen Verhältnissen, zu deren Aeußerung die Fürstenversammlung zu Erfurt, welche in die Zeit von Stapß' dortigem Aufenthalte fiel, sehr wol den Anlaß hätte geben können. Er war bei aller Welt beliebt und schien durchaus zufrieden zu sein. Den Geschicken der österreichischen Waffen im Jahre 1809 war er mit regem Interesse gefolgt, ohne aber über ihr endliches Mißgeschick besondere Trauer an den Tag zu legen. Da verschwand er am 24. September 1809 plötzlich aus Erfurt; seine Spur war verloren, bis er am 12. October im Vorhofe des Schlosses von Schönbrunn bei Wien erschien. Ein am 20. September an seine Eltern geschriebener Brief theilt diesen mit, daß er gehe „um zu vollbringen, was ihm Gott geheißen, was er Ihm fürchterlich heilig geschworen habe zu vollbringen". Was es war, sagte er nicht, deutete es auch nicht an; er war überzeugt, daß er seinen Zweck erreichen werde, daß er aber das eigene Leben zum Opfer bringen müsse. An jenem 12. October hielt Napoleon, wie er häufig zu thun pflegte, eine Parade ab, zu welcher viele Schaulustige zusammengeströmt waren. Der Kaiser war zu Fuß, Berthier und Rapp befanden sich in seiner Nähe. Da drängte sich in auffälliger Weise ein junger Mann an ihn heran, der, als er zum zweiten Male versuchte sich dem Kaiser zu nähern und von welchem man glaubte daß er ein Gesuch vorbringen wolle, der Wache übergeben ward. Man fand bei ihm ein scharf geschliffenes Küchenmesser, dem einige Bogen graues Papier, mit Bindfaden umwunden, als Scheide dienten. Auf Befragen erklärte er, daß er damit den Kaiser habe ermorden wollen. Auf weitere Fragen verweigerte er die Auskunft mit dem Hinzufügen, daß er nur dem Kaiser Rede und Antwort stehen könne. Dieser ließ ihn vor sich bringen. St. wiederholte seine Erklärung, daß er ihn habe ermorden wollen, weil Napoleon das Unglück seines Vaterlandes sei und weil er die Ueberzeugung hege, durch seine That dem letzteren und ganz Europa den größten Dienst zu erweisen; er sei weder krank noch wahnsinnig und wisse nicht was ein Illuminat sei; er wolle keine Gnade und fühle nichts als die tiefste Betrübniß, daß sein Vorhaben mißlungen sei; wenn er in Freiheit gesetzt würde, so werde er den Versuch wiederholen. Umsonst versuchte man mehr aus ihm herauszubringen und Mitschuldige oder Anstifter zu entdecken, die in der That nicht vorhanden waren. — St. wurde am 16. October 1809 zu Schönbrunn erschossen. Er starb mit den Worten: „Es lebe die Freiheit! Es lebe Deutschland! Tod seinem Tyrannen!" — Auf Napoleon machten die Unterredung mit St. und sein Vorhaben einen tiefen Eindruck. Er sah darin die Ergebnisse des Illuminatenthums, welches die Gemüther in Deutschland beherrsche, und witterte eine weitverzweigte Verschwörung. Die nächste Folge war, daß er Champagny befahl, die Friedensunterhandlungen mit Oesterreich, deren Fortschreiten er bis dahin selbst gehemmt hatte, zu beschleunigen. Daher wurde bereits am 14. October der Friede von Schönbrunn unterzeichnet.

Friedrich St. Eine Biographie aus den hinterlassenen Papieren seines Vaters. Berlin 1843 (vgl. hierzu Historisch-politische Blätter, 1844, XIV, 148—171). B. Poten.

Star: Dirk van St. (oder Staren), trefflicher holländischer Kupferstecher, dessen wirklicher Name, Geburts- und Sterbejahr unbekannt ist. Er arbeitete 1520—1550 (diese Jahreszahlen kommen auf seinen Blättern vor) und den Namen vermuthet man in seinem Monogramm suchen zu müssen, da er seine Blätter mit einem Stern (holl. Star) zwischen D und V bezeichnete. Oesters

hat er zur Jahreszahl das Datum hinzugefügt. Paul Behaim in seinem in Berlin aufbewahrten handschriftlichen Katalog bringt das Zeichen und erklärt es mit: Dietrich van Stern. Es sind bis jetzt 24 Blätter von seiner Hand bekannt, welche biblische Historien, Heilige und Mythologisches darstellen. Ein Hauptblatt ist die Sündfluth, vom Jahre 1544, eine figurenreiche Composition. Sehr schön sind die beiden Blätter, St. Lucas, die Madonna malend, und St. Bernhard, die Madonna verehrend, beide im reichsten Renaissancestil. Alle seine Arbeiten, und die genannten insbesondere, erinnern an die Kunstweise des Lucas von Leyden, und es ist eine Beziehung zwischen beiden als sicher anzunehmen. Von ihm ist auch eine Radirung bekannt, die einen betrunkenen Tambour darstellt. Möglich, daß unser Künstler mit Dirk van Star, einem Glasmaler, identisch ist, der seit 1520 in Antwerpen arbeitete und den auch Dürer lobt. In Frankfurt a. M. befinden sich von ihm Zeichnungen, die offenbar für Glasbilder als Vorlagen dienten. In Braunschweig ist eine Zeichnung „Bileam's Esel", mit Feder und Sepia.

Siehe: Bartsch VIII. — Passavant III. — Kramm. — Wessely, Geschichte der graph. Künste. Wessely.

Starck: Rupert St., geboren zu Salzburg im J. 1700, † im Stifte zu Admont im J. 1760, Benedictiner dieses Stifts und von 1744—1749 Professor des canonischen Rechts in Salzburg. Schrift: „Judex ecclesiasticus ordinarius. Ad Tit. 31. libri I. decr. de officio et pot. iud. ord., cum concurrentibus. Salzburg 1748. 4.

Siebenkees, Jur. Mag. I, 521. v. Schulte.

Starck: Johann Friedrich St., lutherischer Pfarrer und Consistorialrath zu Frankfurt a. M., Verfasser des Gebetbuches „Tägliches Handbuch in guten und bösen Tagen", eines unter dem evangelischen Volke außerordentlich verbreiteten Buches. Es zeichnet sich durch seine volksthümlichen, innigen Betrachtungen und Gebete aus. St. hat noch viele religiöse Schriften, z. B. „Betrachtungen auf alle Tage" geschrieben, auch an tausend Kirchenlieder gedichtet, von denen jedoch nur wenige Aufnahme in Gesangbücher gefunden haben. Er steht auf dem Bekenntnißgrunde der lutherischen Kirche. Er ist am 10. October 1680 zu Hildesheim geboren, woselbst sein Vater Johann Oyer St. das Bäckerhandwerk betrieb. Er war durch Kriegsläufte aus seiner Vaterstadt Frankfurt dahin verschlagen worden. Die Eltern hatten im Sinne, ihn ein Handwerk lernen zu lassen, aber der schon herangewachsene Knabe zeigte keine Lust dazu, sondern äußerte dringend den Wunsch, zu studiren. Er besuchte dann mit Uebereinstimmung seiner Eltern das Gymnasium zu Hildesheim. Zwei mit ihm nahe verwandte Frankfurter Pfarrer, Starck und Johann Balthasar Ritter, wünschten, ihn mehr in der Nähe zu haben, um ihm mit Rath und That beizustehen. Im J. 1702 bezog er deshalb die Universität Gießen. Damals zeichnete sich diese Hochschule durch entschieden christlich gesinnte und berühmte Lehrer aus; namentlich finden wir als solche die Professoren May und Lange. Der auserwählte Theolog Philipp Jacob Spener, einst Pfarrer in Frankfurt, hatte auch auf die Gießener Professoren Einfluß gewonnen. Wie Spener, so hielten auch diese gläubigen Professoren Privaterbauungsstunden. St. besuchte sie mit reichem Gewinn für sein Inneres. Als er seinen Frankfurter Verwandten die Mittheilung machte, er möchte gerne die Universität Straßburg besuchen, riethen sie ihm, lieber nach Frankfurt zu kommen. Hier versah er zuerst in Sachsenhausen, dann in Frankfurt selber die Stelle eines Hauslehrers. Im Frühling 1707 wurde er nach wohlbestandenem Examen unter die Frankfurter Candidaten aufgenommen und hatte im Armen- und Waisenhaus zu predigen. Ganz unerwartet erging von Genf aus der Ruf an ihn, das Diakonat an der deutschen

Kirche daselbst zu übernehmen. Er erkannte darin einen Ruf vom Herrn und langte im November 1709 bei seiner Gemeinde an. Ueber zwei Jahre verwaltete er mit Treue und Geschick sein Amt. Wir begegnen ihm auf seiner Rückreise zuerst in Paris. Er hatte sich nämlich in Genf die französische Sprache so angeeignet, daß er darin mit Leichtigkeit und Geschick predigen konnte. In Paris beschäftigte er sich viel mit den daselbst aufgehäuften gelehrten Schätzen und knüpfte mit berühmten Gelehrten und Rednern persönliche Verbindungen an. Doch zog es ihn nach Frankfurt, besonders deshalb, weil nach dem Tod des deutschen Kaisers Josef I. gerade in Frankfurt, dem Wahlort der deutschen Kaiser, die neue Wahl stattfinden sollte. Er wollte sich die mit der Wahl verbundenen Festlichkeiten ansehen. Er trat nun wieder sein Amt im Armen- und Waisenhause an und verband damit die Stelle eines Hauslehrers bei den Söhnen des Stadtschultheißen Johann Christoph v. Ochsenstein. Da geschah es, daß zu Sachsenhausen eine Pfarrstelle zu besetzen war. Seine Predigt machte einen solch tiefen Eindruck, daß er zum Pfarrer ernannt wurde. Acht Jahre lang arbeitete er mit großem Erfolg in Sachsenhausen. Doch die Frankfurter zogen ihn in die Stadt. Daselbst durchlief er die verschiedenen Stufen der pfarramtlichen Thätigkeit. Namentlich rühmte man ihn als Hospitalpfarrer. Er arbeitete daselbst in großem Segen, besonders hob man hervor, daß er mit nachdrücklichem Einflusse an Verbrechern, die zur Hinrichtung bestimmt waren, wirkte. Im J. 1742 wurde er Consistorialrath. Schon vor 25 Jahren war er in den Ehestand getreten mit Katharina Reuß, der Tochter eines Frankfurter Kaufmanns. Von seinen 7 Kindern überlebten ihn nur 2 Söhne, von welchen der eine Rechtsgelehrter, der andere (Johann Jacob St., bekanntlich Oheim von Goethe) Pfarrer in Frankfurt war. St. verwaltete sein Pfarramt nicht bloß nach den vorgeschriebenen Dienstpflichten, sondern er richtete nach der Art Spener's Erbauungsstunden ein zur Weiterförderung im Christenthum. Ueber 30 Jahre hielt er nach dem Gottesdienst einen erbaulichen Vortrag, welcher von ernst gesinnten Seelen mit Segen benützt wurde. Jedoch nicht alle, welche die Kirche, besuchten, waren mit dieser besonderen Art der Arbeit einverstanden. Er ging ihnen, wie sie meinten, zu weit, während andere hochmüthige Geister behaupteten, er gehe nicht weit genug, und sich deshalb von den Gnadenmitteln der Kirche, von dem Wort und den hl. Sacramenten, lossagten. Wie wir schon wissen, stand er in seinem Herzen in dem Bekenntniß der lutherischen Kirche, und von da aus kämpfte er in einigen Schriftchen gegen diese Separatisten. Vgl. darüber Walch, Einl. in die Religionsstreitigkeiten der evangelisch-lutherischen Kirche V, 1078—1085. Der Herr der Kirche hatte ihm in reichem Maße die Gabe verliehen, die Sünder zur Buße zu rufen, während sein geistvoller Mitarbeiter, Fresenius, besonders das verstand, die erweckten Seelen weiterzufördern. Doch wissen wir aus Starck's Schriften, daß er auch ein Meister war im Trösten. Er war aber nicht bloß ein treuer Arbeiter in seinem Amte, sondern zierte dasselbe auch durch einen musterhaften Lebenswandel. Während er in seiner Jugend mehr oder weniger mit Armuth zu kämpfen hatte, hatte ihn Gott in seinem Amte mit den Gütern dieser Welt reich gesegnet, welche er zum Dienst armer und kranker Leute benutzte. Im Frankfurter Armenhaus traf jedes Jahr ein Geschenk von 500 Gulden ein mit der Unterschrift: „Von einer Gott liebenden Seele.“ Erst nach seinem Tode erfuhr man, daß St. der Uebersender war. Während er in seinem bisherigen Leben sich nur der Gesundheit erfreuen konnte, ergriff ihn im J. 1755 eine Lungenentzündung. Obwohl er hergestellt schien, hatte er im Juni des folgenden Jahres heftige Fieberanfälle, und er hatte das Gefühl, daß sein Ende wohl bald kommen werde. Noch in diesem Monat ließ er sich nach einer herzlichen Beichte von seinem Beichtvater das hl. Abendmahl reichen. Als

ihn 3 Tage vor seinem Tod sein Seelsorger fragte, was er denn mache, antwortete er: „Ich bin allein mit dem alleinigen Gott beschäftigt.“ Seinen Leichentext hatte er mit Bezug auf seinen Namen selbst gewählt, er steht Psalm 28, 7. Er verschied am 17. Juli 1756 im Alter von 75 Jahren.

Die Frankfurter Originalausgabe des Handbuchs (besorgt von seinem Sohn Johann Jacob St.), sowie die Ausgabe Basel 1870 durch den Unterzeichneten. Ledderhose.

Starck: Johann August St., evangelischer Theolog, † 1816. — St. wurde am 29. October 1741 zu Schwerin in Mecklenburg geboren, wo sein Vater Prediger war. Die erste Erziehung erhielt er im elterlichen Hause und in den Lehranstalten seiner Vaterstadt, seine Studien aber machte er in Göttingen, wo er sich der Theologie und den orientalischen Sprachen widmete. 1763 finden wir ihn als Lehrer in Petersburg, 1765 auf einer Reise nach England, von da wandte er sich nach Paris, wo er eine Anstellung an der königlichen Bibliothek fand und als Interpret orientalischer Handschriften ein Gehalt von 1000 Livres bezog. In dieser Stellung erhielt er 1766 von der philosophischen Facultät in Göttingen die Magisterwürde, wurde noch in demselben Jahre Conrector zu Wismar. Geheime Angelegenheiten aber trieben ihn, wie man glaubte, zwei Jahre später wieder nach Petersburg. Doch blieb er dort nicht lange; denn 1769 wurde er außerordentlicher Professor der morgenländischen Sprachen zu Königsberg. Hier erhielt er 1770 die Stelle des zweiten Hofpredigers und wurde 1772 Mitglied der theologischen Facultät als vierter ordentlicher Professor derselben; 1773 promovirte er als Doctor der Theologie; drei Jahre später wurde er Oberhofprediger und dritter Professor der Theologie. St. hatte sich bis dahin als Vertreter freimaurerischer Neologie hervorgethan und war dadurch auf altgläubiger Seite, besonders bei mehreren seiner Collegen, auf heftigen Widerstand gestoßen; einer von ihnen, der Professor Bock, hatte ihm sogar die Benutzung seltener Handschriften der königlichen Bibliothek, die er begehrte, verweigert. Da verließ St. Königsberg 1777 und nahm eine Stelle als Professor der Philosophie an dem akademischen Gymnasium zu Mitau an. Dort schrieb er in den Jahren 1778 bis 1781 seine „Apologie des Ordens der Freimaurer“ (Berlin 1778, 8°) und ebenfalls als Tendenzschrift zu Gunsten des Freimaurerordens die „Geschichte der christlichen Kirche des ersten Jahrhunderts“ (Berlin 1779—1780, 3 Bde., 8°) sowie „Freimüthige Betrachtungen über das Christenthum“ (Berlin 1780, 8°; 2. Aufl. 1781, 8°). 1781 begegnet uns St. als Oberhofprediger und Consistorialrath in Darmstadt. Längst war er indeß durch seine Beziehungen zu Katholiken und Freimaurern in den Verdacht der Theilnahme an geheimen Verbindungen und des Kryptokatholicismus gerathen, und besonders von Seiten der Berliner Aufklärer traten diese Beschuldigungen seit 1786 öffentlich hervor. Als Antwort darauf erschienen 1787 und 1788 die drei Theile seiner Schrift „Ueber Kryptokatholicismus, Proselytenmacherei, Jesuitismus, geheime Gesellschaften und besonders die ihm selbst gemachten Beschuldigungen“ (Frankf. a. M. 1787, 2 Bde., 8°; „Nachtrag“ dazu, auch unter dem Titel „Ueber Katholicismus u. s. w.“, 3. Bd., Gießen 1788, 8°). Es erschienen mehrere Schriften für und wider ihn; er behauptete sich aber nicht bloß in seiner amtlichen Stellung, sondern stieg auch noch in der Gunst seines Hofes; 1807 erhielt er von seinem Landesherrn das Großkreuz des Ludwigsordens, 1811 das Adelsdiplom. Am 3. März 1816 starb St. im 76. Lebensjahre. Der Verdacht des Kryptokatholicismus blieb aber auf ihm sitzen, zumal seine im J. 1809 herausgegebene Schrift „Theodul's Gastmahl“, die 1821 in sechster Auflage erschien und in welcher er einer Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionsparteien das Wort redete, eine ausdrückliche Empfehlung des Katholicismus enthält.

Starck's wichtigste Schriften sind bereits angeführt. Wir erwähnen hier noch aus seinen zahlreichen Arbeiten folgende: „Commentationum et observationum philologico-criticarum vol. I“ (Regiomonti 1769, 8⁰), seine Habilitationsschrift; „Antrittspredigt zum Hofpredigeramt“ (Königsberg 1770, 8⁰); „Dissertatio inauguralis de usu antiquarum versionum Scripturae Sacrae interpretationis subsidio“ (ibid. 1773, 4⁰), seine Promotionsschrift als Dr. theol.; „Hephästion“ (Königsberg 1775, 8⁰, 2. Aufl. 1776), eine Tendenzschrift, um für seine kirchlichen Pläne Propaganda zu machen, die zwei Gegenschriften („Antihephästion“ und „Briefe über den Hephästion“) hervorrief und das Königsberger Consistorium veranlaßte, den Professor Starck bei Friedrich II. anzuklagen, worauf dieser indeß, wie zu erwarten war, nicht Rücksicht nahm. „Antrittspredigt zum Oberhofpredigeramt“ (Königsberg 1776, 8⁰); „Neujahrs- und Abschiedspredigt“ (ebendas. 1777, 8⁰); „Ueber den Zweck des Freimaurerordens“ (ebendas. 1781, 8⁰); „Ueber die alten und neuen Mysterien“ (ebendas. 1781, 8⁰; 2. Aufl. ebendas. 1817, 8⁰); „Versuch einer Geschichte des Arianismus“ (ebendas. 1783—1785, 2 Thle., 8⁰); „Geschichte der Taufe und Taufgesinnten“ (ebendas. 1789, 8⁰). Außerdem mehrere Programme in lateinischer Sprache und minder bedeutende deutsche Streitschriften. Das vollständige Verzeichniß seiner Schriften s. bei Doering (s. unten).

Das Bildniß Starck's, gestochen von Küttner, befindet sich vor dem dritten Bande seiner „Geschichte der christlichen Kirche“ (Berlin 1780).

Vgl. Heinrich Doering, Die gelehrten Theologen Deutschlands im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert IV, 300—304. Neustadt a. d. O. 1835.

P. Tschackert.

Starck: Kaspar Heinrich St. (nach Meusel's Schriftstellerlexikon XIII, 294 „Starke“ zu schreiben), lutherischer Prediger, † 1750. St. erblickte das Licht der Welt in Lübeck am 15. Mai 1681, wurde vorgebildet in seiner Heimath und machte seine Studien seit 1698 zu Wittenberg und 1701 in Leipzig. Seit 1708 wirkte er als Pastor zu Siebenbäumen bei Lübeck im Herzogthum Lauenburg und blieb zeitlebens in dieser Stellung, fast 42 Jahre lang. Er starb am 17. Februar 1750. — St. stand im pietistischen Zeitalter auf dem Standpunkte lutherischer Gläubigkeit. Von seinen zahlreichen Schriften verdienen die historisch-gelehrten für ihre Zeit Beachtung. Wir nennen daraus:

„Nova litteraria maris Balthici et Septentrionis collecta Lubecae 1705“ (Lubecae et Hamburgi, 4⁰), eine gelehrte Monatsschrift, die er von 1705—1708 herausgab; „Dissertatio epistol. de claris Godofredis, ad Godofredum a Wedderkop“ (Lubecae 1708, 4⁰); „De marginali b. Lutheri in Proverb. XXX, 10 glossa: „Nichts liebers ist auf Erden, denn Frauenliebe, wems kann werden“ (ibid. 1708, 4⁰); „Kurzgefaßte Lebensbeschreibung der Lübeckischen Superintendenten, seit der Reformation Lutheri bis auf gegenwärtige Zeiten, davon der erste Theil vorstellet Herrn M. Hermann Bonnum. Alles aus theils gedruckten, theils ungedruckten Urkunden, Documenten und Acten, mit denen dahin gehörigen Beylagen ausgefertiget“ (Lübeck und Leipzig 1710, 8⁰); „Lubeca Lutherano-Evangelica oder der kaiserl. freyen und des Heil. Röm. Reichs Hansa- und Handelsstadt Lübeck Kirchengeschichte“ (I. Bd. [bis 1634], Hamburg 1724, 4⁰, nebst 4 Kupfertafeln). Die Fortsetzung dieses Werkes, den 2. und 3. Band, hat St., wie Meusel (s. unten) berichtet, handschriftlich hinterlassen.

Außerdem verfaßte St. eine ganze Anzahl theologischer Schriften, theils praktisch pastorale, zur Erbauung seiner Gemeinde oder zur Stärkung des lutherisch-kirchlichen Bewußtseins überhaupt, theils exegetisch- und dogmatisch-polemische, zur Vertheidigung des lutherischen Dogmas und Cultus. Es mögen aus dieser Gruppe erwähnt werden: Starck's „Kurze, leichte und erbauliche Fragen

für junge und einfältige Leute, die zur Beichte und heil. Abendmahl gehen wollen" (Lübeck 1711, 8°); „Die Gottlob vergeblich bestürmte Evangelisch-Lutherische Kirche, in dem Punkte vom heil. Abendmahl" (Lübeck und Leipzig 1714, 8°); „Abgedrungene Ehrenrettung wider den calvinischen Lästerer Leonh. Chph. Sturm" (ebendas. 1715, 8°); „Dissertatio, qua annum jubilaeum MDCCXVII ecclesiae Evangelico-Lutheranae neutiquam esse fatalem saecularia sacra rite facturus evincit etc." (ibid. 1717, 4°); „Vindiciae conjugii Christianorum adversus obtrectatores Judaeos" (Lubec. 1719, 4°). — Ein Verzeichniß aller seiner Schriften steht bei Meusel (s. unten).

Ueber St. handeln: Henricus a Seelen, Athenae Lubecenses P. II, p. 328 sqq. — Derselbe, Teutsches Ehrengedächtnis auf K. H. Starke. Lüb. 1750. Fol. — Jöcher, Allg. Gelehrten-Lexikon, Thl. IV (1751) S. 780 unter dem Worte „Starck (Casp. Heinr.)". — Beyträge zu den Acta historico-eccles. II, 883—887. — Trinius, Beytrag zu einer Geschichte berühmter Gottesgelehrten auf dem Lande S. 611—621. — Schmersahl, Neue Nachrichten von jüngst verstorbenen Gelehrten I, 302—311. — Unpartheyische Kirchenhistorie alten und neuen Testaments III, 1064—1066. — Meusel, Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, XIII. Bd. (1813) S. 294—297, wo noch auf eine Abhandlung Ernesti's über St. verwiesen wird.

P. Tschackert.

Starcke: Paul Eduard St., deutscher Militärarzt, geboren zu Colberg am 14. October 1837, studirte von 1856 bis 1860 als Zögling des Friedrich-Wilhelms-Instituts an der Universität Berlin, wurde 1861 Assistenzarzt, 1866 Stabsarzt, 1873 Oberstabsarzt, 1885 char. Generalarzt, und betheiligte sich an den in diese Zeit fallenden Feldzügen Deutschlands. Seine hervorragenden Kenntnisse und Fertigkeiten bethätigte er im Frieden vornehmlich seit 1870 als Lehrer der Gesundheitspflege an der Kriegsakademie, als der er 1884 den Titel „Professor" erhielt, und von 1871 bis 1883 als Leiter der chirurgischen Abtheilung des größten Berliner Krankenhauses „Charité". Seine chirurgischen Schriften, die im Biographischen Lexicon V aufgezählt sind, bilden zumeist Beiträge der Charité-Annalen. Ueberdies ist er durch die mit Erfolg gekrönte Auffuchung der für den Fußsoldaten zweckmäßigsten Fußbekleidung bekannt geworden. Viele Jahre brustleidend, starb er am 17. August 1885 zu Berlin.

H. Frölich.

Starcke: Sebastian Gottfried St. war Professor der hebräischen Sprache zu Greifswald und ist als solcher im J. 1710 gestorben. (Hetzel, Geschichte der hebr. Sprache, 1776, S. 280.)

Er hat eine unpunktirte Ausgabe der hebräischen Bibel vorbereitet, welche dann von D. E. Jablonski (Berlin 1711, in 24°) herausgegeben worden ist (s. den vollständigen Titel in Rosenmüller, Handb. f. d. Litt. der bibl. Krit. I, 241). Undeutlichkeit und Fehlerhaftigkeit des Drucks machen diese Ausgabe für den Gebrauch nicht empfehlenswerth. — Bei Hetzel a. a. O. ist noch eine Arbeit von ihm über die Alphabete von etwa 70 Sprachen nebst Uebersetzungsproben des Vaterunsers in etwa 100 Sprachen erwähnt. Es scheint eine ähnliche Schrift wie der Mithridates von Adelung (s. A. D. B. I, 82) gewesen zu sein. — Ebenda ist auch ein specimen versionis Coranicae etc. erwähnt. — Buddeus in seiner isagoge hist. theol. 1730 kennt S. 264a von ihm eine Ausgabe eines griechischen Textes der Fabeln des Bidpai nebst lateinischer Uebersetzung (s. d. Titel a. a. O.). — Ueber die Orthographie seines Namens haben sich die Gelehrten ebensowenig einigen können wie bei seinen Namensgenossen. Buddeus schreibt ihn Starcke, Hetzel und Rosenmüller: Starke.

C. Siegfried.

Starhemberg: Ernst Rüdiger Graf v. St., kaiserlicher Feldmarschall, Hofkriegsraths-Präsident und Ritter des goldenen Vließes, entstammt einem uralten oberösterreichischen Adelsgeschlechte, welches sich urkundlich auf Adalbero, Burggrafen von Enns († 1088) verfolgen läßt. Der Name St. taucht in dieser Familie zuerst im J. 1240 auf. — Die Starhemberge gehörten zu dem ältesten in der Stadt Wien „verburgrechteten" Adel. Gundaker St. hatte die Zwingherrschaft des Böhmenkönigs Ottokar II. in den österreichischen Landen umstürzen helfen; ein Rüdiger St. war oberster Feldhauptmann Kaiser Friedrich's IV., ein Hanns St. vertheidigte Oesterreich ob der Enns mit Erfolg gegen die „Renner und Brenner" Soliman's, welche Wien 1529 belagerten und bei dessen Belagerung sich ein Erasmus St. hervorthat. — Die Starhemberge traten zur Reformationszeit zur evangelischen Religion, kehrten jedoch bald in den Schooß der katholischen Kirche zurück und wurden von Ferdinand III. in den Reichsgrafenstand erhoben. Konrad Balthasar Graf St., welcher in der Schlacht von Nördlingen 1634 verwundet wurde, vermählte sich 1635 mit der Witwe des Freiherrn v. Zelking, einer geborenen Freiin v. Zinzendorf und aus dieser Ehe stammt Heinrich Ernst Rüdiger, welcher zu Graz am 12. Januar 1638 das Licht der Welt erblickte. Nur spärlich sind die Daten über die erste Lebens- und Dienstzeit des berühmten Vertheidigers von Wien, seine Kindheit und die Jünglingsjahre brachte er im elterlichen Hause zu, seine Studien wurden von Jesuiten geleitet und nach deren Beendigung unternahm er die übliche Belehrungsreise, die sogenannte Cavaliertour. Die erste öffentliche Function übte St. als Kämmerer Kaiser Leopold's I. auf dem Wahl- und Krönungstage dieses Monarchen zu Frankfurt a./M. (1658) aus, widmete sich dann dem Staatsdienste, wurde Landrath und dann niederösterreichischer Regimentsrath. Im J. 1659 wohnte er der Belagerung von Stettin als Volontair im Regimente seines Vetters, des Feldmarschallieutenants Grafen Reichard St. (heute das Infanterieregiment Nr. 8) bei, blieb dann noch einige Jahre im Staatsdienste und fungirte 1663 als Obercommissar von Seite der Stände im Mühlviertel zu Leonfelden. Später zog er, durch den Ausbruch des Türkenkrieges veranlaßt, gar bald den Kriegsruhm allen übrigen friedlichen Ehren- und Staatswürden vor und weihte sich mit allem Eifer dem Dienste der Waffen, welchem er auch bis zu seinem Lebensende treu blieb. Bei Beginn der Campagne 1664 unter Montecuccoli gegen die Türken zog St. als Hauptmann an der Spitze einer Compagnie mit ins Feld und machte sich dem Feldherrn durch bewiesene Umsicht und persönliche Tapferkeit sowol bei der Belagerung von Kanisza als in der Schlacht bei St. Gotthard bemerkbar. In letzterer focht er bei dem entscheidenden Angriffe des Feldmarschallieutenants Grafen Sparre an der Spitze des Fußvolkes wacker mit. Die Beförderung zum Oberstlieutenant war die lohnende Folge der Anerkennung, auch wurde ihm kurz nachher das Militärcommando zu Tokay und zu Szathmar anvertraut. Im J. 1669 zum Obersten ernannt, erhielt er das erledigte Graf Sparre'sche Regiment (heute Infanterieregiment Nr. 54). Zur Zeit der gewöhnlich die „Magnaten-Verschwörung" genannten Conspiration brachte Franz Rákoczy am 7. April 1670 den Grafen St. sammt dessen Officieren bei einem Mahle durch List in seine Gewalt und ließ sie in Eisen verwahren; erst nach längerer Zeit erhielten er und seine Officiere die Freiheit. 1672 kämpfte er im holländischen Allianzkriege, stand 1673 unter Montecuccoli am Main gegen Turenne, bestand unter so manchen anderen Gefechten jenes von Marpareit glänzend, machte die Belagerung von Bonn, wo er einen harten Kampf zu bestehen hatte, mit, zeichnete sich am 11. August 1674 bei Seneffe durch Umsicht und Tapferkeit aus und wurde 1675 zum General-Feldwachmeister befördert. Bei der Erstürmung von Wilstedt, am 31. Juli,

drang St. über die Bresche in den Ort und that sich am darauffolgenden Tage in der Schlacht bei Altenheim (auch Goldschauer) durch umsichtige Dispositionen über seine Truppen wie auch durch persönliche Bravour hervor, war aber schwer verwundet worden. Kurz nachher erhielt er in Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen bei Wilstedt und Goldschauer die verdiente Beförderung zum Feldmarschalllieutenant. Den Winter 1675—1676 brachte St. abwechselnd in Linz und Wien zu und wurde zu den Berathungen über den Feldzugsplan 1676 zu Rathe gezogen, nahm am 16. Mai desselben Jahres bei Philippsburg zwei kleine vorgelegte Erdwerke, war überhaupt, wie immer, umsichtig und thätig und wurde am 25. Juli am Arme neuerdings schwer verwundet. In den Jahren 1677 und 1678 focht er unter dem Herzoge von Lothringen, erlitt am 6. Juli 1678 bei dem feindlichen Ueberfalle von Rheinfelden und der Wegnahme des Brückenkopfes zwar empfindliche Verluste, zog sich aber in guter Ordnung vor der Uebermacht zurück, ließ hinter sich die Brücke abbrechen und verhinderte dadurch den Uebergang der Franzosen. Das Jahr 1680 brachte ihm die Ernennung zum Commandanten der Stadt Wien und zum Obersten der Wiener „Stadtguardia"; als solcher widmete er seine volle Aufmerksamkeit und Thätigkeit insbesondere der Befestigung der Residenzstadt, leider scheiterten viele seiner zweckmäßigsten Entwürfe am Geldmangel. 1683 befehligte St., nachdem er 1682 zum Feldzeugmeister befördert worden war, in der sich bei Kittsee unter dem Herzoge Karl von Lothringen sammelnden kaiserlichen Armee die Infanterie, und es war ihm bereits das Commando der Festung Raab zugedacht, als die veränderten Verhältnisse den Kaiser Leopold I. bestimmten, ihn wieder zum Commandanten der bedrohten Stadt Wien zu ernennen. Die harte Belagerung und die tapfere Vertheidigung der Kaiserstadt an der Donau sind ein weltgeschichtliches Ereigniß; die Umsicht und Energie der Behörden, das tapfere Verhalten der Soldaten spornte die Bürger zur Nachahmung, während das erhebende Beispiel des unermüdlichen Stadtcommandanten, dessen Heldengestalt überall zu sehen war, wo Gefahr drohte, eine Begeisterung wachrief, welcher einzig und allein die bewunderungswürdigen Thaten zu verdanken sind, welche den Ruhm der Vertheidiger Wiens in alle civilisirten Länder trug. St. besichtigte dreimal des Tages und einmal in der Nacht die Stadt, die Wälle und Minen, überall rathend, helfend und ermunternd. Am 25. Juli durch einen Bombensplitter am Arme neuerdings verwundet, ließ sich der rastlose St. in einer Sänfte umhertragen, und als er im August von der Ruhr ergriffen wurde, besiegte seine moralische Kraft bald die tückische Krankheit und er war wieder, Allen zum Troste, auf den Wällen zu sehen. Die Zeit, welche er von den unmittelbaren, dringenden Geschäften erübrigte, brachte St. auf dem Stephansthurme zu, um das feindliche Heer zu beobachten. Man zeigt noch heute daselbst den Ort, wo er sich oft aufgehalten haben soll. Streng gegen sich selbst, war St. auch streng gegen seine Untergebenen; freigebig im Lobe, unerbittlich gegen Säumige, wußte er musterhafte Mannszucht zu halten. Unsterblich sind die Verdienste Starhemberg's, seiner tapferen Krieger und der entschlossenen Bürgerschaft Wiens. Vom 14. Juli bis 12. September, durch volle 61 Tage hatte die Belagerung gewährt. Die ruhmvolle Vertheidigung der Stadt bildet den Glanzpunkt der militärischen Laufbahn Starhemberg's und brachte ihm viele Ehren, Würden und werthvolle Geschenke. Der dankbare Kaiser ernannte ihn schon am 15. September 1683 zum Feldmarschall, Geheimen und Conferenz-Rath, beschenkte ihn mit 120000 Reichsthalern und einem kostbaren Ring, und gab ihm später die Erlaubniß, den Stephansthurm in sein Wappen aufzunehmen. Schon am 25. September desselben Jahres verließ St. Wien und übernahm wieder das Commando über die kaiserliche Infanterie, kämpfte am 9. October bereits bei Párkány, be-

theiligte sich an der Belagerung von Gran und 1684 an jener von Ofen. Im Kriegsrathe ein Gegner der Anschauungen über die Nothwendigkeit der Belagerung Ofens, wirkte er, als es dennoch dazu kam, in selbstlosester Weise mit, ja hatte dieselbe zu leiten. So unternahm er am 19. Juli mit 6000 Mann einen Angriff, drang durch die Breschen in die untere Stadt und nahm dieselbe mit stürmender Hand; zehn Feldstücke wurden erobert, mehr als 1000 Türken waren gefallen. Noch nahm er an mehreren Stürmen und Angriffen auf die Festung Theil, mußte sich aber, da er seit längerer Zeit sehr an Podagra litt, in einem Tragsessel in die Approchen tragen lassen. Diese Krankheit sowie auch die Intriguen, welche wegen seiner Gegnerschaft gegen die Belagerung Ofens sich geltend machten, bestimmten ihn, den Kaiser um die Erlaubniß zu bitten, sich aus dem Lager entfernen zu dürfen. Anfangs October erhielt er die Zustimmung und wurde wieder Stadtcommandant von Wien. 1686 erhielt St. neuerdings den Oberbefehl über die beim Heere des Herzogs von Lothringen stehende Infanterie, nahm an der zweiten Belagerung Ofens Theil, wurde während einer am 31. Juli ausgeführten Recognoscirung schwer verwundet, so daß ihm ein Finger der linken Hand abgenommen werden mußte. Seit dieser Zeit erschien St. nicht mehr im Felde, wurde aber noch im October zum Vicepräsidenten, am 2. October 1691 zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt. Sein Präsidium, welches er bis an sein Lebensende bekleidete, fiel in eine für dieses Amt schwierige Periode. Ebenso bewährt im Cabinet als an der Spitze eines Heeres und im Feldlager zeichnete sich St. in seiner neuen Stellung durch offenen, ehrlichen Sinn, strengste Wahrheitsliebe und in seiner Beurtheilung der verschiedenen Persönlichkeiten durch unübertroffene Objectivität aus. Zu den Hauptmomenten seines Wirkens als Präsident des Hofkriegsrathes gehört jedenfalls die Feststellung eines bestimmten Stärkeverhältnisses der Truppen des sogenannten „stehenden Kriegsfußes“, sein unmittelbarer Einfluß auf die Wahl des Prinzen Eugen von Savoyen zum Obercommandanten der Armee, die Eintheilung der Infanterieregimenter in drei Bataillons, die Ausarbeitung eines neuen Verpflegsreglements und seine Verfügungen über die Verwendung der Massen-Artillerie im Gefechte. — St., welcher 1659 eine nahe Verwandte, die Gräfin St. geheirathet, vermählte sich nach ihrem 1688 erfolgten Tode mit der Gräfin Marie Jörger, hinterließ jedoch keine männlichen Erben, da seine beiden Söhne erster Ehe den Heldentod in dem Türkenkriege starben. Die unbeugsame Strenge, das heftige Temperament, welches ihn oft zu harten, verletzenden Worten hinreißen ließ und die oft schroffe Weise, mit der er seiner Ueberzeugung Ausdruck gab, haben ihm viele Widersacher zugezogen. In seinem Privatleben von untadelhaften Sitten, von jener Festigkeit, Treue, Menschenliebe und jenem Pflichtgefühl, welches den Charakter stählt und läutert, besaß der berühmte Feldmarschall nebst allen Fachkenntnissen eines ausgezeichneten Officiers hohe Bildung, redete und schrieb gewandt mehrere Sprachen, war ein vorzüglicher Reiter, hielt sich einen auserlesenen Marstall und liebte leidenschaftlich die Jagd. Er starb am 4. Juni 1701 an der Wassersucht auf seiner Besitzung Wesendorf (Freigut auf der Wieden) und wurde in der Schottenkirche bestattet, wo auch sein Monument steht. Der Gemeinderath der Stadt Wien stellte sein Standbild auf der Elisabethbrücke auf.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. 37. Thl. Wien 1878. — Hormayr, Wiens Geschichte rc. Wien 1825; — Derselbe, Oesterreich. Plutarch 14. Bd. — Kepner, Thaten rc. berühmter österr. Feldh. Wien 1808. — Schwerdling, Gesch. des rc. Hauses Starhemberg. Linz 1830. — Schweigerd, Oesterreichs Helden u. Heerführer II. Wien 1853. — Das Kriegsjahr 1683. Wien 1883. — Thürheim, Feldm. Ernst Rüdiger Graf Starhemberg. Wien 1882. — Renner, Wien im Jahre 1683. Wien 1883.

Sch.

Starhemberg: Georg Adam St. wurde am 10. August 1724 als der fünfte Sohn des kaiserlichen Gesandten am Hofe von St. James, Grafen Konrad Sigmund St. und der Fürstin Leopoldine von Löwenstein in London geboren. Sein Taufpathe war König Georg I. Frühzeitig trat er in den Staatsdienst. Noch in jungen Jahren zum Reichshofrath ernannt, wurde er gleichzeitig in ganz besonderer Weise ausgezeichnet: nicht allein der Umstand, daß St. einem Geschlechte angehörte, welches um die habsburgischen Herrscher die größten Verdienste sich erworben hatte, sondern auch die nicht gewöhnliche Bildung, die er sich erworben, mochten für Kaiser Franz I. und Maria Theresia maßgebend gewesen sein, ihn neben fünf anderen Cavalieren als Kammerherrn in den Hofstaat des Kronprinzen Joseph aufzunehmen.

Einunddreißig Jahre alt, betrat St. die diplomatische Laufbahn und eröffnete dieselbe in Lissabon. Als König Joseph I. von Portugal dem Wiener Hofe Nachricht von dem am 31. Juli 1750 erfolgten Tode seines Vaters, Johann's V., gab und ihm zugleich seine Thronbesteigung anzeigte, wurde St. nach Lissabon entsendet, um dem neuen Könige im Namen der Kaiserin und ihres Gemahls zu condoliren, beziehungsweise ihn zu seinem Regierungsantritte zu beglückwünschen. Da der portugiesische Hof noch keinen Vertreter in Wien besaß, wurde auch St. mit keinem ministeriellen Charakter ausgestattet, sondern ging lediglich in der Eigenschaft eines Kämmerers nach Lissabon ab. In den Gesellschaftskreisen der Hauptstadt, ja sogar am königlichen Hofe selbst wollte man die außerordentliche Sendung Starhemberg's auch damit in Zusammenhang bringen, daß er beauftragt sei, im Namen der kaiserlichen Familie für den Kronprinzen Joseph um die Hand der drittgeborenen Infantin Maria Dorothea Francisca anzuhalten. Die verwitwete Königin Marianne, eine Tochter Leopold's I., war es insbesondere, welche diesem Gerüchte Glauben schenkte und auch mit Freude eine solche Verbindung verwirklicht gesehen hätte. Sie und der ganze Hof kamen dem Grafen St. mit der größten Liebenswürdigkeit entgegen, welcher in Anbetracht der heiklen Angelegenheit nichts anderes thun konnte, als die Rolle des Unwissenden zu spielen. In der That bestand aber die weitere Aufgabe seiner Sendung darin, eine regere Handelsverbindung Triests mit Portugal zu vermitteln. Mit Eifer ging St. daran, den Wünschen seiner Regierung gerecht zu werden, was ihm auch nach jeder Richtung hin gelang. Doch konnte er nicht umhin, die Langsamkeit Pombal's zu rügen und auch darüber zu klagen, daß er am Hofe von Lissabon dem Staate nicht so ersprießliche Dienste wie auf einem anderen Posten zu leisten im Stande wäre. Als er aufgefordert wurde, sich über die Zweckmäßigkeit zu äußern, einen bevollmächtigten Minister für Lissabon zu ernennen, sprach er sich mit der größten Offenheit dagegen aus. Er bemerkte, daß Portugal keinen großen Antheil an den Geschäften der übrigen Welt nehme und die am königlichen Hofe beglaubigten Minister fast gar keine Fühlung mit dem Könige und dessen Familie bekämen, sondern ausschließlich mit dem Ministerium zu verhandeln hätten. Ueber die Regierung selbst äußerte er sich in keineswegs lobender Weise; so schrieb er am 26. December 1752 Folgendes nach Hause: „Täglich werden Neuigkeiten unternommen, aber keine einzige ausgeführt. Alle, auch die wichtigsten Geschäfte gerathen in das Stocken und werden auf die lange Bank geschoben. Carvalho lässet fast Niemand vor, und gibt er auch Jemand Audienz, so will er immer allein sprechen und wird nicht das Geringste ausgemacht.“ Und in der That ließ König Joseph seinem Premierminister vollkommen freies Spiel, nach Willkür und sogar recht despotisch zu walten. So war für einen strebsamen Diplomaten wie St. Lissabon nicht der Platz, auf welchem er seinem Vaterlande ersprießliche Dienste zu leisten vermochte. Er setzte es wirklich durch, daß er noch 1752 ab-

berufen und nach Madrid geschickt wurde, um hier den schwer erkrankten kaiserlichen Gesandten Grafen Esterhazy für einige Zeit zu vertreten. Im folgenden Jahre zum bevollmächtigten Minister nach Paris ernannt, trat er diesen neuen Posten am 8. Januar 1754 an. Hier kam seine diplomatische Bedeutung erst recht zur Geltung. Seinem gewandten Verfahren ist es ganz besonders zuzuschreiben, daß die von Seite des Fürsten Kaunitz schon lange angebahnte Annäherung Frankreichs und Oesterreichs auch wirklich zu Stande kam. In dieser Hinsicht ist der Abschluß des Versailler Vertrages als die folgenreichste That der Starhemberg'schen Staatskunst zu verzeichnen. In Anerkennung derselben wurde er am 26. September 1756 mit dem Charakter eines kaiserlichen Botschafters ausgezeichnet und im November 1765 in den erbländischen und den Reichsfürstenstand erhoben.

Inzwischen hatte sich im Schooße der Staatskanzlei so Manches ereignet, was auch mit Rücksicht auf die Stellung, welche St. dereinst einnehmen sollte, nicht unwesentlich war. Zwei tüchtige Mitarbeiter wurden Kaunitz durch den Tod entrissen, ein Umstand, welcher nicht wenig dazu beitrug, den schleppenden Gang, welchen die Geschäfte unter dem vielleicht allzu bedächtigen Staatskanzler nahmen, noch fühlbarer zu machen. Der Kaiser, welcher hingegen von jugendlichem Feuereifer beseelt war, sah sich durch die Langsamkeit, mit welcher Kaunitz selbst die wichtigsten Angelegenheiten behandelte, vielfach gehemmt und ermangelte nicht, sich hierüber oft bitter zu beklagen. Da tauchte der Gedanke auf, dem Fürsten Kaunitz eine jüngere und antreibende Kraft zuzugesellen. Kaunitz jedoch fühlte sich verletzt und reichte am 4. Juni 1766 sein Entlassungsgesuch ein. Nach langen Verhandlungen, welche auf beiden Seiten mit Lebhaftigkeit geführt wurden, einigte man sich dahin, daß Kaunitz noch einige Zeit, etwa zwei Jahre, die Leitung der Geschäfte fortführen sollte. St. aber wurde aus Paris abberufen und zum Staats- und Conferenzminister in inländischen Angelegenheiten ernannt; über den Gang der auswärtigen Geschäfte sollte er gleichzeitig fortlaufend in Kenntniß erhalten werden, um dereinst ihre Leitung übernehmen zu können.

Fürst Kaunitz entschloß sich jedoch gar bald, das Heft denn doch nicht aus der Hand zu geben, und so verblieb St. in seiner neuen Stellung bis zu dem am 20. Januar 1770 erfolgten Tode des kaiserlichen Ministers in den Niederlanden, Grafen Karl Cobenzl. St. konnte sich zwar des besonderen Wohlwollens Maria Theresiens, aber nicht einer ganz gleichen Gesinnung von Seite des Kaisers rühmen. Darum ist es nicht unwahrscheinlich, daß dieser die Gelegenheit, welche Cobenzl's Tod ihm darbot, ergriff, um Starhemberg's Entfernung von seinem bisherigen Posten bei der Kaiserin zu erwirken. Derselbe wurde nunmehr zum bevollmächtigten Minister in den Niederlanden ernannt. Welcher Art auch die Gründe gewesen sein mochten, welche diese Verfügung veranlaßten, das Eine läßt sich nicht bestreiten, daß die getroffene Wahl in jeder Beziehung eine glückliche war. In noch ausgezeichneterer Weise als sein Vorgänger war St. auf seinem neuen Posten thätig. Gleich jenem arbeitete er an den heilsamen Reformen, welche für das Wohl des Landes so nöthig waren und unterließ es dabei ebensowenig wie Cobenzl die gedeihlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaften nach Kräften zu fördern. Weiter brachte St. der rührigen Thätigkeit, welche die belgischen Provinzen schon während des Krieges Englands mit seinen Colonien und den bourbonischen Mächten entfaltet hatten, um ihrem Handel die größtmöglichen Vortheile zu verschaffen, das lebhafteste Interesse entgegen. Er unterstützte nach jeder Richtung hin die Bestrebungen des Handelsausschusses in Brüssel, eine Handelsverbindung mit Nordamerika anzubahnen und hatte sich schon mit den Vorbereitungen einer solchen beschäftigt, bevor ihm Kaiser Joseph den Auftrag ertheilte, diese Angelegenheit

in Angriff zu nehmen. Den Bemühungen Starhemberg's ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß der niederländische Finanzrath Baron de Beelen-Bertholff im Frühjahr 1783 nach Amerika entsendet wurde, um, wenn auch noch nicht mit einem officiellen Charakter ausgestattet, die Interessen Oesterreichs dort zu vertreten. Erwies sich also St. mit Rücksicht auf die Vorzüge seines Vorgängers als ein überaus würdiger Nachfolger desselben, so war er es jedoch nicht hinsichtlich seiner Fehler. Denn die Regierung vernahm nichts mehr von all den Geldverlegenheiten, in denen Cobenzl sich fortwährend befunden hatte und brauchte sich nicht mehr mit Maßregeln zu beschäftigen, welche von Nöthen waren, ihren Minister in den Niederlanden aus einer für beide Theile gleich demüthigenden Lage zu befreien. Maria Theresia, welcher es nicht entging, wie sehr St. um die belgischen Provinzen sich verdient machte, welche mehr als alle anderen der Leitung eines nicht nur umsichtigen, sondern auch mit dem erforderlichen Tact begabten Staatsmannes bedurften, ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, dem Fürsten St. ihr Wohlwollen zu bezeugen. Um so fühlbarer machte sich diesem die fortgesetzte Ungunst des Kaisers. So räumte Joseph II. im Herbste des Jahres 1771 dem commandirenden General Grafen Joseph d'Alyasasa eine so große Machtvollkommenheit ein, daß sie demselben sogar eine gewisse Unabhängigkeit von der Statthalterschaft verlieh. Es ist begreiflich, daß der Generalstatthalter der österreichischen Niederlande, Prinz Karl von Lothringen, welcher in erster Linie von dieser Maßregel getroffen war, lebhafte Beschwerde gegen eine solche erhob. St. hingegen deutete in ziemlich deutlicher Weise die Absicht an, sich von seinem Posten zurückzuziehen, was jedoch Maria Theresia vor allem anderen vermieden sehen wollte. In der That wurde die für d'Alyasasa erlassene Instruction durch einige Zeit außer Kraft gesetzt; bald aber schritt der Kaiser daran, sie wieder durchzuführen. Auf dieses hin bat St., seines Postens in den Niederlanden enthoben zu werden. Maria Theresia nahm jedoch sein Entlassungsgesuch nicht an und so verblieb St. in Brüssel bis zu seiner im J. 1783 erfolgten Abberufung. Gleichzeitig wurde ihm die Würde eines ersten Obersthofmeisters verliehen. Als Kaiser Joseph so krank darniederlag, daß er außer Stande war, sich persönlich an den Regierungsgeschäften zu betheiligen, wurde ein Conferenzrath eingesetzt und diesem die Leitung der wichtigsten Staatsangelegenheiten übertragen; neben Kaunitz, Lacy, Hatzfeld und Rosenberg erhielt auch St. Sitz und Stimme in demselben. Nach dem Tode Joseph's bestätigte ihn Kaiser Leopold II. in der Würde eines Obersthofmeisters, welche er auch unter Kaiser Franz I. beibehielt. 1807 starb St. im Alter von 83 Jahren. Schlitter.

Starhemberg: Guidobald oder Guido Graf v. St. ist ohne Zweifel eine der markantesten Persönlichkeiten aus der ruhmvollsten Zeit des österreichischen Heeres. Am 11. November 1657 zu Graz als der zweitgeborene Sohn des Grafen Bartholomäus St. und der Freiin Esther von Windischgrätz geboren, gehörte er der jüngeren, sogenannten Henricianischen Linie seines altberühmten Hauses an und wendete sich, vermögenslos wie er war, bald dem Kriegsdienste zu. Als Hauptmann nahm er 1683 an der Vertheidigung Wiens gegen die Türken thatkräftigen Antheil und rettete durch seine kaltblütige Unerschrockenheit die Stadt vor der Gefahr, daß die Pulvervorräthe in die Luft gesprengt wurden; hier empfing er auch seine erste schwere Verwundung. Schon im folgenden Jahre, während dessen er in Ungarn wider die Türken stritt, traf ihn neuerdings zweimal das gleiche Schicksal. Zu Schiff nach Wien gebracht, lag er daselbst so schwer leidend darnieder, daß sein Oheim, der Vertheidiger Wiens, Graf Ernst Rüdiger St. in einem Briefe die Besorgniß aussprach, Guido werde seine Verwundungen nicht lange überleben. Aber diese Furcht erwies sich glücklicherweise als irrig. Schon im folgenden Jahre finden wir ihn, wenn auch

noch nicht vollends wieder hergestellt, so doch neuerdings auf dem Kriegsschauplatze in Ungarn, und 1686 betheiligte er sich wieder mit bewunderungswürdiger Tapferkeit, aber auch mit nicht geringerem persönlichen Mißgeschick an den Stürmen auf Ofen. Bei einem derselben wurde er von einem Pfeile an der linken Schulter schwer getroffen, von einer Janitscharenkugel am Fuße verwundet und durch mehrere Steinwürfe arg verletzt. Zum Obersten und im folgenden Jahre nach der Besetzung Siebenbürgens durch die kaiserlichen Truppen zum Commandanten von Clausenburg ernannt, verließ er nach der Eröffnung des Feldzuges von 1688 diese Stadt, um sich den Belagerern Belgrads zuzugesellen. Am 4. September gelang es den Türken, eine Bombe auf den am weitesten vorgeschobenen Posten des Belagerungsheeres zu werfen, welcher eben eifrigst mit dem Graben und Füllen einer Mine beschäftigt war. Der dort befindliche Pulvervorrath wurde entzündet, die Laufgräben aber und mit ihnen St. nebst einem Theile der Seinigen verschüttet. Ganz in Erde, Steinen und Mauertrümmern begraben, wurde er bereits todt geglaubt, aber durch die schnelle Hülfe seiner von der Explosion verschont gebliebenen Soldaten vom Schutte befreit und aus der Gefahr, lebendig begraben zu werden, gerettet. Mit Staub und Blut bedeckt und durch das entzündete Pulver bis zur Unkenntlichkeit verbrannt und geschwärzt, arbeitete sich St. hervor, von seinen Kriegern mit jubelnder Freude als vom Tode erstanden begrüßt. Nach dem Falle Belgrads wurde er zum Commandanten dieses Platzes ernannt und schritt allsogleich an die Wiederherstellung seiner Befestigungswerke, welche er mit so großem Eifer durchführte, daß ihm der Oberbefehlshaber Markgraf Ludwig von Baden (A. D. B. XIX, 485) die wärmsten Lobsprüche zu Theil werden ließ. Aber er wollte ihn auch während des bevorstehenden Feldzuges nicht an seiner Seite missen und zog ihn daher wieder zur Armee. In der siegreichen Schlacht bei Nisch zeichnete sich St. neuerdings aus. Zur Belohnung hiefür zum Generalfeldwachtmeister ernannt, wurde er bei dem Sturme auf Widdin, jedoch diesmal nicht gefährlich verwundet.

Die Eroberung Widdins war vor der Hand das letzte glückliche Ereigniß in dem Kampfe gegen die Pforte, welcher nun eine recht ungünstige Wendung nahm. Zum Commandanten von Nisch eingesetzt, vertheidigte St. diesen schwach befestigten Platz mit gewohnter Tapferkeit gegen den Ansturm der Türken; er erhielt jedoch die Mittheilung, er dürfe auf keinen Entsatz hoffen, und den Befehl, es ja nicht auf den Verlust der Garnison ankommen zu lassen. Nach einundzwanzigtägiger Vertheidigung mußte daher St. den Platz gegen freien Abzug der Besatzung übergeben, mit der er nun einen äußerst mühevollen, vom Feinde vielfach behelligten Rückmarsch nach Belgrad antrat. Seine Ernennung zum Befehlshaber des kaiserlichen Armeecorps an der Save und zum Commandanten von Esseck ersparte ihm die Schmach, Zeuge des Verlustes von Belgrad an die Türken zu sein. Durch diesen glänzenden Erfolg berauscht, zogen die Letzteren vor Esseck, von wo sie jedoch durch St. wieder zurückgetrieben wurden. Auch jetzt wieder benutzte St. die Winterszeit zur Verstärkung des ihm anvertrauten Platzes, an dem nächsten Feldzuge aber und insbesondere an dem glanzvollen Siege des Markgrafen Ludwig von Baden bei Szlankament nahm er neuerdings ruhmreichen Antheil, freilich nicht ohne ihn auch jetzt wieder mit seinem Blute zu bezahlen, denn er wurde durch einen türkischen Pfeilschuß sehr schwer verwundet. Dennoch unternahm er schon kaum zwei Monate später gemeinschaftlich mit dem brandenburgischen General v. Barfus (A. D. B. II, 60) die Belagerung von Großwardein, dessen Citadelle sich übrigens so mannhaft vertheidigte, daß sie erst im folgenden Jahre eingenommen wurde. Zum Feldmarschalllieutenant befördert, wurde St. im Winter von 1692—93 nach Coblenz ent-

endet, um dem Kurfürsten von Trier als Commandant seiner von den Franzosen bedrohten Festungen zu Diensten zu stehen. Kaum glaubte man jedoch die Gefahr für dieselben verschwunden, so wurde auch schon St. nach Ungarn zurückbeordert; aber leider vermochte er mit seiner Anwesenheit nicht, dem Gange der dortigen Kriegsereignisse eine bessere Wendung zu geben. Die Belagerung von Belgrad mißlang auch jetzt wieder, und ebenso nahmen die Feldzüge von 1694 bis 1696 keinen günstigeren Verlauf, bis endlich im folgenden Jahre das Feldherrngenie und das Kriegsglück des Prinzen Eugen von Savoyen (A. D. B. VI, 406) denselben bei Zenta jenen herrlichen Sieg erfechten ließen, der den Frieden von Carlowitz und durch ihn die fast gänzliche Verdrängung der Türken von dem Boden Ungarns herbeiführte. Als Commandant des linken Flügels des kaiserlichen Heeres hatte St., inzwischen Feldzeugmeister geworden, einen ruhmvollen Antheil an der Zentaer Schlacht genommen, nach welcher er Eugen auf dessen Streifzuge nach Bosnien begleitete. Und schon früher Mitglied des deutschen Ritterordens geworden, erhielt er im Jahre 1700 die Commende Laibach, in deren Besitze er nun durch 18 Jahre blieb und in welcher er sich mit ganz besonderer Vorliebe von den Anstrengungen eines rastlosen Kriegerlebens erholte. Aber lange sollte er sich dieser Muße nicht erfreuen, denn gar bald rief ihn der Ausbruch des spanischen Successionskrieges wieder ins Feld. In Tirol sammelte er die kaiserlichen Truppen, welche hierauf Eugen auf seinem berühmt gewordenen Zuge über unwegsames Gebirg nach Italien führte. Mit seinem Oberfeldherrn theilte nun St. alle Wechselfälle des dortigen Krieges; mit ihm wohnte er dem schließlich mißglückten Ueberfalle auf Cremona sowie der unentschieden bleibenden Schlacht von Luzzara bei, in der er wieder den linken Flügel befehligte. Seine bewunderungswürdige Haltung in derselben wird von dem Prinzen in den wärmsten Ausdrücken belobt. Und als er den Entschluß faßte, sich nach Wien zu begeben, um dort eine Verstärkung und bessere Ausrüstung seines von dem Kaiserhofe völlig vernachlässigten Heeres zu erwirken, übertrug er St. den Oberbefehl über dasselbe.

Die Absicht, welche Eugen zu dieser Reise veranlaßte, blieb jedoch wenigstens vor der Hand unerfüllt. So groß war die Bedrängniß des Wiener Hofes zu jener Zeit, so unglaublich der Geldmangel, in dem er sich befand, so lähmend die Unentschlossenheit des Kaisers Leopold I. (A. D. B. XVIII, 316), daß die bittersten Beschwerden Starhemberg's über seine drängende Nothlage keine Abhülfe zu erzielen vermochten. Auch als Eugen zum Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt worden war, trat hierin keine Aenderung ein, und wirklich herzbewegend lauten die Klagen, in denen er sich gegen St. über sein Unvermögen ergeht, ihm zu helfen. Aber so verbitternd wirkte auf St. das Gefühl, daß jede seiner Vorstellungen, daß all sein Bitten und Flehen um jede, wenn auch noch so geringe Hülfe umsonst sei, daß ihn dieß sogar ungerecht gegen Eugen machte und den Keim zu einer Abneigung wider den Prinzen legte, welche später manchmal recht unverholen bemerkbar wurde. Ganz auf sich selbst angewiesen, fand St. übrigens auch in sich selbst, in seinem unermüdlichen Pflichteifer, in seiner unerschöpflichen Thatkraft die Mittel, seiner überaus schwierigen Aufgabe gerecht zu werden. Er wußte sich nicht nur einem der besten französischen Feldherren, dem Herzog von Vendome und dessen überlegenen Streitkräften gegenüber in Italien zu behaupten, sondern auch zur Vereitlung der Verbindung, welche derselbe durch Tirol mit dem Kurfürsten von Baiern herzustellen sich bemühte, beizutragen, und ihm endlich noch außerdem manchen recht empfindlichen Nachtheil zuzufügen. Ja als der mächtigste der Verbündeten Frankreichs, der Herzog Victor Amadeus von Savoyen sich mit Ludwig XIV. entzweit und St. um bewaffneten Beistand angegangen hatte, sandte ihm derselbe vorerst eine Abtheilung Cavallerie zu und

brach dann bald darauf selbst mit der größeren Hälfte seines freilich schon arg zusammengeschmolzenen Heeres nach Piemont auf. „Aut Caesar, aut nihil“, schrieb er kurz vorher an Eugen, „wenn wir bleiben, müssen wir unfehlbar Hungers sterben, und wenn wir vorrücken, wagen wir Alles. Ich glaube aber, daß es besser ist, Alles aufs Spiel zu setzen, als elend zu Grund zu gehen. Man bitte inzwischen Gott andächtigst um seinen Beistand, denn es wird tapfer gekämpft werden müssen. Leben oder sterben! Wenn ich mit dem Leben davonkomme, ist es nicht, um mich nach Wien zu begeben“; mit diesen Worten endigt er sein Schreiben nicht ohne bittere Anspielung auf des Prinzen fortgesetztes Verweilen am Hofe.

Obgleich der Durchbruch nach Piemont „gegen alle Kriegsregel und ein glücklicher Erfolg kaum denkbar sei“, setzte er ihn dennoch ins Werk und führte ihn, allen feindlichen Unternehmungen und der Ungunst der Jahreszeit zum Trotze, in der Zeit vom 25. December 1703 bis zum 13. Januar 1704 in wahrhaft bewunderungswürdiger Weise durch; an dem letzteren Tage vereinigte er sich mit dem Herzoge von Savoyen bei Asti. Die Ernennung zum Feldmarschall war Starhemberg's Belohnung für seine glorreiche That. Die Folgen derselben waren jedoch minder günstige, als man vielleicht gehofft haben mochte. Denn auch nach ihrer Vereinigung waren die österreichischen und piemontesischen Streitkräfte den französischen bei weitem nicht gewachsen, indem ihre Anzahl sich zu derjenigen der Feinde etwa wie drei zu fünf verhielt. Darum vermochten es auch weder der Herzog noch St. zu verhindern, daß sich eine Reihe piemontesischer Festungen, wie Vercelli, Susa und Ivrea nach einander ergaben. Bei Beiden machte sich eine tiefe Mißstimmung über diese Ereignisse geltend, welche nicht nur ihre frühere Einigkeit in allmählich immer stärkeren Zwiespalt verwandelte, sondern auch noch außerdem von St. um so bitterer empfunden werden mußte,, indem er sie mit den glorreichen Waffenthaten verglich, welche Eugen gleichzeitig in Deutschland zu verrichten gegönnt war. Deßhalb wurde auch seine Sprache gegen den Prinzen immer verletzender, und es kam soweit, daß derselbe ernstlich daran dachte, St. durch einen Anderen zu ersetzen, aber er wußte Keinen, der die zur Führung eines so schwierigen Commandos erforderlichen Eigenschaften besaß. Als schließlich auch Verrua nach langer und tapferster Vertheidigung gefallen war, und St. neuerdings in drängenden Worten auf die Wahrscheinlichkeit aufmerksam gemacht hatte, der Herzog von Savoyen könne, aufs äußerste getrieben, sich wieder in die Arme Frankreichs werfen, da raffte man sich endlich auch in Wien zu Anstrengungen empor, welche die Rückkehr Eugen's nach Italien und die Uebernahme des Oberbefehls über die dortigen kaiserlichen Truppen durch ihn nach sich zogen. Damit wurde denn auch dem Verbleiben Starhemberg's, dessen Mißhelligkeiten mit Victor Amadeus immer mehr angewachsen waren, ein Ende gemacht. Kaiser Joseph I. (A. D. B. XIV, 534), welcher sehr große Stücke auf St. hielt, entschloß sich schon bald nach seiner Thronbesteigung, ihn aus Piemont abzurufen und an die Spitze seiner gegen den Rakoczy'schen Aufstand in Ungarn kämpfenden Truppen zu stellen. Und dabei blieb es denn auch, obwol St. dringend gewünscht hatte, sich wenigstens für einige Zeit ganz vom activen Kriegsdienste zurückziehen zu dürfen, und der Herzog von Savoyen in grellem Widerspruch zu seinem bisherigen Benehmen gegen St. erklärte, der Augenblick der Abreise desselben aus Piemont würde auch der seines eigenen Abfalles von der Allianz mit dem Kaiser sein. Zuletzt blieb St. nichts übrig, als ein völliges Zerwürfniß mit dem Herzoge herbeizuführen und dadurch dessen Zustimmung zu seiner Entfernung zu erzwingen. Im December 1705 traf er in Wien ein, vor allem auf Wiederherstellung seiner Gesundheit, vollständige Heilung seiner zahlreichen Wunden und insbesondere auch auf Befreiung

von den unsäglichen Schmerzen bedacht, welche ihm die seit fast zwanzig Jahren noch immer in seiner Schulter steckende türkische Pfeilspitze verursachte, die ihn während des Sturmes auf Ofen getroffen hatte. Er unterzog sich deßhalb in der zweiten Hälfte des Monats Februar 1706 einer ebenso schmerzhaften als gefährlichen Operation, bei welcher es gelang, das mehrere Zoll lange Eisen aus der Schulter zu entfernen. Es befindet sich noch heut zu Tage im Besitze der Familie St. und bildet einen sehr bemerkenswerthen Bestandtheil des Heeresmuseums in Wien.

Es kann nicht gesagt werden, daß es St. gelang, während seines zweijährigen Commandos in Ungarn entscheidende Schläge gegen die Insurgenten zu führen. Aber er brachte die dortige Kriegführung in ein System, welches dem Feinde gefährlicher zu sein schien, als eine von ihm verlorene Schlacht. Rakoczy selbst sagte von St., daß, wenn sein Plan befolgt werden würde, der Krieg nach drei Feldzügen zu Ende sein müsse, und daß es für ihn, wenn er auf dem Wege der Unterhandlungen nichts erreichen sollte, hoch an der Zeit wäre, seine letzte Kraft aufzubieten. Denn durch Starhemberg's feste Stellung an der Waag sah sich Rakoczy gehindert, seine verheerenden Streifzüge nach Mähren und nach Oesterreich auszudehnen. Durch den Ernst und die Würde, die Menschenfreundlichkeit und die Milde seines Benehmens aber gelang es St., den Ungarn wieder Zutrauen zu den Deutschen einzuflößen, denn die Vergleiche, welche sie zwischen ihm und seinen Gegnern anstellten, fielen stets zum Vortheile des kaiserlichen Feldherrn aus. So bereitete sich der erst im folgenden Jahre erfolgende Abfall hervorragender Führer der Insurgenten und dadurch ihr völliges Unterliegen vor, welches freilich erst drei Jahre nach der Entfernung Starhemberg's aus Ungarn sich durch den Abschluß des Friedens von Szathmar vollzog. Wenn aber St. überhaupt aus Ungarn zurückberufen wurde, so war es ein Umstand von der höchsten Bedeutung für den ganzen Gang des Successionskrieges, welcher hiezu die Veranlassung gab. Seit fast fünf Jahren befand sich der Erzherzog Karl (A. D. B. XV, 206), für welchen um die Nachfolge auf den spanischen Königsthrone gestritten wurde, fern von Wien, und nachdem er mehr als ein Jahr hindurch auf portugiesischem Boden verweilt, schiffte er sich nach Barcelona ein und bemächtigte sich im October 1705 dieser Stadt, in der er nun seine Residenz aufschlug. Aber auf anfängliches Kriegsglück folgte entschiedenes Mißgeschick, und nach der Niederlage bei Almanza schien es fraglich, ob Karl sich noch überhaupt in Spanien werde halten können. Seine Vertreibung von dort wäre jedoch von dem Kaiser und dessen Alliirten als ein so vernichtender Schlag empfunden worden, daß ihm um jeden Preis vorgebeugt werden mußte. Als ausgiebigstes Mittel hiezu sah man die Absendung kaiserlicher Regimenter sowie eines Heerführers ersten Ranges nach Spanien an, welchem sich die Commandanten der dort befindlichen, bunt durcheinander gemengten Hülfstruppen unbedingt unterordnen müßten. Flehentlich bat Karl seinen Bruder und kategorisch forderten die Verbündeten des Kaisers von ihm, er möge Eugen zur Uebernahme des Obercommandos nach Barcelona delegiren. Aber einerseits schien der Prinz selbst diese neue Bestimmung nicht zu wünschen, und andererseits lagen für den Kaiser gewichtige Gründe genug vor, ihn nicht so sehr weit von sich zu entfernen. Nach längerem Schwanken faßte Joseph den Entschluß, nicht Eugen, sondern seinen besten General nach ihm, Guido St. nach Spanien zu entsenden. Nach einigem Widerspruche gaben sich sowohl Karl als die Alliirten damit zufrieden, und am 30. April 1708 traf St. in Barcelona ein, wo er mit Sehnsucht erwartet, mit Jubel empfangen wurde.

Es war aber auch wirklich schon sehr an der Zeit, daß endlich ein Mann auftrat, von hohem militärischen Rufe, voll Ansehen und Kraft, von unbe=

scholtenstem Namen, der mit starker Hand eingriff in das kleinliche Getriebe der am Hofe zu Barcelona und bei dem dortigen Heere der Verbündeten sich fortwährend befehdenden Privatinteressen. Ein solcher Mann war St., aber freilich konnten die wohlthätigen Wirkungen seiner Anwesenheit nur nach und nach, und anfangs noch nicht in sehr merkbarer Weise zur Geltung gelangen. Ja er vermochte nicht einmal zu hindern, daß der Herzog von Orleans Tortosa, einen der stärksten Plätze Cataloniens wegnahm. Dennoch erreichte er es, noch fernere Fortschritte des Feindes in dieser Provinz zu hemmen und dessen Plan auf ihre vollständige Eroberung zu nichte zu machen. Hatte sich St. bis dahin auf die Defensive beschränken müssen, so ergriff er 1709 mit der Eroberung von Balaguer die Offensive, welche er im folgenden Jahre aufs kräftigste fortsetzte. Bei Almenara schlug er den Gegenkönig Philipp in die Flucht und rückte ihm nach Aragonien nach. Bei Saragossa kam es neuerdings zur Schlacht, in welcher St. in noch glänzenderer Weise Sieger blieb. Freiwillig öffnete diese Hauptstadt Aragoniens ihm ihre Thore, und Karl, der sich beim Heere Starhemberg's befand, hielt seinen Einzug in dieselbe. Leider erhob sich nun im Hauptquartiere ein erbitterter Streit über das was fürder geschehen solle. Der ungestüme Führer der englischen Hülfstruppen, Stanhope, drang auf raschen Zug nach Madrid und er wurde hierin sowol von den portugiesischen Officieren, welche vor Begierde brannten, in den Besitz der Hauptstadt Spaniens zu gelangen, als von den in Karl's Lager befindlichen spanischen Granden, größtentheils Cataloniern und Aragoniern, welche sich darnach sehnten, daß der verheerende Kriegsschauplatz aus ihren Ländern in das ihnen verhaßte Castilien verlegt werde, eifrigst unterstützt. St. hingegen wollte seinem ursprünglichen Feldzugsplane treu bleiben, sich in Aragonien ausbreiten und den Ebro entlang nach Navarra vordringen, wohin die Trümmer des spanischen Heeres geflohen waren. Diese seien vor allem, so meinte er, zu vernichten und die Verbindungen Frankreichs mit Spanien abzuschneiden, dann werde es noch am ehesten gelingen, den letzten Zweck der Kriegführung zu erreichen. Man möge sich doch stets den Grundsatz vor Augen halten, daß Eroberungen nur Schritt vor Schritt, nicht aber in Sprüngen gemacht werden könnten.

Obgleich Karl selbst der Meinung Starhemberg's in Allem und Jedem beipflichtete, setzte doch Stanhope durch die kategorische Erklärung, er sei fest entschlossen, mit seinen Truppen keine andere Straße als die nach Madrid einzuschlagen, ja sie eher nach Barcelona und von da nach England zurück als nach Navarra zu führen, seinen Willen durch. Widerwillig und nur durch Stanhope's Starrsinn aufs äußerste getrieben, gaben Karl und St. nach, aber der unglückliche Ausgang dieser Unternehmung rechtfertigte ihre Befürchtungen in ausgedehntestem Maße. Zwar erreichten sie Madrid, aber die Abneigung, ja der unverkennbare Haß, welchen nicht nur die Bevölkerung der Hauptstadt, sondern diejenige ganz Castiliens gegen die Streitkräfte der Verbündeten an den Tag legte, lähmte jede fernere Unternehmung, und schließlich zwang der Mangel, welcher durch die vollständige Hemmung jeglicher Zufuhr herbeigeführt wurde, unter den ungünstigsten Umständen zum Rückzuge. Während desselben wurde Stanhope in Brihuega umschlossen und nach tapferster Gegenwehr mit all seinen Truppen gefangen. Auf die erste Nachricht von Stanhope's Bedrängung eilte St. herbei, ihn zu retten, aber er kam zu spät und es entspann sich nun zwischen ihm und dem Herzoge von Vendome am 10. Dec. 1710 eine mörderische Schlacht, welche in der Kriegsgeschichte die von Villaviciosa genannt wird. „Es wäre unmöglich", sagt ein berühmter englischer Geschichtsschreiber, „den Feldmarschall in der Geschicklichkeit, mit welcher er seine Aufstellung wählte, oder in dem Muthe zu übertreffen, mit dem er sie vertheidigte. Mitten im Schlachtgetümmel, in

welchem St. sich seiner Gewohnheit nach wieder der äußersten Gefahr so sehr aussetzte daß ihm ein Pferd unter dem Leibe getödtet und sein Rock von siebzehn Kugeln durchlöchert wurde, hielt er die Ordnung aufrecht. Immer wieder wurde der anstürmende Feind zurückgeworfen und das Schlachtfeld unerschütterlich behauptet, bis endlich die tiefe Nacht dem Kampfe ein Ende machte." Kann somit dem österreichischen Feldherrn die Ehre des Sieges nicht streitig gemacht werden, so waren doch die Folgen der Schlacht von Villaviciosa denen einer Niederlage vergleichbar. War Starhemberg's Verlust nicht so bedeutend wie der seiner Gegner, so vermochte er denselben doch weit weniger zu ertragen als sie. Die Unmöglichkeit einsehend, sich in Castilien länger zu halten, trat er in bester Ordnung und alle Angriffe des Feindes abwehrend, den Rückmarsch nach Saragossa an. Aber auch dort vermochte er sich nicht zu behaupten und am 5. Januar 1711 traf er wieder zu Balaguer auf catalonischem Boden ein, wo er seine Truppen in Cantonnirungen verlegte. Er selbst eilte nach Barcelona, von wo aus er nun, aufs tiefste verstimmt über den unglücklichen Ausgang des unter den glänzendsten Auspicien begonnenen Feldzuges, in drängendster Weise seine Abberufung verlangte. Nach nichts sehnte er sich so sehr, als in seiner geliebten Commende Laibach den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben. Hievon wollten jedoch weder Kaiser Joseph I. noch dessen Verbündete etwas hören. „Wenn Ihr meinen Bruder verlassen würdet", schrieb ihm der Kaiser mit eigener Hand, „so wäre er verloren". Diese und ähnliche Worte Joseph's sowie die Uebersendung seines Bildnisses rührten den Feldmarschall tief und bewogen ihn zu noch längerem Ausharren. Eifrig beschäftigte er sich mit den erforderlichen Vorkehrungen, der Kriegführung in Spanien wieder aufzuhelfen, aber ein in Wien urplötzlich eintretendes Ereigniß machte alle diese Bemühungen zu nichte. Am 17. April 1711 starb Joseph I. und sein Bruder Karl war nunmehr der einzige männliche Sprößling des Hauses Habsburg. Was jetzt noch geschah, um für ihn die spanische Königskrone zu erstreiten, erwies sich trotz aller Anstrengungen schließlich doch als fruchtlos. Den aus Wien fortwährend an ihn gelangenden Bitten und Beschwörungen höchst ungern weichend, verließ Karl am 27. September Barcelona, wo er seine Gemahlin Elisabeth (A. D. B. VI, 11) unter dem Schutze Starhemberg's als Regentin zurückließ. Der Königin wahrhaft ergeben, erwiderte der Feldmarschall ihre huldvollen Gesinnungen mit der innigsten Anhänglichkeit. Unermüdlich war er in Vorkehrungen, um die Fortschritte des Feindes zu hemmen, aber der Abfall Englands von der Allianz machte die Fortführung des Krieges unmöglich. Es blieb Karl am Ende nichts übrig, als seine Gemahlin aus Barcelona abzurufen und St., den er schon früher mit der Abschließung eines Räumungsvertrages betraut hatte, bis zu dessen Vollziehung zum Generalstatthalter zu ernennen. Da aber ein solcher Tractat in Barcelona nicht zu Stande gebracht wurde, ließ ihn Karl selbst am 14. März 1713 in Utrecht schließen. Infolge dessen schied St. am 26. Juni von Barcelona und allmählich folgten ihm auch seine Truppen, von denen die letzten am 2. September den Boden Spaniens verließen, um denselben nie wieder zu betreten. St. verfügte sich direct nach Laibach, wo er nun mehrere Jahre hindurch ungestört in tiefster Zurückgezogenheit lebte. Bei dem Wiederausbruche des Türkenkrieges lehnte er jede Aufforderung zur Theilnahme an demselben ab, doch versicherte er, daß seiner Weigerung nichts Anderes zu Grunde liege, als daß er „alt, ausgearbeitet und unvermögend sei". Im Jahre 1717 vertauschte er den Aufenthalt zu Laibach mit dem von Wien, wo er von nun an das dortige Ordenshaus bewohnte. Im Jahre 1720 wurde er Landcomthur der Balley Oesterreich und bald darauf Großcomthur. In seinem achtzigsten Lebens-

jahre starb er am 7. März 1737, und in der Kirche seines Ordens, in der man noch heute sein Grabmal sieht, wurde er zur Ruhe bestattet. v. Arneth.

Starhemberg: Gundakar Thomas Graf v. St. wurde als der dritte Sohn Konrad Balthasar's Grafen v. St. aus dessen zweiter Ehe mit Francisca Katharina geb. Gräfin Cavriani am 14. December 1663 geboren. Er widmete sich zuerst dem geistlichen Stande und wurde, neunzehnjährig, Domherr zu Olmütz. Aber so wie sein älterer Halbbruder Ernst Rüdiger, welcher, anfangs in Civildienst getreten, gar bald jedoch zur Erkenntniß gekommen war, daß er dem Kaiser bessere Dienste mit dem Schwerte als mit der Feder zu leisten vermöchte, in der Folge die militärische Laufbahn einschlug, so fühlte sich Gundakar zum Staatsmann und nicht zum Geistlichen geboren und er entschloß sich, die Laufbahn zu betreten, welche vor ihm sein Bruder verlassen hatte. Er wandte sich der finanziellen Sphäre zu und entfaltete in derselben seine Talente in so hohem Maße, daß man auf ihn als denjenigen hinwies, welcher dazu berufen zu sein scheine, den arg zerrütteten Finanzverhältnissen Oesterreichs aufzuhelfen. Gleichzeitig war Prinz Eugen von Savoyen bestrebt, die militärische Grundlage des Staates zu festigen und die heillose Verwirrung zu beseitigen, welche im Kriegswesen herrschte. Die frischere Strömung, welche zwei der wichtigsten Verwaltungsgebiete des Staates nunmehr beseelte, veranlaßte den Kaiser Leopold I. die Urheber derselben seinem Throne näher zu bringen; er enthob die bisherigen Vorsteher der betreffenden Centralstellen, die Grafen Mansfeld und Salburg ihrer Aemter und übertrug im J. 1703 das Präsidium des Hofkriegsrathes dem Prinzen Eugen von Savoyen, dasjenige der Hofkammer dem Grafen Gundakar St. Daß dieser nicht nur ein bedeutendes Vermögen besaß, sondern es auch in musterhafter Weise verwaltete, war Leopold I. wol bekannt und hatte seine Wahl nicht unwesentlich beeinflußt. Stand es doch zu erwarten, daß ein Mann, welcher im eigenen Hause auf Ordnung hielt, bestrebt sein werde, sich von den gleichen wirthschaftlichen Grundsätzen auch in dem ihm anvertrauten Ressort leiten zu lassen. Ein weiterer Beweggrund, welcher auf den Kaiser bestimmend einwirkte, war die strenge Rechtlichkeit des Grafen St. Ein Mißbrauch seiner Stellung war von diesem nicht zu erwarten und mit Sicherheit konnte man von ihm voraussetzen, daß er wohl den Staatsschatz, aber keineswegs die eigene Tasche bereichern werde. Wenn auch St. in Anbetracht der Mißwirthschaft, in welcher vor seiner Amtsführung die österreichischen Finanzen sich befanden, keine Wunder zu wirken vermochte, so verstand er es doch, den in ihn gesetzten Hoffnungen nicht nur zu entsprechen, sondern sie auch weitaus zu übertreffen. Infolge seiner Finanzgebahrung wurde es dem Kaiser erst möglich gemacht, während einer langen Reihe von Jahren seine Rechte auf Spanien mit bewaffneter Hand zu vertheidigen.

Im J. 1705 rief St. die Wiener Stadtbank ins Leben; bis zu seinem Tode verblieb er an der Spitze dieses Instituts, welches dem Staate in Zeiten der Noth oft die wichtigsten Dienste leistete. So brachte es St. dahin, daß der Credit Oesterreichs im In- und Auslande aufrecht erhalten blieb und die Zahlungen, wenn sie auch oft unerschwinglich zu sein schienen, nicht ins Stocken geriethen. So wie als Leiter der Finanzen, so that sich St. auch als Staatsmann im allgemeinen hervor. Seit dem Jahre 1700 Mitglied der geheimen Conferenz, vertrat er dem mit freisinnigen Ideen erfüllten Grafen Sinzendorff gegenüber den streng katholischen Standpunkt und hielt es in politischer Hinsicht mit dem Prinzen Eugen von Savoyen. Im Gegensatze zu Sinzendorff, welcher es mit der Wahl der Mittel, um sich in der Gunst des Kaisers zu behaupten, nicht immer sehr genau nahm, hatte St. es sich in erster Linie zur Richtschnur gemacht, die Wahrheit zu sagen, auch zu Zeiten, da sie der kaiserliche Herr nicht

gerne vernahm. Als nach dem Regierungsantritte Karl's VI. die spanische Partei am Wiener Hofe sich nicht mehr schüchtern regte, sondern mit allem Nachdrucke die Oberhand zu gewinnen trachtete, trat ihr St. im Vereine mit Eugen, Seilern und Trautson ganz entschieden entgegen. Zwar mahnte Fürst Trautson seiner friedlich angelegten Natur gemäß des öftern zur Nachgiebigkeit; zu einer solchen jedoch wollten die übrigen sich nicht verstehen; mit dem Prinzen Eugen stimmte St. gegen die Fortsetzung des spanischen Erbfolgekrieges, für die Aufhebung der kostspieligen Ostindischen Handelscompagnie, für ein enges Bündniß mit Rußland und Preußen; nicht minder energisch wie jener betonte er die Nothwendigkeit, den Seemächten und Frankreich gegenüber eine etwas entschlossenere Haltung als wie bisher einzunehmen. Ruhig überlegend, wie St. es war, und von der Richtigkeit seiner Anschauungen überzeugt, ließ er sich durch die Einwendungen, die der Kaiser und die spanische Partei vorbrachten, keineswegs einschüchtern. Er behauptete mit Würde den einmal eingenommenen Standpunkt; wußte er ja doch gar wol, daß der Kaiser, wenn er auch anfänglich zu anderen Ansichten hinneigte, doch nach ruhiger Ueberlegung den wohlgemeinten Rathschlägen der Bessergesinnten Gehör schenken werde. In immer höherem Maße erwarb sich St. das Vertrauen seines kaiserlichen Herrn, und nicht selten überwog in auswärtigen Angelegenheiten, welche ja doch in Sinzendorff's Amtsbereich gehörten, seine Stimme jene des Kanzlers.

Die innige Verehrung, welche St. dem Prinzen Eugen zollte, und das unbedingte Vertrauen, das er in dessen Staatsklugheit setzte, gingen jedoch nicht so weit, daß er widerspruchslos auf die Forderungen eingegangen wäre, mit welchen Prinz Eugen als Präsident des Hofkriegsrathes in den Jahren 1721 bis 1723 an die Wiener Stadtbank herantrat. Der blühende Zustand, in welchem dieses Institut zu einer Zeit sich befand, da der Geldmangel beim Heere und im Staatsschatze sich bereits in beunruhigender Weise fühlbar machte, erregte, und zwar nicht in dem Prinzen allein, den Wunsch, von dort aus in den Besitz von Mitteln zu gelangen, welche zur Deckung der drängendsten Schulden nöthig waren. Auf die Wiener Stadtbank waren die Augen Aller um so mehr gerichtet, als weder die Chefs der Militär- und Civilbehörden sich zur Herabsetzung ihrer Forderungen verstehen wollten, ja sogar die Erhöhung ihres Budgets anstrebten, und auch der Kaiser die Zumuthung zurückwies, daß am Hofstaate etwas erspart werden sollte. Als nun im J. 1723 die Hofkammer, welche nicht im Stande war, die Staatsbedürfnisse zu bestreiten, das directe Verlangen stellte, die Wiener Stadtbank möge sich zur regelmäßigen Auszahlung eines Betrages von 120 000 Gulden verpflichten, da glaubte St. nichts unterlassen zu dürfen, um die Interessen des ihm so theuer gewordenen Institutes zu wahren. Die Einwände, welche er gegen den von der Hofkammer gestellten Antrag vorbrachte, wirkten so überzeugend, daß mit ähnlichen Zumuthungen an die Wiener Stadtbank nicht mehr herangetreten wurde. Es ist bezeichnend für den Charakter Einiger, welche ihre Stimmen zu Gunsten der Hofkammer abgaben — es waren dies Fürst Trautson, die Grafen Harrach und Schlik — daß sie so vorsichtig gewesen waren, zuvor ihre in der Bank deponirten Gelder aus derselben zurückzuziehen. Ein Vorgang, welchen St. sich nicht scheute, in scharfer Weise zu rügen.

Kaiser Karl VI. ehrte die Verdienste seines Ministers zu verschiedenen Malen. Bereits früher mit dem Orden des goldenen Vließes ausgezeichnet, erhielt St. im Mai des Jahres 1717 nach dem Erlöschen des fürstlich Eggenberg'schen Hauses die oberste Erbland-Marschallswürde in Oesterreich ob und unter der Enns. In dieser seiner neuen Würde trug er bei der am 10. September 1732 zu Linz stattfindenden Erbhuldigung dem Kaiser das bloße Schwert vor. Als der letzte

Habsburger sein Ende herannahen fühlte, empfahl er dem Grafen St. seine Gemahlin und seine Tochter, welche in der ersten Zeit ihrer Regierung St. das meiste Vertrauen schenkte. Er rechtfertigte dies, indem er die Annäherung zu beschleunigen suchte, welche während der letzten Monate der Regierung Karl's VI. zwischen Oesterreich und England angebahnt worden war. Und mit Entschiedenheit betonte er stets, daß unverrückbar an der Unzertrennlichkeit der österreichischen Monarchie festgehalten werden müsse; dann vertrat er diesen Standpunkt, als der Gemahl der jungen Königin, Großherzog Franz von Toscana, im J. 1741 zu bedenken gab, man werde sich denn doch zu Opfern verstehen müssen. Daß bereits in der allernächsten Zeit die Ansicht des Großherzogs durchdrang, war eine Folge der wahrhaft trostlosen Lage, in welcher sich Maria Theresia befand, und St. war staatsklug genug, sich dem Unabwendbaren zu fügen. Mit gleichem Nachdrucke erhob er in ungarischen Angelegenheiten seine Stimme dafür, daß man, in Anbetracht der politischen Wirren, welche so lange Zeit in Ungarn geherrscht hatten, das früher Geschehene vergessen müsse. Nur dann könne man des Beistandes der Ungarn gewiß sein. Es gelang ihm in der That, alle Bedenken, welche dagegen geltend gemacht wurden, zum Schweigen zu bringen, wie die Eröffnung des ungarischen Landtages am 18. Mai 1741 beweist. — Vier Jahre später, am 8. Juli 1745, endete St. sein verdienstvolles Leben.

Schlitter.

Starhemberg: Ludwig Graf St., später Fürst, wurde am 12. März 1762 als der Sohn des damaligen kaiserlichen Botschafters am französischen Hofe, Georg Adam St. (s. o. S. 471), aus dessen zweiter Ehe mit Franziska, Prinzessin v. Salm-Salm, zu Paris geboren. Gleich seinem Vater, welcher von König Georg I. aus der Taufe gehoben ward, wurde auch dem Sohne eine ähnliche Auszeichnung zu Theil, indem Ludwig XV. Pathenstelle bei ihm übernahm.

In seinem zehnten Jahre kam St. nach Brüssel, wohin sein Vater als bevollmächtigter Minister berufen wurde. Seine Eltern ließen ihm die sorgfältigste Erziehung zu theil werden und dieselbe fiel auf den fruchtbarsten Boden. Noch als Jüngling in die große Gesellschaft Brüssels eingeführt, deren Glanzpunkte Herzog Karl von Lothringen und der spätere Marschall Fürst de Ligne waren, eignete sich St. jenes weltmännische Benehmen an, welches ihm in seiner diplomatischen Laufbahn so sehr zu Statten kam und ihm des öfteren dazu verhalf, manche Klippe mit Leichtigkeit zu umschiffen. Nachdem er sich im Laufe der nächstfolgenden Jahre für seinen künftigen Beruf vorbereitet hatte, wurde er, wenn auch ohne eine bestimmte Anstellung, von dem Fürsten Kaunitz der Staatskanzlei zugewiesen. Seine erste Sendung fiel in das Frühjahr 1790. Damals wurde St. dazu ausersehen, Katharina II. das Notificationsschreiben der Thronbesteigung Leopold's II. zu überbringen. Die drei Monate, welche der junge, strebsame Diplomat in der russischen Hauptstadt verweilte, suchte er vor allem in der Weise auszunutzen, daß er seine Kenntnisse bereicherte. Nach Wien zurückgekehrt arbeitete St. wieder in der Staatskanzlei. Am 15. August 1792 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister im Haag. Seine Thätigkeit an diesem Hofe beschränkte sich lediglich darauf, den englischen und holländischen Forderungen gegenüber den status quo des Haager Vertrages wo möglich aufrecht zu erhalten. Doch konnte St. nicht umhin, dem Grafen Mercy, mit welchem er seiner Instruction gemäß, in steter Fühlung war, seine Ansicht über den Besitz der Niederlande in ganz offener Weise zu bekennen. Er hielt denselben unter den obwaltenden Verhältnissen für eine, das Erzhaus Oesterreich stets drückende Last und setzte es außer allem Zweifel, daß es besser sei, das Land selbst ohne alle Entschädigung aufzugeben, als es immer von neuem unter demüthigenden Bedingungen zu erhalten. In

Wahrheit konnten die Niederlande bereits im Spätherbste 1792 als verloren angesehen werden. Bald wurde Brüssel von den kaiserlichen Truppen geräumt. Nach der am 6. November bei Jemappes gelieferten Schlacht überschwemmten die Franzosen die belgischen Provinzen und drangen im Frühjahr 1793 auch in Holland ein. St. erhielt seine Abberufung vom Haag und wurde bald darauf, und zwar im April desselben Jahres, als Nachfolger des Grafen Stadion nach London geschickt. Seine Aufgabe bestand im wesentlichen darin, eine Convention über die gemeinschaftliche Fortsetzung des Krieges abzuschließen und, nach vorheriger Sondirung, auf das Zustandekommen eines Freundschafts- und Allianzvertrages zu bringen. Gleichzeitig wurde St. auch mit der Vertretung Toscanas betraut. Da England allzusehr von seinen Colonien und seinen eigenen Interessen in Anspruch genommen war, konnte es sich bloß auf die Leistung von Hülfsgeldern beschränken, und nur eine äußerst kleine Anzahl englischer Soldaten kämpfte in Flandern unter dem Oberbefehl des Herzogs von York.

Die gemeinsame Gefahr erheischte für beide Reiche eine innigere Verbindung. War dieselbe einerseits vom Standpunkte der Staatsklugheit geboten, so trachtete St. andererseits, sie auch zu einer herzlichen zu gestalten. Diese Aufgabe, welche sich St. auferlegte, war keine leichte, wenn man bedenkt, daß die britischen Staatsmänner nicht wenig dazu beitrugen, das Wiener Cabinet mit Argwohn gegen sie zu erfüllen. Angesichts eines solchen Verhaltens Englands stieg wieder der Werth gewisser Dienste, welche St. der britischen Regierung erwies. So hatte es dieselbe seiner Vermittlung zu danken, daß Katharina II. den bereits ertheilten Befehl wieder zurückzog, die russische Flotte nach Hause zu rufen. England jedoch erwies sich nicht in gleicher Weise zuvorkommend, als St. im Frühjahr 1797 wegen eines neuen Anlehens mit ihm unterhandeln wollte. Die Nachricht von dem am 18. April dieses Jahres erfolgten Abschluß der Präliminarien von Leoben war es ganz besonders, welche die leitenden Minister Englands veranlaßte, eine noch größere Zurückhaltung als früher zur Schau zu tragen. Nichtsdestoweniger gelang es St. dennoch, den Abschluß eines Anlehens im Betrage von 3 500 000 Pfund Sterling zu Stande zu bringen.

Der Friede von Campo Formio verbitterte England noch mehr gegen Oesterreichs unglückselige Politik. Bezeichnend ist, was Lord Grenville nach Empfang der Friedensnachricht an St. schrieb: „Rechnen Sie stets, ich bitte Sie darum, auf meine persönliche Zuneigung, welche nicht von politischen Momenten, wol aber von der Werthschätzung beeinflußt ist, von welcher ich dem Grafen Starhemberg gegenüber durchdrungen bin." Bald rehabilitirte sich die österreichische Regierung in den Augen Englands, als es zu einer Zeit, da Frankreich die klare Absicht zeigte, Europa in einen Zustand vollständiger Umwälzung zu versetzen, allen Ernstes die Frage erwog, einem späteren Angriffe von Seite Frankreichs durch die eigene Offensive zuvorzukommen. Es kam zum Abschlusse der zweiten Coalition Oesterreichs, Englands und Rußlands gegen die Republik. Am 12. Mai 1799 erfolgte jedoch die Kriegserklärung an Oesterreich von Seite des Directoriums. Die am 14. Juni 1800 erfolgende Schlacht bei Marengo machte alle Hoffnungen zu nichte, zu denen die anfänglichen Siege Karl's und Suworow's in Italien berechtigt hatten. Auf dem italienischen wie auf dem deutschen Kriegsschauplatze kämpften die französischen Waffen mit gleichem Erfolge. Angesichts dieser Ereignisse gewann die Wiener Friedenspartei ihre frühere Zuversicht zurück und forderte mit Entschiedenheit die Enthebung Thugut's. Als dessen Stellung immer unhaltbarer wurde, suchte er aus eigenem Antriebe um seine Entlassung an, welche er auch erhielt. Graf Ludwig Cobenzl wurde sein Nachfolger und begab sich als solcher nach Luneville, um dort mit Joseph

Bonaparte über den Frieden zu unterhandeln. Ueber die Enthebung Thugut's von dem Posten eines leitenden Ministers zeigte sich England sehr verstimmt. Bevor sie noch stattgefunden hatte, schrieb Lord Grenville dem Grafen St.: „Wenn dem so ist, so kann ich daraus nur einen bösen Schluß auf das Verhalten Ihres Hofes ziehen." „Ich hoffe Besseres," fügte er in lateinischer Sprache bei. Die Verbitterung, welche in der Zwischenzeit zwischen dem Wiener Hofe und jenem von St. Petersburg eingetreten war, trug auch nicht wenig dazu bei, daß England seinem Verbündeten kühler als je begegnete. St. fiel infolge dessen die keineswegs leichte Aufgabe zu, die Freundschaft des russischen Botschafters in London, Grafen Woronzow, wieder zu gewinnen. Vergebens bemühte sich St., dem Auftrage seines Hofes gerecht zu werden. Es kam zwischen beiden Diplomaten, welche früher enge befreundet waren, zu einem auf jeder Seite gleich heftig geführten Notenwechsel und wenig fehlte, so hätte die Angelegenheit neben ihrem politischen auch einen persönlichen Charakter angenommen. Um eine solche Eventualität zu vermeiden, entsendete die Wiener Regierung den ehemaligen kaiserlichen Geschäftsträger im Haag, Bernhard v. Peyer, welcher mit Woronzow stets auf freundschaftlichem Fuße gestanden war, als Mittelsperson nach London und theilte ihn der kaiserlichen Botschaft als Legationsrath zu. Die Ermordung Paul's I. enthob aber den kaiserlichen Abgesandten jeder weiteren Mühe und veränderte zugleich mit einem Male die allgemeine politische Lage Europas. Wie früher in Wien, so wurde jetzt in London der Wunsch nach Frieden immer lauter. Wie vor ihm sein österreichischer College Thugut der Friedenspartei weichen mußte, so gab auch der englische Premierminister William Pitt dem Drängen derselben nach und resignirte. Mit ihm schied auch, zum großen Schmerze Starhemberg's, Lord Grenville. Das neue Ministerium, welches jetzt an das Ruder trat, machte sich durch eine ganz besondere Schwäche bemerkbar. Es stimmte Allem zu, was Bonaparte von ihm verlangte, wie der am 27. März 1802 zu Amiens abgeschlossene Friedensvertrag mit Klarheit beweist. Um so heftiger machte sich die Oppositionspartei geltend, welche in den Männern der früheren Regierung, Pitt und Grenville, ihre hervorragendsten Vertreter fand. Wie St., einer der eifrigsten Verehrer und Anhänger Thugut's, jenen Frieden mißbilligte, geht aus folgender Stelle seines Tagebuches hervor: „Er besiegelt nach meiner Ansicht die allgemeine Erniedrigung und schädigt theils die Throne, theils vernichtet er sie."

Im Sommer des Jahres 1802 trat St. einen längeren Urlaub in die Heimath an. Als derselbe zu Ende ging, ergriff Kaiser Franz die Gelegenheit, die beiden verdienten Staatsmänner, Vater und Sohn, in ganz besonderer Weise auszuzeichnen und ihnen zugleich einen neuerlichen Beweis seiner seltenen Herzensgüte zu geben: Er verlieh dem Grafen St. in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen als Diplomat, den Orden des goldenen Vließes, hatte aber davon vorerst den bereits 78jährigen Fürsten, welcher wußte, daß er seinen Sohn in diesem Leben wol nimmer sehen werde, vermittelst eines Handschreibens in Kenntniß gesetzt, in welchem er ihm über den bevorstehenden Abschied in liebreichster Weise Trost zusprach. Am 10. November verließ St. Wien, um über München, Stuttgart und Paris nach London zurückzukehren. In Paris wurde ihm jedoch eine Ueberraschung ganz eigener Art zu theil: In das Botschaftshôtel gekommen, fand er eine Depesche Talleyrand's vor, welche ihm eröffnete, daß der erste Consul sich bei der kaiserlichen Regierung über ihn beklagen werde und ihm weiters befahl, Paris noch an demselben Tage zu verlassen. St. war sich keiner anderen Schuld — wenn es eine solche zu nennen war — bewußt, als daß er, jedoch keineswegs in Paris, seiner Ansicht über den ersten Consul unverhohlen Ausdruck verliehen hatte. Und im Grunde genommen war die Ausweisung Starhemberg's

nichts anderes, als ein Racheact Talleyrand's. Denn als dieser sich 1793 in London befunden hatte, wurde er wegen Anzettelung politischer Intriguen auf hauptsächliches Betreiben Starhemberg's von Pitt angewiesen, England zu verlassen. St. leistete der Aufforderung Bonaparte's zwar Folge, unterließ es jedoch nicht, sich zuvor bei seiner Regierung über eine solche Vergewaltigung bitter zu beklagen. Am 30. November traf er wieder in London ein. Die Intrigue Talleyrand's hatte aber wider Voraussetzung Starhemberg's tiefere Wurzeln in Wien gefaßt. St. erhielt am 9. December einen ziemlich scharfen Verweis von Seite seiner Regierung, welcher, wie jener sich zugestehen mußte, völlig ungerechtfertigt war. Gekränkt hierüber wollte St. gänzlich aus dem Staatsdienste treten; aber gar bald ließ er sich durch ein Schreiben Colloredo's wieder beruhigen.

Als am 18. Mai 1804 Bonaparte sich zum Kaiser der Franzosen, und Frankreich selbst zu einem Erbkaiserthum proclamiren ließ, fühlte sich das schwache Ministerium Addington dem neuen Umschwunge der Dinge nicht mehr gewachsen und resignirte. William Pitt, der entschiedenste Gegner Napoleon's auf englischem Boden, gelangte wieder zur Geltung und erfüllte das nunmehrige Ministerium mit kriegerischer Begeisterung. Auch in Wien begann die Friedenspartei gar bedenklich zu wanken. Die Oppositions- oder die Kriegspartei, wie man sie nannte, wurde angesichts der drohenden Gestaltung der europäischen Weltlage immer mächtiger und arbeitete, Gentz an der Spitze, mit Eifer daran, Cobenzl zum Rücktritte zu treiben. An dessen Stelle sollte Thugut oder Fürst Trauttmannsdorf treten; ja man sprach auch von St. als dem Leiter der künftigen Politik Oesterreichs. Gleich Gentz, mit welchem er seit Ende 1802 in brieflichem Verkehre stand, war St. einer der erbittertsten Gegner Napoleon's und trat mit aller Entschiedenheit für ein Zusammengehen mit England ein. Kaiser Franz gab endlich dem Drängen der Oppositionspartei insoweit nach, daß er sich zur vierten Coalition Oesterreichs, Englands und Rußlands entschloß. Aber auch diese wurde von Napoleon gesprengt. Das Jahr 1807 führte wegen des für Preußen und Rußland unglücklichen Ausganges des Krieges, einen großen Umschwung der europäischen Politik herbei: Alle Staaten fingen an, in die neue Ordnung der Dinge, wie Napoleon sie geschaffen, sich zu fügen. Ja, das Wiener Cabinet betraute den Grafen St. mit der Vermittlung Oesterreichs zwischen England und Frankreich. Nur ungern unterzog sich der kaiserliche Gesandte, welcher Englands feindliche Haltung gegen den von ihm so sehr gehaßten Emporkömmling durchaus billigte, dieser schwierigen Aufgabe. Als aber England, wie es leicht vorauszusehen war, von einem Nachgeben nichts wissen wollte, brach der Wiener Hof die diplomatische Verbindung mit England ab und berief seinen Vertreter zurück.

St., welcher nach dem am 19. April 1807 erfolgten Tode seines Vaters, diesem in der Reichsfürstenwürde gefolgt und zugleich Besitzer des Fideicommisses der älteren Linie seines Hauses geworden war, verbrachte die Zeit, da er in Disponibilität stand, theils in Wien, theils auf seinen Besitzungen. Mit Begeisterung begrüßte er die kriegerische Stimmung des Jahres 1809 und nur der Umstand, daß er im diplomatischen Fache diente, hielt ihn, wie er selbst gestand, davon ab, gleich anderen in die Landwehr zu treten. Bald nach erfolgtem Kriegsausbruche wurde St. wieder nach England berufen, um zwischen dieser Macht und Oesterreich eine Vereinbarung zu treffen. Napoleon, welcher eine solche um jeden Preis unmöglich machen wollte, war auf das heftigste aufgebracht, daß gerade St., welchen er als einen seiner erbittertsten Feinde kannte, zu dieser Mission ausersehen ward. Indem er einen Preis auf Starhemberg's Gefangennehmung setzte, hatte dieser mit allerlei Gefahren zu kämpfen, bis er endlich, als jüdischer Handelsmann verkleidet, die englische Küste erreichte. Ende

April 1809 langte er in London an, wo er von den leitenden Staatsmännern mit Beweisen freundschaftlicher Gesinnung förmlich überschüttet wurde. Es gelang ihm, jenen Theil seiner Instruction zur Ausführung zu bringen, auf welchen Stadion, der dem Grafen Cobenzl nach dem Preßburger Frieden gefolgt war, ganz besonderes Gewicht legte: die Unterhandlung mit dem Londoner Cabinet inbetreff der Subsidien.

Der Feldzug des Jahres 1809, welcher so unglücklich für Oesterreich endigte, bot Napoleon Gelegenheit, sich, wenn auch in sehr kleinlicher Weise, an dem Fürsten St. zu rächen. Er befahl, während seines Einbruches in Oesterreich, seinen Marschällen, die Starhemberg'schen Besitzungen, welche zumeist an der alten Reichsstraße von Baiern nach Wien gelegen waren, nach Möglichkeit zu verwüsten und zu belasten. Da die französischen Generale in wahrhaft barbarischer Weise dem Auftrage des Eroberers nachkamen, belief sich der Gesammtverlust, welchen St. erlitt, auf weit über eine Million. Weniger durch diesen ihm zugefügten Schaden, als vielmehr durch die Nachricht von dem Abschlusse eines nachtheiligen Friedens, welchen Oesterreich zu Schönbrunn unterzeichnet hatte, wurde St. auf das schmerzlichste berührt. Noch am 17. November 1809 suchte er mittelst eines an Kaiser Franz gerichteten Schreibens, diesem eine gleich kriegerische Stimmung einzuflößen, wie sie ihn selbst beseelte. Der Kaiser nahm das Schreiben seines Gesandten zwar huldvoll auf, aber er ließ sich durch dasselbe nicht im geringsten beeinflussen. Auf Grund des 16. Artikels des Wiener Friedens, laut dessen Oesterreich die von Seite Napoleon's über England verhängte Continentalsperre anerkannte, wurde die diplomatische Verbindung mit diesem Staate abermals abgebrochen und St. neuerdings abberufen. Am 29. Januar 1810 verließ er London und traf am 24. Februar in Wien ein. Er sah ein, daß ihm als einem dem kaiserlichen Schwiegersohne so mißfälligen Staatsmann, die diplomatische Laufbahn für längere Zeit verschlossen bleiben müsse. Er zog sich deshalb in den engsten Familienkreis zurück.

Das Jahr 1812 aber erweckte neue Hoffnungen in ihm. Die gewaltige Bewegung, von welcher Europa nach dem Rückzuge des für unüberwindlich gehaltenen Corsen aus Rußland ergriffen wurde, theilte sich auch dem auf seinen Besitzungen in zeitlicher Disponibilität lebenden Diplomaten mit, welcher mit fieberhafter Ungeduld den Augenblick herbeisehnte, da Oesterreich sich endlich aufraffen würde, um die Schmach zu rächen, welche es von Seite des verhaßten Feindes hatte erdulden müssen. So begrüßten St. und mit ihm alle Anhänger des Legitimitätsprincips, die Völkerschlacht bei Leipzig als ein Gottesurtheil, welches endgültig über das Schicksal Napoleon's entschied. St. sah seine diplomatische Laufbahn wieder offen, nach London aber wurde er nicht mehr gesendet. Das Vertrauen des Kaisers berief ihn auf einen anderen, unter den obwaltenden Verhältnissen jedoch nicht unwichtigen Posten, auf jenen von Turin. Hier langte er Mitte Juni 1815 an. Sein Aufenthalt an diesem Hofe sollte bloß ein interimistischer sein; die Schlacht bei Waterloo jedoch und der Einzug der Verbündeten in Paris brachten es mit sich, daß St. fünf Jahre den Turiner Gesandtschaftsposten inne hatte. Im Frühjahr des Jahres 1820, nachdem er noch im Namen des Kaisers um die Hand der Prinzessin Elisabeth von Savoyen-Carignan für den Erzherzog Rainer bei dem König Victor Emanuel von Sardinien angehalten hatte, wurde er zum Gesandten nach Madrid ernannt. Aber erst Mitte October desselben Jahres konnte er seine Abreise nach Oesterreich antreten, da sich die Ankunft seines Nachfolgers, Freiherrn v. Binder, verzögert hatte. Im Spätherbst jedoch gestalteten sich die politischen Verhältnisse in Spanien derart, daß der diplomatische Verkehr mit diesem Staate abgebrochen wurde. Infolge dessen unterblieb die Sendung Starhemberg's. Derselbe zog

sich nunmehr auf seine Güter zurück und verfolgte von hier aus mit dem regsten Interesse den Lauf der Weltbegebenheiten, an denen werkthätig theil zu nehmen, ihm vom Schicksale nicht mehr gegönnt war. 72jährig beendete er am 2. September 1833 sein an Ereignissen und Erfahrungen so reiches Leben.

Schlitter.

Staricius: Johann St., ein Componist aus dem Ende des 16. und Anfange des 17. Jahrhunderts, zu Schkeuditz im Kreise Merseburg geboren, wie er sich auf dem Titel des unten verzeichneten Druckes bezeichnet, war um 1609 Organist an S. Lorenz zu Frankfurt a. M. Man kennt von ihm nur eine Sammlung weltlicher Lieder in der italienischen Madrigalenart componirt, nebst einigen deutschen Tänzen, die unter dem Titel erschienen „Newer teutscher weltlicher Lieder, nach Art der welschen Madrigalen, neben etzlichen lieblichen teutschen Täntzen, so wohl in lebendiger Stimmen, als auf allerhand musicalischen Instrumenten und Saitenspiel ganz lieblich zu gebrauchen, mit fünf und vier Stimmen componirt“ . . . Frankfurt a. M. 1609 in Verlegung Nicolai Steinii (die Bibl. Göttingen und Berlin besitzen I—IV. vox, die Bibl. Hamburg 5 Stb.). Die Deutschen waren in damaliger Zeit so verwelscht, daß sie selbst ihren Drucktiteln ein italienisches Mäntelchen glaubten umhängen zu müssen, um es dem Publicum zu empfehlen. Das italienische Madrigal stand der Motette im geistlichen Tonsatze gegenüber und unterschied sich durch eine kunstvolle Arbeit in breiter Form wesentlich von der Canzonette, die im leichten harmonischen Stile geschrieben war. Die Deutschen am Anfange des 17. Jahrhunderts hatten sich aber weit mehr zu letzterer Form, als zur ersteren gewendet und selbst Haßler schreibt seine deutschen Lieder mehr in einem leichten und harmonisch wohlklingenden Stile, als in strengerer contrapunktischer Form. Ueber Staricius' Lieder fehlt uns noch ein Urtheil, da sie noch der fleißigen Hand harren, die sie in Partitur setzt. Die Musiklexika scheinen aus dem einen Werke zwei zu machen, welche beide 1609 erschienen und einen ähnlichen Inhalt aufweisen.

Rob. Eitner.

Stark: Augustin St., Astronom und Meteorologe, geboren am 22. Februar 1771 zu Augsburg, † ebenda am 8. März 1839. Er war der Sohn eines wohlhabenden, aber mit vielen Kindern gesegneten Kaufmannes und wurde schon in zarter Jugend den (Ex-)Jesuiten von St. Salvator zur Erziehung übergeben. Mit dreiundzwanzig Jahren empfing er die Priesterweihe, und vier Jahre später wurde ihm das Lehramt des kanonischen Rechtes im Stifte St. Georg übertragen. Allein bald nachher ward dieses säcularisirt, und nun mußte sich St. einige Zeit als Hofmeister seinen Lebensunterhalt erwerben, bis ihn die baierische Regierung, welcher inzwischen die Reichsstadt Augsburg zugefallen war, zum Professor der Mathematik, Physik und Naturgeschichte ernannte. Er hatte diese Wissenschaften nur als Autodidakt, aber darum nicht weniger gründlich, sich zu eigen gemacht und widmete sich denselben mit vollem Eifer; nachdem ihm auch die mit guten Brander'schen Instrumenten ausgestattete Sternwarte übergeben worden war, legte er sich besonders auf Astronomie und Meteorologie. St., den u. a. die Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde und die Mährische Gesellschaft für Natur- und Landeskunde zum Mitgliede erwählt hatten, verblieb als Astronom im Amte bis zu seinem Tode, seit 1812 mit dem Titel Conrector. Im J. 1821 wurde er Domcapitular und geistlicher Rath. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten verzeichnen wir die von ihm auf Geheiß und mit Unterstützung der Regierung herausgegebenen Reductionstabellen für Maaße und Gewichte, welche mehrere Auflagen erlebten. Seine Beobachtungen über den großen Cometen von 1811 wurden ohne sein Wissen in Mailand (italienisch) veröffentlicht. Astronomische Notizen gab er zuerst in Bode's Jahrbuch, aber von 1812

bis 1836 ließ er alljährlich in Augsburg ein auch die astronomischen Beobachtungen enthaltendes „Meteorologisches Jahrbuch“ erscheinen, welches viel brauchbares enthielt, dessen zahlreiche Angaben über die Fleckenfrequenz der Sonne z. B. für R. Wolf bei seiner Feststellung der bekannten elfjährigen Periode von hohem Werthe gewesen sind. Eben nach Wolf scheint St. auch den nach Foucault benannten Pendelversuch schon viel früher angestellt zu haben. — Als Curiosum verdient die von Stark's Collegen, dem bekannten Jugendschriftsteller Chr. Schmid, uns überlieferte Thatsache bemerkt zu werden, daß ersterer keinem weiblichen Wesen den Zutritt zu seinem Observatorium gestattete. Nicht etwa aus kanonischen Gründen, sondern weil ihm einmal die Schleppe einer Besucherin das Gewebe der Spinne zerstört hatte, welche er, um ihre angebliche Eigenschaft als Wetterprophet zu prüfen, in einer Ecke des Zimmers angesiedelt hatte.

Felder-Waitzenegger, Gelehrten- und Schriftstellerlexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit II, 365 ff. Landshut 1820. — Hellmann, Repertorium der deutschen Meteorologie Sp. 476. Leipzig 1883. — Wolf, Handbuch der Mathematik, Physik, Geodäsie und Astronomie II, 223. 299. 349. Zürich 1872. Günther.

Stark: Karl Bernhard St., hervorragender Archäologe des 19. Jahrhunderts. Er wurde als der Sohn des Professors der Pathologie und Geheimen Hofrathes Karl Wilhelm St. (s. S. 491) am 2. Octbr. 1824 in Jena geboren, erhielt hier auch seine erste Schulbildung auf dem Gräfe-Brzoska'schen Institute. Da Jena damals eines Gymnasiums noch entbehrte, so besuchte er von 1838 an das unter Leitung von G. Kießling stehende Gymnasium zu Hildburghausen und nach dessen Absolvirung (1841) noch ein Jahr lang die Landesschule zu Pforta, deren Rector damals K. Kirchner war. 1842 kehrte er in das Elternhaus zurück und widmete sich nun in Jena dem Studium der classischen Philologie. Hier hat er vorzugsweise K. W. Göttling's fördernden Einfluß genossen. Nachdem er sodann seine Studien einige Semester in Leipzig, wo G. Hermann ihm freundliches Interesse zuwandte, fortgesetzt hatte, ging er nach Berlin und hatte hier das Glück, August Boeckh näher zu treten und ein ganzes Jahr in dessen Hause verleben zu können. Die durch den täglichen Verkehr mit diesem gewonnene Anregung ist für die Richtung seiner Studien entscheidend geworden; St. beabsichtigte später, seiner Pietät gegen Boeckh in einer ausführlichen Biographie desselben Ausdruck zu geben, hat jedoch diesen Plan nicht mehr zur Ausführung bringen können. Aber der werthvolle Artikel über Boeckh in der A. D. B. (s. II, 770 ff.) legt Zeugniß von der dankbaren Gesinnung ab, welche er dem vortrefflichen Mann zeitlebens bewahrte. — Im J. 1845 promovirte St. in Jena mit einer gehaltvollen Dissertation „Quaestionum Anacreonticarum libri II“ und blieb dann bis 1847 in der Heimath, mit archäologischen Studien und Privatvorlesungen über Kunstgeschichte beschäftigt. Im Beginn des Jahres 1848 unternahm er seine erste größere wissenschaftliche Reise über München nach Italien; in Venedig, Florenz, Rom und Neapel verweilte er längere Zeit zum Studium der antiken und mittelalterlichen Kunstschätze. Im Herbst 1848 kehrte er nach Jena zurück, erwarb sich hier mit der Dissertation „De Tellure dea deque eius imagine a Manuele Phile descripta“ die venia legendi und habilitirte sich darauf als Privatdocent für classische Philologie und Archäologie; bereits 1850 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt.

Nachdem St. schon 1851 eine größere Arbeit über „Albrecht Dürer und seine Zeit“ in der Zeitschrift Germania hatte erscheinen lassen, trat er im folgenden Jahre mit der wichtigen und bedeutenden Abhandlung „Archäologische Studien zu einer Revision von Müller's Handbuch der Archäologie“ in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft hervor und erregte bereits hierdurch die

Aufmerksamkeit der Fachgenossen. Mehr noch geschah dies durch sein — in demselben Jahre erschienenes — erstes größeres Werk „Gaza und die philistäische Küste, Forschungen zur Geschichte und Alterthumskunde des hellenischen Orients", in welchem er „auf einem verhältnißmäßig eng begrenzten Gebiete die Wechselwirkung der hauptsächlichsten Culturmächte des Orients unter sich und besonders gegenüber der hellenischen Welt" darzustellen versuchte. In zwei Büchern behandelt das Werk die politische Entwicklung und culturgeschichtliche Stellung der philistäischen Städte in der Zeit der orientalischen Abgeschlossenheit vor der Eroberung Gaza's durch Alexander und in der Zeit des Hellenismus bis zum Vordringen des Muhamedanismus. — Im J. 1852 unternahm St. seine zweite wissenschaftliche Reise nach Frankreich und Belgien; vorwiegend die in den Provinzialstädten vorhandenen, noch weniger bekannten Kunstschätze bildeten den Gegenstand seiner eingehenden Studien. Die Ergebnisse hat er in dem im J. 1855 erschienenen Werke „Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich, nebst einem Anhange über Antwerpen" niedergelegt; die Frische der Darstellung und die lebendige Schilderung von Land und Leuten geben diesem Buche einen besonders anziehenden Reiz.

Das Jahr 1855 brachte St. die Berufung als ordentlicher Professor der Archäologie und Mitdirector des philologischen Seminars an der Universität Heidelberg. Es wartete seiner hier, wo das Studium der Archäologie seit Creuzer's Rücktritte ganz vernachlässigt war, eine große Aufgabe, die er mit vielem Geschick und Glück gelöst hat; ein archäologisches Museum, zu welchem nur kümmerliche Anfänge in der Bibliothek vorhanden waren, wurde durch ihn geschaffen und in würdiger Weise gestaltet, das wissenschaftliche Studium der Archäologie in Heidelberg überhaupt erst begründet. Seine wissenschaftliche Bedeutung, sein Lehrgeschick und die liebenswürdige und anregende Art seines Verkehrs mit der studirenden Jugend verschafften ihm sehr bald eine angesehene und gesicherte Stellung an der Universität. Neben der akademischen Thätigkeit füllte die ersten Heidelberger Jahre vornehmlich die Neubearbeitung der „Gottesdienstlichen Alterthümer der Hellenen" von K. F. Hermann aus, in der er mit pietätvoller Schonung der Eigenart des Werkes, das seit dem Erscheinen desselben gewonnene wissenschaftliche Material zur Darstellung brachte; das Buch erschien 1855. In ähnlicher Weise hat St. später auch K. F. Hermann's griechische Privatalterthümer (1870) und die griechischen Staatsalterthümer (1875) neu bearbeitet. — Von den bald nach seiner Uebersiedlung nach Heidelberg begonnenen „Mythologischen Parallelen", welche wie das oben erwähnte Werk über Gaza, der Darlegung der zwischen Orient und Griechenland vorhandenen Wechselwirkungen diente, ist nur das erste Stück „Die Wachtel, Sterneninsel und der Oelbaum im Bereiche phönikischer und griechischer Mythen", 1856 erschienen.

Das zweite selbständige größere Werk, dessen Vorbereitung die Jahre seit 1855 wesentlich gewidmet gewesen waren, erschien 1863 unter dem Titel „Niobe und die Niobiden in ihrer litterarischen, künstlerischen und mythologischen Bedeutung". Diese Schrift unterzieht die gesammte antike, litterarische und künstlerische Darstellung des Niobecultus, seine ethnologische Stellung und innere Bedeutung einer eingehenden Prüfung, und versucht namentlich die an die uns erhaltene Niobidengruppe sich anschließenden Probleme zu lösen. — Neben diesen größeren Arbeiten ging in Heidelberg eine eifrige Beschäftigung mit den in der Umgegend erhaltenen Resten des Alterthums her; ein Ergebniß dieser Beschäftigung war u. a. die im J. 1867 erschienene Schrift „Ladenburg am Neckar und seine Funde". Im J. 1871 erfüllte sich St. ein lange gehegter Wunsch, als ihm durch die Unterstützung der badischen Regierung eine Reise nach Griechenland und in den griechischen Orient ermöglicht wurde. Er besuchte Troja,

Smyrna, die Ruinen von Ephesus, das Tantalusgrab und den Niobefelsen, verweilte längere Zeit in Athen, von wo er in mehrfachen Ausflügen Griechenland durchstreifte und kehrte erst Ostern 1872 nach Heidelberg zurück. In einer überaus anziehenden Reiseschilderung „Nach dem griechischen Orient", hat er 1874 die gewonnenen Eindrücke veröffentlicht. — Sogleich nach der Rückkehr begann er die letzte größere Arbeit seines Lebens, das „Handbuch der Archäologie der Kunst", zu dessen Herstellung er sich nun erst hinreichend vorbereitet glaubte. Die Ausarbeitung dieses ausgezeichneten Werkes, welches er leider nicht mehr vollendet sehen sollte, hat hauptsächlich die letzten Jahre, in welche u. a. auch das Rectorat der Universität 1873 fiel, ausgefüllt. Nur die erste Abtheilung des ersten Bandes ist noch von St. selbst herausgegeben, die zweite Abtheilung dieses Bandes hatte er wenigstens noch druckfertig machen können. — Im September 1879 kehrte St. von einer Reise nach Baiern krank zurück; eine rasch sich entwickelnde Krankheit raffte ihn bereits am 12. October 1879 dahin.

Nekrolog von Frommel im Bursian-Calvary'schen biographischen Jahrbuche von 1880, S. 40—44. Daselbst S. 44 f. ein Schriftenverzeichniß von Bursian. — Bursian, Geschichte der Philologie S. 1100 ff. und an mehreren anderen Stellen. R. Hoche.

Stark: Christian Ludwig Wilhelm St., protestantischer Theologe und Philosoph, † 1818. St. wurde am 28. September 1790 in Jena geboren; sein Vater war der im J. 1811 verstorbene sachsen-weimarsche Geh. Hofrath und Leibarzt Johann Christian St. Auf dem Gymnasium zu Weimar 1806 bis 1809 vorgebildet, studirte er in Jena seit 1809 Theologie, Philosophie, Alterthumskunde, Geschichte und Naturwissenschaften. 1812 promovirte St. als Doctor der Philosophie. In den Jahren 1814 und 1815 bildete er sich in Berlin weiter aus, kehrte 1815 nach Jena zurück und eröffnete jetzt hier exegetische und kirchengeschichtliche Vorlesungen. Zwei Jahre später erhielt er in Jena eine außerordentliche Professur der Theologie und Philosophie, fand aber am 1. Juli 1818 beim Baden in der Saale einen frühzeitigen Tod.

St. schrieb außer einigen Dissertationen: „Beiträge zur Vervollkommnung der Hermeneutik, insbesondere der des Neuen Testaments" (Jena 1818, 8°); „Das Leben und dessen höchste Zwecke in ihrer allmählichen Entwicklung und in ihrer Vollendung durch das Christenthum" (I. Theil 1817, II. Theil 1818 [dieser auch unter dem Titel: „Das Christenthum in seinem eigentlichen Wesen und seinem Wirken für die letzten Zwecke des Lebens"], 2. Aufl. 1822).

Zu vgl. Heinrich Doering, Die gelehrten Theologen Deutschlands im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, IV. Bd. (1835) S. 305—306, wo auch die Titel der anderen minder nennenswerthen Schriften Stark's. P. Tschackert.

Stark: Johann Christian St., Professor der Medicin, sachsen-weimar'scher Hofrath und Leibarzt in Jena, geboren am 13. Januar 1753 in der Nähe von Apolda, hatte nach Angabe von F. B. Osiander nur in Jena bei Professor Neubauer die Entbindungskunde studirt. 1777 wurde er zum Doctor in Jena promovirt und bereits 1779 Professor extraordinarius an derselben Universität. Durch einen mit glücklichem Erfolg an einer Frau v. L. ausgeführten Kaiserschnitt wurde er bald berühmt und 1784 zum ordentlichen Professor und Director der Entbindungsanstalt in Jena ernannt. 1782 hatte er ein Hebammenlehrbuch „in Gesprächen" geschrieben. Er erfand und veränderte manche geburtshülfliche Instrumente, so eine Zange, einen Beckenmesser, einen Geburtsstuhl. 1787 begründete er ein Archiv für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten, welches bis zum Jahre 1804 sich erhielt und dann in Siebold's

Lucina überging. Seine Publicationen erstreckten sich nicht bloß auf die Geburtshülfe, sondern auch auf pharmakologische, pädiatrische und andere Gegenstände und er schrieb auch eine Geschichte des Tetanus. St. war der Leibarzt Friedrich v. Schiller's und dessen Briefe an ihn sind noch erhalten. St. war ein ausgezeichneter klinischer Lehrer und gab zuerst in Deutschland klinische Berichte von seinem Entbindungsinstitut heraus 1784. Er starb am 11. Januar 1811.

F. B. Osiander, Lit. pragmat. Geschichte der Entbindungskunst S. 463. 466. — Ed. v. Siebold, Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe II, 483. — Kleinwächter in Gurlt-Hirsch's Biograph. Lexikon V, 511. F. v. Winckel.

Stark: Johann Christian St., ein Neffe des vorigen, wurde am 28. Oct. 1769 im Großherzogthum Sachsen-Weimar geboren. Er promovirte mit 24 Jahren und ging dann mehrere Jahre — bis 1796 — auf Reisen, um sich später in Jena als Arzt niederzulassen. Hier wurde er 1805 ordentlicher Professor der Chirurgie und 1811 auch Professor ordinarius der Geburtshülfe; 1812 wurde er zum großherzoglichen Leibarzt und Stadtphysicus ernannt. Wie es in jener Zeit so häufig vorkam, daß die verschiedensten Professuren und Staatsämter in einer Person vereinigt wurden, so wurde St. nicht bloß dirigirendes Mitglied der Landesdirection als Obermedicinalbehörde, sondern auch Director des Landkrankenhauses, der Irrenanstalt, der ambulatorischen Klinik und des Entbindungsinstitutes, und war seit 1829 auch Stadt- und Amtsphysicus. Er scheint sich jedoch mit besonderer Vorliebe immer der Geburtshülfe gewidmet zu haben, da er nicht bloß 26 Jahre hindurch Hebammen unterrichtete, sondern auf Aufforderung der großherzoglichen Landesdirection zu Weimar noch im J. 1837 ein neues Hebammenlehrbuch schrieb, dessen Vorrede, vom 12. Juni 1837 datirt, in sehr klarer Weise die Befugnisse einer Hebamme darlegt und namentlich auch die operativen Eingriffe, welche man denselben allenfalls gestatten könne, ganz correct angiebt. Noch in demselben Jahre, am 24. December 1837, erlag er einer Apoplexie.

Sachs' med. Almanach für 1839 S. 40. — Pagel in Gurlt-Hirsch's Biograph. Lexikon V, 512. F. v. Winckel.

Stark: Joseph Franz Xaver St., katholischer Priester und Schriftsteller, † 1816. Geboren am 17. December 1750 zu See in Tirol und auf dem Gymnasium zu Innsbruck vorgebildet, trat St. 1769 zu Landsberg in den Jesuitenorden, vollendete nach Aufhebung desselben seine Studien in Innsbruck und erhielt hier 1774 die Priesterweihe. 1784 trat St. in das Collegium zu St. Salvator in Augsburg und lehrte an der mit diesem Colleg verbundenen Lehranstalt erst Philosophie, dann Dogmatik, bis die Anstalt aufgelöst wurde. Da verließ er Augsburg 1807 und lebte von da an, körperlich leidend, bei einem Freunde in der Nähe von Augsburg in stiller Zurückgezogenheit, in dem Dorfe Gersthofen. Daselbst starb er am 31. December 1816.

St. war vielfach schriftstellerisch thätig, meist zu asketisch-erbaulichen Zwecken. 1788 erschien von ihm eine Uebersetzung der Schrift des Thomas von Kempen: Von der Nachfolge Christi (Augsburg, 8°), welche 1819 die dritte Auflage erlebte; noch nach seinem Tode kamen 1818 seine „Christlichen Andachtsübungen zum allgemeinen Gebrauch in der Kirche und zu Hause" (Salzburg, 8°, 2. Aufl. 1824) heraus.

Zu vgl. Heinrich Doering, Die gelehrten Theologen Deutschlands u. s. w., IV. Bd. (1835) S. 312—315, wo sich auch die Titel seiner anderen Werke finden. P. Tschackert.

Stark: Karl Wilhelm St., Arzt, wurde zu Jena am 18. Mai 1787 als Sohn des tüchtigen Klinikers und Geburtshelfers Johann Christian St. (s. o.) geboren. Seine Studien machte er seit 1804 in seiner Vaterstadt, wo er 1807

die ärztlichen Prüfungen bestand und noch in demselben Jahre als Hofmedicus beim Herzog Karl August angestellt wurde. In dieser Eigenschaft begleitete er 1810 den Fürsten und 1811 die Großfürstin nach Teplitz. Erst im letztgenannten Jahre erlangte er mit der Inauguralabhandlung „Diss. qua intimus graviditatis, lactationis mensiumque profluvii consensus et convenientia ex propria mulieris vi et natura deductus demonstratur“ in Jena die Doctorwürde, machte dann von Teplitz aus 4 Jahre lang wissenschaftliche Reisen über Wien, Italien, Paris, Berlin und Halle, kehrte 1813 vorübergehend nach Jena zurück, wurde hier 1814 außerordentlicher Professor und Leibmedicus und machte 1814 den französischen Feldzug mit. Ueber Holland nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, nahm er hier 1815 seinen definitiven Aufenthalt und widmete sich fortab dem akademischen Lehrberufe. Er las speciell medicinische Encyclopädie, allgemeine Pathologie und Therapie, Augenheilkunde und allgemeine Chirurgie. Nachdem er einen an ihn ergangenen Ruf nach Berlin abgelehnt hatte, wurde er 1817 zum Hofrath und großherzoglichen Leibarzt, 1823 zum außerordentlichen Beisitzer der medicinischen Facultät und des akademischen Senats, 1826 zum ordentlichen Professor, 1836 zum Geheimen Hofrath ernannt und übernahm 1838 nach dem Tode seines Vaters die Direction der Landesheilanstalten. Auch wurde er 1839 Stadtphysicus. St., der am 15. Mai 1845 starb, war als Mensch, Arzt und Lehrer gleich ausgezeichnet. Auch in schriftstellerischer Beziehung entfaltete er eine rührige Thätigkeit. Von seinen Arbeiten haben noch heute eine gewisse Bedeutung die „Patholog. Fragmente“ (2 Bde., Weimar 1824—25) und seine „Allgemeine Pathologie oder allgemeine Naturlehre der Krankheit“ (2 Bde., Leipzig 1838—44). In letzterer bekennt er sich als Schüler Schönlein's und der sogenannten „naturhistorischen Schule“. Krankheit ist nach St. ein an und auf dem gesunden Organismus sich entwickelnder Parasit, „ein Lebensproceß, der alle wesentlichen Eigenschaften des Lebens an sich trägt, aber immer ein anderes, der Form nach ihm ungleichartiges Leben zu seiner Entstehung und ferneren Existenz voraussetzt“.

Vgl. noch Biograph. Lexikon, herausgegeben von Hirsch u. Gurlt V, 511.

Pagel.

Stärk: J. F. St., über dessen Lebensgang sonst nichts bekannt ist, gab im J. 1822 ein stenographisches System heraus unter dem Titel: „Deutsche Stenographie oder Schnellschreibekunst, auf so leichtfaßliche Regeln gegründet, daß man bei Durchlesung dieses Buches den Grund dieser Kunst ersehen und in einigen Wochen dieselbe erlernen kann, ingleichen nach einer monatlichen praktischen Uebung dahin seyn wird, der Deutschen Schrift völlig entbehren zu können.“ Er lebte als Feldmesser in Berlin, hielt dort öffentliche Vorträge über sein System und unterbreitete es, nachdem er Königl. Preußischer Regierungs-conducteur geworden, dem Ministerium, das ihm nicht nur die Anerkennung zu theil werden ließ, „daß, nach dem eingeholten Gutachten von Sachverständigen über diese Schrift, Stärk's Methode, die tachygraphischen Zeichen auf Grundlage der Radien und Segmente des Kreises zu bilden, durch ihre Leichtigkeit vor allen andern früheren Methoden sich sehr empfehle“, sondern ihn auch mit einer Gratification zur Ermunterung in seinen Bemühungen belohnte. Trotz dieser Anerkennung und obwol das Lehrbüchlein im J. 1829 eine zweite Auflage erlebte, hat das System keine Ausbreitung gefunden; denn es litt an denselben Mängeln, die alle bis dahin veröffentlichten deutschen Systeme unbrauchbar machten. Die Schrift ist ungeläufig, unzuverlässig, schwer wiederzulesen und nicht nach einem bestimmten Princip, sondern nach willkürlichen Regeln und unbegründeten Einfällen aufgebaut. Dazu führt sie in die Entwicklung der deutschen Stenographie keinen neuen Gedanken ein, sondern ist, von unwesent-

lichen Aenderungen und Zusätzen abgesehen, nichts als eine Wiederholung des Versuchs, den 1796 der Consistorialrath Fr. Mosengeil nach englischen und französischen Vorbildern (Taylor und Bertin) in seiner „Anleitung zur Stenographie" veröffentlicht hatte. Ernst Alberti.

Starke: Christoph St., ward am 10. März (Joecher u. Winer, Handb. der theolog. Litteratur Bd. II, S. 788 irrthümlich 21. März, s. u. unsere Quelle) des Jahres 1684 zu Freyenwalde a. O. geboren, dessen Schule er bis zu seinem 16. Jahre besuchte. Von dort kam er auf ein Gymnasium in Berlin. 1703 bezog er die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Auf seine innere Entwicklung und theologische Richtung haben Spener und Breithaupt (s. die Art.) nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Nach verschiedenen Hauslehrerstellungen gelangte er 1709 zu Nennhausen bei Rathenow in das Amt eines Dorfschullehrers und Pastors. 1737 ward er zum Oberpfarrer und Garnisonprediger in Driesen berufen, in welcher Stellung er in segensreicher Wirksamkeit bis zu seinem am 12. December 1744 erfolgenden Tode verblieb. (Von Starke's Sohn, Johann George St., im Eingang des 5. Theils der unten genannten Synopsis bibl. th. in V. T. 1747 verfaßter Lebenslauf.)

Von Starke's Werken, die man a. a. O. am Schluß des Lebenslaufs vollständig verzeichnet findet, haben bis jetzt wegen ihrer Nutzbarkeit für praktische Exegese sich im Gebrauch erhalten zwei umfassende Arbeiten über die Auslegung der heiligen Schrift. Zuerst von ihnen erschien 1733 eine „Synopsis bibliothecae exegeticae in Novum Testamentum" (s. den vollst. Titel a. a. O.), in 3 Bänden 1737 vollendet, 2. Aufl. 1740, 3. Aufl. 1745/46, 4. Aufl. 1758/59 (Winer a. a. O. Bd. I, S. 186). Später ließ er eine „Synopsis bibl. exeget. in V. T." (s. den vollst. Titel am oben anges. Orte) folgen, deren 1. Thl. 1741, 2. Aufl. 1744; 2. Thl. 1742, 2. Aufl. 1745; 3. Thl. 1744 erschienen. Sie umfassen den Pentateuch, die historischen Bücher, Hiob und die kleinen Propheten. Die Anlage ist in der Weise gemacht, daß eine paraphrastisch-exegesirende Uebersetzung der einzelnen Verse der betreffenden Schrift vorangestellt ist. Dann folgen Anmerkungen zur Erläuterung einzelner Schwierigkeiten. Zuletzt, unter der Ueberschrift „Nutzanwendung", werden erbauliche Winke für gottseliges Leben nach Anleitung der Schriftstellen, von denen die Rede ist, gegeben. Das Ganze ruht auf einer Unterlage von gelehrter Solidität, die man in heutigen der praktischen Exegese dienenden Werken vergeblich suchen würde. Das Werk ist daher auch bis in die neueste Zeit immer wieder abgedruckt worden. — Die folgenden Theile 4 und 5, 1747. 1750, hat des Verstorbenen Sohn, Johann George St., ausgearbeitet. Sie enthalten die Psalmen, die sogen. Schriften Salomo's und die vier großen Propheten. C. Siegfried.

Starke: Heinrich Benedict St. ward im März 1672 zu Engelen Stedde bei Wolfenbüttel geboren. Er war außerordentlicher Professor der orientalischen Sprachen zu Leipzig. † 18. Juli 1727 (Joecher s. v., Winer, Handb. der theol. Litt. Bd. II, S. 788). In der Schreibung des Namens schwankt Winer zwischen Stark, Starck und Starcke; Gesenius, Geschichte der hebr. Sprache S. 123, schreibt Stark, ebenso Bleek-Kamphausen, Einl. in das A. T. S. 163, für Starke entscheiden sich Hetzel, Geschichte der hebr. Sprache S. 280 und Meyer, Geschichte der Schrifterklärung Bd. IV, S. 459. Da die lateinischen Titel stets die Form Starkius bieten, dürfte die Entscheidung schwer werden. Hetzel a. a. O. führt von ihm folgende Schriften an: 1. „Lux grammatices Ebraeae" 1705. 1713. 1717. 4. Ausg. von Wilisch 1737. 5. Ausg. von Bosseck 1764. 2. „Lux chaldaicae linguae". 3. „Lux accentuationis". 4. „Ebraismi etymologici". Die hebräische Grammatik bewegt sich ganz in dem Schematismus der Danz'schen Schule (s. d. Art.). Die anderweiten Arbeiten Starke's gehören der Schrift-

auslegung an. Die „Notae selectae critico-philologico-exegeticae in loca dubia ac difficiliora V. Ti.“ 3 Bde. 4°, 1714 (s. den vollst. Titel bei Winer a. a. O. Bd. I, S. 195), behandeln Stellen aus dem Pentateuch und den historischen Büchern. Die „Notae selectae .... in N. T.“ 2 Bde. 4°, 1724, sind in ihrer Zeit wegen guter grammatischer Bemerkungen geschätzt worden, s. Meyer a. a. O. — Winer a. a. O. Bd. I, S. 240, führt von ihm auch „Notae selectae .... in ep. P. ad Hebraeos“ 1710 an. C. Siegfried.

Starke: Johann Georg St., sächsischer Oberst und Oberlandbaumeister, hatte an der baulichen Neugestaltung Dresdens unter dem Kurfürsten Johann Georg III. wesentlichen Antheil. Er gilt als der Erbauer des Palais im Großen Garten, das als eines der wichtigsten Denkmale für die Geschichte des Barockstiles in Deutschland anzusehen ist. Diese Annahme beruht auf einer Notiz P. J. Marperger's, der damals (1679) in Dresden lebte und in seiner „Historie und Leben der berühmtesten Europaeischen Baumeister“ (Berlin 1711, 8°, S. 452) ausdrücklich erwähnt, daß St. „das Lust-Hauß im Großen Garten“ erbaut, Johann Friedrich Karger aber, den Andere für den Urheber des Palais halten, die Nebenbauten daselbst errichtet habe. Steche erklärt in seinem Aufsatz über das Palais in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung 1886 Nr. 103, daß St. den Bau unter Berathung mit dem Oberlandbaumeister Wolf Kaspar v. Klengel gemeinsam mit Karger ausgeführt habe (1679—1680), und berichtet dann weiter, daß St. seit dem Jahre 1663 auf Kosten des Kurfürsten Italien und die Niederlande bereist und namentlich Venedig besucht habe, um die dortigen Bauten zu studiren. Die sonstigen Nachrichten, die wir über St. besitzen, sind sehr dürftig. Wiederum gemeinsam mit Karger, der ein gelernter Gärtner war, legte er den Rischischen und Zinzendorfischen Garten in Dresden an. Als Kurfürst Johann Georg IV. die große Treppe im Residenzschlosse zu Dresden, die den Namen „Englische Treppe“ erhielt, erbauen ließ, hatte St. gemeinsam mit dem Oberlandbaumeister Beyer die Leitung der Arbeiten. Außerhalb Dresdens hatte St. die von Johann Georg III. angeordnete Aufnahme eines Grundrisses von Schneeberg auszuführen, die vermuthlich dazu dienen sollte, die Stadt neu und regelmäßiger aufzubauen. Da jedoch der Kurfürst starb, zerschlug sich das Project. Auch sind die Pläne Starke's noch nicht wieder aufgefunden worden. Sonst hören wir von St., daß er „ein wilder Kopf“ gewesen sei und sich im J. 1673 mit dem Oberst Hans Heinrich Kuffen duellirt habe. Wann er gestorben ist, steht ebensowenig fest wie Tag und Jahr seiner Geburt. Die Angaben schwanken zwischen 1692, 1693 und 1695.

Vgl. [Hasche,] Magazin der Sächs. Geschichte I, Dresden 1784, S. 147; II, ebendas. 1785, S. 654. — Füeßli, Allgemeines Künstlerlexikon II, 8, Zürich 1814, S. 1714. — Archiv für die Sächs. Geschichte X, Leipzig 1872, S. 100. — Cornelius Gurlitt, Geschichte des Barockstiles und des Rococo in Deutschland, Stuttgart 1889, S. 78. — R. Steche, Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen, 8. Heft, Dresden 1887, S. 29. H. A. Lier.

Starke: Johann Friedrich St., Maler, wurde am 5. Februar 1802 zu Cölln bei Meißen geboren. Anfänglich zum Schreiber bestimmt und als solcher bei einem Advocaten in Dresden thätig, wußte er es doch durchzusetzen, daß er seiner Liebhaberei für die Kunst nachgehen und die Akademie zu Dresden besuchen durfte. Ohne die Mittel dazu zu besitzen, trat er im J. 1824 eine Reise nach Paris an, wo er sich vor allem der Blumenmalerei widmen wollte. Da ihm das Glück wohlwollte, gelang es ihm, sich hier bald emporzuarbeiten. Er wurde zum Zeichenlehrer der Kinder Louis Philipp's berufen und durch die Verleihung des Professortitels ausgezeichnet. Nach der Vertreibung Louis Philipp's

wurde er Director der Gobelinmanufactur zu Beauvais, wo er bis zum Jahre 1851 blieb. Von dieser Zeit an lebte er wieder in Paris. Im J. 1858 kehrte er nach Meißen zurück, und im J. 1861 siedelte er nach Dresden über, wo er am 10. Januar 1872 starb. St. gehörte zu den beliebtesten Blumenmalern seiner Zeit. Zwei seiner Bilder sind in die Gemäldesammlung des Louvre aufgenommen worden. Auch in Dresden stellte er gelegentlich aus. So sandte er z. B. im J. 1829 von Paris zwei Bilder, Blühende Cactuszweige und einen Strauß Stiefmütterchen darstellend.

Vgl. Wilhelm Loose, Lebensläufe Meißner Künstler in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen II, 2, Meißen 1888, S. 284, 285.

H. A. Lier.

Starke: Wilhelm Ernst St., evangelischer Prediger, † 1764. St. wurde am 19. April 1692 zu Ballenstedt geboren, erhielt seine Vorbildung seit 1708 auf dem akademischen Gymnasium zu Zerbst, studirte (1711) zu Franeker hauptsächlich bei Vitringa Theologie und Philologie, machte eine Reise durch Holland und kehrte 1712 in die Heimath zurück. Hier wurde er Pfarrgehülfe zu Cörmigk, 1715 Pfarrer zu Neudorf bei Harzerode und 1718 Diakonus in Ballenstedt. Hier hat er eine Reihe Schriften veröffentlicht, in denen er sich als gründlichen Kenner der orientalischen Sprachen und als Anhänger der typischen Auslegung des Alten Testamentes erwies. Er starb (nach Schmidt's Anhaltischem Schriftstellerlexikon S. 412) im J. 1764 am 25. Juni. (Meusel im Schriftstellerlexikon XIII, 297 läßt ihn nach 1754 sterben.) Das vollständige Verzeichniß seiner Schriften bei Heinrich Doering, Die gelehrten Theologen Deutschlands u. s. w. IV. Bd. (1835) S. 322—324; wir nennen daraus: „Historische, kritische und theologische Betrachtungen vom Baume der Erkenntniß Gutes und Böses, der sogenannten philosophischen Untersuchung von dem Zustande des Menschen in der Erbsünde entgegengestellt" (Frankf. und Leipzig 1747, 3 Thle. in 8°, mit Kupfern); „Die Heiden des Messiä aus den Fürbildern des Alten Testaments gezeigt und in Jesu Christo, dem Sohn der Jungfrau Maria erfüllt u. s. w." (Halle 1750, 8°).

P. Tschackert.

Starkenberg: Hartmann v. St., Minnesänger. Man wird ihn nicht mit der österreichischen Familie in Zusammenhang bringen dürfen, aus der jener Gundaker von Starkenperc stammte, welcher 1224 zu Frisach mit Ulrich von Liechtenstein turnierte (Frauendienst Lachmann 67, 13): deren Name lautet meist Starhenberg und ein Hartmann läßt sich unter ihnen nicht nachweisen. Das ist der Fall bei der mächtigen tirolischen Ministerialenfamilie von Starkenberg, in der 1260 ein Hartmann urkundlich erscheint. Dies wird wol der Dichter sein. Seine drei von der großen Heidelberger Liederhandschrift bewahrten Gedichte zeigen in einfachen Formen rein höfischen Charakter, wie es seiner Heimath, wo sich am längsten ritterliches Leben und ritterliche Dichtung erhalten hat, gemäß ist. Das dritte ruft zu sommerlicher Freude und Frauendienst auf, feiert die Geliebte, in deren Dienst Schild und Speer erkrachen müsse. Das zweite ist in der Fremde verfaßt: Heide und Plan mischen sich mancherlei Farbe, sein Herz sehnt sich nach der fernen Liebsten; er sucht einen Boten an sie und wollte, wenn er einen Deutschen dazu fände, ihn auf Händen tragen. Offenbar befindet er sich in Italien. Und hier scheint auch das erste Gedicht entstanden zu sein, das originellste: im Jahr vorher hat er sein Land verlassen, aber das hat ihm nichts genützt; vergeblich hat er dort ein Heiligenbild, das sonst jedem einen Wunsch gewährt, gebeten, der Geliebten seinen Liebeskummer mitzutheilen. Sie weiß immer noch nicht, was ihn drückt. Nun schwankt er, wie er sie der Ehre gemäß

aufklären soll, und da er keinen Boten hat, entschließt er sich, ihr dieses Lied selbst als Boten zu senden, aus dem sie selber alles merken werde.

von der Hagen, Minnesinger II, 73 f.; III, 662; IV, 413 ff.

Burdach.

Starklof: Karl Christian Ludwig St., Sohn des Kammerregistrators, nachmaligen Postdirectors St. in Oldenburg, geboren am 28. September 1789 zu Ludwigsburg (Württemberg), wo die Mutter zum Besuch in ihrer Heimath sich befand, † zu Oldenburg am 11. October 1850, erhielt seine schulwissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium in Oldenburg, studirte von Michaelis 1807 bis dahin 1810 in Göttingen und Heidelberg die Rechte und begann im J. 1811 seine Laufbahn im oldenburgischen Staatsdienst als Secretär bei der Regierung zu Eutin. Im J. 1814 wurde er als Cabinetssecretär nach Oldenburg versetzt und fungirte von 1815 an als Secretär bei der oldenburgischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt a./M., von wo er 1818 mit dem Titel eines Hofraths in seine frühere Dienststellung in Oldenburg zurückkehrte. In den Jahren 1826 und 1827 bekleidete er kurze Zeit die Stelle eines Amtmanns zu Oberstein im Fürstenthum Birkenfeld, trat dann aber auf sein dringendes Ansuchen wiederum in seine Stellung beim Cabinet in Oldenburg ein, die er, seit 1834 mit dem Titel eines Geheimen Hofraths und seit 1839 in Verbindung mit den Geschäften eines Secretärs des Haus- und Verdienstordens, bis zum Jahre 1846 inne hatte. — Seine Berufsgeschäfte ließen ihm Muße zu einer vielseitigen Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten. Im J. 1832 wurde in Oldenburg unter Starklof's Mitwirkung das großherzogliche Theater gegründet; er übernahm die Leitung desselben und zog sich aus dieser Stellung erst im Frühjahr 1842 zurück, nachdem er, wie er selbst sagt, „Intendant, Director, Regisseur, Theatersecretär, Garderobevorstand und noch manches andere gewesen war". Mit lebhaftem Eifer betheiligte er sich im J. 1839 an der Gründung des oldenburgischen Gewerbe- und Handelsvereins und erwarb sich als hervorragendes Mitglied desselben durch Wort und Schrift Verdienste um die Errichtung einer Dampfschifffahrt, welche Oldenburg mit Bremen und Bremerhafen verband (1844/45), um die Vorbereitungen für die Anlage des Hunte-Ems-Canals, welcher jetzt seiner Vollendung entgegengeht, und um die mit dieser Anlage zusammenhängende Colonisirung der Moore. Daneben nahm er lebhaften Antheil an der Gründung des Kunstvereins (1842), die ihn in nahe Beziehungen zu dem Maler Jerndorff brachte; er hat demselben später einen warmen Nachruf gewidmet („Just Ulrick Jerndorff, ein Karakterbild", 1847). Schon seit dem Jahre 1821 gehörte er der 1779 gegründeten „litterarischen Gesellschaft" an, und im J. 1842 trat er auch dem „litterarisch-geselligen Verein" bei; hier und dort ein anregendes Mitglied, wie in allen Kreisen ein wegen seiner Talente und seines lebhaften Geistes gern gesehener Gast. — Das Jahr 1846 brachte einen Wendepunkt in seinem Leben. Sein in diesem Jahre erschienener Roman „Armin Galoor" enthielt rücksichtslose Aeußerungen und Anspielungen, die, da sie Aufsehen im Publicum und Anstoß im Nachbarstaate erregten, den Großherzog zwangen, ihn von seiner Stellung im Cabinet und als Privatsecretär zu entheben und zur Disposition zu stellen. Infolge des Austritts aus dem Dienste wandte er sich neben seinen verschiedenartigen litterarischen Bestrebungen — als Früchte seiner Muße sind zu nennen auf der einen Seite „Historische Porträts und Scenen aus den Memoiren des Herzogs von St. Simon" (1847), auf der andern „Moorcanäle und Moorcolonien zwischen Hunte und Ems" (1847) — vorzugsweise auch der Politik zu. Im J. 1848 ging er nach Frankfurt a./M., indem er die Berichterstattung über die Verhandlungen des deutschen Parlaments für die „Bremer Zeitung" übernahm, und verkehrte dort vorzugsweise mit den

Männern der Linken; er folgte dem Parlament nach Stuttgart und kehrte dann nach Oldenburg zurück. Sein Wunsch, im engern Vaterlande wiederum eine Anstellung zu erhalten, fand keine Erfüllung; die getäuschte Hoffnung und das Gefühl, nicht mehr dem früheren allseitigen Entgegenkommen zu begegnen, brachten ihn zu dem Entschluß, selbst sich das Leben zu nehmen. Der Versuch, bei einer Ueberfahrt über die Weser seinen Plan auszuführen, mißlang; am 11. October 1850 wurde seine Leiche in der Hunte bei Oldenburg aufgefunden. — Starklof's zahlreiche Arbeiten sind wol mehr oder weniger vergessen. Die einzige Novelle, die wir von ihm besitzen: „Sirene; eine Schlösser- und Höhlen-Geschichte" hat P. Heyse in den ersten Band des „Neuen deutschen Novellenschatzes" aufgenommen und mit einer biographischen Einleitung begleitet. Die letztere weist diejenigen Schriften (Romane und Erzählungen) nach, welche neben den bereits erwähnten für einen über die engere Heimath hinausreichenden Kreis bestimmt waren; dieselben wurden im allgemeinen günstig beurtheilt und vom Publicum gern entgegengenommen; sein „Wittekind, ein Gemälde altdeutscher Heldenzeit" (4 Thle., 1832) hat sogar eine zweite Auflage erlebt (1835). Ueber sein einziges dramatisches Werk „Prinz Leo, eine phantastisch-tragische Hof- und Staatsaction" (1834) bemerkt Heyse, daß es, „von Lessing'schem Geiste angehaucht, leider nur die strenge Bühnentechnik seines Vorbildes vermissen läßt, in Dialog und Charakteristik aber eine überraschende geistige Schärfe und Frische offenbart". Die gleichen Vorzüge werden der „Sirene" nachgerühmt. Durch seine den heimathlichen Interessen gewidmeten Aufsätze hat er anregend und fördernd gewirkt. — Was Starklof's Persönlichkeit betrifft, so charakterisirt ihn Dalwigk (Chronik des alten Theaters in Oldenburg S. 10) als „lebhaften Geistes, mit mancherlei Talenten ausgestattet, in Rede und Schrift allzeit schlagfertig und nie um Worte verlegen, unermüdlich agitirend und auf das vorgesteckte Ziel losgehend, rücksichtslos und mit Hohn ihm philisterhaft erscheinenden Bedenken entgegentretend".

Mutzenbecher.

Starkloff: Heinrich Adolf v. St. war geboren am 11. Febr. 1810 in Ludwigsburg als Sohn des am 25. Juni 1840 in Stuttgart verstorbenen königl. württ. Oberstlieutenants Friedrich Heinrich v. St. und der am 8. November 1856 in Stuttgart verstorbenen Therese, geb. Schwarz. Er trat am 25. März 1827 in die württembergische Armee, wurde 1830 Lieutenant, 1836 Oberlieutenant, 1846 Hauptmann, 1857 Major, 1860 Oberstlieutenant und Commandant des 1. Jägerbataillons auf Hohenasperg, 1865 Oberst und Commandant des Regiments. Als solcher machte er 1866 den Feldzug gegen Preußen mit. 1869 wurde er Generalmajor und Brigadecommandant. Im französischen Krieg 1870—1871 trug er als Commandant der 2. Brigade am 6. August 1870 am Schluß der Schlacht von Wörth bei Elsaßhausen und Fröschweiler wesentlich zur Entscheidung bei, wie auch die von ihm geführten Truppen am 30. November 1870 vor Paris bei Mont Mesley und Bonneuil gegen den Ausfall der Franzosen tapfer Stand hielten. Für seine Verdienste erhielt er 1870 das Großkreuz des Friedrichsordens mit Schwertern und am 12. Juni (Diplom vom 29. August) 1873 den erblichen württembergischen Freiherrnstand, wie auch am 3. April 1876 das Großkreuz des Militärverdienstordens. Als Commandeur der 27. Division (2. württ.) nahm er 1876 den Abschied. Freiherr v. St., welcher auch Generaladjutant des Königs und Vorstand des Verwaltungsraths der württembergischen Invalidenstiftung war, starb am 9. März 1892 in Stuttgart. Seit dem 7. October 1847 war er vermählt mit Louise v. Vischer, Mitbesitzerin des Ritterguts Ihingen, einer Bruderstochter der Gemahlin Ludwig Uhland's.

Vester, Militär-Handbuch des Königreichs Württemberg, Stuttgart 1868, S. 122, 123. — Deutsche Kriegszeitung, Stuttgart 1870, S. 39; 1871, S. 70, 125—126. — Der deutsch-französische Krieg 1870/71, I (1874) 273 ff.; III (1876) 550. — Maximilian Gritzner, Standeserhebungen, Görlitz 1881, S. 851.

Th. Schön.

Starter: Jan Janssen St., holländischer Dichter. Geboren 1594 zu London, kam er wahrscheinlich 1607 nach Amsterdam, da seine Verwandten als Dissenters England verlassen mußten. 1612 in die Rederijkerkamer In liefde bloeyende aufgenommen, begab er sich 1614 nach Leeuwarden, wo er heirathete und eine Buchhandlung begründete. Auch hier stiftete er 1617 einen Dichterverein, welcher seine Schauspiele „Don Timbre de Cardone" und „Dareide" aufführte, sich aber 1619 auflösen mußte. St. siedelte 1620 nach Franeker über, wo er sich zugleich als Student der Rechte einschreiben ließ. Sein Geschäft wurde 1622 zwangsweise verkauft. Er selbst war 1621 bereits wieder in Amsterdam, um seine Gedichtsammlung „Friesche lusthof beplant met verscheydene stichtelijke minneliedekens, gedichten, ende boertighe kluchten" drucken zu lassen. Obschon sie viel Beifall fand und bis 1627 noch vier Auflagen veranstaltet wurden, sah er selbst sich doch genöthigt, unter Mansfeld's Fahnen zu treten. 1626 verschwindet seine Spur. Seine Gedichte ließ J. van Vloten 1864 zu Utrecht nochmals abdrucken, jedoch ohne die zwei Dramen und ohne die satirische Pastorale „Angeniet", welche Brederoo angefangen, St. vollendet hatte. In der That hat St. diesem liebenswürdigen Lyriker sich besonders angeschlossen und in lebhaften Formen lustige und sehnsüchtige Liebe zum Ausdruck gebracht. Seine „Mennisten-Vriagie" erregte wegen des Spottes auf die Scheintugend der mennonitischen Sectirer Anstoß auch in neuerer Zeit. Kräftig sind seine Soldatenlieder, welche Moritz von Nassau feiern; von einer „Mansfeldias" konnte er nur einen „Voorloper" erscheinen lassen. Andere Gedichte, besonders die auf Hochzeiten oder bei politischen Anlässen gedichteten, sind in steifen Alexandrinern abgefaßt und scheinen nur auf Gelderwerb auszugehen.

S. bes. Jonckbloet, Geschiedenis der nederl. letterkunde, 3. Aufl., III, 98 fg.

Martin.

Stattler: Benedict St., katholischer Theologe, geboren am 30. Januar 1728 zu Kötzting im bairischen Walde, † am 21. August 1797 zu München. Nachdem er die Gymnasialstudien bei den Benedictinern zu Niederaltaich und bei den Jesuiten zu München absolvirt hatte, trat er am 17. September 1745 zu Landsberg am Lech in den Jesuitenorden, machte nach Beendigung des zweijährigen Noviziates 1747—54 seine philosophischen und theologischen Studien zu Innsbruck, wurde dann vier Jahre als Lehrer an den Gymnasien zu Straubing, Landshut und Neuburg an der Donau beschäftigt, 1759 zum Priester geweiht und legte am 2. Februar 1763 die feierlichen Ordensgelübde ab. Er docirte dann sechs Jahre Philosophie und Theologie zu Solothurn und Innsbruck, und wurde 1770 Doctor der Theologie und zweiter, nach dem Abgange G. Urban's 1773 erster Professor der Dogmatik an der Universität zu Ingolstadt; er behielt diese Professur auch nach der Aufhebung des Jesuitenordens (1773) bis 1781. 1775 wurde er auch Pfarrer von St. Moriz und hatte als solcher nach einer Verordnung des Kurfürsten Karl Theodor vom 7. April 1779 (Acta hist.-eccl. n. temp. 7, 50, 269) in der von dem Bischof von Eichstädt dazu eingeräumten Kirche St. Sebastian den zu Ingolstadt „anderen Religionen zugethanen (protestantischen) Kriegsknechten zum christlichen Lebenswandel in guten Sitten gedeihliche Exhortationen zu halten". 1775 ernannte ihn der Bischof von Eichstädt als Kanzler der Universität auch zum Prokanzler. Der Kurfürst

bestritt anfangs dem Bischof das Recht, einseitig den Prokanzler zu ernennen, erkannte aber schließlich die Ernennung an.

St. war ohne Zweifel einer der hervorragendsten Professoren, jedenfalls der bedeutendste unter den Theologen, die damals in Ingolstadt lehrten. Er war sich aber seiner Ueberlegenheit über die meisten seiner Collegen wohl bewußt, dabei rechthaberisch und herrisch und gerieth darum in viele Streitigkeiten auch mit anderen Mitgliedern der theologischen Facultät, in der er nach 1773 der einzige Exjesuit war, während die übrigen aus anderen Orden oder Weltgeistliche waren. Die Streitigkeiten wurden zum Theil durch persönliche Reibungen veranlaßt, namentlich aber durch die neuen Studienpläne für die theologische Facultät, die im Auftrage des Kurfürsten 1773 von J. A. v. Ickstatt (A. D. B. XIII, 741) und 1776 von Heinrich Braun (A. D. B. III, 266) ausgearbeitet wurden. Der Streit darüber kam durch Einsendungen in Schlözer's Briefwechsel (Band 9 und 10) und durch Broschüren auch in die Oeffentlichkeit. (Ueber den Streit mit W. Frölich s. u.) —

Als der Kurfürst Karl Theodor 1781 beschloß, im Interesse des Adels und namentlich seiner unehelichen Söhne eine bairische Zunge des Malteserordens zu stiften und aus Kirchengütern zu dotiren (A. D. B. XV, 254), war anfangs im Plane, die 78 bairischen Stifter zur jährlichen Zahlung einer Summe von 150,000 Gulden zu verpflichten, und es wurde auch ein päpstliches Breve vom 15. Juni 1781 erwirkt, welches diese Besteuerung der Klöster gestattete. Die Prälaten schlugen aber vor, die früheren Jesuitengüter, deren Werth auf sechs Millionen geschätzt wurde, den Maltesern zu überweisen, und erboten sich, die Lehrstellen an der Universität Ingolstadt und an den Lyceen und Gymnasien, deren Inhaber ihre Besoldung aus dem Jesuitenfonds erhielten, durch Professoren aus ihren Klöstern versehen zu lassen. Dieser Plan, den Heinrich Braun zuerst angeregt haben soll, wurde in einer Denkschrift des Propstes Franz Töpsl von Polling entwickelt, von St. in einer längeren Eingabe an die Regierung vom 7. August 1781 bekämpft, die voll scharfer Bemerkungen über die Mönche ist (abgedruckt in Schlözer's Staatsanz. II, 179). Er kam aber zur Ausführung und am 14. December 1781 wurden die Jesuitengüter den Maltesern überwiesen. Infolge davon wurden die Exjesuiten und Weltgeistlichen, die in Ingolstadt Professuren hatten, durch Ordensgeistliche ersetzt, St. durch seinen Gegner W. Frölich. St. wurde zum Stadtpfarrer in Kemnath in der Diöcese Regensburg ernannt (er mußte vorher die Pfarrbefähigungsprüfung machen).

Nach einigen Jahren verzichtete St. auf die Pfarrei und zog nach München. Hier wurde er 1790 zum frequentirenden (wirklichen) Geistlichen und Censurrathe ernannt, also zum Collegen seines früheren Gegners H. Braun, der jedoch schon 1792 starb. Er war nun einige Jahre eine einflußreiche Persönlichkeit. Er soll als Censurrath eine Weisung an die Münchener Buchhändler, Kantische Schriften nicht zu verkaufen, erlassen, Schriften von Kantianern, wie Seb. Mutschelle, die Druckerlaubniß verweigert (s. u.), sogar seinem Schüler Sailer für die „Vernunftlehre" die Approbation erst nach längerem Zögern ertheilt, auch das Verbot der Oberdeutschen Litteraturzeitung betrieben haben. Er verfaßte auch „auf allerhöchsten kurfürstlichen Befehl" Religionshandbücher für Schulen (s. u.) und zwei Katechismen. Infolge seines Conflictes mit der römischen Curie wurde er im December 1794 genöthigt, abzudanken (s. u.). Er lebte nun noch einige Jahre ohne Anstellung. Er starb an einem Schlagflusse. In seinem Testamente hatte er bestimmt, man solle keinen feierlichen Leichengottesdienst halten, sondern nur vier Messen für ihn lesen; sein nicht unbedeutendes Vermögen vermachte er, einige Legate für Dienstboten abgerechnet, zu Schul- und Armenzwecken.

Unmittelbar nach der Aufhebung des Jesuitenordens, im Herbst 1773 veröffentlichte St. anonym und mit dem falschen Druckort „Berlin und Breslau" eine merkwürdige Schrift von 30 Quartseiten unter dem Titel „Amica Defensio Societatis Jesu" (auch deutsch „Freundschaftliche Vertheidigung der Gesellschaft Jesu"; sie steht nicht in den Verzeichnissen seiner Schriften bei Baader, de Backer u. a., wird aber von Sailer erwähnt). Er entwickelt darin die Gedanken: dem Papste sei durch das Lateranconcil von 1215 das ausschließliche Recht übertragen worden, religiöse Orden zu approbiren, aber nicht auch, approbirte Orden aufzuheben; bei der Approbation eines Ordens sei er unfehlbar, nicht auch bei der Aufhebung eines Ordens; der Papst hätte den Jesuitenorden nicht aufheben können ohne Zustimmung der Bischöfe und der katholischen Fürsten; Clemens XIV. habe aber nicht einmal das Cardinalscollegium befragt, sondern nur fünf den Jesuiten übelwollende Cardinäle, von denen er vier erst kurz zuvor, wohl eigens zu diesem Zwecke, ernannt habe; die in dem Breve den Jesuiten gemachten Vorwürfe seien größtentheils unbegründet, und so weit sie begründet seien, träfen sie nicht den ganzen Orden, namentlich nicht die Jesuiten in Deutschland, Polen und dem größten Theile von Italien; die Bischöfe, die den Orden für nützlich hielten, hätten die amtliche Pflicht, mit dem h. Paulus den irrenden Kephas auf das gegebene Aergerniß hinzuweisen, und seien durch die Pflicht des Gehorsams gegen den Papst nicht zur Ausführung des ungerechten Urtheils verpflichtet. (Aehnliche Deductionen erschienen damals von anderen Exjesuiten; es erfolgten mehrere Entgegnungen gegen St., u. a. eine von H. Braun, „Von der Macht des Römischen Stuhles in Ansehung der Reguler-Orden", 1774.) Da die Bischöfe nicht für den Orden eintraten, sah St. seine Aufhebung als eine vollendete Thatsache an. Zu den Exjesuiten in Weißrußland und in Augsburg, die ein thatsächliches Fortbestehen des Ordens anstrebten, stand er in keinen Beziehungen, wenn H. Braun (in Schlözer's Briefw. IX, 21) noch 1779 St. zu den Exjesuiten zählt, die das Project, die erloschene Societät so viel als möglich wieder aufleben zu machen, noch nicht aufgegeben hätten, so beruht das auf der Mißdeutung einer Stelle, an der St. nur sagt, er halte es für rathsam, daß die Candidaten des geistlichen Standes in Seminarien in ähnlicher Weise, wie das bei den Jesuiten Sitte gewesen, erzogen und erst mit dreißig Jahren geweiht würden, daß alle Weltgeistlichen einer Stadt oder einer Kirche unter einem Obern eine Art Ordensleben führten u. s. w. Er entwickelte 1791 diesen Gedanken ausführlich in einer besonderen anonymen Schrift: „Wahre und allein hinreichende Reformationsart des kath. Priesterstandes", und es waren gerade die Augsburger Exjesuiten, welche diese Schrift heftig angriffen. Auch in seiner schriftstellerischen Thätigkeit schlug St. Wege ein, die sich sehr weit von den von den echten Jesuiten vertretenen Anschauungen entfernten.

St. begann seine schriftstellerische Thätigkeit mit einigen naturwissenschaftlichen Schriften: „Tractatio cosmologica de viribus et natura corporum" (1763); „Mineralogiae et metallurgicae principia physica" (1765); „Mineralogia specialis" (1766). Für das zweite Werk erhielt er 1768 von Wien aus einen Preis. 1771 wurde eine lateinische Abhandlung von ihm über Hydrostatik von der Münchener Akademie mit einem Preise von 25 Ducaten gekrönt (sie ist im 9. Bande der Abhandlungen abgedruckt). 1773 wurde er zum Mitgliede der Akademie erwählt. Als Professor in Ingolstadt veröffentlichte St. zunächst seine „Philosophia methodo scientiis propria explanata", in 8 Theilen, 1770—1772 („Compendium philosophiae, vol. I. complectens quinque primas partes", 1773), dann eine vollständige Darstellung der systematischen Theologie: „Demonstratio evangelica" (1770); „Demonstratio catholica" (1775, die dritte Section wurde erst 1781 beigefügt); „De locis theologicis" (1775); „Theologia chri-

stiana theoretica" (6 Bde. 1776—80); „Ethica christiana universalis" (1772 und 1793); „Ethica christiana communis" (3 Theile, 1772—89 und 1791 bis 1802). Außerdem schrieb er in Ingolstadt einige theologische Dissertationen, ferner „Epistola paraenetica ad V. Cl. C. Fr. Bahrdt ex occasione professionis fidei ab ipso ad Caesarem missae" (A. D. B. I, 772), 1780, und einige andere Streitschriften (s. u.).

St. legt selbst großen Werth auf seine Philosophie und seine philosophische Behandlung der Dogmatik im Gegensatze zu der hergebrachten Scholastik. Seine Philosophie ist aber im wesentlichen „ein eklektisch-empiristischer Dogmatismus, die Wolff'sche Vernunftwissenschaft, versetzt mit Elementen der Locke'schen Erkenntnißtheorie und einigen Elementen der traditionellen Doctrinen der älteren Schulen" (Werner, Gesch. der kathol. Theologie S. 176).

In der positiven Dogmatik schließt sich St. im wesentlichen an die Scholastik der Jesuiten an. Aber „an die Stelle des alten Kampfes zwischen Katholicismus und Protestantismus tritt bei ihm der Kampf für den christlichen Glauben wider das Freidenkerthum und wider den offenbarungsfeindlichen Unglauben, und die Polemik gegen den Protestantismus wird nur nach jener Seite weiter geführt, nach welcher derselbe innerhalb des theologischen Gebietes den Tendenzen des Freidenkerthums entgegenzukommen schien" (Werner S. 234). In dem, was er über den Papst vorträgt, schließt er sich in mehrfacher Beziehung an die gallicanische Lehre an. Die bei den Jesuiten geltende Lehre von der Unfehlbarkeit der Cathedralentscheidungen des Papstes modificirt er in sonderbarer Weise so, daß er sagt, sie seien unfehlbar, wenn sie wenigstens von einigen Bischöfen öffentlich als Glaubensregel angenommen würden. Die Superiorität des allgemeinen Concils über den Papst bestreitet er in der bei den Jesuiten hergebrachten Weise. Sehr entschieden lehrt er aber: die Bischöfe hätten ihre Jurisdiction unmittelbar von Gott, nicht vom Papste; dieser habe als Primas eine Jurisdiction über alle Bischöfe, darum auch eine mittelbare, aber keine unmittelbare und ordentliche Jurisdiction über die Gläubigen anderer Diöcesen als der seinigen (der Stadt Rom); er dürfe nur im Nothfalle in die Verwaltung anderer Diöcesen eingreifen. Daraus zog er die Consequenz, die Privilegien und Exemtionen der Orden, insbesondere die Ermächtigung der Ordensgeistlichen durch den Papst, auch ohne Ermächtigung der betreffenden Bischöfe überall Beichte zu hören, seien vom Uebel; und als man ihn darauf aufmerksam machte, daß die Jesuiten sich dieselben und noch weiter gehende Privilegien vom Papste erwirkt hätten, war er consequent genug, auch dieses zu tadeln. Auch in seinen Darlegungen über das Verhältniß von Kirche und Staat entfernte er sich sehr weit von den jesuitischen und curialistischen Ansichten: die Fürsten, lehrt er, seien bezüglich ihrer rein politischen Gewalt vom Papste nicht abhängig; die Immunität der Geistlichen beruhe nicht auf göttlichem Rechte, sondern auf einer Concession der Fürsten; dem katholischen Fürsten stehe das Placet zu; der Fürst könne Bedingungen für die Gültigkeit der Eheabschließung und trennende Ehehindernisse aufstellen, und die Kirche könne eine nach staatlichem Rechte ungültige Ehe nicht für gültig erklären.

St. war naiv genug, zu glauben, seine Darstellung der Autorität der Kirche und des Papstes in Verbindung mit seinen, wie er meinte, mit unwiderleglicher Logik geführten Beweisen für die Richtigkeit des Princips des Katholicismus sei geeignet, die Wiedervereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche zu erleichtern. Diese lag ihm sehr am Herzen. Er veröffentlichte darüber später zwei deutsche Schriften: „Wahres Jerusalem oder über religiöse Macht und Toleranz in jedem und besonders im katholischen Christenthum, aus Anlaß des Mendelssohn'schen Jerusalem (A. D. B. XXI, 322) und einiger Gegen-

schriften. Nebst einem Nachtrag an Hrn. Nicolai in Berlin", 1787, und „Plan zu der allein möglichen Vereinigung im Glauben der Protestanten mit der katholischen Kirche und von den Grenzen dieser Möglichkeit", 1791 (Werner S. 228). Wenn St. mit seinen Wiedervereinigungsprojecten bei den Protestanten keine günstige Aufnahme finden konnte, so erregte er auf der anderen Seite mit manchen darin vorgetragenen Sätzen bei seinen katholischen Gegnern Anstoß. Es sei möglich, sagte er u. a., daß auch gelehrte Akatholiken bezüglich des Dogmas von der der Kirche und ihren Vorstehern von Christus übertragenen Gewalt, mit Unfehlbarkeit Glaubenssätze zu entscheiden, ohne Schuld irrten; darum könne kein gelehrter Katholik mit gutem Grunde Akatholiken bloß darum die Hoffnung der Seligkeit absprechen, weil sie die Unfehlbarkeit der Kirche in Glaubenssätzen nicht anerkännten. Unter den jetzt lebenden gebildeten Katholiken würden nur wenige die Praxis, das Predigen irriger Lehren mit Eisen und Feuer zu bestrafen, billigen. Es sei ganz in der Ordnung, daß durch deutsche Reichsgesetze verboten sei, die Protestanten Ketzer zu nennen u. s. w.

Nach seiner Entlassung von Ingolstadt schrieb St. — abgesehen von einem Erbauungsbuche „Liber psalmorum christianus" (1789) — nur noch deutsche Bücher. Aber wenn er ein leidlich gutes Latein schrieb, so sind seine deutschen Bücher nicht nur unerträglich breit, sondern auch in einem entsetzlich holperigen Stile geschrieben. An seine lateinischen Schriften schließen sich an „Vollständige christliche Sittenlehre für den gesammten christlichen Haus- oder Familienstand", 2 Bände, (1789, 91); „Allgemeine katholisch-christliche Sittenlehre oder wahre Glückseligkeitslehre", 2 Bände, 1791; „Allgemeine katholisch-christliche theoretische Religionslehre", (2 Bände, 1793). Die beiden letzten Bücher sind im Auftrage der Regierung „für die obersten Classen der Lyceen" geschrieben (von der Sittenlehre erschienen 1791 auch ein erster Auszug für die oberen und ein zweiter Auszug für die unteren Classen der Gymnasien). Sie sind, nicht bloß ihres Umfanges wegen, für ihren Zweck so ungeeignet wie möglich und beweisen, daß St. für eine populäre Darstellung der katholischen Glaubens- und Sittenlehre gar keinen Beruf hatte. Die „Sittenlehre" verwickelte St. in eine litterarische Fehde, die nicht rühmlich für ihn ausging. Er hatte darin, wie früher in der Ethica communis, nach dem Vorgange älterer Casuisten aus dem Jesuitenorden gelehrt, daß man einer schweren Realinjurie, z. B. einem Stockstreiche oder einer Ohrfeige, wenn es nicht anders möglich sei, durch Tödtung des Beleidigers zuvorkommen dürfe, wiewohl die christliche Liebe rathe, sich dieser Nothwehr zu entschlagen; schweren Verleumdungen dürfe man zwar nicht insgemein, aber doch in gewissen Fällen durch Tödtung des Verleumders zuvorkommen. Diese Stelle wurde mit Recht in der Oberdeutschen Litteraturzeitung gerügt. St. veröffentlichte darauf 1791 eine „Abgedrungene Nothwere für meine Lehre von der Notwehre . . . gegen den Angriff des hinter der Wand verborgenen Recensenten der Salzburger Litteraturzeitung", die zwar in sehr scharfem Tone geschrieben ist, ihn aber in keiner Weise rechtfertigt, auch nicht durch die Hervorhebung der Thatsache, daß der Theatiner Diana, ein Casuist des 17. Jahrhunderts, vierzig Theologen für die angefochtene Lehre citire.

1788 erschien von St. ein zweibändiges Werk gegen die Kantische Philosophie unter dem Titel „Anti-Kant", dazu noch in demselben Jahre ein Anhang, eine „Widerlegung der Kantischen Grundlegung zur Metaphysik der Sitten", 1789 zwei Streitschriften gegen Recensenten des Werkes und 1791 ein Auszug daraus: „Der Anti-Kant im Kurzen" (Widerlegung von Joh. Schulz) und „Kurzer Entwurf der unausstehlichen Ungereimtheiten der Kantischen Philosophie sammt dem Seichtdenken so mancher gutmüthiger Hochschätzer derselben, hell aufgedeckt für jeden gesunden Menschenverstand und noch mehr für jeden, auch

nur ersten Anfänger im ordentlichen Selbstdenken.“ Als Joseph Weber, Sailer's Freund und College in Dillingen, 1793 seinen „Versuch, die harten Urtheile über die Kantische Philosophie zu mildern,“ veröffentlichte und Maternus Reuß zu Würzburg seiner 1789 erschienenen Schrift „Soll man auf katholischen Universitäten Kant's Philosophie erklären?“ einige lateinische philosophische Compendien im Kant'schen Sinne folgen ließ (A. D. B. XXVIII, 313), schrieb St. „Meine noch immer feste Ueberzeugung von dem vollen Ungrunde der Kantischen Philosophie und von dem aus ihrer Aufnahme in die christlichen Schulen unfehlbar entstehenden äußersten Schaden für Moral und Religion; gegen zween neue Vertheidiger ihrer Gründlichkeit und Unschuld“, und „Wahres Verhältniß der Kantischen Philosophie zur christlichen Religion und Moral“, beide 1794. Im Jahre 1795 veröffentlichte Seb. Mutschelle zu Freising, gleich St. ein Exjesuit (A. D. B. XXIII, 115), anonym „Kritische Beiträge zur Metaphysik in einer Prüfung der Stattlerischen antikantischen“. St. antwortete sofort in der „Kritik der kritischen Beiträge ... Vom Anti-Kant“, 1795, und ließ 1796 noch folgen „Fernere Behauptung der Kritik ... gegen den einseitigen Recensenten in der Oberd. Allg. Litt.-Ztg.“ (Ueber Stattler's Kritik der Kantischen Philosophie s. Werner S. 282.)

In Ingolstadt war Adam Weishaupt Stattler's Gegner gewesen. Es ist darum erklärlich, daß sich St. auch an der Polemik gegen die Illuminaten betheiligte. Er schrieb 1787 anonym „Das Geheimniß der Bosheit des Stifters des Illuminatismus, zur Warnung der Unvorsichtigen hell aufgedeckt von einem seiner alten Kenner und Freunde.“ — Nach dem Ausbruch der französischen Revolution veröffentlichte St. „Unsinn der französischen Freiheitsphilosophie im Entwurfe ihrer neuen Constitutionen, zur Warnung und Belehrung deutscher französelnder Philosophen in das helle Licht gestellt“, 1791, und anonym „Unverschämte Heuchelei der Revolutionsbischöfe in Frankreich in der von ihnen verfaßten, von einem deutschen Uebersetzer B. S. hoch empfohlenen und zu Salzburg 1792 verlegten Harmonie der wahren Grundsätze der Kirche, der Moral und der Vernunft mit der bürgerlichen Verfassung des Clerus von Frankreich, enthüllt von einem redlichen Verehrer der Kirche und des Staates“, Straßburg und Basel (München) 1792. (In Schlichtegroll's Nekrolog 1797 wird St. das von ihm bekämpfte Buch „Harmonie u. s. w. (eine Uebersetzung des von den achtzehn französischen Bischöfen, die Mitglieder der Constituante waren, herausgegebenen Accord des vrais principes etc.; Reusch, Index II, 1110) zugeschrieben. B. S. ist nicht Benedict Stattler, sondern ein Salzburger Benedictiner Bernhard Stöger. — Das von Meusel u. a. St. zugeschriebene Buch „Ueber die Gefahr, die den Thronen, den Staaten und dem Christenthum den gänzlichen Verfall droht“, 1791, ist nach Baader von Karl v. Eckhartshausen (A. D. B. V, 608).

Ein besonders interessanter Punkt in der Geschichte der schriftstellerischen Thätigkeit Stattler's ist sein Conflict mit der Römischen Curie. Die Entstehung desselben hängt zusammen mit dem feindseligen Verhältnisse, in welches St. während seiner Wirksamkeit in Ingolstadt zu den Ordensgeistlichen gerieth. Im J. 1779 erschien „von einem Mönche der baierischen Congregation“, — es war der Regensburger Benedictiner Wolfgang Frölich, — Reflexio in sic dictam Demonstrationem catholicam Locosque theologicos Magnifici Dom. B. St., in demselben Jahre von einem Mainzer Baccalaureus W. J. Herzog eine Dissertatio polemico-methodica de activae infallibilitatis subjecto, gegen Stattler's Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes, und anonym (von dem späteren Landshuter Professor Anton Michl, A. D. B. XXI, 799) Reflexiones in litteras retractatorias Justini Febronii 1. Novemb. 1778 Romam missas, worin St.

nicht mit Unrecht als ein halber Febronianer dargestellt wird durch die Bemerkung: die Unterscheidung zwischen unmittelbarer und mittelbarer Gewalt des Papstes hätten außer Febronius viele andere gemacht, am gründlichsten St. in der Demonstr. cath. Von einem andern Regensburger Benedictiner, Erhard Buz, wurde 1780 Stattler's Ansicht von der Möglichkeit einer Wiedervereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche kritisirt in dem anonymen Schriftchen Duo verba contra conditiones Stattlerianas, sub quibus solis religionis unionem fieri posse putat. St. blieb natürlich die Antwort nicht schuldig: von ihm selbst erschienen in kurzer Zeit mehrere Streitschriften, andere von seinen Schülern J. Neuhauser und J. M. Sailer (A. D. B. XXX, 179). Frölich replicirte jetzt mit Nennung seines Namens und auch zu seinen Gunsten erschienen Schriften von anderen. In einer 1780 erschienenen Schrift stellte Frölich am Schlusse 54 Sätze aus mehreren Schriften von St. zusammen, die er dem Papste förmlich denuncirte. Allem Anscheine nach hatte er aber schon früher persönlich St. bei der Indexcongregation denuncirt. Von den Augsburger Exjesuiten J. A. Zallinger und L. Veith wurde St. wegen seiner Lehre von den Sacramenten in dem 1777 erschienenen 6. Bande der Dogmatik denuncirt; diese Denunciation scheint aber keine Folgen gehabt zu haben.

Als St. von der Denunciation Frölich's hörte, reiste er sofort nach Rom und blieb dort vom September bis Anfang November 1780. Er erfuhr aber nur privatim von dem Secretär der Indexcongregation, dem Dominicaner Mamachi, daß über die Anklage verhandelt werde und daß der Fürstbischof von Eichstädt davon in Kenntniß gesetzt worden sei. Vorgeladen und vernommen wurde er nicht. Mamachi hatte bereits am 9. September dem Fürstbischof Strasoldo amtlich mitgetheilt: die Congregation habe zunächst die Demonstratio catholica geprüft und beschlossen, das Buch wegen der groben darin enthaltenen Irrthümer in den Index zu setzen; der Papst habe diesen Beschluß bestätigt, es sei aber zugleich beschlossen worden, den Beschluß vor der Publication dem Fürstbischof, mit dessen Approbation das Buch erschienen sei, mitzutheilen, damit er seinerseits vor der Veröffentlichung des römischen Verbotes das Buch verbieten könne. Der Fürstbischof machte in einem Briefe an Pius VI. vom 9. October 1780 sehr energische Vorstellungen und richtete gleichzeitig an Mamachi, der in Rom sein Lehrer gewesen war, einen Privatbrief, worin er sagte: er habe bisher dem Dominicanerkloster in Eichstädt viele Wohlthaten erwiesen; sein ferneres Verhalten gegen dasselbe werde von dem Verhalten seines alten Freundes in der Stattler'schen Sache abhangen. Man wird annehmen dürfen, daß diese Drohung hauptsächlich es gewesen ist, die bewirkte, daß, so lange Strasoldo und Mamachi lebten (jener starb schon 1781, dieser wurde 1781 Magister Sacri Palatii und starb 1792), von der Veröffentlichung des Beschlusses der Index-Congregation nicht mehr die Rede war.

Nach der Entfernung Stattler's von Ingolstadt im J. 1781 wurde Frölich sein Nachfolger. Er machte sich durch seine Unverträglichkeit und Denunciationssucht dort unmöglich; 1790 verließ er die Universität. 1791 reiste er nach Rom wo er sechs Jahre blieb. Er wird dort die Stattler'sche Angelegenheit wieder in Fluß gebracht haben. St. muß im August 1792, als er bereits in München angestellt war, davon gehört haben. Nur so ist es zu erklären, daß er damals den Münchener Nuntius bat, zwei seiner lateinischen Streitschriften aus dem J. 1780, in denen er einen besonders anstößigen Satz der Demonstr. cath. gemildert hatte, nach Rom zu schicken. Auf den Rath des Nuntius legte er ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften (46 Bände bezw. Hefte) bei. Im Februar 1793 ließ ihm der Nuntius durch seinen Secretär sagen: nach einer Mittheilung des Cardinal-Staatssecretärs werde das Verdammungsurtheil gegen ihn ver-

öffentlicht werden, wenn er diesem nicht durch einen Widerruf zuvorkomme. Er schrieb darauf an den Papst und an die Index-Congregation: er werde sich sofort, auch mit vollkommener innerer Glaubenszustimmung, dem Papste unterwerfen, wenn dieser einen der Lehre seiner Demonstr. cath. widersprechenden Satz förmlich als Dogma definire; er sei von der Uebereinstimmung seiner Lehre mit dem Evangelium so fest überzeugt, daß er sie nur auf Grund einer solchen dogmatischen Definition als irrig würde anerkennen können, nicht aber auf Grund eines Decretes der Indexcongregation. — Es vergingen wieder fast zwei Jahre, ohne daß St. etwas hörte. Im December 1794 aber ließ ihm der erste Minister des Kurfürsten sagen: es sei die Nachricht eingetroffen, er sei zu Rom wegen vielfältiger Ketzereien so scharf verurtheilt worden, daß der Kurfürst, sobald die Verdammung amtlich bekannt gemacht worden, ihn mit Schimpf und Schande aus seinem geistlichen Rathe und dem Censurcollegium werde entlassen müssen; er möge darum freiwillig abdanken. St. that dieses, richtete aber nun ein vom 11. Januar 1795 datirtes ausführliches und freimüthiges Vertheidigungs- und Klageschreiben an den Papst. Nach der Absendung desselben erfuhr er, daß es sich in Rom gar nicht, wie der Minister aus den Mittheilungen des Nuntius entnehmen zu müssen geglaubt hatte, um eine neue Untersuchung wegen Ketzerei handle, sondern lediglich um die Veröffentlichung des Indexdecretes von 1780. Er schickte darum am 18. März 1795 an die Indexcongregation eine ausführliche Erklärung über die beiden Sätze der Demonstr. cath., von denen er glaubte, daß sie in Rom besonders Anstoß erregt hätten: daß der Papst nicht eine unmittelbare ordentliche Jurisdiction über alle Gläubigen habe und daß er neue Gesetze nicht ohne Zustimmung der Bischöfe erlassen sollte. Unter dem 8. Mai 1795 schrieb darauf Pius VI. an den Fürstbischof von Eichstädt, Graf Joseph v. Stubenberg, der sich, wie sein Vorgänger und Oheim Strasoldo, für St. verwendet hatte: auf seinen Wunsch sei die Veröffentlichung der Verdammung der Demonstr. cath. verschoben worden; er sende ihm ein Verzeichniß der (zwölf) Sätze, die hauptsächlich zu der Verdammung Anlaß gegeben hätten; wenn St. diese einfach widerrufe, könne von der Veröffentlichung Abstand genommen werden; die Prüfung anderer Schriften von St., Loci theologici, Theologia theoretica und Epistola ad Bahrdtium (sämmtlich vor 1780 erschienen), sei noch nicht beendigt; wenn man auch in diesen irrige Sätze finde, würden sie ihm gleichfalls übersandt werden. St. schrieb nun eine ausführliche Erwiderung, die der Bischof am 11. Juli 1795 nach Rom schickte: zu einigen der beanstandeten Sätze gibt er darin Erläuterungen, von anderen erkennt er an, daß sie unrichtige oder ungenaue Ausdrücke enthielten; zugleich erbietet er sich, eine dieser Erwiderung ähnliche Schrift oder eine verbesserte Ausgabe der Demonstr. cath., eventuell auch der anderen Schriften zu veröffentlichen. Darauf schrieb der Papst am 23. Januar 1796 an den Fürstbischof: die Erklärungen von St. seien durchaus nicht genügend, machten vielmehr die Sache nur schlimmer; das Indexdecret werde veröffentlicht werden, wenn nicht St. binnen drei Monaten sein Buch rückhaltlos widerrufe. St. schrieb nun am 25. März nochmals einen langen, respectvollen, aber sehr freimüthigen Brief an den Papst. Nun wurde ein am 29. April 1796 vom Papste bestätigtes Decret der Indexcongregation veröffentlicht, worin Stattler's Demonstr. cath. unter Bezugnahme auf den am 11. Juli 1780 (also vor 16 Jahren) gefaßten Beschluß verboten wurde. St. veröffentlichte nun anonym „Authentische Actenstücke wegen dem zu Rom theils betriebenen, theils abzuwenden getrachteten Verdammungsurtheil über das Stattler'sche Buch Demonstratio catholica", 1796. Diese Schrift wurde am 10. Juli 1797 in den Index gesetzt, gleichzeitig die drei oben erwähnten älteren Bücher. Daß sich St. dem Urtheile der Indexcongregation unterworfen habe oder auch

nur von dem Nuntius oder von seinem Bischof dazu aufgefordert worden sei, wird nicht berichtet. Sailer führt von ihm die Aeußerung an: Ich hoffe, ich werde meinen Proceß bei Gott besser ausfechten als auf Erden.

Sailer, der in Ingolstadt 1773—77 Stattler's Schüler, 1780—81 sein College gewesen war, veröffentlichte gleich nach seinem Tode anonym eine „Kurzgefaßte Biographie" (1798, abgedruckt in den Sämmtl. Werken XXXVIII, 115). Er erwähnt St. auch in seinen anderen Schriften oft in ehrenden Ausdrücken und sagt u. a. von ihm, er habe „das schlafende Nach- und Selbstdenken in Baiern und im ganzen katholischen Deutschland aufgeweckt und dem Studium einen neuen Schwung und eine neue Gestalt gegeben" (Werke XXI, 195). Als er 1823 als Weihbischof auf einer Firmungsreise nach Kötzting, dem Geburtsorte Stattler's, kam, sagte er in einer Anrede an das Volk: „St. ist mir als Lehrer unvergeßlich; er war mir als Mitbruder, Freund und Rathgeber alles; ihm bin ich nächst Gott am ersten alles schuldig, was ich bin und habe." — Jedenfalls ist St. eine der bedeutendsten und interessantesten Figuren in der Uebergangszeit, welche die katholische Theologie in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts durchmachte.

(J. Salat in) Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1797, II, 145. — Baader, Lexikon II², 176. — de Backer. — Prantl, Gesch. der Ludwig-Maximilians-Univ. I, 624 u. f. — Werner, Gesch. der kath. Theologie a. a. O. — Henke, Archiv f. d. neueste Kirchengesch. VI, 1 (Römisches Verdammungsurtheil über eine Schrift des Exjesuiten B. St.). — Reusch, Index II, 1000. Reusch.

Staub: Johannes St., Lehrer und Schriftsteller, wurde 1813 in Zürich geboren. Sein Vater, Handelsmann daselbst, starb acht Tage nach der Geburt des Knaben; die Mutter, eine gemüthreiche und energische Frau, führte das Geschäft mit Umsicht fort und erzog ihre Kinder in ziemlichem Wohlstande. Nachdem Johannes die Staatsschulen Zürichs besucht, kam er, da er gut und gern zeichnete, zu einem Steingutmaler in die Lehre, wo er harte Zeit durchzumachen hatte. Mit 16 Jahren ging er auf die Wanderschaft und durchzog ganz Deutschland, bis er endlich in dem oberpfälzischen Städtchen Hirschau Anstellung fand. Hier blieb er von 1830 bis 1836, arbeitete fleißig an seiner Fortbildung, wie er denn jeden Sonntag die Gewerbeschule in Amberg besuchte, und machte sich durch Schreiberdienste vielfach nützlich. Seinem Principal, einem hochgebildeten Manne, verdankte er die erste Anregung zu poetischer Thätigkeit und eine gründliche Einführung in die Metrik. Ein kleines Erbe von 500 Gulden ermöglichte es ihm, seinen Lieblingsplan der Jugend, sich dem Lehrerberufe zu widmen, wieder aufnehmen zu können. Er kehrte in die Schweiz zurück, trat in das von Thomas Scherr geleitete Lehrerseminar zu Küßnacht ein, bestand 1839 seine Lehrerprüfung und erhielt seine erste Anstellung in Gringen bei Winterthur. Schon im folgenden Jahre wurde er nach Fluntern berufen, wo er 34 Jahre in seinem Berufe wirkte und gleichzeitig als Schriftsteller nach verschiedener Richtung hin thätig war. Das erste Erzeugniß seiner Muse war ein Tendenzroman „Drei Nächte" (1842), der die staatlichen Zustände von 1804 behandelte. Ihm folgten drei ähnliche Arbeiten, „Drei Tage" (1844), welche die staatliche Umwälzung im J. 1830 zum Gegenstande hat, „Die Jesuiten auf dem Rigi" (1846), welche den Züriputsch im J. 1839 behandelt, und „Die Freischärler" (II, 1848), die sich auf die Begebenheiten des Sonderbundskrieges (1847) aufbaut. Doch waren diese Romane nach Plan und Ausführung noch recht unreif, und St. selbst bezeichnete sie später als seine litterarischen Jugendsünden. Großen Erfolg dagegen erzielte er mit seinen Dichtungen für Kinder. St. wurde auf dieses Gebiet durch die Erfahrung gedrängt, daß die zu jener Zeit in den

Schulen gebräuchlichen Liederbüchlein wegen ihres vorwiegend dogmatisch-religiösen Inhalts pädagogisch werthlos waren. Er fing nun an, selber geeignete Kinderliedchen zu dichten und sie in seiner Schule zu verwerthen; danach versuchte er es, solchen Lehrstoff auch seinen Collegen zugänglich zu machen, und er führte dies auch auf eine sehr praktische Weise durch. Es war Brauch, daß die Lehrer ihren Schülern, welche ihnen Neujahrsgaben darbrachten, kleine Gegengeschenke in Obst, Backwerk, Schreibutensilien rc. verabreichten. Um an Stelle dieser Dinge etwas Besseres zu setzen und zugleich moralisch auf das Kindesgemüth einzuwirken, gab St. vor Neujahr 1843 ein Heftchen illustrirter Kinderliedchen heraus und sandte es allen zürcherischen Lehrern zu. Die schöne, neue Idee hatte durchschlagenden Erfolg, und von da ab erschienen die „Staubebüchli" durch 12 Jahre, bis eine Menge Nachahmungen den Verfasser bestimmten, von einer weiteren Vermehrung abzusehen. Diese „Kinderbüchlein", die 1876 in 6. Aufl. (St. Gallen) erschienen, stehen noch heute bei Kindern und Müttern in der Schweiz in großer Gunst, und durch sie ist St. der Begründer der poetischen Jugendlitteratur in der Schweiz geworden. „Mit innig heiterer Religiosität, köstlichem Humor, sicherer Beobachtung und feiner Kenntniß des Seelenlebens führt er die junge Welt spielend an Vorbildern des Schönen und Guten den Weg zur Tugend und Veredelung, zur Belehrung und frohen Unterhaltung, regt sie an zur Gemüths- und Charakterbildung." Erst im J. 1872 trat St. mit einem „Neuen Kinderbuch, reich illustrirt" hervor, das gleichen Erfolg errang und auf der Wiener Ausstellung prämiirt wurde. Verwandt mit seiner Thätigkeit als Jugendschriftsteller ist die des Volksschriftstellers. Sein „Republikanerkalender" (1847—50), mehr aber noch „Der Vettergötti-Kalender" (1855—61) sind zum Volksbuch geworden. St. war auch der erste, der durch seine Schrift „Die Pfahlbauten in den Schweizerseen" (1864) sein Volk auf jene uralte Epoche in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit hinwies. Nachdem er 1874 in den Ruhestand getreten war, lebte er in Fluntern bis 1876 als Privatmann, siedelte dann nach Riesbach über, und hier ist er am 11. April 1880 gestorben.

J. J. Honegger, Die poetische Nationallitteratur der deutschen Schweiz, IV, 342. — Directe Mittheilung. Franz Brümmer.

Staub: Johann Jakob St., zürcherischer Industrieller, geboren am 18. December 1803 in Horgen, Kanton Zürich, † am 27. December 1888 ebendaselbst. — Aus einer Familie geschickter Leineweber hervorgegangen, ist J. J. St. einer der tüchtigsten Seidenfabrikanten geworden, der sich um diese Hauptindustrie des Kantons Zürich die größten Verdienste erworben hat. Zu seiner Ausbildung als praktischer Weber begab er sich in seinem 21. Altersjahre an den Mittelpunkt der französischen Seidenweberei, nach Lyon, wo soeben die Jacquardmaschine zu allgemeiner Anwendung kam. Auf das gründlichste machte St. sich hier während eines Jahres mit dem Stoff und der Technik der Seidenweberei vertraut und stellte nach seiner Rückkehr in die Heimath die ersten fünf Jacquardstühle in Horgen auf. Façonnirte Gilets und Bettdecken in Seide, Wolle und Baumwolle waren die Producte der bescheidenen Weberei, die erst nach Association mit seinem Schwager, dem Seidenfabrikanten Abegg in Obermeilen (1830), unter der Firma Abegg & Staub, zu einer wirklichen Fabrik von 28 Stühlen erweitert wurde. Zu der Anfertigung der Jacquardmaschinen für das erweiterte Geschäft war der alte Leineweberkeller in eine mechanische Werkstatt umgewandelt worden; auch eine sehr gute Schlagmaschine (lissage) zur mechanischen Herstellung der Mustercartons ging aus ihr hervor. Durch Aufnahme neuer Artikel fand das Geschäft seinen gedeihlichen Fortgang und in einem angesehenen zürcherischen Seidenhändler einen Commanditär, der die nöthigen Mittel zur Erbauung einer Fabrik für 130 Jacquardstühle lieferte (1835).

Die in so bedeutend vergrößertem Maßstabe betriebene Fabrikation empfand indeß erst recht die Schwierigkeiten, mit ihren Modeartikeln von einem Dorfe am Zürchersee aus gegen die Concurrenz der übermächtigen Lyoner Weberei aufzukommen, so daß der geschäftliche Erfolg hinter den Hoffnungen und Erwartungen zurückblieb. Dafür erwies St. der ganzen zürcherischen Seidenweberei einen außerordentlichen Dienst durch Errichtung einer Privatwebschule in Horgen, der ersten derartigen Anstalt im Kanton Zürich. Theorie und Praxis wurden in einem drei Jahre umfassenden Curse gründlich gelehrt. Acht Jahre lang wirkte St. durch sein gemeinnütziges Institut mit dem besten Erfolge, bis die Entmuthigung, welche der amerikanische Bürgerkrieg unter den Fabrikanten hervorrief, es an Schülern fehlen ließ und zur Schließung der Schule führte. Was St. aber damals begonnen hatte, das ist 20 Jahre später durch Gründung der öffentlichen Seidenwebschule Zürich auf breiterer Grundlage und mit größeren Mitteln wieder aufgenommen und weiter geführt worden. Und ebenso erging es den Versuchen, welche die Firma Abegg & Staub anfangs der sechziger Jahre mit der Fabrikation von Peluche und Sammt als Doppelgewebe, statt der alten Methode des Ruthenschnitts, unternommen hatte, doch aus Mangel an den nöthigen Hülfsindustrien wieder aufgeben mußte. — Erwähnung verdient auch, daß St. anfangs der fünfziger Jahre den Fabrikanten Kaspar Honegger in Rüti zum ersten Versuche in der mechanischen Seidenweberei veranlaßte. — So ist am 27. December 1888 mit dem hochbetagten Greise ein Mann dahin gegangen, der in stiller Bescheidenheit Bleibendes und in seiner Art Bedeutendes gewirkt hat.

Ad. Bürkli-Meyer, Geschichte der Zürcherischen Seidenindustrie vom Schlusse des XIII. Jahrhunderts an bis in die neuere Zeit, S. 214—216. — Neue Zürcher Zeitung, Jahrgang 1888, Nr. 364, zweites Blatt.

Wartmann.

Staubsand: Arnold St., hessischer Philologe und Schulmann, ist zu Grebenstein am 25. Februar 1591 geboren. Er studirte in Marburg Theologie und Philologie und erwarb daselbst im J. 1614 die Magisterwürde. Ueber sein Leben, welches er ganz dem Dienste der Schule widmete, ist nur das Wenige bekannt, was er selbst gelegentlich in seinen Schriften erzählt. Danach wurde er 1622 Rector in dem hessischen Städtchen Hofgeismar, ging später (vor 1638) in gleicher Eigenschaft nach Grebenstein. In den Jahren 1647—51 war er Rector der Schule in Detmold, kehrte aber bald wieder in sein hessisches Heimathland zurück und wirkte bis zum Jahre 1676 als Conrector am Pädagogium zu Kassel. 1676 in den Ruhestand versetzt, lebte er noch acht Jahre seinen humanistisch-poetischen Arbeiten und starb im Alter von 93 Jahren am 8. August 1684. Neben seiner pädagogischen Wirksamkeit blieb ihm noch Zeit zu zahlreichen litterarischen Arbeiten, die sich theils mit biblischen und pädagogischen Fragen beschäftigten, zum größten Theil aber lateinische Gelegenheitspoesien mannichfachster Art im Stile der Zeit waren, denen eine besondere Bedeutung nicht innewohnt. Der mühsamen Arbeit einer bibliographischen Zusammenstellung seiner sämmtlichen Druckschriften hat sich Strieder (Hessische Gelehrtengeschichte XV, 240—247) unterzogen. Georg Winter.

Staudacher: Michael St., Hofprediger, geboren im J. 1613 zu Hall in Tirol, trat mit 16 Jahren zu Landsberg in die Gesellschaft Jesu, wirkte eine Zeit lang in München, wo er 1641 Thesen aus der scholastischen Philosophie veröffentlichte, war um das Jahr 1647 als Prediger in Dillingen thätig und wurde im Sommer 1650 auf die Kanzel der Hofkirche zu Innsbruck berufen. Hier hielt er eine Reihe von Jahren hindurch vor dem Landesregenten Erzherzog Ferdinand Karl homiletische Vorträge. Die bedeutendsten seiner zunächst sprach-

lich interessanten Schriften sind: „Genouefa, das ist: Wunderliches Leben und denkwürdige Geschichten der H. Genouefa rc.“ (Dillingen 1648; neu aufgelegt ebendas. 1660). Das Büchlein ist der Gräfin Isabella Eleonora von Oettingen-Wallerstein zugeeignet. In der Widmung spricht der Verfasser mit Begeisterung von dem vortrefflichen „Spielenden“ (Beinamen Harsdörffer's im Blumenorden) und gibt den löblichen Vorsatz kund, die Reinheit der Muttersprache nicht durch Einführung fremder Wörter zu verunehren. Das gleiche Bestreben zeigt er mit Erfolg in der Predigtsammlung: „Geistliche vnd Sittliche Redverfassungen“ (2 Theile, Innsbruck 1656; wiederholt gedruckt 1682). Hier finden sich in seinen etwas gezierten Ausführungen öfters Verse aus deutschen Dichtern, besonders aus Spee und Kuen, verwoben. Einzelne Schilderungen, wie die der Verödung des Landes im 30jährigen Kriege (Predigt auf St. Matthiastag), sind sehr anschaulich und ergreifend. Immerhin wird eine deutsche Prosa, wie St. sie schrieb, in jener Zeit des Ungeschmacks ziemlich selten gewesen sein. Nebenbei sehen wir den Ordensmann auch mit Naturwissenschaft beschäftigt. Ath. Kircher in seinem Mundus subterraneus II, 227 theilt einen Brief desselben mit, der von den in tirolischen Bergwerken vorkommenden Edelsteinen handelt. St. schied aus diesem Leben zu Ebersberg in Oberbaiern am 10. November 1673.

De Backer, Bibliothèque des écrivains de la société de Jésus. Liège-Paris 1869. Vol. III, 921. Gg. Westermayer.

Staude: Johannes Hieronymus St., verdienter Pädagog, ward geboren im J. 1615 und starb am 11. October 1663; sein Vater war der Pastor und Propst Jonas St. zu Kammin in Hinterpommern, sein Großvater Jonas St. Prediger der Nikolaikirche in Stralsund († 1596) und Schwiegersohn des Sundischen Reformators Ketelhoet. Wahrscheinlich auf dem Stralsunder Gymnasium vorgebildet, hegte er anfangs den Plan, Theologie zu studiren, widmete sich aber später dem Schulfach. Er war intellectuell sehr befähigt und erfreute sich eines glücklichen Gedächtnisses, welches ihm bei Erlernung der Sprachen, namentlich der morgenländischen, sehr zu Statten kam. Für die Künste besaß er nicht bloß angeborne Neigung, sondern auch Geschick, er musicirte, malte, dichtete und schrieb eine überaus zierliche Hand; im persönlichen Umgang zeichneten ihn Witz und Humor aus. Auf Empfehlung des Königl. Schwedischen Rathes und Universitätscurators v. Lilienström ward er 1651 professor linguarum orientalium zu Greifswald, in welchem Amte er sich durch seine Gelehrsamkeit und seine einnehmende Persönlichkeit die Liebe der Studirenden und die Achtung seiner Amtsgenossen in so hohem Grade erwarb, daß die Königin Christine ihm das Gehalt aus der Staatscasse anweisen ließ, weil die infolge des dreißigjährigen Krieges erschöpften Universitätsmittel für ihn als Extraordinarius keine Fonds gewähren konnten. Seine Vorlesungen betrafen das Buch Hiob und das Hohe Lied, auch gab er Unterricht im Hebräischen, Chaldäischen und Syrischen. Als er 1653 der Königin die Wünsche der Universität vortrug, erwirkte seine Geschäftsgewandtheit einen günstigen Bescheid, infolgedessen sein Amtsgenosse Marcus Bernhardinus, welchen seine Zeit mit dem Beinamen Vergilius christianus ehrte, ihm einen poetischen Glückwunsch darbrachte. Leider kamen die von der Königin der Hochschule bewilligten Vortheile (s. die Urkunden-Regesten bei Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald II, 140) wegen ihrer bald darauf erfolgten Abdankung nicht zur Ausführung und auch Staude's amtliche Lage blieb ohne bessere Aussichten für die Zukunft. Als ihm daher 1655 nach dem Abgange des zum Rathsmitglied erwählten Rector Bahr, wahrscheinlich auf dessen Empfehlung die Leitung des Stralsunder Stadtgymnasiums angetragen wurde, folgte er diesem Rufe unbedenklich; bald nach dem Antritt des neuen Schulamtes verheirathete er sich mit Ursula Illies, der Tochter des damaligen Rathsverwandten und nach-

herigen Bürgermeisters Daniel Illies. Mit erfolgreichster Thätigkeit verwaltete er sein Amt (seit Mai 1655) und die Schule blühte unter seinem Rectorat wie nie zuvor. Leider wurde diese segensreiche Thätigkeit durch seinen frühen Tod am 11. October 1663 unterbrochen, so daß uns von seinen schriftstellerischen Leistungen nur die im Druck erschienene Trauerrede auf den König Karl X. Gustav von Schweden vorliegt. Dagegen rühmt die von dem Syndikus Michaelis ihm zu Ehren unter dem Titel „Monumenta ultimi honoris etc.“ herausgegebene Sammlung von Gedichten seine Kenntniß der classischen Sprachen, seine Gabe, die Völkergeschichte poetisch zu verherrlichen und seine allgemeine Bedeutung für Kunst und Wissenschaft. Sein Bildniß wird noch jetzt in der Schulbibliothek aufbewahrt. — Von seinen beiden durch den Rector Bünsow trefflich erzogenen Söhnen, bei denen früh Neigung und Talent zur Dichtkunst hervortrat, starb der ältere, Johann Georg, als Candidat der Theologie vor seiner Anstellung, der jüngere, Christian, welcher als Kanzleirath des Grafen Bengt Oxenstjerna geadelt wurde, starb 1723 unvermählt und vermachte sein ansehnliches Vermögen zu wohlthätigen Stiftungen, insbesondere für die studirende Jugend, sowie seine werthvollen Münzen und anderen Sammlungen dem Stralsunder Gymnasium.

Zober, Zur Geschichte des Stralsunder Gymnasiums III, 27—29. — Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald (1857) S. 140.

Häckermann.

Staudenmaier: Franz Anton St., katholischer Theologe, geb. am 11. Sept. 1800 zu Donzdorf, Oberamt Geislingen in Württemberg, † am 19. Januar 1856 zu Freiburg im Breisgau. Er war der Sohn eines Handwerkers, wurde, als er 1814 aus der Elementarschule entlassen war, von seinem Vater in die Lehre genommen, erwirkte sich aber bald die Erlaubniß, zu studiren. Von den Patronatsherren seiner Heimath, den Grafen von Rechberg-Rothenlöwen unterstützt, besuchte er 1815—18 die lateinische Schule zu Gmünd, 1818—22 das Obergymnasium zu Ellwangen. Im Herbst 1822 wurde er in das Wilhelmsstift zu Tübingen aufgenommen und hörte nun die Vorlesungen namentlich von Drey, Herbst, Feilmoser, Hirscher und Möhler. 1825 erhielt er den Preis für die Bearbeitung der von der katholisch-theologischen Facultät gestellten Preisfrage: Quid auctoritatis quidque juris fuerit principibus christianis circa episcoporum electionem a Constantino M. ad hodierna usque tempora. Auf Veranlassung Möhler's erweiterte und überarbeitete er diesen Aufsatz und veröffentlichte ihn 1830 unter dem Titel: „Geschichte der Bischofswahlen, mit besonderer Berücksichtigung der Rechte und des Einflusses christlicher Fürsten auf dieselben“. Während seines Aufenthaltes im Priesterseminare zu Rottenburg 1826—27 verfaßte er eine Abhandlung über den „Pragmatismus der Geistesgaben“, der 1828 in der Tübinger Theologischen Quartalschrift gedruckt, 1835 in erweiterter Gestalt unter dem Titel „Der Pragmatismus der Geistesgaben oder das Wirken des göttlichen Geistes im Menschen und in der Menschheit“ erschien. Am 15. September 1827 zum Priester geweiht, war er einige Zeit zu Ellwangen und Heilbronn in der Seelsorge thätig, wurde aber schon am 21. Oct. 1828 zum Repetenten im Wilhelmsstift ernannt und im Herbst 1830 als ordentlicher Professor an die neu errichtete katholisch-theologische Facultät zu Gießen berufen. Er las dort über Dogmatik und die damit zusammenhängenden Fächer, gründete 1834 mit seinen Collegen Kuhn, Locherer und Lüft die „Jahrbücher für Theologie und christliche Philosophie“ und schrieb für diese viele Abhandlungen und Recensionen, veröffentlichte auch mehrere selbständige Werke: „Johannes Scotus Erigena und die Wissenschaft seiner Zeit. Mit allgemeinen Entwicklungen der Hauptwahrheiten auf dem Gebiete der Philosophie und Religion und Grundzügen zu einer Geschichte der speculativen Theologie. I. Theil“,

1834 (der II. Theil ist nicht erschienen; über das philosophische System des Erigena, welches darin dargestellt werden sollte, handelt aber St. ausführlich in der „Philosophie des Christenthums" S. 535 ff. und in einigen Abhandlungen in Zeitschriften); „Encyklopädie der theologischen Wissenschaften als System der gesammten Theologie", 1834 (von der auf zwei Bände berechneten zweiten Auflage ist nur der erste erschienen, 1840); „Der Geist des Christenthums, dargestellt in den heiligen Zeiten, in den heiligen Handlungen und in der heiligen Kunst", zwei Theile, 1835 (1855 erschien die fünfte Auflage, 1880 die achte); „Geist der göttlichen Offenbarung oder Wissenschaft der Geschichtsprincipien des Christenthums", 1837.

Im Herbst 1837 wurde St. (gleichzeitig mit seinem Lehrer Hirscher) als Professor der Dogmatik nach Freiburg berufen. Seine dortige Antrittsrede erschien 1839 in erweiterter Form: „Ueber das Wesen der Universität und den inneren Zusammenhang der Universitätswissenschaften aus dem Standpunkte der Theologie". Von 1839 bis 1848 gab er mit seinen Freiburger Collegen die „Zeitschrift für Theologie" heraus. 1843 wurde er Domcapitular, 1846 großherzoglicher Geistlicher Rath, 1848 Geheimer Rath. 1851—52 war er Mitglied der ersten Kammer. Mehrfache Berufungen an andere Universitäten lehnte er ab. Ein Nerven- und Gemüthsleiden, welches sich seit dem Herbst 1852 immer stärker entwickelte, nöthigte ihn, seine Vorlesungen und seine schriftstellerische Thätigkeit einzustellen. Im Herbst 1855 ließ er sich als Professor pensioniren. Am 19. Januar 1856 traf ihn auf einem einsamen Spaziergange ein Schlaganfall, der einen unglücklichen Sturz in einen Canal zur Folge hatte und so seinen plötzlichen Tod herbeiführte. Am 21. Januar wurde er neben seinem berühmten Collegen Hug beigesetzt.

Infolge der Erkrankung Staudenmaier's ist sein Hauptwerk, „Die christliche Dogmatik" unvollendet geblieben: der erste und zweite Band waren 1844, der dritte 1848 erschienen; von dem vierten Bande erschien 1852 nur die erste Abtheilung. Von einem groß angelegten, auf vier Bände berechneten Werke, „Die Philosophie des Christenthums oder Metaphysik der heiligen Schrift als Lehre von den göttlichen Ideen und ihrer Entwicklung in der Natur, im Geiste und in der Geschichte", ist nur ein (starker) Band (Anton Günther gewidmet), 1840 erschienen. 1844 erschien „Darstellung und Kritik des Hegelschen Systems aus dem Standpunkte der christlichen Philosophie" (Schelling's Offenbarungsphilosophie besprach er in einem Aufsatze der Freiburger Zeitschrift). Außerdem veröffentlichte St. während seiner Freiburger Periode: Erläuterungen und eine Vorrede zu einem „Bildercyklus für katholische Christen", 1843—44; „Das Wesen der katholischen Kirche mit Rücksicht auf ihre Gegner," 1845 (durch die deutschkatholische Bewegung veranlaßt); „Die kirchliche Aufgabe der Gegenwart", 1849 (den damals eben in Würzburg versammelten Bischöfen übersandt); „Zum religiösen Frieden der Zukunft mit Rücksicht auf die religiös-politische Aufgabe der Gegenwart"; 1. und 2. Theil: „Der Protestantismus in seinem Wesen und seiner Entwicklung (1846)"; 3. Theil: „Die Grundfragen der Gegenwart, mit einer Entwicklungsgeschichte der antichristlichen Principien in intellectueller, religiöser, sittlicher und socialer Hinsicht, von den Zeiten des Gnosticismus an bis auf uns herab" (1851). Außer für die genannten Zeitschriften hat St. auch für Sengler's Kirchenzeitung, Fichte's Zeitschrift für Philosophie, die Bonner Zeitschrift für katholische Theologie und den Mainzer Katholiken Beiträge geliefert.

K. Werner nennt St. „einen der speculativsten Köpfe der neueren deutschen Gelehrtenwelt" und seine schriftstellerische Wirksamkeit „ebenso glänzend wie gehaltvoll und verdienstreich". Jedenfalls war er nicht nur einer der frucht-

barsten, sondern auch einer der bedeutendsten unter den katholischen Theologen Deutschlands in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts.

(J. König in dem) Freiburger Kirchenlexikon 12, 1151 (und bei) Weech, Badische Biographieen 2, 308. — (J. Hamberger in der) Real-Encyklopädie für prot. Theol. 14, 645. — K. Werner, Gesch. der kath. Theol. S. 487 bis 497 u. f. — Fr. Michelis, Staudenmaier's wissenschaftliche Leistung in ihrer Bedeutung für die Gegenwart, 1877. Reusch.

Staudigl: Joseph St., einer der ersten deutschen Sänger unseres Jahrhunderts, war zu Wöllersdorf in Niederösterreich am 14. April 1807 geboren und starb zu Wien am 28. März 1861. Er war der Sohn eines kaiserlichen Revierjägers und sollte seinem Vater in diesem Dienste folgen. Da er jedoch von schwächlicher Constitution war, so kam er aufs Gymnasium nach Wiener-Neustadt und erregte schon hier durch seine schöne Sopranstimme einiges Aufsehen. 1823 kam er aufs philosophische Collegium nach Krems und trat 1825 als Novize in das Benedictinerstift zu Melk. Hier entfaltete sich seine Stimme zu einem prachtvollen Baß, zumal er reichliche Gelegenheit fand, sich als Kirchensänger hervorzuthun. Trotz der großen Werthschätzung, die ihm das Stift entgegenbrachte, litt es den jungen, regsamen Mann nicht lange in Melk. Er trat bald aus dem Kloster aus, ging im September 1827 nach Wien und begann Chirurgie zu studiren. Seine Mittellosigkeit zwang ihn, sich durch Gesang einen Nebenerwerb zu schaffen; er sang in verschiedenen Kirchenchören und fand nach manchen fehlgeschlagenen Versuchen endlich ein dauerndes Engagement als Chorsänger in der Hofoper, deren Chorpersonal damals unter Graf Gallenberg eben einer Erneuerung und Auffrischung unterzogen wurde. Daneben setzte er seine chirurgischen Studien fort, bis er durch einen Zufall die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Als vor einer Aufführung der „Stummen von Portici“ der gewöhnliche Pietro plötzlich erkrankte, sprang St. rasch für ihn ein und überraschte Publicum und Collegen durch seine Leistung. Nach und nach wurde er nun mit immer größeren Aufgaben betraut und wuchs in kurzer Zeit zum ersten Bassisten des Hoftheaters heran. In den Partien des Rocco, Sarastro, Bertram, Comthur, Marcell, Orovist, Moses, war er bald der größte Liebling des Publicums. Er war kein großer Gesangsvirtuose und sein schauspielerisches Talent war nicht hervorragend; aber er verstand es, seine Rollen den Intentionen des Componisten getreu musikalisch schön auszugestalten und poetisch zu verklären. Daher war er auch im Kirchen- und Oratoriengesange sowie als Liedersänger noch viel bedeutender, denn als Bühnensänger. Im J. 1831 wurde er Hofcapellsänger und war seit 1833 eine Zierde der regelmäßig wiederkehrenden Oratorienconcerte der Tonkünstler-Societät, der er, ohne ihr Mitglied zu sein, durch viele Jahre die uneigennützigsten Dienste geleistet hat. Im J. 1845 verließ er die Hofbühne und ging ans Theater an der Wien, wo er mit Pischek und der Jenny Lind im Verein unvergleichliche Triumphe feierte. Seit dem Jahre 1848 wirkte er jedoch wieder an der Hofoper. Seine Reisen ins Ausland machten ihn in aller Welt bekannt, und er erregte überall allgemeine Bewunderung. Namentlich gilt dies von London, wo er der einzige deutsche Sänger war, der in englischer Sprache sang. Bei dem Musikfeste in Birmingham 1846 sang er den Elias in Mendelssohn's Oratorium zum ersten Mal. In der Wiedergabe von Schubert's Liedern war er ohne Gleichen; mit dem „Erlkönig“, dem „Wanderer“, der „Gruppe aus dem Tartarus“ und ähnlichen erschütterte er seine Zuhörer bis ins Innerste. Daneben bildeten die Baßpartien in den Haydn'schen Oratorien seine eigentliche Größe. Er hat sich auch als Liedercomponist versucht. Im J. 1856 begannen seine geistigen Kräfte zu schwinden; erst bildete er sich ein, er sei Tenorist, und wollte Tenorpartien

fingen, dann traten bedenklichere Zeichen von Geistesverwirrung auf, und er mußte der Landesirrenanstalt übergeben werden. Hier verbrachte er seine letzten Lebensjahre. St. war ein Sänger von ungewöhnlicher allgemeiner Bildung und hatte außer seinen musikalischen verschiedene Fähigkeiten anderer Art, die er alle mit gleicher Liebe und Ausdauer pflegte. Er war seit seiner frühesten Jugend ein vortrefflicher Zeichner; Malerei und Chemie interessirten und beschäftigten ihn ernsthaft ebensosehr wie Billard- und Schachspiel, in denen er außergewöhnliche Fertigkeit besaß. Daneben liebte und betrieb er das Waidmannshandwerk mit Leidenschaft. Er war ein Mann von ehrlicher künstlerischer Begeisterung, von edlen Herzens- und Charaktereigenschaften und von strenger Ordnungsliebe und Oekonomie, die es ihm auch ermöglichten, seinen Söhnen ein nicht unbedeutendes Vermögen zu hinterlassen. E. Mandyczewski.

Staudinger: Adam St., Kanonist, geb. zu Bodenheim am 11. Octbr. 1696, † zu Bamberg im Juli 1762. Er war im J. 1717 in den Jesuitenorden eingetreten, an den Ordensgymnasien zu Heidelberg und Würzburg Lehrer gewesen, hatte darauf in Heidelberg nochmals die Theologie und das kanonische Recht studirt, das Doctorat im kanonischen Rechte erworben und eine Zeit lang Philosophie gelehrt. Im J. 1732 wurde er Professor der Moral in Würzburg, 1736 aber wieder nach Heidelberg zurück beordert. Hier trug er durch neun Jahre das kanonische Recht als Professor an der juristischen Facultät vor. Aus dieser Zeit ist interessant, daß der Provinzial Joh. Haas ihm das Halten von Privatvorlesungen untersagte, weil diese morgens von 8—9 stattfanden und er dadurch im Messelesen behindert werde, der Jesuitengeneral Franz Retz hingegen dieses Verbot aufhob und die Privatvorlesungen ihm wie seinem Amtsvorgänger ferner zu halten gestattete. Von 1745 an wurde er Rector verschiedener Ordenscollegien, insbesondere in Fulda, Speier, Erfurt, zuletzt 1759 in Bamberg. Schriften: „Diss. de iureiurando.“ 1738. „D. de officio iudicis ecclesiastici et civilis. eod. D. de usuris. eod. D. de simonia.“ 1739. „D. de renuntiatione.“ 1740, alle in Heidelberg erschienen.

Ruland, Series p. 110 sq. — Acta saecul. Acad. Heid. p. 222. 305. — E. Winkelmann, Urkundenbuch II. Nr. 2082. — Wie Hautz, Gesch. II, 265 dazu kommt, ihn 1731—1733 in Heid. can. Recht dociren zu lassen, ist nicht klar. Im Orbis literatus academicus Germanico-Europaeus 1737 Fol. kommt er 1737 als Professor der jur. Fac. in Heid. vor. v. Schulte.

Staudinger: Lucas Andreas St., Landwirth und Inhaber eines Pachtgutes zu Groß-Flottbeck bei Hamburg, † daselbst am 30. November 1842. Als Sohn eines Kammerdieners zu Ansbach am 27. Januar 1770 geboren, wurde er schon früh seinen Großeltern zur Erziehung übergeben, wuchs aber bis zum 10. Lebensjahre ohne Schulunterricht und fast wie im Zustande der Verwahrlosung auf. Erst mit der Uebersiedelung seines Vaters nach Nürnberg konnte der zügellos gewordene Knabe einer solchen Verwilderung entrissen, als Chorschüler an St. Lorenz untergebracht und somit auch zum regelmäßigen Besuch der Schule gezwungen werden. Im 15. Jahre confirmirt, verließ er das elterliche Haus und führte ein abenteuerndes Leben, gelangte nach einigen Jahren auf seinen ziellos unternommenen Wanderungen zu Schubart, damals Director des deutschen Theaters in Stuttgart, der sich des gesangskundigen ehemaligen Chorschülers annahm und ihm auch nach Ablauf einer gewissen Beobachtungsfrist die Aufnahme an der Karlsakademie erwirkte. Nach kurzer Zeit jedoch wieder vom Wandertriebe erfaßt, begab sich St., mit einem Empfehlungsschreiben seines Gönners versehen, nach Hamburg zu Klopstock, von welchem er an den Baron von Voght zu Klein-Flottbeck verwiesen wurde. Hier fand er vorerst eine Ver-

wendung zu schriftlichen Arbeiten und, als er sich darin bewährt hatte, wurde ihm die Verwaltung des genannten Gutes übertragen, durch welche er nunmehr, im Alter von 25 Jahren, für den landwirthschaftlichen Beruf gefesselt werden sollte. Mit vollem Interesse und großer Energie widmete er sich dieser Thätigkeit und übernahm schon nach wenigen Jahren, vom Drange zur Selbständigkeit getrieben, eine Pachtung zu Groß-Flottbeck, wo er später noch eine landwirthschaftliche Schule errichtete und bis zum Jahre 1812 unterhalten konnte. Hier wandte er sich bald weitergehenden Aufgaben zu, indem er einerseits bemüht war, gewisse abnorme Erscheinungen auf dem Gebiete der Pflanzencultur durch Beobachtungen zu ergründen resp. zu erklären, andererseits zugleich auch auf Abstellung mancher Mängel in den landwirthschaftlichen Zuständen seiner neuen Heimath energisch hinwirkte und durch Beispiel wie durch Belehrung zur Hebung des während der kriegerischen Zeit gesunkenen Wohlstandes seiner Berufsgenossen beizutragen suchte. Schon 1805 zum Ehrenmitgliede der „Hamburgischen Gesellschaft zur Förderung der nützlichen Gewerbe und Künste“ ernannt, nahm er regen Antheil an deren Aufgaben. Später auch als Vorstand der Section zur Beförderung des Land- und Gartenbaues thätig, lieferte er viele schriftliche Arbeiten für hamburgische, holsteinische und mecklenburgische Zeitschriften und gab noch verschiedene Abhandlungen über Pflanzenkrankheiten heraus. So fand er, dem in der Jugend kaum die Aussicht auf eine nützliche Mitwirkung im Bereiche der gesellschaftlichen Thätigkeit eröffnet zu sein schien, noch ungeahnte Anerkennung durch seine Leistungen auf einem Gebiete, welches damals fast überall der rationellen Pflege entbehrte und daher schon dem natürlichen Scharfsinn, wie dem mit fester Willenskraft verfolgten Streben viel Gelegenheit zur Erzielung bedeutender Erfolge bieten konnte.

Vergl. Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. XX. C. Leisewitz.

Stäudlin: Gotthold Friedrich St., Dichter, 1758—1796. — St. wurde am 15. October 1758 (nicht 1760) in Stuttgart als Sohn eines Regierungsraths geboren. Er folgte der juristischen Laufbahn des angesehenen Vaters und wurde am 2. August 1776 in Tübingen als Studirender der Rechte immatriculirt; dagegen ist er nach den Facultätsacten niemals (wie Meusel, s. u., angibt) Dr. jur. geworden. Nach seiner Universitätszeit machte er Reisen und lebte dann in Stuttgart, die ersten Jahre nur mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, dann als Advocat: das württembergische Adreßbuch führt ihn von 1786 an als Kanzley-Advocatus extraordinarius auf. Sein erstes selbständig erschienenes Werk war das begeisterte, viel Talent verrathende Gedicht in drei Gesängen „Albrecht von Haller“ (1780); darauf folgten 1781 die „Proben einer deutschen Aeneis, nebst lyrischen Gedichten“. In den Mittelpunkt der damaligen Production Schwabens setzte er sich durch die Herausgabe seines „Musenalmanachs“, der theils unter diesem Titel, theils unter dem einer „Schwäbischen Blumenlese“ erschien, zuerst für 1782, dann weiter bis 1787; nach einer längeren Unterbrechung folgten noch die beiden Jahrgänge 1792 bis 1793 nach unter dem Titel „Musenalmanach“ und „Poetische Blumenlese“; diese zwei letzten Jahrgänge sind werthvoll dadurch, daß sie Hölderlin's lyrische Erstlinge enthalten. Im J. 1782 erschien die Sammlung „Vermischte poetische Stücke“. In dieser und in den zwei ersten Jahrgängen des Musenalmanachs findet sich die bekannte Polemik mit Schiller. Es ist nicht ganz sicher, wie diese entstanden ist. Eine 1781 in B. Haug's „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben“ erschienene abfällige Recension von Stäudlin's Aeneis rührte wohl von Schiller her. Zu gleicher Zeit erschien Stäudlin's Musenalmanach auf 1782, in welchem sich ein Gedicht Schiller's, aber, wie es scheint, verstümmelt aufgenommen fand. Schiller setzte dem Musenalmanach seine „An-

thologie" gegenüber, welche neben den polemischen Vorreden auch zwei Gedichte gegen St. enthielt. Eine Satire „Das Kraftgenie", die sich in Stäudlin's Vermischten poetischen Stücken findet, geht deutlich auf Schiller. Dieser wiederum kritisirte St. im ersten Hefte des „Wirtembergischen Repertoriums". Damit hatte die Polemik von Seiten Schiller's ein Ende, welcher kurz nachher seine Heimath verließ. St. hörte noch nicht auf. Er polemisirte zunächst noch im zweiten Jahrgang seines Musenalmanachs in der Vorrede und in zwei Gedichten gegen Schiller; ob die Figur des Originalgenies Hilling in seinem Roman „Wallberg" Bezug auf Schiller hat, kann dahin gestellt bleiben; ein erst 1788 veröffentlichtes „Lied eines Vagabunden" hat auch vielleicht Züge Schiller's an sich. — Im J. 1783 erschien der eben genannte sentimentale Roman „Wallbergs Briefe an seinen Freund Ferdinand", von dem aber nur eine erste Abtheilung erschienen ist. Das Vorbild des Werther ist deutlich. Der Roman spielt in Tübingen, auf dessen Personen und Verhältnisse zahlreiche oft kaum mehr verständliche Anspielungen zielen; man darf aber nur Seybold's fünf Jahre früher erschienene Klostergeschichte „Hartmann" vergleichen, um zu sehen, wie sentimental verschwommen und ideologisch St. zeichnet. — 1783 veröffentlichte St. Bodmer's „Apollinarien", d. h. nachgelassene Gedichte, Aufsätze, Uebersetzungen, mit deren Herausgabe ihn Bodmer selbst beauftragt hatte; erst 1794 erschienen die „Briefe berühmter Deutscher an Bodmer", von 1744 bis 1773 reichend, welche von Bodmer selbst geordnet und zur Herausgabe durch St. bestimmt worden waren. 1785 erschien als Einzeldruck das Gedicht „Zum Gedächtnisse Herzogs Leopold von Braunschweig-Wolfenbüttel". Ein paar Jahre später unternahm es St., seine Gedichte zu sammeln; sie erschienen in zwei Bänden 1788 und 1791; ein Versuch einer zweiten Auflage 1795 kam nicht zu Stande; die von 1827 s. u. — In Stäudlin's Poesie vereinigen sich gewissermaßen die Ingredienzien, welche die Lyrik der vorromantischen Zeit und speciell seiner schwäbischen Landsleute charakterisiren. Individuelle Physiognomie hat sie nicht, aber sie ist angenehm, vielseitig und gewandt, und so mochte sich St. besser als ein anderer (jedenfalls mehr als Schubart oder der junge Schiller mit ihren starken Individualitäten) zum Anführer der lyrischen Jugend Schwabens eignen. Neben Klopstock und den Anakreontikern, welche etwas entfernter und besonders in der metrischen Form nachwirken, sind Bürger und Wieland die Hauptmuster Stäudlin's, jener in seiner echten Lyrik, aber auch in seinem Bänkelsängerton, dieser in Erzählungen und anderen größeren Gedichten, soweit sie nicht dem Vorbilde der Vossischen Idyllen folgen. Aus dem Boden dieses Zeitgeschmacks ist Hölderlin herausgewachsen, in manchen Jugendpoesien bewegt er sich noch ganz darauf; während er aber dieser Manier entwuchs, sind seine Freunde Neuffer und Magenau in derselben verblieben.

Im Jan. 1791 wurde in Württemberg ein neues Kirchengesangbuch eingeführt; St. war bei der Redaction desselben mit thätig. Unglück hatte er mit der Fortsetzung von Schubart's († am 10. Oct. 1791) „Vaterländischer Chronik"; das Blatt wurde bald von verschiedenen Regierungen verboten. Auch in mehreren Gedichten Stäudlin's zeigt sich Hinneigung zur französischen Revolution, welche gerade in Württemberg damals die Gemüther lebhaft bewegte. Im Oct. 1793 kamen mit dem Regierungsantritt des Herzogs Ludwig Eugen kirchlich und politisch conservativere Grundsätze zur Geltung, und kurz nachher erhielt St. als „enragé" den Rath, Württemberg zu verlassen; das Adreßbuch führt ihn aber noch bis zu seinem Tode fort. — In die letzte Zeit seines Stuttgarter Aufenthalts fällt seine Wiederanknüpfung mit Schiller. In der „Blumenlese" auf 1793 stand ein vom Sommer 1791 datirtes Gedicht Stäudlin's „An Schiller, als eine falsche Nachricht von seinem Tode erschollen war", worin diesem die Eigenschaften

eines Shakespeare und eines Hume vereinigt zugeschrieben waren. Dann haben wir vom 20. Sept. und 26. Oct. 1793 zwei Briefe Stäudlin's aus Stuttgart an Schiller, worin St. sein Gedicht erwähnt, Hölderlin empfiehlt und die Absicht ausspricht, 1794 eine „der Geschichte und den schönen Redekünsten" gewidmete Zeitschrift Kalliope herauszugeben; vielleicht haben sich beide damals, bei Schiller's Aufenthalt in Württemberg, auch persönlich gesehen. Jene Zeitschrift kam nicht zu Stande; dagegen hat St. im Breisgau, wo er nach seiner Entfernung aus Stuttgart lebte — 1795 soll er sich in Hohengeroldseck, 1796 in Lahr aufgehalten haben —, eine kurzlebige Zeitschrift „Klio" herausgegeben. Mit der Entfernung aus der Heimath hatte St. offenbar den festen Boden verloren; weder die litterarische noch die advocatische Thätigkeit wollte ihm glücken. Der Mann, der ehedem als jovialer Gesellschafter und Improvisator voll Laune geschätzt worden war, entwich dem Druck seiner äußeren Lage, indem er sich am 17. Sept. 1796 bei Straßburg im Rhein ertränkte, — nicht zu frühe für seinen Ruhm, denn seine litterarische Bedeutung, eng umschränkt und in einer älteren Zeit wurzelnd, hätte durch weitere Werke nicht höher gehoben werden können. — An Stäudlin's poetischem Talent nahmen auch ein paar seiner Geschwister Antheil: ein schon im 19. Jahr verstorbener Bruder Gottlieb Friedrich, der bekannte Göttinger Theologe Karl Friedrich (s. d.) und eine Schwester Charlotte; 1827 wurden mehrere Gedichte dieser Geschwister mit den seinigen zusammen herausgegeben unter dem Titel: „Vermischte Gedichte der Geschwister . . . Stäudlin".

Neuer Teutscher Merkur 1797, II, 296—306: Nekrolog, unterz. S—t. (= Ludwig Schubart). — Meusel, Lexikon der 1750—1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller, XIII, 275 f. — Urlichs, Briefe an Schiller, Nr. 90. 96. — Weltrich, Schiller S. 483—500. 560—568. — Stäudlin's Großneffe, der verstorbene Stuttgarter Hofbibliothekar W. Hemsen, hat lange für eine Biographie Stäudlin's gesammelt; seine Materialien sind aber nicht veröffentlicht und standen mir nicht zu Gebote. Hermann Fischer.

Stäudlin: Karl Friedrich St., protestantischer Theologe, † 1826, einer der gelehrten Schwaben, der aber seine Lebensarbeit in Göttingen that. St. wurde am 25. Juli 1761 zu Stuttgart als Bruder von Gotthold Friedr. St. (s. o. S. 514) geboren. In seinem Elternhause lebte strenge Rechtlichkeit und ehrliche Frömmigkeit. Seine Vorbildung empfing der Knabe auf dem Stuttgarter Stadtgymnasium. Vom Vater nicht zum Theologen bestimmt, wählte er sich doch diesen Beruf, da er durch den Religionsunterricht eines Spenerisch gesinnten Geistlichen und durch eigene Lectüre erbaulicher Schriften religiös angeregt worden war. Von 1779 an studirte er daher im Theologischen Stifte zu Tübingen, wo er in fünf Jahren die dort üblichen Uebungen und Prüfungen durchlief. Nach dem im J. 1784 zu Stuttgart bestandenen Consistorialexamen privatisirte er daselbst, übte sich im Predigen und schrieb schon damals achtungswerthe wissenschaftliche Arbeiten. 1785 erschienen von ihm (in Gemeinschaft mit seinem Freunde Conz herausgegeben) „Beiträge zur Erläuterung der biblischen Propheten und zur Geschichte ihrer Auslegung. I. Theil." (Tübingen 8°.) Die Fortsetzung dieses weit angelegten Werkes, das sich hauptsächlich mit Hoseas beschäftigt, wurde aber unterbrochen, als St. 1786 auf wissenschaftliche Reisen ging; er begleitete einige Zöglinge durch Deutschland, Frankreich, England und die Schweiz, verlebte zwei Jahre im Waadtlande und fast ein Jahr in England. Als er sich 1790 hier in London aufhielt, traf ihn ein durch seinen Landsmann Spittler vermittelter Ruf als ordentlicher Professor nach Göttingen, wo 1789 durch J. P. Miller's Tod eine Vacanz eingetreten war. St. nahm den Ruf an und wirkte von da an fast 36 Jahre, bis an seinen Tod, an der Georg-Augusts-Universität, eng verbunden mit seinem um zehn Jahre älteren Collegen und

Landsmann Jakob Planck — der ihn noch um sieben Jahre überleben sollte. 1792 wurde St. Doctor der Theologie und 1803 Consistorialrath. Seine Vorlesungen erstreckten sich fast auf alle theologischen Disciplinen, eine Zeit lang hatte er auch in der Universitätskirche zu predigen. Doch meint Henke, daß er als Docent unter den damals nach Göttingen berufenen Schwaben wohl der mindest hervorragende und durch seine eintönigen, in stark schwäbischem Dialecte vorgetragenen Dictate wenig anregend gewesen sei. Hervorragender wirkte St. dagegen durch seine zahlreichen Schriften, in welchen er große Belesenheit, kritischen Sinn und aufrichtig religiöses Interesse zeigte; das rationale Element, welches er vertrat, scheint bei ihm gepaart mit den Bedürfnissen eines gläubigen Gemüthes, und dazu war er ein geschichtlicher Forscher von unbestechlichem Wahrheitssinne und erstaunlichem Fleiße. Hatte er schon im Anfange seiner Göttinger Wirksamkeit seinen Standpunkt als den eines vernünftigen Offenbarungsglaubens bezeichnet, so äußerte er gegen Ende seines Lebens gewissermaßen testamentarisch: „Ich bekenne offen und freimüthig, daß mir das Christenthum nur als vereinigter Rationalismus und Supranaturalismus begründet und haltbar zu sein scheint; es bringt auf den Gebrauch der Vernunft und aller unserer Geistes- und Seelenkräfte für Religions- und Sittenlehre, aber auf einen gemäßigten, bescheidenen und demüthigen, und zugleich auf den Glauben an die übernatürliche, durch den Sohn Gottes geschehene Offenbarung, wozu wir auch Gründe genug in und außer uns finden." (Geschichte des Rationalismus und Supernaturalismus, Göttingen 1826. S. 468.) Auf diesem Standpunkte besonnenen Vermittelns zwischen Vernunft und Glauben behandelte St. selbst seine heftigsten Gegner mit Schonung und Milde, in seinem Wandel ein durchaus christlicher Charakter, gelassen und geduldig auch im Leiden, das er mit Ergebung trug. Seine litterarische Thätigkeit erscheint außerordentlich vielseitig, doch wiegt in seinen Leistungen die Fülle seiner historischen Arbeiten vor, und in dieser Hinsicht, als historisch-kritische Berichterstattung, sind ihrer mehrere noch heute werthvoll.

Eine seiner ersten Göttinger Schriften waren seine „Ideen zur Kritik des Systems der christlichen Religion" (1791), in denen er von dem eben charakterisirten Standpunkte aus die Principien und Methoden der wissenschaftlichen Behandlung der Dogmatik besprach. 1794 folgte in zwei Bänden „Geschichte und Geist des Skepticismus, vorzüglich in Rücksicht auf Moral und Religion", ein Werk, in welchem er den Skepticismus, welcher ihn selbst ehedem angefochten hatte, für sich und andere überwinden wollte. Jahre lang hatte er dazu Vorstudien gemacht und besonders während seines Aufenthaltes in England sich dazu mit Hume eingehend beschäftigt, weshalb diese Schrift gerade über dessen Leben, Schriften und Philosophie ausführlich handelt. Unterließ er es gleichzeitig nicht, exegetische Arbeiten, zumal über alttestamentliche Gegenstände zu liefern (1791 Neue Beiträge zu den biblischen Propheten, über Daniel, Jesaia 53, das Hohelied u. s. w.), so wandte er sich doch in Vorträgen und Schriften je länger desto entschiedener der historischen und systematischen Theologie zu. Lange Zeit las er täglich vier Stunden, um 7, 8, 11 und 2 Uhr, Dogmatik, Dogmengeschichte, Moral und Kirchengeschichte, und da er das Bedürfniß fühlte, seine Vorlesungen nach eigenen Compendien vorzutragen, so erschien 1798—1800 sein „Grundriß der Tugend- und Religionslehre zu akademischen Vorlesungen für zukünftige Lehrer in der christlichen Kirche". Hatte er in diesem Werke der Kantischen Philosophie einen starken Einfluß auf die wissenschaftliche Gestaltung der Tugendlehre eingeräumt, so milderte er ihn selbst alsbald herab in dem 1800 veröffentlichten kürzeren Lehrbuche, welchem er den Titel gab „Grundsätze der Moral zu akademischen Vorlesungen", worin er, wie er selbst berichtet,

manches besser geordnet und schärfer bestimmt, anderes berichtigt oder auch ausgetilgt habe, was in dem früheren Buche anstößig gewesen sei. 1805 folgte eine „philosophische und biblische Moral", in welcher er auf philosophischem Gebiete eklektisch verfuhr, dagegen eine vollständige biblische Moral bot und einen fortgehenden Beweis der Göttlichkeit der Sittenlehre Jesu zu erbringen suchte. Noch deutlicher und entschiedener diente diesem apologetisch-systematischen Zwecke sein „Neues Lehrbuch der Moral für Theologen" (1. Aufl. 1815, 2. Aufl. 1817; 3. Aufl. 1825), in welchem er erklärte, „daß er ein absolut höchstes Princip der Moral nicht für nothwendig und möglich halte, dagegen die Wahrheit und Göttlichkeit der Sittenlehre Jesu auch in ihren positiven und historischen Theilen rette". Aus der Tendenz dieser Schriften ersieht man in der geistigen Entwicklung Stäudlin's einen Fortgang von der Speculation zur Erfahrung, vom Kriticismus zum Positivismus. (Vgl. seine Schrift „Jesus der göttliche Prophet." Göttingen 1824.) Dem entspricht seine Neigung, sich des in der Moral zu behandelnden Stoffes geschichtlich zu bemächtigen. Er wurde so geradezu der Schöpfer einer neuen Zweigwissenschaft, der Geschichte der Moral. Hatte er sich lange Zeit mit dem Gedanken beschäftigt, eine allgemeine Geschichte aller Religionen zu liefern und zu diesem Zwecke 1797—1799 eine neue Zeitschrift in fünf Bänden unter dem Titel „Beiträge zur Philosophie und Geschichte der Religions- und Sittenlehre überhaupt" und 1801 bis 1806 in vier Bänden (mit Carus) ein „Magazin für Religions-, Moral- und Kirchengeschichte" herausgegeben, so richtete er sein Hauptaugenmerk doch auf eine Bearbeitung der Geschichte der christlichen Sittenlehre im weitesten Umfange des Wortes. Seine beiden Hauptwerke auf diesem Gebiete sind die „Geschichte der Sittenlehre Jesu" 1799—1823 in 4 Bänden (die beiden letzten Bände auch unter dem Titel: J. D. Michaelis, Geschichte der Moral. Des III. Bandes 3. und 4. Theil) und die „Geschichte der christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften" (Göttingen 1808). Dieses Werk bildet einen Theil der von G. Eichhorn begründeten Göttinger Geschichte der Wissenschaften und Künste. Neben diesen beiden Hauptwerken aber erschien eine stattliche Reihe moralgeschichtlicher Programme, Abhandlungen und Monographieen, von denen manche noch in der Gegenwart Beachtung verdienen. So veröffentlichte St. 1796 ein „Programma de patrum ecclesiae doctrina morali" (4°); 1798 „Progr. de prophetarum Ebraeorum doctrina morali" (4°); 1800 „Progr. Commentatio de Scriptis patrum quos vocant apostolicorum veris et supposititiis, historiae disciplinae morum christianae antiquioris fontibus et documentis insignibus" (4°); 1805 „Progr. Historia jurisjurandi biblica"; 1806 „Geschichte der philosophischen, ebräischen und christlichen Moral im Grundrisse" (8°. Hannover); 1808 „Progr. de Joannis Valentini Andreae, Theologi olim Wirtembergensis, consilio et doctrina morali" (4°); 1811 „Progr. de usu vocis syneidesis in Novo Testamento" (4°); 1812 „Progr. de theologia morali Scholasticorum" (4°); 1823 „Geschichte der Moralphilosophie" (Hannover, 8°); 1823 „Geschichte der Vorstellungen von der Sittlichkeit des Schauspiels" (Göttingen, 8°); 1824 „Geschichte und Vorstellungen der Lehre vom Selbstmorde" (Ebendas., 8°); „Geschichte der Lehren vom Eide" (Ebendas., 8°); „Geschichte der Vorstellungen und Lehren vom Gebete" (Ebendas., 8°); „Geschichte der Lehre vom Gewissen" (Halle, 8°); 1825 „Geschichte der Vorstellungen und Lehren von der Ehe" (Ebendas., 8°); 1826 „Geschichte der Lehre von der Freundschaft" (Hannover, 8°). — Wegen der vielerlei interessanten Nachrichten, welche er in diesen zahlreichen Einzelarbeiten zur Geschichte der Ethik beibrachte, wird noch jetzt nicht ungern auf sie zurückgegangen.

Daneben bearbeitete St. die Kirchengeschichte, welche er neben Planck an

der Universität regelmäßig in Vorlesungen vertrat. Im Jahre 1806 erschien aus seiner Feder eine „Universalgeschichte der christlichen Kirche" (Hannover, 8°), welche eine zweite bis fünfte Auflage erlebte (1816, 1821, 1825 und die fünfte, nach Stäudlin's Tode von Holzhausen fortgesetzt und herausgegeben, 1835), nachdem schon 1804 eine „Kirchliche Geographie und Statistik" (8°) vorangegangen war. 1810—1811 folgte eine „Geschichte der theologischen Wissenschaften seit der Ausbreitung der alten Literatur" (2 Theile in 8°, auch unter dem Titel „J. G. Eichhorn's Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten: sechsten Bandes 1. und 2. Abtheilg.)" Von 1813 bis 1820 gab er gemeinschaftlich mit H. G. Tzschirner ein „Archiv für alte und neue Kirchengeschichte" (Leipzig, 4 Bände 8°) heraus; 1819 folgte seine „Allgemeine Kirchengeschichte von Großbritannien" (Göttingen, 2 Theile, gr. 8°); 1823 noch einmal ein „Kirchenhistorisches Archiv" (gemeinschaftlich mit Tzschirner und Vater herausgegeben, 1. Band, 1.—4. Heft. Halle, 8°); 1826 seine „Geschichte des Rationalismus und Supernaturalismus, vornehmlich in Beziehung auf das Christenthum. Nebst ungedruckten Briefen von Kant" (Göttingen 1826, gr. 8°) — ein Werk, dessen Bedeutung für die innere Entwicklung Stäudlin's schon oben gewürdigt ist; 1827, von Hemsen hrsg., seine „Geschichte und Litteratur der Kirchengeschichte" (Hannover 8°). — Außer diesen umfassenden Werken lieferte der rastlos thätige Mann auch auf dem historischen Gebiete noch eine Reihe werthvoller Einzelarbeiten, so vier lateinische Programme über Berengar von Tours: 1814 „Annuntiatur editio libri Berengarii Turonensis adversus Lanfrancum, simul omnino de Scriptis ejus agitur" (Göttingen, 4°); 1815 „Progr. Exhibetur specimen libri inediti Berengarii Turonensis adversus Lanfrancum" (ibid., 4°); 1821 und 1822 „Progr. Liber Berengarii de sacra coena adversus Lanfrancum ex codice manuscripto Guelpherbitano editus." Pars I et II, Gottingae, 4°). Kleinere Beiträge litterargeschichtlichen Inhalts lieferte St. außerdem für mancherlei Sammelwerke; so für Michaelis und Tychsen's Orient. und exegetische Bibliothek, für die Göttinger gelehrten Anzeigen, für die Jenaer, Hallische, Leipziger Litteraturzeitung u. s. w. — In seinem „Lehrbuche der Encyklopädie, Methodologie und Geschichte der theologischen Wissenschaften" (Hannover 1821, gr. 8°) sind ebenfalls die historischen Partieen, die Geschichte und Litteratur der einzelnen Zweigwissenschaften, das werthvollste. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß auch Predigten unter dem Titel „Unsterblichkeit und öffentlicher Gottesdienst" (Göttingen 1797) von ihm existiren.

„Bei der Menge dieser Schriften und der darin ausgebreiteten Belesenheit ist auf Form und Darstellung nicht eben viel Mühe verwandt. Aber Einfalt und Geradheit im Umgang und Urtheil, tiefes und theilnehmendes Religionsgefühl, Frömmigkeit und Biederkeit des Charakters, dabei eine seltene Anspruchslosigkeit und Friedensliebe werden von seinem Leichenprediger Ruperti wie von seinen Collegen und Schülern einstimmig ihm nachgerühmt, und rastlos arbeitsam blieb er fast bis zum Tage seines Todes. Am 1. Juli 1826 hielt er noch seine Vorlesungen, am 4. schrieb er die letzte Seite einer Abhandlung über ebräische Poesie, am 5. früh 5. Uhr starb er im 65. Lebensjahre." (Henke-Wagenmann, s. unten.)

Sein Leben hat St. selbst beschrieben. Es liegt vor in einer Schrift, welche unter dem Titel „Zur Erinnerung an D. Stäudlin rc." mit Zusätzen, Schriftenverzeichniß und der auf St. gehaltenen Gedächtnißpredigt Ruperti's von J. T. Hemsen (Göttingen 1826, 8°) herausgegeben wurde. Außerdem ist zu vgl. Gradmann, Gel. Schwaben; Heinrich Doering, Die gelehrten Theologen Deutschlands u. s. w., IV. Bd. (1835), S. 287—299, wo sich ein Verzeichniß

von 65 Arbeiten Stäudlin's findet; Saalfeld, Gesch. d. Univ. Göttingen (1820), § 108; Oesterley, Göttinger Gelehrten-Geschichte (1838), § 125 (die Fortsetzung Saalfeld's); Gaß, Geschichte der protest. Dogmatik IV, 349; Frank, Geschichte d. protest. Theologie III, 292 ff.; Henke-Wagenmann, Art. in Herzog-Plitt-Hauck, Real-Encyklopädie für protest. Theol. und Kirche, XIV. Bd. (1884), S. 574—577.

Ein Bildniß Stäudlin's findet sich vor Beyer's Allg. Magazin f. Prediger, Bd. IX, St. 1 (1793) und in Bock's Sammlungen von Bildnissen Gelehrter und Künstler (1800). P. Tschackert.

Staudt: Karl Georg Christian v. St., Mathematiker, geboren am 24. Januar 1798 zu Rothenburg an der Tauber, † am 1. Juni 1867 in Erlangen. Er gehörte einer Rothenburger Patricierfamilie an, deren Mitglieder durch viele Geschlechter hindurch die Regierung der heimischen freien Reichsstadt führen halfen. Auch sein Vater, Georg v. St., war als Raths-Consulent thätig. Christian v. St. besuchte seit 1814 das Gymnasium zu Ansbach, von wo er mit der Ehrenmedaille entlassen zum Studium der Mathematik nach Göttingen ging. Er ist einer der sehr wenigen Mathematiker gewesen, die man Schüler von Gauß in dem Sinne nennen kann, daß sie zu dem Lehrer in näherer Beziehung standen. Gauß verschmähte es nicht, St. Aufgaben zu stellen, und ihm, wenn er die Lösung brachte, seine eigene Bearbeitung der Frage zu übergeben, wobei Gauß einmal die scherzhafte, in seinem Munde unerhörte Bemerkung machte, er hoffe auf gegenseitige Befriedigung. Im Jahre 1822 machte St. zuerst in Erlangen das Doctor-, dann in München das Lehrerexamen mit glänzendem Erfolge und wurde noch im gleichen Jahre als Professor am Gymnasium in Würzburg angestellt. Daneben habilitirte er sich als Privatdocent an der dortigen Hochschule. Das Jahr 1827 brachte Staudt's Versetzung nach Nürnberg als Professor an das Gymnasium und als Lehrer an die polytechnische Schule; endlich 1835 wurde St. als ordentlicher Professor der Mathematik an die Universität Erlangen berufen, und in dieser Stellung blieb er bis zu seinem Tode. Diese Erfolge in seiner Laufbahn verdankte St. einzig seiner Lehrthätigkeit, denn bis 1835 hat er nur zwei Schulprogramme veröffentlicht (1825 und 1831), deren ersteres einen einfachen Beweis des Gauß'schen Kreistheilungssatzes enthielt. Die Beziehungen zu Gauß sind auch in mehreren Abhandlungen zu erkennen, welche St. im Crelle'schen Journale veröffentlichte. Auf die Construction des 17eckes, einen besonderen Fall der Kreistheilung, lenkte er 1842 (Crelle XXIV) sein Augenmerk und kam in einer nachgelassenen Abhandlung abermals auf die Kreistheilung zurück; der Fundamentalsatz der Algebra von der Zerlegbarkeit jeder ganzen rationalen Function einer Veränderlichen in lineare Factoren beschäftigte ihn 1845 (Crelle XXIX). Auch der Staudt'sche Satz von den Bernoulli'schen Zahlen aus dem J. 1840 (Crelle XXI) gehört der gleichen Richtung an; in ihm hat St. die Gesetzmäßigkeit in der Bildung der Nenner der sogen. Bernoulli'schen Zahlen erkannt und klargelegt. Eine ganz andere Richtung schlug dagegen das 1847 im Druck erschienene Buch „Geometrie der Lage“ ein, welchem 1856 und 1857 noch zwei Hefte „Beiträge zur Geometrie der Lage“ nachfolgten. Das Epochemachende an diesem Werke ist die Lostrennung der Beziehungen der Lage von allen messenden Untersuchungen. Die Begründer der neueren synthetischen Geometrie in unserem Jahrhunderte haben es sämmtlich nicht vermieden, auch von metrischen Beziehungen Gebrauch zu machen, St. war der Erste, der sich davon unabhängig zu machen wußte, der alle Sätze, welche aus der gegenseitigen Lage auf einander bezogener Raumgebilde folgen, auch durch bloße Betrachtung der Lagenverhältnisse ableitete. Und auch eine zweite geometrische Leistung Staudt's hat die

Grenzen der Wissenschaft hinausgerückt. Er hat es verstanden, einen Weg zu bahnen, der das Imaginäre sicher in das Bereich geometrischer Untersuchung einbeziehen läßt.

Vgl. Nekrolog verfaßt von Dr. v. Martius in Grunert's Archiv XLIX, Litterarischer Bericht CLXXXXIII, 1—3. — Crelle's Journal LXVII, 217. — Poggendorff, Biogr.-litterar. Handwörterbuch II, 987. Cantor.

Stauf: Hieronymus v. St. (Donaustauf), Reichsfreiherr zu Ernfels (an der schwarzen Laber, nordwestl. von Regensburg), herzoglich bairischer Hofmeister, hingerichtet am 8. April 1516, entstammte einer jener bairischen Adelsfamilien, welche von Kaiser Friedrich III. mit der Reichsfreiherrnwürde beschenkt, dadurch aber einem theilweise nicht unbegründeten Mißtrauen ihrer Landesherren ausgesetzt worden waren. Bekannt ist der Witz, den man damals am kaiserlichen Hofe aufgebracht haben soll: daß sich drei große Hansen aus Baiern freien ließen; die neuen Freiherren hießen nämlich Hans v. Degenberg, Hans v. Aichberg und Hans v. Stauf, des Hieronymus Vater. Die Mutter des Hieronymus war eine Schenk v. Geiern, seine Gemahlin eine Pflug v. Rabenstein. Daß sich seine Schulbildung in engen Grenzen hielt, verrathen Sprache und Schrift seiner Briefe. Doch scheinen der staufischen Familie im allgemeinen geistige Interessen nicht fremd gewesen zu sein: die Namen Parzival, Gramoflanz, Feirafiß, die den Söhnen des Hauses beigelegt wurden, künden von dem Cultus, den man hier der alten Heldenpoesie widmete; als unerschrockene Bibelforscherin und Vorkämpferin für Luther's Lehre lebt des Hier. Nichte, Argula v. Grumbach, die Tochter seines Bruders Bernhardin, in der Geschichte fort. Als Herzog Albrecht IV. von Baiern durch Forderungen, die im Interesse des Staates lagen, aber gegen verbrieftes Recht verstießen, den Adel seines Straubinger Landes in die Opposition und zum Abschluß des Löwenbundes (1489) gedrängt hatte, traten die beiden Brüder v. St. diesem Bündnisse bei. Außer den gemeinsamen Beschwerden der Ritterschaft hatten sie noch besondere, zumal über Eingriffe der herzoglichen Beamten in ihren Hofmarken. Bernhardin erhielt vom Kaiser (21. Nov. 1491) den Befehl, gegen Regensburg, das sich Herzog Albrecht's Hoheit unterworfen hatte, die Reichsacht zu vollstrecken, und nun war H., der anfangs seinen Bruder von dem Abschluß des Bundes zurückzuhalten und die Zwistigkeiten mit Herzog Albrecht gütlich beizulegen gesucht hatte, der erste, der gegen den Landesherrn losschlug, indem er am 13. Decbr. von seinem Sitze Köfering aus dessen Dorf Pfatter überfiel. Von ihren Verbündeten im Stich gelassen, wurden jedoch die Löwenritter von Albrecht's überlegener Macht niedergeworfen, am 26. und 27. December des Hier. Schlösser Köfering und Triftelfing erobert und geschleift, Hier. sammt 80 Landsknechten gefangen. Am 22. Januar 1492 fiel auch das Schloß Ernfels. Durch die allgemeine politische Constellation und den Widerstand seiner Landschaft genöthigt, mußte Albrecht gleichwohl in der wichtigsten Streitfrage, bezüglich der Besteuerung der ritterschaftlichen Bauern, nachgeben, worauf am 7. August 1493 unter Vermittlung von Landschaftsverordneten die Versöhnung des Herzogs mit acht der mächtigsten Bundesglieder, darunter Bernhardin und Hieronymus v. St., zustande kam. Die wichtigen Aemter, die den Brüdern v. St. in der Folge vom Herzoge übertragen wurden, und die hervorragenden Dienste, die sie darin leisteten, sprechen dafür, daß man von beiden Seiten den Schleier des Vergessens über alles Vorausgegangene fallen ließ. H. ward als herzoglicher Hauptmann zu Straubing bestellt und setzte in den Kämpfen des Landshuter Erbfolgekrieges das Leben für seinen Landesherrn ein; in der Böhmenschlacht und vor Dingolfing wurden ihm Pferde erstochen. Bernhardin ward mit der wichtigen Hauptmanns- oder Vitztumstelle in dem neugewonnenen

Landshut betraut, ja noch von Albrecht selbst als einer der Vormünder seines Erstgeborenen und Mitglied des Regentschaftsrathes bestellt.

Unter dem jugendlichen Wilhelm IV. spielte Hier. als dessen Rath, der oft zu wichtigen Gesandtschaften verwendet wurde, sogleich eine hervorragende Rolle. Als der Herzog im October 1512 den Versuch machte, durch Einberufung des Landschaftsausschusses die Landschaft selbst zu umgehen, war es St., durch dessen Mund die einberufenen Ausschußglieder sich als nicht zuständig erklärten. Als die Landschaft dann für den jüngeren Bruder Ludwig im Widerspruch mit Herzog Albrecht's Primogeniturordnung die Mitregierung forderte und neue Räthe ernannte, die Wilhelm bis zu seinem 24. Jahre wie eine Regentschaft zur Seite stehen sollten, befand sich auch unter diesen wieder Hieronymus. Er ward damals als gemeinschaftlicher Hofmeister für Wilhelm und Ludwig bestellt. Als solcher gehörte er zu den „täglichen", d. i. ständigen Räthen in München, und hatte im herzoglichen Schlosse selbst seine Wohnung. Persönliche Eigenschaften erklärten und unterstützten seinen großen politischen Einfluß. Nach Aventin ist er im ganzen Baierlande, mochte man nun Geburt oder Reichthum, Verstand oder Beredsamkeit in Betracht ziehen, hinter keinem Adeligen zurückgestanden.

Nach wenigen Wochen der brüderlichen Eintracht machte Wilhelm, der hierin den Kaiser auf seiner Seite hatte, den Versuch, die aufgedrungene Mitregierung des Bruders abzuschütteln und sich der Abhängigkeit vom Regentschaftsrathe und den Ständen zu entwinden. In der Hoffnung, gegen die Münchener auf das Niederland sich zu stützen, siedelte er nach Burghausen über und richtete sich dort einen besonderen Hofhalt ein. Herzog Ludwig und die Landschaft betrachteten den Staufer als jenen, dessen Rath Wilhelm damals bestimmte. Man warf ihm vor, er habe Wilhelm gegen die Landschaft aufgehetzt und den Ausschuß des grundlosen Planes bezichtigt, den Fürsten aufzuheben. Als er im August mit einem Auftrag seines Herrn nach München ritt, ward er dort auf dem Rathhaus von Dietrich von Plieningen zur Rede gestellt und soll im Trotz aus der Stadt geschieden sein. Gleichwohl führte die Aussöhnung der Brüder, die im September 1514 zustande kam, noch nicht sogleich sein Verderben herbei. Noch befand er sich unter den vier Herren, die allein in das intimste Geheimniß der herzoglichen Politik, in den Plan, die an Oesterreich und die junge Pfalz verlorenen Lande wieder beizubringen (9. Sept. 1515), eingeweiht wurden. Unter seinen Standesgenossen aber fachte die Schenkung der Herrschaft Falkenstein, die er Herzog Wilhelm's Gunst verdankte, Neid und Zorn aufs neue an. Als im December 1515 der Landtag zu Landshut versammelt war, fand man eines Tages an der Kirchenthüre von St. Martin einen Zettel angeschlagen, worin ein Ungenannter den Staufer wegen dieser ungesetzlichen Bereicherung heftig angriff. Der Sturz des einflußreichen Günstlings erfolgte, als im Frühjahr 1516 die herzoglichen Brüder sich noch enger als bisher aneinander anschlossen, die früher beschlossene Trennung der Verwaltung aufgaben und auf zehn Jahre zu gemeinsamer Regierung sich entschlossen. Damals muß Ludwig seinen Bruder überredet haben, daß sein Hofmeister unter der heuchlerischen Maske des beflissenen Dieners auch ihm gegenüber nur als eigennütziger Verräther gehandelt habe.

In der Nacht des 1. April 1516 wurde Hier. in Ingolstadt verhaftet und die Nacht darauf in Gegenwart Herzog Wilhelm's unter Anwendung der Folter — nach dem römischen Recht, das für Majestätsverbrecher keine Ausnahme in Anwendung dieses Beweismittels zuließ — dem Verhör unterworfen. Nach einer Aeußerung der Herzoge soll die Folter in viermaligem Aufziehen ohne Gewichte bestanden haben. Die Anklageacte war von beiden Fürsten dictirt, der größere Theil der Anklagen ging von Herzog Ludwig aus. Dem Hofmeister wurden vorgeworfen beleidigende Aeußerungen und Drohworte, ja Mordpläne gegen die

Herzoge Albrecht und Ludwig; Untreue und Pflichtvergessenheit gegen Herzog Wilhelm; eigennützige Geschäftsführung und Aufhetzung der beiden Fürsten gegen einander, auch Verleumdung der Landschaft vor den Fürsten und Aufhetzung Herzog Wilhelm's gegen dieselbe. Mehrere der Anklagen sind auf gehässige Denunciation seiner Widersacher zurückzuführen. Unbedachte Reden, Ausbrüche augenblicklicher Aufwallung oder Verstimmung, bei deren Beurtheilung man den Maßstab der zeitgenössischen Derbheit anzulegen hat, wurden ihm, zum Theil noch nach langen Jahren, zum Verbrechen gemacht. Trotz der wiederholt verkündeten Amnestie wurde er auch wegen solcher Schritte zur Verantwortung gezogen, die er während des Zerwürfnisses der beiden landesherrlichen Brüder im Interesse des einen zum Schaden des andern unternommen haben sollte. Eine Durchsuchung seiner Wohnung in München hatte nichts Belastendes ergeben. Die Einsprache seiner Verwandten wurde zurückgewiesen, der Gerichtshof fällte das Todesurtheil, und nachdem dasselbe der eben versammelten Landschaft vorgelegt und von dieser gebilligt worden war, fiel am 8. April auf dem Salzmarkt zu Ingolstadt Herrn Hieronymus' Haupt unter dem Schwerte des Henkers. Zu spät lief ein Schreiben kaiserlicher Räthe ein, welche Stillstand des Processes befahlen, da der Herr v. St. auch „Glied und Verwandter des Reiches" sei. Die Herzoge und ihre Mutter wußten die Sache dem Kaiser, ihrem Oheim und Bruder, so hinzustellen, daß ihnen dieser (20. April) nachträglich freie Hand zum Vorgehen gegen den Staufer gewährte, wiewohl H. (wie es scheint, nicht sehr lange vor seinem Sturze) auch unter die kaiserlichen Räthe aufgenommen worden war.

Ein sicheres Urtheil über die Schuld des Staufers läßt sich nicht gewinnen. Den Zeitgenossen freilich galt dieselbe als erwiesen, aber deren Meinung wurde durch ein zu Ungunsten des Angeklagten entstelltes Verhörprotokoll bestimmt, das dem Kaiser und der Landschaft vorgelegt wurde und allein an die Oeffentlichkeit gelangte. Erst der Vergleich mit der jüngst aufgefundenen, in der Folterkammer entstandenen Urschrift des Protokolls hat dieses Verhältniß festzustellen gestattet. Wider die Wahrheit behauptete die veröffentlichte Urgicht, der Staufer habe auf sämmtliche Anklagepunkte ein Geständniß abgelegt, es verschwieg alle einschränkenden Zusätze, alle etwa mildernden Umstände und es unterdrückte die Betheuerung des Angeklagten, daß ihm alle Geständnisse nur durch die Folter erpreßt und der Wahrheit widersprechend seien. Eine Gütereinziehung war mit dem Proceß nicht verbunden; selbst Falkenstein blieb der Familie, die gleichwohl schon nach kurzer Zeit in finanziellen Verfall gerieth.

Hund, Bair. Stammenbuch II, 301 ff. — Krenner, Landtagshandlungen und die Landtage von 1514—1516. — M. v. Freyberg, Die Stauffer von Ehrenfels, theils Roman, theils Geschichte (so die zutreffende Titelangabe). — Riezler, Der Hochverrathsprozeß des Hieronymus v. Stauf (Sitzungsberichte der hist. Cl. der Münchener Akad. d. Wissensch. 1890, S. 435—506), wo auch Quellen und weitere Litteratur verzeichnet sind. Riezler.

Stauffacher, eine in der Entstehungsgeschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft bedeutsam hervortretende, dem freien Bauernstand angehörige Schwyzerfamilie, die den Namen von dem Hofe Stauffach in Steinen, dessen Stelle durch die jetzige Stauffachercapelle bezeichnet ist, erhielt, weshalb sie bald „von Stauffach", bald „Stauffacher" heißt. Der erste des Geschlechtes ist Werner von St. der Aeltere, der 1267 als Zeuge bei einem Güterverkauf in Steinen genannt wird. Wichtiger ist Rudolf v. St., vermuthlich ein Sohn oder Bruder Werner's, der uns im J. 1275 als der erste urkundlich genannte Ammann des Landes Schwyz entgegentritt. Als echter Repräsentant der damaligen Schwyzer, denen das Umsichgreifen des geistlichen Besitzes und das damit verbundene Zusammenschwinden des freien bäuerlichen Eigens ein Dorn im Auge war, gerieth

Rudolf St. mit dem Nonnenkloster Steinen in Streit, indem er dessen Anspruch auf Steuerfreiheit nicht anerkennen wollte und demselben trotz der Warnung des königlichen Landvogtes Hartmann von Baldegg ein Pferd als Pfand für die hartnäckig verweigerte Steuer wegnahm, worauf die Nonnen die Intervention der auf Kiburg weilenden Königin Anna, der Gemahlin Rudolf's von Habsburg, anriefen. 1281 erscheint Rudolf v. St. wieder als Ammann an der Spitze der Schwyzer; hernach finden wir ihn längere Zeit ohne Amt, aber immer unter den einflußreichsten Männern des Landes. So war er ohne Zweifel beim Abschluß des ewigen Bundes der drei Waldstätte am 1. August 1291 in hervorragender Weise betheiligt. Zwar nennt die noch erhaltene Bundesurkunde ihre Urheber nicht; aber wir erfahren die Namen der damaligen Lenker von Uri und Schwyz aus einem Bündniß, das die beiden Länder nur zehn Wochen später mit Zürich eingingen und das sich politisch in derselben antiösterreichischen Richtung bewegte. Wir dürfen daher ohne weiteres annehmen, daß die Männer, welche am 16. October 1291 Zürich gegenüber als die officiellen Vertreter der Waldstätte erscheinen, auch am 1. August des Jahres die Grundlagen ihres engeren Bundes festgestellt haben und deshalb als die historischen Begründer der Eidgenossenschaft zu betrachten sind.

An der Spitze der Vertreter von Uri steht der Landammann Arnold der Meier von Silenen, Ritter, ein Angehöriger des 1243 auftauchenden Ministerialengeschlechtes derer von Silenen, deren Stammsitz vermuthlich der noch erhaltene Ritterthurm in Obersilenen an der alten Gotthardstraße ist. Neben ihm erscheint als Siegelbewahrer des Landes Wernher II. von Attinghusen, der von Schiller verherrlichte Freiherr. Die Attinghusen waren die einzige freiherrliche Familie, die in den Waldstätten selber ihren Sitz hatte. Den Namen trugen sie von der Burg Attinghusen, deren malerische Ruine sich auf einem Hügel am linken Ufer der Reuß gegenüber Altorf erhebt. Außer den Gütern in Uri besaßen sie aber auch die Burg Schweinsberg im bernischen Emmenthal, nach der sie ebenfalls zuweilen den Namen führten. Der Stammvater des Geschlechtes ist Ulrich, der von 1240—1253 bald als Herr von Attinghusen, bald als Edler von Schweinsberg erscheint. Sein Sohn Werner I. scheint seinen regelmäßigen Sitz in Uri gehabt zu haben, da fast alle über ihn erhaltenen urkundlichen Notizen (1248 bis 1288) auf Uri Bezug haben. Er hatte zwei ihn überlebende Söhne, Wernher II. (1264—1321) und Diethelm, zwischen denen um 1299 eine Erbtheilung stattfand, vermöge welcher Wernher Burg und Güter in Uri, Diethelm aber Schweinsberg und die Emmenthaler Besitzungen erhielt. Der letztere wurde der Begründer der Freien von Schweinsberg im Emmenthal, die bis ins 15. Jahrhundert hinein bestanden. Wernher II. aber verwuchs aufs innigste mit dem Lande Uri, als dessen Siegelbewahrer er seit 1290 erscheint und dem er von 1294 an, wie es scheint, ununterbrochen bis zu seinem um 1321 erfolgten Tode als Landammann vorstand. Ein dritter Vertreter von Uri bei den Bündnissen von 1291 ist der Altlandammann Burkhard Schüpfer, ein Gotteshausmann der Abtei Zürich, der schon 1243 als Zeuge auftritt und in den Jahren 1273—84 als der erste mit Namen bekannte Landammann in Uri waltete; ein vierter Konrad der Meier von Erstfelden, ein Eigenmann des Klosters Wettingen, der aber, ohne dem eigentlichen Ministerialenstande anzugehören, durch den Besitz eines Meieramtes der Aebtissin von Zürich, der größten Grundherrin im Thale, einer der angesehensten Männer des Landes wurde und seit 1275 öfters in Urkunden als Zeuge genannt wird. Als ersten Vertreter von Schwyz finden wir den Landammann Konrad ab Iberg, einen altfreien Landmann gleich der Mehrzahl seiner Volksgenossen, der seit 1281 unter den Vorstehern des Landes erscheint und 1291 an die erste Stelle unter denselben gerückt war, dann neben

ihm den Altammann Rudolf St. und einen Konrad Hunn, der 1281 seinen Landsleuten als Gesandter, unbekannt, bei wem, wesentliche Dienste erwiesen hatte. Leider ist es unmöglich, in ähnlicher Weise für Unterwalden die leitenden Persönlichkeiten des Jahres 1291 anzugeben, da es sich nicht direct an dem Bündnisse mit Zürich betheiligte und keine anderweitigen Documente in die Lücke treten.

Welche Rolle Rudolf St. bei den auf das Bündniß von 1291 folgenden zähen Bemühungen der Schwyzer, die ihnen von Kaiser Friedrich II. 1240 verliehene Reichsunmittelbarkeit gegenüber den landesherrlichen Ansprüchen der Habsburger zur Geltung zu bringen, gespielt hat, läßt sich im einzelnen nicht mehr erkennen; jedenfalls war er mit Konrad ab Iberg und Wernher von Attinghusen der eigentliche Führer der Freiheitsbewegung. In ihm darf man wohl auch den Urheber der merkwürdigen Beschlüsse erblicken, durch welche die schwyzerische Landsgemeinde 1294 den freien Bauernstand gegen das Ueberwuchern des geistlichen Besitzes zu schützen suchte, zumal er um dieselbe Zeit sich an einem Processe betheiligte, durch welchen einige Landleute ein Gütervermächtniß an das Kloster Steinen rückgängig zu machen suchten. Nach jenen Beschlüssen durfte niemand mehr bei schwerer Buße einem Kloster in dem Lande liegendes Gut verkaufen oder vermachen; wenn einer seinen Leib oder sein Gut einem Kloster schenkte, so fiel das Gut den nächsten Erben oder, wenn diese es ausschlugen, dem Lande zu. Und wenn die Klöster nicht zu den Lasten des Landes das Ihrige beitragen wollten, so sollten sie auch „meiden Feld, Wasser, Holz, Wunne und Weide des Landes", d. h. vom Genuß der Gemeinmark ausgeschlossen sein. Daß diese Beschlüsse nicht auf dem Papier blieben, zeigt ein Schreiben der Königin Elisabeth, der Gemahlin Albrecht's, vom 13. Januar 1299, worin dieselbe von Nürnberg aus den Landammann von Schwyz aufforderte, die Steuerfreiheit der Nonnen zu Steinen zu achten und ihnen eine durch Pfändung weggenommene Geldsumme unverzüglich zurückzuerstatten. Der Name des Landammanns wird nicht genannt; aber die Vermuthung liegt nahe, daß der rücksichtslose Steuereintreiber kein anderer war, als Rudolf St., der, wie auch aus einem anderen Document hervorgeht, unter König Albrecht wieder das Landammannamt bekleidete. Gegen Ende der Regierung Albrecht's scheint ihn Konrad ab Iberg wieder darin abgelöst zu haben, der 1309—1311 als Landammann bezeugt ist; aber noch immer nahm St. an den politischen Geschäften seines Landes den lebhaftesten Antheil. Unmittelbar nach Albrecht's Ermordung hatten die Schwyzer eine heftige Fehde gegen das Kloster Einsiedeln begonnen, weil dasselbe ihnen den Besitz gewisser Weiden und Wälder streitig machte. Als das Stift von dem bischöflich konstanzischen Gericht ein für die Schwyzer ungünstiges Urtheil erwirkte, appellirten diese an Papst Clemens V, und als sie hierauf vom konstanzischen Official in Bann und Interdict gethan wurden, legten sie auch dagegen beim Stuhl in Avignon Verwahrung ein. Die Berufung an den Papst wurde von 10 Männern unterzeichnet, welche im Bannurtheil mit Namen genannt worden waren; an ihrer Spitze finden wir Konrad ab Iberg mit seinen Söhnen Konrad und Ulrich und Rudolf St. mit seinen Söhnen Heinrich und Werner (Urk. v. 12. September 1309). In der That erging von Avignon aus an die Aebte von Weingarten und Engelberg der Befehl, zu untersuchen, ob der Bann vor oder nach der Appellation verhängt worden sei, und ihn in letzterem Fall für ungültig zu erklären, was auch geschah.

Ueber dieser Localfehde verloren aber die thatkräftigen Männer, die an der Spitze der schwyzerischen Bauerngemeinde standen, die für ihre höchsten Ziele so günstige Umgestaltung, welche die Verhältnisse des ganzen Reiches durch den Tod Albrecht's erfuhren, nicht aus den Augen. Unter der Führung der ab Iberg,

Rudolf St. und Attinghusen erwirkten die Waldstätte am 3. Juni 1309 von König Heinrich VII. ihre gleichmäßige Befreiung von der österreichischen Jurisdiction und ihre Verschmelzung in eine einheitliche Reichsvogtei, womit das Ziel, dem sie seit den Tagen Friedrich's II. nachgestrebt hatten, endlich erreicht war. Ende Juni 1309 versammelten sich die Stifter des ewigen Bundes von 1291, Landammann Konrad ab Iberg, Rudolf St. und Konrad Hunn von Schwyz, Landammann Wernher von Attinghusen und Ritter Arnold der Meier von Silenen von Uri mit den angesehensten Unterwaldnern zu Stans um den Reichsvogt Graf Wernher von Homberg zu einer Art Tagsatzung, sowol um einen Grenzstreit zwischen Uri und dem Stift Engelberg zu schlichten, als auch um die Maßregeln zu berathen, welche die neue Lage der Länder angesichts der Feindseligkeit der österreichischen Umgebung erforderte. Kurz nachher scheint St. gestorben zu sein, wie überhaupt die Generation, welcher die Waldstätte den Bund von 1291 und die Erwerbung der Reichsfreiheit im Jahre 1309 verdankte, ihrem Ende zueilte. Von Burkhard Schüpfer vernehmen wir seit 1291, von Konrad von Erstfelden seit 1294 nichts mehr. Wie Rudolf St., so verschwinden auch Konrad Hunn und Arnold von Silenen seit 1309 aus den Urkunden. Konrad ab Iberg tritt uns zum letzten Mal im April 1311 entgegen; einzig der Freiherr v. Attinghusen überlebte die Schlacht am Morgarten. Sonst war es ein neues Geschlecht, dem nunmehr die Leitung der Dinge zufiel; theils waren es die Söhne der bisherigen Führer, welche das Erbe der Väter antraten, theils rücken neue Namen in den Vordergrund.

An der Spitze dieser jüngeren Generation stand für Schwyz W e r n e r (II.) St., der zweite Sohn Rudolf's, welcher Konrad ab Iberg in der höchsten Würde des Landes nachfolgte. Neben ihm treten auch sein Bruder Heinrich St. und der junge Konrad ab Iberg hervor. In Uri finden wir eine jüngere Kraft in Walter Fürst, der einem schon 1257 erwähnten Geschlecht im Schächenthal angehörig, 1303 zum ersten Mal als Zeuge genannt wird und seit 1313 neben dem Freiherrn v. Attinghusen bei allen wichtigen Acten des Landes in erster Linie thätig erscheint. Werner St. und Walter Fürst sind also nicht bloß Helden der Sage oder der Fabel, es sind historische Gestalten, deren Rolle jedoch von der Tradition verschoben worden ist. Ihr Verdienst besteht nicht in der Stiftung, wol aber in der Erhaltung der Eidgenossenschaft in einer Zeit, wo die junge Bildung von den schwersten Gefahren bedroht war. Der Streit zwischen Schwyz und Einsiedeln nahm immer größere Proportionen an. Da die Schwyzer einem Schiedsspruch von Zürcher Bürgern keine Folge leisteten, geriethen sie in ein Zerwürfniß mit der Stadt Zürich, das sie mit dieser und den mit ihr verbündeten Städten Konstanz, St. Gallen und Schaffhausen in Krieg zu stürzen drohte. Am 24. April 1313 wurde dieser Zwist mit Zürich durch einen Spruch des kaiserlichen Landvogtes im Thur- und Zürichgau, Eberhard von Bürgeln, ausgeglichen, ohne daß indeß dabei die Streitigkeiten mit Einsiedeln ihre Erledigung gefunden hätten. Für die Einhaltung des Vergleichs verbürgten sich acht Schwyzer, an ihrer Spitze der Landammann Werner St. und Konrad ab Iberg der Junge, ferner vier Urner, darunter Walter Fürst und Werner, des Ritters Arnold v. Silenen Sohn, sowie zwei Unterwaldner. Der Abt von Einsiedeln aber verfolgte seine Sache neuerdings vor den geistlichen Gerichten und erwirkte abermals Bann und Interdict gegen die Schwyzer. Als Antwort setzten diese einen Preis auf den Kopf des Abtes und suchten in der Dreikönigsnacht vom 6./7. Januar 1314 unter der persönlichen Führung des Landammanns Werner St. das Kloster selber durch einen Ueberfall heim, den einer der betroffenen Insassen des Stifts, der Schulmeister Rudolf von Radegg in einem lateinischen Epos anschaulich geschildert hat. Der Name des Schwyzer

Landammanns vom Jahre 1315 ist nicht überliefert, aber es ist wahrscheinlich, daß Werner St. damals das Amt ebenfalls bekleidete, da er auch in den nächstfolgenden Jahren noch an der Spitze des Landes erscheint. Wir werden daher in ihm den Anführer der Schwyzer in der Schlacht am Morgarten zu erblicken haben, wenn er auch nicht ausdrücklich als solcher genannt wird.

1319 und 1320 bekleidete Heinrich St. die Landammannwürde; dann erfahren wir nichts mehr über dieselbe bis 1338, wo Werner St. noch einmal im Besitz des Amtes erscheint, um hierauf aus den Urkunden, soweit sie bis jetzt bekannt sind, völlig zu verschwinden. Nach dem Jahrzeitbuch Steinen hieß seine Gattin Margaretha. Ein Sohn Werner's (II.) ist wohl Werner III., der 1348, 1359 und 1368 in angesehener Stellung erscheint, ohne zur höchsten Würde des Landes gelangt zu sein. Dagegen wurde diese Ulrich St., einem Sohne Heinrich's zu Theil, der dieselbe 1378—83 bekleidete. Mit Ulrich verschwindet der Name der Stauffacher aus den Reihen der Vorsteher des Landes; im 15. Jahrhundert scheint die Familie gänzlich erloschen zu sein, falls nicht die jetzt noch lebenden St. zu Matt in Glarus ein Zweig derselben sind.

Meyer v. Knonau, Aus mittleren und neueren Jahrhunderten S. 33 ff. — Derselbe im Anzeiger für schweiz. Gesch. II, 295. — v. Liebenau, im Anzeiger für schweiz. Gesch. III, 110. — Kälin, die Landammänner des Landes Schwyz, im Geschichtsfreund XXXII, 107. — Oechsli, Die historischen Gründer der Eidgenossenschaft, in den Bausteinen zur Schweizergeschichte S. 1 bis 43. — Derselbe, Die Anfänge der schweizerischen Eidgenossenschaft S. 179 ff., S. 295 ff. Wilhelm Oechsli.

Stauffer: Karl St., Maler, Radirer und Bildhauer, wurde am 2. Sept. 1857 in Trubschachen im schweizerischen Emmenthal geboren und verschied bereits am 24. Januar 1891 in Florenz. Sein Vater, der im Tiefsinn starb, war Geistlicher und zuletzt Pfarrer in Bern. Die Mutter, eine weitgereiste Erzieherin von Beruf, erzog den ungefügen Knaben und blieb die treuste Stütze in allen Fährnissen seines stürmischen Lebens. Sie, deren Porträt sein Meisterwerk geworden ist, sah ihn steigen, glänzen und elend enden. Schon früh regte sich in ihm der Trieb zur Selbständigkeit. Auf dem Berner Gymnasium hielt er es nur bis Tertia aus. Er, der Aelteste, war das Schmerzenskind im Hause. Wohl um den jüngeren Geschwistern das böse Beispiel zu entziehen, gab der Vater den flinken Zeichner auf drei Jahre weg in die Lehre des Stubenmalers Wenzel nach München. Aus der Werkstatt kam er dann auf die Akademie, wo er bei Dietz und besonders bei Löfftz malen, bei Raab Act zeichnen lernte. Aufs gerathewohl, wie ein armer Handwerksbursch, wanderte er 1880 nach Berlin, malte hier den Bildhauer Max Klein und erregte mit diesem Porträt auf der akademischen Ausstellung im Herbst 1881 so großes Aufsehen, daß ihm die goldene Medaille verliehen wurde und nun die Aufträge geflogen kamen. Der junge, hungrige „Schweizer-Karl" (wie Hans Hopfen ihn in einer Novelle nennt) war plötzlich ein in Kunst und Gesellschaft vielbegehrter Mann geworden. Wohl oder übel malte er, wen und was sich bot. Aber die Porträts fielen sehr ungleich aus, denn nur wo St. ein menschliches Interesse für einen Kopf gefaßt hatte, ging ihm mit dem Geist auch die Kunst auf. Je näher er sich dem Gegenstand fühlte, desto besser gelang das Bild. Fast kann man aus der Güte der Arbeit auf die persönliche Sympathie für den Gemalten einen Schluß ziehn. Während ihm so bekannte Persönlichkeiten Berlins saßen, wie Bardeleben, L'Arronge, der Jurist Goldschmidt, Lauer, Ludwig Löwe, sah man den jungen Künstler bei Reichstagsverhandlungen, in denen Bismarck sprach, ausdauernd auf der Botschaftertribüne sitzen, das Räthsel dieses Haupts zu lösen. Allmählich stieg der Gedanke in ihm auf, eine Ehrengalerie berühmter Zeitgenossen dem

Volke zu schenken, und vor allem lockten ihn die beiden großen Dichter seines Schweizerlands, Keller und C. F. Meyer. Ein Bild des siebzigjährigen Gustav Freytag bestellte bei ihm die königl. Nationalgalerie in Berlin und er hat es, bei den Sitzungen das innige Wohlwollen des alten Poeten gewinnend, geliefert. Aber der Broterwerb des „Muß-Porträtisten" widerte ihn um so mehr an, je weniger Reiz die Besteller für ihn hatten. „Viel lieber Kupferstecher", schrieb er eines Tages, und angeregt durch seinen Freund Peter Halm, ging er nun mit dem für ihn bezeichnenden seßhaften Eifer ans Radiren. Dabei wurden ihm die Vorzüge der Arbeit mit dem Stichel vor der reinen Radirung immer klarer, und nach dem Beispiel des Franzosen Gaillard führte er in Deutschland den Sieg des frei gehandhabten Stichels über die Radirnadel herbei. Sein von ihm aufs höchste bewunderter Freund Max Klinger ist hierin sein Schüler. Diese stecherischen Arbeiten, deren Neuerung er auch schriftstellerisch zu propagiren gedachte, sind von höchster Bedeutung, und so entstandene Porträts seiner Mutter, seiner Schwestern, Adolf Menzel's, Keller's, Meyer's und Freytag's, Peter Halm's, Eva Dohm's, die entzückende Actstudie eines liegenden Mädchens, nicht zum wenigsten des Künstlers Selbstbildnisse gehören zu den glänzendsten Erscheinungen der modernen Kunstgeschichte; ein Mann wie Bode steht nicht an, in dieser Hinsicht St. mit Holbein, Rembrandt und Antonelli zu vergleichen. Wie in der Malerei, so kam es ihm auch beim Stechen hauptsächlich darauf an, die Einzelfigur in ihrer plastischen Erscheinung und in ihrer Individualität auf das getreuste nach der Natur durchzuführen. Und sein vielumsehdeter Crucifixus, ein 1886 entstandenes lebensgroßes Bild, ergibt sich nur als ein großartiger Versuch, hinter die Geheimnisse des menschlichen Körpers zu kommen. Diese aus der Ferne schlechthin plastisch wirkende Leinwand konnte bereits als verstohlene Aeußerung eines Wandels gelten, der sich in dem Künstler 1888 vollzog. Damals ließ er sein eben erst wohleingerichtetes Atelier am Nordrand des Berliner Thiergartens im Stich und ging mit Max Klinger nach Rom, ein Bildhauer zu werden. Er schwor der Farbe, der er nie recht froh werden konnte und die seiner nie recht froh geworden ist, nun vollends ab und wandte sich der reinen körperlichen Form zu. Dabei ging dem modernen Realisten, auf den vorübergehend auch der Pariser Impressionismus stark gewirkt hatte, in Italien immer mehr das antike Schönheitsideal auf. Wahrhaft im Schweiße seines Angesichts begann er nun, über dreißig Jahre alt, seinen Lebensweg von neuem. Er arbeitete auch die heißen Sommer über in Rom, und möglich daß in diesem leidenschaftlichen Ringen schon die Gesundheit und Klarheit seines (vom Vater her belasteten) Hirns zu leiden begann. Von diesen bildhauerischen Studien ist nur wenig vorhanden: ein in den Extremitäten unvollendeter Adorant, den Adolf Hildebrandt hat gießen lassen, die ersten Entwürfe zu einem Speerwerfer und das Modell zur Preisbewerbung ums Berner Bubenberg-Denkmal. Was damals in ihm vorging und wonach er so feurig strebte, ergibt sich vielmehr als aus diesen ersten Versuchen aus seinen Briefen, die er von Italien her an Nahestehende schrieb.

Zu diesen Nahestehenden gehörte auch Frau Lydia Welti-Escher in Belvoir bei Zürich, die Gattin eines Schulgenossen, die er mehrfach gemalt hat, auf deren herrlichem Landsitz am Zürchersee er Jahre lang eine Sommerfreistatt hatte, mit der er in den Monaten des Getrenntseins über sich und seine Kunst lebhaft correspondirte, die seine Muse ward und später, ihm und ihr zum tödlichen Verhängniß, auch seine Geliebte werden sollte. In Florenz, wo die verwirrten Liebenden im Spätherbst 1889 mit abenteuerlichen Ansiedlungsplänen beschäftigt waren, kam es bei einer zufälligen Abwesenheit des Gatten und Freundes zum Verlöbniß und zur Flucht nach Rom; zu einer Zeit, wo schriftliche Documente

den Geisteszustand des Entführers schon als schwerkrank nachweisen. Auf Veranlassung des Gatten wurde St. nicht, wie die Frau, in eine Heilanstalt, sondern in ein Gefängniß geschafft, wo er zusammen mit gemeinen Verbrechern schmachtete. Da „die Vergewaltigung einer Geisteskranken", wegen der St. unter Anklage stand, in Florenz begangen war, so führte man ihn auf dem Verbrecherkarren, gefesselt in einer Kette mit acht Banditen nach Florenz, wo er nach 14stündiger Fahrt anlangte und etwas mildere Untersuchungshaft fand. Am 5. Januar 1890 kam er endlich gegen eine Caution von nur 300 Lire frei. Verfolgungswahnsinn war das Erbtheil dieser fürchterlichen Freiheitsberaubung; und aus dem Kerker mußte der Schnellergraute ins Irrenhaus wandern, wo er blieb, bis ihn zu Frühlings Anfang ein Berner Arzt in die Heimath holte. Hier bei der Mutter wäre sein krankes Gemüth vielleicht noch einmal gesundet, wenn ihn nicht eine bittere Enttäuschung, die schroffe Absage der reuigen Geliebten, betroffen hätte. Nun verlor er den Lebensmuth. Am 3. Juni 1890 that er in Bern einen Fehlschuß auf sein Herz; aber er genas von dieser schweren Verwundung, trug sich noch eine Zeit lang mit Plänen, die an seiner Arbeitsunfähigkeit scheiterten, und folgte einer zusprechenden Einladung Hildebrandt's nach Florenz. Aber Alles schlug fehl. Mit der Lebensfreude war auch das Talent hin. Noch erlebte er das neue Jahr 1891; aber in der Nacht zum 21. Januar fand ihn seine Florentiner Wirthin sterbend im Bette vor. Man vermuthet, sein geschwächter, früh gealterter, wunder Körper, der von der strotzenden Kraft und gesunden Schönheit des einstigen Stauffer, wie ihn noch Freytag sah und schildert, nichts mehr übrig gelassen hat, sei der zu starken Dosis eines Schlafmittels nicht mehr gewachsen gewesen. Der ersehnte Schlaf rief den vielleicht noch ersehnteren Tod herbei, und ein glänzendes Künstlerleben schloß so jammervoll.

Wie stark seine Kunst war, beweisen die Porträts, die von ihm übrig sind; denn an größere Compositionen hat er sich nie gewagt. Oft schrieb man das einem Mangel an Phantasie zu. Dem aber widersprechen die von Brahm abgedruckten Briefe, in denen ein ganzer, vielseitiger Künstler sich über die Weiten und Tiefen seiner Kunst mit einer schriftstellerischen Begabung ausspricht, wie sie unter den heutigen sog. „Berufsschriftstellern" sehr selten anzutreffen ist. Und St. war nicht bloß ein Maler, ein Radirer, ein Bildhauer, ein Schriftsteller, sondern er, der nach Freytag's tiefer Beobachtung „von einer geheimen Einheit der Künste" träumte, war auch ein Dichter; und in unserer unlyrischen Zeit sind seine Gedichte eine Seltenheit. In den herbsten Nöthen des Lebens gab ihm ein Gott zu sagen, wie er leide. Das war sein Trost in Kerker und Narrenhaus. Auf seinem Grabstein aber sollte stehen, was Gustav Freytag von ihm gesagt hat: „Sich selbst zu genügen, war ihm viel wichtiger, als Anderen zu gefallen". Eine Künstlerdevise, so selten wie ehrfurchtfordernd.

Ueber die Radirungen Wilhelm Bode in den Graphischen Künsten, XIII. Jahrg., S. 53 ff. Wien 1890. — Katalog zur Ausstellung der Werke von Karl Stauffer-Bern in der kgl. Nationalgalerie vom 4. Dec. 1891 bis 14. Januar 1892. Mit einer biographischen Einleitung v. Donop's. Berlin 1891. — Otto Brahm, Karl Stauffer-Bern. Sein Leben, seine Briefe, seine Gedichte. Nebst einem Briefe von Gustav Freytag über den Künstler. Stuttgart 1892. 340 S. Hierzu polemische Feuilletons von J. V. Widmann im Berner „Bund", October 1892. — Heinrich Weizsäcker, Karl Stauffer, in der Zeitschrift „Die Kunst unserer Zeit" 1892, S. 53—60.

Paul Schlenther.

Staupitz: Johann v. St., Theolog, geboren im Meißnischen, vielleicht in dem seiner Familie gehörigen Dorfe Müglenz unweit Wurzen, aus einer alt-

adeligen Familie sicher vor 1470, † zu Salzburg am 28. December 1524. Wo er in den Orden der Augustiner-Eremiten eingetreten und das Gelübde abgelegt hatte, ist nicht festzustellen, vielleicht in München. Nach Beschluß des Generalcapitels vom J. 1497 sollte er in Tübingen die theologische Doctorwürde erwerben. Hierher kommt er 1497 und wird in diesem Jahre immatriculirt, bezeichnet als magister artium und theologiae lector ordinis heremitarum S. Augustini. Zum Prior des Klosters erhoben, begann er am 29. October 1498 mit Vorlesungen über die Bibel sein theologisches Lehramt, schon am 10. Januar 1499 mit solchen über die Sentenzen (des Petrus Lombardus), wurde am 6. Juli 1500 Licentiat und am nächsten Tage Dr. theologiae. Hier verfaßte er auch die anzuführende erste Schrift. In diesem Jahre wurde er abberufen, um als Prior das Münchener Kloster zu leiten, wo er Jubilate 1503 den neuen Prior bestätigt, nachdem er am 7. Mai 1503 auf dem Capitel zu Eschwege auf Vorschlag des sein Amt niederlegenden Proles zum Vicar der Congregation gewählt worden war. Er ist aber nicht lange in München gewesen, sondern von dem Kurfürsten Friedrich III., dem Weisen, bei der Gründung der Universität Wittenberg zugezogen worden, hatte an diese durch Privilegium König Maximilian's I. vom 6. Juli 1502 gestiftete und am 18. October dieses Jahres feierlich eröffnete Universität, an der auch dem dortigen Augustinerconvent eine Lehrbetheiligung zustand, eine Reihe von Männern berufen lassen, die ihm von Tübingen her bekannt waren. Als dann die Verhältnisse der deutschen Congregation zu dem General sich immer schwieriger gestalteten, nahm St. den Auftrag des Kurfürsten, beim Papste die Bestätigung der neuen Universität zu erwirken, an und reiste Ende des Jahres 1506 nach Bologna, wo es ihm rasch gelang, die am 12. Juni 1507 ausgestellte Bestätigungsbulle von Papst Julius II. zu erwirken. Er ist im Sommer nach Wittenberg zurückgekehrt. Auf einer Visitationsreise lernte er im Augustinerkloster zu Erfurt Martin Luther kennen, nahm sich des sich abquälenden jungen Bruders warm an und führte ihn auf den Weg hin, welchen Luther einschlug; Luther selbst sagt im letzten Briefe an St., daß durch St. „das Licht des Evangeliums aus der Finsterniß, in welcher es verborgen gehalten war, zuerst in seinem Herzen wieder aufzuleuchten begonnen habe“. St. bewirkte, daß Luther im J. 1507 die Priesterweihe erhielt und 1508 — St. war gerade Decan — nach Wittenberg als Lehrer der Theologie berufen wurde. Die schwierigen Verhältnisse des Ordens und die Aufgaben des Vicars haben seit diesem Jahre St. meistens von Wittenberg fern gehalten. Im Juni 1509 weilte er zu Köln, um den dortigen Convent in die Congregation aufzunehmen, im September zu München, in den nächsten Jahren auf Visitationsreisen in verschiedenen Theilen Deutschlands, in Brabant und Holland, legte im Herbst 1512 seine Professur zu Wittenberg nieder, verlangte aber, daß Luther die theologische Doctorwürde erwerbe und an seine Stelle in die theologische Facultät eintrete, was Luther nach langem Widerstreben aus Gehorsam mit der am 18. October 1512 stattgefundenen Promotion that. St. hatte eine Reihe von Widerwärtigkeiten im Orden erlebt, seit 1512 war Ruhe eingetreten; er war im Winter 1512 beim Erzbischof Leonhard (v. Keutschach) in Salzburg, reiste im Frühjahr 1513 auf dessen Wunsch nach Rom. In den nächsten Jahren war er an verschiedenen Orten in Ordensangelegenheiten thätig, im April 1515 auf dem Capitel zu Gotha, wo Luther zum Districtsvicar über 10 (bald 11) Convente gewählt wurde, im Advent 1516 in Nürnberg, wo er durch seine Predigten hinriß, im Advent 1517 in München, am 25. April 1518 mit Luther auf dem Ordenscapitel zu Heidelberg als Gast im Augustinerconvent; er wurde aufs neue zum Vicar erwählt. Luther hatte hier am 26. April disputirt, dann, nach Wittenberg zurückgekehrt, die Thesen ausgearbeitet und mit Schreiben vom

30. Mai an St. mit der Bitte gesandt, die Schrift an den Papst zu senden; das ist wol auch geschehen. Von Heidelberg aus hatte sich St. in verschiedenen Orten aufgehalten, im September wieder nach Salzburg gewandt, wohin er Luther zu kommen rieth. Als Luther anfangs October sich nach Augsburg auf Befehl des Kurfürsten begab, wo der Cardinal Cajetan dessen Verhör vornahm, eilte St. auch dorthin und kam am 12. October an. Nach vergeblicher Verhandlung und nachdem Luther von St. der Obedienz entbunden worden war, verließ letzterer am 16. October Augsburg, nachdem ein Gerücht von einem Mandate des Ordensgenerals gegen beide, das ihre Verhaftung befehle, verbreitet war. Er hielt sich zuerst in Nürnberg auf und ging dann nach Salzburg. Von da an stand er mit Luther nicht mehr in brieflichem Verkehr, traf ihn aber Ende Juli 1519 in Grimma; er mißbilligte offenbar dessen Auftreten, machte denselben aber im December von Salzburg aus mit dem bekannt, was Eck gegen ihn spinne. Nachdem St. auf dem Generalcapitel des Ordens im Juni 1519 zu Venedig, wo Gabriel Venetus zum General gewählt wurde, nicht erschienen war, machte dieser in einem Briefe vom 15. März 1520 den Versuch, ihn zu bewegen, Luther von seinem Wege abzulenken. St. bat wirklich Luther, freilich zu spät, die Schrift an den Adel nicht zu veröffentlichen, legte dann auf dem Capitel zu Eisleben (28. August 1520) sein Amt nieder, ging aber mit Link anfangs September nach Wittenberg, wo beide Luther zu der Erklärung zu bewegen suchten, daß er öffentlich dem Papste erkläre, ihn nicht persönlich haben angreifen zu wollen. Seitdem sah er Luther nicht mehr, stand auch nicht mehr im Verkehr mit ihm. St. ging auf den Ruf des Erzbischofs Cardinal Matthäus Lang v. Wellenburg als Prediger an der Metropolitankirche nach Salzburg. Dem Erzbischof wurde von Rom befohlen, daß er St. verhalte, vor Notar und Zeugen die in der Bulle Exsurge Domine vom 14. Juni 1520 gegen Luther aufgeführten Artikel zu verwerfen. Am 4. Januar 1521 schrieb St. an Link, daß er dies verweigert habe, weil er nicht zu widerrufen brauche, was er nicht gelehrt habe; er erklärte aber, den Papst als Richter anzuerkennen. Man begnügte sich damit. Aus Briefen desselben ergibt sich sein gedrückter Seelenzustand. Der Erzbischof hatte die Absetzung des Abtes von St. Peter in Salzburg durchgesetzt, um St. in die Stelle zu bringen. Nachdem Luther das Meßopfer abgeschafft, das Klostergelübde und den Cölibat verworfen, wandte sich St. von der Bewegung ab; er wurde auf des Erzbischofs Schritte hin von Rom zum Austritt aus dem strengeren Orden der Augustiner, und zum Eintritt in den der Benedictiner ermächtigt (26. April und 14. Juni 1522), trat am 1. August in den letzteren ein, wurde am 2. August zum Abte von St. Peter — der Cardinal hatte durch gewaltsame Acte dieses erreicht — erwählt und am 6. August 1522 als Abt Johannes IV. eingesetzt. Er widmete sich vorzüglich der Predigt. Am 17. September 1523 hielt Luther ihm sein Handeln vor und suchte ihn zur Umkehr zu bewegen, die Antwort vom 1. April 1524 versichert Luther, daß er festhalte am Evangelium und der Liebe zu Luther, aber vieles nicht billigen könne, was die schlichten Herzen verwirre. Die Folgen eines Schlages endeten sein Leben; sein Leichnam wurde in der St. Veitscapelle des Stifts beigesetzt. Obwohl St. im Frieden der römischen Kirche, in hoher Stellung gestorben ist, wurde er in dem Index Paul's IV. von 1559 unter die „auctores quorum libri et scripta omnia prohibentur", also in die erste Classe gesetzt, lediglich, „weil ihn Cochlaeus neben Luther als Gegner Tetzel's erwähnt"; er ist in der ersten Classe stehen geblieben im sogenannten Tridentiner Index (Pius' IV. von 1564), und bis auf die letzte Ausgabe (Reusch, Die Indices libror. prohibitorum des 16. Jahrh. S. 191, 268. Tübingen 1886. Ders., Der Index I, S. 279. Bonn 1883), eine der vielen Proben der Gründlichkeit des curialen Vorgehens.

Ein Nachfolger von St. in Salzburg hat die meisten Bücher und Handschriften, darunter vieles von Luther, verbrennen lassen. Die erste Schrift Staupitz' aus dem Jahre 1500, wie der vorgedruckte Brief an den Tübinger Buchhändler Joh. Othmar vom 30. März 1500 zeigt, „Decisio quaestionis de audientia missae in parochiali ecclesia dominicis et festivis diebus. Cum ceteris annexis", hat weniger ihren Schwerpunkt in der Entscheidung für die Pflicht der Anhörung der Sonntagsmesse in der Pfarrkirche, als in der Hervorhebung, daß der einzelne seinem Gewissen folgen solle und die Werke (Verdienste) der Schätzung Gottes unterliegen. Die Anhängsel geben die für den Christen nothwendigen Dinge; sie ist oft gedruckt worden. Tritt in dieser Schrift das mystische Element noch ganz in den Hintergrund und zeigt sich darin ein Verlassen der scholastischen Methode und des scholastischen Ideenkreises in keinerlei Weise, so sind seine nachfolgenden Schriften anderer Art. „Von der Nachfolgung des willigen Sterbens Christi", 1515 gewidmet der Gräfin Agnes v. Mansfeld; „Libellus de executione aeternae praedestinationis", mit Brief vom 1. Januar 1517, dem Nürnberger Bürgermeister Hieronymus Ebner gewidmet, von Christ. Scheurl ins Deutsche übersetzt, Nürnberg 1517 u. d. T.: „Ein nutzbarliches büchlein von der entlichen volziehung ewiger fürsehung, Wie der wirdig vatter Joannes von Staupitz, Doctor und der reformirten Augustiner Vicarius, Das heilig Advent des 1516 Jahres zu Nürmberg got zu lob und gemeiner wohlphart gepredigt hat"; die dritte „Von der Liebe Gottes" 1518, aus den 1517 zu München gehaltenen Adventspredigten, gewidmet der Pfalzgräfin Kunigunde geborenen Erzherzogin von Oesterreich; „Von dem heiligen rechten christlichen Glauben", 1525 herausgeg. („nach seinem abschaydben"). In diesen Schriften und in zahlreichen Briefen spricht sich eine Anschauung aus, wie sie der Lehre Luther's zu Grunde liegt, deren Auseinandersetzung nicht hierher gehört. Gleichwol folgte St. Luther auf dem seit 1519 eingeschlagenen Wege nicht mehr. Luther mahnte ihn im Briefe vom 3. October 1519: „Du verlässest mich allzusehr; ich war Deinetwegen, wie ein entwöhntes Kind über seine Mutter in diesen Tagen sehr traurig, ich beschwöre Dich, preise den Herrn auch in mir sündigen Menschen . . . Heute Nacht habe ich von Dir geträumt, es war mir, als ob Du von mir schiedest, ich aber weinte bitterlich und war betrübt, Du dagegen winktest mir mit der Hand, ich möge ruhig sein, Du werdest zu mir zurückkehren", und dessen Worte im Briefe vom 9. Februar 1521: „Deine Unterwerfung hat mich betrübt und mir einen andern Staupitz vorgehalten, als jenen Prediger der Gnade und des Kreuzes . . . Es ist jetzt nicht Zeit, zu fürchten, sondern zu rufen, wo unser Herr Jesus Christus verdammt und geschmäht wird. Deshalb, soviel Du mich zur Demuth ermahnest, soviel ermahne ich Dich zum Stolz, Du hast zu viel Demuth, wie ich zu viel Hochmuth. Das Wort Christi ist nicht ein Wort des Friedens, sondern des Schwertes" Wenn St. dem nicht folgte, so erklärt sich das einmal gerade aus dem mystischen Grundzuge in Staupitz' Wesen, sodann daraus, daß Luther jene Dinge fahren ließ, welche St. als fundamentale ansah: das Meßopfer und das besondere Priesterthum. Auch war es der ganzen Natur Staupitz' zuwider, daß Luther dem Ordensgelübde entgegentrat und durch die Ehe der Geistlichen einer Entsagung widerstand, in der St. eine Stufe der sittlichen Hebung erkannte. Ob St. selbständig zu dem Standpunkte gelangt ist, der sich in seinen Schriften seit 1517 ausspricht, oder ob dieser auf die Einwirkung Luther's zurückzuführen ist, wird sich kaum feststellen lassen. Das aber ist unfraglich: trotz aller Freundschaft und Liebe war ein Gegensatz vorhanden. In den Worten, die St. am 4. Januar 1521 an Link schrieb: „Martinus hat Gefährliches angefangen und führt es mit hohem Geiste von Gott erleuchtet aus, ich aber stammele, bin ein Kind, das der Milch bedarf", liegt die Erklärung. Luther

hatte den entscheidenden Schritt gethan: zu brechen mit der Kirche, wie sie geworden war, Priesterthum, Episcopat in der bisherigen Auffassung verworfen, den Gehorsam aufgesagt, St. vermochte dies nicht. Die Auswüchse einzelner mögen mitgewirkt haben, entschieden haben sie kaum. St. zeigt dasselbe Bild, das ein Haneberg im J. 1871 darbietet.

Th. Kolde, Die deutsche Augustiner-Congregation und Johann v. St. Gotha 1879, gibt S. 456 ff. die ganze Litteratur, dazu Illgen, Zeitschr. f. die histor. Theol. VII, 58 ff. Die ältesten Schriften in J. K. Knaake, Joh. Staupitii Opera. Potsdam 1867. Nur ein Band erschienen, der die deutschen Schriften enthält, ein Nachtrag bei Kolde S. 452 ff. Einzelnes auch Muther, Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben S. 91, 182, 427. Erlangen 1866. — Statuta Viteb. XVI. — Zur Geschichte der Rechtswissensch. S. 264, 268, 283. Jena 1876. v. Schulte.

Stavenhagen: Friedrich Karl Leopold St., preußischer Generalmajor, am 8. März 1796 in Pommern geboren, trat bei Ausbruch des Befreiungskampfes von 1813 als freiwilliger Jäger beim 1. pommerschen Infanterieregiment in den Heeresdienst, und ward am 9. September jenes Jahres zum Secondlieutenant im Elb-Infanterieregiment, gegenwärtig Infanterieregiment Fürst Leopold von Anhalt-Dessau (1. Magdeburgisches) Nr. 26, ernannt, mit welchem er den Winterfeldzug von 1813/14 in Holland und Belgien und als Adjutant des Füsilierbataillons den Feldzug von 1815, namentlich die Schlacht bei Ligny und den Sturm auf Namur, mitmachte. Durch Erbberechtigung erwarb er später das Eiserne Kreuz II. Classe. Am 17. März 1816 wurde er zum Premierlieutenant, am 27. September 1821 zum Capitain befördert und am 30. März 1822 zum Generalstabe commandirt, welchem er bis zu seinem Ausscheiden aus dem Dienste in verschiedenen Stellungen und Verwendungen angehört hat, zuletzt, nachdem er am 22. März 1845 Oberst geworden war, seit dem 17. Februar 1846 als Chef eines Kriegstheaters beim Großen Generalstabe zu Berlin. Im J. 1848 betrat er als Abgeordneter zur deutschen Nationalversammlung in Frankfurt die parlamentarische Laufbahn, daneben war er seit dem 22. August 1848 dem Reichskriegsministerium überwiesen, in welchem er unter General v. Peucker Director war. Er gehörte damals der Casinopartei an, einem Theile des Gagern'schen Centrums, welches das Klein-Deutschland im engsten Sinne des Wortes wollte, einen von Oesterreich losgelösten Bundesstaat mit preußischer Spitze. Als es mit der Versammlung und mit dem Reichskriegsministerium aus war, ward St. im activen Dienste nicht wieder verwendet, sondern durch Cabinetsordre vom 26. Juni 1849 als Generalmajor mit Pension zur Disposition gestellt. Er zog nach Gotha und verlebte hier zehn Jahre in stiller Muße, aber fortwährend erfüllt von lebhaftem Interesse für die Entwicklung der deutschen Frage und die politischen Vorgänge in seiner engeren Heimath. Er hatte die Hoffnungen des Jahres 1813, unter denen er Soldat geworden war, nicht vergessen. Sie waren auf die Gewährung einer ständischen Vertretung und auf ein geeintes, freies deutsches Vaterland gerichtet gewesen. Im Laufe der Zeit war er liberal geworden, eine constitutionelle Regierungsform und ein einiges Deutschland waren das Ziel seiner Wünsche. Als im J. 1859 die deutsche Bewegung von neuem in Fluß kam und die Regentschaft des Prinzen Wilhelm in Preußen diese zu unterstützen schien, faßte St. frische Hoffnung für die Verwirklichung seiner Jugendträume. Der Wahlkreis Westhavelland-Zauch-Belzig vertraute ihm ein Mandat für das preußische Abgeordnetenhaus an. Als am 12. Januar 1860 die Session eröffnet wurde, nahm er zum ersten Male seinen Sitz ein und trat der liberalen Fraction bei. Die Thronrede betonte damals die Nothwendigkeit einer Neugestaltung der Bundeskriegsverfassung. In

die Antwort, welche das Abgeordnetenhaus darauf gab, ward in Gemäßheit eines von St. ausgehenden Vorschlages die Erklärung aufgenommen, daß eine Reform der Kriegsverfassung nicht ausreiche um die Wünsche des Volkes zu erfüllen, sondern daß diesen erst genügt sein würde, wenn Preußen die leitende Stellung in einem engeren Bundesstaate übernommen und namentlich die Führung der diplomatischen, militärischen und handelspolitischen Angelegenheiten desselben in Händen haben würde. Am 10. Februar brachte die Regierung zwei darauf bezügliche Gesetzvorschläge ein, von denen der eine die Regelung der gesetzlichen Dienstpflicht betraf, der andere die zur Durchführung der Reorganisation des Heeres nöthigen Mittel forderte. Das Haus bestellte zur Begutachtung der sogenannten Militärvorlage eine Commission, welche zum Vorsitzenden Georg v. Vincke, zum Berichterstatter den General St. wählte. Er war als Sachverständiger der militärische Vertrauensmann des Hauses und zu einer Verständigung mit der Regierung geneigt. Auf die Organisation des Heeres wollte er einen Einfluß nicht ausüben, er erkannte darin einen Eingriff in die Rechte der Krone; nur bei der Geldfrage und den gesetzlichen Grundlagen der Heeresergänzung wollte er mitsprechen. Eine Verstärkung der jährlichen Aushebung auf 63000 Mann und die Vermehrung der Linienregimenter war er zu bewilligen bereit, aber er war gegen das Ausscheiden der Landwehr aus der Feldarmee und für die Einführung der zweijährigen Dienstzeit. Die Landwehr lag ihm vom Jahre 1813 her am Herzen; gegen die „Reorganisation“ war er nicht grundsätzlich eingenommen, sie erschien ihm aber als zu theuer. In der Landtagsperiode von 1861, nachdem der bisherige Prinzregent als König Wilhelm I. den Thron bestiegen hatte, hörte die Militärfrage auf zu sein was sie bis dahin hauptsächlich gewesen war, nämlich eine Geldfrage. St. war wiederum der Berichterstatter der vom Abgeordnetenhause niedergesetzten Commission und der Wortführer unter den Gegnern der Regierung. Auf Rechnung seiner politischen Haltung ist wol zu setzen, daß er ohne sein Ansuchen am 11. Juni 1861 aus dem Disponibilitätsverhältnisse mit Pension in den Ruhestand versetzt wurde. Die Entscheidung über die Militärfrage wurde aber damals noch vertagt. Die Annahme des Amendement Kühne, welches nach Abstrich von 750000 Thalern und mit der Maßgabe, daß der Betrag der Kosten der Reorganisation nicht in das Ordinarium, sondern in das Extraordinarium des Staatshaushaltes eingestellt, also als eine einmalige und vorübergehende Ausgabe betrachtet werden solle, die Forderung bewilligte, beugte der Entscheidung vor. Sie fiel 1862. Die Regierung, nunmehr überzeugt, daß sie mit dem Abgeordnetenhause in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung nicht zu ihrem Ziele gelangen würde, löste im März die Versammlung auf. Aber die Berufung an das Land entsprach ihren Erwartungen nicht. Aus den am 6. Mai vorgenommenen Wahlen ging eine verstärkte Gegnerschaft hervor. Darunter war St., welcher bei der Neubildung der Parteien sich dem linken Centrum unter der Führerschaft von Bockum-Dolffs zugesellte. Am 11. September 1862 begann die siebentägige Verhandlung über die Frage der Neugestaltung des Heeres. Im Verein mit Twesten und Sybel stellte St. einen Vermittlungsantrag: Die neuen Truppentheile sollten beibehalten, aber es sollte die zweijährige Dienstzeit eingeführt werden. Der Kriegsminister Roon bezeichnete den Vorschlag einen Augenblick als vielleicht annehmbar, aber am folgenden Tage verwarf ihn die Regierung und die Mehrheit des Hauses verweigerte nun alle ihre Forderungen. Damit war auf fast vier Jahre der Krieg zwischen der Regierung und den Vertretern des Volkes erklärt. St. beharrte während dieser Zeit auf seinem Standpunkte. Er verstand die Politik Bismarck's, welcher am 24. September den Vorsitz im Staatsministerium übernommen hatte, nicht und sah nicht ab, wozu das neugestaltete Heer gebraucht werden sollte. Als der

Krieg von 1866 beendet war, eröffnete er am 5. August als Alterspräsident die 9. Legislaturperiode, während welcher er in diesem Jahre das Amt des Vicepräsidenten bekleidete. Die alten Gegensätze waren ausgeglichen. Mit freudigem Stolze sah St. jetzt auf das Heer, dessen Zustandekommen er so lange bekämpft hatte, er hatte sich der Gewalt der Thatsachen gebeugt. Bei der Bildung der Parteien schloß er sich der neubegründeten nationalliberalen an; als der Norddeutsche Reichstag zusammentrat, ward er von den Wählern der Stadt Halle und des Saalkreises zu ihrem Vertreter erkoren. Beiden gesetzgebenden Körperschaften hat er bis zu seinem am 30. März 1869 zu Berlin erfolgten Tode angehört. Als nach den Osterferien dieses Jahres der Reichstag seine erste Sitzung abhielt, gedachte Präsident Simson mit warmen Worten des Dahingeschiedenen; er rühmte seinen lauteren, treuen, tapferen, selbstlosen Sinn, den reinen Patriotismus, der zu allen Zeiten seine Ueberzeugungen bestimmt habe, seine mit Wohlwollen und Rechtsgefühl gepaarte Energie. Sein Parteigenosse Sybel sagt, er sei ein rechtschaffener und ehrenwerther Mann, ohne die bei verabschiedeten Officieren so häufige Verbitterung gewesen, der großes Vertrauen genossen habe.

B. v. Kleist, Die Generale der königlich preußischen Armee, 1840 bis 1890. Hannover 1891. — Schmidt-Weißenfels, Preußische Landtagsmänner S. 218. Breslau 1862. — H. v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. München und Leipzig 1889. II, 378 ff.

B. Poten.

Stavenhagen: Karl Friedrich St., Historiker, geboren am 7. October 1723 in Anclam als Sohn des Kaufmanns Gottfried Friedrich St., entstammte einer dort noch gegenwärtig vertretenen Kaufmannsfamilie. Nachdem er bis 1746 in Halle die Rechte studirt hatte, ging er 1748 nach Kurland, wo ein väterlicher Verwandter, Dietrich St., Prediger der deutschen Gemeinde in Durben war und wurde Erzieher der Söhne des Kanzlers Dietrich v. Keyserlingk, bis ihn 1754 der Ruf traf, das Amt eines Stadtsecretärs in seiner Vaterstadt zu übernehmen. Im J. 1777 wurde er Stadtsyndikus und starb als solcher am 26. September 1781. Außerhalb dieser Aemter hat er sich verdient gemacht durch eine „Beschreibung der Kauf- und Handelsstadt Anclam“, Greifswald 1773. Das Werk, zu dem St. kaum irgend brauchbare Vorarbeiten vorfand und bei dessen Abfassung er die frühere Verschleuderung der rathhäuslichen Acten bitter zu beklagen hatte, ist noch heute von Werth, namentlich was die städtischen Besitzungen anlangt; nur ist zu beachten, daß die demselben beigegebenen 117 Urkunden zum Theil nach einem mangelhaften Copialbuch zum Abdruck gelangt sind.

Kirchenbücher von S. Nicolai in Anclam durch Vermittlung des Prof. Dr. Hanow.

v. Bülow.

Staveren: J. H. van St., holländischer Maler, dessen Lebensverhältnisse ganz unbekannt sind; er dürfte um 1675 geblüht haben. Es sind nur wenige Bilder von ihm bekannt, welche meist Einsiedler in Höhlen vorstellen. Bei solchen Vorwürfen hielt er sich an die Manier des G. Dow und wußte seinen Köpfen viel Ausdruck zu geben. In Kopenhagen befindet sich ein betender h. Hieronymus und ein Genrebild mit der Magd in der Küche, in Paris ein Geograph in seinem Cabinet und in Amsterdam ein Greis, in einer Grotte meditirend. Heudelot hat nach ihm ein Genrebild mit der Nagelprobe gestochen, doch ist es unbekannt, wo sich das Bild zu dem Stiche befindet. Kramm erwähnt ein Blatt (eine Radirung?) mit einem sitzenden und rauchenden Bauer, mit der Bezeichnung: C. Dusart inv. J. H. Staveren fec. Mir ist das Blatt unbekannt und kann ich es nicht näher charakterisiren.

Wessely.

Stavinsky: David St., Rechtsgelehrter, geboren am 26. August 1668 zu Lankheim bei Königsberg, † am 8. April 1722 in letzterer Stadt. St. er-

hielt seine humanistische und juristische Bildung in Königsberg und Halle; an letzterer Hochschule erwarb er unter Samuel Stryck's Vorsitz mit der Dissertation: „de foro ministrorum principis“ 1694 das juristische Licentiat, und 1702 die Würde eines Doctors beider Rechte. Einige Jahre früher (1697) war St. in Königsberg außerordentlicher Professor der Rechte und Hofgerichtsadvocat geworden und wurde 1716 zum dritten ord. Professor der Rechte dortselbst ernannt, in welcher Eigenschaft er 1722 im 54. Lebensjahre mit Tode abging. St. verfaßte von 1695 bis 1714 theils in Halle, theils in Königsberg eine größere Reihe von Disputationen; u. a. „De donationibus principis Imperii“ (Halle 1697); „De negotiis, in quibus cessat evictionis praestatio“ (Königsberg 1698); „De justa restitutione rei alienae“ (ebenda 1701); „De jure occupandi res hostiles“ (ebenda 1707).

Zedler, Encykl. XXXIX, 1391. — Jöcher IV, 788. — Arnold, Hist. d. Universität Königsberg II, 255. Eisenhart.

Stawinsky: Karl St., Schauspieler und Regisseur, wurde am 12. Jan. 1794 in Berlin geboren, † am 24. Dec. 1866 ebenfalls in Berlin. Im Berliner königl. Schauspielhause hat er von 1828 bis 1856 unter vier Intendanten treue Dienste, mehr noch als Regisseur, denn als Schauspieler geleistet. 1810 war er in Neustrelitz zum ersten Male auf die Bühne getreten. Dann hatte er mit einer Wandertruppe die Städte der mecklenburgisch-pommerschen Küste bereist, und 1814 faßte er in Stettin beim Director Wöhner festen Fuß. Schon 1816 suchte er am Berliner Hoftheater durch ein dreimaliges Gastspiel seine Befähigung zum Nachfolger Iffland's zu erweisen, dessen Spielart auf den stattlichen und würdig repräsentirenden Mann neben derjenigen Mattausch's stark eingewirkt hatte. Aber damals mußte er vor Ludwig Devrient weichen, den er nunmehr in Breslau ersetzte. Breslau wurde auch seiner Regiekunst die Vorschule für Berlin. Es gab im Umgang mit Schall, Holtei u. a. einige fröhliche Jahre, und sein gastliches Heim schmückte eine schöne, muntere Frau. 1826 aber trieb ihn die Ungunst der Theaterverhältnisse weg nach Braunschweig. Von hier aus erreichte er endlich sein lang erstrebtes Ziel, die Hofbühne seiner Vaterstadt. Er war keine ihrer ersten Zierden. Verstand und Wissen zeichneten ihn viel mehr aus als eine starke schauspielerische Persönlichkeit, und im Regieamt beugte er sich nur allzu leicht unkünstlerischen Bureau-Einflüssen. Sein Rollengebiet begann im Komischen und ging bereits in Stettin ganz ins Charakterfach über. In Berlin hatte er auf seinem Boden stets Größere neben sich. In jüngeren Jahren war er auch für die Oper verwendbar gewesen, als Papageno, als Adam im „Dorfbarbier“ u. dergl. Um das Repertoire zu bereichern, übersetzte er hin und wieder etwas aus dem Französischen, z. B. Legouvé's „Pamphlet“ und „Vetter Fritz“. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens verbrachte er als hinfälliger Pensionär der Hofbühne in Dürftigkeit und Einsamkeit, nur von einer alten Wirthschafterin betreut. Allein dem dramatischen Lesecomité der Hofbühne diente noch bis zuletzt seine Erfahrung. Paul Schlenther.

Steber: Bartholomäus St., Arzt des 15. Jahrhunderts, ist bemerkenswerth als einer der ältesten Schriftsteller, welche in Deutschland über Syphilis geschrieben haben. Das betr. Werk ist betitelt: „A malo Franczos, morbo Gallorum, praeservatio ac cura.“ Vermuthlich fällt diese Publication um 1497—1498. St. war Professor der Medicin an der Universität zu Wien, um 1490 Rector dieser Hochschule und seit 1492 bekleidete er sechs mal die Decanatswürde. Er starb in Wien am 14. Januar 1506 und wurde in der Stephanskirche beerdigt. Uebrigens wird St. von vielen Autoren in Folge eines in die Bücher übergegangenen Schreib- und Druckfehlers fälschlich als Sileber bezw. Staber bezeichnet.

Vergl. Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte V, 514. Pagel.

Steche: Franz Richard St., Architekt und Kunstgelehrter, wurde am 17. Februar 1837 als Sohn des Rechtsanwaltes A. St. zu Leipzig geboren und erhielt seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht in der Erziehungsanstalt des Pastors Grundmann zu Kloschwitz bei Plauen i. V. Von 1850 bis 1856 besuchte er das Thomasgymnasium zu Leipzig, wo außer dem Rector Stallbaum und dem Germanisten R. Hildebrand namentlich der Kunsthistoriker Dr. Aug. Christ. Ad. Zestermann auf ihn Einfluß gewann und den Wunsch in ihm erregte, sich dem Studium der Kunstwissenschaft widmen zu dürfen. Da jedoch die Eltern Bedenken trugen, ihm diesen Wunsch zu gewähren, entschloß sich St., Architekt zu werden, und bezog am Schlusse des Jahres 1856 die Baugewerkenschule zu Dresden, die er im J. 1859 mit der Bauakademie in Berlin vertauschte, auf der er bis zum Jahre 1861 weilte. In Berlin trat er namentlich den Architekten Hofbaurath Joh. Heinrich Strack und Richard Lucae, dem späteren Director der Bauakademie, nahe. Er arbeitete zunächst in dem Atelier Strack's und dann in dem Lucae's praktisch und machte sich in ihnen mit den Anforderungen des Backsteinbaues genauer vertraut. Diesen Stil selbständig anzuwenden, fand er Gelegenheit, als er im Winter 1863 auf 1864 eine Anstellung bei der mecklenburgischen Friedrich-Franz-Eisenbahn erhielt, für die er die Bahnhöfe von Neubrandenburg und Oertzenhof erbaute. Seine kunstgeschichtlichen Kenntnisse konnte er zum ersten Mal praktisch verwerthen, als ihm die Restauration der aus dem Mittelalter stammenden Kirche zu Lübbersdorf bei Friedland und der Neubau der Kirche zu Sadelkow im Amte Stargard übertragen wurde. Gleichzeitig arbeitete er an einem Werk über die Thorbauten von Neubrandenburg, das jedoch nie veröffentlicht wurde. Auszugsweise wurde später der Hauptinhalt desselben in einem Aufsatz in Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst (Bd. XII, S. 374—380) mitgetheilt. Im J. 1867 wandte sich St. nach Sachsen zurück und nahm seinen Wohnsitz in Dresden, wo er sowol praktisch als wissenschaftlich thätig war. Unter anderen gewann er im J. 1868 den ersten Preis bei der Concurrenz für die Kirche zu Lindenau bei Leipzig. Die in den siebziger Jahren beginnende kunstgewerbliche Bewegung fand an St. einen eifrigen Vorkämpfer, der sich, obwol seit dem Jahre 1872 verheirathet und darauf angewiesen, seinen Unterhalt zu verdienen, mehr und mehr von der praktischen Thätigkeit als Architekt ab- und dem kunstarchäologischen Specialstudium zuwandte. Die im J. 1875 in Dresden veranstaltete Ausstellung älterer kunstgewerblicher Arbeiten, eines der ersten Unternehmen dieser Art, war im wesentlichen von St. eingerichtet und mit Fachgenossen durchgeführt worden. Der von ihm bearbeitete Katalog erlebte zwei Auflagen und wurde von competenter Seite als tüchtige Leistung bezeichnet. Häufige Reisen durch Deutschland, Italien, die Niederlande und Dänemark, namentlich aber die Beschäftigung mit den Kunstdenkmälern Norddeutschlands diente dazu, Steche's Anschauungskreis und Kunstverständniß zu erweitern. Im J. 1877 ließ er eine Abhandlung über Hans v. Dehn-Rothfelser, den angeblichen Erbauer des Dresdener Residenzschlosses, erscheinen, auf Grund deren er in Leipzig zum Doctor der Philosophie promovirt wurde. Im nächsten Jahre habilitirte er sich in Dresden an der technischen Fachschule als Privatdocent für die Geschichte der technischen Künste, ein Fach, das er später als praktische Aesthetik zu bezeichnen pflegte. Seine Habilitationsschrift führte den Titel: „Zur Geschichte des Bucheinbandes mit Berücksichtigung seiner Entwicklung in Sachsen". Das Material dazu hatte er meistens aus den der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden gehörigen Beständen an kostbaren Einbänden geschöpft, doch gedachte er, es zu erweitern und seine Beobachtungen in einer großen Anzahl der hauptsächlichsten deutschen, italienischen und englischen Bibliotheken zu einem größeren Werk über denselben Gegenstand zu verarbeiten.

Die Ausstellung kunstgewerblich hervorragender Einbände, die um jene Zeit in der königl. öffentlichen Bibliothek in eigenen Schaukästen eingerichtet wurde, ist auf seine Anregung zurückzuführen, wie er auch die Auswahl traf und die einzelnen Bände nach historischen Gesichtspunkten anordnete. In seinen Vorlesungen am Polytechnikum behandelte er die Geschichte der technischen Künste, indem er bald über Keramik und Tektonik, bald über Metallotechnik und Textilkünste las. In einem besonderen Colleg besprach er die Entwicklung der Künste in den sächsischen Ländern vom Mittelalter bis zur Neuzeit; einem anderen gab er den Titel: „Ausgewählte Kapitel angewandter Aesthetik". Aehnliche Vorlesungen hielt er später auch an der königlichen Kunstgewerbeschule zu Dresden. Obwol er am 1. April 1880 zum außerordentlichen Professor ernannt worden war, so fand er das eigentliche Feld seiner bahnbrechenden Thätigkeit nicht als akademischer Lehrer, sondern als Leiter des Inventarisationswerks der sächsischen Kunstalterthümer. Was er auf diesem Gebiete mit rastlosem Fleiße und unermüdlicher Thatkraft in der kurzen Zeit seit dem Jahre 1881 allein und ohne jegliche fachmännische Unterstützung geleistet hat, sichert seinem Namen für immer einen ruhmvollen Platz in der Geschichte der deutschen Kunstforschung. Das von ihm herausgegebene Werk: „Beschreibende Darstellung der Bau- und Kunstdenkmäler Sachsens", deren erstes Heft im Sommer 1882 erschien, und von dem bis zu Ende des Jahres 1891 im ganzen 15 Hefte veröffentlicht wurden, ist von der Fachpresse einstimmig als eine der besten Arbeiten unter den zahlreichen gleichzeitigen Unternehmungen bezeichnet worden und hat eine Fülle kunstgeschichtlich werthvoller Funde zu Tage gefördert. Ein ähnliches Verdienst hat sich St. um den Königl. Sächsischen Alterthums-Verein erworben, als dessen zweiter Director er an Hettner's Stelle vom Jahre 1878 an bis zum Jahre 1889 fungirte. Im Auftrage dieses Vereins, des königl. Ministeriums des Innern und des evangelischen Landesconsistoriums erstattete er Jahr aus Jahr ein zahlreiche Gutachten über beabsichtigte Erwerbungen für das Vereinsmuseum, über Kirchenrestaurationen und über Kunstwerke im Privatbesitz, deren Besichtigung oft zeitraubend und in einzelnen Fällen nur nach Bewältigung mannichfaltiger Schwierigkeiten möglich war. Seit dem Jahre 1876 vertrat er als Pfleger die Interessen des Germanischen Museums in Dresden und wurde nach Hettner's Tode im J. 1882 zum Mitglied des Verwaltungs- und Gelehrtenausschusses gewählt. Von Haus aus leidenschaftlich angelegt, leicht erregbar und von großem Ehrgeiz beseelt, rieb sich St. bei dieser rastlosen Thätigkeit vorzeitig auf, zumal er noch in seinen letzten Jahren, namentlich für die Holsteinschen Herrschaften, bei denen er in hoher Gunst stand, auch als ausübender Künstler mancherlei Unternehmungen einleitete oder wenigstens ihre Ausführung überwachte. Seine letzte wichtigere kunstgeschichtliche Entdeckung war die Auffindung von „Plänen für das königliche Zeughaus und ein Stallgebäude zu Berlin aus dem Nachlasse des Generals de Bodt" (Berlin 1891, Fol.). St. entdeckte sie in der Bibliothek des königlich sächsischen Ingenieurcorps und hatte die Genugthuung, sie seiner Majestät dem Kaiser Wilhelm II. in einer Privataudienz überreichen zu dürfen. Schon seit Jahren hochgradig nervös und von beschwerlichem Husten geplagt, erkrankte er im Sommer 1892 an Lungen- und Darmtuberkulose und erlag diesem Leiden am 3. Januar 1893 nach langem Siechthum in seiner Wohnung zu Niederlößnitz bei Dresden, wo er sich im J. 1889 niedergelassen hatte. „St. war ein Mann", urtheilt Cornelius Gurlitt über ihn (in einem Nachruf in der Deutschen Bauzeitung, XXVII. Jahrg., Nr. 3, S. 17), „von regstem, fast leidenschaftlichem Eifer für seine Kunst und Wissenschaft. Mit größter Rücksichtslosigkeit strebte er dem Besten zu. Eine so gerade, ehrliche, aber auch so knorrige Natur wie die seinige mußte leicht in Zwiespalt mit jenen kommen, die er für seine Gegner

ansah. So zerstörte er manchmal im lebhaften Eifer für das Gute für ihn günstige Verhältnisse, die er selbst mit Mühe aufgebaut hatte. Wer aber tiefer in sein Wesen zu schauen vermochte, der erkannte in ihm den echten deutschen Mann und den warmherzigen Freund des Guten."

Nach einer eigenhändigen Aufzeichnung Steche's über sein Leben vom 10. Juli 1888. Ein eingehender Nekrolog wird im 14. Band des Neuen Archivs für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde erscheinen.

H. A. Lier.

Stechow: Michael St. (Stechau), geistlicher Dichter des 17. Jahrhunderts, Magister der Philosophie, um 1630 geboren, trat 1666 oder 1667 in den Elbschwanenorden, in dem ihn der Palatin Rist selbst zum Dichter krönte; sein Ordensname war Ristisander. Damals hatte er die Pfarre zu Versecкau (heute Barsikow bei Neustadt a. d. Dosse) inne; von seiner dortigen Wirksamkeit zeugt noch heute eine in das älteste Kirchenbuch von ihm eingetragene, vom 12. Dec. 1670 datirte „Kirchen-Agenda", die in 18 Capiteln die amtlichen Obliegenheiten des Barsikower Pfarrers und die Rechte der Pfarre darlegt. 1677 oder früher hat er diese seinem Schwiegersohn Joh. Schneider eingeräumt und war selbst Fürstlich Holsteinischer Feld- und Hofprediger bei dem Westenfeldschen Regiment geworden; am 10. Aug. 1679 setzte ihn die Gunst des Patrons Franz Kurt v. d. Knesebeck in die Pfarre von Nordsteinbeck (jetzt Nordsteimke bei Vorsfelde im Braunschweigischen) ein, die er aber, wegen anstößiger Lebensführung mit gerichtlicher Untersuchung bedroht, Mai 1681 in aller Stille verließ; es heißt, daß er später noch Jurist geworden. Also ein wunderlicher Heiliger, ein frommer Mann mit ausgesprochener unruhiger Neigung zum Abenteuern, wie das Jahrhundert des großen Krieges so manche hervorgebracht.

Als Nordsteimker Pfarrer veröffentlichte er seine mindestens theilweise schon vor 1677 verfaßten „Psalmen Davids" (Braunschw. 1680), denen er seinen litterarischen Ruhm dankt. Diese Versificirung des Psalters war ursprünglich aus ganz individuellen Anlässen, aus dem Eindruck von Verfolgungen und Kriegsleiden aller Art erwachsen und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Aber der bewundernde Beifall von Gönnern und Freunden, vor allem die sozusagen officielle Anerkennung der Mansfeldischen Regierung veranlaßte ihn, die Arbeit drucken zu lassen. Er weiß wohl, daß er nicht der erste poetische Psalmenübersetzer ist, wenngleich er den wahren Umfang dieser deutschen Psalterlitteratur nicht zum zehnten Theil überschaut. Er meint einem Bedürfniß dadurch zu genügen, daß er seine Psalmen nicht in Lobwasser's und Opitz' Art für Goudimel's Melodieen einrichtet, sondern sie den Weisen bekannter Kirchenlieder anpaßt. Als Vorgänger kennt er in diesem Bestreben Corn. Becker, an den er sich denn auch z. B. beim 23. Psalm unverkennbar anlehnt; aber er ist bemüht, den Anforderungen der neuen glatten poetischen und metrischen Technik besser zu genügen und sich zugleich an den Wortlaut der Bibel enger anzuschließen; einige, in der Kirche festgewurzelte Psalmendichtungen Luther's u. A. nimmt er unter seine Reime auf, schließt ihnen dann aber noch eine eigene Uebersetzung desselben Psalmes an. Verstöße gegen die strenge poetische Sorgfalt entschuldigt er durch die Schwierigkeit der Aufgabe; in seinen andern Gedichten will er diese Verstöße gemieden haben. Welcher Art diese andern Gedichte waren, ist unbekannt, und das unsinnige Lob eines ihm gewidmeten Elogiums: Tullius es Maroque simul, quin clarior illis gewährt dafür keinen Anhalt; wahrscheinlich doch wohl Gelegenheitsgedichte im Geschmacke von Opitz und Rist, die ihm die bewunderten Meister der Dichtkunst sind.

Benutzt wurden archivalische Nachrichten, die ich der Güte der Herren Pfarrer Lipke in Barsikow und Schütze in Volkmarsdorf danke. Roethe.

Steck: Johann Rudolf St. wurde geboren zu Bern am 16. Mai 1772 als Sohn von Johann Rudolf St., der 1773 Commandant der Festung Aarburg wurde und der Frau Maria Magdalena geb. v. Jenner. Seine Jugend brachte er auf dem Schlosse Aarburg zu, durchlief dann, nachdem sein Vater schon 1778 gestorben war, die Schulen seiner Vaterstadt, widmete sich juristischen Studien und trat als junger Aspirant auf den Staatsdienst in die Staatskanzlei ein. In dieser Stellung hatte er Gelegenheit, im Juli 1792 die bernischen Abgeordneten an die außerordentliche Tagsatzung zu Frauenfeld als Secretär zu begleiten und im November desselben Jahres in ähnlicher Stellung die Besetzung von Genf durch bernische Truppen mitzumachen. So lernte er an zwei weit von einander entlegenen Punkten des Vaterlandes die politische Stimmung der Bevölkerung kennen.

Mit dem Freundeskreise, dem er angehörte und von dessen Mitgliedern ihm Joh. Rud. Fischer, später Secretär des Ministers Stapfer und Pädagog im Sinne Pestalozzi's (1772—1800), ferner Albrecht Zehender, genannt vom Gurnigel, später Stadtschreiber von Bern (1770—1849) und Albrecht Friedrich May (s. A. D. B. XXI, 78 f.) am nächsten standen, theilte er die Begeisterung für die ursprünglichen Principien der französischen Revolution und lebte des Glaubens, daß durch freiwilligen Anschluß an dieselben das alte Staatswesen der schweizerischen Eidgenossenschaft verjüngt und vor dem drohenden Untergange gerettet werden könnte. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt, als er 1795 im Herbst mit seinem Freunde Fischer die Universität Jena bezog, wo er sich namentlich für Fichte und Hufeland begeisterte und einen Kreis neuer Freunde fand, unter denen der Philosoph Herbart, der später eine Zeit lang Hauslehrer in Märchligen bei Bern war, ihm besonders werth wurde. Im Frühjahr 1797 reiste er über Norddeutschland und Holland nach Paris. Mit Sorge bemerkte er dort die feindselige Stimmung der französischen Republikaner gegen Bern, in welchem sie den Hauptsitz der alten Aristokratie erblickten, und sein Wunsch nach baldigen Reformen wurde um so dringender. In Paris lernte er auch seine künftige Lebensgefährtin kennen, eine geistvolle auch als Dichterin nicht unbedeutende Französin, Marie Aimée Guichelin, die ihm im Herbst als seine Gattin nach der Heimath folgte.

In Bern fand er die Staatslenker in dem angstvollen Hin- und Hertasten zwischen Widerstand gegen die französische Einmischung und Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Freiheitsfreunde, das die ersten Monate des Jahres 1798 ausfüllte. Die am 3. Februar proclamirte politische Gleichberechtigung aller Staatsbürger konnte den Sturm nicht mehr beschwören, Bern mußte seine Thore den Franzosen öffnen. In diesen Monaten hatte St. wieder verschiedene bernische Commissionen als Secretär zu begleiten, so die nach der Waadt abgesandte, die diesen aufgeregten Landestheil beruhigen sollte, und die Gesandtschaft Tillier's nach Basel, Ende Februar, die sich vergeblich vor Mengaud demüthigte. Nach dem Siege der Franzosen wirkte er in der Contributionscommission mit, welche die Ansprüche der „Befreier" mit den finanziellen Kräften der Bevölkerung auszugleichen suchte. Es trat nun mit dieser Wendung für den Kreis, dem St. angehörte, die Möglichkeit politischer Wirksamkeit ein. Das neugebildete helvetische Directorium berief ihn zu seinem Generalsecretär. Er folgte dem Rufe und begab sich am 25. April 1798 nach Aarau. Allein es war dieser Wirksamkeit keine lange Dauer beschieden. Die entschiedenen Franzosenfreunde waren unzufrieden darüber, daß das Directorium aus Männern gemäßigter Richtung zusammengesetzt war, der französische Commissar Rapinat wollte für Ochs und Laharpe in demselben Platz schaffen und verlangte gebieterisch den Austritt der Directoren Bay und Pfyffer und die Demission des Kriegsministers Bégos und

des Generalsecretärs St. Es mußte ihm willfahrt werden. St. nahm am 18. Juni seine Entlassung und kehrte nach Bern zurück.

Des politischen Haders müde, erwarb er nun ein Landgut in Moosseedorf bei Bern, in dessen Nähe 1799 sein Freund Fellenberg in Hofwyl sich ankaufte. Er lebte daselbst die nächsten Jahre in der Stille, in philosophischen Studien dem Lebensideal der Zeit nachtrachtend und nur noch als Mitglied des Erziehungsrathes an den öffentlichen Angelegenheiten betheiligt. Im Juni 1802 wurde er zum Beisitzer des außerordentlichen Gerichtshofes berufen, der über die Unruhen im Waadtlande wegen der sog. „bourlapapey“, d. h. Verbrennung von Lehensurkunden durch die unzufriedenen Landleute und angedrohten Abfall an Frankreich, richten sollte. Das Verfahren führte zu einigen scharfen Verurtheilungen, wurde jedoch schließlich durch eine Amnestie beendigt.

Als die helvetische Republik zusammenbrach und die Mediationsacte einen neuen politischen Zustand ins Leben rief, wurde auch St. wieder zur thätigen Mitwirkung am Staatsleben berufen. Er kam durch sechsfache Wahl am 11. April 1803 in den großen Rath und dieser wählte ihn am 25. April in das oberste Appellationsgericht. In dieser Behörde widmete er sich namentlich der Criminalistik, verfiel jedoch in Folge der peinlichen Aufregungen, die dieser Beruf mit sich brachte, in eine rasch verlaufende Brustkrankheit, die ihn am 21. September 1805 dahinraffte.

Sammlung bernischer Biographieen I, 446 f. — Michaud, Mad. Steck et ses poésies. 1885. — Steck's Briefwechsel mit seinen Freunden, namentlich Fischer und Zehender. — Actensammlung aus der Zeit der helvetischen Republik, von Strickler. — v. Gonzenbach, Leben des Staatskanzlers Mousson im Berner Taschenbuch 1864. — Lauterburg, Albrecht Friedrich May, ebenda, Jahrgang 1860. — Ziller, Herbartische Reliquien. 1871. R. Steck.

Steck: Johann Christoph Wilhelm v. St., preußischer Geheimer Legationsrath, politischer und kanonistischer Schriftsteller, geboren am 4. Januar 1730 zu Diedelsheim (im Württembergischen), wo sein Vater, Magister Johann Christoph St., Prediger war, † zu Berlin am 8. October 1797.

St. begann seine humanistischen Studien 1743 am Gymnasium zu Hall in Schwaben (im sogenannten contubernium), und bezog bereits um Ostern 1747 mit seinem älteren Bruder, Heinrich Friedrich Maximilian, die Universität Tübingen, wo er am 5. Mai, nach dem Vorbilde mehrerer tüchtiger Ahnen, als Hörer der Rechte inscribirt wurde. 1749 trat er als Hofmeister der beiden Söhne des württembergischen Ministers Freiherrn v. Frankenberg in dessen Haus. 1751 wurde er in Tübingen Oberhofgerichtsadvocat und Licentiat der Rechte, im nächsten Jahre Hofmeister bei dem jungen Ernst Anton Heinrich v. Seckendorf, welche Stelle er 2 Jahre bekleidete. Am 26. April 1753 erwarb St. mit der Inauguralschrift „de Jure devolutionis maxime in capitulis immediatis“ den Grad eines Doctors beider Rechte, worauf er mit seinem Schutzbefohlenen nach Leipzig übersiedelte, wo er bis 1755 Vorlesungen über Staats- und Kirchenrecht mit vielem Beifalle hielt. Unter mehreren Berufungen wählend, ging unser Gelehrter um Michaelis 1755 als ordentlicher Professor des Staats-, Kirchen- und Lehenrechts nach Halle, aber schon im Mai 1758 finden wir ihn als vierten ordentlichen Rechtslehrer mit denselben Nominalfächern in Frankfurt a. O., zu welchen ihm nach Westermann's Ableben auch der Lehrstuhl der Beredsamkeit übertragen wurde. Infolge dessen hielt St. mehrere feierliche Reden, unter anderen am 24. Januar 1759 auf König Friedrich, und am 17. Februar desselben Jahres zum Gedächtniß des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. 1763 wurde er zum Kammergerichtsrath in Berlin, 1765 zum Justitiar und Consulenten der kgl. Bank ernannt. 1767 legte er diese Stellen nieder und übernahm die eines

Geheimen Tribunalrathes; 1768 visitirte er die Universität Halle, 1770 jene zu Frankfurt a. O. 1773 zum Geheimen Kriegsrath im auswärtigen Amte ernannt, hatte er das Referat in Sachen des Reichs- und öffentlichen Rechts; 1776 wurde er in den erblichen Adelstand erhoben, 1787 Geheimer Legationsrath und starb zu Berlin am 8. October 1797.

St. war zwei Mal verheirathet; das erste Mal 1756 mit Friederika Eberhardine, einer Tochter des württembergischen Regierungsrathes Ludwig Christoph Vischer, welche jedoch schon am 21. Mai 1757 mit Tod abging. Die zweite Ehe schloß er zu Halle am 15. December 1757, indem er die älteste Tochter des Kriegsrathes und Postmeisters Soden in Halle, Leopoldine Charlotte, zum Traualtar führte. In weiten Kreisen hochgeschätzt, unterhielt St. mit vielen Gelehrten einen lebhaften Briefwechsel; außerdem war er Mitglied der lateinischen Gesellschaft in Jena, der Gesellschaft der freien Künste in Leipzig, auch der Akademie der freien Künste in Berlin, und entwickelte als publicistischer und kanonistischer Schriftsteller eine sehr rege Thätigkeit. Von ersteren Werken, die er theilweise auch französisch schrieb, wollen wir außer einigen Dissertationen und Deductionen, bei Holzschuher, nur erwähnen: „Abhandlungen aus dem Teutschen Staats- und Lehenrecht zur Erläuterung einiger, neuer Reichsangelegenheiten.“ (anonym, Halle 1757. gr. 8°.) (11 Abhandl., die großentheils früher in den Hallischen gelehrten Anzeigen erschienen waren.) — „Von dem Geschlechtsadel und der Erneuerung des Adels.“ Leipzig 1778. — „Ausführungen einiger gemeinnütziger Materien.“ Halle 1784. — „Essai sur divers sujets de jurisprudence et de politique“. Halle 1778 etc. etc. Ein genaues Verzeichniß der neun kanonistischen Schriften findet sich bei v. Schulte, Geschichte der Quellen und Litteratur des kanon. Rechts. 3. Bd. 2. u. 3. Theil. S. 150/51. Ein Verzeichniß sämmtl. Werke geben: Weidlich, Meusel, Hirsching; das vollständigste Verzeichniß enthält das neueste, gelehrte Berlin. Theil 2. S. 193. Sein Bildniß befindet sich im 3. Bande der neuen, allgem. deutschen Bibliothek und vor dem 63. Bde. der Encyklopädie von Krünitz. Eisenhart.

Steeb: Johann Gottlieb St., Pfarrer zu Grabenstetten und landwirthschaftlicher Schriftsteller, † am 29. November 1799. Zu Nürtingen, einem württembergischen Landstädtchen, am 10. Februar 1742 geboren, erhielt er im elterlichen Hause eine einfache, von den Grundsätzen der Biederkeit und des Patriotismus geleitete Erziehung und wurde im Alter von 15 Jahren behufs Vorbereitung auf den geistlichen Beruf in das theologische Seminar des Klosters Blaubeuren gebracht. Nach vier Jahren schon hatte er die Reife für den Besuch der theologischen Facultät zu Tübingen erlangt, wo er sich dann mit großem Eifer ebenso den philosophischen, wie den Fachstudien widmete. Vor Vollendung derselben erwarb er sich durch eine lateinische Disputation die Magisterwürde und wurde infolge dessen mit der Function eines Custos an der dortigen Klosterbibliothek betraut. Vom 21. bis zum 25. Lebensjahre theils mit diesen Functionen, theils noch mit seinen Studien beschäftigt, auch litterarisch auf theologischem Gebiete mehrfach thätig, übernahm er 1767 eine Stellung als Hauslehrer bei dem Geheimen Rath v. Gemmingen in Heilbronn, wo er 5 Jahre hindurch unverdrossen wirkte, bis ihm das Pfarramt in Dirnau übertragen wurde. Da er hier nicht völlig durch Amtsgeschäfte in Anspruch genommen war, so setzte er zwar seine litterarische Thätigkeit fort, widmete sich aber auch mit regem Interesse dem Studium der Natur und stellte namentlich auf dem Gebiete des Landbaues eingehende Beobachtungen an, wozu ihm noch durch die damals aufgekommene wissenschaftliche Tendenz in der landwirthschaftlichen Litteratur besondere Anregung geboten sein mochte. Hatte er sich dabei indeß für eine Reihe von Jahren vorerst auf eine informatorische und aufklärende Thätigkeit zu be-

schränken gehabt, so wurde demnächst in ihm mit dem Bewußtsein, Einsicht und Sachkenntniß gewonnen zu haben, auch das Verlangen geweckt, Nutzanwendungen davon zum Wohle seiner Mitmenschen erbringen zu dürfen. Erst im J. 1787 bot sich ihm die erwünschte Gelegenheit dazu, als er nach Grabenstetten, einem im Gebiete der Rauhen Alp gelegenen Dorfe, versetzt wurde. Dort war es mit den Culturzuständen schlecht bestellt, Feldbau und Viehzucht lagen im Argen, Verödung oder Verwilderung herrschte auf den weitgedehnten Fluren, und die ländlichen Bewohner jenes Districtes waren der Indolenz oder der Apathie verfallen. Nachdem sich St. genauer mit den Ursachen der dortigen Mißstände bekannt gemacht und gegen viele Schwierigkeiten angekämpft hatte, um den eingesessenen Landleuten das Verständniß für die richtige Beurtheilung ihrer traurigen Lage und den Sinn zur Befolgung anderer wirthschaftlichen Maximen beizubringen, ging er mit Ertheilung geeigneter Rathschläge bezw. mit Einleitung von Culturversuchen vor. Er führte den Anbau des Espars ein, gab Anleitung zu den nothwendigsten Verbesserungen im Acker- und Pflanzenbau, wie in der Haltung der Viehstände, er wandte sich an die Regierung und die Landstände des Herzogthums, um deren Interesse für die zur Hebung des Volkswohlstandes unerläßlich gewordenen Culturmaßregeln zu wecken und ihren förderlichen Einfluß in Anspruch zu nehmen. Zugleich gab er in einer Reihe von Schriften seine Anschauungen und Pläne hinsichtlich der Verbesserung der Cultur auf der Rauhen Alp öffentlich kund, suchte durch eine Schrift über die Bildung des Landwirthes die Zweckmäßigkeit der Gründung einer ökonomischen Gesellschaft im Herzogthum Württemberg darzuthun und appellirte zugleich an den geistlichen wie den Beamtenstand, um dessen ersprießliche Mitwirkung zu gewinnen. Da seine bezüglichen Anregungen vielfach Anklang fanden und die erfolgreiche Wirksamkeit anderer ökonomischer Societäten zur Nachahmung aufforderte, so konnte er bald im Verein mit einer Anzahl einflußreicher und patriotisch gesinnter Männer die Organisation einer solchen Gesellschaft ins Werk setzen. Durch die Leitung derselben noch weiter in Anspruch genommen, und mit der Ausarbeitung einer statistischen Beschreibung der württembergischen Alp beschäftigt, wurde er plötzlich aus seinem segensreichen Wirken durch den Tod abgerufen.

Als Mann von ausgezeichneten Charaktereigenschaften und als wahrer Patriot in befreundeten Kreisen gewürdigt, als pflichttreuer und toleranter Seelsorger jederzeit bewährt gefunden, sollte er doch kaum die Genugthuung ernten, für seine aufopfernde Thätigkeit entsprechend anerkannt worden zu sein; er hatte ein entbehrungsreiches Leben zu führen gehabt und mußte sich mehrentheils mit dem Bewußtsein begnügen, nach Kräften für das Wohl seiner Mitmenschen gewirkt zu haben.

Vgl. Schlichtegroll, Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 1799.

C. Leisewitz.

Steen: Frans van den St., Zeichner und Kupferstecher, geboren in Antwerpen 1604. Er war nicht für die Kunst bestimmt, aber eine Verletzung des Fußes zwang ihn, eine andere Lebensrichtung einzuschlagen und er wandte sich der Kunst zu und wurde Kupferstecher. Wir besitzen von seiner Hand mehrere Bildnisse, die theils für Bücher Verwendung fanden, theils in Einzelnblättern ausgegeben wurden. Einzelne sind gut behandelt, andere aber nachlässig gestochen. Seine größeren Blätter, in denen er classische Bilder wiedergab, erscheinen als Nachbildungen von Cartons, indem er das Malerische des Stiches nicht zur Geltung brachte. Der Erzherzog Leopold ernannte ihn zu seinem Hofkupferstecher und als solcher lieferte er Blätter zum Brüsseler Galeriewerke und setzte diese Arbeit fort, als er mit dem Erzherzog nach Wien übersiedelte, wo er später auch in die Dienste des Kaisers Ferdinand's III. kam. Unter seinen

Werken sind hervorzuheben: Bildnisse der Heiligen Pepin und Begga nach einer Zeichnung von Rubens nach H. van Eyck, die Verkündigung, nach Rubens, die Dreieinigkeit und die Marter der 10 Tausend Heiligen, beide nach A. Dürer, mehrere Madonnen, darunter die mit dem kleinen Johannes, nach Willeborts, die Apotheose des Kaisers Ferdinand, drei mythologische Compositionen nach A. Allegri, Ganymed, Amor der Bogenschnitzer und Jupiter mit der Jo; das geizige alte Paar Geld zählend und vom Tode bedroht, nach Teniers, die Camee des Augustus in der kaiserlichen Schatzkammer, ein seltenes Blatt nach Rubens' Zeichnung, u. a. m.

S. Immerzeel. — Andresen u. Wessely, Handbuch. — Le Blanc u. Wessely, Manuel. Wessely.

Steen: Jan St., vorzüglicher Gattungsmaler, geboren in Leyden 1626, † 1679. Er war der Sohn eines Brauers, sein erster Lehrer in der Kunst war der wenig bekannte Knupfer, sein zweiter Jan van Goyen. Seit Houbraken, der sein Leben zu einem Roman ausspinnt, war sein Leben mit allerhand Anekdoten überzogen, so daß man schließlich über dem Künstler nur den emsigen Besucher der Kneipe, den großen Verehrer des Weines erblickte. Wie bei den vielen holländischen Schilderern der Trinkgesellschaften und der Wirthshausfreuden, glaubte man auch bei St. mit dem Urtheil eines Houbraken über ihn das Richtige getroffen zu haben: Seine Bilder gleichen seiner Lebensweise und diese seinen Bildern. Man hat offenbar letztere nicht gerecht beurtheilt. Die Forschung der Neuzeit hat sich bemüht, das Unrecht, das dem Maler durch die Klatschsucht seiner Zeitgenossen und ihrer Nachbeter zugefügt worden ist, gut zu machen. Manches vom lustigen Leben blieb freilich als Wahrheit noch hängen, was ihm aber vor der classischen Entwicklung seiner Kunst gern verziehen wird. Nicht Jeder kann ein ascetischer Einsiedler sein und nur ernste Heiligenbilder malen. Der Meister wurde 1648 in Leyden in die Lucasgilde aufgenommen, das Jahr darauf ehelichte er die Tochter seines Lehrers van Goyen und wieder ein Jahr später erscheint er als Brauer in Delft. In der Führung des Geschäftes fehlte ihm Energie, was bei Künstlern sich oft wiederholt; wenn er als Brauer Schiffbruch litt, malte er als Künstler nothgedrungen Bilder und brachte sich alsbald in die Höhe. Im J. 1669, nach dem Tode seines Vaters, zog er wieder nach Leyden, wurde daselbst mit Erlaubniß der Stadt Herbergsvater und starb im väterlichen Hause 1679. Das Haus, sein Eigenthum, wurde erst nach seinem Tode verkauft, ein Beweis, daß der Künstler wirthschaftlich sich nicht zu Grunde gerichtet hatte. — Ein Beweis, wie die Werthschätzung seiner Bilder sich bald nach seinem Tode steigerte, bleibt es, daß Bilder, für die der Künstler etwa 80—100 Gulden erhielt, zu Ende des Jahrhunderts schon mit 130 Gulden bezahlt wurden, im 18. Jahrhundert sich bis 350 Gulden steigerten und in der Gegenwart, wenn sie im Kunsthandel vorkommen und zu den Hauptwerken des Meisters gehören, nur um viele Tausende zu haben sind. Es werden an 500 Bilder seiner Kunst nachgewiesen, darunter viele classische Hauptbilder; auch ein Beweis, daß ein angeblicher Durst und das Wirthshausleben seine Kunstthätigkeit unmöglich im Arbeiten hindern konnten. Freilich war St. ein Genie; was er sieht, wird bei ihm zum Bilde und dieses ohne jegliche Mühe, ohne Vorarbeiten und Studien, in vollendeter Farbengebung zum Ausdruck gebracht. Dabei ist es ihm gegeben, jeglichen Gemüthscharakter treu wiederzugeben. Daß die Satyre, der Schalk zuweilen sich vordrängt, ist leicht zu begreifen. In seinen figurenreicheren Compositionen athmet die Zusammenstellung volles Leben, der Gesichtsausdruck, die Bewegung der einzelnen Personen, ist ein treues Porträt dieses Lebens. Der Meister verfügt über ein ausgebreitetes Gebiet, aus dem er Stoffe für die Darstellung wählt. Wie seine Beschäftigung als Brauer, Wirth und

Maler ihn mit den verschiedensten Menschenclassen zusammenführt, so ist auch der Stoff seiner Bilder reichhaltig und lebensvoll; Kneipscenen, Gesellschaften, frohes Familienleben, Feste aller Art, Quacksalber, Spieler, Krankenstuben mit ärztlicher Consultation, Hochzeiten, Dreikönigsfeste und dergleichen, das alles in vielfacher Wiederholung bietet sich unseren Augen wie ein Kaleidoscop dar. Auch einige biblische Scenen kommen vor, besonders wenn ihr Gegenstand sich in der Art des profanen Lebens darstellen ließ, wie das Fest des Ahasverus, die Hochzeit in Cana, der verlorene Sohn bei den Dirnen, der Reiche und der arme Lazarus. Außerdem geschichtliche Thatsachen, wie der Raub der Sabinerinnen, Antonius und Cleopatra. Die Bilder J. Steen's sind in den öffentlichen und privaten Sammlungen Europas zerstreut, die meisten befinden sich in England. Als Hauptbilder gelten in Amsterdam: „Das Fest zu Ehren Wilhelm's III.", „Das Niclasfest"; in der Sammlung van der Hoop: „Die kranke Frau", „Familienscene"; im Haag: „Aerztliche Besuche" (zweimal verschieden), das berühmte Bild des menschlichen Lebens; in Berlin: „Der Heringsesser"; in München: „Eine Schlägerei"; in Wien, kaiserl. Sammlung: „Bauernhochzeit"; in Braunschweig: „Der Ehecontract", ein berühmtes Bild, das schon Houbraken beschreibt und sehr lobt, dann „Eine fröhliche Gesellschaft" mit trefflicher Farbe; in Kassel: „Ein Bohnenfest"; in St. Petersburg: „Esther vor Ahasverus". Auch einige Radirungen gehören ihm an. — Bei diesem Schaffensreichthum des Meisters ist es erklärlich, daß sich viele Stecher von diesem angezogen fühlten und zahlreiche Bilder desselben, zum Theil in trefflichen Reproductionen, der näheren Beachtung zuführten; wir nennen nur Avril, R. Brockshaw, L. A. Clemens, J. C. Baquoy, J. Gole (das Bildniß Steen's als Citherspieler, ein treffliches Blatt), V. Green, J. Stolker u. a.

Siehe Houbraken, Immerzeel, Kramm, van Westerheene, C. Lemcke (in Dohme's Kunst u. Künstler). — Galeriekataloge. Wessely.

Steen: Tidemann St. war ein bedeutender und wohlhabender Kaufmann in Lübeck, Schonenfahrer, auch Aeltermann dieser Gesellschaft. Als im J. 1408 infolge eines Aufstandes der Bürger der größere Theil des Raths die Stadt freiwillig verließ, der übrige Theil die Regierung niederlegte, wurde er durch die Wahl der Bürgerschaft Mitglied eines neu gewählten Raths und 1409 beauftragt, die Sache desselben, zugleich mit drei anderen Mitgliedern, vor dem kaiserlichen Hofgericht in Heidelberg zu vertreten, bei welchem die Mitglieder des alten Raths Klage erhoben hatten. Das Gericht entschied zu Gunsten der Kläger. Der neue Rath leistete freilich dem Urtheil keine Folge, ging sogar so weit, das gesammte Privateigenthum der Ausgewichenen an Immobilien und Renten, so viel davon sich aus den Hypothekenbüchern erkennen ließ, zu confisciren und zum Besten der Stadt zu verkaufen. So wurde Tidemann St. Eigenthümer des Hauses, welches bis dahin dem verdienstvollen Bürgermeister Jordan Pleskow gehört hatte. Er veräußerte es bald wieder. Auffällig ist, daß die Abgeordneten nach ihrer Rückkehr von Heidelberg wahrheitswidrige Nachrichten über das Gerichtsverfahren gaben. Daß Tidemann St. sich dabei betheiligte, erregt die Vermuthung, daß er nach Ansichten und Gesinnung mehr auf Seiten des alten, als des neuen Raths stand. Acht Jahre lang dauerte der ungesetzliche Zustand. Tidemann St. wurde 1412 Bürgermeister. Im J. 1416 gelang es den fortgesetzten Anstrengungen Jordan Pleskow's, den Bemühungen befreundeter Städte und dem Eingreifen des Kaisers Sigismund, die Wiedereinsetzung des alten Raths zu bewirken. Es ist kein Zweifel, daß er von der Gemeinde gern wieder aufgenommen wurde, und er kehrte seinerseits mit durchaus versöhnlichen Gesinnungen zurück. Der neue Rath mußte zwar zurücktreten, aber fünf Mitglieder

desselben wurden bei den erforderlich gewordenen Ergänzungswahlen in den alten Rath berufen, unter ihnen Tidemann St., jedoch nicht als Bürgermeister, sondern als Rathmann. Auch in die Zirkelgesellschaft fand er Aufnahme. Der Rath bewies ihm sogleich volles Vertrauen und er war von nun an eins der thätigsten Mitglieder. Namentlich wurde er zu fast allen auswärtigen Sendungen, wenn gleich, wie es damals üblich war, nicht allein, sondern mit einem oder einigen Andern, gebraucht, auch zu den schwierigen Verhandlungen, welche eine Aussöhnung des Königs Erich von Dänemark mit Heinrich, Herzog von Schleswig und Graf von Holstein, bezweckten, wurde er gesandt. 1418 schloß er einen Vertrag mit den Grafen Dietrich und Christian von Oldenburg, in welchem diese versprachen, den Seeräubern und Vitalianern keine Unterstützung mehr zu gewähren, 1422 einen ähnlichen mit einer Anzahl ostfriesischer Häuptlinge, 1420 nahm er unter der Oberleitung Jordan Pleskow's Antheil an einem mit Hamburg gemeinschaftlichen Unternehmen gegen Lauenburg, durch welches nach der Eroberung der Schlösser Bergedorf und Riepenburg, die sogenannten vier Lande in den Besitz der beiden Städte gekommen sind.

Das Verhältniß Lübecks und der Hansestädte überhaupt zu König Erich von Dänemark, welcher zu der Wiedereinsetzung des alten Raths viel beigetragen hatte und mit Jordan Pleskow persönliche Freundschaft unterhielt, änderte sich mit des Letzteren Tode 1425. Sein Verfahren gegen die Herzöge von Schleswig und Grafen von Holstein, und die widerrechtliche Erhebung eines neuen Zolls, des Sundzolls, veranlaßten einen Krieg. In diesem Kriege rüsteten 1427 die sechs wendischen Städte eine große Flotte aus, jede Stadt gab ihren Schiffen einen Anführer, zum gemeinsamen Oberanführer, dem alle zu gehorchen verpflichtet waren, wurde der Führer der Lübeckischen Schiffe, Tidemann St., bestellt. Der Rath verlieh ihm, um ihm größeres Ansehen zu geben, die Bürgermeisterwürde. Die Flotte segelte in den Sund und hatte insbesondere den Auftrag, eine ansehnliche hansische Handelsflotte, die im Begriff war, aus der Weichsel in die Westsee zu segeln, und eine andere, deren Rückkehr aus Frankreich und Flandern in die Ostsee erwartet wurde, zu schützen und gegen Angriffe der Dänen zu sichern. Diesen Auftrag führte Tidemann St. nicht aus. Nach dem Berichte des Chronisten Detmar kämpften die Hamburger Schiffe unglücklich und verloren viele Gefangene, die Lübecker dagegen kämpften glücklich und Tidemann St. segelte mit der gemachten Beute davon. Der Bericht ist vielleicht nicht genau, andere Chronisten erzählen etwas anders. Wie es auch sein mag, die Thatsache steht fest, daß kurze Zeit nach Tidemann Steen's Entfernung die hansische Flotte aus der Westsee im Sunde erschien und den Dänen in die Hände fiel. Sie eroberten mehr als dreißig, nach einem anderen Bericht sechsundvierzig reich beladene Schiffe und machten viele Gefangene. Die Städte, zunächst Lübeck und Hamburg, aber auch andere, namentlich die livländischen, erlitten beträchtliche Verluste und hatten überdies den Schimpf. Begreiflicher Weise entstand große Aufregung und Erbitterung. Man forderte Schadenersatz und die Bestrafung Tidemann Steen's, der einem bestimmt ihm ertheilten Befehl zuwider gehandelt habe. Der Rath konnte nicht umhin, ihn alsbald ins Gefängniß zu setzen. Bei dem weiteren Verfahren gab dann Tidemann St. eine andere Darstellung: die Hamburger Schiffe seien nicht mehr in der Lage gewesen, ihm Beistand zu leisten, die Stralsunder seien gar nicht anwesend gewesen, er habe zwar noch sechsunddreißig Schiffe gehabt, aber große und kleine, den dreiunddreißig großen dänischen Schiffen gegenüber sei er zu schwach gewesen, ein Kampf würde ihm Verderben gebracht haben, deshalb habe er der flandrischen Flotte durch einen Boten eine Warnung entgegengesandt und sich nach Bornholm zurückgezogen, um die Stralsunder Schiffe aufzunehmen und die werthvollere

Weichselflotte zu retten. Der Rath, der offenbar Tidemann St. geneigt war, erbat sich nun — in damals nicht ungewöhnlicher Weise — eine Rechtsbelehrung von dem Rathe von Lüneburg, und dieser ersuchte wieder die Räthe von Braunschweig und Göttingen um ein Gutachten. Beide Gutachten führten aus, daß ein in einem Kriege dem Oberbefehlshaber gegebener Befehl niemals als ein unbedingt gegebener angesehen werden könne, vielmehr demselben immer überlassen bleiben müsse, den Umständen gemäß zu handeln, Tidemann St. also ein Verbrechen nicht begangen habe. Hiernach war der Rath der Nothwendigkeit überhoben, die Todesstrafe über ihn zu erkennen, aber im Gefängniß blieb er, und es war ein schweres Gefängniß. Anfangs war er mit Fesseln und mit Ketten an den Beinen beladen und mußte das länger als ein Jahr ertragen. Erst zu Michaelis 1428 erlaubte der Rath, daß ihm die Bande abgenommen wurden. Nach Verlauf fast eines weiteren Jahres, am 22. Juli 1429, ließ der Rath zu, daß er aus dem Thurm, in dem er bis dahin gehalten war, in einen anderen, also leichteren, gebracht wurde. Wiederum nach mehr als einem Jahre, am 11. November 1430, verwandelte er die Gefängnißstrafe in strengen Hausarrest. Jedes Mal mußten vier Freunde, angesehene Männer, sich dafür verbürgen, daß er nicht entfliehen werde, und versprechen, selbst ins Gefängniß zu gehen, falls es dennoch geschehen sollte; bei Antritt des Hausarrestes leistete er selbst eidliche Urfehde.

Das Schicksal des Mannes fand in weiten Kreisen Theilnahme. Schon 1428 verwandte sich der Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg für ihn, indem er sich darauf berief, daß er als sein Unterthan geboren und mit vielen achtbaren Familien verwandt und befreundet sei. Sogar der Kaiser erhielt, vielleicht durch den Bischof von Lübeck, Kenntniß von dem Vorfall und befahl, durch eine Urkunde vom 1. Mai 1430, bei einer Strafe von 1000 Mark löthigen Goldes, den Tidemann St. frei zu lassen und wieder in sein Amt einzusetzen. Der Rath von Braunschweig übersandte den Befehl durch eine eigene Botschaft. Die Stimmung der Bürgerschaft wird es dem Rathe unmöglich gemacht haben, ihn in Ausführung zu bringen, ohne Einfluß ist er wahrscheinlich nicht geblieben. Auch spätere Verwendungen des Erzbischofs Dietrich von Köln, des Herzogs Adolf von Cleve und Berg, des Grafen Gerhard von Cleve im April 1434, blieben erfolglos.

Bis zu Ende des Jahres 1431 hat der Rath den Tidemann St. als sein Mitglied angesehen, 1432 wurde wieder ein vierter Bürgermeister erwählt, am 1. December 1434 erfolgte seine förmliche Entlassung mit seiner Zustimmung und unter abermaliger Leistung einer Urfehde. Der Rath gab der Bürgerschaft davon Kenntniß. Er hat noch lange gelebt. Am 20. September 1441 übergab er in seinem Hause und in Gegenwart zweier Rathmänner den Vorstehern des Heil. Geist Hauses die Summe von 1500 Mk. mit der Bestimmung, daß von den Zinsen jedem Hospitaliten täglich ein Brod gereicht werden solle. Kurz darauf, wie aus anderen Aufzeichnungen erhellt, ist er gestorben. Der Todestag ist nicht bekannt. C. Wehrmann.

Steenwijck: Hendrik St., der ältere, Architekturen- und Historienmaler, geboren in Steenwijck um 1550, war ein Schüler von Vredeman de Vries. Als fertiger Künstler hielt er sich in Flandern und Brabant auf, übersiedelte, der Kriegsunruhen wegen, sodann nach Deutschland und kam nach Frankfurt, wo er bis zu seinem Tode, der nach 1604 eintrat, blieb. Er malte vorzugsweise dunkle Hallen mit Fackelbeleuchtung, die er durch verschiedene Personen belebte, und die Perspective derselben wird sehr gelobt, doch wird der Eindruck durch ein hartes, schweres Colorit beeinträchtigt. Seine Bilder werden sehr gesucht

und in öffentlichen Sammlungen trifft man viele seiner Hauptwerke an. In London ist der Palast der Dido, der Aeneas vorgestellt wird. Wiederholt kommen Kerker vor, meist mit der Befreiung Petri, wie in Amsterdam oder Wien, 1604, dann auch das Innere von Kirchen zur Nachtzeit (in Wien), oder bei Kerzenbeleuchtung (in Amsterdam).

Hendrik Steenwijck, der jüngere, der Sohn des vorigen, geboren zu Amsterdam (oder Antwerpen?) um 1580, war zuerst Schüler seines Vaters, dann von J. Brueghel (Sammt-B.) und van Thulden. Er trat als Künstler ganz in die Fußstapfen seines Vaters und malte ähnliche Gegenstände architekturalen Charakters wie jener, weshalb die Bilder beider oft verwechselt werden. Seine Kunst fand einen Bewunderer an König Karl I. von England, der ihn berief und vielfach beschäftigte. In London ist er auch gestorben, nicht 1640 oder 1642, wie in Handbüchern steht, sondern erst nach 1649, da sich in Berlin ein Bild von ihm (das Gefängniß) mit dieser Jahreszahl befindet. Außerdem findet man Bilder von ihm in Wien, London, Braunschweig, Darmstadt, Schwerin und anderwärts. Nach seinem Tode siedelte dessen Wittwe, die auch Malerin war, nach Amsterdam über. In der Architektur offenbart der Meister einen gleich trefflichen Charakter, wie sein Vater, doch ist er in der Farbe effectvoller als dieser.

Siehe Immerzeel, Kramm, Siret. Wessely.

Steffan: Arnold St., Landschaftsmaler, geboren 1848 zu München, † am 4. December 1882, kämpfte schon die ersten dreizehn Jahre mit dem Leben und wurde nur durch die unermüdliche Pflege und Sorgfalt seiner Eltern gerettet. Als seine Gesundheit endlich gestärkt und befestigt schien, wendete er sich nach dem Vorbilde seines Vaters, des geschätzten Landschafters Johann Gottfried St., zur Malerei, genoß durch M. Echter und Alexander Strähuber gründliche Unterweisung im Zeichnen, trat dann in die Schule des Karl v. Piloty und bildete sich schließlich unter dem Einflusse des Vaters, auf Studienreisen nach den baierischen und Tiroler Alpen, in Oesterreich und dem Schweizerlande. Die Ergebnisse davon erschienen bald in einer Reihe von Landschaften, welche die ideale, stilisirte Auffassung der älteren Schule mit der Technik der modernen Realisten in glücklicher Weise vereinten. Dazu gehören beispielsweise ein Bild „Aus Oberbaiern" (1872); ein „Spätherbst" mit Motiven aus Berchtesgaden fesselte durch mächtigen Aufbau seiner Massen und ernstes Colorit (vgl. Lützow's Zeitschrift 1874. IX. Bd. S. 452 und 500), ebenso ein anderes Bild „Auf der Höhe des Wallenstädtersee" (beide in der Ausstellung zu Düsseldorf 1874). Ein warm empfundenes und gut angeordnetes, zudem mit großer Gewandtheit ausgeführtes „Leutstetten" (mit schöner Fernsicht über den Starnbergersee und die weite Alpenkette) erschien im Münchener Kunstverein. Voraus gingen ein „Meerstrand bei Amalfi" (1871) und eine Schweizergegend mit der „Jungfrau" (1872); 1877 folgten ein feinbehandeltes Motiv „Von der Isar", dann ein „Vierwaldstättersee"; 1879 ein „Hohlweg" (aus der Ramsau) u. s. w. Während der Künstler die Freude eines schönen Schaffens und seit 1874 verheirathet, das glücklichste Familienleben genoß, brach unerwartet das Geschick mit schweren Schlägen über ihn herein. Erst erkrankte seine Gattin; als er dann zu ihrer Erholung nach Südtirol eilte, berührte ihn ein Schlaganfall, welcher seine rechte Seite lähmte und ihn beinahe der Sprache beraubte; der selbst Pflege bedürftige sah am 3. November desselben Jahres (1879) der geliebten Frau in das Grab. In seiner Kunst Trost zu suchen, begann er mit der ungewohnten Linken zu malen, bis auch diese versagte und der geistig und leiblich gefolterte, erst 34 Jahre zählende Mann am 4. December 1882 seine Seele aushauchte.

Vgl. Beilage 56 Allgem. Zeitung vom 25. Februar 1883. — Kunstvereins-Bericht für 1882. S. 73. — Seubert, Lexikon 1879. III, 356.

Hyac. Holland.

Steffani: Agostino St. (auch Stephani geschrieben, in späterer Zeit tragen seine Compositionen den Namen seines Secretärs Gregorio Piva), ein ausgezeichneter Componist des 17. und 18. Jahrhunderts, dabei ein gewandter Politiker, der mit Erfolg die verwickeltsten Verhandlungen im Interesse seines Herrn leitete. Er war zu Castelfranco bei Venedig 1655 geboren, denn er bezeichnet sich auf seinem ersten Druckwerke von 1674 auf dem Titel „Anno salutis 1674, aetatis suae 19", und starb auf einer Reise nach Frankfurt a. M. im J. 1730. Aus ärmlicher Familie stammend, diente er als Sängerknabe an S. Marco in Venedig. Graf Tattenbach aus München hörte ihn dort wahrscheinlich ein Solo singen und er beschloß ihn mit nach der Heimath zu nehmen und ausbilden zu lassen. Der Knabe machte reißende Fortschritte, sowohl in den Schulwissenschaften als in der Musik, und der Graf bestimmte ihn für den geistlichen Stand. Nachdem er seine Studien beendet hatte, erhielt er die Priesterweihe und den Titel Abate. Auch der Kurfürst von Baiern war um das Wohl Steffani's so besorgt, wie er es nur um einen eigenen Sohn sein konnte. Man muß diese Theilnahme sich theils durch die äußere Erscheinung Steffani's erklären, er soll zwar von Figur klein, jedoch zierlich gewesen sein, theils durch sein Wesen und Wissen, denn die Ueberlieferung erzählt, daß aus seinen Zügen Geist, Klugheit und Milde sprach. Von Natur ernsthaft, nahm er im Gespräch den Ausdruck der Freundlichkeit und des Wohlwollens an. Die Acten des Kreisarchivs in München geben über sein Leben manchen erwünschten Aufschluß. Laut Decret vom 26. Juli 1668 wurden dem Grafen v. Tattenbach „wegen des auf ein Jahr bei ihm gehabten welschen Musikus Augustin Steffani" aus der kurfürstlichen Kasse 150 fl. gezahlt. Schon am 9. Juli desselben Jahres war er dem Capellmeister Kaspar Kerl, bei dem er „die Orgel schlagen lernen sollte, in Unterricht und Kost" gegeben, wofür Kerl 432 fl. jährlich erhielt. Nach den Rechnungen kostete dem Kurfürsten die Erziehung Steffani's im J. 1669: 903 fl. 12 kr. und 1670: 997 fl. Bei Kerl hatte er bis zum 1. October 1671 Unterricht, von da ab kam er in Pflege zu dem Kammerdiener August Seyler. St. trat sehr bald in kurfürstliche Dienste und zwar muß dies um diese Zeit gewesen sein, denn in einem Actenstücke werden ihm vom 15. Januar 1672 zu den schon bezogenen 300 fl. als Hofmusikus (er bekleidete den Organistendienst, wie uns der Titel zur Psalmodia von 1674 belehrt), noch 300 fl. für Naturalien und Kleider angewiesen. Im October 1673 reiste er auf Kosten des Kurfürsten nach Rom zur weiteren Ausbildung, sowohl in der Kunst, als den Wissenschaften. Er reiste über Venedig und erkrankte daselbst, doch scheint er nach einigen Wochen wieder genesen zu sein, denn am 1. Januar 1674 unterzeichnet er die Dedication zu seinem ersten Druckwerke, der „Psalmodia vespertina" in Rom. Fr. M. Rudhart befindet sich in seiner Geschichte der Oper am Hofe zu München (Freising 1865, S. 72 ff.) im Irrthum, wenn er glaubt, St. sei überhaupt nicht nach Rom gekommen, da die Wechsel aus München stets auf Venedig lauteten. Die Psalmodia, die er seinem Wohlthäter, dem Kurfürsten Ferdinand Maria und seiner Gemahlin widmete, belehrt uns auch durch die Dedication, daß er Ercole Bernabei zum Lehrer im Contrapunkt hatte, denn er sagt dort „gloria tanti laboris sapientia est solum Magistri, & fortitudo Herculis, cujus stylum imitari non ex parte, sed totum glorior." Unter Hercules kann man nur den damaligen Capellmeister am St. Peter in Rom, Ercole Bernabei, verstehen. Da nun aber St. im October 1673 erst München verließ, einige Wochen krank in Venedig bleiben mußte und am 1. Januar 1674 sich schon einen Schüler

Bernabei's nennt, dem aller Ruhm zukomme, so muß man gestehen, daß Bernabei dazu nur sehr wenig beigetragen haben kann und mehr sein Name das Opus 1, als seine Lehren das Werk krönen sollten. Bernabei brauchte sich allerdings seines erst eingetretenen Schülers nicht zu schämen, denn er fand an ihm einen bereits fertig ausgebildeten Meister, der mit sicherer Hand und leichter Erfindungsgabe mustergültige Werke schuf, die sogar vor dem strengen Richterstuhle Pater Martini's in Bologna Anerkennung fanden, denn er nahm von ihm aus obiger Psalmodia den Psalmen „Sicut erat“ zu 8 Stimmen, in seine Mustersammlung „Esemplare o sia saggio fondamentale pratico di contrappunto“ (Bologna 1774) in den II. Band, p. 311 auf. Bernabei wurde am 30. Juni 1674 vom Kurfürsten von Baiern als Capellmeister in München angestellt. Man geht wohl nicht irre, wenn man hier die zwar noch junge, aber sichere Hand Steffani's vermuthet, der als Vermittler und vielleicht auch als Empfehlender dem Kurfürsten einen Capellmeister verschaffte. St. selbst kam seinem Lehrer bald nach und langte schon im Juli 1674 wieder in München an. Er wurde sogleich unter die Kammermusiker mit einem Gehalte von 770 fl. 20 kr. eingereiht. Am 1. März 1675 wird er zum Hoforganisten ernannt. Neben den Musikstudien betrieb er eifrig Philosophie und Mathematik und legte den Grund zu dem allgemeinen Wissen, welches ihn so wesentlich vor anderen auszeichnete und die Wege zu den höchsten Aemtern ebnete. Am 3. November 1680 empfing er vom Kurfürsten ein Gnadengeschenk von 1200 fl. Im J. 1681 schrieb er für den Carneval die Oper: Marco Aurelio, Text von Terzago. Die Musik scheint verloren zu sein, nur das Textbuch bewahrt die Staatsbibliothek in München auf. Aus dem Titel desselben ersieht man auch, daß er zum kurfürstlichen Musikdirector ernannt war. Die Jahre 1685 und 86 brachten andere Opern, von denen sich aber auch nur das Textbuch ebendort erhalten hat. Sie sind betitelt: „Audacia e Rispetto, prerogative d' Amore“ und „Servio Tullio“. 1683 erschienen: „Sonate da camera à 3, 2 Violini, Alto e Basso“. Mir ist nur die Amsterdamer Ausgabe von Stephan Hummel bekannt (königl. Bibliothek Berlin), die erst im 18. Jahrhundert erschien. Chrysander im Händel 1, 314 nennt die Jahreszahl 1683, Fétis dagegen Monaco 1679. 1685 brachte St. ein neues Gesangswerk zum Druck, betitelt: „Sacer Janus Quadrifrons tribus vocibus vel duabus qualibet praetermissa modulans.“ Monachii, typis Joan. Jaecklini, welches er dem Kurfürsten Maximilian Emanuel dedicirte. Ein Exemplar in 4 Stb. besitzt das Liceo zu Bologna. Es enthält 48 Motetten mit einem Bassus continuus. Das Werk ist bis jetzt so unbekannt, daß uns jedes Urtheil darüber fehlt. Ueber die folgende Zeit giebt uns Chrysander's Händel nähere und sichere Nachricht, während die früheren Nachrichten Seite 311 im 1. Bde. ungenau sind, da ihm die Münchner Quellen fehlten. Er schreibt: die Oper Servio Tullio, zur Vermählung des Kurfürsten Maximilian Emanuel componirt, brachte auch den Herzog Ernst August von Hannover als Gast nach München. Steffani's Musik und Gesangskunst gefielen dem Herzoge so sehr, daß er ihn zu bereden suchte, als sein Capellmeister mit nach Hannover zu gehen. Da St. in München wenig Aussicht hatte sobald zu einer höheren Stellung zu gelangen, so schlug er ein, doch kann er erst nach 1688 nach Hannover gegangen sein, denn bis dahin läßt er sich in den Rechnungen der Münchener Hofcapelle verfolgen. Im Jahre 1686 wird er sogar noch zum Vicecapellmeister befördert und erst am 14. März 1688 wegen einer Reise nach Italien entlassen und ihm der Gehalt für 3 Jahre mit 3382 fl. ausgezahlt, von denen eine Summe abgezogen wurde, um seine Schulden in München zu bezahlen. Sein Gehalt betrug zuletzt 1080 fl. Nachweislich ist er erst 1689 in Hannover und componirt für die dortige Oper die Musik zu „Henrico Leone, dramma da recitarsi per l'anno

1689 nel nuovo theatro d' Hannover". Die Musik hat sich, entgegen der Ansicht Chrysander's, in der Bibliothek Berlin in 64 Arien unter dem Titel „Enrico 1689" im Manuscript 21,204 erhalten, doch fehlen die Instrumente und sind nur durch einen bezifferten Baß ersetzt. Die Musiklexika verzeichnen im Ganzen 11 Opern von St. Nachweisen kann ich außer der obigen, noch 9 Opern, die allerdings nur zum Theil mit den bisher genannten übereinstimmen, dafür die Gewähr geben, daß alle Flunkerei ausgeschlossen ist, die bisher immer noch in der Musikgeschichte in üppiger Weise wuchert. 1) „Alcides" 1689, 32 Arien, Mf. 21,204 in Bibl. Berlin, nur mit bez. Baß. Chrysander 1, 320 kennt nur das Hamburger Textbuch von 1696 unter dem Titel: Der siegende Alcides, ursprünglich „L' Alceste", von Mauro gedichtet. 2) „La lotta d'Hercole con Acheloo" 1689. Bibl. Berlin, vollständige Part. Mf. 21, 200. Bibl. München und kgl. Musikalien-Sammlung in Dresden haben statt d'Hercole das Wort d'Alcide. 3) „Alexander", 1690 resp. 1695, 70 Arien in Bibl. Berlin Mf. 21,204. Das hannoversche Textbuch trägt den Titel: La superbia d'Alessandro. 4) „Orlando", 1691 resp. 1696, 66 Arien in Mf. 21,204 der Bibl. Berlin. Das Textbuch in Hannover trägt den Titel: Orlando generoso. In Hamburg gab man die Oper unter dem Titel: Rolando, die Bibl. Berlin besitzt in Mf. 21,206 Arien und Duette. 5) „Atalanta o i Rivali concordi", 1692 resp. 1698. Bibl. München complette Partitur, in Berlin in Mf. 21,204 nur 65 Arien. In Mf. 21,206 Arien und Duette. Unter dem Titel: Gli rivali concordi auch in Berlin Mf. 21,201 eine vollständige Partitur. 6) „Alcibiade o la libertà contenta", 1693 resp. 1697, 63 Arien in Berlin in Mf. 21,204. 7) „Trionfo de fatto o Didone", 1695. 61 Arien ebendort. Das hannover'sche Textbuch trägt den Titel: I trionfi del fato o le glorie d'Enea. 8) „Briseide", 1696. Mf. 21,204 in Bibl. Berlin, 59 Arien. Chrysander 1, 321 Nr. 14 kennt nicht den Componisten. 9) „Tassilone", Oper in 5 Acten, ohne Jahr, vollständige Partitur in Mf. 21,202 Bibl. Berlin und auch in München. Chrysander giebt auf Seite 323 u. f. ein Urtheil über einige der Opern. Er lobt die lebhafte Erfindungsgabe, die treffliche gewissenhafte Arbeit, nur fehlt ihnen das dramatische Element. Es ist Musik für den Concertsaal, aber nicht für die Bühne. Dagegen sind seine berühmten und vielverbreiteten Duetti mustergültig und haben einstmals auf die Kunst des Satzes wie des Gesanges ihre volle Wirkung ausgeübt (Chrysander S. 327 ff.). St. genoß den Ruf des vortrefflichsten und unübertrefflichsten Componisten, sagt Chrysander a. a. O., und da er außerdem eine gute Erziehung genossen hatte und aus dem armen niederen Knaben ein feiner und liebenswürdiger Weltmann in priesterlichem Gewande geworden war, der nicht nur trefflich componirte, sondern auch in verwickelten politischen und Hofangelegenheiten sich als gewandter Gesandter bewies, so stieg er im Ansehen der Menschen von Stufe zu Stufe. Dem Hause Braunschweig-Hannover war vom Kaiser für geleistete Kriegsdienste die Kurfürstenwürde zugedacht. Kleinliche Streitigkeiten verzögerten die Ausführung. Als man nun im J. 1696 nach einer geeigneten Persönlichkeit suchte, um die Widersacher an den größeren Höfen unschädlich oder dem Plane geneigt zu machen, fiel die Wahl auf St. Der Erfolg der Gesandtschaft lehrte, daß die Wahl nicht besser sein konnte. Glänzende Belohnungen blieben nicht aus: Hannover erhöhte seinen Jahresgehalt und der Papst machte ihn zum Prälaten, indem er ihm das Bisthum Spiga im spanischen Westindien verlieh. Freilich mehr Ehre als Gewinn, denn das Bisthum war eines jener, die der Papst nie besaß, also jederzeit verschenken konnte. Nebenbei behielt er auch noch das Amt des Capellmeisters bei, denn er fand niemanden, dem er dasselbe anvertrauen konnte. Erst als Händel 1710 nach Hannover kam, St. ihn kennen gelernt und selbst bei Hofe empfohlen,

legte er die Direction in dessen Hände. Hawkins in seiner Musikgeschichte berichtet Händel's eigene Worte über seine Stellung zu St. und was er diesem zu danken habe (Chrysander 1, 311). Da nun St. in Hannover entbehrlich war, folgte er dem Rufe des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, eines enthusiastischen Musikliebhabers, der ihm den geheimen Rathstitel verlieh. Die Academy of ancient Music, 1710 von Dr. Pepusch u. a. in London gegründet, erwählte ihn zum Ehrenmitgliede und als die Gesellschaft 1724 auf dem Festlande größere Verbreitung fand, gab sie sich eine Verfassung und wählte St. zum Vorsitzenden. Alles was er nach der Erwählung zum Bischofe noch componirte, trägt den Namen seines Secretärs Gregorio Piva, so z. B. sämmtliche Compositionen, die er obiger Academy widmete und die sich jetzt in der Bibliothek des Royal College of Music in London befinden. Chrysander bezeichnet dieselben Seite 347 näher, druckt auch einen 2stimmigen Satz ab. Es sind zwei 3stimmige und ein 5stimmiges Madrigal („Al rigor“, „La spagnola“ und „Gettano i Rè“) und die 5stimmige Motette „Qui diligit Mariam“ mit Bassus continuus. Im J. 1729 reiste er in Gemeinschaft mit Händel, der Sänger engagiren wollte, nach Italien. An Ostern waren sie in Rom. Wieder nach Deutschland zurückgekehrt, und zwar nach Hannover, mußte er im folgenden Jahre einer öffentlichen Angelegenheit halber nach Frankfurt reisen, erkrankte daselbst und starb in wenigen Tagen. — Außer den oben genannten Compositionen ist noch ganz besonders ein „Stabat mater“ zu erwähnen (die Bibl. Berlin besitzt davon eine Copie in Ms. 6 in der Winterfeld'schen handschriftl. Sammlung), welches Chrysander sehr hoch schätzt (S. 350). Es ist für 6 Singstimmen, 2 Violinen, 3 Violen, Violoncello und Orgel geschrieben und in Erfindung wie Ausführung ein Meisterwerk ersten Ranges, welches in seiner Contrapunktik sogar hin und wieder an Seb. Bach erinnert. Der Einfluß, den St. auf Händel im Anfange ihrer Bekanntschaft ausübte, ist als ganz bedeutend zu veranschlagen und erstreckte sich sogar so weit, daß Händel Steffani'sche Themen benützte und in seiner Weise verwerthete (Chrysander 1, 349). Auch als Sänger leistete St. außerordentliches und Händel berichtet, daß er auf seiner letzten Romreise (1729) beim Cardinal Ottoboni, als einer der Hauptsänger bei den Montagabend-Musiken fehlte, dessen Partie übernahm, und obgleich seine Stimme nur eben so laut war, daß sie im Saale gehört wurde (St. war damals 74 Jahr alt), so war der edle schöne Ton, die feine anmuthige reine Singart und der keusche Ausdruck, so überraschend, daß alle Anwesenden erstaunt und entzückt waren. Auch als Musikschriftsteller trat er auf und zwar in Veranlassung einer 1694 zu Hannover in einer Gesellschaft gepflogenen Unterhaltung, der wohl die kleine, 1685 erschienene Schrift „Lettera scritta dal Sig. Antimo Liberati“ . . . zu Grunde gelegen hat. Die Abhandlung ist betitelt: „Quanta certezza habbia da suoi principii la musica et in qual pregio fosse perciò presso gli Antichi. Amsterdam. 1695. Risposta di D. A. Steffani Abbate di Lepsing Protonotario della San. Sede Apostolica. Ad una lettera del S^r^. March^e^. A. G. In difesa d'una Proposizione sostenuta da lui in una Assemblea Hannovera Sett. 1694“. 12°. 2 Bll. 72 S. (Bibl. Berlin und Dresden. Deutsch von Werckmeister 1699 und 1760 von Albrecht neu herausgegeben, ebendort vorhanden.) Hinter diesen Streitfragen lauerte die niedrige Ansicht, nach welcher die Musik im Wesen wie im Zwecke tief unter den übrigen Geistesthätigkeiten stand. Eine Ansicht, die wohl damals in der gebildeten Welt gang und gäbe gewesen sein muß. In einer solchen Zeit war Steffani's Sendschreiben ein Freibrief für die Kunst, wie Chrysander 1, 340 sich ausdrückt, den die Jünger der Kunst nur vorhalten durften, um den Bann prosaischer Vorurtheile zu brechen. So wirkte sein Büchlein auf die Zeit. St. sucht zu beweisen und thut es mit großer Beredtsam-

keit und seiner angeborenen Liebenswürdigkeit, daß die Musik im Wesen und in den Wirkungen den anderen Wissenschaften gleichberechtigt ist. Wenn er nun bemüht ist, die Musik hauptsächlich von der gelehrten Seite zu betrachten, um sie in den Kreis der Wissenschaften zu heben, so lag dies in den Ansichten der Zeit, welche die Musik nicht als Kunst zu fassen vermochte, wohl aber sich damit einverstanden erklärte, daß es eine Wissenschaft sei. Für uns hat die Abhandlung kaum noch ein Interesse, für die damalige Zeit war sie ein Wort zur rechten Zeit und vom historischen Standpunkte aus betrachtet, wirft sie ein recht klärendes Licht auf die Anschauungsweise über Kunst. Chrysander knüpft hieran noch einige belustigende Seitenblicke über englische und italienische Musikhistoriker, die ein grelles Licht auf die einstmalige Unwissenheit in musikhistorischen Sachen bekunden. (Siehe Chrysander 1, 342.) Rob. Eitner.

Steffani: Christian Friedrich St., evangelischer Theolog, geboren am 9. April 1780 in dem preuß. Flecken Wandersleben (Regierungsbezirk und Kreis Erfurt), empfing den ersten Unterricht von seinem Vater, der dort Organist und Lehrer war, und die eigentlich wissenschaftliche Vorbildung durch den Ortspfarrer und auf dem gothaischen Gymnasium, das damals unter F. W. Döring's bewährter Leitung stand. Während eines siebenjährigen Aufenthaltes daselbst mußte er nach dem frühen Tode des Vaters und bei dem geringen Vermögen der Mutter einen Theil seines Unterhaltes durch Singen im Schülerchor und durch Stundengeben verdienen. Mit Unterstützung der herzoglichen Regierung widmete er sich dann in Jena der Theologie, bestand nach Vollendung seiner Studien die Candidatenprüfung in Gotha und übernahm zunächst eine Hauslehrerstelle in Friedrichsanfang, einem Forsthause des Thüringer Waldes unweit des Dorfes Crawinkel. Drei Jahre später folgte er einem Rufe nach Regensburg, wo er die Kinder von vier angesehenen Kauf- und Handelsherren zu unterrichten hatte und sich in einer so befriedigenden Lage befand, daß er erst nach fünf Jahren (1809) in die Heimath zurückkehrte. Vom Generalsuperintendenten Josias Löffler (A. D. B. XIX, 106 f.) zum sogen. Visitationscandidaten ernannt, begleitete er nun diesen als Protokollführer auf amtlichen Reisen und genoß zugleich freie Wohnung in dessen Hause. Weil sich ihm damit die sichere Aussicht auf baldige Versorgung eröffnete, verlobte er sich mit Friederike Vonsack, einer gebildeten Bürgerstochter aus Gotha, und feierte seine Hochzeit, sobald er im December 1812 Pfarrer in Laucha geworden war. Neben seinen geistlichen Pflichten wandte er sich jetzt wieder der liebgewordenen pädagogischen Thätigkeit zu, indem er eine Anzahl Knaben zur Erziehung bei sich aufnahm. In dem benachbarten Dorfe Hörselgau, wohin er 1833 in gleicher Stellung übersiedelte, setzte er, immer mit Beihülfe seiner Gattin, diese Anstalt fort und gründete zudem eine Fortbildungsschule für Jünglinge und eine Abendunterhaltungsgesellschaft für Männer, obwol ihn die mit seiner Pfarrei verbundene Landwirthschaft bedeutend in Anspruch nahm. — Inzwischen waren ihm zwei Söhne und drei Töchter herangewachsen. Den älteren Sohn sah er seit 1842 als seinen zweiten Amtsnachfolger in Laucha walten, und den Bund der mittleren Tochter mit einem Geistlichen gedachte er am 24. November 1846 eben einzusegnen, als ein Schlagfluß ihn plötzlich seinen Angehörigen und seinem Wirken entriß. — Ein Mann von echter Frömmigkeit, von lauterer und milder Gesinnung, heiter und anregend in gesellschaftlichen Kreisen und ein trefflicher volksthümlicher Redner, fühlte er sich von seinem Berufe und dem Leben in seinem Dorfe so sehr angezogen, daß er öfter im Scherze äußerte: „Und wenn ich auch dreimal wiedergeboren würde, so wollte ich doch immer wieder Pfarrer werden und zwar allemal in Hörselgau“. An seiner theologischen und pädagogischen Fortbildung arbeitete er in freien Stunden rüstig weiter und lieferte auch ver-

schiedene Abhandlungen in die Darmstädter „Allgemeine Kirchenzeitung", wobei er jedoch seinen Namen verschwieg, da ihm der Beifall des Mitherausgebers K. G. Bretschneider vollständig genügte. Ferner veröffentlichte er noch in selbständiger Form: „Historische Fragen und deren Beantwortung für die Jugend. Zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung" (1811; 2., vermehrte Aufl. 1816) und „Dr. Martin Luthers Leben und Wirken" (1826; neue Ausg. 1831), ein „Supplementband" zu: „Dr. Martin Luthers Werke. In einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl". Der letzteren Schrift hat S. meist das seltene Buch des Joh. Mathesius: „Historien von . . . Doctoris Martini Luthers anfang, Lehr, leben vnd sterben" (Nürnberg 1570) zu Grunde gelegt und die alterthümliche und treuherzige Sprache der Urschrift möglichst beibehalten.

Meusel, Gel. Teutschl. XX (1825), 586. — Allgemeine Kirchenzeitung, Jahrg. 1847, Nr. 28, Sp. 246—248. — N. Nekrolog, 24. Jahrg., 1846, 2. Thl. (1848), S. 773—75. — Der Unterzeichnete in J. Petzholdt's N. Anzeiger f. Bibliogr. und Bibliothekwiss., Jahrg. 1881, Aug. und Sept., S. 265 f. — Vgl. auch: A. Beck, Geschichte d. gothaischen Landes, Bd. III, Thl. I, Gotha 1875, S. 451 und 369. (Außerdem gef. Mittheilungen von Pfarrer Jul. Steffani in Laucha.) A. Schumann.

Steffens: Feodor St. ist der Schriftstellername für Karl Helmuth Dammas. Geboren am 22. October 1816 zu Bergen auf der Insel Rügen als Sohn eines Lehrers, wurde er von seinem Vater zum Theologen bestimmt und dem Gymnasium zu Stralsund anvertraut. Nach fünfjährigem Besuche desselben änderte der Sohn aber selber seinen Lebensweg und schlug die Künstlerlaufbahn ein, indem er sich speciell dem Studium der Musik zu widmen beschloß. Er ging deßhalb nach Berlin, wo er zuerst das Königl. Institut für Kirchenmusik, später die Akademie der Künste besuchte und daneben an der Universität Vorlesungen über Philosophie, Geschichte und Aesthetik hörte. Aeußere Verhältnisse zwangen ihn bald, seine Existenz durch Unterricht in der Musik und Herausgabe von Compositionen zu sichern, allein Ueberanstrengung schwächte ihm Brust und Hals in dem Grade, daß er, bereits 26 Jahre alt, eine neue Laufbahn einschlagen mußte. Höhere Staatsbeamte, denen seine Begabung und sein Streben auf dem Kunstgebiete nicht unbekannt geblieben waren, leiteten den Uebertritt in die Beamtenlaufbahn ein, und als im Jahre 1843 bei jedem Oberpräsidium ein sogenanntes Preßbureau gebildet wurde, um nach der Idee des Königs Friedrich Wilhelm IV. eine allmähliche Befreiung der Presse von den bisherigen Fesseln anzubahnen, erhielt St. eine Stellung im Preßbureau des Oberpräsidiums zu Potsdam und bildete sich daneben in den übrigen Verwaltungsfächern bei der Regierung daselbst aus. Ein Jahr blieb er dort, während welcher Zeit auch einige seiner größeren Compositionen in öffentlichen und geschlossenen Kreisen zur Aufführung gelangten. Dann wurde er auf Wunsch des Königs dem Dichter Ludwig Tieck als Helfer bei seinem Schriftwechsel und seinen damaligen Arbeiten zur Aufführung der griechischen Dramen zugewiesen, wodurch er in stetem geistigen Verkehr mit der interessanten künstlerischen Tafelrunde Tieck's in dessen Villa zu Sanssouci blieb, bis er endlich durch Tieck's und Humboldt's Vermittelung eine Anstellung im Königlichen Hofmarschallamt erhielt, aus dem er dann nach einem halben Jahre als Geh. expedirender Secretär in das Finanzministerium übertrat. Jetzt begann er, seine Muße zu schriftstellerischen Arbeiten auszubeuten. Außer kleineren Novellen, die anonym in Kalendern und Journalen zum Abdrucke gelangten, schrieb er seinen historischen Roman „James der Zweite und sein Fall" (III, 1859), dem dann noch „Die Schulgefährten. Bilder aus der bösen Welt" (II, 1865),

„Faust. Eine tragikomische Fastnachtsposse“ (1865) und „Künstlerleben und Alltagsleben“ (Roman III, 1868) folgten. In seiner amtlichen Stellung ward St. vielfach zu selbständigen Kommissionen verwandt, wie z. B. 1862 zur Industrieausstellung in London; 1865 wurde er zweiter und 1875 erster Director der General-Lotterie-Direction, und in dieser Stellung starb er am 24./25. Mai 1885.

Handschriftliche Mittheilungen. Franz Brümmer.

Steffens: Henrich S., seiner Geburt nach Norweger, seiner Bildung und ganzen Lebensentwicklung nach aus eigener Wahl der deutschen Nation angehörend, vielseitig begabter Naturforscher, Philosoph und Dichter, einer der engsten Freunde und Anhänger des um zwei Jahre jüngeren Schelling, wurde am 2. Mai 1773 zu Stavanger als Sohn eines aus Holstein eingewanderten Chirurgen geboren. Von Kindheit an zeigte sich in seinem Naturell die unruhige Betriebsamkeit seines nach außen thätigen Vaters und die innige Religiosität seiner ernsten, frommen Mutter zu einer Persönlichkeit verschmolzen, die den lebhaftesten Drang nach stets sich erweiternder Welt- und Naturkenntniß mit dem Hang zu tiefsinniger Speculation und schwärmerisch poetischem Sinn vereinigte. Seine Eltern wechselten während seiner Kinderjahre häufig ihren Wohnsitz. Von Stavanger wurde sein Vater als Regimentsarzt nach Trondhiem, von dort nach Helsingör, dann nach Roeskilde, endlich nach Kopenhagen versetzt. Hier starb seine Mutter, die in dem Knaben den angeborenen religiösen Sinn aufs eifrigste genährt hatte. Nach unregelmäßiger Schulbildung bezog er 1790 die Universität in Kopenhagen, gab die Absicht, Theologie zu studiren auf, widmete sich, von der Lectüre der Werke Buffon's und Linné's erfüllt, durch die mannichfaltigen Eindrücke einer großen Natur von früh auf angeregt, dem Studium der Naturgeschichte und erwählte die Mineralogie zu seinem Hauptfach. Von einer naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Kopenhagen unterstützt, unternahm St. 1792 eine Seereise an der Westküste von Norwegen, um Mollusken zu sammeln, und erlitt auf der Rückfahrt in der Nordsee schweren Schiffbruch; eine Katastrophe, die er später in novellistischer Form ausführlich geschildert hat. Nachdem er in Hamburg und bei seinem in Rendsburg zurückgezogen lebenden Vater mehrere Jahre einsam zugebracht hatte, habilitirte er sich 1796 als Privatdocent an der Universität Kiel, wo seine erste deutsche Schrift „Ueber die Mineralogie und das mineralogische Studium“ abgefaßt wurde. Gleichzeitig machte sich bei ihm reges ästhetisch-litterarisches und philosophisches Interesse geltend. Kant und Fichte standen an seinem Horizont; namentlich aber ergriffen ihn Jacobi's Briefe über die Lehre des Spinoza, eine Schrift, die nach seinen eigenen Worten „Epoche in seinem Leben gemacht hat“. Mit Leidenschaft vertiefte er sich in Spinoza's seiner eigenen Ahnung entgegenkommende Lehre von der Einheitlichkeit des Weltwesens. Nur vermißte er in der starren Einheit und Ruhe der spinozistischen Substanz den belebenden Puls und die in der Fülle und Mannichfaltigkeit der Naturerscheinungen sich äußernde Triebkraft. An das Sterbebette seines Vaters nach Rendsburg berufen, eilte er dorthin; und als er tief erschüttert nach Kiel zurückkam, fand er Schelling's „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ vor. Diese sowie Schelling's Schrift von der „Weltseele“ wurden für sein Denken entscheidend, erfüllten seine tiefsten Hoffnungen und „bestimmten seine Thätigkeit für sein ganzes Leben“. Deutschland, mit dessen großer geistiger Bewegung er schon vertraut war, wurde das Land seiner Sehnsucht. Durch den dänischen Minister Grafen Schimmelmann mit einem Reisestipendium versorgt, eilte er im Frühjahr 1798 von Hamburg aus theils im Postwagen, theils als Fußwanderer über den Harz und Erfurt nach Jena, brachte dann mehrere Wochen mit geognostischen Untersuchungen beschäftigt im Thüringer Walde zu,

studirte in der idyllischen Waldeinsamkeit von Schwarzburg Fichte's „Wissenschaftslehre" und kehrte nach Jena zurück, kurz bevor A. W. Schlegel und Schelling daselbst eintrafen. Er hörte Schelling's Probevorlesung mit an, worin die Idee einer Naturphilosophie und die Nothwendigkeit, die Natur aus ihrer Einheit zu erfassen, energisch auseinandergesetzt wurde. Von diesen mit seiner eigenen Intention zusammentreffenden Gedanken fühlte St. sich ganz hingerissen, suchte Schelling persönlich auf und schloß mit ihm einen Freundschaftsbund, der sich fürs ganze Leben haltbar erwiesen hat. Auch in Fichte's Vorlesungen hospitirte er, gewann Goethes Wohlwollen, verkehrte bei A. W. Schlegel sowie im Frommann'schen Hause und fand damit dauernde Aufnahme und Anerkennung in den höchsten, maßgebenden Kreisen der deutschen Litteratur. Im Sommer 1799 ging St. von Jena über Berlin, wo er Tieck, Schleiermacher und Fr. Schlegel kennen lernte, nach Freiberg, um an der dortigen Bergakademie unter Werner's sachkundiger Leitung sein mineralogisches Fachstudium fortzusetzen. Werner's Geognosie und Schelling's Philosophie wirkten nun in seinem Geiste zusammen; ihr gemeinschaftliches Erzeugniß war das von Steffens in Freiberg ausgearbeitete Werk „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde" (1801); ein Buch, welches von den naturphilosophischen Anhängern Schelling's mit Begeisterung begrüßt wurde, und von dem St. selber erklärt: „Alle Erscheinungen des Lebens in der Einheit der Natur und Geschichte zu verbinden und aus diesem Standpunkt der Einheit beider die Spuren einer göttlichen Absichtlichkeit in der großartigen Entwicklung des Alls zu verfolgen, war die offenbare Absicht dieser Schrift". „Was ich in dieser Schrift zu entwickeln suchte, bildet das Grundthema meines ganzen Lebens." Mit geistvoller Verwerthung naturwissenschaftlicher Specialkenntnisse und dichterisch freier Phantasie wird darin der Gedanke einer stufenförmig schaffenden Natur durchgeführt, die, mit anorganischen Processen und Producten beginnend, in der freien menschlichen Persönlichkeit ihren Gipfel und ihr Ziel erreicht.

Nachdem St. in seine Heimath zurückgekehrt war, zwei Jahre in Kopenhagen gelebt und sich mit einer geborenen Reichardt verheirathet hatte, erhielt er auf Reil's Betrieb einen Ruf als ordentlicher Professor der Naturphilosophie, Physiologie und Mineralogie an der Universität Halle a. S. Hier traf er hoffnungsfreudig im September 1804 ein und trat sein Lehramt an, um nun dauernd dem preußischen Staat seine Dienste zu widmen. Schleiermacher, F. A. Wolf, Reil waren seine Collegen und Freunde in Halle. Von der zündenden Einwirkung seiner Vorlesungen auf die akademische Jugend berichtet Varnhagen von Ense in seinen „Denkwürdigkeiten". Zu gleicher Zeit publicirte St. seine Schrift „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft" (1806), eine Verherrlichung der Ansichten Schelling's.

Nach der unglücklichen Schicksalsschlacht von Jena und Auerstädt, deren fernen Kanonendonner St. auf der Landstraße nach Merseburg mit an die Erde gelegtem Ohr in ängstlicher Spannung verfolgte, wurde die Universität in Halle von Napoleon aufgehoben. St., von dem Zusammenbruch des Staates aufs tiefste erschüttert, nahm vorläufig bei dem preußischen Ministerium Urlaub, hielt sich als Emigrant zwei Jahre lang in Holstein, Hamburg und Lübeck bei Freunden auf, kehrte dann aber 1808 in das nunmehr „königlich westfälisch" gewordene Halle zurück und begann an der wiederhergestellten, jedoch nur kümmerlich vegetirenden Universität vor wenigen Zuhörern von neuem seine Lehrthätigkeit. An den von Berlin und Halle aus geleiteten Unternehmungen patriotischer Männer, die den Sturz der napoleonischen Gewaltherrschaft vorbereiten sollten, betheiligte sich St. aufs lebhafteste, wobei er gegenüber den französischen Polizeispionen in nicht geringe persönliche Gefahr gerieth. Nach den fruchtlosen Auf-

standsversuchen Schill's und Dörnberg's wurde die erhoffte Wiedergeburt Preußens und Deutschlands aufs Unbestimmte vertagt.

Unter diesen Umständen mußte ihm eine an ihn gelangende Berufung nach Breslau höchst willkommen sein. Im Herbst 1811 siedelte er von Halle nach Breslau über, richtete dort das physikalische Institut ein, hielt Vorlesungen über Physik und Philosophie, arbeitete ein mineralogisches Handbuch aus, verfolgte aber zugleich mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit den Gang der preußischen Politik, die, wie ganz Europa, Napoleon auf seinem russischen Feldzug Heeresfolge zu leisten gezwungen war. Trotz aller bitteren Enttäuschungen verließ den patriotischen Mann der Glaube an eine bessere Zukunft nicht. Er trat mit Gneisenau und Scharnhorst in vertrauliche Beziehungen. Er sah nach dem Untergang der großen Armee und Napoleon's heimlicher Flucht die Morgenröthe des längst ersehnten Tages aufdämmern; und als nach General York's entscheidender That König Friedrich Wilhelm III. in Breslau den Aufruf an das Volk erließ, hielt Steffens an die massenhaft zusammenströmende vaterländische Jugend in grenzenloser Erregung flammende Reden, die zum Kampf aufforderten und in denen er den Entschluß, selbst die Waffen zu ergreifen, bestimmt aussprach. Er hat Wort gehalten. Ein vierzigjähriger Stubengelehrter und Familienvater, bis dahin dem Kriegsdienst völlig fernstehend, ging er mit dem Beispiel voran. Als Freiwilliger, mit dem Recht die Officiersuniform zu tragen, trat er in das Heer ein und hat den ganzen Krieg von 1813—14 mitgemacht. Im Hauptquartier Blücher's nahm St. an den Schlachten von Groß-Görschen, von Bautzen, von Wartenburg, an der Völkerschlacht bei Leipzig, am Winterfeldzug in Frankreich theil, bis er nach der Einnahme von Paris, mit dem eisernen Kreuze geschmückt, im Mai 1814 aus dem Militärdienste entlassen wurde.

Von nun an konnte er sich, nach Breslau zu seiner Familie und seinem akademischen Wirkungskreis heimgekehrt, in ungestörter Muße wissenschaftlichen und litterarischen Arbeiten widmen. Nach Abschluß des Friedens, nach der Neugestaltung Europas durch den Wiener Congreß und im Zusammenhang mit den aufgeregten Erwartungen der Nation waren es begreiflicher Weise zunächst Fragen politischer Art, von denen sein Interesse lebhaft in Anspruch genommen wurde. Zwei größere Schriften gingen hieraus hervor: „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden" (1817) und „Caricaturen des Heiligsten" (1819—21). Darauf folgte, den feststehenden Grundgedanken seiner Naturphilosophie wieder aufnehmend, die „Anthropologie" (2 Bde., 1822), worin der Mensch als lebendige Einheit des Geistes und der Natur, somit als mikrokosmischer Vertreter des Universums begriffen werden soll. Ganz im schellingianischen Sinne zieht St. Physik, Geologie, Physiologie herbei, um mit phantastischem Analogienspiel und willkürlicher Symbolik die teleologische Weltentwicklung von den anorganischen Naturfactoren an bis zu dem in freier Sittlichkeit und religiösem Bewußtsein sich entfaltenden Typus des Menschenthums vor Augen zu führen. Daß diese phantastische Anthropologie neben lautem Beifall auch heftige Angriffe erfuhr, ist kein Wunder. Eine sehr scharfe und bittere Recension schrieb Herbart. — Einige größere Reisen unterbrachen den Aufenthalt in Breslau. Im Jahre 1817 ging St., von Schütz begleitet, nach Süddeutschland, hielt sich acht Tage lang in München bei seinem alten Freunde und verehrten Meister Schelling auf und machte die persönliche Bekanntschaft des greisen F. H. Jacobi sowie des Mystikers Franz v. Baader. Sieben Jahre später (1824) unternahm er mit seinem Neffen eine skandinavische Reise, die ihn nach Stockholm, Upsala und zu seiner in Hedemarken lebenden Schwester führte. Mehrfach wurde St., abgesehen von philosophischen Meinungsgegensätzen, in heftige Conflicte und

Streitigkeiten verwickelt. So über das von Jahn geförderte Turnwesen, dessen Berechtigung er aus höherem ethisch-pädagogischem Gesichtspunkt anzweifeln zu müssen glaubte. Hauptsächlich aber waren es innere und äußere Kämpfe confessionell-religiöser Natur, von welchen er bei der Einführung der Union in Preußen ergriffen wurde. Er nahm gegen die ministeriellen Anordnungen für die streng lutherisch gesinnten Gemeinden Partei, hielt in Breslau auf eigene Hand religiöse Versammlungen ab, veröffentlichte 1824 sein Buch „Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben", sprach später in der Schrift „Wie ich wieder Lutheraner wurde" (1831) sein persönliches Glaubensbekenntniß aus und bat, von einem Ministerialschreiben tief verletzt, den König um Entlassung aus dem Staatsdienst. Diese wurde ihm zwar, trotz wiederholten Abschiedsgesuches, unter ausdrücklicher Anerkennung seiner Verdienste nicht gewährt; indessen mehr und mehr fühlte sich St. in Breslau isolirt und sehnte sich aus einer immer unerquicklicher gewordenen Lage heraus.

Inzwischen hatte der alternde Gelehrte auch seiner poetischen Naturanlage Spielraum gegeben; und zwar nach einer Richtung, die durch sein religiöses Innenleben wesentlich mitbestimmt war. Er schrieb eine längere Reihe von Novellen, wie „Die Familie Walseth und Leith" (3 Bde., 1827) und „Die vier Norweger" (6 Bde., 1828); Dichtungen, die vielen Beifall fanden und in denen die Schilderung großer nordischer Naturscenerien sich mit feiner psychologischer Beobachtung und dem Grundton einer tief empfundenen Religiosität auf eigenthümliche Weise verschwisterten.

Seine Sehnsucht, aus den Breslauer Verhältnissen herauszukommen, wurde endlich ganz seinen Wünschen entsprechend dadurch befriedigt, daß St. auf Verwendung des ihm persönlich wohlwollenden Kronprinzen (des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV.) in seinem 59. Lebensjahr einen Ruf an die Universität in Berlin erhielt. Am 14. April 1832 traf er in Berlin ein, hielt hier Vorlesungen über Naturphilosophie, Anthropologie und Religionsphilosophie und wurde, obwohl der Mehrzahl seiner Collegen innerlich fremd und mit dem wissenschaftlichen Geiste der Zeit in Zwiespalt, nach Ablauf von drei Semestern zum Rector gewählt. Sein letztes wissenschaftliches Werk ist eine „Christliche Religionsphilosophie" (2 Bde., 1839). Unmittelbar daran schloß sich eine äußerst inhaltreiche Autobiographie, welche wegen der nach dem Leben entworfenen Schilderungen zahlreicher hervorragender Menschen und interessanter Zustände einer hochbedeutsamen Periode der neuesten deutschen Geschichte als werthvolle Quellenschrift betrachtet werden darf. Sie erschien unter dem Titel „Was ich erlebte" in 10 Bänden; Breslau 1840—1844. St. starb in Berlin am 13. Februar 1845.

Nachgelassene Schriften von H. Steffens, mit einem Vorwort von Schelling, 1846. — Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten. — R. Haym, Die romantische Schule. — Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, Bd. VI.

O. Liebmann.

Steffens: Johann Heinrich St. (nicht Steffen), geboren 1711 zu Nordhausen, war Rector der Lateinischen Schule in Celle und starb am 26. Jan. 1784. An eine litterarische Richtung seiner Zeit hat sich S. nicht angeschlossen, ja er scheint kaum mehr als oberflächlich Kenntniß von den zeitgenössischen Schöpfungen gehabt zu haben. Er war viel zu sehr Schulmann, als daß er die poetischen Bestrebungen von einem anderen, als dem rein pädagogischen Standpunkte hätte betrachten können. Die Poesie hielt er für einen der vornehmsten Unterrichtsgegenstände und vermeinte durch Uebungen im „Versemachen", Uebersetzungen und Aufführungen seine Schüler zur höchsten Stufe sittlicher und

geistiger Vollkommenheit zu führen. Seine Schrift „Von der Moralität der Schauspiele“ (Celle 1746) regt zu einem interessanten Vergleich mit Schiller's ähnlichem Aufsatz an und bringt den himmelweiten Abstand der ästhetischen Auffassung zweier auf einander folgender Zeitalter drastisch zur Anschauung. Freilich wollte auch S. ästhetisch erziehen, blieb aber zeitlebens den lehrhaften Grundsätzen des 17. Jahrhunderts treu und war ein ebenso trockener und ungeschickter Versemacher wie eifriger Pädagog. Das beweisen nicht nur seine Bearbeitungen: Der „Oedipus“ nach Sophokles (Celle 1746), „Der Geldtopf“ nach der Aulularia des Plautus (1765), „Das Schnupftuch“ nach Shakespeare's „Othello“ (1770), „Aesop am Hofe“ und „Aesop in der Stadt“ nach Boursault (1770), die lateinische Uebersetzung von „Emilia Galotti“ (1778; progymnasmatis loco), sondern auch seine eigenen (nach fremden Romanen u. s. w. verfertigten) dramatischen Versuche: „Placidus oder Eustach, Trauerspiel“ (1749), „Clarissa, Trauerspiel“ (1765), „Tom Jones, Lustspiel“ (1765). S. schrieb außerdem „Die Geschichte der ältesten Bewohner Deutschlands“ (1752), einen „Index geographicus Europaeus“ (1768) und andere in gleicher Weise werthlos gewordene geschichtliche Bücher.

Meusel, Lexicon der 1750—1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller, XIII, 313. Friedrich Brandes.

Steffens: Johann Friedrich Esaias St., evangelischer Prediger, † 1802. St. war ein vielseitig gebildeter Theologe und beliebter Kanzelredner. Er wurde geboren am 19. Januar 1716 zu Wippra in der Grafschaft Mansfeld, studirte von 1735 an in Göttingen, wirkte von 1740 bis 1749 als Lehrer und Conrector in Celle, von 1749 an aber bis an seinen Tod als evangelischer Geistlicher in Stade. Erst war er daselbst Diakonus an der Wilhadikirche, 1751 wurde er Pastor primarius an der Cosmas- und Damianikirche, 1780 Senior des geistlichen Ministeriums. Mit unermüdeter Berufstreue verwaltete er diese Aemter, bis er, im 87. Lebensjahre, am 24. Juni 1802, starb. Sein religiöses Gemüth offenbart sich in seiner Schrift „Heilige Gespräche frommer Christen mit Gott“, Stade 1782, 8°. Andere Schriften von ihm aus den Jahren 1741 bis 1784 bei Doering, Die gelehrten Theologen Deutschlands u. s. w., 4. Bd. 1835, S. 333—335, wo auch die Daten seines Lebens stehen.

P. Tschackert.

Steffensen: Asmus St., Pädagog, geb. am 12. Decbr. 1783 im Dorfe Thumby in Angeln (Schleswig-Holstein). Auf dem Lehrerseminar in Kiel, unter dem berühmten Katecheten Heinr. Müller (A. D. B. XXII, 556) ausgebildet, ward er zuerst Lehrer an der Kirchspielschule in Geltingen, 1807 erster und von 1812 an alleiniger Lehrer am Waisenhause in der Stadt Flensburg, 1826 Lehrer an der Schule zu St. Marien daselbst und 1834 Oberlehrer an der Hauptschule für Mädchen daselbst. Auf sein wegen zunehmender Altersschwäche gestelltes Ansuchen ward er zu Neujahr 1850 entlassen und zog nun zu seinem Sohn, der Pastor in Sarau war, starb aber daselbst schon am 26. Juli desselben Jahres. — In Flensburg war, als er dort antrat, ein reges Leben unter der jüngern Lehrerwelt und St. betheiligte sich dabei mit voller Kraft. In Verbindung mit den Collegen Nissen und Herrmannsen und theilweise auch Bendixen verfaßte er eine Reihe von Schulbüchern, die damals viel gebraucht und in mehreren Auflagen erschienen sind. Z. B. „Aufgaben zu Uebungen in den vier Grundrechnungsarten“, 1809, 5. Aufl. 1824. „Theoretisch-praktisches Handbuch für unmittelbare Denkübungen. Eine gekrönte Preisschrift“ 1812, 2. Aufl. 1819. „Gedächtnißübungen für die Jugend“, 3. Aufl. 1817. — Von ihm allein verfaßt erschien: „Beleuchtung wichtiger oft verkannter Wahrheiten aus der Erziehungskunde.“ Augustenburg 1822. In Briefform verbreitet sich der Verfasser über die

Wichtigkeit der Erziehung im allgemeinen und des erziehenden Unterrichts. Es hat diese Schrift, die viel Durchdachtes und Lehrreiches enthält, seiner Zeit viel Anerkennung gefunden. „Katechetische Ausarbeitungen," 1822. „Julie oder der kindliche Sinn", 1826. Der Verfasser wollte durch diese Charakterschilderung den frommen religiösen Sinn der reiferen Jugend fördern helfen. Die Erzählung ist anziehend, in edler Sprache geschrieben. „Auswahl gradmäßig geordneter Materialien zu Stilübungen der Jugend", Altona 1828. „Pädagogische Lehrerzählungen", Hamburg 1831. Auch lieferte er Beiträge zu den Provinzialberichten und dem schleswig-holsteinschen Schulblatt, in welchem sich auch einzelne Gedichte des begabten Verfassers befinden, z. B. 1851, S. 353.

N. Nekrolog der Deutschen XXVIII, 447. — Schl.-Holst. Schulbl. XIII, 542. — Lübker-Schröder, Schriftstellerlexicon II, 582. — Alberti II, 415.

Sein Sohn Heinrich Jürgen St., geb. am 16. Juli 1814 in Flensburg, † als Pastor in Sarau am 22. December 1854, war gelehrter Theolog, der das Amtsexamen mit dem höchsten Prädicat bestanden. Von ihm sind mehrere theologische Abhandlungen gedruckt, z. B. in Pelt's theol. Mitarbeiten 1838, I, 4, 64 „Versuch einer Würdigung der vornehmsten Einwürfe gegen die Christologie Schleiermacher's". III, 3, 106: „Beitr. zum Verständniß der Schleiermacher'schen Glaubenslehre". IV, 2, 3: „Die Lehre von den göttl. Eigenschaften. In den Stud. und Krit. 1847, III, 718: „Ueber Matthäi 31, 45, 46". 1848, III, 686: „Ueber die Parabel von den Arbeitern im Weinberg" ꝛc. (Alberti, Schriftstellerlexicon II, 415). Ein zweiter Sohn ist der Professor der Philosophie Dr. Karl St. in Basel. Carstens.

Stegen: Johanna St., „das Mädchen von Lüneburg". Als im Jahr 1813 die Trümmer der großen Armee aus Rußland zurückflutheten und ihnen auf dem Fuße die als Befreier vom Joche des verhaßten Fremdlings jubelnd begrüßten Russen und die auf den Ruf ihres Königs voll Begeisterung zu den Waffen geeilten Preußen folgten, war auch Lüneburg am 18. März von der französischen Besatzung geräumt und am 21. März von einer kleinen Abtheilung Kosacken, zu denen bald mehr Truppen stießen, besetzt worden. Aber nur kurze Zeit dauerte die Freude der Bürger; schon am 30. März mußte die schwache Schaar vor dem mit großer Uebermacht heranrückenden General Morand zurückweichen. An zwei mit den Waffen in der Hand ergriffenen Bürgern wurde blutige Rache geübt, andere wurden theils als Geiseln, theils um sie vor das Kriegsgericht zu stellen, festgenommen. Am 2. April griffen die nunmehr erstarkten Verbündeten die Stadt an, trieben auch die Franzosen hinaus, hatten aber dann dem gegen das Neue Thor wieder andringenden Feinde gegenüber einen harten Stand, namentlich die preußischen Füsiliere des v. Borcke'schen Bataillons, deren Munition auf die Neige ging, als mit einem Male ein Mädchen in einfach bürgerlicher Tracht bei ihnen erscheint, das in seiner Schürze gerade das trägt, was sie am nöthigsten brauchen — Patronen, die es aus einem umgestürzten Munitionswagen aufgesammelt hatte. Auf weitere Nachfrage läuft sie selbst wieder dorthin und bringt, so viel sie nur tragen kann. Dreimal, nach anderer Angabe sogar fünfmal, legt sie in augenscheinlichster Lebensgefahr den Weg zurück und bleibt, obgleich ihre Kleider mehrfach durchlöchert wurden, mitten im Kugelregen unverletzt, bis der Fall des feindlichen Anführers General Morand den Sieg zu einem vollkommenen machte. Von den Kämpfern kannte sie natürlich keiner, nur ihr röthlich-blondes Haar war aufgefallen und durch dies wurde sie, als sie sich in der Stadt eifrigst an der Sorge für die Verwundeten betheiligte, als Johanna St., die am 11. Januar 1793 zu Lüneburg geborene Tochter des Sülzvogts Peter Daniel Stegen und seiner Ehefrau Sophie geb. Behrends ermittelt. Die Mutter, früh verwittwet und auf ein kärgliches Gnadengehalt an-

gewiesen, war nicht im Stande, ihrer Tochter außer einer einfachen auf Pflichttreue und Gottesfurcht gerichteten Erziehung etwas für das Leben mitzugeben und daher trat sie, wie es zu jener Zeit bei Mädchen aus kleinbürgerlichem Stande überhaupt üblich war, nach ihrer Einsegnung in Dienst. Bei Beginn des Straßenkampfes war sie mit ihrer Dienstherrin, der verwittweten Frau Zollverwalter Hentze, in den Keller eines Nachbarhauses geflüchtet, hatte von dort den Einzug der Freunde mit angesehen und die vorbeireitenden Kosacken mit Branntwein erquickt. Den weiterziehenden folgte sie bis vor das Thor, wo die unterwegs aufgelesene Last und ihre weitere Hülfeleistung den Vertheidigern die nachdrückliche Fortsetzung des Feuergefechts ermöglichte. Freilich blieb der schwergewonnene Sieg ohne dauernden Erfolg. Schon am nächsten Tage zogen sich die Verbündeten vor der 6000 Mann stark unter General Montbrun vorrückenden Vorhut Davoust's wieder zurück und bis zum 16. September, wo die Franzosen endgültig die Stadt räumten, schwebte Johanna in der größten Gefahr; mehrmals entging sie den sie suchenden Häschern nur wie durch ein Wunder. General Tettenborn, der am 18. September Lüneburg besetzte, erwies ihr hohe Ehren, zog sie zur Tafel und stellte sie allen Anwesenden (darunter Varnhagen v. Ense, der dies berichtet) als würdigen Kampfgenossen vor. Mit Tettenborn war auch Major v. Reiche, der Führer eines Bataillons freiwilliger Jäger, nach Lüneburg gekommen, der sie bei dieser Gelegenheit kennen und schätzen lernte und seine Gemahlin veranlaßte, sie zu sich zu nehmen, nicht als Dienerin, sondern als liebe Hausgenossin. Dort in Berlin verlobte sie sich dem freiwilligen Jäger Wilhelm Hindersin. Nachdem dieser 1816 als Feldwebel seinen Abschied genommen und im neuerrichteten, seinem Gönner Major v. Reiche unterstellten königlichen lithographischen Institut eine Anstellung gefunden hatte (er war ein sehr tüchtiger Zeichner und führte die technische Leitung der Anstalt), fand am 28. September 1817 die Hochzeit statt, bei der Friedr. Ludw. Jahn, Major v. Reiche und Fr. Aug. v. Stägemann Trauzeugen waren. Ziemlich 25 Jahre lebte sie geachtet und geliebt von allen, die ihr nahe traten, in glücklicher, mit vier Kindern gesegneter Ehe und mancherlei Auszeichnungen wurden ihr zu Theil, bis sie am 12. Januar 1842 einem Herzleiden erlag. Die ersten Anfänge dieses Leidens weisen auf den 13. Juli 1813 zurück, wo sie in der Mittagshitze über drei Meilen Wegs wie ein gehetztes Wild vor den französischen Douaniers flüchtete, und schließlich noch viele Stunden in einem Keller sich verborgen halten mußte. Ihr Gatte, der sich 1846 zum zweiten Male vermählt hatte, starb am 31. Januar 1863.

Viel gepriesen, viel erhoben wurde die heldenhafte That des „Mädchens von Lüneburg", Rückert, Varnhagen, Maßmann haben sie in gut gemeinten Versen besungen, Wilhelm Scheerer machte sie zur Heldin eines 1829 erschienenen, mehrfach aufgeführten Nationalschauspiels in drei Acten. Dichtung und Sage haben die wirklich feststehenden, hier nach Möglichkeit wiedergegebenen Thatsachen mit einem Schleier umwoben, und selbst der Biograph Johanna's, Hans Ferd. Maßmann, der noch in der Lage war, aus den besten Quellen zu schöpfen, scheint sich in der Jubelstimmung des Jahres 1863 von der Aufnahme einer Reihe an sich sehr wohl möglicher, aber unbeweisbarer Einzelzüge nicht freigehalten zu haben.

Der zweite April 1813 und Johanna Stegen, das Mädchen von Lüneburg. Zur fünfzigjährigen Jubelfeier ins Gedächtniß gerufen von H. F. Maßmann, Dr., Professor ꝛc. Ein Buch für das gesammte deutsche Volk. Mit Bild. Lüneburg 1863, VIII, 72 S. 8°, worin die bis dahin erschienene, seitdem um nichts Wesentliches vermehrte Litteratur verzeichnet ist. Maßmann

stützt sich selbst besonders auf eingehende mündliche und schriftliche Berichte ihres ältesten Sohnes, des Bankdirectors Hindersin in Stettin, und des Appellationsgerichtsraths v. Reiche in Breslau, eines Sohnes des mehrfach genannten Majors v. Reiche, sowie anderer Zeitgenossen.

Ad. Hofmeister.

Stegmann: Joh. Gottlieb St., mathematischer Physiker, ist am 16. Juni 1725 zu Hartum im Fürstenthum Minden geboren, wo sein Vater Geistlicher war. In den Anfangsgründen der Wissenschaft wurde er vom Vater unterrichtet, später wurde ihm ein Hauslehrer gehalten. Nach des Vaters Tode besuchte er von 1736—1740 das Gymnasium in Lübeck, dann die Waisenhausschule zu Halle, welche er 1743 verließ, um sich auf der dortigen Hochschule dem Studium der Philosophie, Mathematik und Physik zu widmen; außerdem hörte er in Halle und später in Jena auch theologische Vorlesungen. Nach Beendigung seiner akademischen Studien unternahm er eine längere wissenschaftliche Reise und war dann eine Zeit lang Hauslehrer in der Familie eines Postverwalters. Am 16. Juni 1750 erwarb er sich von der Universität zu Rinteln die philosophische Doctorwürde, nachdem er vorher eine Zeit lang daran gedacht hatte, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Er begann jetzt Vorlesungen an der Universität zu halten, und zwar wandte er sich in ihnen wie in seinen sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten immer ausschließlicher der Experimentalphysik zu und leistete auf diesem Gebiete bald so Vortreffliches, daß er unter seinen Zeitgenossen eine sehr hervorragende Stellung einnahm. Schon ein Jahr nach seiner Promotion wurde er außerordentlicher, ein weiteres Jahr später ordentlicher Professor an der Universität Rinteln. Am fruchtbarsten und umfassendsten aber entfaltete sich seine Thätigkeit, nachdem er vom Landgrafen Wilhelm VIII. an das Collegium Carolinum nach Kassel berufen worden war. Dort hat er neben seiner Lehrthätigkeit eine sehr erfolgreiche experimentelle Wirksamkeit entfaltet und eine Reihe physikalischer, technischer und mathematischer Instrumente, theils selbst erfunden, theils für den praktischen Gebrauch verbessert, die sich alsbald in weiteren Kreisen einen vortheilhaften Ruf errangen und vielen Absatz fanden. Die Herstellung derselben wurde infolge dessen schließlich fast fabrikmäßig betrieben. Wir besitzen ein von ihm in Druck gegebenes umfangreiches Preisverzeichniß seiner physikalischen und mathematischen Instrumente, unter denen die von ihm selbst erfundenen oder wesentlich verbesserten mit einem Sternchen bezeichnet sind; darunter befinden sich ein Mikroscop zur Beobachtung von Wasserinsecten, ein Sonnenmikroscop, eine Handluftpumpe mit besonders zweckmäßiger Construction, eine Compressionsmaschine, eine Milchpumpe, ein Papinianischer Topf u. dgl. m. Ueber mehrere dieser Instrumente hat er dann eingehende Erläuterungen und Gebrauchsanweisungen drucken lassen, daneben aber auch auf theoretisch-physikalischem Gebiete eine rege, wenn auch minder eigentlich schöpferische Thätigkeit entfaltet, die sich dann auch auf die Grenzgebiete seiner Wissenschaft, ja selbst auf allgemeine philosophische Fragen erstreckte. Nicht ohne Interesse sind auch die historischen Abhandlungen, die er über die Verdienste mehrerer hessischer Landgrafen (Wilhelm's IV., Karl's, Moritz's) um die philosophischen und mathematischen Wissenschaften verfaßt hat, da in ihnen zum ersten Male die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die bedeutende intensive und extensive Thätigkeit gelenkt wurde, welche namentlich die geistig hervorragenden Landgrafen Wilhelm IV. und Moritz der Gelehrte als selbstthätige Förderer und Gönner wissenschaftlicher Arbeit entfaltet haben. — Im Jahre 1786 wurde S. dann mit mehreren anderen Lehrern des Collegium Carolinum zugleich an die Universität Marburg berufen, wo er den Lehrstuhl für Logik, Metaphysik, Mathematik und Physik inne hatte; doch war zu dieser Zeit seine eigentliche Schaffenskraft

infolge einer langwierigen Krankheit, die ihn bald nach seiner Uebersiedelung nach Marburg befiel, schon sehr verringert. Seine eigentliche Glanzperiode fällt in die Jahre seines Aufenthaltes in Kassel. Am 4. Mai 1795 ist er zu Marburg gestorben.

Vgl. seine Selbstbiographie in dem akademischen Programm von Mich. Conr. Curtius, De translatione academiarum, Marburg 1786. 4°; ferner Mich. Conr. Curtius, Memoria Joannis Gottlieb Stegmanni, Marburg 1795. 4°, in der auch ein 32 Nummern umfassendes Verzeichniß seiner Schriften enthalten ist, endlich Strieder's hessische Gelehrtengeschichte XV, 267—278, der sich namentlich durch eine Zusammenstellung der von St. erfundenen bezw. verbesserten Instrumente ein Verdienst erworben hat.

Georg Winter.

Stegmann: Josua St. (oder Stegman) wurde im Jahre 1588 zu Sülzfeld bei Meiningen geboren. Sein Vater, der Pastor Ambrosius St. (geboren im J. 1556 zu Luckau in der Niederlausitz), stand seit dem J. 1583 in Sülzfeld und kam im J. 1593 als Superintendent nach Eckardtsberga, wahrscheinlich dorthin berufen durch Vermittlung seines Schwiegervaters Josua Loner, der seit 1592 Superintendent in Altenburg war. In Eckardtsberga ward unser St. wohl zunächst von seinem Vater unterrichtet; er soll dann weiter zu Rosa, einem Dorfe bei Meiningen, auf die Universität vorbereitet sein. Wahrscheinlich im J. 1607 bezog er die Universität Leipzig, wo er sieben Jahre kurfürstlicher Alumnus war und im ganzen etwa zehn Jahre verweilte. Er hörte besonders die Professoren Heinrich Höpfner und Thomas Weinrich und übte sich fleißig im Disputiren. Es galt damals besonders die Behauptungen der Socinianer zu widerlegen, und unser St. entwickelte dabei, wie es scheint, um so mehr einen besonderen Eifer, als einige der tüchtigsten Vertreter des Socinianismus gleich ihm Stegmann hießen und ihm daran lag, mit diesen nicht verwechselt zu werden. In Leipzig ward er auch Magister und gegen das Ende seines dortigen Aufenthaltes Adjunct der philosophischen Facultät. Im J. 1617 ward er, obwohl noch nicht 30 Jahre alt, zum Pastor primarius, Professor der Theologie am Gymnasium und zum Superintendent der Grafschaft Schaumburg nach Stadthagen berufen; er wollte anfänglich seiner Jugend wegen dem Rufe nicht folgen; aber Johann Gerhard (A. D. B. VIII, 767), der für seine Person diese Berufung abgelehnt hatte, sowie die theologische Facultät zu Leipzig bestimmten ihn, ihn anzunehmen. Bei den Verhandlungen hierüber zeigte sich, welches Ansehens er sich schon damals bei den bedeutendsten Vertretern der damaligen lutherischen Theologie erfreute. Ehe er nach Stadthagen abreiste, erwarb er sich in Wittenberg bei der Jubelfeier der Reformation am 24. October 1617 die Würde eines Doctors der Theologie; für seine Disputation fügte er den Luther'schen Thesen über den Ablaß neue hinzu. In Stadthagen heirathete er im October 1618 die Wittwe seines am 29. Juli 1615 verstorbenen Vorgängers, des D. Johann Jacob Bernhardi. Als im J. 1621 die längst geplante Umwandlung des Gymnasiums in Stadthagen in eine Universität und die Verlegung nach Rinteln stattfand, ward St. hier erster ordentlicher Professor der Theologie und hielt als solcher am 17. Juli 1621 die Einweihungspredigt für die neue Universität. Doch konnte er sich nicht lange ungestörter Wirksamkeit erfreuen. Die nach dem Tode des Fürsten Ernst III. auch über Rinteln ausbrechenden Kriegsdrangsale nöthigten ihn zu fliehen. Als er dann wieder in sein Amt hatte zurückkehren können, ward er im J. 1625 zum Ephorus der Grafschaft Schaumburg ernannt. Aber die Zeiten blieben betrübt, und Schlimmeres stand ihm noch bevor. Infolge des Restitutionsedictes vom 6. März 1629 fanden sich im J. 1630 Benedictiner in Rinteln ein, die die zur Erhal-

tung der Universität verwandten Einnahmen und Güter wieder an sich rissen und sogar den Professoren ihre schon empfangenen Besoldungen wieder durch Soldaten abfordern ließen und ihnen auf alle Weise Leid zufügten. Einen Collegen des St., den Professor Johannes Gisenius (A. D. B. IX, 199) ließen sie gegen Ostern 1632 ins Gefängniß nach Hameln abführen, weil er als Rector in einem verdächtigen Briefwechsel mit den Schweden gestanden habe; St. nöthigten sie, an einer Disputation theilzunehmen, bei der er von dazu bestellten Lärmmachern verhöhnt und in Verwirrung gebracht wurde. Er überlebte diese Kränkung nur wenige Wochen; an einem hitzigen Fieber, das ihn befiel, starb er am 3. Aug. 1632, erst 44 Jahre alt. — St. hat außer gelehrten Schriften, meist theologischen Dissertationen in lateinischer Sprache, in der Zeit der Kriegsnöthe, die über ihn kamen, einige Erbauungsschriften drucken lassen, in welchen sich auch geistliche Dichtungen befinden, kürzere Reimgebete und eigentliche Lieder. Während von einem Theile dieser Gebete und Lieder feststeht, daß sie von andern verfaßt sind, und ein anderer Theil von ihm überarbeitete Dichtungen anderer sind, läßt sich von einer größerer Anzahl nicht sicher ausmachen, ob sie ihm eigenthümlich angehören oder nicht. Goedeke ist der Ansicht, daß St. nur ältere Lieder bearbeitet und „wohl selbst keins verfaßt" habe; dagegen glaubt der bekannte Hymnologe Fischer (s. unten) ihm allein von den 61 Liedern, die sich in der letzten der von St. herausgegebenen Erbauungsschriften, den im J. 1630 bei Johann und Heinrich Stern in Lüneburg erschienenen „Erneuerten Herzens-Seufzern, darinnen Zeitgebetlein auf die bevorstehende betrübte Kriegstheurung und Sterbenszeiten gerichtet", außer einem Liede, das ihm auf Grund starker Ueberarbeitung seinerseits zugeschrieben werden darf, noch 36 Lieder mit einiger Sicherheit zuschreiben zu können. Jene Ueberarbeitung ist die des Opitz'schen Liedes „Sei wohlgemuth, laß trauern sein, Auf Regen folget Sonnenschein", aus welchem St. ein kürzeres Lied mit gleichem Anfang gemacht hat. Zu den 36 Liedern, deren eigentlicher Dichter St. selbst sein soll, gehört vor allem das bekannte Lied: „Ach bleib mit deiner Gnade bei uns Herr Jesu Christ", welches allein schon genügte, ihm unter den Kirchenliederdichtern seinen Platz zu sichern. Der frühste, bis jetzt bekannte Druck dieses Liedes ist der in der 3. Ausgabe der „Suspiria temporum", Rinteln 1628; doch befand es sich wahrscheinlich auch schon in den beiden ersten Ausgaben dieses St.'schen Werkes, welche noch nicht wieder aufgefunden sind. Daß dieses und einige andere Lieder aus den von St. herausgegebenen Erbauungsbüchern schon im J. 1631, also als St. noch lebte, von Clauder in seiner Psalmodia nova ihm als ihrem Verfasser zugeschrieben sind, spricht allerdings dafür, daß St. sie gedichtet hat; aber sicher ist die Sache damit keineswegs, und es ist kaum wahrscheinlich, daß sie jemals völlig sichergestellt wird.

Zedler XXXIX, Sp. 1471. — Rambach, Anthologie II, 255 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., III, 128 ff. — Mützell, Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem siebzehnten u. s. f., I. Bd., Braunschweig 1858, S. 187, 303 und 383. — Goedeke, 2. Aufl., III, 158, Nr. 48. — Fr. Motz im Programm des Gymnasium Bernhardinum in Meiningen von Ostern 1888: erste Abtheilung einer Lebensbeschreibung von Josua Stegmann. — Fischer in den Blättern f. Hymnologie 1888, S. 162 ff. — James Mearns in John Julian's Dictionary of Hymnology, London 1892, S. 1090. — Ueber die Socinianer, die drei Brüder Christoph, Joachim und Lorenz Stegmann, vgl. (außer den bekannten Schriften von Sand, Arnold u. a.) Zedler a. a. O., Sp. 1469 ff. l. u.

Stegmann: Karl Joseph St., Publicist, geboren in Schlesien im J. 1767, † in Augsburg am 3. März 1837. Einer wohlhabenden Familie ent-

stammend, erhielt der Knabe und Jüngling auf Breslauer und Berliner Lehranstalten sowie auf der Universität Halle seine Ausbildung, mußte sich aber frühzeitig, nachdem sein Vater durch den Depper'schen Bankerott in Warschau sein Vermögen verloren, dem Dienst in einer Verwaltungsbehörde in Berlin zuwenden, brachte dann zwei Jahre in Italien zu, wo er Reiseberichte verfaßte, die er 1798 unter dem Titel „Fragmente über Italien. Aus dem Tagebuch eines jungen Deutschen“ (2 Bdchn., anonym und ohne Angabe des Druckorts) erscheinen ließ, bekleidete hierauf eine Secretärstelle in Zürich und war in der Schweiz als Uebersetzer (u. a. eines Gartenbuchs aus dem Englischen) und als Mitarbeiter an den Litteraturzeitungen zu Jena und Halle litterarisch thätig, bis er im J. 1804 nach Ulm übersiedelte, wo er in die Redaction der „Allgemeinen Zeitung“ eintrat, um bald den Redacteurposten des verstorbenen Landesdirectionsraths v. Huber zu übernehmen und dem Cotta'schen Weltblatte fortan, mit demselben nach Augsburg übersiedelnd, bis zu seinem Tode seine Kräfte zu widmen. Nach dem wohlberufenen Zeugniß seines späteren Collegen (seit 1827) und Nachfolgers Dr. Gustav Kolb wußte St. in den bezeichneten drei ereignißreichen Jahrzehnten das damalige vornehmste deutsche Preßorgan der Politiker und Gelehrten als unbefangener Beobachter, mit maßhaltender Parteilosigkeit, frei von Einseitigkeit und Uebereilung, mit Seelenruhe, Besonnenheit und Klarheit zu leiten. Auch Therese Huber († 1829) schildert die Eigenart des langjährigen Chefredacteurs des hochgeachteten und einflußreichen Blattes in ebenso ehrenden Grundzügen: „Sein persönlicher Charakter ist seiner wichtigen Stellung ebenso entsprechend wie sein Geist und seine Thätigkeit. Fest, verschlossen, besonnen, redlich, von keiner Eitelkeit geblendet, im Umgang ohne Anmaßung, steht er, von eigener Kraft gehalten, unbeweglich im Mittelpunkte der reichsten und gefährlichsten Beweglichkeit und genießt deshalb die Achtung aller Cabinette, doch erst die Nachwelt wird sein Verdienst vollständig zu würdigen wissen.“ Das zeitgenössische Urtheil, bekräftigt durch die Mitarbeit von Publicisten wie Gentz, Böttiger, Klüber, Weitzel, hat seitdem anderweit vielfache Bestätigung erfahren und St. darf in der Geschichte der vaterländischen Journalistik als ein Typus jener Schule gelten, die, fern von eitlem Prunke, dem Kannegießern abgeneigt, reiches Wissen, reife Welterfahrung und edles Nationalgefühl in feingebildeten Formen bewährte. C. Petzet.

Stegmayer: Ferdinand St., Tonsetzer und Musikdirigent, geboren am 25. Aug. 1803 zu Wien, zweiter Sohn von Matthäus St., † 1820 als Director der Hofoper in Wien, des Verfassers von Rochus Pumpernickel. Da sich bei ihm schon in frühester Jugend ein ungewöhnliches musikalisches Talent offenbarte, ließ sich der Vater die Ausbildung desselben sehr angelegen sein, damit der Sohn später die Musik als Lebensberuf erwählen könne. Vorgebildet von den tüchtigsten Lehrkräften, wie Triebensee, Riotte, Seyfried, erhielt St. schon mit 16 Jahren eine Anstellung als Chorrepetitor im Theater in Linz und kam nach wenigen Jahren an das Kärnthnerthor-Theater in Wien, wo er bis 1825 verblieb. Dann übernahm er die Stelle eines Musikdirectors am Königstädter Theater in Berlin, die er einige Jahre inne hatte, worauf er sich für längere Zeit einem vagirenden Künstlerleben hingab. „Das alte Musikantenthum mit seinen Glanz- und Kehrseiten steckte ihm in allen Gliedern. Unsteten Sinnes, verläßlich nur im Punkte ehrenhafter Uneigennützigkeit und künstlerischer Begeisterung, wanderte er oft rath- und hülflos, doch fast immer wohlgemuth von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, von Amte zu Amte.“ So finden wir ihn 1831 und 1832 als Theatercapellmeister in Leipzig, 1839 in Bremen, später als concertirenden Clavierspieler in Rußland und Paris und 1843 als zweiten Capellmeister am ständischen Theater in Prag, bis er 1846 nach Wien zurück-

kehrte und hier endlich seßhaft wurde. Er wirkte in Wien zunächst als Musiklehrer und Operndirigent, seit 1850 aber vorwiegend als Gesanglehrer und Chormeister an verschiedenen Musikinstituten. Großes Verdienst erwarb er sich durch die Gründung der Singakademie, eines Vereins für gemischten Chorgesang (1858), in welchem er die gediegensten Tonwerke älterer und neuerer Meister in künstlerischer Vollendung zur Aufführung brachte. Leider brachte die Unregelmäßigkeit seines Wirkens nicht nur den Verein um einen guten Theil seines Ruhmes, sondern schließlich auch den Leiter desselben um seine Stellung. Jetzt klopfte die Noth an Stegmayer's Thür, und zunehmende Kränklichkeit vergrößerte dieselbe, und wenn ihm auch in der Folge noch einige Wirkungskreise eröffnet wurden, so war doch seine Kraft gebrochen, und am 6. Mai 1863 starb er in den dürftigsten Verhältnissen. — St. hat mehrere Compositionen veröffentlicht, die aber meist aus der ersten Zeit seiner Wirksamkeit stammen. Sie verrathen ein bedeutendes Talent, eine schöpferische Phantasie und eine geläuterte Geschmacksbildung. St. besaß „ein reiches musikalisches Wissen, kein Zweig der musikalischen Litteratur war ihm fremd. Mit einem tief eingehenden Verständniß der dramatischen Musik, das er sich als Theatercapellmeister erworben, verband er große und eindringliche Kenntniß der ersten Tonwerke im Bereiche der alten classischen Musik. In das Wesen der Gesangskunst besaß er einen Einblick wie Wenige; über allem aber stand sein Directionstalent: darin ward er von Keinem übertroffen."

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XXXVII, 320 ff. Fr. Br.

Stegmayer: Karl St., der älteste Sohn des Schauspielers Matthäus St. (s. o. S. 565), wurde am 12. Jan. 1800 in Wien geboren und beendete daselbst auch seine Studien. Als Zögling der Hochschule hatte er sich bei der Polizei dadurch mißliebig gemacht, daß er einer ganz harmlosen Vereinigung der Studenten beigetreten war, die aber unter den Wiener Verhältnissen in jener Zeit zu einer „Studentenverschwörung" aufgebauscht worden war, und St. hielt es darum für das Beste, sich dem Gesichtskreise der Polizei zu entziehen. Er wandte sich nach Galizien und dem Gebiete des damaligen Freistaats Krakau und wirkte hier theils als Hauslehrer, theils als Privatbeamter. Der Besuch des berühmten Salzbergwerks Wieliczka in Galizien erweckte in ihm den Wunsch, sich dem bergmännischen Berufe zu widmen, und so trat er als Zögling in die Bergakademie zu Schemnitz ein. Bald hätte er zum zweiten Male sich den Eintritt in den Staatsdienst versperrt, da er wegen Gründung eines Vereins von Gleichgesinnten, besonders aber wegen freimüthiger bergmännischer Lieder in Untersuchung gezogen und zu mehrwöchentlicher Haft verurtheilt worden war, und nur mit großer Anstrengung gelang es ihm, 1827 als Conceptspraktikant in der montanistischen Abtheilung der allgemeinen Hofkammer aufgenommen zu werden. Hier blieb er bis 1843, in welchem Jahre er auch seinen „Grundriß einer populären Bergwerkskunde. Zum Selbstunterricht" veröffentlichte. Nach einer größeren Reise durch Preußen, Sachsen und Ungarn wurde er Concipist bei dem k. k. Salinen-Oberamte in Gmunden, von wo er 1849 nach Tirol versetzt ward. Seine Betheiligung im liberalen Sinne an der politischen Bewegung des Jahres 1848, sowie die Herausgabe zweier Schriften („Was vom Staate zu wissen, dem ganzen Volke nöthig. Freier Vortrag, gesprochen im Volksverein zu Gmunden", 1850; „Die Bergbaufrage. Ein Versuch zu ihrer Beantwortung vom Standpunkte der National-Oekonomie, Finanzen und Politik", 1851) veranlaßte die Staatsbehörde in der Reactionsperiode, St. 1851 ohne Pension zu entlassen. Zwar gelang es St., eine private Anstellung als Berg- und Hüttenamtsdirector zu Schladming in Steiermark zu finden, doch als er dieselbe nach einigen Jahren ohne seine

Schuld verlor, sah er sich genöthigt, die schriftstellerische Thätigkeit zu ergreifen. Da ihm dieselbe aber kaum das tägliche Brot eintrug, so war der Tod wirklich eine Erlösung für ihn: er starb am 10. Mai 1862 in Wien. Die poetischen Arbeiten Stegmayer's sind sehr zahlreich, aber nur die wenigsten sind durch den Druck veröffentlicht. Diese sind: „Probirnadeln. Fünf Erzählungen" (1828); „Klänge aus der Teufe. Bergmännische Gedichte und Aphorismen" (1836); „Dramatische Dichtungen. 1. Band [Bibor, der Assassinenfürst. — Die letzten Johanniter auf Rhodus]" (1836); „Die Schlacht bei Essеg. Histor. Schauspiel in 4 A." (1843); „Die Radicalen" (1846); „Novellen und Novelletten" (1847). Andere dramatische Stücke, meist auf Sensation berechnet, wie „Der Räuber und sein Kind"; „Seeräuberrache"; „Witekind"; „Das Mutterherz" u. a. gelangten auf verschiedenen Bühnen zur Aufführung.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XXXVII, 324 ff. Fr. Br.

Steibelt: Daniel St., Sohn eines geschickten Claviermachers, geboren in Berlin 1755 (1756, 1764, 1765?), † als kaiserl. Capellmeister in Petersburg am 20. September 1823. Es gab eine Zeit, wo man auf jedem Clavier neben den allgemein beliebten Werken J. Pleyel's die eines andern Modecomponisten, D. St., fand. Seltener traf man die Compositionen Mozart's, Haydn's, Beethoven's, mit welch letzterm St. sogar zu concurriren wagte, an. Ein gerechtes Schicksal ereilt aber alles oberflächliche und gehaltlose. Kaum wird man heute noch auf einem Piano Compositionen von Pleyel und St. finden. Und doch ist nicht schlechtweg alles verächtlich und unwürdig was sie schufen. St. war ein sehr fruchtbarer Tonsetzer und glänzender Virtuose. Wenn auch, wie alle diese, einseitig und nur mit gewissen Vorzügen und Aeußerlichkeiten brillirend, ward ihm doch die enthusiastische Bewunderung des Publicums aller großen Städte und namentlich die der höchsten Kreise der Gesellschaft, die leider selten dem besten, sondern meist nur dem oberflächlich bestechenden Gunst und Ermunterung zu theil werden lassen. Auffallend gleichmäßig beurtheilen zeitgenössische Berichte Steibelt's Leistungen, rühmen sein Feuer, seine große Technik, seine Leichtigkeit und Eleganz, beklagen aber zugleich, daß er immer nur das nämliche und nie ein Adagio spielte, und tadeln gewisse Manieren (namentlich ein Tremolo der linken Hand), die er überall anbrachte. Aber wie bei kaum einem andern Künstler äußern sich auch alle ohne Rücksicht bezüglich der Schattenseiten seines Charakters, die ihn zu einem der unausstehlichsten Menschen machten. Er kam, nachdem er sich schon in Deutschland durch mehrfache Concertreisen einen Ruf als Pianist gegründet, frühzeitig nach Paris, und als er einige Zeit dort geweilt, schien es, als schäme er sich ein Deutscher zu sein. Obwohl er das Französische wie das Englische nur mangelhaft und lächerlich radebrechte, gab er sich den Anschein, Deutsch nicht mehr zu verstehen. Im Umgange war er unerträglich läppisch und arrogant; immer affectirt und launisch, lernte er sich in gebildeter Gesellschaft nie bewegen. Gegen Gönner und Beschützer bewies er sich oft undankbar, wortbrüchig und impertinent. Auf seine Virtuosität war er maßlos eitel. Für seine verschwenderische Lebensweise reichten die großen Einnahmen, die ihm Concerte, Lectionen und Compositionen verschafften, nicht hin; stets befand er sich in Noth und pecuniären Verlegenheiten. Was aber seinem Ruf besonders schadete, waren gewisse unredliche Vorkommnisse (so verkaufte er z. B. viele seiner Compositionen gleichzeitig verschiedenen Verlegern und dgl.), und auch sonst, besonders wenn ihn seine Gläubiger drängten, war er unreellem Handeln nicht abgeneigt. — Ueber die erste Jugend Steibelt's sind nur wenige und unsichere Nachrichten auf uns gekommen. Die außerordentlichen musikalischen Talente des Knaben machten in Berlin solches Aufsehen, daß sich der kunst-

liebende Kronprinz, seit 1786 König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, seiner annahm, und ihn durch den hochangesehenen Kirnberger auf dem Clavier und in der Theorie unterrichten ließ. Die sorgfältige Anleitung dieses Lehrers hatte aber leider nicht den gewünschten Erfolg, sie scheiterte an dem allem Zwange widerstrebenden, zügellosen Naturell des Knaben, das ein methodisches Studium und die Erreichung eines seiner Begabung entsprechenden Zieles unmöglich machte. 1789 trat er als Concertspieler vor die Oeffentlichkeit, damit jene vielen Kunstreisen und unstäte Lebensführung beginnend, in deren Verlaufe er die Kunstkreise Europas vielfach in höchste Begeisterung versetzte. Kurz vorher waren bei André in Offenbach seine ersten Compositionen gestochen worden (Claviersonaten mit Violine, 1788), die, obwohl in ihrer Einfachheit noch nicht den Reichthum seiner Phantasie ahnen lassend, doch einen Beweis ebenso von seinem durch gediegene Schulung entwickelten Geschmack, wie von seinen ungewöhnlichen Kunsttalenten gaben. 1790 besuchte er London und Paris. Hier gewann er in dem sehr rührigen Verleger Boyer einen eifrigen Beschützer, der ihn in sein Haus aufnahm, sein Auftreten bei Hofe veranlaßte und ihn in jeder Weise förderte. Zum Dank dafür verkaufte er ihm seine bereits anderwärts gedruckten Violinsonaten als Trios (nachdem er eine dem Clavierbasse folgende Violoncellstimme beigefügt hatte). Als Boyer daraufhin mit einem Proceß drohte, mußte St. froh sein, ihn durch das Verlagsrecht seiner zwei ersten Clavierconcerte beruhigen zu können. Durch die Protection seines Verlegers und den Ruf glänzender Virtuosität gestaltete sich sein Pariser Aufenthalt bald sehr befriedigend. In Paris lebte damals ein anderer deutscher Pianist, Joh. Dav. Hermann, Lehrer und Schützling der Königin Marie Antoinette; er stand in hohem Ansehen, obwohl er nur ein wenig bedeutender Musiker und oberflächlicher Vielschreiber war; trotzdem zuletzt zu großem Vermögen gelangt, konnte er leider die Musik zum Vergnügen treiben und das Publicum mit faden Machwerken überschütten. Diesen vollständig zu besiegen, war St. ein leichtes, aber als Mann von Bildung fügte sich Hermann dieser Ueberlegenheit und kam seinem hochmüthigen Rivalen sogar mit Wohlwollen entgegen, um bei ihm dieselben trüben Erfahrungen zu machen, wie vorher Boyer. Steibelt's Ruf wuchs mit jedem Tage. Der melodische Reichthum seiner Compositionen täuschte das Publicum über ihre innern Schwächen. Wie in ihnen größte Ungleichheit herrschte, indem sie bald überraschende Höhe der Inspiration, bald größte Mittelmäßigkeit darlegten, so war er auch als Virtuose unzuverlässig, einmal durch das Feuer seines Vortrags und die ihm geläufigen Effecte hinreißend, dann wieder durch Stillosigkeit, Manierirtheit und reizlosen, schlotterigen Anschlag verletzend. Trotzdem vergrößerte sich die Zahl seiner Verehrer. Die elegante Welt, der neugebackene Adel des Kaiserreichs drängten sich zu seinem Unterricht. Aber um eine glänzende, sorgenfreie Zukunft brachte ihn sein excentrisches, alles Zartgefühls ermangelndes Wesen. Er sah sich endlich genöthigt Paris zu verlassen und wieder seine Concerttournees aufzunehmen. Nachdem er Holland und England bereist, kam er, Oct. 1799, nach Hamburg, besuchte dann Dresden und Prag (wo er nur dem hohen Adel eine Akademie gab, die bei einem Entree von 1 Ducaten, ihm über 1800 fl. abwarf) und reiste von da, die Börse mit Goldstücken gefüllt, nach Wien. Hier hatte er aber das gleiche Schicksal, das er seinem Nebenbuhler in Paris bereitet hatte. Er beging in seinem Uebermuthe die Unbesonnenheit, sich mit Beethoven in einen Wettstreit einzulassen, in welchem er von demselben vollständig aufs Haupt geschlagen wurde. Man erzählte, daß er in einem seiner Concerte sehr mittelmäßige Variationen über ein Thema des Meisters improvisirt habe und daß auf diese Herausforderung sein Gegner ihm einige Tage später antwortete mit Variationen über einen armseligen Baß eines Steibelt'schen Trio, einem contra=

punktischen Wunderwerk. Das Publicum, völlig urtheilslos damals wie heute über den Werthunterschied beider Künstler applaudirte vorläufig dem einen wie dem andern. Ob diese Anecdote auf Wahrheit beruht, wird dadurch zweifelhaft, daß unter Beethoven's Variationenwerken keines auf ein Steibelt'sches Thema sich befindet. Letzterer mag aber jedenfalls gefühlt haben, daß mit solchem Gegner nicht zu spaßen war. Er verließ Wien plötzlich, um über Berlin, wo er ebenfalls concertirte, wieder nach Paris zurückzukehren. Ueberall hatte seine außerordentliche Fertigkeit, Präcision, „Galanterie und Artigkeit" (wie man in Dresden rühmte) vielen Beifall gefunden. In seinen Concerten begleitete ihn gewöhnlich seine junge, schöne Frau, eine Engländerin, selbst eine brave Pianistin, sehr niedlich auf dem Tambourin; ihr gesellte sich vielmals noch eine andere reizende Dame, die Triangel spielte. Solche Beigaben zogen stets massenhaftes Publicum an. St. gab derartigen Stücken den Namen „Bacchanale". Dieser sein zweiter Aufenthalt in der Hauptstadt der Moden, wo er bereits in schlechtem Rufe stand und ihm die von ihm begangenen Verstöße gegen die Regeln guter Sitte den Zutritt in die Häuser und Gesellschaften angesehener Kunstfreunde unmöglich machten, hatte nicht den erhofften Erfolg. Auch der Umstand konnte ihm nicht helfen, daß er als Theilnehmer in das große Erard'sche Musikgeschäft eingetreten war. Er wandte sich daher bald nach London, wo er viele glänzende und einträgliche Concerte gab und eine Masse wenig bedeutender Clavierstücke veröffentlichte. Trotzdem mußte er bald erkennen, daß er auch hier feste Stellung nicht erringen könne; denn die gerade im Punkte der äußern Lebensführung und conventionellen Sitte und Haltung so empfindlichen aristokratischen Kreise Londons fühlten sich durch seine Persönlichkeit und sein Benehmen in gleichem Grade zurückgestoßen wie die Pariser. Dennoch entschloß er sich 1805 in Paris wieder sein Glück zu versuchen. In dem Wahne, daß man dort, wo er glaubte wie in Deutschland den stolzen Engländer und anmaßenden Franzosen spielen zu können, daß man in der großen Stadt seine Verstöße gegen Bescheidenheit und Genügsamkeit, überhaupt sein unerträgliches Verhalten und die beleidigende Art, die er gegen Collegen, gegen die Capellen, die ihn in seinen Concerten unterstützten, vielfach auch gegen höchste und fürstliche Personen anzunehmen pflegte, weniger bemerken und ahnden würde, sah er sich grausam enttäuscht. Allmählich war man auch da zur Einsicht gekommen, daß er durch seine Leistungen nur unterhalten und in Bewunderung setzen wollte; daß sein Spiel mehr Sache der Finger als der Seele war und daß er nur darauf ausging, Aufsehen zu erregen, Beifall und Einnahmen einzuheimsen. Aus diesem Grunde trug er nur solche Stücke vor, in denen er seine Vorzüge ins beste Licht stellen und in seinem festen Taktes ermangelnden Spiel willkürlich schalten konnte. Man erkannte allmählich, daß seine Compositionen nicht groß und originell, sondern vorwiegend nur brillant waren, nicht tief gearbeitet, aber effectvoll und angenehm. Trotzdem er es nur darauf absah, durch die Schnelligkeit und Elasticität seiner Finger zu brilliren, waren seine Passagen doch nicht gerade schwer; gründliche Arbeit und innerer Gehalt mangelten den meisten seiner Tonsätze, aber sie waren den Instrumenten angemessen, gefällig und wohlklingend. Uebrigens wenn es ihm darum zu thun war, vermochte er immer auch den Schüler des berühmten Kirnberger herauszukehren. Rochlitz empfiehlt z. B. seine 4-händigen Sonaten, in denen alles geleistet ist, was man von einem tüchtigen Tonsetzer erwarten kann, dem Publicum sehr. „Sie besitzen Reichthum der Harmonie ohne Ueberladung, Gedankenfülle im Rosengewand der Grazien, contrapunktische Kunst in lichtvoller Darstellung und eine dem Ohre wohlthuende Popularität im Ausdruck." Ebenso anerkennend wird seine der Mad. Bonaparte dedicirte große Sonate, in der er sich vom Gewöhnlichen und Flachen abwendet,

aber Erkünsteltes und Bizarres doch nicht ganz zu vermeiden mag, beurtheilt. Seine sehr vielen, meist schön gestochenen und fast nur höchsten Persönlichkeiten gewidmeten Clavierwerke vermochten ihn nicht vor Noth zu schützen und zuletzt (1808) sah er bei gänzlichem Mangel aller Subsistenzmittel sich genöthigt, sich seinen Gläubigern schnellstens durch die Flucht zu entziehen. Er wandte sich nun nach Petersburg und hatte das Glück, dort vom Kaiser an Stelle des soeben nach Paris zurückgekehrten Boieldieu erst zum Musikdirector der französischen Oper ernannt, dann als Capellmeister angestellt zu werden. Die letzte Periode seines französischen Aufenthaltes findet strenge Kritik: „Das Clavier ist gerade das Instrument, dessen höhere Ausbildung am wenigsten in Frankreich zu suchen ist. St. hat eine verwünschte Spielart eingeführt, — nachgeahmt und bereichert mit eigenen Fehlern von allen Clavierlehrern. — die das Instrument entstellt und wenn sie auch Dilettanten anzieht, doch dem Kenner abstoßend erscheinen muß. Ihre Hauptschwäche besteht in einem Mißbrauch der Pedale. Die Pianisten haben alle Werke berühmter Tonsetzer bei Seite gelegt und sich mit Leib und Seele dem Charlatanismus und kleinlichem Geschmack verschrieben, der in Steibelt's meisten Arbeiten herrscht. Man kann sich kaum einen Begriff von der widrigen Manier machen, mit der man jetzt in Paris Clavier spielt." In Frankfurt a. M. und Leipzig, wo er auf der Durchreise concertirte, tadelte man, daß er keinen wahrhaft schönen Triller habe und die linke Hand auffallend gegen die rechte zurückstehe, daß er von Musik als einer Seelensprache nichts verstehe, weßhalb er vermied, Adagios, überhaupt Stücke in langsamem Zeitmaß vorzutragen, daß ein großer Mangel an Takt sein Ensemblespiel verkümmere, und daß, wer ihn einmal gehört, kein Verlangen trage, ihn öfter zu hören. — St. war aber nicht nur ein berühmter Pianist und Componist für sein Instrument, auch auf dem Gebiete der dramatischen Musik hat er sich hervorgethan, ja man kann behaupten, daß er hier bedeutenderes leistete, wie als Claviercomponist. Er schrieb die vom Baron de Ségur für ihn gedichtete 3actige Oper „Romeo et Juliette", die, nachdem sie von der großen Oper zurückgewiesen worden, im Theater Feydeau in Paris 1793 mit durchschlagendem, ja sensationellem Erfolge und ebenso in Petersburg und Stockholm kurz vor seinem Tode zur Aufführung kam. St. erklärte dies Werk selbst für sein bestes (Andere halten die Oper „Cendrillon" dafür) und widmete deren Partitur noch auf seinem Sterbebette dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, zum Dank für die von dessen Vorgänger empfangenen Wohlthaten. Eine Oper „Albert et Adelaide", die auf Romeo gefolgt sein soll, ist weiter nicht bekannt geworden. Noch schrieb er das Ballet: „Le retour de Zephire", 1802 gegeben.

Im Jahre 1800 führte er dem Pariser Publicum erstmalig die von ihm übrigens arg verballhornisirte „Schöpfung" Haydn's vor. Vicomte von Ségur hatte eine unglückliche Textübersetzung dazu geliefert. Trotzdem die Aufführung an dem Tage stattfand (3. Nivôse an IX), an dem bei der Fahrt des ersten Consuls ins Theater eine Höllenmaschine explodirte, was die Empfänglichkeit des Publicums nicht wenig beeinträchtigte, überstieg der Erfolg des herrlichen Werkes doch alle Erwartungen. Entgegen der begeisterten Stimme der Hörer, erklärt die Kritik dasselbe für „sehr ennuyant". In London entstanden dann die beiden Ballets „La belle laitière" und „Le jugement de Paris". Nach der Rückkehr nach Paris die Cantate „La fête de Mars", 1805 zur Feier des Sieges bei Austerlitz aufgeführt, und die Oper „La princesse de Babylone". 1805. In Petersburg schrieb er noch „La fête de l'Empereur", „Cendrillon", 1809 und „Sargines ou L'élève de l'amour" (der blöde Ritter?) 1810 und arbeitete zum zweiten Male „Romeo et Juliette", auch „La princesse de Babylone" um. Ueber der Composition der Oper „Le jugement de Midas" starb er. Von der

Natur für Melodie förmlich prädestinirt, zeigt St. als Gesangscomponist neben manchem Ungenügenden bezüglich des reinen Satzes, solche Fülle der Erfindung, so richtigen Instinct für das dramatisch Wirkende, daß Mängel in der Stimmführung und Ungeschick in der Orchestrirung vor dem zu Rühmenden verschwanden und ihm stets der laute Beifall der Hörer sicher war. Auch 5 Hefte Romances und 5 Airs d'Estelle, sowie eine Sammlung patriotischer Gesänge hat St. hinterlassen. Er liebte es, in seinen Clavierstücken Tongemälde zu geben, so in den der Königin von Holland dedicirten Bacchanalen, in seinen Schlachtstücken, in seinen Concerten, Sonaten und Phantasien: „Le départ"; „Les adieux de Bayard à sa dame"; „Le départ de Paris pour St. Pétersbourg"; „Die Zerstörung von Moskau"; „Le retour de Cavallerie russe à Pétersbourg" etc. Sonst gehören zu seinen besten Werken die Sonate Op. 64, der Mad. Clem. d'Epremesnil dedicirt; die Sonate Op. 69; das der Herzogin von Curland gewidmete Es-dur Concert; sein drittes Concert: „L'orage sur mer", Op. 35; sein sechstes in g-moll „Voyage sur le mont Bernard" und sein siebentes in e-moll „Conc. militaire" mit Begleitung von 2 Orchestern. Als besonders werthvoll wird die auch ins Deutsche und Spanische übersetzte „Große Pianoforteschule mit 6 Sonaten und großen Uebungsstücken" (Paris, Janet 1805) gerühmt (daraus 12 Exercices bei Breitkopf & Härtel). Weiter erschienen im gleichen Verlage, in dem wohl die meisten Werke Steibelt's edirt sind, Op. 78 „50 Exercices de différents genres". Ein möglichst vollständiges Verzeichniß seiner Compositionen bis zum Jahre 1813 gibt Gerber in seinem Neuen Tonkünstlerlexikon Bd. IV. Ein alles umfassender Katalog dürfte sich kaum herstellen lassen, da vieles in verschiedenen Ländern, mehrfachen Arrangements, mit doppelten Opuszahlen u. s. w. erschienen und das Meiste wohl bereits auch längst vergriffen ist. Die Unzahl der Steibelt'schen Compositionen, den man nicht mit Unrecht den Vanhall seiner Zeit genannt hat, der aber trotzdem hinter den Musikfabrikanten der Neuzeit zurücksteht, dürfte sich also classificiren lassen: 1 Ouverture in Form einer Sinfonie; die Schlacht bei Ulm f. Harmonie; 6 Streichquartette; 7 Clavier-, 1 Harfenconcert; 2 Clavierquintette; 1 Clavierquartett; türkische Ouvertüre f. Cl., V. und C.; 26 Clavier- und 6 Harfentrios; 115 Duos f. Cl. u. V.; 3 Duos f. Harfe u. Cl.; 6 Duos f. 2 Cl. oder Harfe u. Cl.; 12 vierhändige Sonaten; 77 Solosonaten f. Cl.; 45 Clavierrondos; 32 Fantasien; 21 Divertissements; 11 Hefte Studien; 12 Capricen; 20 Potpourris; 12 Bacchanales (mit Tambourin und Triangel); 2 Hefte Serenaden; 25 Partien Variationen; 6 Sonaten für Harfe; verschiedene Triumph-, Sieges- und Trauermärsche, Walzer und andere Tänze, petits Pièces u. s. w. Der letzte Abschnitt von Steibelt's Leben, den er ruhig in Petersburg in gesicherter Anstellung verbrachte, war verhältnißmäßig ein freundlicher. Er konnte zwar weder an musikalischer Autorität noch an persönlicher Würde an seinen Vorgänger, Boieldieu, hinanreichen, doch bewährte er sich als gewandter, immer noch hohen Aufschwungs fähiger Musiker. Aber aus seinen Geldnöthen kam er bis zur letzten Stunde nicht. Er starb nach schmerzlicher langwieriger Krankheit im ungefähren Alter von 68 Jahren. Collegen und theilnehmende Freunde mußten zusammenlegen, um ein ehrenvoll-würdiges Begräbniß zu ermöglichen. Seine Familie hinterließ er in Noth; seines Sohnes einziges Erbtheil waren die vorhandenen Opernpartituren. Einer seiner Verehrer, der Graf Miloradowitsch, Kriegsgouverneur von Petersburg, übernahm die erste Sorge für die Hinterbliebenen und veranstaltete zu ihrem Besten ein Concert, dessen Programm aus Steibelt'schen Compositionen zusammengesetzt war. Einem Bericht der Leipz. mus. Zeitung zufolge fiel dasselbe sehr ungenügend aus, andrerseits liest man, daß es die Summe von 40,000 Rubeln ertragen habe. Alles

in Allem genommen war er, wenn auch nicht der größte Künstler f. Z. für den er sich selbst hielt, doch ein tüchtiger, über unerschöpflichen Ideenreichthum verfügender Musiker: er hat der Tonkunst keine neuen Bahnen erschlossen und ihre Grenzen nicht erweitert, aber er hat ihren Anbau fleißig gefördert, ihr bei unzähligen Liebhabern Eingang verschafft und Viele durch seine besseren Arbeiten erfreut. Auch das ist dankbaren Andenkens werth.

Schletterer.

Steichele: Dr. Anton v. St., Erzbischof von München-Freising, wurde am 22. Februar 1816 zu Mertingen bei Donauwörth achtbaren, aber nicht gerade wohlhabenden Rothgerbersehleuten als ältestes von zehn Kindern geboren. Die „kernhafte, einfache Frömmigkeit“ des Elternhauses senkte sich auch in die Seele des Kindes und haftete in ihr durchs ganze Leben. Da der Knabe in der Volksschule gute Begabung und rühmliches Betragen zeigte, durfte er seinem Wunsche entsprechend am 26. October 1826 die Lateinschule zu Dillingen beziehen. Hier lag er mit rühmlichem Fleiß und gutem Erfolg den Studien ob und erhielt im Herbste 1833 das Reifezeugniß. Nachdem er noch zwei Jahre am Lyceum zu Dillingen philosophische Vorlesungen gehört, siedelte er im Herbst 1835 an die Universität München über, um hier Theologie zu studiren. Die Sorge um das materielle Fortkommen wurde ihm dadurch abgenommen, daß er für das erste Jahr als Hauslehrer in die Familie v. Branca Aufnahme fand und im folgenden Jahre einen Freiplatz im Georgianum erhielt. Mit begeisterter Lernbegierde besuchte St. die Vorlesungen bei Kaiser (Moral), Mall (a. T.), Reithmayr (n. T.), Wiedemann (Pastoral) und Döllinger (Dogmatik und Kirchenrecht). Ganz besonders aber zog ihn Möhler an: „Er ist es“, schrieb er einem Freunde, „der mir das theologische Studium wirklich angenehm macht. Es wird mich nie gereuen, ihm zu lieb die Universität bezogen zu haben.“ Nachdem er sich durch Geistes- und Herzensbildung wohl vorbereitet, erhielt er am 28. August 1838 von Bischof Peter Richarz in der Domkirche zu Augsburg die Priesterweihe, „die Sehnsucht langer Jahre“. Gleich nach der Primiz, die er am 16. September j. J. in der Pfarrkirche seines Heimathortes feierte, erhielt er von seinem Bischof den erbetenen Urlaub, um sich durch weitere Studien auf der Universität München auf das philologische Lehrfach vorzubereiten. Zugleich erhielt St. einen stillen, ihm lieben Wirkungskreis als Hofmeister in der Familie Berks. Als letztere im April 1839 nach Landshut übersiedelte, begleitete sie auch St. und hier lernte ihn sein Bischof Richarz, der der Familie befreundet war, näher kennen. Der Bischof gewann den bescheidenen, begabten und strebsamen jungen Priester lieb und zog ihn nun in seine Nähe. Am 7. April 1841 ernannte er ihn zum Domvicar und bischöflichen Archivar; zugleich bewirkte er, daß ihm im October dess. J. die Katechetenstelle an der Studienanstalt St. Anna, sowie jene an der höheren Töchterschule bei den englischen Fräulein in Augsburg übertragen wurde. In der neuen Stellung erwarb sich St. das Vertrauen seines Oberhirten in solchem Maße, daß ihn dieser am 27. April 1844 unter Belassung im Amte eines Archivars zum bischöflichen Secretär und zum geistlichen Rath mit Sitz und Stimme in der bischöflichen Curie ernannte. St. erwies sich hier als in besonderem Grade geeignet für den bischöflichen Verwaltungsdienst und empfahl sich außerdem auch durch sein leidenschaftsloses Wesen, das sich von keinem Parteiinteresse leiten oder beeinflussen ließ. Er gewann denn auch die Hochachtung und Werthschätzung der gesammten Curie, so daß er schon am 30. December 1847 vom Domcapitel einstimmig zum Domherrn gewählt wurde. Der Tod des Bischofs Peter v. Richarz († in der Frühe des 2. Juli 1855) brachte einige Aenderung zwar nicht in der Stellung und Berufstreue, wol aber in der inneren Stimmung Steichele's mit sich. Sein

schon von Natur aus mehr nach innen gekehrter Geist wurde dadurch noch mehr der Einsamkeit und ernstem Studium zugeführt. „Ich suche Zurückgezogenheit und treibe Historica“, schrieb er bald nach jenem Hingang an einen Freund.

Für historische Studien besaß St. auch, abgesehen von seiner natürlichen Begabung, all die Eigenschaften, die unerläßlich sind, wenn das Arbeiten eines Historikers nutzbringend und von bleibendem Werthe sein soll: eisernen Fleiß und Ausdauer, peinliche Akribie, zarte Gewissenhaftigkeit und aufrichtige Wahrheitsliebe. Solche Eigenschaften mußten bei der Stellung eines Archivars fast von selbst zu historischem Forschen und Arbeiten führen. So veröffentlichte denn auch St. seit 1848 zunächst „Beiträge zur Geschichte des Bisthums Augsburg“; allmählich aber reifte in ihm der Plan, das ganze altehrwürdige Bisthum Augsburg historisch und statistisch zu beschreiben. Die ersten Bausteine zu diesem monumentalen Werke lieferte er im „Archiv für die Geschichte des Bisthums Augsburg“, wovon in den Jahren 1856—60 drei Bände erschienen. Sofort nahm er nun aber das eigentliche Werk selbst in Angriff und schon 1861 erschien das erste Heft: „Das Bisthum Augsburg historisch und statistisch beschrieben.“ Als Hauptgrundsatz galt ihm hiebei nach eigener Darlegung: „Wissenschaftliche Haltung anzustreben und ebenso dem praktischen Gebrauche zu dienen.“ Fast drei Decennien hindurch sammelte St. mit unermüdetem Eifer und staunenswerther Ausdauer Material für sein Werk. Alle, irgend eine Ausbeute versprechenden öffentlichen wie Privatarchive und Bibliotheken wurden durchforscht, so, abgesehen von sämmtlichen einschlägigen Pfarr- und Decanatsarchiven der Diöcese Augsburg, die reichhaltigen Archive zu Augsburg, Maihingen, München, Stuttgart, Wolfenbüttel, Wien, Pest u. a. Ebenso besuchte er sämmtliche zu beschreibende Pfarreien, Kirchen, Capellen, Burgruinen, Römerschanzen u. s. w. persönlich, stieg auf die Thürme, um die Glockeninschriften zu lesen, untersuchte Ruinen, Denkmäler, Höhlen oft mit Lebensgefahr, so die Höhlen bei Killing und Dinzelbach in der Nähe von Augsburg. So groß aber auch der Eifer und so ausdauernd der Fleiß, das Werk war nach Anlage und Inhalt zu schwierig und zu umfangreich, als daß Eines Menschen Leben und Arbeitskraft zu seiner Vollendung hinreichen konnte. Dazu kamen bei St. noch eine Reihe von Behinderungsgründen, die es als selbstverständlich erscheinen lassen, daß er sein Lieblingswerk unvollendet zurücklassen mußte. Kaum ein Drittel des Ganzen war bei seinem Tode erschienen: von 38 Decanaten hatten nur 12 in 35 Lieferungen ihre Beschreibung gefunden. Außerdem steht auch der erste Band noch aus, der die Geschichte der Bischöfe, dann der Stadt und des Archidiaconats Augsburg enthalten sollte. So harrt das schöne Werk einer tüchtigen, jungen Kraft, um der Vollendung entgegengeführt zu werden, wozu in den wohlgeordneten Collectaneen Steichele's bereits reichhaltiges Material vorhanden ist. Dem Forschen und Arbeiten des strebsamen Gelehrten blieb auch die Anerkennung nicht vorenthalten. Nachdem er den ersten Band vollendet König Ludwig II. vorgelegt, erhielt er unter dem 5. Februar 1865 das Ritterkreuz I. Classe des Verdienstordens vom hl. Michael. 1870 am 4. Juli ernannte ihn die theologische Facultät der Universität München zum Doctor theologiae und 1879 erhielt er von Herzog Max in Baiern die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Unterdessen waren in der Lebensstellung unseres Forschers Veränderungen eingetreten, die ihn seinen wissenschaftlichen Arbeiten zwar nicht ganz entziehen konnten, ihn aber darin doch wesentlich behindern mußten. Am 9. August 1873 war St. zum Dompropst in Augsburg ernannt worden, und als im J. 1877 nach dem Tode Scherr's der erzbischöfliche Stuhl von München-Freising vacant wurde, sah man in St. allgemein den Mann, der geeignet wäre, in schwerer

Zeit den Hirtenstab des hl. Corbinian zu führen. So wurde er denn auch am 30. April 1878 von König Ludwig II. zum Erzbischof designirt und am 15. Juli j. J. von Leo XIII. präconisirt; am 14. October aber nahm er vom erzbischöflichen Stuhl feierlich Besitz, nachdem er Tags zuvor in der Kathedrale zu München consecrirt worden. Wenn das sprüchwörtliche „nolo episcopari“ je einen Kern von Wahrheit in sich geschlossen, so war dieß ganz gewiß bei Anton St. der Fall. Erst nach langem hartem Kampfe konnte er sich bereit finden lassen, „die schöne, ruhige Stellung in Augsburg den Interessen der Kirche zum Opfer zu bringen“, und wie schwer das Opfer werden sollte, konnte er bald genug erfahren. Gleich beim Informativproceß vor dem päpstlichen Nuntius in München erfuhr er zu seiner größten Ueberraschung, daß er im Verdacht des Irvingianismus stehen solle. St. hatte nämlich als Domherr in Augsburg hervorragenden Antheil genommen an dem Proceßverfahren gegen die Apostel des Irvingianismus, namentlich gegen den Pfarrer Georg Lutz und seinen eigenen Amtsnachfolger, den bischöflichen Secretär Spindler, die beide excommunicirt wurden. Seiner Energie und Umsicht war es hauptsächlich zu danken, daß die irvingianische Bewegung in Schwaben so rasch und unschädlich verlief. Dieß nun hatte angeblich kirchlicher Uebereifer dahin zu verkehren gewußt, als ob St. selbst vom Irvingianismus angesteckt wäre. So leicht es ihm war, diese Anklage als durchaus unbegründet zu entkräften, so tief kränkte die kundgewordene Intrigue den geraden und offenen Sinn des Mannes. Als Bischof war ihm erste und wichtigste Sorge gewissenhafte Erfüllung aller Pflichten seines Hirtenamtes, das er verwaltete als einer, der Rechenschaft zu geben hat für die ihm anvertrauten Seelen (Hebr. 13, 17). Vor allem lag ihm am Herzen Pflanzung und Pflege eines wahrhaft christlich religiösen Sinnes in Volk und Geistlichkeit: dahin zielten alle Bemühungen und Verordnungen seines ganzen Pontificates. Um die Kinder zu lebendiger Theilnahme am kirchlichen Gottesdienste zu erziehen, gab er ihnen ein eigenes Gesang- und Gebetbuch in die Hand; um den Tag der Firmung zu heiligen, erließ er eigene Bestimmungen zu dessen würdiger Feier; um das Familienglück zu fördern und vergiftende Einflüsse der Leidenschaft möglichst fern zu halten, ließ er alljährlich eine eindringliche Belehrung über das Sacrament der Ehe von den Kanzeln verlesen. Die weitere Sorge galt der Förderung einer ersprießlichen Pastoration. Um stets tüchtige Priester in nöthiger Anzahl erziehen zu können, reorganisirte er den Corbiniansverein; andererseits sorgte er für Errichtung neuer Pfarreien und Seelsorgsstellen, wie er z. B. in München die Erbauung und Gründung dreier neuer Kirchen und Pfarreien (St. Benno, St. Paul und St. Maximilian) energisch in Angriff nahm und diese Stiftungen auch noch testamentarisch bedachte. Der offenen und geraden Natur Steichele's widerstrebte alles Agitatorische, daher blieb er auch der Bewegung des baierischen Katholikentages im Sommer und Herbst 1889 durchaus ferne, so offen und freimüthig er auch in der Immediateingabe des baierischen Episcopates vom 14. Juni 1888 die volle Durchführung des Concordates und die unerläßlichen Gerechtsame kirchlicher Oberhirten reclamirte. Mit derselben Entschiedenheit war er hiefür auch als Mitglied der Kammer der Reichsräthe eingetreten.

Neben Pflanzung und Pflege des Glaubenslebens war Erzbischof St. nicht weniger auch die Wiedergewinnung der dem kirchlichen Leben Entfremdeten am Herzen gelegen. Seinem liebevollen und schonenden Vorgehen ward auch mancher Erfolg zu theil. Die schönste Freude freilich sollte ihm nicht vergönnt sein: seinen verehrten Lehrer, Stiftspropst v. Döllinger, mit der Kirche wieder auszusöhnen zu können; ja seine dießbezüglichen edlen Bestrebungen sollten ihm neue Kränkungen eintragen. Gleich nach seiner Stuhlbesteigung erfuhr Erzbischof St.,

daß Döllinger seine Ernennung mit dem Ausdruck aufrichtiger Freude begrüßt und daran auch seinerseits Hoffnungen knüpfen zu wollen scheine. Der Erzbischof sandte ihm daher unter dem 12. December 1878 seinen ersten Hirtenbrief mit einem herzlichen Begleitschreiben (s. Reusch, Briefe und Erklärungen von J. v. Döllinger, München 1890, Nr. 22), wofür Döllinger unter dem 14. j. M. in verbindlichster Weise dankte. Diesen freundlichen Gedankenaustausch benutzten nun einige wohlmeinende Freunde Döllinger's, um eine persönliche Zusammenkunft des Erzbischofs und Stiftspropstes herbeizuführen, was auch wirklich gelang. Nach vorheriger Anfrage erschien Döllinger am 21. Januar 1879 Abends 6 Uhr im Arbeitszimmer des Erzbischofs. Der Inhalt der Unterredung ist freilich nie Jemand bekannt geworden, beide Männer haben denselben mit ins Grab genommen. St. hatte zwar eine Aufzeichnung der denkwürdigen Besprechung begonnen, allein dieselbe enthält nur die einleitenden Begrüßungsformeln; da wo der eigentliche Gegenstand beginnen sollte, bricht sie plötzlich ab. Soviel läßt sich übrigens einigen Aeußerungen des Erzbischofs entnehmen, daß ihm infolge dieser Unterredung ein leiser Hoffnungsschimmer einer möglichen Wiedergewinnung Döllinger's aufleuchtete. Er schrieb daher wenige Wochen darauf jenen liebevollen Glückwunsch zum 80. Geburtstag Döllinger's (s. Reusch a. a. O. S. 125), der in einem Theil der katholischen Presse eine so kränkende und lieblose Interpretation gefunden (s. Neue Zeitung, Mainz, 10. März 1879). Anders freilich urtheilte Rom über das Verhalten des Erzbischofs. In einem Schreiben des Cardinals Nina vom 31. März 1879 wird den „liebevollen Bemühungen des Hochw. Herrn Erzbischofs, der sich keine Gelegenheit entgehen ließ, den verirrten Professor Döllinger an seine Pflicht zu erinnern“, volle Anerkennung gezollt, zugleich auch das aufrichtige Bedauern ausgesprochen, daß Letzterer diesen Mahnungen nicht entgegenkomme. Döllinger's Antwort auf obigen Glückwunsch, vom 28. Februar 1879 datirt, mußte die Hoffnungen des Erzbischofs wesentlich herabstimmen. Neben den verbindlichsten Dankesbezeigungen heißt es darin: „Welch ein Glück und Segen wäre es für mich gewesen, wenn Sie im J. 1871 mein Oberhirte gewesen! Jetzt freilich sind die Ketten geschmiedet, die weder Sie noch ich zu zerreißen vermögen; denn das sehe ich klar, daß von Rom her Ihnen nie gestattet werden würde, von dem vollen Kelch der Lüge und der Schande, den auszutrinken man mich zwingen würde, auch nur Einen einzigen Tropfen mir zu ersparen.“ Es ist begreiflich, daß nach dieser Erklärung Erzbischof St. einer durch Domcapitular Moufang in Mainz im Juli und August 1885 in Rom angeregten Versöhnungsanbahnung durch den Papst selbst geringen oder keinen Erfolg in Aussicht stellen konnte. Trotzdem wollte der Erzbischof nochmals einen Versuch wagen und schrieb anläßlich Döllinger's Namenstag am 30. Juli 1886 einen letzten liebevollen Glückwunsch, dessen „gütige und huldreiche Worte“, sowie „wohlwollende Ausdrücke und Wünsche“ der Stiftspropst in seiner vorläufigen Antwort vom 3. August dankend anerkannte. In der in Aussicht gestellten eingehenderen Erwiderung vom 1. März 1887 aber (Reusch a. a. O. S. 129) ließ er keinen Zweifel mehr aufkommen, daß jeder weitere Versuch einer Aussöhnung vergeblich und nutzlos wäre. Der Erzbischof sandte denn auch nur noch eine kurze Richtigstellung einer unrichtigen Vermuthung Döllinger's (Reusch a. a. O. S. 144).

Die liebevolle Pietät, womit der Erzbischof seinem ehemaligen Lehrer stets entgegentrat, war ein schöner Charakterzug Steichele's, der sich auch anderwärts äußerte. Noch als Bischof verwahrte er in seinem Brevier ein einfaches Bildniß seines Namenspatrons mit der bezeichnenden Umschrift: „Ein Andenken an meine Mutter, als ich den 26. October 1826 das erste Mal in die Studien nach Dillingen abreiste.“ Als man die irdischen Ueberreste des Bischofs Richarz im

Dom zu Augsburg in die Gruft gesenkt, stand Domherr St. noch vor ihr „mit Thränen in den Augen, als sich schon Alles entfernt und die Werkleute sie mit raschen Händen schlossen." In seinem geraden und biedern Wesen konnte St. keinen Gefallen finden an dem, was die Welt äußere Repräsentation nennt. Auch als erster baierischer Kirchenfürst behielt er die liebgewonnene Einfachheit bei und es fehlte nicht, daß es, wie einstens einem Cardinal Ximenes, so auch St. verargt werden wollte, daß er den Erzbischof nach außen zu wenig zur Geltung kommen lasse. Sein an ernste Arbeit gewohnter Geist brachte es mit sich, daß er vieles und zumal nutzloses Hin- und Herreden über unbedeutende Dinge nicht liebte und daher Vielen für schweigsam und wortkarg gelten konnte, während er an ernsten, wissenschaftlichen, namentlich historischen Gesprächen stets regsten Antheil nahm. Wer je einmal gesehen, wie hiebei sein großes, klares Auge aufleuchtete, wird den geistvollen Blick nie wieder vergessen. In vertrautem Verkehr konnte sogar seine gemüthvolle Heiterkeit zur Geltung kommen.

Die letzten Jahre seines Lebens waren vielfach durch körperliche Leiden getrübt, für die er theils im Süden (in Gries bei Bozen), theils in Karlsbad Hülfe oder doch Linderung suchte. Noch konnte er im Herbste 1888 das fünfzigjährige Priesterjubiläum unter allgemeiner Antheilnahme der ganzen Erzdiöcese feiern, allein schon waren die Tage des arbeitsreichen Lebens gezählt. Am 10. September 1889 war er aus Karlsbad zurückgekehrt und begab sich, wie er glaubte, zur Nachkur, factisch aber zum Sterben, nach Freising. Hier verschied er nach sorglicher Ordnung seiner zeitlichen und geistlichen Angelegenheiten am Abend des 9. October 1889 selig im Herrn. Seine irdischen Ueberreste wurden nach München verbracht und in dortiger Kathedrale beigesetzt. Charakteristisch für Gemüth und Geist des gelehrten Erzbischofs sind die Schlußworte des sieben Tage vor seinem Tode abgefaßten Testamentes, die kurze Erwähnung verdienen dürften. „Indem ich sterbend vom Bischofsstuhl des hl. Corbinian herabsteige und den Hirtenstab an meinem Grabe niederlege, sende ich noch meinen letzten Segen und meine letzten Grüße hinaus in meine weite Diöcese. Allen die mir je Liebe und Liebesdienst erwiesen, danke ich aufs innigste; ist mir Jemand gram, so reiche ich ihm hiemit die versöhnende Hand. In Liebe und Frieden, versöhnt mit Gott und aller Welt, will ich aus dem mühevollen Leben scheiden und getrost und voll Ergebung heimkehren zu Gott, meinem Herrn."

Schematismus des Erzbisthums München und Freising für das Jahr 1890, S. 263 ff.; sowie mündliche und schriftliche Mittheilungen.

Knöpfler.

Steier: Silvester St., protestantischer Dichter aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ueber seinen Lebensverhältnissen schwebt noch Dunkel. Der Zuname Leovalla, durch den er seine Herkunft bezeichnet, mag auf Liebenthal in Böhmen hinweisen. 1574 datirt er eine Vorrede „in praedio nostro Sindelhofio", 1578 eine andere „Oegrae"; trotzdem findet sich sein Name, wie mich Herr Stadtarchivar Heinrich Gradl in Eger freundlichst belehrt, nicht in gleichzeitigen Egerer Archivalien. 1571 vollendete er eine von seinem Bruder Martin auf Anregung des pfalzgräflichen Kanzlers Johann Knod zu Amberg begonnene gereimte Verdeutschung von Buchanan's lateinischer Tragödie Jephtes, die dann zu Nürnberg gedruckt wurde. Die an Frau Ursula Knod gerichtete Vorrede ist von Martin Steier unterzeichnet. Ein interessantes, mit Melodien versehenes Liederwerk, das zwölf Jahre später erschien, ist mir leider nicht zugänglich gewesen, obwol es C. F. Becker (Tonwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, 1847, Sp. 176) offenbar benutzt hat: „Hymnorum oeconomicorum in octavas heptadum classes distributorum libri duo, prior latino-germanicus, alter germanico-latinus" (Noribergae 1583, 8°). 1594 gelangte Steier's zwanzig

Jahre zuvor begonnenes theologisches Werk über die Stammeltern Christi, mit vortrefflichen Holzschnitten geziert, zum Drucke: „Historia genealogiae domini nostri Jesu Christi, synopsi gemina et tribus libris expressa“ (Francofurti, Bassaeus, 1594, fol.). Das vorangestellte Widmungsgedicht ist an den Kaiser Rudolf II. gerichtet; im Verlauf erwähnt St. verschiedene böhmische Gönner und Freunde, auf Bl. C 4 a 2 bezeichnet er den bekannten Theologen Leonhard Krenzheim (s. A. D. B. XVII, 125) als seinen Schwager und erwähnt, daß er Abraham Buchholzer († 1584 zu Freistadt) zu Grabe geleitet habe.

Goedeke, Grundriß [2] 2, 384. — Götze, Merkwürdigkeiten der Dresdener Bibliothek I, 307 f. (1744). J. Bolte.

Steigenberger: Caspar St., mit seinem Ordensnamen Gerhoh, geboren am 20. April 1741 zu Peissenberg, † am 5. August 1787 zu München. Er machte seine ersten Studien in dem Kloster zu Polling, zu dem sein Geburtsort als Pfarrei gehörte, und am Gymnasium zu München, trat am 17. September 1758 in den Orden der regulirten Chorherren zu Polling und setzte zunächst dort seine Studien fort, dann von 1763—66 bei den regulirten Chorherren von der heil. Genovefa zu Paris, endlich 1766—68 zu Rom. Hier wurde er am 28. Februar 1768 zum Priester geweiht. In sein Kloster zurückgekehrt, wurde er in der Seelsorge beschäftigt und docirte Mathematik, Philosophie und Theologie. Im Herbst 1773 wurde er Professor der Philosophie, der allgemeinen und Litteraturgeschichte, 1774 auch Universitäts-Bibliothekar zu Ingolstadt, kehrte aber im September 1777 nach Polling zurück und übernahm wieder den Unterricht der jüngeren Ordensbrüder und die Aufsicht über die Bibliothek. 1781 wurde er zum Vorsteher der Hofbibliothek in München und zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, auch zum Geistlichen Rath ernannt. — Während seines Aufenthaltes in Paris schrieb er „Dissertation sur le véritable auteur d'un ouvrage intitulé Flores Psalmorum“ (1764); später: „De synodo Neuenheimensi sub Tassilone“ (1777); „Historisch-litterarischer Versuch von Entstehung und Aufnahme der Kurfürstl. Bibliothek in München“ (1784); „Ueber die zwei ältesten gedruckten deutschen Bibeln in der Bibliothek in München“ (1787); ferner einige anonyme Schriftchen und Beiträge zu deutschen und französischen Zeitschriften.

Baader, Lexikon I, 2, 248. — Mederer-Permaneder, Annales Ingolst. V, 35. — Meusel XIII, 310. Reusch.

Steigentesch: August Ernst Freiherr v. St., Dichter und Diplomat, wurde geboren am 12. Januar 1774 zu Hildesheim. Von seinen (ursprünglich in der Schweiz und in Tirol ansässigen Vorfahren) war sein Großvater, Konrad St., geboren 1744 zu Constanz, gestorben 1779 in Wien, bekannt als beliebter Komiker und Charakterdarsteller am Wiener Hoftheater, für das er drei Lustspiele nach dem Englischen und Französischen (vgl. „Neues Wiener Theater“) bearbeitete. Steigentesch's Vater, Andreas St., stand in Diensten des Fürstbischofs von Hildesheim, war dann beim Reichskammergericht in Wetzlar angestellt, wurde 1788 in den Reichsadelstand erhoben und starb als kurmainzischer Directorialgesandter in Regensburg. Nach einer sorgfältigen Erziehung trat S. 1789 in österreichische Kriegsdienste und wußte sich durch Kenntnisse und gewandtes Benehmen so zu empfehlen, daß er ungewöhnlich schnell avancirte und bald im diplomatischen Dienste verwendet wurde. So war er bereits 1804 Stabsofficier und ging in diesem Jahre in diplomatischer Sendung zum damaligen Landgrafen von Hessen-Kassel, ebenso vor Ausbruch des Krieges von 1809 an den preußischen Hof in Königsberg und noch in demselben Jahre an den russischen. Nach dem Kriege verließ er die Armee und war hauptsächlich mit litterarischen Arbeiten beschäftigt. Die Frucht eingehender kriegsgeschichtlicher und theoretischer

Studien hatte er bereits 1807 in einem Aufsatz über „Stehende Heere und Landwehr" (in der „Minerva", herausgegeben von Archenholz) geboten. Außer schöngeistigen Arbeiten widmete St. jetzt den Kriegsvorkommnissen und besonders der Frage über Volksbewaffnung warme Theilnahme, kehrte 1813, als Jedermann zu den Waffen griff, zur Armee zurück und wurde Generaladjutant des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg. Als solcher verstand er es, die Aufmerksamkeit des Fürsten Metternich auf sich zu lenken und wurde nun mit verschiedenen wichtigen Missionen betraut. 1814 ging er nach Norwegen, um dieses dem König von Schweden zu übergeben, war dann während des Wiener Congresses Generaladjutant des Königs von Dänemark und wurde später kaiserl. königl. Gesandter am dänischen Hofe in Kopenhagen. In dieser Zeit erschien die „Correspondance inédite de Napoléon", in welcher der westfälische Gesandte Baron v. Linden diplomatische Ungeschicklichkeiten Steigentesch's während seines Aufenthalts am preußischen Hof in Königsberg (1809) aufdeckte und vor allem ausdrücklich betonte, daß er zur Kenntniß verschiedener wichtiger Einzelheiten durch den Leichtsinn des österreichischen Unterhändlers St. gelangt sei. Steigentesch's Vertheidigung auf diesen Vorwurf soll auf höheren Befehl unterblieben sein. Noch immer Günstling Metternich's ging er während der „Hundert Tage" mit dem Freiherrn Senfft v. Pilsach in die Schweiz, die als Hauptbasis der Operationslinie dienen sollte, und erhielt darauf vom Kaiser als Anerkennung das Commandeurkreuz des Leopoldordens. Nach dem Feldzuge begleitete er auf kaiserlichen Befehl den Kaiser Alexander, der ihn außerordentlich begünstigte, nach Petersburg und kehrte, durch zahlreiche Auszeichnungen geehrt, 1816 als General nach Wien zurück, wo er zum Wirkl. Geh. Rath und Generalmajor ernannt wurde. Im Jahre 1818 war St. Bevollmächtigter beim Bundesmilitär-Comité in Frankfurt und sollte 1820 als österreichischer Gesandter nach Turin gehen, woran ihn jedoch sein wankender Gesundheitszustand hinderte. Nach einer Erholungsreise durch Frankreich und Italien, die er in den durch satirische Sittenschilderungen und geistvolle Culturcharakteristiken ausgezeichneten „Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Reisenden in den Jahren 1821 und 22" (Leipzig 1824, ohne Namen) beschrieb, wurde St. noch einige Male mit diplomatischen Aufträgen (Gratulation zur Vermählung des Kronprinzen von Preußen u. a.) betraut, mußte sich aber bald, durch bedenkliche Anzeichen der Wassersucht genöthigt, von allem öffentlichen Wirken zurückziehen, bewohnte im Sommer meist sein Landhaus Laa bei Wien und starb am 30. December 1826.

St. ist eine der interessantesten Figuren des beginnenden 19. Jahrhunderts, in fast jeder Beziehung ein Product des napoleonisch-metternichischen Zeitalters. Ein Mann von seltener Schönheit, geistig wie gesellschaftlich hochbegabt, sorgfältig erzogen, in der Wissenschaft ein feingebildeter Laie, erfahren in allen Künsten der Conduite, ein virtuoser Lebemann, „ein Schmecker ohnegleichen", dem gastronomische Genüsse über Alles gingen („Des Menschen Schicksal ist sein Magen!"), verstand er es, die Verhältnisse mit bewundernswerther Gewandtheit auszunützen und Jeden, der mit ihm in Berührung kam, für sich einzunehmen. So erklären sich seine außerordentliche Beliebtheit und die Erfolge am Wiener, am Kopenhagener und Petersburger Hofe, trotz der Calamität in Königsberg und trotz der allgemeinen, öffentlich bezeugten Geringschätzung seiner diplomatischen und militärischen Talente. Ein halber Abenteurer, dabei fast redlich und ehrenhaft, mit großer Dosis Leichtsinn versehen, aber ein gewissenhafter Cavalier, der sich auf Etikette wie selten einer verstand, mit ziemlich lockerer Moral, aber ohne moralischen Makel, vor allem ehrgeizig, aber bequem und sorglos, hatte St. seinen rühmenswerthen wie schlechten Eigenschaften die glänzendste Laufbahn zu verdanken. Durch Glück und Geschick im Spiel gewann

er ein beträchtliches Vermögen und vergrößerte es durch Heirath mit einem Fräulein v. Zwierlein († 1816), die er dann ohne gerichtliche Scheidung wegen körperlicher Reizlosigkeit von sich stieß, ohne den Verkehr, der ihm pecuniäre Vortheile brachte, ganz abzubrechen.

Auch in Steigentesch's schriftstellerischem Auftreten machten sich die geschilderten Vorzüge und Unarten geltend. Es ist keine Frage, daß er einer unserer besten Lustspieldichter hätte werden können, wenn er weniger oberflächlich an seine Aufgaben gegangen wäre, wenn seinem Schaffenstriebe weniger das laienhafte Vornehmthun und eine raffinirte Amusementssucht um jeden Preis, als vielmehr die naive Freude und der sittliche Ernst des wahren Dichters zu Grunde gelegen hätte. Oft hat man das Gefühl, als ob der galante Hofmann sich des Poetennamens schämte und keinesfalls mit dem berufsmäßigen Dichtertroß zusammengewürfelt werden möchte. Sein Hauptbestreben ist, den gesellschaftlich erhabenen, distinguirten Lebemann herauszukehren, von oben herab zu witzeln und zu spötteln, nicht ohne pikant-mephistophelische Anwandlungen mit Behagen und in oft harmloser Form zu bieten. Daß St., ein ungemein klarer Kopf, dem Mutterwitz und Phantasie überreich eigen waren, vom dramatischen besonders dem komischen Schaffen eine weit höhere Auffassung hatte, als die hochgefeierten Kotzebue und Genossen, daß die Schule der Classiker auf seine künstlerische Einsicht günstige Wirkung ausgeübt hatte, beweisen seine trefflichen Aufsätze „Umrisse der Geschichte des Lustspiels“ und „Ueber das deutsche Lustspiel“, in denen er gegen die unsinnige Sentimentalität der Rührstücke, gegen die philiströsen Gevatterstücke und den tölpelhaften Witz der bürgerlichen Komödie scharf zu Felde zog. Die Aufgabe des dramatischen Dichters sei, das Leben in seiner vollen Wahrheit zu erfassen und in künstlerischer Weise vorzuführen, nicht aber moralische Salbaderei und carikirte Gefühle in unmöglichen Situationen zu bieten, wie es meist zur Zeit (theils in der Reaction, theils in der verkehrten Nachahmung des Classicismus) der Fall sei. Steigentesch's Lustspielen selbst ist zum Theil das Verdienst zuzuschreiben, zur Reinigung des Theaters von den genannten Gebrechen und deren Wortführern, sowie zur Läuterung des Geschmacks, selbst der Technik, wesentlich beigetragen zu haben. Eine Zeit lang hat er außerordentliche Triumphe gefeiert und allgemeine Anerkennung gefunden. Wie hoch er als Lustspieldichter geschätzt war, erweisen manche gewichtige Stimmen tonangebender Dramaturgen und Kritiker. Börne sagt in einer Recension des Lustspiels „Die Entdeckung“ (Gesammelte Schriften, 2. Aufl., Hamburg 1835, 1. Theil, S. 94): „Den Lustspielen des Herrn v. Steigentesch stehen keine zur Seite, wenige nahe. Die Grazie der Lust, die nur lächelt, nicht lacht; die nur lispelt, nicht aufschreit; die verführt, nicht Gewalt gebraucht — dieses Aufbrausen der Empfindung, das Perlen eines Champagnerglases, nicht das Schäumen eines Bierkessels — diesen zarten Spott, der nur neckt, nicht verletzt, nur droht, nicht trifft — diesen schimmernden, dahin flatternden Witz, der wie ein Schmetterling den Honig der Blumen nur saugt, nicht zu klebendem Wachse festknetet u. s. w., wo findet man dieses alles sonst noch bei den deutschen Lustspiel-Dichtern?“ Bedenkt man, daß, abgesehen von vereinzelten Versuchen, das deutsche Lustspiel noch ganz in den Kinderschuhen steckte, so wird man über die ungeheuchelte Verzückung des meist unzufriedenen Börne nicht verwundert sein. Ja, ohne mit Wurzbach's allzu wohlwollender Werthschätzung des Dichters übereinzustimmen, könnte man der Auffrischung einiger besserer Stücke Steigentesch's das Wort reden. Was seinem dramatischen, sowie überhaupt dichterischen Schaffen mangelte, ist schnell zu übersehen aus der kurzen Inhaltsangabe der Hauptwerke in Menzel's „Geschichte der deutschen Dichtung“ (neue Ausgabe, Leipzig 1875, II, 560. 561), der Menzel die wenigen, treffend charakterisierenden Worte

voransetzt: „Wieland's geistvollster Nachahmer in Wien war Herr v. Steigentesch. Er schrieb Gedichte, Schauspiele, Erzählungen und Romane, die alle den Weltmann verrathen, der an die leichtesten Sitten gewöhnt ist." Steigentesch's Schriften, die Quellen zu seiner Biographie u. a. sind vorzüglich zusammengestellt bei Constant v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XXXVIII, Wien 1879; vgl. außerdem den dort nicht erwähnten Neuen Nekrolog der Deutschen, IV. Jahrg., 1826 Nr. LXXI; Koberstein [5]IV, 413, 42[1], V, 415. 472. 474 (mit falschem Vornamen).

Friedrich Brandes.

Steiger: Crescentius St., ist durch seinen „Wachtelgesang" von 1621 ein Hauptvertreter der gegen die Kipper und Wipper gerichteten Flugschriftenlitteratur. Er scheint Obersachse zu sein: dafür mag es sprechen, daß ihm die neuen Schreckenberger der Typus der schlechten Münze sind und daß sein Gedicht im Meißnischen spielt. Wenn er sich Valde-Joachimicus nennt, so soll das wol nicht seine Heimath bezeichnen, sondern lediglich seine dringende Werthschätzung für die alten vollwichtigen nummi Joachimici ausdrücken. In silbenzählenden, aber rhythmisch ziemlich flüssigen Reimpaaren, deren klingende Ausgänge stets als stumpfe gedruckt werden (widr: niedr; massn: Strassn u. s. w.), erzählt er, wie er in einem Walde einem Troß von Kippern und ihren Helfern begegnet, über denen die Wachteln mit ihrem „Kippdewipp" daherflogen, und wie ein eisgrauer Mann ihn belehrt, was das für ein Gesindel sei. Die zahlreichen Anspielungen gelten offenbar den localen Verhältnissen des obersächsischen Kreises, der unter der Kipperei neben dem niedersächsischen wol am schlimmsten litt. St. erkennt sehr deutlich die entsetzlichen sittlichen und wirthschaftlichen Folgen dieser systematischen Geldverschlechterung, die den Abenteurern und Speculanten, den Juden und Judengenossen zu Reichthum half und die ehrliche Armuth, zumal die auf karges, festes Gehalt angewiesenen Geistlichen, Schulmeister, Dienstboten ruinirte. Er täuscht sich auch nicht über die schlimme Rolle, welche die habgierige Obrigkeit dabei spielt, wenn er sie auch nur vorsichtig andeutet. Freilich, er beurtheilt die Dinge lediglich empirisch und ist allzu geneigt, als Unrecht des Einzelnen anzusehen, was in Wahrheit die unvermeidliche Consequenz dieser schlimmen Geldbewegung sein mußte. Jedesfalls war die Scheltrede gegen den Mammonsdienst, mit der der Reimspruch schließt, in jenen Kipperjahren so angebracht wie kaum je sonst in der deutschen Culturgeschichte, und an dem segensreichen Drucke der öffentlichen Meinung, der dem Unfug schließlich doch ein Ende machte, hat St. seinen redlichen Antheil gehabt. Roethe.

Steiger: Jakob Robert St., geboren am 7. Juni 1801 zu Büron, Kanton Luzern, † am 5. April 1862 zu Luzern, Arzt und Politiker. Auf dem kleinen Heimwesen der armen Eltern, im Dörfchen Geuensee bei Büron, aufgewachsen und nach der Dorfschule auf der Lateinschule in Sursee vorgebildet, vollendete S. seine Vorbereitung zur Universität in Luzern, wo er schon als Mitglied des studentischen Zofingervereins seinen patriotischen Idealen nachzuleben suchte. Von Genf siedelte er mit den knappsten Mitteln nach Freiburg im Breisgau, hernach nach Paris über, wo er seine medicinischen Studien abschloß. Als mit großer Auszeichnung geprüfter Arzt ließ er sich in Büron nieder; dagegen zerschlug sich wegen der ausgeprägt liberalen Gesinnung des zwar von dem Protector Eduard Pfyffer (s. A. D. B. XXV, 722—724) warm empfohlenen Candidaten die Hoffnung auf Anstellung als Professor der Philosophie in Luzern. Nach der Julirevolution dagegen betheiligte sich nunmehr St. als Mitglied des Verfassungsrathes auf das eifrigste an der Neugestaltung des Kantons, und er wurde als eines der sieben neu bestellten Mitglieder des Regierungsrathes, unter fünfzehn, 1831 erwählt; bis 1838 blieb St. Mitglied

der Behörde, trat dann aber zurück, um sich wieder der ärztlichen Praxis zu widmen, welche er jetzt mit bedeutendem Erfolge in Luzern, als seinem Wohnsitze, betrieb. In wichtigen Fragen hatte St. auch als Vertreter seines Kantons an der Tagsatzung bei eidgenössischen Dingen, wegen der Bundesrevision, der Flüchtlingsangelegenheiten u. a. m. mitgehandelt. Durch den Umschwung von 1841 wurde St. in die Reihe der Oppositionellen gerückt, und er erhob sich nun gewissermaßen zum Widerpart des gleichfalls der Landschaft entstammenden Bauernvorfechters der confessionell ausgeprägten Demokratie, des Bauern Joseph Leu (s. A. D. B. XVIII, 469—472). Als nach dem Mißlingen des gegen die Berufung der Jesuiten ins Werk gesetzten Veto-Sturmes die Waffenergreifung vom 8. December 1844 durch die Regierung niedergeworfen worden war, befand sich St., obschon er nicht zu den Bewaffneten gezählt hatte, unter den ohne weitere Förmlichkeit Verhafteten. Nach einer Haft von sechs Wochen, gegen Erlegung einer ansehnlichen Caution freigelassen, verließ er den Kanton Luzern.

Seit dieser Zeit war St. vollends das geistige Haupt der regierungsfeindlichen Partei, und der Gedanke, mit größeren Anstrengungen als das erste Mal durch die Kraft der Flüchtlinge und der mit ihnen gesinnungsverwandten Angehörigen der angrenzenden Kantone in einem Freischaarenzuge das in Luzern herrschende System zu stürzen, gewann bis in das Frühjahr 1845 völlige Reife. St. war eines der einflußreichsten Mitglieder des die Vorbereitungen treffenden Flüchtlings-Comités. So kam es zu dem abermals den Landfrieden brechenden Einmarsch über die Luzerner Grenzen am 31. März, der bis zum 1. April gänzlich scheiterte. Unter den Tausenden eingebrachter Gefangener befand sich auch St., der auf der Flucht an der Nordgrenze gegen den Kanton Aargau ergriffen worden war. In dem gesundheitswidrigen Gefängniß des Kesselthurmes, eines festen Stückes der Ringmauer, wurde St. untergebracht. Vor Gericht vertheidigte er sich selbst, wurde aber von Kasimir Pfyffer (s. A. D. B. XXV, 717—721) unterstützt. Er gab seine Theilnahme am Landfriedensbruche zu, stellte aber in Abrede, Führer gewesen zu sein und ein Commando bekleidet zu haben; die Ergreifung der Waffen erklärte er als Nothwehr dagegen, daß die herrschende Partei die Verfassung gebrochen habe. Criminalgericht und Obergericht sprachen das Urtheil auf Tod durch Pulver und Blei aus. St. seinerseits wandte sich mit einem Begnadigungsgesuch, das in sehr zahlreichen Bittschriften mit Tausenden von Unterschriften, sowie in eigenen Eingaben, auch von Seiten zweier schweizerischer Bischöfe, Zustimmung fand, an den Großen Rath, mit dem Anerbieten, die Eidgenossenschaft oder, falls es gefordert werden sollte, den europäischen Continent zu verlassen. Einzelne besonnene Stimmen, welche betonten, daß nach diesem Anerbieten St. das Ehrenwort abgenommen und er an der Kantonsgrenze freigelassen werde, fanden bei den maßgebenden Persönlichkeiten kein Gehör. Wohl aber übertrug der Große Rath am 19. Mai auf Siegwart-Müller's (s. A. D. B. XXXIV, 209) Antrag dem Regierungsrathe die Aufgabe, zu untersuchen, ob und wie St. ohne Vollziehung des Todesurtheils für den Kanton unschädlich gemacht werden könne. Unterhandlungen wurden mit auswärtigen Staaten hierüber angeknüpft, und Sardinien erklärte sich bereit, St. auf Ehrenwort in eine Stadt zu interniren. Aber in der Nacht vom 19. zum 20. Juni, die durch ihr gewitterhaftes Dunkel sich dafür eignete, entfloh St. aus dem Kerker nach Zürich. Ein auf Betrieb eines radical gesinnten Caféwirths in Zürich entstandenes geheimes Rettungscomité hatte die drei Landjäger gewonnen, welche unter großen Schwierigkeiten die Befreiung des sorgfältig bewachten Gefangenen herbeiführten. Steiger's Schicksal, in Bild und Schrift, im Liede vielfach gefeiert, war ein Gegenstand, der weit über die Grenzen der Schweiz hinaus die Aufmerksamkeit in leidenschaftliche Spannung versetzt hatte.

Die Wendung galt als ein Sieg der radicalen Sache überhaupt. Daß St. selbst an der genau einen Monat nach seiner Flucht, in der Nacht vom 19. zum 20. Juli, durchgeführten Ermordung Leu's so wenig als ein anderer der Parteiführer der unterlegenen Opposition, einen irgendwie unmittelbaren Antheil hatte, wurde in unbefangenen Kreisen auch der Gegnerschaft bald anerkannt. Dagegen war es unedel, wie er dadurch an Leu für dessen anfänglich sehr schonungslose Aeußerungen, zunächst nach der Niederlage vom 1. April, jetzt nachträglich sich rächte, daß er ganz wesentlich an der geflissentlichen Verbreitung der durchsichtigen Fabel vom Selbstmorde des Getödteten sich betheiligte.

In Winterthur wählte St. seinen Aufenthalt; eine zürcherische und eine bernerische Gemeinde schenkten dem heimathlosen Flüchtling ihr Bürgerrecht. Nach dem Fall Luzerns im Sonderbundskriege kehrte der Verbannte, der als Arzt ein zürcherisches Bataillon begleitet hatte, zurück und zeigte sich zuerst am 27. November 1847 in einer tumultuarischen Volksversammlung am Theaterplatze den ihn jubelnd begrüßenden Parteigenossen; als Wortführer forderte er sogleich Ausweisung der Jesuiten und eine allgemeine Amnestie der politischen Vergehen. Bei der Constitution des am 11. December neu gewählten Großen Rathes wurde St. zum Präsident ernannt; in dem neu bestellten, einstweilen provisorischen Regierungsrathe trat er gleichfalls, als Schultheiß, an die Spitze. Ganz besonders auf seine Anregung hin erfolgte 1848 zum Behufe der Deckung der Kriegskosten die Aufhebung der Klöster St. Urban und Rathhausen. Dann betheiligte er sich auch als Gesandter an die Tagsatzung an der Berathung der neuen Bundesverfassung, und 1848 wurde er bei dem Zusammentritt der ersten Bundesversammlung, nach der Wahl des Bundesrathes, Präsident des Nationalrathes. 1849 stieg er ein erstes Mal auf den Stuhl des Luzerner Schultheißen in definitiver Besetzung. Allein später wandte er sich wieder, unter Niederlegung der staatlichen Aemter, dem ärztlichen Berufe zu, wenn er auch als Publicist in Zeitungsartikeln und Broschüren politisch zu kämpfen fortfuhr. Als vieljähriger Redacteur des „Eidgenossen", des ersten im Kanton Luzern begründeten Blattes seiner Partei, blickte er auf eine lange Bahn publicistischer Polemik zurück. Ein hervorragender politischer Gegner Steiger's, Segesser (s. A. D. B. XXXIII, 595), legte über ihn das persönliche Urtheil ab: „Ein heller, vielseitig gebildeter Kopf und tüchtiger Arbeiter, hatte er in seinem Wesen etwas Ungestümes; er haßte gründlich und machte kein Hehl daraus. Zwar liebte er es, zuweilen den Gemüthlichen, Versöhnlichen, Gemäßigten zu spielen, aber in einer Weise, daß die Schalkheit offen zu Tage trat, die einen charakteristischen Zug seines Charakters ausmachte. Nicht immer berechnete er die Folgen: ich bin überzeugt, daß er nicht immer den Schaden anrichten wollte, den er anrichtete". Ein Nekrolog führte das Wort eines zum Sonderbunde stehenden Urschweizers über St. an: „Er ist en radikale Ma, aber sust en brave Ma".

Die Bedeutung Steiger's als Mediciner, besonders aber auch als Botaniker — 1860 erschien seine „Flora des Kantons Luzern, der Rigi und des Pilatus" — hebt ein Aufsatz von Meyer in den Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft bei ihrer Versammlung zu Luzern 1862 (deren designirter Präsident St. gewesen war) hervor, S. 250—256.

Wegen der Litteratur für Steiger's politische Thätigkeit in der Höhezeit seiner öffentlichen Bedeutung vgl. A. D. B. XXI, 561, XXXIV, 212.

Meyer v. Knonau.

Steiger: Isaak v. St. gehörte einer der vornehmsten Familien Berns an, welche, wahrscheinlich aus dem Wallis stammend und seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in Bern begütert, mit dem Schultheißen Johannes St. (1519—1562), dem Urgroßvater Isaak's, zu hervorragendem Reichthum und

Ansehen gelangt war. Dieser erwarb neben ausgedehntem Grundbesitz im bernischen Gebiete namentlich die waadtländische Freiherrschaft Rolle am Genfersee, und hat als Staatsoberhaupt in äußerst schwierigen Zeiten mit Muth und Geschick die Republik geleitet. Sein Geschlecht führt einen weißen Steinbock im Wappen. Isaak's Vater, Johann Anton St., dessen Schwester die Urgroßmutter von Albrecht Haller's erster Gattin wurde, lebte als bernischer Commandant auf der Festung Aarburg. Hier wurde Isaak geboren und am 7. März 1669 getauft. Der Reichthum der Familie war längst wieder einem sehr bescheidenen Wohlstande gewichen, und als Johann Anton schon 1677 starb, hinterließ er acht Kinder, aber ein ganz geringes Vermögen. Isaak war auf eigenen Erwerb angewiesen; als körperlich schwächlich und geistig schwerfällig betrachtet, wurde er zum Beruf eines Schreibers bestimmt. Es wird behauptet, daß er eine Zeit lang an den Markttagen auf den Straßen die Geschäfte der Bauern um spärliche Bezahlung besorgte. Aber durch Bildungseifer und ungewöhnliche Energie errang er sich allmählich ein nicht geringes Maß von Kenntnissen und von Tüchtigkeit, und endlich auch die Anerkennung dieser Eigenschaften. Zuerst, seit 1698, Schriftführer im obersten Ehegerichte, wurde er 1701, durch den Zufall des Looses begünstigt, Mitglied des Großen Rathes, 1705 „Obervogt" des Bezirks Schenkenberg im bernischen Aargau, 1711 Mitglied des obersten Gerichtshofes, diente 1712 in dem für Bern siegreichen Religionskriege gegen die katholischen Kantone als Zahlmeister, später noch als Oberinspector der öffentlichen Straßen und in verschiedenen kleinen Aemtern, bis ihn endlich 1720 das allgemeine Vertrauen in die Regierungsbehörde, den Kleinen Rath, berief. Im J. 1725 wurde er Venner seiner Zunftgesellschaft, der Gerber, 1726 Präsident des Schulraths und der Akademie von Lausanne, dann 1729 deutscher Sekelmeister und zuletzt, zu Ostern 1732, an der Stelle seines Namens- aber nicht Geschlechtsverwandten, des Schultheißen Christoph v. St., Schultheiß von Bern. Als bernischer Gesandter hatte er im gleichen Jahre in Solothurn über ein Bündniß mit Frankreich zu verhandeln und an den vom französischen Ambassadoren veranstalteten Festlichkeiten theilzunehmen; aber wichtiger war seine Abordnung nach Neuenburg, um dort die gegen die preußische Beherrschung unwilligen Bürger zu beruhigen, ein Auftrag, der ihn in directen brieflichen Verkehr mit Friedrich Wilhelm I. gebracht hat. Seine Gewandtheit bewährte sich hier dermaßen, daß auf ihn wieder die Wahl fiel, als ein in Genf ausgebrochener Aufstand das Einschreiten der Berner Regierung nothwendig machte. In Gemeinschaft mit einem Abgesandten von Zürich, zum Theil auch in Verbindung mit einem Vertreter des französischen Königs, mußten von August 1737 bis zum Anfang des folgenden Jahres die Unterhandlungen zwischen der unzufriedenen Bürgerschaft und ihrem Rathe geführt werden. Dem billigen und der Umsicht Steiger's wird es allermeist zugeschrieben, daß es gelang, nicht nur die Ordnung herzustellen, sondern auch die Eifersucht Frankreichs zu schonen, ohne doch seinem Einflusse in Wirklichkeit allzugroßen Raum zu gestatten. Am 17. Februar 1738 erklärte der Große Rath von Bern, durch die überzeugende Darstellung Steiger's gewonnen, seine Zustimmung zu den Vermittlungsartikeln. Doch erst am 7. April erfolgte die allseitige Unterzeichnung des Vertrags und am 8. Mai die feierliche Beschwörung durch die Parteien. Hatte die Herstellung des Friedens in Genf St. große Anerkennung gebracht, so sollte nun, nach einigen Jahren stiller Arbeit im Dienste des Staates, die Entdeckung eines ähnlichen innern Zwiespaltes in Bern selbst seinen Tod beschleunigen, nämlich die sogenannte Henzi'sche Verschwörung von 1749. Ein Theil der Bürgerschaft, der sich politisch zurückgesetzt glaubte, plante, von dem litterarisch-gebildeten Samuel Henzi und Anderen geleitet, einen gewaltsamen Umsturz und eine Aenderung der Staatseinrichtungen.

Der Plan wurde zwar vor dem Ausbruch verrathen und rasch unterdrückt, allein der schwere Kummer über dieses Ereigniß erschütterte den alternden Schultheißen aufs tiefste, um so mehr, da ihm gerade in diesem Jahre, als Alt-Schultheißen und Präsidenten des Geheimen Rathes, die Untersuchung gegen die Verschworenen zu führen oblag. Er starb am 27. December 1749. Durch seine Verheirathung und nachher noch durch fast zufällige Erbschaften war St. später in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gelangt. Seine Mußezeit benutzte er zur Beschäftigung mit der Geschichte seines Vaterlandes. Er verfaßte ein „Staats- und Standbuch", das jedoch ungedruckt geblieben ist; es besteht aus 6 Quartbänden und enthält sowol die Geschichte der gesammten Eidgenossenschaft und ihrer 13 Kantone, als dann namentlich diejenige von Bern, ist aber eine bloße Compilation. Außerdem schrieb er indessen noch seine Denkwürdigkeiten, welche nicht ohne Bedeutung sind und ihn als einen nicht nur sehr wohlgesinnten und umsichtigen, sondern auch in mancher Hinsicht über die Vorurtheile seiner Zeit- und Standesgenossen hinausgehenden Mann erkennen lassen. Albrecht v. Haller, der ihn seinen „Vetter" nannte, schätzte ihn hoch und hat in seinem Gedichte über „Die verdorbenen Sitten" ihn in vorzüglich günstiger Weise geschildert; ähnlich hat ihn auch Lessing in seinem Trauerspiel „Henzi" gezeichnet. Sein einziger Sohn, Franz Ludwig St., genannt v. Allmendingen, war Haller's vertrautester Freund und stand mit ihm während dessen Aufenthalt in Göttingen in äußerst fleißigem Briefwechsel, wobei die politischen Verhältnisse und Zustände der Vaterstadt in eingehendster Weise besprochen wurden. Franz Ludwig St., den man um seiner vorzüglichen Geistesgaben willen bereits als künftigen Schultheißen ansah, starb auf der Vorstufe zu dieser Würde, als Sekelmeister, schon 1755.

Berner Taschenbuch, Jahrg. 1879. — v. Tillier, Geschichte des Freistaates Bern V. — Archiv des historischen Vereins von Bern IX, 411—437. — Haller's Briefwechsel in der Berner Stadtbibliothek. Blösch.

Steiger: Niklaus Friedrich v. St., geboren am 17. Mai 1729 in Bern, gehörte durch seine Abstammung dem bernischen Patriciate an, und zwar derjenigen Familie v. St., welche zum Unterschiede von einer anderen gleichnamigen einen „schwarzen Steinbock" im Wappen führt. Er war der dritte unter den vier Söhnen des Niklaus Sigmund St. genannt v. Monnay, des damaligen bernischen Landvogtes zu Morsee am Genfersee und der Francisca Elisabeth Henriette Vuillermin. Seine Erziehung war anfangs die gewöhnliche, durch geistliche Hauslehrer geleitete, allein der Knabe zeigte schon früh eine solche geistige Lebendigkeit, bei einem weichen Herzen doch so starken Willen, in einem schwächlichen Körper so viel feuriges Temperament und so unbändigen Ehrgeiz, daß die Eltern einen ganz von den sonstigen bernischen Sitten abweichenden Entschluß faßten, indem sie ihren Sohn 1741 dem Pädagogium in Halle übergaben. Dort setzte St. denn auch seine Studien weiter fort, nachdem er schon 1743 seinen Vater verloren hatte und unter die Obhut eines Verwandten, des damaligen Schultheißen Christoph St., getreten war. Ausgedehnte Reisen durch Deutschland und ein längerer Aufenthalt in Holland, Utrecht, wirkten so vortheilhaft auf ihn ein, daß er sich nicht nur viele Kenntnisse, sondern auch alle Lebensformen der großen Welt aneignete, sein Selbstgefühl in die richtigen Schranken brachte und als ein eben so fein, als allseitig gebildeter junger Mann Ende 1754 nach Bern zurückkehrte, der nicht weniger durch Liebenswürdigkeit zu gewinnen, als durch geistige Ueberlegenheit sich bemerkbar zu machen verstand. Im J. 1756 verheirathete er sich mit Elisabeth v. Büren, nachdem durch seine Mutter die waadtländische Freiherrschaft Montrichier auf ihn übergegangen war. Sein Beruf zum Herrscher war so unverkennbar, daß er schon kurz nach seiner Heimkehr, von seinen Alters- und Standesgenossen als der Erste anerkannt, zum

„Schultheißen des Aeußern Standes" erwählt wurde, das heißt zum Oberhaupte einer der bernischen Aristokratie eigenthümlichen halbamtlichen Körperschaft, die als Abbild und zugleich Vorbereitungsschule für die staatsmännische Laufbahn betrachtet worden ist. Hier lernte er Menschenkenntniß und republikanische Beredsamkeit und wurde, sobald das Gesetz dies gestattete, 1766, Mitglied des Großen Rathes, des „souveränen Standes", wie man es nannte. Seine Anlage zur Behandlung politischer Geschäfte hatte sich zuerst in den Angelegenheiten des Fürstenthums Neuenburg zu bewähren. Die Bürger des seit 1707 dem preußischen Königshause zugehörenden, aber mit der Schweiz und namentlich eng mit Bern verbündeten Landes beklagten sich über ihren Gouverneur; es kam 1767 und 1768 zu Tumulten, welche die Einmischung der eidgenössischen Regierungen nothwendig machten; St. erhielt als Mitglied der bernischen Abordnung den schwierigen Auftrag, die Herstellung des Friedens zu vermitteln, und hatte die Befriedigung, daß dies am 8. August 1768 glücklich gelang. Im J. 1772 unterzog er sich der Prüfung als öffentlicher Notar, welche als Bedingung zu den höhern Staatsämtern galt, und sah sich noch im gleichen Jahre zum „Schultheißen", d. h. Landvogt, von Thun, erwählt. Allein schon 1774 berief ihn das allgemeine Vertrauen in den „Kleinen Rath" oder die eigentliche Regierungsbehörde. Als es sich nach der Thronbesteigung Ludwig's XVI. um die Erneuerung des alten eidgenössischen Bündnisses mit Frankreich handelte, wurde St. wieder, obwol kein Freund dieses Bundes, sogar als das Haupt der „antigallischen" Partei angesehen, mit der Führung der bezüglichen Unterhandlungen beauftragt, war bald in Aarau oder Baden, wo die Tagsatzungen sich versammelten, bald in Solothurn, wo der Gesandte Frankreichs residirte, und am 25. August 1777 hatte er dann auch als einer der Vertreter Berns der überaus großartigen Beschwörungsfeier beizuwohnen. Zu Ostern 1777 von seinen Zunftgenossen zum „Venner" erwählt, erhielt St. am 20. Januar 1780 das wichtige Amt des Deutschen Sekelmeisters oder Vorstehers des bernischen Finanzwesens, und zugleich den Vorsitz in der Appellationskammer oder dem obersten Gerichtshof der Republik. Die Jahre 1781 und 1782 hatte St. fast ganz in Genf zuzubringen. In den ersten Tagen des Februar 1781 kam es in der Vaterstadt Rousseau's neuerdings, wie schon 1734—38 und 1766—78, zu argen Zwistigkeiten zwischen der Bürgerschaft und dem Rathe. Der letztere erbat sich Beistand von den verbündeten Kantonen Zürich und Bern, und St. wurde als Vermittler abgesendet. Am 13. Februar zog er in Genf ein und am 19. gelang es ihm, ein Friedenswerk zu Stande zu bringen; allein nun machte Frankreich Schwierigkeiten, welches als Schutzmacht mitzusprechen verlangte und schließlich sogar Truppen in die Nähe rücken ließ. Gegen Steiger's eigenen Rath wurde die Gesandtschaft im November zurückgerufen und die aufgeregte Stadt sich selbst überlassen. Am 8. April 1782 brach der Aufstand wieder los, und auch diesmal war es St., der die Ruhe wiederherstellen sollte. Nachdem sowol Frankreich von der einen Seite, als die Schweizer-Kantone von der anderen, mit Waffengewalt einzuschreiten sich anschickten, erfolgte nach langen Verhandlungen am 3. Juli eine gemeinschaftliche Besetzung Genfs und die Annahme der vereinbarten Vermittlungsvorschläge. Am 16. October wurden dieselben auch im Großen Rathe von Bern gutgeheißen und den Gesandten am 11. December in feierlicher Weise der Dank des Staates ausgesprochen. Es war fast selbstverständlich, daß zu Ostern 1787, als der eine der beiden Schultheißen, der 91jährige Albrecht v. Erlach, sein Amt niederlegte, auf St. die Wahl zum Nachfolger fiel, eine Würde, die damals derjenigen eines Herzogs gleichgeachtet wurde. Der preußische König ertheilte ihm „aus besonderer Achtung vor dem Rathe von Bern" den Schwarzen Adlerorden, und die Behörde gab die Erlaubniß zur Annahme dieser

Auszeichnung. Die ersten friedlichen Jahre von Steiger's Amtsführung zeigen, ohne daß sein persönlicher Antheil nachgewiesen werden könnte, ein unverkennbares Streben, durch Verbesserungen in der inneren Verwaltung den Anforderungen des philosophischen Jahrhunderts entgegenzukommen, namentlich auf dem Gebiete der Jugenderziehung; es entstanden kurz nach einander das sogenannte „Politische Institut“, an welchem Johannes v. Müller lehrte, eine „Kunstakademie“, ein „Medicinisches Institut“; eine staatliche Leihbank zur Erleichterung des Geldverkehrs wurde begründet, und Steiger's eifrigstes Bemühen ging jedenfalls dahin, das Urtheil zu rechtfertigen, das späterhin der eben genannte schweizerische Geschichtschreiber Joh. v. Müller ausgesprochen hat: „Gewiß gab es nie eine väterlichere Regierung als die Berner, und nirgends eine größere Masse öffentlicher Wohlfahrt, als deren sich Bern und die übrige Schweiz freuten.“ St. konnte freilich nicht verhindern, daß das aristokratische Regierungssystem nach 500jährigem ehrenvollen Bestande allmählich tiefe Schäden offenbar werden ließ und die Abneigung dagegen zunahm. Das Princip der Erblichkeit aller Regierungsvorrechte im engen Kreise einiger Familien war nicht mehr so selbstverständlich wie früher, und es bedurfte nur noch eines äußern Anstoßes, um den im Innern morsch gewordenen Baum zu Boden zu werfen. Dieser Anstoß blieb nicht aus. Dem abstracten Freiheitsbegriff der Franzosen waren die althistorischen Einrichtungen der schweizerischen Republiken unbegreiflich, und die ausgebildeten städtischen Geschlechterregierungen, noch mehr als die monarchische Staatsform, ein Greuel. Der unversöhnliche Gegensatz des revolutionären Frankreich und der alten Eidgenossenschaft wurde auf beiden Seiten wenn nicht erkannt, so doch empfunden. Den Angriffspunkt bildete einerseits das Waadtland, 1536 von Bern erobert und seither verwaltet, aber von französisch redendem Volke bewohnt und nie vollständig einverleibt, seinen deutschen Herren wenig geneigt und jetzt äußerst empfänglich für die neuen Ideen, andererseits das Fürstbisthum Basel, eine staatsrechtliche Zwitterbildung, ebenfalls französisch sprechend, aber halb zum deutschen Reiche, halb zur Schweiz gerechnet. Im Waadtlande machten sich seit Anfang der 90er Jahre die Umtriebe von Leuten bemerkbar, welche auf die Losreißung von Bern hinarbeiteten. Verbannte Waadtländer in Paris und französische Aussendlinge in der Waadt arbeiteten sich in die Hände. Unter den ersteren ist namentlich Friedrich Caesar de Laharpe bekannt geworden. Schon im J. 1791 kam es zu einem kleinen Aufstand, der indessen rasch unterdrückt werden konnte. Die vor der Schreckenszeit fliehenden Franzosen, die sogenannten „Emigranten“, vergrößerten die Gefahr. Der Schultheiß St. glaubte dieser Lage nur im entschiedenen Anschluß an die europäischen Fürstenhöfe begegnen zu können und setzte sich mit Kaunitz in Wien, mit Hertzberg in Berlin, aber auch mit der englischen Regierung in Verbindung, um ihnen die Gemeinsamkeit der Interessen, die Nothwendigkeit übereinstimmenden kräftigen Handelns nahezulegen. Sein Berichterstatter in Paris war der unermüdliche Genfer Schriftsteller Mallet du Pan. Die Coalition kam zu Stande, der Krieg wurde eröffnet, aber die Folge für die Schweiz war keine andere, als der Einzug der französischen Truppen in das Bisthum Basel, wo sie von einem Theil der Bewohner als Befreier aufgenommen wurden, und die Errichtung der „Raurachischen Republik“ am 17. December 1792, welche freilich nicht lange dauern sollte, sondern schon am 7. März 1793 als Departement „du Mont Terrible“ der größeren Schwester einverleibt wurde. Wenn es den monarchischen Staaten an der nöthigen Entschiedenheit fehlte, um nach den Gedanken Steiger's mit voller Kraft in dem Schutz der Eidgenossenschaft sich selbst zu schützen, so sah sich derselbe im eigenen Lande nicht minder gehemmt. Nicht nur schreckten manche der Verbündeten vor allen energischen Maßregeln zurück, auch in Bern selbst hatte

St. in seinem Nachfolger im Sekelmeisteramte, Karl Albrecht v. Frisching (s. A. D. B. VIII, 95), einen feinen und gewandten Gegner, welcher die Erhaltung des Friedens und kluge Nachgiebigkeit als die einzig richtige Politik erklärte und dabei nicht wenige Anhänger fand. Die grauenhafte Niedermetzelung der Schweizergarden in Paris am 10. August 1792 hatte die Gemüther so heftig gegen Frankreich erregt, daß die kriegerische Stimmung allgemein schien; allein die Einmüthigkeit in der außerordentlichen Tagsatzung im September in Aarau scheiterte am Widerstande von Zürich, und trotz aller Anstrengungen Steiger's wurde umgekehrt am 22. Februar 1793 durch die Anerkennung des französischen Gesandten Barthélémy der Friede mit der neuen Republik geschlossen. Inconsequenz und Wankelmuth, je nachdem die eine oder die andere Meinung für Augenblicke überwog, zerstörten alles Selbstvertrauen. „Den Krallen des Teufels entgeht man nicht dadurch, daß man ihn streichelt", war Steiger's Grundsatz, aber er sah sich damit immer mehr vereinzelt. Daß 1794 auch Holland an Frankreich zur Beute fiel, konnte wol die Schweiz erschrecken, vermochte aber nicht, sie aufzurütteln und den Friedensfreunden die Augen zu öffnen. Eine Erneuerung des bernischen Rathes zu Ostern 1795 vermehrte noch die Zahl dieser letzteren so sehr, daß man sich im April 1796 sogar herbeiließ, auf das gebieterische Verlangen Frankreichs alle Emigranten — es waren deren bei 400 nur im Kanton Bern — aus dem Lande zu weisen. Allein auch damit wurde die Lage keineswegs besser. Im Mai wurde der gemäßigte und der Schweiz freundlich gesinnte Barthélémy in das Directorium gewählt und in der Schweiz durch den ganz anders gearteten Mengaud ersetzt; jetzt erfolgte die weitere Forderung, daß auch dem englischen Gesandten Wickham der Aufenthalt in der Schweiz untersagt werden sollte. Allerdings hatte dieser im Sinne der Gegenrevolution eine Thätigkeit entwickelt, welche auf die Sicherheit der Schweiz sehr wenig Rücksicht nahm und selbst dem ihm befreundeten St. Bedenken einflößen mußte. Nachdem zuerst Bern, dann auch die übrigen Stände den französischen „Befehl" mit Stolz zurückgewiesen (11. October 1796), bewog St. persönlich nach einer längeren vertrauten Unterredung über die gesammte politische Lage Europas (s. Wickham's Corresp.) den gefährlich gewordenen Mann zur Abreise. Wie wenig freilich das Pariser Directorium durch solche Nachgiebigkeiten versöhnt werden konnte, zeigte sich kurz darauf, da eine bernische Gesandtschaft in wenig höflichen, ja schnöden Formen zur Rückkehr gezwungen wurde. So kam die Katastrophe unverkennbar immer näher. Am 23. November reiste der General Bonaparte durch die Schweiz, wobei er in der absichtlichsten Weise seine Abneigung gegen Bern kund zu geben für gut fand, indem er ohne Aufenthalt im Wagen die Stadt durchfuhr und nur seinen Adjutanten Junot zu dem seiner harrenden Schultheißen sandte, nachdem er umgekehrt in Lausanne die Hoffnung auf das befreiende Frankreich ebenso geflissentlich genährt hatte. War Bonaparte als Sturmvogel erschienen, so war der Verlauf des Rastatter Congresses, zu welchem er sich begab, nichts weniger als beruhigend für die Schweiz. Die revolutionären Gelüste hatten sich unterdessen aus dem Fürstbisthum Basel ansteckend weiter verbreitet in die Thäler des Jura, und diesen Kundgebungen folgten französische Truppen auf dem Fuße nach. Am 15. December brachen sie in das mit Bern im engsten Bunde stehende Thal von Münster ein. Die Ansicht Steiger's, daß dieser Ueberfall nur durch Krieg zu beantworten sei, wurde verworfen, ein Antrag auf Einsetzung einer dictatorischen Gewalt zuerst angenommen, dann aber wieder beseitigt und nur, am 18. December, ein militärischer Befehlshaber ernannt, der Generallieutenant Karl Ludwig v. Erlach (s. A. D. B. VI, 220). Die falsche Sicherheit, die blinde Zuversicht auf die Friedensliebe der Franzosen wollten nicht weichen. Im Waadtlande erhoben sich

drohende Zeichen, in Bern selbst wankte die Treue der unzufriedenen Bürger. Eine „Petition" der Waadtländer verlangte Befreiung von Bern, und der französische Gesandte begleitete dieselbe mit der Erklärung, daß die Unterzeichner unter seinem Schutze stehen und die große Republik eine Verfolgung derselben nicht dulden werde (28. December). Der Versuch, durch eine neue Huldigung das Land an seine Regierung zu binden, gelang nur theilweise; der an die Spitze der Berner Truppen im Waadtlande gestellte „philosophische" General Weiß schadete durch sein Auftreten mehr als er nützte, und im nämlichen Augenblicke, da die alte Eidgenossenschaft am 25. Januar 1798 in Aarau mit ungewohnter Feierlichkeit den Bundesschwur erneuerte, hatte in Wirklichkeit die Umwälzung bereits begonnen. Jetzt entschloß sich der bernische Rath, sich durch Abgeordnete des Landes zu verstärken. St. hatte erklärt: „Wenn dieser Vorschlag uns nicht rettet, wird er uns gewiß tödten!" — Es war wirklich schon zu spät. Am 3. Februar wurde dem Kanton der Erlaß einer neuen Verfassung zugesagt, aber damit die Verwirrung nur noch vermehrt, die Einen gestachelt, die Andern entmuthigt, Niemand befriedigt. Die Waadt wurde preisgegeben. General Brune rückte mit seinen Truppen ein, immer noch unterhandelnd und den Schein erregend, daß es einzig um den Sturz der Aristokratie und die „Befreiung" der Schweiz zu thun sei. Die bernische Kriegsmacht wurde deshalb aufgestellt, aber jeder Angriff ihr untersagt; die günstige Zeit zu einem solchen ging vorüber, die Franzosen verstärkten sich, die Berner Milizen wurden mißmuthig. Noch einmal schien ein Aufraffen möglich. Am 26. Februar trat General v. Erlach mit 72 seiner Officiere zu Bern vor den versammelten Rath und verlangte Vollmacht zur Eröffnung der Feindseligkeiten. Steiger's eindringliche Beredsamkeit siegte, der Beschluß wurde fast einstimmig gefaßt; auch die Gegner der Aristokraten wollten ihr Vaterland retten vor dem frechen Einbruch der Fremden. Allein nochmals lud Brune zu Unterhandlungen ein und versprach Erhaltung des Friedens; v. Erlach erhielt Gegenbefehl — im gleichen Augenblick, 1. März, da der französische Feldherr seinerseits, noch vor Ablauf des Waffenstillstandes, zum Angriffe schritt. Es war ein schändlich trügerisches Spiel, das mit der Schweiz getrieben wurde, hat doch der nämliche Bote, der Brune's Aufforderung zu neuen Verhandlungen nach Bern brachte, seinen Weg fortgesetzt, um zum Führer der anderen, bei Solothurn stehenden Abtheilung, dem General Schauenburg, die Weisung zum Anmarsch zu tragen. Am 3. März übergaben sich Freiburg im Westen, Solothurn im Norden von Bern, die Truppen der verbündeten Kantone zogen nach Hause; die bernischen Bataillone selbst fingen an sich aufzulösen, und bei Vielen schlug die noch vorhandene Kampflust in rebellische Verzweiflung um. Am 4. März bestellte Bern eine provisorische Regierungsbehörde, an deren Spitze Frisching stand; St. legte seine Würde nieder, verließ, vom ganzen Rathe in unwillkürlicher, wehmüthiger Ehrerbietung begrüßt, den Saal und begab sich zu der Armee, wo er den Tod zu finden hoffte. Die Nacht hindurch erwartete er, wenig mehr als eine Stunde von der Stadt entfernt, den anrückenden Feind mit dem kleinen Ueberreste bernischer Soldaten; aber während vor den westlichen Thoren, bei Neuenegg, die kräftige Wuth noch einen rühmlichen Sieg zu erringen vermochte, kam es auf der andern Seite der Stadt, im „Grauholz", kaum mehr zu einem ernstlichen Kampfe. Im letzten Augenblicke wurde St. von seinen Freunden in den Wagen gehoben und fortgeführt, an der Stadt vorbei, die jetzt ihre Thore öffnen mußte, auf die Straße nach Thun, wo er unter mancherlei Gefahren und Bedrohungen — sein Freund, der General v. Erlach, war auf der nämlichen Straße als „Verräther" schauerlich todtgeschlagen worden, und andere Officiere erlitten das nämliche Schicksal — todkrank und erschöpft endlich anlangte. „Ich hoffte beim Heere ein ehrenhaftes

Ende zu finden und mein unglückliches Vaterland nicht zu überleben, welches Verrath, Feigheit und Thorheit verderbt und entehrt hatten; die Vorsehung hat es anders geordnet, ich entging wie durch ein Wunder dem Tode, den ich für ein Glück für mich hielt", schrieb St. bei späterem Rückblick. Seine Absicht war, nach Verlust der Hauptstadt im bernischen Oberlande den Widerstand zu organisiren; er mußte denselben aufgeben, da alle Ordnung sich aufgelöst hatte, und setzte seine Reise fort über den Brünig ins Ausland, nach Lindau und Ulm. Da es den Franzosen nicht gelungen war, den Schultheißen selbst im Triumph nach Paris zu führen, so nannten sie mit wenig würdigem Spotte den einen der aus dem „Graben" gezogenen und in einem eisernen Käfige nach Paris gebrachten Bären mit dem Namen „Steiger".

Mit der in der Schweiz eingetretenen Wendung begann auch für St. eine Zeit ganz neuer Aufgaben und Ziele. Nun, im 70. Jahre stehend, spannte er alle seine Kräfte an, um eine Wiederherstellung des frühern politischen Zustandes zu erreichen. Mit einer Art von patriotischem Fanatismus setzte er alle Mittel in Bewegung, um dies zu Stande zu bringen. Er glaubte sich dabei auf die große Zahl derjenigen stützen zu können, welche in der Schweiz selbst die Fremdherrschaft nur unwillig duldeten, und auf die europäischen Fürstenhöfe, welche in dem Umsichgreifen der Revolution die größte Gefahr für sich selbst erblicken mußten, berechnete aber wohl zu wenig, daß nicht Alle, welche mit ihm eines Sinnes waren, darum auch so tief fühlten, so einseitig kraftvoll handeln konnten, wie er selbst; übersah auch zu sehr, daß Preußen und Oesterreich, Rußland und England ebensowenig gewillt sein konnten, sich nur als Werkzeug für die Herstellung der alten Eidgenossenschaft zu betrachten, als er, St. selbst, die Absicht hatte, die Schweiz nur als Schlachtfeld darzubieten für die Interessen der verbündeten Mächte. In Ulm wurde St. sofort von den Vertretern des Berliner und des Wiener Hofes empfangen und durch englische Agenten mit den nöthigen Geldmitteln versehen. In München traf er am 10. Mai einen der Sache treu gebliebenen Waadtländer, den Obersten de Rovéréa, mit dem er sich nun durch Eidschwur zur Rettung des Vaterlandes verband. Einer Einladung des Hofes folgend, begab er sich nach Wien, wo er am 4. Juni anlangte, mit seiner Gattin sich vereinigen konnte und nun eine fieberhafte Thätigkeit entwickelte, um Oesterreich zum Kriege gegen Frankreich zu treiben und gleichzeitig einen allgemeinen Aufstand in der Schweiz ins Werk zu setzen. Seine Verhandlungen mit dem Minister Thugut, seine Audienz beim Kaiser Franz, der ihn als legitimes Haupt seines Heimathstaates mit aller Achtung empfing, konnten die besten Erwartungen erregen. Andere Flüchtlinge aus der Schweiz sammelten sich um ihn, es bildete sich ein geheimer Ausschuß, bestehend aus dem österreichischen Generallieutenant v. Hotze, einem gebornen Schweizer, dem vertriebenen Fürstabt von St. Gallen, dem Generallieutenant v. Salis-Marschlins aus Graubünden, dem Grafen v. Courten aus Wallis, dem gewesenen solothurnischen Landvogt Gugger von Dornach, dem Basler Burkhardt v. Kirschgarten und dem schon genannten Rovéréa. St. selbst führte den Vorsitz. Die schweizerischen Freiwilligen sollten unter schweizerischer Fahne, aus englischem Gelde besoldet, als ein Bestandtheil des österreichischen Heeres in den Krieg ziehen. Mit dem 1. Juli begab sich St. nach Berlin, um auch dort persönlich thätig zu sein; er fand auch hier viel Wünsche, aber wenig ernstes Wollen. Die Stimmung in der Schweiz war günstig; der erste Hoffnungsrausch ging bereits in Ernüchterung über; durch das aufgezwungene Bündniß mit Frankreich hatte das Land auch den Schein der Selbständigkeit eingebüßt und war ein bloßer Vasallenstaat geworden. Soldatenaushebungen für Frankreichs Kriege nährten den Widerwillen gegen die angeblichen Befreier. Allein die Höfe zauderten, vereinzelte Erhebungen konnten nur

gewaltsamer Niederwerfung rufen; der verfrühte Aufstand der Inner-Schweiz führte zu der entsetzlichen Verwüstung von Nidwalden in den ersten Tagen des September. Die hier verübten Greuel mehrten nun freilich ihrerseits das Interesse des Auslandes für das unglückliche Volk, und zugleich die Zahl der Flüchtlinge, welche die Schweiz verließen und sich den Bestrebungen der Gegenrevolution zur Verfügung stellten. St., der sich nach Augsburg ins Hauptquartier des Erzherzogs Karl begeben, hatte wiederholt Besprechungen mit dem Feldherrn; aber immer noch zögerte die Kriegserklärung. Erst am 20. Februar 1799 erfolgte dieselbe, nachdem Oesterreich und Rußland endlich ihren Bund geschlossen hatten. In Neu-Ravensburg, einer Domäne des Abtes von St. Gallen, fand endlich am 8. April die feierliche Eidesleistung der Schweizertruppen statt, die sich in den Dienst ihres Landes stellten und auf englische Kosten ausgerüstet und nothdürftig eingeübt worden waren. Ungefähr 600 Mann bildeten diese freiwillige Schweizerlegion, die aus der Hand Steiger's ihre Fahne erhielt und unter der Führung von Rovéréa stand. Die Schlacht bei Feldkirch am 23. April, der große Sieg bei Stockach, zwei Tage später, erweckten die größte Hoffnung auf das Gelingen. In der Schweiz selbst wagten sich die Zeichen der Abneigung gegen die Franzosenherrschaft wieder offen hervor. St. ging über die Grenze nach Schaffhausen und erließ einen begeisternden Aufruf. Am 9. Juni zogen die Verbündeten in Zürich ein, mit ihnen Steiger's Schweizerlegion. Der Tag der Wiederaufrichtung der alten Staatsordnung schien ganz nahe zu sein. Schon wurden die Grundlinien der künftigen politischen Einrichtungen besprochen und das Maaß der unvermeidlichen Reformen in Berathung gezogen, welche St. als Repräsentant der verbündeten Mächte durchführen wollte und sollte — als unvermuthet der Erzherzog Karl von seinem Kriegsrathe an den Rhein gerufen und die Schweiz preisgegeben wurde. Die Schlacht bei Zürich am 25. September, in der Masséna die Russen unter Korsakow schlug, entschied den Feldzug plötzlich zu Gunsten der Franzosen. Beim Rückzug mußte St., der nicht weichen wollte, wiederum mit Gewalt fortgebracht werden. Mit gebrochenem Muth kam er wieder nach Augsburg, nochmals raffte er sich hier zu verzweifelten Versuchen neuer Thätigkeit auf, zum allgemeinen Widerstand gegen Frankreich; — allein ein Schlaganfall lähmte plötzlich seine Kräfte, er starb am 3. December 1799. „Sagt unsern Freunden, daß ich den Verlust des Lebens nur um ihretwillen bedaure, und wegen der Dienste, die ich unserem Vaterlande vielleicht noch hätte leisten können", das war das Abschiedswort des Sterbenden. Am 6. December wurde er unter den militärischen Ehrenbezeigungen eines österreichischen Generallieutenants in Augsburg feierlich beerdigt.

Tiefe Religiosität und große Einfachheit in den häuslichen Sitten, Herzensgüte und Willensstärke, Scharfsinn und Arbeitsamkeit sind die Eigenschaften, die ihm nachgerühmt werden. Sein blitzendes Auge ersetzte die mangelnde Kraft seiner Stimme; die Klarheit und Energie der Gedanken ließ die natürliche Beredsamkeit wenig vermissen. In seinem Aeußern soll er auffallend an Friedrich den Großen erinnert haben, der ihm wol auch als Vorbild galt. Sein Vermögen hat er den Interessen seines Landes vollständig zum Opfer gebracht; nach dem Tode noch, im Mai 1800, sollte über seinen Nachlaß der Concurs erklärt werden, nur mit Mühe wurde dies abgewendet. Johannes v. Müller nannte ihn „einen Mann von seltener Einsicht, seltenen Kenntnissen und einer großen Seele, der besten Zeit Berns oder größerer Wirkungskreise würdig"; sein leidenschaftlichster Gegner, de Laharpe, urtheilte nicht anders, wenn er gesagt hat: „Er war mein Feind, aber nur, wie es ein edler und großmüthiger Mann ist", und auch Pitt soll St. für einen der ersten Staatsmänner seiner Zeit erklärt haben. Jedenfalls hat er schärfer gesehen, als die allermeisten seiner Zeit-

genossen. Als Besiegter ist er gestorben, aber die Geschichte hat die Richtigkeit seines Urtheils bewiesen.

Zwei Jahre nach dem Tode Steiger's erwachte in Bern, unter einer gänzlich neugewordenen politischen Lage, der Wunsch, die Asche des edeln Patrioten nicht im Auslande zu lassen. Am 26. März 1802 fand die Ausgrabung der Leiche in Augsburg, und nach einer feierlichen Ueberführung am 17. April mit einem in republikanischem Lande sehr ungewöhnlichen Pomp die Beisetzung in der bernischen Hauptkirche statt. Im August 1806 wurde sodann das neue Grab durch ein einfach schönes Denkmal bezeichnet. Ein Bildniß des Schultheißen St. bewahrt die Berner Stadtbibliothek, Copien desselben sind sehr verbreitet. Der originelle, damals in Bern lebende Künstler Dunker hat eine Lebensgeschichte Steiger's in einer Serie von kleinen Kupferstichen bearbeitet.

Ein vollständiges Verzeichniß der bez. Litteratur gibt Lauterburg im Berner Taschenbuch, Jahrg. 1853. Wir heben aus demselben hervor: Mallet du Pan, Essai historique sur la destruction de la ligue helvétique, 1798, p. 2 u. 8. — De Rovéréa, Précis de la révolution de la Suisse, 1798, p. 109—111. — An neueren Quellen kommen dazu: De Rovéréa, Mémoires, Berne 1848, 4 vols. — Will. Wickham, The correspondence from 1794. London 1870. 2 vols. — Papiers de Barthélémy, ambass. de France en Suisse 1792—97, publ. par Kaulek, Paris 1886—88. 4 tom. — Karl Müller, Die letzten Tage des alten Bern. Bern 1886. — Eidgen. Abschiede. Sammlung Bd. VIII von 1778—98. Zürich 1856. — Der Nachlaß Steiger's befindet sich, was die Zeit vor der Revolution anbetrifft, die Missionen nach Neuenburg und nach Genf, vollständig geordnet in der Berner Stadtbibliothek; die Correspondenzen der späteren Zeit dagegen scheinen verloren, wol eher absichtlich vernichtet worden zu sein. — Eine vollständige Biographie Steiger's ist bis jetzt nicht erschienen; doch hat Hr. Berchtold Haller in Bern mit großer Mühe das Material handschriftlich gesammelt, und für die außerordentliche Liebenswürdigkeit, mit welcher er die Benützung dieser werthvollen Arbeit gestattet hat, gebührt ihm hier ganz besonderer Dank. Blösch.

Steiger: Wilhelm St., reformirter Theologe, † 1836. St. war der Sohn des im Kanton Aargau in der Schweiz angestellten Geistlichen Johannes St. und wurde am 9. Februar 1809 geboren. Theils im elterlichen Hause, theils in Schaffhausen vorgebildet, bezog der begabte Jüngling, erst 17 Jahre alt, die Universität Tübingen, wo damals Steudel und der jüngere Bengel lehrten. Nach des Letzteren Tode wandte er sich nach Halle, wo er den Rationalismus noch in größter Blüthe antraf, aber, von ihm abgestoßen, sich Tholuck zuwandte und in ihm seinen geistlichen Vater fand. 1827 kehrte er in die Heimath zurück, erhielt 1828 in Aarau die Ordination und lebte dann ein Jahr in der französischen Schweiz. Hier erwärmte er sich ganz besonders für die gläubigen Separatisten und vertrat ihre Sache in Wort und Schrift. Das brachte ihn in Beziehungen zur Hengstenbergischen Kirchenzeitung, an welcher er von da an eifrig mitarbeitete. Das hatte wieder zur Folge, daß er 1829 selbst nach Berlin übersiedelte und drittehalb Jahre dort zubrachte; doch lebte er hier hauptsächlich seiner eigenen Fortbildung und litterarischen Arbeiten. Diese waren seiner Grundstimmung nach damals polemisch gehalten. So erschienen mit Bezug auf den Halleschen Streit, als dort die Professoren Wegscheider und Gesenius wegen häretischer Vorlesungen denuncirt worden waren, Steiger's „Bemerkungen über die Hallesche Streitsache und die Frage, ob die evangelischen Regierungen gegen den Rationalismus einzuschreiten haben“ (Leipzig 1830, anonym), hauptsächlich gegen Bretschneider gerichtet, und sein erstes unter seinem Namen herausgegebenes Buch „Kritik des Rationalismus in Wegscheider's Dogmatik“ (Berlin 1830), in

welchem er mit unverhohlenem jugendlichen Unmuthe den Rationalismus durch Anwendung seiner eigenen Principien zu schlagen suchte. Wichtiger als seine Polemik wurden seine positiv bauenden Werke, zu denen er bald darauf sich wandte. 1832 erschien „Der erste Brief Petri, mit Berücksichtigung des ganzen biblischen Lehrbegriffs“ (Berlin). In den Bahnen Tholuck's wandelnd, welcher in seinem Commentar zum Römerbriefe zum ersten Male die Auslegungen der Kirchenväter herangezogen hatte, um das Verständniß der früheren Jahrhunderte zumal der ältesten Zeit für die Gegenwart nutzbar zu machen, brachte auch St. in seiner Auslegung die Auffassungen der alten Interpreten reichlich herbei, doch lag ihm noch mehr daran, den Text des Briefes selbst in seinem ganzen Gehalte hervortreten zu lassen. Er widmete dieses Buch dem theologischen Comité der (methodistisch-) evangelischen Gesellschaft in Genf, welche eine theologische Schule zur Bildung gläubiger Geistlicher gestiftet und gerade jetzt St. zum Professor der neutestamentlichen Exegese berufen hatte. Von Ostern 1832 an wirkte er in dieser Stellung, und seinen Vorlesungen wurde nachgerühmt, daß sie in seltener Weise deutschen Gedanken die rechte französische Form zu geben verstanden. Seine Schüler hingen mit großer Liebe an ihm und nach seinem Tode hat einer derselben nach Collegienheften Steiger's „Introduction générale aux livres du N. T.“ (Genève, Lausanne et Paris 1837) herausgegeben. 1833 und 1834 erschienen von St. und Hävernick edirt „Mélanges de théologie réformée“ (Heft 1 und 2, Genève et Paris), die Anfänge einer Zeitschrift, die indeß nicht fortgeführt wurde. Darauf lieferte der fleißige Autor einen Commentar zum Briefe an die Kolosser („Der Brief Pauli an die Kolosser. Uebersetzung, Erklärung, einleitende und epikritische Abhandlungen.“ Erlangen, Heyder 1835); er sollte der erste Theil eines Commentars über die kleinen paulinischen Briefe werden. Neu war an diesem Werke, daß er Einleitung und Interpretation reinlich schied; in der Einleitung gab er das, was der Interpret anders woher als aus dem Briefe selbst erfährt; was sich dagegen durch die Interpretation ergibt, wurde in einer Schlußbetrachtung vor Augen gestellt. Eine Uebersetzung, im Ausdruck und in der Satzbildung dem Texte möglichst conform, wurde hinzugefügt, um ein Gesammtbild des Auszulegenden und Ausgelegten zugleich zu geben. Bei diesem ersten Theile ist es verblieben; denn die Fortsetzung des geplanten Werkes hinderte der Tod. Die angestrengten Arbeiten machten den ohnehin durch körperliche Leiden gedrückten unermüdlichen Arbeiter frühzeitig erlahmen; noch nicht 27 Jahre alt, erlag er am 9. Januar 1836 einem Nervenfieber unter Hinterlassung einer Wittwe und eines Söhnchens. Wie sein Aeußeres, so hat auch sein Charakter Manche an Calvin erinnert.

Vgl. (Schmidt's) Neuer Nekrolog der Deutschen. Vierzehnter Jahrg. 1836. Zweiter Theil (Weimar 1838) S. 986 und den Artikel St. von K. F. Steiger in Herzog-Plitt-Hauck, Real-Encyclopädie für prot. Theol. und Kirche XIV (1884), 658—59. P. Tschackert.

Steigleder: Hans Ulrich St., ein tüchtiger Orgelspieler und Componist für sein Instrument. Das neuerdings erschienene Geschichtswerk von Josef Sittard über die Stuttgarter Hofcapelle setzt uns endlich in den Stand, die Steigleder'sche Familie als Organisten in einem Zeitraume von über 100 Jahren verfolgen zu können. Ein Utz St. ist um 1534 Organist an der Hofcapelle in Stuttgart, ein Ulrich St. wird von 1546 bis 1555 in den Acten angeführt. Ein Zeitgenosse Hans Ulrich's, mit Vornamen Adam, vielleicht ein Bruder desselben, war um 1617 Organist in Ulm. Von ihm finden sich in Woltz' Tabulaturbuch von 1617 zwei Orgelsätze. Der Bedeutendste der Familie war jedenfalls Hans Ulrich. Ritter in seiner Geschichte des Orgelspiels (Lpz. 1884, S. 151) gibt seine Geburt um 1590 an. Diese Jahreszahl ist wol nur eine

muthmaßliche Annahme. Da wir aber nun durch Sittard's Untersuchungen wissen, daß er am 9. October 1635 in Stuttgart starb, so kann man wol seine Geburt um 20 Jahre zurücklegen. Er soll nach Ritter zuerst Organist in Lindau am Bodensee gewesen sein, bis er von da aus als Stiftsorganist nach Stuttgart berufen wurde. Sittard schwankt in der Jahreszahl seiner Berufung; Bd. I, S. 34 führt er ihn schon im J. 1605 als Stiftsorganist an und S. 297 nennt er 1617 das Jahr seiner Berufung. Nach einer Verfügung vom 30. Mai 1627 hatte er auch bei der Kammermusik, Capell= und Hofmusik aufzuwarten. Sein Gehalt betrug 122 Gulden an Geld, 2 Scheffel Roggen, 24 Scheffel Dinkel, 3 Eimer und 4 Imi Wein und 40 Pfd. Lichte. Welchen Meister er zum Lehrer hatte, darüber sind wir nicht unterrichtet. Merkwürdig ist die Uebereinstimmung in Form und Inhalt mit Sweelinck; es läßt sich nur etwa der Schluß daraus ziehen, daß sich Sweelinck's Werke sehr schnell verbreitet und überall Nachahmung gefunden haben. Die Bibliothek des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin besitzt einen Band mit Orgelcompositionen von Sweelinck, Scheidt und einen Satz von St. Letzterer ist mit „Phantasie in D" überschrieben und hat die Form einer Doppelfuge oder eigentlich zweier Themas, die von vornherein gegen einander contrapunktiren. Der Satz enthält neben manchem Vortrefflichen viel ungenießbare Stellen, die zwar nicht ungeschickt gemacht sind, aber durch ihre Langweiligkeit den rechten Fluß hemmen. Auch der plötzliche Wechsel von beweglich figurirten Stellen zu sich langsam hinschleppender Bewegung stört das Ebenmaaß. Man sieht so recht, daß sich die reine Instrumentalmusik noch in den Kinderschuhen befindet. Sie ist wol auf dem richtigen Wege, weiß aber die Lücken zwischen den verschiedenen Einsätzen des Themas noch nicht mit Geschmack und Geschick auszufüllen. Erst ein Seb. Bach lehrte die Kunst, die Zwischenspiele aus einem Motive des Themas zu bilden und durch Modulation und Steigerung das Interesse wach zu erhalten. St. gab 1627 in Straßburg bei Marx ein „Tabulatur=Buch", d. h. Orgelbuch, heraus, welches den Choral Vater unser in der alten lutherischen Weise vierzig Mal variirt. Ritter druckt daraus zwei Variationen ab, Nr. 87 und 88 seiner Beispielsammlung. Die erstere der mitgetheilten Variationen beruht auf einem chromatisch herabgehenden Thema und klingt oft ganz barbarisch für unsere an Wohlklang gewöhnten Ohren. Die zweite Variation dagegen, Nr. 88, beruht auf einem figurirten Thema, welches wohlklingend und geschickt gehandhabt ist. Trotz aller Härten und Ungeschicklichkeiten tritt doch überall das Bestreben hervor, ein Thema oder Motiv nach allen Seiten hin auszunützen, und dies gibt seinen Werken einen gewissen historischen Werth, denn nur durch das Festhalten an diesem Grundsatze gelangte die Kunst endlich zu einer geschlossenen Form mit werthvollem Inhalte, der nicht nur den Verstand ergötzte, sondern auch dem Gefühl Rechnung trug. Das oben erwähnte Druckwerk von 1627 ist in den Monatsheft. f. Musikgesch. XIX, 13 ausführlich mit Auszügen beschrieben. Rob. Eitner.

Steiglehner: Cölestin, eigentlich Georg Christoph St., geboren am 17. August 1738 zu Sindersbühl bei Nürnberg, wo sein Vater Wundarzt war. Der junge St. erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater; im J. 1748 wurde er in das „teutsche Haus" zu Nürnberg als Chorknabe aufgenommen; von den drei Geistlichen, die der deutsche Ritterorden in diesem Hause unterhielt, wurde er in der lateinischen Sprache, der Musik und im Zeichnen unterwiesen; im Herbst 1752 kam er, 14 Jahre alt, in das Seminar zu St. Emmeran in Regensburg und besuchte jetzt das bischöfliche Gymnasium daselbst; die sechs Gymnasialclassen legte er mit Auszeichnung zurück; er trat dann in dem fürstlichen Reichsstift zu St. Emmeran in den Benedictinerorden ein, legte am

4. November 1759 die Ordensgelübde ab und las am 2. October 1763 seine erste Messe. Seit 1758 hatte er sich mit Philosophie, Mathematik, Geschichte, Sprachen, Theologie und Kirchengeschichte beschäftigt; 1764 vollendete er den theologischen Cursus; im December desselben Jahres wurde er Hülfsprediger an der oberen Stadtpfarrkirche zu Regensburg, 1765 Pfarrer zu Schnabelweid. Nachdem der am 15. Juli 1762 zum Fürstabt zu St. Emmeran erwählte Frobenius Forster eine Akademie der Wissenschaften an dem ihm unterstellten Stifte gegründet hatte, wurde St. seit 1766 das mathematisch-physikalische Fach übertragen. Er lehrte reine und angewandte Mathematik, theoretische und Experimental-Physik, sowie Meteorologie und Astronomie. Vom November 1766 bis Ende des Jahres 1791 lehrte er ununterbrochen theils innerhalb der Ringmauern seines Klosters, theils an der Universität zu Ingolstadt. Von 1770 bis 1781 war St. Aufseher des Alumnats zu St. Emmeran. Als solcher ließ er sich u. a. vornehmlich die Ausbildung seiner Schüler im Kirchengesange angelegen sein. Er componirte selbst einige Hymnen und andere Kirchengesänge und copirte eigenhändig, um den Musikalienvorrath des Stiftes zu bereichern, viele alte und neue Meisterwerke. Er studirte auch den Choralgesang theoretisch, untersuchte die griechischen Tonarten und schrieb eine gründliche Abhandlung, deren man sich seit 1777 in dem gemeinsamen Noviziate der baierischen Benedictinercongregation St. Angelorum custodum zum Unterricht der Zöglinge bediente. Sie wurde jedoch nie gedruckt und ging später verloren. Seit 1771 beschäftigte er sich auch mit der praktischen Witterungskunde; es wurde von ihm und seinen Mitbrüdern ein sehr genaues meteorologisches Tagebuch geführt. Bei Gelegenheit einer öffentlichen Disputation im März 1773 schrieb er eine physikalische Abhandlung über die Wirkungen des Blitzes auf Gebäude ohne Ableiter: „Observationes phaenomenorum electricarum in Hohengebrahim et Prifling prope Ratisbonam factae et expositae“ (Ratisbonae 1773), wie er denn überhaupt der Meteorologie eine besondere Vorliebe bewahrte. Er las und excerpirte alle diesbezüglichen Schriften der Alten, sammelte und verglich die gleichzeitigen Beobachtungen der entlegensten Standpunkte, gewöhnte alle seine Schüler frühzeitig an das Beobachten zu bestimmten Stunden und an ein fortlaufendes Tagebuch. Seine Erfahrungen und Ansichten über den täglichen und monatlichen Gang des Barometers legte er nieder in der Abhandlung: „Atmosphaerae pressio varia, observationibus baroscopicis propriis et alienis quaesita“ (Ingolstadt 1783). Da der schon erwähnte Fürstabt Frobenius seine so schön aufblühende Akademie ohne jede Lücke wünschte, so berief er im Januar 1773 Don Charles Loncelat aus der berühmten Benedictiner-Abtei zu St. Germain des Prés in Paris nach Regensburg, um den Klosterzöglingen zu St. Emmeran Unterricht im Griechischen, Hebräischen, Syrischen, Chaldäischen u. s. w. zu ertheilen. Sogleich schloß auch St. sich diesem als Schüler an, ohne aber über seinen neuen Studien seinen Beruf als Lehrer und seine Beschäftigung mit Physik, Mathematik u. s. w. aufzugeben. Im October 1781 wurde er als ordentlicher Professor der Mathematik, Experimental-Physik und Astronomie an die Universität Ingolstadt berufen; er wurde Doctor der Philosophie und Theologie und kurfürstlich geistlicher Rath. Er sorgte alsbald für eine gründliche Wiederherstellung der schon etwas sehr baufällig gewordenen Sternwarte der Universität, ließ die schadhaften Instrumente ausbessern und neue anschaffen, wobei er in hochherzigster Weise von seinem Fürstabt Frobenius unterstützt wurde. Sein Ruf als vorzüglicher Lehrer verbreitete sich schnell; Zuhörer aus allen Facultäten, Beamte, die meisten Officiere der Garnison strömten ihm zu. Das Anerbieten des Kurfürsten Karl Theodor, die Stelle eines Hofastronomen zu Mannheim zu übernehmen, lehnte er ab, da er sich weder von seinem Stifte, noch von seinem Orden trennen mochte. 1790

wurde er von der baierischen Akademie der Wissenschaften in München zum Mitglied der physikalischen Classe ernannt; auch die Akademie der Wissenschaften in Mannheim, sowie mehrere andere gelehrte Gesellschaften nahmen ihn unter ihre Mitglieder auf. Im October 1791 starb der Fürstabt Frobenius und am 1. December desselben Jahres wurde St. durch Stimmenmehrheit zum Fürstabt des kaiserlichen, freien Reichsstiftes und Benedictinerklosters von St. Emmeran gewählt. Als solcher traf er, nachdem er eine Krankheit, die ihn bald nach seiner Wahl darniederwarf, glücklich überstanden hatte, neue zweckmäßige Einrichtungen in der Ordensregel, baute das Kloster weiter aus, versah es mit einer Feuermauer, mit Feuerspritzen u. dgl. m.; ebenso bereiste er die Güter und Hofmarken des Stiftes, um die Verwaltung der Beamten an Ort und Stelle zu controlliren, hob die lästigen Frohndienste für die Unterthanen auf und verminderte die Abgaben. Trotzdem während jener Zeit der Krieg dem Stift viele Gelder entzog, es zuweilen auch starke Einquartirungen über sich ergehen lassen mußte, wurden dennoch unter Cölestin's Leitung neue Anschaffungen für das Kloster gemacht; auch der Unterricht wurde nicht ausgesetzt. Bei der Säcularisation der Klöster fiel das Reichsstift St. Emmeran dem Kurfürsten Erzkanzler Karl Theodor v. Dalberg als Entschädigung zu. Die Besitznahme war auf den 1. December 1802 festgesetzt. Dalberg, selbst ein geistlicher Reichsfürst, der den Schein wahren wollte, kein in seinen neuen Staaten noch bestehendes Kloster aufgehoben zu haben, überließ den Benedictinern anfangs das gesammte Klostergebäude, die wissenschaftlichen Sammlungen, Handschriften, Bücher u. s. w., und obschon Cölestin den Untergang des Stiftes in nicht zu weiter Ferne vor Augen sah, suchte er doch noch, nunmehr aus eignen Mitteln, den Fortbestand desselben so lange wie möglich zu sichern. Am 23. April 1809 jedoch wurde das Abteigebäude von französischen Truppen drei Stunden lang mit Granaten beschossen, um die Stadt auf der südlichen Seite in Brand zu setzen; in der folgenden Nacht wurde die Wohnung Cölestin's förmlich geplündert. Im Februar 1810 wurde endlich das Gebiet des Bisthums Regensburg dem Königreich Baiern einverleibt. Um nun nicht seine letzten Lebensjahre als Miethling in einem fremden Hause verbringen zu müssen, opferte Cölestin seine numismatische und antiquarische Sammlung und erstand dafür das ehemalige „teutsche Haus", das er nun bezog. 1813 feierte er sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum. Er starb am 21. Februar 1819 in einem Alter von 80 Jahren und 6 Monaten.

Vgl. C. A. Baader, Lexikon verstorbener Baierischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts. 2 Bde. Leipzig u. Augsburg 1824—25. — K. F. Felder u. F. J. Waizenegger, Gelehrten- u. Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit. 3 Bde. Landshut 1817—22.

R. Knott.

Stein: Albert Gereon St. wurde am 29. September 1809 in Köln geboren und am 16. April 1833 daselbst zum Priester geweiht. Er wirkte eine Reihe von Jahren als Pfarrer an St. Johann daselbst und gleichzeitig als Gesanglehrer am Priesterseminar. Am 26. September 1862 wurde er als Pfarrer an St. Ursula in Köln angestellt. Er starb daselbst am 10. Juni 1881, nachdem er schon seit längerer Zeit infolge eines schweren Leidens seine Berufsthätigkeit fast vollständig hatte aufgeben müssen. St. hat sich durch seine schriftstellerische Thätigkeit, namentlich auf kirchenmusikalischem Gebiete, einen Namen erworben. Sein „Kölnisches Gesangbuch" und sein „Kölnisches Andachtsbuch" waren bei seinem Tode in je 26 Auflagen verbreitet, das vereinigte „Gesang- und Andachtsbuch" in nahezu einer halben Million von Exemplaren. Außerdem erschienen von ihm „Antiphonarium Coloniense in brevius coactum . . . . jussu et authoritate Reverendissimi et illustrissimi Domini Joannis Archiepiscopi

Coloniensis.“ Coloniae 1846. — „Kyriale sive Ordinarium Missae.“ Coloniae 1850. (6. Auflage 1877.) „Orgelbegleitung zu den Melodien des Kölnischen Gesangbuches“. Köln 1853 (2. Auflage 1869). „Die katholische Kirchenmusik nach ihrer Bestimmung und ihrer dermaligen Beschaffenheit dargestellt“. Köln 1864, eine für die Reform der Kirchenmusik in den Rheinlanden grundlegende Schrift. „Die heilige Ursula und ihre Gesellschaft“. Köln 1879. „Die Pfarre zur hl. Ursula“. Köln 1880. Vier Vorträge, welche St. über katholische Kirchenmusik auf den Generalversammlungen der christlichen Kunstvereine zu Köln 1856 und 1858 und zu Regensburg 1857 gehalten hat, sind in den gedruckten Verhandlungen dieser Generalversammlungen erschienen. Wilhelm Bäumker.

Stein: Albrecht vom St. Die Vorfahren des berühmt gewordenen Schweizer-Söldners waren ritterliche Dienstleute, erst der Herzöge von Zähringen, dann ihrer Erben in Burgund, der Grafen v. Kyburg. Burg und Besitzungen lagen in der Nähe von Solothurn und trugen den Namen zweifellos von einem ungeheuren Steinblock, einem Gletscher-Findling, welcher im ehemaligen Edelhofe auf der Oberfläche liegt. Das Geschlecht „vom Stein“ verbürgerte sich im 14. Jahrhundert sowohl in Solothurn als auch in Bern und gelangte namentlich im Gebiete der letztern Stadt, welche 1332 im Kriege gegen Kyburg die Burg „zum Stein“ zerstört hatte, bald zu großem Reichthum. Kaspar vom St. wurde 1457 Schultheiß zu Bern, während sein Bruder Hartmann die nämliche Würde in Solothurn bekleidete. Ein Sohn Hartmann's, der sich später ebenfalls in Bern niedergelassen hatte, nämlich Brandolf vom St., war Hauptmann der Besatzung von Grandson 1476, zur Zeit des Burgunderkrieges, Befehlshaber der Berner in dem großen Siege bei Nancy 1477, in welchem Herzog Karl sein Leben verlor, 1483 Schultheiß zu Thun, 1490 Landvogt zu Lenzburg und trat 1496 in den Kleinen Rath. Nachdem er die Berner wiederum im sogenannten Schwabenkriege, 1499, in dem ruhmvollen Ueberfall bei Dornach angeführt, ist er im April 1500 gestorben. Das war der Vater Albrecht's. Wann dieser letztere geboren wurde, läßt sich nur annähernd aus der Thatsache schließen, daß er 1502 schon eigenen Rechtes und 1505 verheirathet war. Im folgenden Jahre erscheint er als Vogt zu Aarburg; allein Abenteuerlust, feuriger Ehrgeiz und schrankenlose Neigung zu hoffärtigem Leben drängten ihn bald aus den geordneten Bahnen des Staatsdienstes hinaus. Den schmählichen Furno-Handel, in welchem die Schweiz, gestützt auf angebliche, von einem Savoyarden gefälschte Testamente, ihren kriegerischen Ruf zu eigentlicher Gelderpressung gegenüber dem Herzog von Savoyen mißbrauchte, soll St., als Vermittler auftretend, zur persönlichen Bereicherung benützt haben. 1509 zog er dann als Führer einer freiwilligen Schaar den Venetianern zu Hülfe, betheiligte sich ebenso, zwei Jahre später, an dem Aufbruche von 10 000 Schweizern mit Venedig gegen Frankreich, der dann 1512, nach der Schlacht bei Ravenna, mit noch größerer Macht wiederholt wurde. Die Eidgenossen, die sich, der Aufforderung des Papstes gehorchend, in Trient gesammelt hatten, vertrieben die Franzosen aus ganz Oberitalien bis Genua; Julius II. erklärte sie als „Beschirmer der Kirche“, beschenkte sie mit Bullen und seidenen Fahnen; sie selbst übergaben das Herzogthum Mailand, nachdem sie den nördlichen Theil, den heutigen Kanton Tessin, für sich behalten, dem neuen Fürsten Maximilian Sforza, der am 29. December 1512 von ihnen in seine Hauptstadt geleitet wurde. St. hatte unterdessen, zum Theil auf eigene Faust, in den Gebirgen von Piemont die Franzosen bekriegt; dagegen stand er wieder in den Reihen seiner Landsleute, als diese schon im nächsten Jahre in die Lage kamen, Mailand gegen die Angriffe der Franzosen schützen zu müssen. 7000 Schweizer, ohne Geschütze und ohne Reiterei, schlugen am 6. Juni 1513 das über 20 000 Mann zählende und prachtvoll ausgerüstete,

von La Tremouille und J. Trivulzio befehligte Heer Ludwig's XII. bei Novara in die Flucht. Der Ruhm, den St. in dieser glänzenden Waffenthat für sich persönlich geholt hat, scheint freilich nicht unbestritten gewesen zu sein; er sah sich veranlaßt, vor der Tagsatzung über verläumderische Gerüchte Beschwerde zu führen. Kurz hernach hat er in Bern bei einem gefährlichen Aufstande sich durch Geistesgegenwart und Muth ausgezeichnet. Die Unfähigkeit des Herzogs von Mailand ließ alle Vortheile des Sieges von Novara wieder verloren gehen; er wußte die zu Frankreich neigende Partei weder zu versöhnen noch zu unterdrücken, noch weniger verstand er überhaupt zu regieren. St., seit Ostern 1514 Mitglied der Bernischen Regierung, hielt sich längere Zeit am mailändischen Hofe auf, als eine Art von Aufseher bestellt, um über den Gang der Dinge zu wachen und zu berichten. Seine Briefe an den heimischen Rath sind von hohem Interesse, geben aber ein höchst bedenkliches Bild von der Zerfahrenheit und Nichtigkeit des Herzogs und lassen einen baldigen Zusammenbruch der Ordnung ahnen, mit deren Fortbestand auch die Schweiz einen Theil ihrer Sicherheit verknüpft hatte. St. bemühte sich namentlich, dem Herzog Bergamo und Brescia wieder zu verschaffen, welches der spanische Vicekönig von Neapel noch festhielt; allein Sforza beklagte sich über die Schweizer, wie sie über ihn, und eifersüchtiges Mißtrauen ließ den Plan nicht gelingen. Am 1. Januar 1515, dem nämlichen Tage, an welchem Ludwig XII. von Frankreich starb und Franz I. nachfolgte, begab sich St. von Mailand nach Zürich, um auf die Gefahren der Lage aufmerksam zu machen. Eine schweizerische Gesandtschaft erhielt den Auftrag, den Herzog zu größerem Ernste zu mahnen. Schon im April ging St. wieder über den Gotthard, da man von einem Anschlage der Franzosen gegen Genua wissen wollte, und an der Spitze schweizerischer Truppen sollte er zum Schutze dieser Stadt ausziehen. Papst Leo X., der mit Franz I. Frieden halten wollte, verzögerte den Aufbruch, und Genua fiel. Die Katastrophe nahte heran; die Schweizer selbst beförderten die Wendung, und St. trug nicht am wenigsten dazu bei. Er war auch dies Mal der Anführer der Berner, welche Mailand schützen sollten, als Franz I. die Alpenpässe überschritt, um das Herzogthum wieder zu erobern. Durch sein stolzes und hochfahrendes Auftreten scheint er andere eidgenössische Hauptleute gereizt und verletzt zu haben; eine tiefgehende Entzweiung trennte infolgedessen die Heerhaufen der Berner einerseits, der Schwyzer und Glarner andererseits. Die Erbitterung steigerte sich durch Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf den Kriegsplan. Mit 50 000 Mann, einem Heere, wie jene Zeit noch keines gesehen, kam der französische König heran, St. war der Ansicht, daß ihm nur in den schwierigen Gebirgsübergängen von Piemont mit Erfolg entgegengetreten werden könne, die andern wollten sich auf die Deckung von Mailand beschränken. Mit Mühe erzwang St. ein theilweises Vorrücken im Juni 1515; er war entschlossen, wie er nach Bern schrieb, „den Ehren, und nit dem Gelde nach zu kriegen“; die Abneigung gegen seine Person war zu groß, als daß sein umsichtiger Rath hätte Eingang finden können; schlechte Verpflegung erschwerte die Disciplin und mehrte den Unmuth Aller gegen Alle. St. wurde sogar von Schwyzern und Glarnern in seinem Zelte überfallen und mit dem Tode bedroht, nur der Dazwischenkunft des Cardinals Schinner von Sitten schrieb man seine Rettung zu. Nirgends aufgehalten, stiegen die Franzosen in die Thäler hernieder, wo die Vertheidigung immer weniger günstige Aussichten bot, und grollend stellte sich jetzt St. mit seinen Bernern bei Seite, als die Unglücksschlacht bei Marignano nahte. Es kam in den ersten Tagen des Septembers zu Galera oder Gallerate zu Unterhandlungen und Separatverträgen mit Frankreich von Seiten der Berner, an welche auch die Freiburger und Solothurner anschlossen, während der Rest der Schweizertruppen, von Schinner's tollem Fana-

tismus gehetzt, den beispiellosen Kampf vom 15. September bestehen sollte, welcher den Eidgenossen ihren Kriegsruhm und ihre herrschende Stellung in Oberitalien kostete. Schwere Anklagen gegen Bern, gegen St. vor allem, konnten nicht ausbleiben. Die Trennung wurde als Verrath bezeichnet und der Bestechung durch französisches Geld zugeschrieben. St. konnte sich darauf berufen, daß er von seiner heimischen Regierung den Befehl erhalten hatte (7. September), den Widerstand aufzugeben; er wurde denn auch stets von seinen engern Landsleuten gegen alle Beschuldigungen in Schutz genommen. Sicher ist, daß St. von Stunde an sich ganz dem Dienste Frankreichs ergeben hat. Es blieb ihm freilich jetzt keine andere Wahl; bedenklicher ist, daß er durch spätere großartige Verschwendung, nachdem das väterliche Erbe längst dahin war, in Bern Aufsehen erregte und nebst seiner noch hoffärtigeren Frau mehr und mehr „eines Grafen Pracht" entfaltete. Wenn er dadurch die Alten ärgerte, so wirkte er um so verlockender auf die Jugend. Mit 12 000 Mann, die er gegen das Verbot der Berner Regierung mit französischem Gelde geworben, ging er im März 1516 über den großen St. Bernhard, erst nach Novara, dann nach Mailand, in dem Augenblicke, da der Herzog von Bourbon im Begriff war, die Stadt wieder preiszugeben. Jovius und Reißner (im Leben G. Frundsberg's) behaupten, daß der Kaiser sofort den Rückzug beschlossen habe, als er hörte, daß St. heranziehe. In seiner Heimath jetzt wegen Ungehorsams mit Confiscation seines Vermögens bestraft und verbannt, wurde er von Seiten Frankreichs reichlich belohnt. Er erhielt eine „goldene Kleidung", die Herrschaft Montréal, 10 000 Kronen und einen bedeutenden Jahrgehalt. Der Zorn der Berner war denn auch nicht von Dauer, man freute sich doch über seine Erfolge, man benützte gern seinen Einfluß auf den Hof des französischen Königs. Er vermittelte 1518 seiner Vaterstadt den Erwerb von Reliquien der heil. Anna; daß dieselben sich hernach als gefälscht erwiesen, verringerte den Dank nicht, den man ihm dafür zollte. Umgekehrt hoffte nun Franz I. die Ueberredungskunst des Mannes benutzen zu können, um die Schweizer zur Unterstützung seiner Bewerbung um die Kaiserkrone zu bewegen. Er scheint ihn persönlich berufen zu haben, um ihm die Vortheile dieser Wahl für die Eidgenossenschaft vorzustellen. St. selbst sah auch einen Entscheid in diesem Sinne so sehr als den in der Weltlage gegebenen an, daß er seinen Landsleuten rieth, dazu Hülfe zu bieten, „damit wir den Ruhm hätten, solches hätten wir gethan". Das merkwürdige Schreiben verdiente vollständige Mittheilung, wenn der Raum es nicht verbieten würde. Man weiß, daß die Schweiz anderer Ansicht war und für den Enkel Maximilian's eintrat. Sie hatte zwar am 29. November 1516 ihr ewiges Bündniß mit Frankreich geschlossen, konnte aber nicht wünschen, daß dieser Nachbarstaat zur Alleinherrschaft in Europa gelange. Zürich allein hatte die Annahme des Bundes mit Frankreich verweigert; St. sollte nun im Auftrage des Königs die Stadt zu gewinnen suchen, seine Sendung scheiterte an dem Widerstande Zwingli's, der jetzt die Politik Zürichs zu bestimmen begann. St. wurde geboten, die Stadt zu verlassen. Der Zuzug von 6000 Mann, den die übrigen Kantone aufbrachten, und bei welchem St. wieder mancherlei diplomatische und militärische Dienste leistete, konnte nicht verhindern, daß der Zauderer Lautrec neuerdings Mailand für die Franzosen verloren gehen ließ. Durch größere Anstrengungen sollte der Mißerfolg gut gemacht werden. St., der sich damals wieder zur Betreibung eigener Geschäfte in Bern befand, bewog die Tagsatzung am 16. Januar 1522 zu einem fernern Auszuge von 16 000 Mann. Durch Schnee und Eis über den St. Gotthard marschirend, vereinigte sich die gewaltige Schar zu Monza mit dem französischen Heere. Stürmisch verlangten die Schweizer sofort zum Angriff geführt zu werden. Prosper Colonna hatte Mailand durch ein starkes ver-

schanztes Lager bei Bicocca gedeckt, und Lautrec zögerte. St. drängte ungeduldig, und forderte im Namen seiner Mannschaft: entweder Geld oder Heimkehr oder Schlacht! — Lautrec gab nach, aber unwillig genug. Die Schweizer brachen sofort los, in blindem Ungestüm nicht achtend, daß die Franzosen sie im Stiche ließen. Nach wiederholtem, unglaublich tollkühnem Ansturm lagen von den 8000 Kämpfenden nicht weniger als 5000 auf dem Schlachtfelde, davon 22 Hauptleute, und unter ihnen auch St. Der traurige Rest mußte in demselben Augenblicke den Rückzug antreten, als der Marschall de Foix endlich von der andern Seite her anzugreifen begann. St. war ein Typus jener Abenteurer, welche den Krieg als ihren Beruf ansahen, ohne lange zu fragen, in wessen Dienste gekämpft wird, um welche Ziele es sich handelt. Er war ein Mann von edler Ritterlichkeit nach dem eiteln Ehrbegriff der wilden Zeit, höhere, sittliche Eigenschaften würde man umsonst bei ihm suchen. Einnehmendes Wesen und eine mehr als gewöhnliche Bildung verschafften ihm, im Verein mit militärischer Begabung, einen Einfluß, der für sein Vaterland verhängnißvoll werden sollte. Die französischen Geschichtsschreiber der Zeit, die wenig geneigt sein mochten, den Kriegsruhm ihrer nationalen Helden mit einem Fremden zu theilen, nennen den schweizerischen Söldner Albert de la Pierre; als Albertus Petra erscheint er bei Jovius und Guiccardini. Sein Landsmann, der Maler Niclaus Manuel von Bern, der unter ihm im Felde stand, hat das Aeußere Stein's in einem Bilde seines Todtentanzes wiedergegeben. Daß derselbe nicht ohne Verständniß für höhere geistige Güter war, beweist seine Bemühung, für seinen einzigen Sohn, Brandolf, der 1521 in Paris seine wissenschaftlichen Studien machen sollte, den Humanisten Melchior Volmar, früher Schulmeister in Bern, dann bekannt als Lehrer Calvin's, als Begleiter zu gewinnen.

Biographische Notizen über St. in Schweizerischer Geschichtsforscher V, 321—451 und VI, 1—67. — Die Schweizer in Italien und der Bernische Feldhauptmann St. (von Hidber), Berner Neujahrsblatt für 1860. — Glutz u. Hottinger, Fortsetzung von J. v. Müller's Schweizergeschichte V, 2 u. VI. — V. Anshelm's Berner Chronik, namentlich Bd. IV u. V (n. Ausg.). — P. Jovius, Historia sui temporis. Argentor. 1556. — Guiccardini, Historia sui temporis. Basil. 1566. — Reissner, Historia Hrn. Georgen v. Frundsberg. Frankfurt a. M. 1599. — Mémoires de Fleuranges, Mémoires de Mart. Du Bellay (Collect. Petitot. 1. sér. tom. XVI. XVII. XVIII). — Original-Acten des Berner Staatsarchivs. — Sammlung der eidg. Abschiede III, 2 u. IV, 1.

Blösch.

Stein: Joh. Andreas St., geboren in Heidelsheim in der Rheinpfalz, Schüler des berühmten Orgelbauers Silbermann, Organist an der Barfüßerkirche in Augsburg, erfinderischer und sehr geschickter Orgelbauer und Clavierinstrumentenmacher; † nach langwieriger Wassersucht an einem Schlaganfalle am 29. Februar 1792, morgens 8 Uhr. — Unter den mancherlei ingeniösen und ausgezeichneten Männern, die von je in Augsburg Talente und Künste verwertheten, nimmt St. eine erste Stelle ein. Er hat nicht nur die große vortreffliche Orgel mit 43 klingenden Stimmen in der Barfüßerkirche (1755—57) um sehr billiges Geld gebaut, er hat sich auch durch seine Claviere, die er unabläßig bemüht war, mit Vollkommenheiten und neuen Erfindungen auszustatten, s. Z. einen europäischen Ruf erworben. 1758 reiste er erstmalig nach Paris, allda die Bekanntschaft der hervorragendsten Künstler machend. Diese Reise gab ihm Gelegenheit zur Vervollkommnung eines Instrumentes, das er Poly-Toni-Clavicord nannte; alle Kenner gaben demselben ihren Beifall. 1766 baute er die neue große Orgel für die katholische Kirche zum h. Kreuz. Gleichzeitig aber beschäftigte ihn die Erfindung eines Orgelwerkes, welches zwar einen Flöten-

ton, doch aber wieder etwas ganz Eigenes besaß, wodurch es sich von allen anderen Instrumenten unterschied. Es war sein Liebling unter seinen Erfindungen; er nannte es Melodica. Erstmalig spielte er es 1771 in einem Concerte auf der Herren Geschlechterstube; 1773 aber reiste er, durch seinen Freund, den Hauptmann v. Beecké, fürstl. Oettingisch-Wallersteinschen Kammer- und Jagdjunker und Musikdirector, hochangesehen als Componist und Clavierspieler, dazu aufgefordert, zum zweiten Male nach Paris, sich jetzt mit seiner Melodica vor dem Könige und dem ganzen Hofe im Zimmer der Mad. la Dauphine mit großem Beifall hören lassend. 1777 ging er dann mit einem abermals neu erfundenen großen Flügel, der 2 gegenüberstehende Claviaturen hatte und von 2 Personen zu spielen war, nach Wien und gewann auch hier die Bewunderung des Hofes wie die der Kenner. Seinen Clavieren, von denen über 700 in Deutschland und darüber hinaus verbreitet waren, rühmte man größte Güte und Schönheit nach. Ein Clavecin organisé wurde nach Schweden, ein sogenanntes Vis à vis in Paris verkauft, ebenso eine Melodica. Er wußte seinen Concertinstrumenten höchste Vollendung dadurch zu geben, daß er das Fortepiano mit dem Flügel verband, doch so, daß jedes Instrument Saiten und Resonanzboden für sich hatte. In der Melodica vereinigte sich ein Flötenregister mit dem Claviere, mit einer Vorrichtung, welche Schwebungen und Bebungen ermöglichte, kurz ein Schwellen des Tones und ein regulirbares Piano und Forte gestattete. Um 1789 erfand er die Saitenharmonica, aus einem zweifach bezogenen Fortepiano bestehend. Um das Pianissimo „zum völligen Nichts absterbend hervorbringen zu können", war dem Instrumente noch eine Saite beigefügt, die durch eine elastische Vorrichtung zum Klange gebracht wurde. Er nannte dies Spinett. Beim Erlöschen des Tones entstand, indem das Clavier beim leisesten Druck den Ton nach dem Spinett übertrug, ein ganz besonders wunderbarer Effect. Das Instrument kam nach Mainz; es wurde mit 100 Louisdor bezahlt und der Künstler erhielt vom Käufer außerdem noch ein Faß Rheinwein zum Geschenk. Diese verschiedenen Kunstwerke sind im Laufe der Zeit leider verschollen; dauerndes Verdienst erwarb sich St. um die Vervollkommnung des Claviers dadurch, daß er Begründer des sogenannten Wiener Mechanismus wurde. Er erfand nämlich ein neues Hammerwerk, wobei die Hämmerchen in Messingkapseln gingen, sowie die Auslösung und den Fänger für diese Mechanik; erstere war um so wichtiger, als durch sie Anschlag und Tonbildung des Claviers das Rohe und Unvollkommene verloren, was dem Tangenten- und Stoßzungen-Mechanismus eigen war. Ihm wird auch das Verdienst zugeschrieben, die Belederung der Hämmer zuerst angewandt zu haben. Er war ein echter Künstler, der nicht seinen Vortheil, sondern nur die Vervollkommnung der Kunstmittel im Auge hatte. Wenn er ein Instrument fertig hatte, dann corrigirte und tüftelte er an jedem Ton, bis es ganz nach seinem Sinne war. Er arbeitete nur im Interesse der Kunst und nicht seines Nutzens wegen, sonst hätte er sich seine Mühen leicht machen können. Ganz vorzüglich war auch die Mechanik und die mit den Knieen zu regierenden Forte- und Pianozüge bei seinen Instrumenten. Er sagte oft: „Wenn ich nicht selbst so passionirter Musikliebhaber wäre, und nicht selbst etwas Weniges auf dem Clavier könnte, hätte ich gewiß längst schon die Geduld bei meiner Arbeit verloren: allein ich bin halt ein Liebhaber von Instrumenten, die dauerhaft sind." Mit großer Begeisterung und Hochachtung spricht der würdige P. v. Stetten in seiner Kunst- und Gewerbegeschichte Augsburgs von dem geschickten und braven Manne und ebenso D. Schubart, der während seines Augsburger Aufenthaltes seine Freundschaft gewonnen hatte, in seinen Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst. Er schwärmte vom Melodicon, „es werde, wenn dessen Geheimniß allgemein geworden, der Pianist dicht an den Sänger grenzen und

wie Orpheus, die Bäume tanzen machen. St., der als Mechaniker seines Gleichen in Europa suchte, wisse in allen seinen Instrumenten Stärke mit Zartheit, Tiefsinn mit Hoheit, Dauer mit Schönheit zu vereinen". Das Beste übrigens, was über St. und überhaupt über die musikalischen und geselligen Verhältnisse Augsburgs geschrieben wurde, entstammt der Feder des jungen Mozart, der im October 1777 die Reichsstadt besuchte und da den Meister und seine Instrumente intim kennen lernte. (Mozart's Briefe von L. Nohl 65—69.) Die wichtigen, großes Aufsehen machenden Erfindungen und Verbesserungen Stein's werden in allen gleichzeitigen Journalen eingehend besprochen.

Andreas St., Sohn des vorigen, ebenfalls ein tüchtiger Claviermacher und seines Vaters würdiger Schüler, siedelte nach dessen Tode um 1794 mit Bruder und Schwester Nanette und deren Gatten nach Wien über, dort das Geschäft fortsetzend und Instrumente in der Manier seines Vaters bauend. Eine Niederlage Stein'scher Claviere befand sich stets im Bureau de Musique (Peters) in Leipzig. Sein jüngster Bruder, Friedrich St., geboren in Augsburg 1784, kam, 20 Jahre alt, nach Wien, studirte bei Albrechtsberger Composition, galt für einen der vorzüglichsten Pianisten und berechtigte auch zu den schönsten Hoffnungen als Tonsetzer. Leider entriß ihn ein früher Tod schon am 5. Mai 1809 den Seinen und einer ehrenvollen Laufbahn. Außer einigen im Drucke erschienenen Clavierwerken schrieb er das Zauberspiel „Der Kampf um Mitternacht" und das pantomimische Ballet: „Fee Radiante".

Der alte St. hinterließ 6 vortrefflich erzogene Kinder; unter ihnen war die einzige Tochter Nanette (geboren am 2. Januar 1769, † am 16. Jan. 1833) ein höchst talentvolles Mädchen, sein Liebling, oder wie Mozart sagt, „er war ganz vernarrt in sie". Der Vater, selbst ein guter Clavierspieler (er spielte z. B. in einem von Mozart in Augsburg gegebenen Concerte die dritte Clavierpartie in dessen Concert für drei Claviere), scheute keine Mühe, das schöne Talent seines geliebten Kindes, das kaum 5jährig, schon ein Concert öffentlich vortrug und begünstigt vom feinsten Gehör, auch im Gesange erstaunliche Fortschritte machte, zu entwickeln. Zugleich bethätigte das Mädchen ein seltenes Geschick für den Mechanismus des Instrumentes, so daß sie durch 14 Jahre die treuverlässigste Gehülfin ihres Papas war, der sie in alle Geheimnisse seiner Kunst und seines ausgebreiteten Geschäftes einweihte. Nachdem derselbe, von der liebenden Tochter bis zuletzt mit einer ihre eigene Gesundheit bedrohenden treuen Hingabe gepflegt, und in ihren Armen in ein besseres Jenseits hinübergeschlummert war, sorgte sie gewissenhaft und energisch für Mutter und Geschwister und trug allein die Last des Handelsgeschäftes. Um 1794 verheirathete sie sich mit dem in München lebenden J. A. Streicher aus Stuttgart, dem Jugendfreunde Schiller's, und verlegte das Geschäft nach Wien, wo es bis 1802 unter der Firma „Geschwister Stein" fortbestand (s. Streicher). Diese vortreffliche hochgebildete Frau, bis an ihr Ende den Ruf einer ausgezeichneten Pianistin bewahrend, ohne den Pflichten der Hausfrau und Mutter das Geringste zu vergeben, war bekanntlich die mütterliche Freundin Beethoven's, für dessen Hauswesen sie unermüdlich sorgte und der sich auch, von ihrer treuen Gesinnung überzeugt, willig ihren Anordnungen fügte. Schletterer.

Stein: Bartholomäus St. (Stenus), in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts in Brieg in Schlesien geboren, bezog im Sommersemester 1495 die Universität Krakau und wurde dort 1498 Baccalar und 1501 Magister der Philosophie. Nachdem er als Magister legens aufgetreten war, besuchte er vorübergehend eine andere Universität, um 1506 wieder nach Krakau zurückzukehren. Im November 1508 siedelte er nach Wittenberg über, wo er durch Christoph Scheurl's Vermittlung 1509 als erster Docent der Geographie angestellt wurde.

Seiner ersten Vorlesung legte er den Pomponius Mela zu Grunde, den er zu diesem Zwecke, nach der Recension des Hermolaus Barbarus, drucken ließ. 1512 finden wir ihn in freundlicher Berührung mit Hieronymus Emser in Leipzig. Nach der Heimath zurückgekehrt, trat er in Breslau in den Johanniterconvent zu Corpus Christi und schrieb hier sein wichtigstes Werk „Descriptio totius Silesiae atque civitatis regiae Wratislaviensis“, die älteste Beschreibung von Breslau und die erste ausführlichere von Schlesien, vermuthlich im Jahre 1516. St. dürfte um das Jahr 1520 gestorben sein. 1523 erschien von ihm noch in Nürnberg, durch Thomas Venatorius veröffentlicht, der die Handschrift für diesen Zweck von dem Breslauer Reformator Johann Heß zugeschickt erhalten hatte, eine „Geschichte des jüdischen Volkes“.

Schles. Zeitschrift XXVI, 225 f. Gustav Bauch.

Stein: Charlotte Albertine Ernestine v. St., geboren am 25. December 1742 zu Weimar, war die Tochter des Hofmarschalls Johann Christian Wilhelm v. Schardt und seiner Gattin Concordia Elisabeth aus einem edlen schottischen Geschlechte. Mit drei Brüdern und drei Schwestern wuchs sie in ernster, oft trüber Jugend heran, meist der Obhut ihrer sanften, frommen, klugen, aber durch die strengen Vorschriften des Gatten gebundenen Mutter überlassen. Eine anmuthige, gewinnende Erscheinung, mild, ernst, geschmackvoll und klug, in französischer Litteratur, in Musik und im Zeichnen gut gebildet, trat sie fünfzehnjährig als Hofdame in den persönlichen Dienst der Herzogin Anna Amalia. Aus diesem schied sie erst, als sie am 8. Mai 1764 den herzoglich-weimarischen Stallmeister (später Oberstallmeister) Gottlob Ernst Josias Friedrich Freiherrn v. Stein auf Kochberg (1735—1793) heirathete, einen schönen, heiteren, biederen, frommen, aber nüchternen, für höhere Geistesbildung wenig empfänglichen Hofmann. Sie lebte nun theils zu Weimar, theils zu Kochberg (bei Rudolstadt), hier wie dort aber ziemlich zurückgezogen, wenngleich der Verkehr mit dem Weimarer Hofe wie mit den übrigen nachbarlichen Höfen stets aufrecht erhalten wurde. Bis 1774 gebar sie ihrem Gatten drei Söhne und vier Töchter, verlor jedoch alle diese Kinder frühzeitig wieder bis auf den Erstgeborenen, Karl, und auf den jüngsten Sohn, Friedrich. Körperliches Leiden und der Mangel einer freundschaftlich-gleichgestimmten Seele trieben Charlotte in diesen Jahren immer mehr in trübe Einsamkeit. Auch Wieland's Eintritt in den Weimarer Hofkreis und die dadurch bewirkte emsigere Pflege litterarischer Interessen daselbst führte sie zunächst nicht in das geselligere Leben zurück; erst als Herzogin Luise 1775 in Weimar einzog, erschien Charlotte wieder öfter am Hof, wo sie der gleich ihr sich unbefriedigt fühlenden jungen Fürstin eine treu theilnehmende Freundin wurde. Am 7. November 1775 kam Goethe nach Weimar. Seine Dichtungen, besonders „Werther“, und das, was Zimmermann, Charlottens Arzt, während ihres Aufenthalts im Bad Pyrmont (1773), ihr über den Dichter selbst berichtet, hatten ihre Erwartung bereits hoch gespannt; aber auch Goethe hatte von Zimmermann schon zu viel über die tiefe, liebevoll-klare Seele der seltenen Frau gehört, um ihr gleichgültig gegenüber zu treten. So bildete sich zwischen ihnen bald nach der ersten Begegnung ein inniges Geistes- und Herzensverhältniß, wie Goethe vorher ein ähnliches zu keiner seiner zahlreichen Freundinnen gehabt hatte. Die Mädchen, die er bis dahin geliebt hatte, standen geistig alle unter ihm; sie bildeten sich unverhältnißmäßig mehr an ihm als er an ihnen. In Charlotte v. Stein aber fand er eine Dame, der die feinste gesellschaftliche Sitte angeboren war, durch Bildung des Geistes und Herzens gleich ausgezeichnet, dem unklar gährenden Jugenddrang, in dem er sich oft noch befangen fühlte, durch ernste Lebenserfahrungen längst schon entrückt. Wie sie für den mannichfachen Verzicht auf geistige Genüsse während der letzten Jahre nun im liebevoll hingebenden

Verkehr mit dem Genie, dessen Größe sie bald ganz erkannte, reichen Ersatz erlangte, so konnte sie zugleich dieses noch stürmende und oft tollende Genie zu der schönen seelischen Ruhe und dem edlen künstlerischen Maaße leiten, das sie sich als den Preis ihrer bisherigen Entsagung gewonnen hatte. Sie wurde die „Besänftigerin“ Goethe's, des Jünglings, der mit heißem Ungestüm um ihre Liebe warb und nur langsam, unter heftigen seelischen Kämpfen, die rechten Schranken für dieses reinste Verhältniß fand, das er außer zu seiner Schwester je zu einer Frau gehabt, aber auch die Besänftigerin des Dichters, der unter den bedeutenden Anregungen des Weimarer Hof- und Staatslebens sich von den Tendenzen des litterarischen Sturms und Drangs ab und einer an der Antike auch formal geschulten Kunst zuwandte und so den Grund zu den reifsten, erst während und nach der italienischen Reise vollendeten Werken seiner Poesie legte. Das Gefühl der Liebe zu Frau v. Stein half ihm leicht über den Verlust Lili's hinweg, ließ ihn den Tod der theuern Schwester verschmerzen, tröstete ihn für alte Freundschaften, die sich jäh oder langsam und unvermerkt lösten. In dieser Liebe suchte er Erholung von den Beschäftigungen seines Amtes; sie begleitete ihn bei seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen. Aber auch die kleinsten häuslichen und persönlichen Alltagssorgen theilte Charlotte mit ihm und er mit ihr. Fast täglich sah er sie, wenn sie in Weimar weilte, und auch, so lange sie (wie meist im Sommer) in Kochberg wohnte, besuchte er sie öfters. Andere Frauen vermochten ihr den Rang in seinem Herzen nicht streitig zu machen, wenn auch diese oder jene ihn flüchtig anzog. Besonders seit 1781, nachdem er sein fünfjähriges „Noviciat“ überstanden, genoß er in der Liebe zu Charlotte ein seine Wünsche vollauf befriedigendes Glück. Die Geschichte dieses Werbens und schließlichen seligen Genügens spiegelt sich am klarsten wider in den Briefen Goethe's, die Tag für Tag zu Frau v. Stein wanderten, bald kurze Billettchen, die nur einen Gruß, eine Anfrage enthielten, kleine Blätter, die eine freundschaftliche Gabe begleiteten, bald ausführliche Episteln, die getreulich Bericht von seinem ganzen Treiben und Denken gaben. Sie liegen, fast 1800 Nummern stark, in der trefflichen Ausgabe Adolf Schöll's vor (Weimar 1848 bis 1851, 3 Bände; 2., vervollständigte Aufl. bearbeitet von Wilhelm Fielitz, Frankfurt a. M. 1883—85, 2 Bde.; dazu Tagebücher und Briefe Goethe's aus Italien an Frau v. Stein und Herder, herausgegeben von Erich Schmidt, Weimar 1886; unkritisch und lückenhaft ist Heinrich Düntzer's Ausgabe: Goethe's Liebesbriefe an Frau v. Stein 1776—1789, Leipzig 1886). Leider besitzen wir nur die eine Hälfte der Correspondenz; ihre eignen Briefe hat Frau v. Stein sich noch vor ihrem Tode zurückerbeten und fast sämmtlich vernichtet. Ergänzend reihen sich jene von Poesie überquellenden Briefe Goethe's an die Freundin seinen Dichtungen aus derselben Zeit an, die, unter den Augen und zum Theil unter der prüfenden Mitarbeit Charlottens entstanden, ebenfalls seine Liebe zu ihr, doch mehr verschleiert, abbilden. An sie dachte er bei dem dramatischen Entwurf „Der Falke“ und bei dem wenig späteren Schauspiel „Die Geschwister“; für sie vornehmlich verfaßte er die „Geheimnisse“; sie lieferte Züge für verschiedene Gestalten in den zunächst für den Hof bestimmten Dichtungen des ersten Weimarer Jahrzehnts, aber auch vermuthlich für Antiope im „Elpenor“ und sicherlich für Iphigenie, für die Prinzessin im „Tasso“, für Natalie im „Wilhelm Meister“, für Lotte in der Weimarer Umdichtung des „Werther“. Die Darstellung der Schweizer Reise von 1779/80 und der italienischen Reise zum größeren Theil ist unmittelbar nach Briefen an Charlotte redigirt. Aber bald nach Goethe's Rückkehr von Italien (am 18. Juni 1788) löste sich das herzliche Verhältniß, das ihn wie Frau v. St. mehr als ein Jahrzehnt aufs schönste beglückt hatte, das auch für den Dichter eine der vornehmsten Ursachen gewesen

war, seine Heimreise zu beschleunigen. Hatte schon 1786 Goethe's heimliche Flucht nach dem Süden und die mehrere Wochen andauernde Ungewißheit seines Aufenthaltes die Freundin bitter gegrämt, so fand sie sich nun in den mit völlig veränderten Kunst- und Lebensanschauungen Zurückgekehrten nicht mehr, und er, dessen sinnliche Natur in Italien neu erwacht war, fühlte zu der kränklichen und gealterten, auch durch häusliches Unglück verstimmten Frau nicht mehr jene heiße Leidenschaft, die ihn vordem erfüllt hatte. Zwar noch eifrig bemüht, die freundschaftliche Neigung zwischen ihnen zu erhalten, gab doch auch er Anlaß zu Mißverständnissen, die nicht mehr, wie gelegentlich früher, mit hingebungsvoller Liebe ausgeglichen, sondern mit ausweichenden Entschuldigungen verdeckt wurden, und bald zog Frau v. Stein sich höflich-kühl von dem einstigen Herzensfreunde zurück. Dazu kam Goethe's Gewissensehe mit Christiane Vulpius, von der Charlotte spätestens zu Anfang des März 1789 Kunde erhielt. Da Goethe von Christiane nicht lassen wollte, brach Charlotte im Juni 1789 (während sie im Bade zu Ems weilte) den Verkehr mit ihm vollständig ab. In dem tiefen Schmerz, in den sie der Groll auf den Verlorenen und schwere häusliche Erfahrungen, besonders der Tod ihres Vaters (1790) und ihres Gatten (1793 nach mehrjähriger Krankheit), versenkten, tröstete sie am meisten die innige Freundschaft, die sie mit Lottchen v. Lengefeld verband und so auch bald in enge Beziehung zu Schiller brachte. Ihre Theilnahme an dem Schicksale Schiller's gab denn auch den Anlaß, daß im August 1794 Goethe, der inzwischen seinen Bund mit dem jüngeren Dichter geschlossen hatte, die einstige Geliebte wieder besuchte. Lebhafter wurde die Wiederannäherung, seit im Frühling 1796 Schiller einige Wochen als Gast bei Goethe, Lottchen und ihr Kind aber bei Frau v. Stein wohnten; besonders erwies die letztere seitdem Goethe's Knaben August manche von dem Vater dankbar aufgenommene Freundlichkeit. Zur gleichen Zeit aber machte ihr 1794 entstandenes fünfactiges Trauerspiel „Dido“ mit seinen herben, dazu vielfach ungerechten Anspielungen auf Goethe die Runde bei ihren Freunden, welche das auf Justin, vielleicht auch auf neuere dichterische Bearbeitungen des antiken Sagenstoffes gegründete, schwächliche, durch und durch prosaische Stück mit unverdientem Lobe bedachten. Auch was sie sonst an eignen poetischen Versuchen leistete, ist unbedeutend. Wir kennen neben einigen tief empfundenen lyrischen Gedichten noch ein kleines humoristisches Schauspiel „Rino“ von 1776, das den starken Einfluß der Goethe'schen Farcen in Hans-Sachsischer Manier verräth und Goethe's Verhältniß zu den Damen des Weimarer Hofes harmlos verspottet. Wegen dieser satirischen Gewandtheit empfahl Schiller ihr besonders die Komödie. Das erste Lustspiel, das sie auf seinen Rath 1799 vollendete und für das sie auch seinen Beifall erntete, „Neues Freiheitssystem oder die Verschwörung gegen die Liebe“, reich an Komik, aber auch an persönlichen Beziehungen, ist noch nicht veröffentlicht worden. Von ihren späteren Versuchen auf diesem Gebiete erschien das nach einer englischen Erzählung der Miß Sophia Lee bearbeitete vieractige Drama „Die zwei Emilien“ 1803 anonym bei Cotta. (Den „Rino“ gab Heinrich Düntzer in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ 1870 Heft 3 [Bd. 33, Nr. 131], die „Dido“ derselbe zu Frankfurt a. M. 1867 heraus; beide sind genauer von Fielitz im Anhang zu Goethe's Briefen an Charlotte mitgetheilt.) — Die alte Herzenswärme für Goethe zeigte sich erst wieder, als dieser im Januar 1801 todkrank darnieder lag; das Verhältniß der beiden wurde wieder freundschaftlich-herzlicher, und seit dem Januar 1804 nahm Frau v. Stein regelmäßig an den wöchentlichen, bald noch öfteren Zusammenkünften in Goethe's Hause zur Betrachtung von Kunstgegenständen theil, die bis 1811 dauerten. Wieder sahen sich die Versöhnten fast täglich; sogar mit Goethe's Frau verkehrte Charlotte zuletzt gesellschaftlich-

höflich. Im allgemeinen erfreute sie sich eines heiteren Alters, obgleich ihr Schicksalsschläge herbster Art nicht erspart blieben. 1802 verlor sie ihre Mutter, 1805 ergriff sie der Tod Schiller's mächtig, 1806 hatte sie nach der Schlacht bei Jena unter der Plünderung Weimars schwer zu leiden. Von ihren Freunden sah sie viele vor sich hinwegsterben, zuletzt noch 1826 Schiller's Wittwe, ihr treues Lottchen. Aber desto innigern Antheil nahm sie an den Ueberlebenden; besonders freute sie sich ihrer Söhne und Enkel, die freilich auch meist von ihr getrennt waren. Ihre Körperkräfte ließen schließlich merkbar nach; sie kränkelte, lange Zeit stets bis zum Auslöschen schwach, stets auch von Todesgedanken erfüllt. Endlich schlief sie am 6. Januar 1827 zu Weimar sanft hinüber.

Von ihren Söhnen lag ihr der jüngste, Friedrich Constantin (geb. zu Weimar am 26. October 1772), besonders am Herzen. Um seine Erziehung hatte sich Goethe mit liebevoller Sorge bemüht, ihn wiederholt auf kleine Reisen mitgenommen und seit dem Mai 1783 sogar ganz in sein Haus aufgenommen. Erst während Goethe auf der Reise nach Italien war, kehrte Fritz im Herbst 1786 in das Elternhaus zurück. Aber die Liebe des Dichters blieb ihm auch hier erhalten, und selbst in den Jahren der bittersten Verstimmung zwischen seiner Mutter und Goethe entzog dieser ihm seine treue Fürsorge nicht. Fritz studirte seit 1791 in Jena, wo er eine Zeit lang bei Schiller wohnte; im Herbst 1793 besuchte er die Handelsakademie von Büsch in Hamburg, ging im Frühling 1794 über Holland nach England und 1795 auf den Wunsch Karl August's, der ihn schon zu Anfang des Jahres 1794 zum Kammerjunker ernannt und zum künftigen Erzieher des Erbprinzen bestimmt hatte, nach Breslau, um hier Staatsökonomie zu studiren. Die größeren preußischen Verhältnisse zogen ihn aber so mächtig an, daß er 1797 sich seinen Abschied aus dem weimarischen Dienst erbat; das Jahr darauf wurde er zum preußischen Kriegs- und Domänenrath in Breslau ernannt. 1799 kaufte er sich — gegen den Rath der Mutter — ein Gut in Schlesien, das er 1802 mit Strachwitz bei Deutsch-Lissa vertauschte. Sein Amt gab er 1807 auf, weil er, in seinem Hasse Napoleon's völlig einstimmig mit seiner Mutter, unter der Franzosenherrschaft nicht dienen wollte. 1810 übernahm er die Stelle eines General-Landschaftsrepräsentanten in Schlesien, 1818 war er unter den Stiftern des schlesischen Vereins für den Unterricht der Blinden, um den er sich später als erster Vorstand hoch verdient machte, 1819 wurde er Präses der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. In beharrlichem, segensreichem Wirken für das gemeine Wohl fand er das Glück, das ihm in seiner Häuslichkeit versagt blieb. Er starb am 3. Juli 1844 in Breslau. Aus seinem Nachlaß gaben Dr. J. J. H. Ebers und Dr. August Kahlert „Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn v. Stein, nebst einigen Beilagen“ (Leipzig 1846) mit kurzem Lebensabriß des Verstorbenen heraus.

Heinrich Düntzer, Charlotte v. Stein, Goethe's Freundin. Ein Lebensbild. 2 Bde. Stuttgart 1874. — Derselbe, Charlotte v. Stein und Corona Schröter. Eine Vertheidigung. Stuttgart 1876. (Gegen Adolf Stahr, Aus dem alten Weimar, Berlin 1875, und gegen Robert Keil, Vor hundert Jahren, Bd. 2, Leipzig 1875). — Edmund Hoefer, Goethe und Charlotte v. Stein. Stuttgart 1878. — Gg. H. Calvert, Charlotte v. Stein. Boston und New-York 1881. — Erich Schmidt, Charakteristiken, Berlin 1886, S. 302 ff. Franz Muncker.

Stein: Christian Gottlieb Daniel St., geographischer Schriftsteller, geboren am 14. October 1771 zu Leipzig, wo sein Vater Kaufmann war. Dieser starb frühe und hinterließ seiner Familie nur ärmliche Reste seines im 7jährigen Kriege zerstörten Vermögens. Durch eigene Anstrengungen und große Opfer

seiner Mutter, die einen Theil der zu den Studien des Sohnes nothwendigen Mittel erarbeitete, vermochte St., die Thomasschule und seit 1789 die Universität zu besuchen, an der er erst Theologie und später Philologie und Geschichte studirte. 1793 promovirte er in Leipzig und 1794 fand er eine Stelle als Collaborator am Berlinisch-Kölnischen Gymnasium, wo er 1802 Professor wurde. Die in seiner äußeren Lage gebotene Nothwendigkeit, für den Erwerb zu arbeiten, mag ihn zu den frühen litterarischen Versuchen auf pädagogischem, philologischem und geschichtlichem Gebiete veranlaßt haben, — seine Dissertation behandelt des Plutarch „De puerorum educatione“ — die er auch in späteren Jahren fortsetzte; dauerndere Verdienste hat er sich aber erst mit seinen geographischen Werken errungen, deren erstes ein „Handbuch der Geschichte und Erdbeschreibung des preußischen Staates“, 1796, erschien. Diesem folgte 1808 ein „Handbuch der Geographie“ in 2 Bänden und eine „Kleine Geographie“, die viele Auflagen erlebt hat, 1809 ein „Lehrbuch der Geographie des preußischen Staates“, 1811 ein „Geographisch-statistisches Post- und Zeitungslexikon“ und eine „Geographie nach Naturgrenzen“, 1812—1816 ein „Schulatlas“, 1814 bis 1816 ein „Atlas in 14 Blättern mit statistischen Tafeln“, 1817 eine „Europäische Geographie nach den natürlichen Grenzen“ und noch mehrere Werke über Geographie und Statistik von Preußen und 7 Bändchen „Reisen nach den vorzüglichsten Hauptstädten von Mitteleuropa“. Verschiedene naturgeschichtliche Handbücher, auch ein „Deutsch-griechisches Handwörterbuch“, gingen neben dieser langen Reihe geographischer Bücher einher, unter denen das „Handbuch der Geographie“ seinen Platz bis heute, wenn auch in sehr veränderter Gestalt, behauptet; es erlebte 5 Auflagen zu Lebzeiten seines Verfassers und hat später eine eingreifende Umgestaltung durch Wappäus erfahren. Durch Fleiß, Gewandtheit und eigene, auf Reisen durch fast ganz Europa erworbene Erfahrungen war St. zur geographischen Schriftstellerei in hervorragendem Maße befähigt. Seine Schulbücher zeichnen sich durch Klarheit, seine Hand- und Nachschlagebücher durch Vollständigkeit und praktische Anordnung aus. In der Wissenschaft haben sie keine Spur gelassen. 1827 wurde er auf Pölitzens Empfehlung zum Professor der historischen Hülfswissenschaften in Leipzig vorgeschlagen, aber nicht berufen; doch verbesserte sich nun seine Stellung in Berlin, und als er 1829 eine Stiftung von 10 000 Thalern für Wittwen verdienter Schulmänner machte, verlieh ihm der König den rothen Adlerorden. St. war auch ein fleißiger Recensent für die Litteraturzeitungen von Halle und Leipzig, einer der frühesten Mitarbeiter der Encyklopädie von Ersch und Gruber, eine Zeit lang redigirte er die Vossische Zeitung in Berlin; auch im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen findet man seine Beiträge. — Die kaum zu übersehende Reihe der Veröffentlichungen Stein's läßt den Fleiß des lebhaften, von allen Seiten angeregten und nach vielen thätigen Mannes erkennen, der ein bescheidenes, zurückgezogenes Leben führte und den seine Freunde als offenen, ehrlichen Charakter schätzten. Er starb zu Berlin am 14. Juni 1830.

Mittheilungen von Pölitz im N. Nekrolog d. Deutschen VIII, 1.

F. Ratzel.

Stein: Eitelwolf vom St. (Hololykos), schwäbischer Edelmann mit humanistischer und juristischer Bildung, † 1515. — Er stammte aus einem edeln Geschlechte Schwabens. Nachdem er seine Schulbildung unter Craft Udenheim in Schlettstadt erhalten, zog er nach damaliger Sitte nach Italien, um seine Bildung zu vollenden. Unter Philippus Beroaldus trieb er Lateinisch in Bologna; seine griechischen Studien wurden jedoch dadurch unterbrochen, daß er einem Rufe seiner Familie Folge leisten und nach Deutschland zurückkehren mußte, worüber er später noch oft klagte. Doch sprach er wenigstens gewandt

und rein das Latein, das er auch im schriftlichen Ausdruck gut zu verwenden wußte. Er trat in die Dienste des Kurfürsten Johann Cicero von Brandenburg und seines Nachfolgers Joachim I. von Brandenburg. Den letzteren scheint er bei seinen Bestrebungen, für Brandenburg in Frankfurt a. O. eine Universität zu errichten, unterstützt zu haben, wenn er auch in der Frankfurter Universitätsmatrikel nicht genannt ist. Sein ganzes Leben war er nach Kräften bemüht, in Deutschland die Wissenschaften zu befördern. Selbst ein Freund der Gelehrsamkeit, schätzte er auch die Gelehrten und suchte ihren Umgang. Den Humanisten Vigilantius, der eine Zeit lang an der Frankfurter Hochschule lehrte, nannte er den beredtesten unter den Deutschen und sagte von ihm, er höre ihn oft, aber nie genug. Mutianus Rufus, mit dem er brieflich verkehrte, schätzte er im höchsten Grade. Auch zu dem Kreise des Konrad Celtis hatte er Beziehungen. Den Tod des gelehrten Bohuslaus v. Hassenstein, welchen er eine Säule des Adels zu nennen pflegte, beklagte er schmerzlich. Als Dichter verehrte er Eobanus Hessus unter allen Zeitgenossen am höchsten. In dem Streite Reuchlin's mit den Kölnern nahm er für den ersteren Partei und nannte die Dominicaner Reuchlinsläuse. Ein besonders gütiger Gönner war er für Ulrich v. Hutten, den er wiederholt empfahl. Ein neues Feld für seine Thätigkeit schien sich ihm aufzuthun, als er in den Dienst des Bruders von Joachim I., des Kurfürsten Albrecht von Magdeburg und Mainz, trat. Besonders die Hochschule Mainz wollte er mit neuem Geiste erfüllen und zu einem Sitze der humanistischen Wissenschaften umwandeln. Er zog Ulrich v. Hutten in des Kurfürsten Dienste, starb aber schon im J. 1515, noch ehe er das fünfzigste Lebensjahr erreicht hatte. In einem ausführlichen Brief an Jacob Fuchs schrieb Hutten seinem Gönner einen pietätvollen Nekrolog, der unter anderen an Eitelwolf auch die Gabe schlagender Antworten rühmt. Als z. B. jemand erzählte, der Krieg mit Venedig sei so schön beschrieben worden, sagte er: „Es wäre mir lieber, wenn er glücklich geführt worden wäre“. Als einer, der eine Wunde im Gesichte hatte, prahlte, er habe dem Feinde ins Gesicht widerstanden, sagte er: „Auch der Feind dir, wie ich sehe.“

Ulrichi Hutteni opp., ed. Ed. Böcking. Tom. I, 34—37. 42—45. — D. Fr. Strauß, Ulrich v. Hutten. 2. Aufl. Leipzig 1871 (Register). — C. Krause, Der Briefwechsel des Mutianus Rufus. Kassel 1885 (Register). — J. H. Hennes, Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz und Magdeburg. Mainz 1858. Karl Hartfelder.

Stein: Franz Joseph Freiherr v. St., hessen-darmstädtischer Geheimer Rath zu Zeiten des Napoleonischen Rheinbundes, entstammte dem reichsunmittelbaren Geschlechte Stein v. Lausnitz in Schwaben und war in Neudonau bei Heilbronn am 25. Februar 1772 geboren. Er studirte im Seminar vom heiligen Kilian in Würzburg Philosophie und wurde 1794 zum Magister promovirt. Noch in demselben Jahre ernannte ihn der Fürstbischof Franz Ludwig von Würzburg zum Hofedelknaben. In dieser Stellung nahm er seine akademischen Studien noch einmal auf und widmete sich jetzt der Rechtsgelehrsamkeit. 1797 erhielt er den Grad eines Licentiaten beider Rechte, wurde alsdann vom Fürstbischof Georg Karl zum Hof- und Regierungsrath ernannt und mit verschiedenen diplomatischen und juristischen Missionen betraut. So nahm er u. a. eine Zeit lang an den Verhandlungen des Rastatter Congresses theil. Zu gleicher Zeit war er auch litterarisch auf politischem Gebiete thätig und ergriff namentlich in der Frage der Entschädigung weltlicher Fürsten durch säcularisirte geistliche Gebiete öffentlich das Wort. Dann war er mehrere Jahre Beisitzer beim Reichskammergericht für den burgundischen Kreis und hat sich in dieser Stellung mannichfache Verdienste um seine Auftraggeber erworben und zugleich bei seinen

Collegen große Beliebtheit errungen. 1808 wurde er von dem Großherzog von Hessen-Darmstadt zum Geheimen Rath und Hofgerichtsdirector in Gießen ernannt. In dieser Stellung hat er in Wahrnehmung der Interessen seines Landesherrn in den trüben Zeiten des Rheinbundes eine rege publicistische Thätigkeit entfaltet und war namentlich eifriger Mitarbeiter der Winkopp'schen Zeitschrift „Der rheinische Bund", in der er eine Reihe schwieriger Verfassungsfragen dieser Napoleonischen Schöpfung in scharfsinniger, alle Gefahren und Klippen geschickt umgehender Weise erörterte, so daß er sich nicht nur die Anerkennung seines Landesherrn, sondern auch die der französischen Machthaber zu erwerben verstand. Von ersterem wurde er 1811 zum Regierungspräsidenten ernannt, von König Jérôme von Westfalen aber erhielt er 1812 das Ritterkreuz erster Classe vom Orden der westfälischen Krone. 1819 wurde er großherzoglich hessischer Wirklicher Geheimer Rath. Auch in dieser Stellung hat er seine publicistische Thätigkeit fortgesetzt und u. a. eine Abhandlung über die Oeffentlichkeit der Debatten auf dem Landtage veröffentlicht (1820). Er starb am 8. Januar 1834.

Vgl. Winkopp, Der Rheinische Bund XXIII, Heft 69, wo sich eine Biographie Stein's findet, ferner Vahlkampf's reichskammergerichtliche Miscellen II, Heft 5. 1806, endlich Justi's Fortsetzung zu Strieder's hessischer Gelehrtengeschichte S. 642—44, aus der die Biographie im Neuen Nekrolog der Deutschen, 12. Jahrg. 1834, S. 1124—26, entnommen ist.

Georg Winter.

Stein: Georg v. St. (oder Stain), wie er sich zu schreiben pflegte, ein hervorragender Staatsmann in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, gehörte, wie die in seinem Siegel deutlich erkennbaren übereinander stehenden gestürzten Wolfsangeln anzeigen, dem altberühmten und mächtigen Geschlechte der Herren v. St. in Oberschwaben an. Auch wurde ihm in der Fremde öfter seine schwäbische Herkunft vorgeworfen (Fontes rer. Austr. II, 2, p. 190; Ss. rer. Lusat. III, 135). Sein Vater Konrad, der zusammt einem Bruder Johann 1451 unter den Mannen des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich erwähnt wird, während er von dem bekannten Baseler Kaplan Hans Knebel als armiger Constanciensis bezeichnet wird, lebte noch 1477. Er selbst hatte zwei Brüder, Marquard und Konrad, auch mehrere Vettern, alle in den Landen des Erzherzogs Albrecht begütert. Ob auch der Bamberger Domdechant Hertnid v. St. (in der Bologneser Matrikel 1451 Herthnid vom Stain) zu der Verwandtschaft gehört, bleibe dahingestellt. Einfluß auf die Gestaltung seines ersten Lebensabschnittes hatte sein Oheim, Wilhelm v. St., Doctor der Rechte und Rath des Herzogs Albrecht. Auf sein Betreiben wendet sich der junge Mann dem geistlichen Stande zu, auf seine Empfehlung erhält er ein Kanonikat in Augsburg, und in seiner Begleitung macht er den Romzug Friedrich's III. 1451—1452 mit. Damals wird er auf Empfehlung des Herzogs Albrecht von Nikolaus V. zum päpstlichen Protonotar ernannt. Da auch Knebel mit ihm in Rom zusammengetroffen sein will, und dessen römischer Aufenthalt 1458 fällt, dürfte St. wiederholt in der ewigen Stadt gewesen sein. An einen wirklichen Dienst in der päpstlichen Curie ist bei ihm nicht zu denken, da er nach den übereinstimmenden Zeugnissen einer ganzen Reihe von Personen, die ihn in den verschiedenen Abschnitten seines Lebens kennen gelernt haben, dem geistlichen Stande nicht lange treu geblieben ist. Nach Knebel hat er es über das Subdiakonat nicht hinaus gebracht, also die Priesterweihe nie erlangt; seinem heißen Drange nach den Gütern dieser Erde schien die ritterliche Laufbahn besseren Vorschub zu leisten. Als Kanzler des Erzherzogs Albrecht beginnt Georg etwa seit 1458 eine politische Rolle zu spielen, nachdem er schon vorher im Dienste des Kaisers Friedrich, Albrecht's Bruder, als Befehlshaber zu Ips erwähnt wird. In den Streitigkeiten Albrecht's

mit seinem Bruder und dann nach Albrecht's Tode in den Auseinandersetzungen zwischen dem Kaiser und seinem Vetter, Sigmund von Tirol, erscheint er als ein sehr geschäftiger, stets auf seinen eigenen Vortheil bedachter, hinterhaltiger und ränkevoller Mann, ähnlich den Baumkirchner, Grafenecker, Puchheimer, die gleich ihm aus Gläubigern ihres Fürsten dessen Gegner und schonungslose Friedensbrecher wurden. Für Darlehen und Verbürgungen, die er dem Erzherzog Albrecht geleistet hatte, hatte er zuerst Schloß Laufenburg inne; dann erhielt er am 16. März 1463 Burg und Stadt Steier, am Einfluß der Steier in die Enns in Oberösterreich, zum Pfand in Höhe von 14 000 Ducaten; er nennt sich in der nächsten Zeit gewöhnlich „Herr und Regierer der Herrlichkeit Steier". Alten Zusagen gemäß und um sich selbst leichter im Besitze von Steier zu behaupten, suchte er nach Albrecht's Tode die oberösterreichischen Lande zum Anschluß an Sigmund von Tirol zu bewegen; als das nicht glückte, vertrug er sich mit dem Kaiser im April 1464 dahin, daß er von seinem Gelde 6000 Ducaten nachließ und gegen Erstattung der übrigen Summe Steier herauszugeben versprach. Ein Jahr lang sollte er die Einkünfte der Pfandschaft noch genießen. Er suchte aber die Herausgabe derselben immer wieder hinzuziehen und bald den Kaiser gegen Herzog Sigmund, bald diesen gegen den Kaiser auszuspielen. Als Letzterer die Stadt Steier durch Truppen unter Herzog Albrecht von Sachsen nach Neujahr 1467 hatte besetzen lassen, sammelte St. Söldner in Böhmen und warf am 29. Januar 1467 die Kaiserlichen nach blutigen Kämpfen wieder heraus, vereinigte sich mit den Seinen in der Burg und befehdete das Land weit ringsum. Er brach jetzt offen mit dem Kaiser und trat in den Gehorsam und Dienst des Königs Georg Podiebrad, der eben des Kaisers Feind geworden war und nun alle ungehorsamen Vasallen desselben in seinen Schutz nahm. Er suchte durch St. sogar in Wien Verbindungen zu gewinnen. Den Verkehr vermittelte theilweis Gregor Heimburg (Archiv f. Kunde österr. Gesch.-Qu. XII, 336—338). Wohl um dieser Verbindung willen mit dem gebannten Böhmenkönig ward auch St. vom päpstlichen Legaten Lorenzo Rovarella, Bischof von Ferrara, in den Bann gethan. Gegen Ende des Jahres 1467 verlor er auch während einer kurzen Abwesenheit die Stadt Steier und später, weil die böhmische Hülfe unter Prinz Victorin nicht über die Donau zu setzen vermochte, Ende Januar 1468 die Burg; seine Versuche, sie von Böhmen aus wieder zu erobern, von denen 1469 und 1470 die Rede ist, mißglückten. Er mußte diesen Besitz endgültig fahren lassen; durch Urkunde vom 30. November 1470 zu Mährisch-Trübau trat er alle seine Rechte an Ulrich von Boskowitz zu Cimburg ab. Kaiser Friedrich war noch 1474 derartig erbittert gegen ihn, daß er Markgraf Albrecht und anderen Reichsfürsten ihn gefangen zu nehmen auftrug (20. Sept.). Am Hofe des Böhmenkönigs fand Stein's Neigung zum Plänemachen und Ränkespinnen volle Befriedigung. Im Kampfe gegen die aus seinen aufständischen Baronen und den deutschen Nebenländern gebildete katholische Liga und gegen die Helfer derselben, den Kaiser Friedrich und den König Matthias von Ungarn, sah sich der ketzerische König Georg zu manchem ungewöhnlichen Schritt gedrängt. So suchte er den Burgunderherzog Karl durch Erhebung auf den Thron als Römischer König 1469 und 1470 auf seine Seite zu ziehen. Für solche Verhandlungen fand er in St. ganz den richtigen Mann; nach dem Wenigen, was bisher darüber bekannt geworden ist, besuchte St. sowol den burgundischen Hof wie die deutschen Fürsten in der Sache, freilich ohne Erfolg. Aber die Verbindungen, die er dabei anzuknüpfen verstand, bahnten ihm nach dem Tode Georg's von Podiebrad († 22. März 1471) den Weg in das Lager seines Gegners Matthias von Ungarn. Dieser war zwar schon im Mai 1469 von

der katholischen Liga zum böhmischen König ausgerufen worden, hatte aber Podiebrad nicht besiegen können und sah sich nach dessen Tode zur Fortsetzung des Kampfes gegen den von der hussitischen Partei auf den Thron gehobenen Wladislaw von Polen genöthigt. In dieser Lage suchte er Albrecht von Brandenburg und Wilhelm von Sachsen durch St. auf seine Seite zu ziehen. Am 24. December 1471 als Unterhändler bei Markgraf Albrecht beglaubigt, zog St. bis in den Hochsommer 1472 unermüdlich zwischen Brandenburg, Sachsen und Ungarn hin und her. Obwol von Markgraf Albrecht mit Mißtrauen empfangen und fast wie ein Schwindler angesehen, weil er die weitgehenden geheimen Anerbietungen, die er machte, nicht mit ausdrücklicher Vollmacht beglaubigen konnte, brachte er doch am 15. Juli 1472 einen freilich farblosen Bündnißvertrag zwischen seinem König und den beiden deutschen Fürsten zu Zerbst zu Stande. Wenn er damals zum Markgrafen äußerte, er wolle heim nach Schwaben reiten, so hatte er vielleicht schon einen weiteren Auftrag für Burgund; wenigstens 1473, 1474 und 1475 ist er zwischen Matthias und Karl dem Kühnen in Dingen thätig, die nicht recht klar sind, in denen aber von einem ungarisch-burgundisch-englischen Bündniß und von einer Verlobung Maria's von Burgund mit Friedrich von Arragon, dem Schwager des Matthias, die Rede ist. Auch wird er 1475 von Matthias zu Sigmund von Tirol und 1476 zu den Schweizern geschickt, immer für den Burgunderherzog Karl den Kühnen vermittelnd. Während des Neußer Krieges ließ deshalb Markgraf Albrecht als Reichsfeldherr auf ihn fahnden. Sein Mißtrauen blieb immer gegen ihn rege; er nennt ihn später, allerdings zu einer Zeit, wo er mit seinem Herrn, König Matthias, im Streite lag, geradezu einen Bösewicht, und warnt seinen Sohn, ihm in keiner Weise zu trauen, er gehe immer mit Lügen um. (Denn er ist ein Bösewicht. Man fahre ihn auf welchen Markt man will, so gilt er nicht mehr, 1483.) Uebrigens treffen wir ihn 1473 und später wiederholt auch als Unterhändler des Königs bei den jungen sächsischen Herzögen Ernst und Albrecht; wenn er auch hier nicht gut angeschrieben ist, so tritt doch eigentlich kein anderer Grund hervor, als daß er im Interesse seines ungarischen Herrn sich nicht bereit finden ließ, den Plänen der Wettiner, namentlich auf Erwerbungen in Schlesien, nach Wunsch entgegen zu kommen. Er galt in der sächsischen Kanzlei als nicht gut meißnisch gesinnt. Eine länger dauernde Stellung von Bedeutung hat er sich in Schlesien zu begründen gewußt, das dem von der katholischen Liga zum böhmischen Gegenkönig gewählten Matthias Corvinus seit 1469 als Herrscher gehorchte. In besonderer Sendung am Ende 1473 und dann in der Begleitung des Königs 1474 lernte er die schlesischen Verhältnisse näher kennen. In der Folge ward er hierselbst neben Johann Filipec, Bischof von Großwardein, einem Mähren von Geburt und ehemaligen Bernhardinermönch in Breslau, der einflußreichste Mann und der rücksichtsloseste Vertreter der Interessen seines Herrn. Durch ihn ließ dieser 1475 in der schlesischen Hauptstadt Breslau das uralte Rathswahlrecht ändern. Peter Eschenloer, der bekannte Chronist dieser Zeit, vergilt ihm das mit reichlichem Hasse. „Diese zwei", sagt er von ihm und Bischof Johann, „über alle Fürsten und Bannerherren hatten Macht zu thun und zu lassen. Die großmächtigen Herren aus Böhmen, der v. Sternberg, die v. Hasenburg und alle anderen und alle Fürsten in Schlesien ließ Matthias auswendig seinem Rathe. Wiewol ihm ehrlicher und nützlicher und diesem Reiche zu Böhmen besser wäre gewesen, er hätte solche geborene erbliche Herren seines Reiches vorgezogen, vor Augen gehabt und ihrem Rathe gefolgt. So ein solches geschehen wäre, Matthias hätte längst die Krone auf seinem Haupte gehabt, die Kriege hätten längst ihr Ende genommen. Aber diese zwei Räthe, die mochten nicht rathen zum Frieden, darinnen Matthias ihrer

Nichts hätte geachtet, und ihr Beutel wäre nicht gefüllt worden. Sie hätten lieber das ganze Königreich in ihren Beutel genommen, denn zum Frieden gerathen." Im J. 1478 erhält St. die wichtige und machtvolle Stellung eines Königlichen Anwalts in Niederschlesien, Vogts der Ober- und Niederlausitz, wie auch Hauptmanns der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer. König Matthias brauchte gerade Diener, die ohne Rücksicht auf die herkömmlichen Freiheiten der einzelnen Provinzen seines Reiches und deren nächste Bedürfnisse und ohne Scheu vor Unpopularität ihm vor allen Dingen Geld verschafften. Dazu waren Fremde geeigneter als die Einheimischen. Der König stützte seine Macht nicht auf die unlenksamen Aufgebote der Landschaften, mit Geld waren jeder Zeit Söldner zu werben, die in der Hand eines festen Herrn ein besseres Instrument der Herrschaft waren, indem sie sich auch gegen den Willen und den Vortheil der einzelnen Landschaften und ihrer Stände gebrauchen ließen. Aber der Haß, den St. in Schlesien und Lausitz auf sich lud, galt nicht allein der von ihm vertretenen Regierungspolitik, sondern auch seinem persönlichen, durch und durch eigennützigen Gebahren. Die Art, wie er sich mit Verletzung der ihm wohlbekannten Anwartschaft der Herren von Ilenburg 1478 den Besitz der durch das Aussterben der alten Herren an den König gefallenen Herrschaft Zossen in der Niederlausitz von Matthias verschaffte, war ebensowenig fein, wie das Verfahren, durch welches er später in Schlesien die Herrschaft Steinau und Raudten an sich brachte. Inzwischen hatte er auch 1482 auf eine noch nicht näher ermittelte Weise die Herrschaft Hoyerswerda erlangt. Auch auf oder an dem Zobtenberge suchte er sich durch Einlösung von Pfandrechten festzusetzen. Die Art ferner, wie er im Fürstenthum Breslau eine höchst rigorose Revision der Rechtstitel auf Erb- und Lehngüter leitete, und wie er sich zur Niederdrückung der mächtigen Hauptstadt mit Heinz Dompnig, einem Charakter ähnlichen Schlages aus dem Breslauer Patriciat selbst verband, erregte ihm einen giftigen Haß in den vornehmen Kreisen der Stadt und der Landschaft. Im ganzen Lande war sein Name gefürchtet als der eines rücksichtslosen Vertreters seines gewaltthätigen Herrn, und die Stimmung erbitterte sich immer mehr gegen ihn, je deutlicher das Bestreben zu Tage trat, ein schlesisches Fürstenthum nach dem andern einzuziehen, um für den königlichen Bastard Johannes Corvinus, der 1487 mit einer mailändischen Prinzessin vermählt wurde, einen fürstlichen Besitz zusammenzubringen. Solche Pläne zu betreiben und durchzuführen, war St. ganz der Mann; das gab gute Gelegenheit, auch für sich etwas zu erschnappen. Schon war der größere Theil von Oberschlesien in des Königs Händen, und in Niederschlesien gewährte der Mangel an Lehnserben der Herzöge Hans von Sagan und Konrad von Oels die Hoffnung eines stattlichen Anfalls. Allerdings erhob sich im J. 1488 der wilde Herzog Hans mit dem ganzen Ungestüm seiner Natur dagegen, aber der Aufstand ward nach entsetzlichen Greueln niedergeschlagen und der Herzog verjagt; die rückkehrenden Truppen fügten dann der Eroberung des Glogauer Fürstenthums auch die von Oels hinzu. Dem Lande Schlesien wurde diese Politik dadurch noch schmerzlicher, daß es auch die Kosten der Kriege bezahlen mußte, eine Landessteuer nach der andern ward ausgeschrieben und von St. mit emsiger Geschäftigkeit beigetrieben. Auch der Geistlichkeit wurde die Hälfte aller ihrer Einnahmen aus wiederkäuflichen Zinsen im J. 1489 abgefordert, mit der Motivirung, die St. sogar durch Joh. Langer von Bolkenhain litterarisch rechtfertigen ließ, daß Zinsnehmen kanonisch verboten sei. In allen diesen Dingen bediente sich St. des oben erwähnten Heinz Dompnig, den der König auf sein Betreiben zum Hauptmann von Breslau ernannt hatte, als stets willfährigen Factotums und sah ihm dafür durch die Finger, schützte ihn auch öffentlich, wenn derselbe sich ebenso schamlos zu bereichern suchte als sein Herr und Meister.

Die gleiche Unzufriedenheit wie in Schlesien erregte Stein's Regiment in der Oberlausitz, wo er zu Bautzen die Ortelsburg unter lautem Protest der Stadt und des zugehörigen Adels als eine Art Zwinguri ausbauen ließ und die Klagen der Stände über Verletzung ihrer Rechte mit höhnischem Uebermuth beantwortete. Das Alles zusammen läßt die Katastrophe verstehen, die über ihn hereinbrach, als König Matthias nach kurzem Krankenlager plötzlich am 5. April 1490 in Wien die Augen schloß. St. befand sich gerade auf der Ortelsburg in Bautzen, als die Nachricht vom Tode des Königs eintraf. Sofort verlangten Stadt und Mannschaft die Herausgabe der Burg und bestrickten seine außerhalb derselben liegenden Knechte. Die scharfen Worte, die eine auf die Burg gelassene Deputation ihm ins Gesicht warf, riethen ihm, sich bei Zeiten aus dem Staube zu machen; durch die Vermittlung der Görlitzer in ihre Stadt geleitet, fand er auch dort bald die ihm sonst freundlichere Stimmung umgeschlagen, und aus Breslau erfuhr er, daß man seine Correspondenz auf der dortigen Burg beschlagnahmt und seinen Spießgesellen Dompnig gefangen gesetzt und des Hochverraths angeklagt hatte. Der eben noch so mächtige Mann war, wie der Verfasser der Görlitzer Rathsannalen berichtet, in ganz Schlesien und Lausitz seines Lebens nicht mehr sicher. Er entwich auf seine Herrschaft Zossen und begab sich von da an den kurfürstlichen Hof nach Berlin. Auch seinen Besitz konnte er nicht behaupten. Zossen verkaufte er noch im selben Sommer an den Kurfürsten Johann; wie er Hoyerswerda verlor, ist nicht näher bekannt; sein Recht auf Steinau und Raudten vertheidigte er gegen die von Matthias' Nachfolger Wladislaw anerkannten Ansprüche der Herzogin Katharina von Troppau noch längere Zeit, jedenfalls ohne im thatsächlichen Besitze der Herrschaft zu sein, und verkauft es erst 1495 an den böhmischen Ritter Benesch v. Weitmil. Im übrigen war er nicht der Mann, sich vom Unglück ohne Widerstand beugen zu lassen. Im August 1490, als das Haupt seines Genossen Dompnig bereits gefallen war, suchte er wieder mit Breslau anzuknüpfen; auffallend ist in diesem Schreiben seine Heftigkeit gegen den Breslauer Bischof Johannes Roth, „den wüthenden Teufel". Aber nirgends wollte man von seiner „Büberei" weniger wissen als in Breslau. Ebensowenig Erfolg hatte er bei Matthias' Nachfolger Wladislaw, desgleichen bei Maximilian von Oesterreich, der mit diesem um die ungarische Krone stritt. Die letzten Jahre seines Lebens sind wenig bekannt, es scheint ihm nirgends mehr geglückt zu sein. Er hielt sich wol hauptsächlich in der Mark auf, da ihm die Verkaufssumme für Zossen in Form einer Leibrente gezahlt wurde, und starb zu Berlin am 3. December 1497 im Grauen Kloster. — Nach Andeutungen in einem Briefe Dompnig's an ihn vom 18. August 1488 besaß St. eine Tochter, die an Jan Bielik v. Kornitz, den damaligen Landeshauptmann von Oberschlesien, vermählt war oder vermählt werden sollte. Nach Preuenhuber war 1464 Christoph von Meßberg, ein österreichischer Herr, sein Schwager, ob als Bruder seiner Frau oder Mann seiner Schwester, bleibt unbekannt; Lehnserben hatte er außer seinen Brüdern Konrad und Marquard, wie sich aus den Urkunden über Zossen und Steinau-Raudten ergibt, nicht. Marquard stand im Dienste des Grafen Heinrich von Württemberg und saß als Vogt auf der Burg zu Mömpelgardt. Georg's Abfall vom geistlichen Stande wird ihm von seinen Feinden öfter vorgeworfen; apostata a statu clericali et persecutor eiusdem nennt ihn der Abt Benedict Johnsdorf, „vor Zeiten war er ein geistlich Mann, ein Evangelier gewest", sagt Eschenloer; bei dem Bautzener Chronisten Mühlworf ist er „der Creutzherrn Ordens und ein geistlicher Diaconus". Von der geistlichen Erziehung her hatte er nicht nur mehr Kenntnisse als sonst die Männer seines Standes, sondern auch einen lebhaften Sinn für Bildung; nicht nur der schon genannte Langer, sondern auch Trithemius, Celtis,

Bebel rühmen ihn deshalb; sein humanistisch gebildeter Neffe Eitelwolf v. St. widmete ihm seine Schrift De laudibus heroum et virorum illustrium. Nach dem Allen erscheint er als eine der bedeutenderen Figuren des ausgehenden deutschen Mittelalters, voll Thatkraft, Weltgewandtheit, Geschäftsklugheit und Geist; uneigennützige Hingabe an ihren Dienst darf man bei den Staatsmännern dieser Zeit freilich nicht suchen, sie dienten eben weder einem Staate noch einer Idee, sondern ähnlich den Landsknechten demjenigen, bei dem sie sich am besten vorwärts zu bringen hofften; aber selbst unter seines Gleichen ragt er wie durch seine Erfolge, so auch durch seine Habsucht hervor. Sie riß ihn wiederholt in jähem Wechsel aus stattlichem Besitz heraus und machte sein Lebensende elend und einsam.

Die Quellen über Stein's Leben und Thätigkeit sind sehr zerstreut; vgl. besonders des Verf. Aufsatz über Heinz Dompnig in der Zeitschrift für Geschichte Schlesiens 20, wo schon Manches angeführt ist; ferner Monumenta Habsburgica I; Archiv für österr. Geschichtsquellen VII, XII; Fontes rer. Austr. 42, 44, 46 und die im Erscheinen begriffenen neuen Bände der Polit. Correspondenz Breslaus (Ss. rer. Siles. 13, 14), sowie die Darstellungen der zeitgenössischen Geschichte Oesterreichs, Böhmens, Ungarns u. der Schweiz (Segesser, Basler Chroniken u. s. w.). Markgraf.

Stein: Georg Wilhelm St., der ältere, wurde am 3. April 1737 in Kassel geboren, besuchte das Collegium Carolinum in seiner Vaterstadt und bezog 1756 die Universität Göttingen, wo ihn besonders Röderer zum Studium der Geburtshülfe anregte. Er promovirte am 29. März 1760 auf Grund seiner Inaugural-Dissertation: „De signorum graviditatis aestimatione“, und ging dann über Straßburg, wo er bei Fried d. ält. einen Monat blieb, nach Paris. Hier wurde Levret sein Lehrer. 1761 kehrte er nach Kassel zurück und erwarb sich sehr bald eine ausgedehnte Praxis. 1763 schrieb er ein Programm über die Indicationen und Bedeutung der Wendung und wurde noch in demselben Jahre zum Director der in Kassel neu errichteten Entbindungsanstalt ernannt, welche für den Unterricht der Schüler des Collegium Carolinum und der Hebammen bestimmt war. 1764 wurde er Mitglied des Medicinalcollegiums, 1766 Hofmedicus; 1767 schrieb er ein zweites Programm, dieses Mal über die Bedeutung und den Werth der Zange, dem er 1771 noch ein weiteres über dasselbe Thema folgen ließ. 1770 erschien sein „Lehrbuch der Geburtshülfe“, welches bis 1803 sieben Auflagen erlebte. Er erfand den ersten deutschen Beckenmesser 1772, construirte auch einen neuen Geburtsstuhl, gab ein neues Perforatorium an und machte zwischen 1772 und 1780 drei Mal den Kaiserschnitt, darunter ein Mal bei einer Osteomalacischen. Er präcisirte die Indicationen für diese Operation auf Grund der genauesten Beckenmessung. 1780 publicirte er die ersten Resultate über die bis dahin ausgeführten Fälle von Synchondrotomie in dem medicin. Wochenblatt von Reichardt, Bd. I, S. 141. 1792 wurde die Kasseler Entbindungsanstalt nach Marburg verlegt und der inzwischen zum Oberhofrath ernannte St. zugleich Director derselben und ordentl. Professor der Geburtshülfe in Marburg. Ursprünglich den Lehren Levret's folgend, hat er sich doch bald von denselben theilweise emancipirt und mancherlei Neuerungen und Verbesserungen in seinem Fache, allerdings hauptsächlich in dem operativen Theil desselben, herbeigeführt. F. B. Osiander nannte ihn mit Enthusiasmus seinen geliebten Lehrer; außerdem sind unter seinen Schülern noch Ed. v. Siebold und sein Neffe und Nachfolger G. W. St. (s. S. 614) zu nennen Er starb am 24. Septbr. 1803.

F. B. Osiander, Litter. pragmat. Gesch. der Entbindungskunst S. 352. — Ed. v. Siebold, Versuch einer Gesch. der Geburtshülfe II, 451—460. — Gurlt-Hirsch's Biograph. Lexikon V, 521. F. v. Winckel.

Stein: Georg Wilhelm St., der Neffe, ebenfalls in Kassel am 26. März 1773 geboren, ging mit der Uebersiedelung seines Oheims 1792 ebenfalls an die Universität Marburg. Hier promovirte er 1797 mit einer Dissertation „De situ et inclinatione pelvis“, publicirte dann den Beckenneigungsmesser seines Oheims und gab nach dessen Tode die siebente Auflage von dessen Lehrbuch der Geburtshülfe heraus. Von 1803, wo er Nachfolger des Oheims als Director der Entbindungsanstalt in Marburg wurde, verblieb er daselbst bis 1819 und publicirte in dieser Zeit geburtshülfliche Abhandlungen verschiedener Art, namentlich aber von 1808—1813 die „Annalen der Marburger Entbindungsanstalt“. Als er 1819 einem Ruf an die neugegründete Universität nach Bonn folgte, schrieb er ein Programm über die Frage: „Was war Hessen der Geburtshülfe und was war die Geburtshülfe Hessen?“ 1822 publicirte er eine „Lehre der Hebammenkunst“ und 1825 sein „Lehrbuch der Geburtshülfe“. Sein Hauptverdienst besteht in der guten Darstellung der Ursachen der Beckenverunstaltungen; seine Schreibweise war oft breit und unklar. 1826 trat er von der akademischen Lehrthätigkeit zurück, arbeitete aber noch an verschiedenen geburtshülflichen Zeitschriften fleißig mit und gab auch 1830 noch eine Schrift über das Abreißen und Zurückbleiben des Kopfes nach der Fußgeburt heraus. Er starb erst im 97. Lebensjahre am 10. Februar 1870.

Siebold, Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe II, 663. — Gurlt-Hirsch's Biograph. Lexikon V, 522. F. v. Winckel.

Stein: Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom St., geboren am 26. October 1757 zu Nassau, † am 29. Juni 1831 zu Cappenberg in Westfalen. Er stammte aus einem rheinfränkischen Adelsgeschlecht, dessen zerfallene Burg unweit der des Hauses Nassau hoch über der Lahn gelegen ist. Sein Vater, der kurmainzische Geheimrath Karl Philipp Freiherr vom St., war ein ehrenfester, energischer Mann, die Mutter, Henriette Karoline geb. Langwerth v. Simmern, verwittwete v. Löw, eine anmuthige, verständige Frau von frommem Sinn und wirthschaftlicher Thatkraft. Sieben Kinder überlebten die Eltern: vier Söhne, von denen St. der jüngste war, und drei Töchter. Aus ihrer Zahl standen die beiden Schwestern Johanna Louise, die auf den jungen Hardenberg flüchtig Eindruck machte, später nicht glücklich mit dem sächsischen Geheimrath von Werthern verheirathet, und die jüngste Marianne, nachmals Aebtissin des Stiftes Wallerstein, dem Bruder besonders nahe. Im Stein'schen Hause herrschten die Ideen von Vaterlandsliebe und Familienehre, wie sie den besten Abkömmlingen der Reichsritterschaft eigen waren. Von ihnen erfüllt, durch das Landleben gekräftigt und bei Unterricht wie Lectüre namentlich durch die Geschichte angezogen, bezog St. im Herbste 1773 mit seinem Hofmeister die Universität Göttingen. Nach dem Wunsche seiner Eltern studirte er Jurisprudenz, machte sich aber auch mit Statistik, Nationalökonomie und Geschichte, besonders des englischen Volkes vertraut, und verlebte anregende Stunden im Umgang mit gleichgesinnten jungen Männern, wie Rehberg und Brandes. Nachdem er Ostern 1777 die Universität verlassen hatte, folgte ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Wetzlar, dem Sitze des Reichskammergerichtes, wo sich Stein's Abneigung gegen den juristischen Beruf keineswegs minderte, hierauf eine Zeit der Wanderjahre, in der er an die Höfe von Mannheim, Darmstadt, Stuttgart, München, nach Regensburg, wo der Reichstag saß, nach Wien und von da nach Steiermark und Ungarn geführt wurde. Im Februar 1780 machte er in Berlin Halt, entschlossen unter Friedrich dem Großen in die Beamtenlaufbahn einzutreten. Die Eltern gaben seinem Wunsche nach. Es war ein bedeutsamer Schritt. Der Reichsritter, der nach einem Familienvertrag zum Stammhalter und Erben des

väterlichen Gutes erkoren war, band sein Schicksal an das des preußischen Staates.

Er dankte dem Minister v. Heinitz, einem Freunde seiner Eltern, eine so-fortige Anstellung im Bergwerks- und Hütten-Departement. Noch im Alter rühmte er, daß die dreizehn Jahre, die er ihm angehörte, den Nutzen gehabt hätten, „den Körper zu stärken, den praktischen Geschäftssinn zu beleben, und das Nichtige des todten Buchstabens und der Papierthätigkeit kennen zu lernen". Der Besuch naturwissenschaftlicher Vorlesungen in Berlin, Begleitung des Mi-nisters auf lehrreichen Dienstreisen, Besichtigung der Bergwerke Galiziens, Schle-siens, Thüringens, des Harzes, ein eifriges Studienjahr in Freiberg machten ihn bald mit seinem Fache vollkommen vertraut. Schon im Februar 1784 wurde ihm die Leitung des Bergwesens und der Fabriken Westfalens übertragen, die er, eigenem Geständniß nach, „mit Eifer aber etwas einseitig durchgreifend", betrieb. Für kurze Zeit ward er 1785 aus seiner amtlichen Thätigkeit heraus-gerissen, um für eine diplomatische Mission verwandt zu werden. Es handelte sich darum, den Beitritt des Kurfürsten von Mainz zum Fürstenbunde zu Wege zu bringen, was ihm in Gemeinschaft mit dem Legationsrathe v. Böhmer ge-lang. In der Folge war sein ältester Bruder, Johann Friedrich, als preußischer Gesandter beim kurfürstlichen Hofe, für die Befestigung und Ausbildung dieses Bündnisses thätig. St. selbst dagegen, vom diplomatischen Treiben und dem damit verbundenen gesellschaftlichen Müssiggang angewidert, kehrte freudig auf seinen Posten nach Wetter an der Ruhr unter die kernige Bevölkerung der Grafschaft Mark zurück. Nicht lange darauf, im October 1786, ward er zum Oberbergrath ernannt. Es hing mit seinem Berufe zusammen, als er in Be-gleitung seines Freundes, des Grafen Reden, vom November 1786 bis zum August 1787 „eine mineralogische und technologische Reise" nach England machte. Doch äußerte die persönliche Bekanntschaft mit dem classischen Lande des Selfgovernment unzweifelhaft eine unschätzbare allgemeine Wirkung auf seine Denkweise. Bald nach seiner Rückkehr zum zweiten, im Juli 1788 zum ersten Kammerdirector bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Cleve und Hamm ernannt, fand er Gelegenheit, sich in größerem Wirkungskreise als aufgeklärter Beamter zu bethätigen. Er stellte ein Muster auf wie Turgot als Intendant des Limousin. Zu seinen Ruhmesthaten gehörte die Schiffbarmachung der Ruhr, die Anlage von Kunststraßen ohne Frohndienste, die Beschränkung der Accise, die Freigebung von Verkehr und Gewerbebetrieb für das Land.

Die Rückschläge der französischen Revolution trafen ihn mitten in dieser segensreichen Thätigkeit. St. mußte die Umwälzung als feindliche Macht be-trachten, schon insofern sie den Frieden Deutschlands bedrohte. Durch seinen Bruder erhielt er die Nachricht der Uebergabe von Mainz (1792). Mit ihm und dem Feldmarschall Grafen Wallmoden traf er Anordnungen, um das Vor-dringen der Franzosen einzudämmen, ermuthigte die Landgrafen von Hessen, schloß sich dem Hauptquartiere des Königs von Preußen an und war Zeuge der Wiedereinnahme von Frankfurt. Er hatte mit für die Verpflegung des preu-ßischen Heeres zu sorgen, setzte dies Geschäft 1793 fort und gewann durch einen neuen Aufenthalt im Feldlager, namentlich als Zeuge der Belagerung und Zurückeroberung von Mainz, ein lebendiges Bild von den kriegerischen An-gelegenheiten. Immerhin blieb seine gewohnte amtliche Wirksamkeit von den Ereignissen noch unberührt. Sie erweiterte sich noch durch seine Ernennung zum Präsidenten der Kriegs- und Domänenkammer von Hamm und Cleve im Jahre 1793. In eben diesem Jahre führte er die Gräfin Wilhelmine v. Wallmoden als Gattin heim, deren treffliche Eigenschaften er je mehr und mehr schätzen lernte. Sie gebar ihm drei Töchter, von denen eine jung starb. Das Vor-

dringen der Franzosen von den Niederlanden her nöthigte ihn 1794 Cleve, wo er seinen Hausstand aufgeschlagen hatte, zu verlassen. Er schickte seine Frau der größeren Sicherheit wegen nach Hannover zu ihren Verwandten und zog selbst nach Wesel. Wiederum damit beschäftigt, das Unheil der feindlichen Invasion möglichst zu mildern und für die preußischen Truppen unter Möllendorff's Commando Vorräthe zu beschaffen, wurde er durch den Abschluß des Friedens von Basel ganz und gar den Arbeiten der inneren Verwaltung zurückgegeben. Als Oberpräsident sämmtlicher westfälischer Kammern mit dem Wohnsitz in Minden fand er Gelegenheit eine stärkere Probe seiner hohen Begabung für den inneren Staatsdienst abzulegen. Er belebte den Verkehr durch Erbauung der Heerstraße zwischen Bielefeld und Osnabrück, verbesserte die Schifffahrt auf der Weser, bestrebte sich, Leinwandfabrikation, Landwirthschaft und Holzcultur zu heben und betheiligte sich eifrig bei der Durchführung der großen Reform, welche darauf abzielte, die Dienste der Domänenbauern aufzuheben und sie zu freien Eigenthümern zu machen. Auch daß die militärischen Einrichtungen Preußens der Reformen bedürften, erkannte er klar. Er verurtheilte das Werbesystem und hielt es für ein unveräußerliches Recht des Staates, „von den Unterthanen die Vertheidigung seiner Integrität und Independenz zu fordern“. Nicht lange währte es, so erhob er sich zu der Forderung, daß keiner einen Bauernhof übernehme oder einen städtischen Betrieb ausüben solle, der nicht als Soldat gedient habe und daß die Dienstzeit auf etwa zehn Jahre beschränkt werde. Ein unermüdlicher Arbeiter, unnachsichtig gegen nachlässige oder treulose Untergebene, von schonungslosem Freimuth gegenüber höher Gestellten, erwarb er sich das vollste Vertrauen der Bevölkerung. In seiner Nähe suchte er mahnend auf den Prinzen Louis Ferdinand einzuwirken. Auf Reisen, so namentlich nach Hannover, trat er mit bedeutenden Zeitgenossen, wie Scharnhorst und Münster, in Beziehung. Jedem machte er den Eindruck eines genialen Feuergeistes. Der heilige Ernst, der ihn durchdrang, ließ auch seine Härten verzeihen. Ludwig v. Vincke, der trotz mancher Reibungen den Vorgesetzten nach seinem vollen Werthe erkannte, urtheilte über ihn: „Ein trefflicher Mann, vielleicht noch besser zum Minister als zum Präsidenten.“

Ehe sich diese Prophezeiung bewahrheitete, hatte St. als Organisator der säcularisirten Stifter Münster und Paderborn, die zu der Masse preußischer Entschädigungen für die am linken Rheinufer erlittenen Verluste gehörten, eine der schwierigsten Aufgaben zu lösen. Er traf Ende September 1802 in Münster ein, woselbst er in einem Flügel des bischöflichen Schlosses residirte. Einen anderen Flügel bezog in der Folge der Militärgouverneur General v. Blücher. Die beiden tapferen Männer wohnten unter einem Dache und verstanden sich sehr gut miteinander. Nächst Blücher war St. besonders der Domdechant v. Spiegel ein werthvoller Bundesgenosse für die Ueberleitung in die neuen Verhältnisse. Die Acten geben Zeugniß davon, mit wie viel Tact und Schonung diese geschah. Stein's Vorschläge, die Behörden auf preußischen Fuß einzurichten mit Beibehaltung alter, tauglicher Beamten, auf den katholischen Priesterstand der neuen Landestheile Rücksicht zu nehmen, ohne der Staatsgewalt etwas zu vergeben, die Abneigung gegen den Militärdienst zu bekämpfen, die ehemaligen geistlichen Einkünfte zu gemeinnützigen, insbesondere zu Schulzwecken, zu verwenden, durch Ermäßigung der Accise den Handel zu entlasten u. a. m., beweisen, mit welchem Eifer und in welchem Geiste er sich seinen Obliegenheiten unterzog. — Inzwischen wurde er durch den Gang der allgemeinen Politik in mehr als einer Weise schmerzlich berührt.

Preußens Neutralität bot dem nördlichen Deutschland keine Schutzwehr gegen Frankreichs Eroberungen. Hannover ward von Mortier besetzt, und die

Truppenmacht, die sich auflösen mußte, statt den Feind abzuwehren, stand unter dem Commando Wallmoden's, des Schwiegervaters Stein's. Er sah den Untergang des Reiches klar vor Augen.

An seinen eigenen Gütern im Nassauischen, Frücht und Schweighausen, vergriff sich der Herzog von Nassau, indem er erklärte, für den Fall der Auflösung der Reichsritterschaft, die Landeshoheit auf sie ausdehnen zu wollen. St. vertheidigte sich und seine Genossen von der Reichsritterschaft in einem zornglühenden Briefe gegen den drohenden Gewaltact. Seine Ansicht über das, was er für die künftige Gestaltung Deutschlands wünschte, kam darin zum Ausdruck. Nassauische Annexionen sah er mit anderem Auge an als preußische. „Teutschland's Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, schrieb er, wird durch die Consolidation der wenigen reichsritterschaftlichen Besitzungen mit denen sie umgebenden kleinen Territorien wenig gewinnen; sollen diese für die Nation so wohlthätige große Zwecke erreicht werden, so müssen diese kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchieen, von deren Existenz die Fortdauer des teutschen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorsehung gebe, daß ich dies glückliche Ereigniß erlebe." — Das Jahr 1804, welchem dieser Brief angehört, brachte in Stein's Wirksamkeit für den Staat eine große Veränderung hervor. Er wurde am 27. October 1804, als Nachfolger Struensee's, zum Minister ernannt und mit der unmittelbaren Verwaltung des Accise-, Zoll-, Fabrik-, Manufactur- und Kommerzwesens betraut. Für die Verwaltung der Bank, Seehandlung und des Salzwesens war er in wichtigen Fragen an den Rath und an die Entscheidung des Grafen v. d. Schulenburg-Kehnert gebunden. Ungern verließ er einen Posten, der nach seinem Wunsche durch Vincke in einer seiner würdigen Weise neu besetzt wurde. Aber überzeugt davon, „daß deutsche Veredelung und Cultur fest und unzertrennlich an das Glück der preußischen Monarchie gekettet ist", war er „zu jeder Aufopferung" persönlicher Wünsche bereit. Von nun an stand er im Mittelpunkte des Staates.

Es war für ihn wie für Preußen von unschätzbarem Werthe, daß er seine staatsmännische Lehrzeit im Westen durchgemacht hatte. Hier waren wirthschaftliche und politische Zustände erhalten, die sich von denen des Ostens der Monarchie aufs vortheilhafteste unterschieden. Hier, wo die Industrie auch eifrig in den Dörfern getrieben wurde, ließ sich die scharfe Scheidung von Stadt und Land nicht durchführen. Wegräumung der Zollschranken und gleichartige Besteuerung waren natürliche Erfordernisse in den zerstreuten, gewerbthätigen Gebieten. Die Grundherrschaft hatte hier nicht eine so vorwiegende Bedeutung wie in den östlichen Provinzen. Es gab auf der rothen Erde Westfalens noch zahlreiche freie Bauern, und eine ständische Betheiligung der Bevölkerung am öffentlichen Leben setzte sich von Landtagen abwärts in die Tiefe, zu mannichfaltigen Ortsverbänden, fort. Die Bureaukratie war hier vielfach an die Mitwirkung von Männern ohne besoldetes Amt gebunden. In St. fanden derartige Einrichtungen ihren Vertheidiger. Er trat für die jährliche Berufung der cleve-märkischen Landtage ein, als die Gefahr ihrer Abschaffung drohte. Er erklärte, als die Ritterschaft des Münsterlandes Hoffnungen wegen Bildung einer neuen ständischen Verfassung äußerte: „Die Bildung zweckmäßig eingerichteter Stände halte ich für eine große Wohlthat für diese Provinzen. Sie erhalten eine wohlthätige auf Verfassung und gesetzliche Ordnung sich gründende Verbindung zwischen dem Unterthan und der Regierung. Sie belehren jenen über die Absicht der letztern, sie machen diese mit den Wünschen und Hoffnungen jener bekannt, sie verhindern die willkürlichen Abweichungen von Verfassung und gesetzlicher Ordnung, die sich die Landescollegien beim Drange der Geschäfte nicht selten zu Schulden kommen lassen, und sie sind

durch Eigenthum und Anhänglichkeit an das Vaterland fest an das Interesse eines Landes gekettet, das den fremden öffentlichen Beamten gewöhnlich unbekannt, oft gleichgültig und bisweilen selbst verächtlich und verhaßt wird. Die Regenten haben von Ständen, die aus Eigenthümern bestehen, nichts zu fürchten, mehr von der Neuerungssucht jüngerer, der Lauigkeit und dem Miethlingsgeiste älterer öffentlicher Beamter und von der alle Sittlichkeit verschlingenden Weichlichkeit und dem Egoismus, der alle Stände ergreift." Er machte bereits bestimmte Vorschläge über die Bildung und die Competenz der Stände für die neuen Landestheile. Dabei war, soviel sich erkennen läßt, seine Voraussetzung, daß ihre Mitglieder aus Grundeigenthümern bestehen müßten. Er scheint in diesem Punkte damals noch überzeugter Physiokrat gewesen zu sein. Allerdings beschäftigte er sich auch eingehend mit Adam Smith, aber er gab sich ihm niemals ganz gefangen und arbeitete in späteren Jahren sogar an einer Widerlegung vieler seiner Sätze. Immer trat bei ihm die zusammenhängende Theorie hinter praktischem Wirken zurück, das sich auch Ausnahmen von der Regel gestattete. Dabei ging er nicht von der Freiheit des Individuums, sondern vom Interesse der Gesammtheit aus. Der Wunsch, die Angehörigen des Gemeinwesens in dessen persönlichen Dienst gestellt zu sehen, beherrschte ihn vor allen übrigen, und bei der Verbindung von Rechten und Pflichten wollte er der grundbesitzenden Classe einen Vorzug eingeräumt wissen.

Als Nachfolger Struensee's hatte St. sich freilich zunächst auf seinen engeren Geschäftskreis zu beschränken. Auch hier bot sich seinem Reformeifer ein weites Feld. Die Erfahrungen, die er im Westen der Monarchie gesammelt hatte, begleiteten ihn, als er einen genaueren Einblick in die wirthschaftlichen Zustände des Ostens erhielt. Die lebendige Anschauung während einer großen Amtsreise im Sommer 1805 that wieder dabei das Beste. Er trat als Verfechter des Freihandels auf, setzte es durch, daß alle Binnen- und Provinzialzölle aufhören, die Accisetarife in Ost- und Westpreußen verbessert, die indirecten Steuern in Süd- und Neu-Ostpreußen vereinfacht werden sollten. Dazu kam eine Neueinrichtung der Salzadministration, die eine Ersparung der Hebungskosten herbeiführte, Minderung des Schreibwesens bei den Oberbehörden, Errichtung des statistischen Bureaus, Förderung der Industrie durch Einführung englischer Methoden. Als die Leitung der Bank und der Seehandlung von Schulenburg's Händen in die seinigen überging, machte er sich an eine Umwandlung beider Anstalten, bei deren Verwaltung grobe Mißbräuche eingerissen waren, und berief Niebuhr von Kopenhagen an ihre Spitze. Indessen wurde eine gründliche Aenderung des Finanzwesens durch die bringenden Sorgen der allgemeinen Politik unmöglich gemacht. Der König entschloß sich beim Ausbruch des neuen Coalitionskrieges Anfangs September 1805 zu mobilisiren, eine Maßregel, die sich zunächst gegen den drohenden Einmarsch des russischen Heeres zu richten schien. Als aber Bernadotte das ansbachische Gebiet verletzt hatte, folgte die freiwillige Preisgebung der Neutralität im Osten, der Abschluß des Vertrages mit dem Zaren, der Preußen die Rolle bewaffneter Vermittlung überwies, die Absendung des Grafen Haugwitz mit dem Ultimatum in Napoleon's Hauptquartier. Die Rüstung und die Aussicht auf den möglichen Eintritt in den Krieg machten es nothwendig, die Beschaffung von Geldmitteln ins Auge zu fassen. St. brachte u. a. Anleihen, Erhöhung und Ausgleichung der Steuern, Benutzung des Schatzes in Vorschlag, ging auch auf den Gedanken ein, Papiergeld auszugeben, das während des Krieges unrealisirbar, in Friedenszeiten aber realisirbar sein sollte. Die Unterzeichnung des Vertrages von Schönbrunn durch Haugwitz und seine bedingte Annahme durch den König machten es schon halb gewiß, daß Preußen sich nicht zum Kriege entschließen würde. Die Annahme des noch ungünstigeren

Vertrages von Paris vollendete seine Demüthigung. Der erzwungene Rücktritt Hardenberg's, die Verwicklungen mit England und Schweden, die Stiftung des Rheinbundes, die Täuschungen durch Napoleon in Sachen des Besitzes Hannovers und der Gründung eines norddeutschen Bundes: das Alles belastete die Rechnung der preußischen Staatsleitung. Angesichts dieser Sachlage wurde St. dazu gedrängt, aus dem Rahmen des Fachministers heraus zu treten. Er durchschaute die Mängel des Ganzen und übte daran freimüthige Kritik.

Seine erste schon dem Ende April 1806 angehörige That war die „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Cabinets und der Nothwendigkeit der Bildung einer Ministerial-Conferenz“. Mit der stärksten, im einzelnen vielfach übertriebenen Charakteristik der einflußreichen Vertrauensmänner des Königs (Beyme, Lombard, Haugwitz, Köckeritz) verband sich die Forderung einer völligen Umbildung der höchsten Verwaltung. Er verlangte Wegfall des Generaldirectoriums mit den Provinzialministern, Bildung eines einheitlichen, nach dem Realsystem geordneten Ministeriums, dessen Zusammenhang mit dem König nicht durch die Uebergriffe eines unverantwortlichen Cabinets zerrissen würde, Entlassung der Männer, die Preußen in den Abgrund stoßen würden, wenn sie auf ihren Posten blieben. Auf den Rath Schrötter's nahm St. einzelne Milderungen und Aenderungen seiner Denkschrift vor. Sie gelangte jedoch vermuthlich weder in der einen noch in der anderen Form an den König, sondern wurde von der Königin, die sie durch die Gräfin Voß empfangen hatte, zurückbehalten. Eine andere Denkschrift, von Johannes v. Müller verfaßt, gleichfalls gegen die Cabinetsregierung gerichtet, vom Ende August kam vor die Augen des Königs. Unter denen, welche sie unterzeichnet hatten, befand sich neben mehreren Prinzen des königlichen Hauses, dem Prinzen von Oranien, den Generalen Rüchel und Phull auch St. Der König war über den ungewöhnlichen Schritt erzürnt und gab St. insbesondere seine Unzufriedenheit zu erkennen. Unmittelbar danach fielen die Würfel, wurden die düsteren Prophezeiungen zur Wahrheit. Der ausbrechende Krieg gegen Napoleon erwies Preußens Schwäche. Die Doppelschlacht von Jena und Auerstädt, die Capitulationen im offenen Felde, die Uebergabe der Festungen folgten sich Schlag auf Schlag. Das alte morsche Staatswesen brach zusammen. St. rettete rechtzeitig die Cassen von Berlin nach Stettin, dann nach Königsberg, verließ am 20. October, sehr stark an Podagra leidend, die Hauptstadt und widerrieth mit der Minderheit in der Conferenz zu Osterode am 20. und 21. November die Annahme des Waffenstillstandes und der schimpflichen von Napoleon vorgeschlagenen Bedingungen. Sein herzhafter Rath siegte. Dadurch entschied sich die Verbindung mit Rußland und der Fall von Haugwitz, der ihr widerstrebte. Der König wünschte, daß St. das erledigte Amt des Auswärtigen wenigstens interimistisch übernehmen möge. Aber St. lehnte es ab. Er wies auf seine Unkenntniß der diplomatischen Geschäfte hin, für deren Behandlung Hardenberg sich besser eigne. Zugleich aber drang er nochmals auf Umwandlung der obersten Behörden im Sinne seiner früheren Denkschrift. Es entspann sich nunmehr ein Kampf zwischen St. und dem König um das Fortleben der Cabinetsregierung. Der König wollte durch Einsetzung eines beschränkten Conseils nur ein halbes Zugeständniß machen, nachdem Lombard schon entfernt war, sich von Beyme als Cabinetsrath nicht trennen, ihm eine Stellung anweisen, welche die Selbstständigkeit der Minister geschädigt haben würde. So wenig wie St. war Hardenberg gewillt, sich darauf einzulassen. Statt seiner wurde am 19. December Zastrow interimistisch Minister des Auswärtigen, Rüchel erhielt das Ministerium des Krieges, St. das des Innern, mit dem das der Finanzen verbunden sein sollte. Diese drei sollten, unter Wahrung der Rechte Beyme's, das gemeinsame Conseil bilden. St. dachte nicht an Aus-

scheiden, lehnte aber, da die Umwandlung eine unvollständige geblieben war, die ihm zugedachte Stellung im Conseil durch ein Schreiben an Rüchel ab. Dies kam jedoch dem König nach Rüchel's schonendem Berichte nicht zum Bewußtsein. St. seinerseits hielt fest daran, das Conseil nach seiner Weigerung nicht für constituirt anzusehen. Der Bruch erfolgte, als St. sich nochmals weigerte ein Gutachten über eine Angelegenheit abzugeben, das der König, zuletzt mit Berufung auf die neue Einrichtung des Conseil, durch Köckeritz ihm abverlangte. Nicht nur daß dieser Bote St. verhaßt war, er selbst durch Krankheit und Unwillen über den Lauf der Dinge gereizt: er weigerte sich, die übersandten Acten zu behalten, weil die fragliche Angelegenheit nicht zu seinem Geschäftskreise gehöre. Hierauf hatte auch die Geduld des Königs ein Ende. Er schrieb ihm am 3. Januar 1807 in den härtesten Ausdrücken, faßte zusammen, was er alles gegen ihn auf dem Herzen hatte und erklärte ihm am Schluß, der Staat könne sich keine große Rechnung auf seine ferneren Dienste machen, wenn er sein „respectwidriges und unanständiges Benehmen" nicht ändere. St. war im Begriff, mit Zurücklassung der Seinigen, darunter eines am Nervenfieber todkranken Kindes, dem Hofe von Königsberg nach Memel zu folgen, als ihm dies Schreiben durch einen Feldjäger zugestellt wurde. Er erbat sofort seine Entlassung und erhielt sie.

Krankheit hielt ihn bis nach der Schlacht von Eylau in Königsberg zurück. Von da begab er sich mit seiner Familie nach Danzig, erreichte unter mancherlei Gefahren Berlin und gelangte Ende März nach Nassau. Während Hardenberg, als leitender Minister zurückgerufen, alle Kraft anspannte, um durch das preußisch-russische Bündniß die Befreiung Europas vom Alp der französischen Vorherrschaft anzubahnen, sann St. in der Stille auf Mittel, dem Staate Friedrich's des Großen neues Leben einzuhauchen. Hier entwarf er zum ersten Male, im Juni 1807, ein umfassendes Programm „über die zweckmäßige Bildung der obersten und der Provinzial-Finanz- und Polizei-Behörden in der preußischen Monarchie". Wennschon die Frage der Neubildung der Centralbehörden viel ausführlicher behandelt wurde als die übrigen Gegenstände, so durchdrangen doch zwei Grundgedanken das Ganze. Es ist das Bestreben, der Verwaltung größere Kraft und Einheit verliehen, gleichzeitig aber der Wunsch, den freien Bürgern des Staates ohne Einschränkung auf einen Stand, aber unter Voraussetzung von Eigenthum (und zwar von „bedeutendem Eigenthum jeder Art", also nicht allein von Grundeigenthum) Antheil an ihr gewährt zu sehen. Das eine war als Ergänzung des andern gedacht. Die „Bureaukratie", der „Miethlingsgeist besoldeter Beamten", das „Leben in Formen und Dienstmechanismus" sollten ein Correctiv erhalten und ersetzt werden durch die Theilnahme „der Eigenthümer aller Classen" an der Communal- und Provinzialverwaltung. „Meine Diensterfahrung, erklärte er hier u. a., ganz entsprechend früheren Aeußerungen, überzeugt mich innig und lebhaft von der Vortrefflichkeit zweckmäßig gebildeter Stände, und ich sehe sie als ein kräftiges Mittel an, die Regierung durch die Kenntnisse und das Ansehen aller gebildeten Classen zu verstärken, sie alle durch Ueberzeugung, Theilnahme und Mitwirkung bey den Nationalangelegenheiten an den Staat zu knüpfen, den Kräften der Nation eine freie Thätigkeit und eine Richtung auf das Gemeinnützige zu geben, sie vom müssigen sinnlichen Genuß oder von leeren Hirngespinnsten der Metaphysik, oder von Verfolgung bloß eigennütziger Zwecke abzulenken und ein gut gebildetes Organ der öffentlichen Meynung zu erhalten, die man jetzt aus Aeußerungen einzelner Männer oder einzelner Gesellschaften vergeblich zu errathen bemüht ist . . . Die Regierung, weit entfernt Ursache zu haben über den Einfluß der Classe der Eigenthümer, aus einer ruhigen, sittlichen, verständigen Nation etwas befürchten zu müssen, vervielfältigt

die Quellen ihrer Erkenntniß von den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft, und gewinnt an Stärke in den Mitteln der Ausführung. Alle Kräfte der Nation werden in Anspruch genommen, und sinken die höheren Classen derselben durch Weichlichkeit und Gewinnsucht, so treten die folgenden mit verjüngter Kraft auf, erringen sich Einfluß, Ansehen und Vermögen, und erhalten das ehrwürdige Gebäude einer freyen, selbständigen unabhängigen Verfassung." Sollte die Selbstverwaltung in dem von ihm gewünschten Umfang in Preußen durchgeführt werden, so mußte eine Aenderung in den bäuerlichen Zuständen und in den städtischen Verhältnissen vorausgehen. Die alten gesellschaftlichen Schranken mußten fallen, die Wandlungen bis in die Tiefen des Volkslebens hinabdringen.

Der Abschluß des Tilsiter Friedens, zu dem sich Friedrich Wilhelm III. entschließen mußte, brachte es mit sich, daß St. selbst berufen wurde, die Ausführung seines Reformprogrammes in Angriff zu nehmen. In der grenzenlosen Noth erschien er nach Hardenberg's unvermeidlicher Entlassung als einzig möglicher Retter. Sogar Napoleon wies den König auf ihn hin. Hardenberg schrieb ihm: „Sie sind der Einzige, auf den alle guten Vaterlandsfreunde ihre Hoffnung setzen." Die Prinzessin Louise von Radziwill beschwor ihn: „Versagen Sie sich unsern Bitten nicht." Von einem heftigen Fieberanfall gepackt entschloß sich St. doch sofort der Aufforderung des Königs, wieder in den Dienst des Staates zu treten, zu folgen und eilte, sobald seine Gesundheit es erlaubte, nach Memel, wo er am 30. September 1807 eintraf. Der König zeigte sich bereit, ihm die oberste Leitung aller Civilangelegenheiten zu übertragen und seine Pläne der Umbildung der Verwaltung gutzuheißen. Uebrigens fehlte es nicht an Reibungen, da der König sich noch immer nicht von Beyme trennen wollte. Eine Einigung erfolgte erst in der Weise, daß Beyme zum Chefpräsidenten des Kammergerichts ernannt wurde, vorläufig aber mit beschränkter Wirksamkeit in der Nähe des Königs blieb. Die frühere Art der Cabinetsregierung hörte auf, wennschon die gänzliche Auflösung des Cabinets erst im Juni 1808 mit Beyme's Abreise erfolgte. Bis zur Herstellung der neuen Behördenorganisation erhielt St. eine Art dictatorischer Gewalt. Das preußische Provinzialministerium (Schrötter), das einstweilige Justizministerium, die für das Innere und die Finanzen eingesetzte Immediatcommission, die Friedensvollziehungs-Commission in Berlin waren ihm untergeordnet und er hatte ihre Berichte dem König vorzutragen. Er hatte in den Conferenzen des Ministeriums des Auswärtigen Vorsitz und Stimme. Er leitete die Verwaltung der Generalcassen, der Staatsbuchhalterei, Bank und Seehandlung. Er nahm an den Berathungen der Militär-Reorganisationscommission Theil. Er war berechtigt, von sämmtlichen Behörden Auskunft zu fordern. Mit so großen Machtvollkommenheiten ausgerüstet, vom König mehr gefürchtet als geliebt, durch ausgezeichnete Mitarbeiter unterstützt, entfaltete er eine unvergleichlich fruchtbare Wirksamkeit beim Neubau Preußens. Sie erscheint um so glänzender, wenn man bedenkt, daß sie wenig länger als ein Jahr währte, und daß finanzielle Bedrängnisse des Staates und auswärtige Angelegenheiten ihn zugleich fortdauernd in Anspruch nahmen. Allerdings war der Grad seiner persönlichen Thätigkeit beim Zustandekommen der einzelnen Reformgesetze ein sehr verschiedener. „Er faßte, wie Vincke sich ausdrückt, die Sachen großartig auf, nahm von dem Detail wenig Notiz und übersah die Schwierigkeiten, welche dieses mit sich brachte, selbst wenn sie unüberwindlich gewesen wären." In manchem, was sein Name deckte, machten sich mehr die politischen und volkswirthschaftlichen Ideen anderer (so namentlich Schön's) geltend als seine eigenen. Aber dank seiner Charakterstärke, seiner fortreißenden Energie und durchdringenden Einsicht wurde er der Vorkämpfer, um den sich Alle zusammenschlossen, die nur von gründlichen Reformen das Heil erwarteten.

Ohne seine „eiserne Festigkeit“ wäre, wie Boyen in seinen Erinnerungen urtheilt, vielleicht ihre Sanctionirung durch den König nicht erreicht worden. Daher bildet jene ganze Gesetzgebung seines kurzen höchsten Ministeriums seinen schönsten Ruhmestitel.

Die erste bedeutende Maßregel, die es verewigt, ist das Edict „den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend“ vom 9. October 1807. Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die auf den meisten Domänen schon durchgeführt war, wurde damit auch den Privatbauern zu Theil, und die Freiheit des Güterverkehres wie die freie Wahl des Gewerbes ohne Rücksicht auf den angeborenen Stand zugelassen. Zusammengenommen war dies ein gewaltiges Stück jener „Revolution im guten Sinne“, die Hardenberg in seiner Rigaer Denkschrift als Ziel hinstellte. Allerdings hatten der Minister Schrötter mit seinem Bruder, dem Kanzler, die Immediatcommission, und in ihr vor Allen Schön, bereits vor der Ankunft Stein's diese große gesetzgeberische That vorbereitet. Das Verdienst Stein's, der mit dem Grundgedanken des Edictes längst vertraut war, bestand darin, an der schon beabsichtigten Ausdehnung desselben auf die ganze Monarchie festzuhalten und hinsichtlich der Frage der freien Verfügung über das Bauernland fortdauernder Staatsaufsicht das Wort zu reden. Dieser Gedanke sollte in Verordnungen zum Ausdruck kommen, von denen die für die Provinz Preußen erlassene vorbildlich wurde. Sie entsprach jedoch weniger Stein's als Schön's agrarpolitischen Ansichten. — An das Edict vom 9. October schloß sich ergänzend an die Verordnung vom 28. October 1807, welche die Erbunterthänigkeit auf den Domänen, wo sie noch bestand, aufhob. Am 27. Juli 1808 wurde die Verleihung des Eigenthums an alle Immediat-Einsassen der Domänen von Ostpreußen, Litthauen und Westpreußen geregelt, was nach Stein's Rechnung dem Wohlstande von 47 000 Familien zu Gute kam. Er hatte die Absicht, auf die agrarische Reform eine ländliche Communalordnung folgen zu lassen, mit der patrimoniale Gerichts- und Polizeigewalt zu Fall gekommen wären. Eine Kreis- und Polizeiordnung des platten Landes sollte sich anschließen. Aber man gelangte nicht über einen lückenhaften Entwurf hinaus, der sich zudem nur auf die Provinz Preußen bezog.

Hingegen wurde mit der Städteordnung vom 19. Nov. 1808 ein Werk geschaffen, das, wesentlich in Stein's Sinne gedacht, lebenskräftig fortdauerte. Seine persönliche Thätigkeit beim Zustandekommen dieses epochemachenden Gesetzes war freilich nach dem Urtheil des kundigsten Forschers „verhältnißmäßig gering“. Auch wichen seine Ansichten in den verschiedenen Aeußerungen über diesen Gegenstand, die sich erhalten haben, hie und da von einander ab und fanden nur theilweise Aufnahme in das Gesetz. Das Hauptverdienst seiner Ausarbeitung, wie fast aller Organisationsgesetze des Stein'schen Ministeriums, fällt dem ostpreußischen Provinzialdepartement zu. Neben Schrötter gebührt namentlich Wilckens, einem seiner besten Gehilfen, ein Platz in der Vorgeschichte der Städteordnung. Doch hat man zwei Aufsätze des Geheimen Kriegsrathes und Polizei-Directors Frey für noch wichtiger anzusehen, insofern sie bereits die Grundlagen der Städteordnung enthielten. Eben diese Aufsätze waren aber auf Stein's Aufforderung abgefaßt. In ihnen fanden sich Gedanken, die bereits seine Nassauer Denkschrift vom Juni 1807 enthalten hatte: Einschränkung der staatlichen Bevormundung, Theilnahme der mit Häusern und Eigenthum angesessenen Bürgerschaft an der Verwaltung durch gewählte Repräsentanten. Auf die Einzelheiten der Städteordnung kann hier nicht eingegangen werden. Aber soviel ist als ein unvergänglicher Ruhm des Stein'schen Ministeriums hervorzuheben: indem sie den Unterschied von Immediatstädten und Mediatstädten be-

seitigte, die Eintheilung der Bürgerschaft nach Zünften und Classen aufhob, ein einheitliches Bürgerrecht schuf, in Magistrat und Stadtverordneten Organe der städtischen Selbstregierung bildete und diesen einen weitgezogenen Spielraum gewährte, nährte sie in unvergleichlicher Weise den Gemeingeist und beförderte aufs mächtigste die politische Erziehung. St. hat im Laufe der Zeit manche Mängel der Städteordnung erkannt und frühere Ansichten aufgegeben, die sich auf diesen Gegenstand bezogen. Aber den „wohlthätigen Einfluß" des Gesetzes durfte er viele Jahre nach seinem Erlasse rühmen, wobei er über seinen eigenen Antheil an der geistigen Urheberschaft ganz hinwegging.

Ein weiteres Mittel die Selbstthätigkeit der Nation zu wecken war in der Anbahnung der Gewerbefreiheit zu finden. Indessen blieb St. dabei stehen, nur den Zunftzwang der Bäcker, Fleischer und Verkäufer der nothwendigsten Lebensmittel in den Städten der Provinzen Ost-, Westpreußen und Litthauen zu brechen. Es wäre irrig, ihn mit sich selbst in Widerspruch setzen zu wollen, weil die Regierungsinstruction vom 26. December 1808 allgemein „möglichster Gewerbefreiheit" das Wort redet, denn dies Actenstück hat seiner Beurtheilung nicht vorgelegen. Mit der späteren, ausgedehnten Gewerbefreiheit hat er sich niemals befreundet. Die Zünfte wollte er in verbesserter Gestalt erhalten wissen. Er unternahm in der Folge (1821) ihre Vertheidigung gegenüber seinem moderner denkenden Freunde Kunth, nicht als „technologischer Anstalten", sondern der Meinung, daß „das Bürgerthum besser aus ihnen entblühen werde", „die durch gemeinschaftliches Interesse, Lebensweise, Erziehung, Meisterehre und Jugendzucht gebunden sind, als aus den topographischen Stadtvierteln, wo Nachbar mit Nachbar, selbst Hausbewohner mit Hausbewohner in keiner Verbindung steht und vielmehr durch den allgemeinen Egoismus auseinander gehalten wird". Auf einem anderen Felde der Reformgesetzgebung, bei der Umbildung der Central- und Provinzialbehörden, brachte St. selbst durch entschiedenes persönliches Eingreifen seine Erfahrungen zur Geltung. Nach seinen Angaben arbeitete Altenstein den Organisationsplan vom 23. November 1807 aus. Die Hauptgesichtspunkte, die den Minister leiteten, waren seinen Worten nach: „die möglichste Einheit und Kraft in der obersten Leitung der ganzen Staatsverwaltung zu vereinigen", „eine zweckmäßige Vertheilung der Geschäfte zu bewirken", bei solchen, die „ganz vorzügliche wissenschaftliche oder technische Kenntnisse erfordern, die Beschränkung auf bloß eigentliche Geschäftsmänner" aufzugeben, endlich „die Nachtheile zu vermeiden, welche entstehen, wenn die Administration lediglich in die Hände besoldeter Diener kommt und die Nation von aller Theilnahme ausgeschlossen wird". Indessen mußte man sich zunächst mit interimistischen Maßnahmen begnügen. Erst am 28. October 1808 konnte St. den Plan vorlegen, der als Verordnung vom 24. November 1808 von Friedrich Wilhelm genehmigt, aber freilich niemals publicirt wurde. Hier fand sich die Einrichtung eines Staatsrathes, der unter Vorsitz des Königs oder eines von ihm ernannten Stellvertreters „die oberste Leitung sämmtlicher Regierungsgeschäfte besorgt", die Theilung des ihm angehörigen Ministeriums in fünf Gruppen lediglich nach sachlichen Gesichtspunkten, die Abgrenzung der Geschäftskreise bis in die letzten Verzweigungen, die Zufügung technischer und wissenschaftlicher Deputationen zu einzelnen Behörden: alles durchsichtig und folgerecht, aus tiefer Kenntniß des Lebens geschöpft, den längst erhobenen Forderungen Stein's entsprechend. Nach seinem Sturze erfolgte allerdings eine bedeutende Abschwächung seiner Reform. Aber die Wiederkehr des alten Zustandes blieb gänzlich ausgeschlossen. — Ueber die Provinzialbehörden enthielt die Verordnung vom 24. November 1808 nichts. Wie St. sich diese organisirt dachte: Kriegs- und Domänenkammern unter dem neuen Namen der Regierungen mit erleichtertem Geschäftsgange, Einführung von

Oberpräsidenten an der Spitze der Provinzen, als Commissarien der Centralstellen, als controllirende und als consultative Behörden, ergibt sich am besten aus Altenstein's Entwurf vom 23. Novembe 1807. Ebenda ist die Stein'sche Lieblingsidee der Zuziehung ständischer Repräsentanten zu den Geschäften der Regierungen entwickelt, die er auch gegen sehr gewichtige Einwürfe Schrötter's aufrecht erhielt. Allein so wenig der Staatsrath, wie St. ihn sich gedacht hatte, jemals ins Leben trat, so unvollkommen und vorübergehend blieb die von ihm gewollte Theilnahme von „Repräsentanten der neu zu bildenden Stände“ an den Geschäften der Regierungen. Nur in Ostpreußen wurde ein Versuch damit gemacht, der jedoch nicht zur Nachahmung reizte.

Endlich ward jene Neubildung der Stände selbst St. nicht mehr möglich. Er würde durch sie sein Werk gekrönt haben. Denn seine feste Absicht war nicht nur Provinzialstände einzuführen aus Eigenthümern aller Classen zusammengesetzt mit weitgehender Competenz, sondern auch Reichsstände „in verfassungsmäßig gebildeten Versammlungen“, wozu, wie er versichert, „der König damals schon geneigt war“. Mehrere Pläne dafür wurden ausgearbeitet und St. eingereicht, von denen derjenige Vincke's (auch auf Provinzialstände bezüglich) vollständig, derjenige Rhediger's, in zwei Fassungen, bruchstückweise bekannt geworden ist. Aus Stein's Bemerkungen über diesen Gegenstand kann man Schlüsse auf seine eigenen damaligen Ansichten ziehen. Er will eine „Theilnahme der Nation an der allgemeinen Gesetzgebung und Verwaltung“ zunächst durch Ausübung des Rechtes der Begutachtung und des Vorschlags neuer Gesetze, ein „Oberhaus“, aus dem „reichen Adel“ gebildet, die „Stellvertreter der Nation“, durch „freie Wahlen der Eigenthümer“ aus der Mitte der verschiedenen Berufsgenossenschaften erkoren, Berechtigung der Regierung durch Ernennung die Zahl der Wähler des Oberhauses zu vermehren und den Reichstag jeder Zeit aufzulösen, dem aber die Pflicht entsprach, ihn nach Ausschreiben von Neuwahlen innerhalb sechs Monaten wieder zusammen zu berufen, Veröffentlichung der Discussionen des Reichstages. Wesentlich für ihn war, wie er gelegentlich am Rande eines Gutachtens von Klewiz über die Umänderung der Verwaltung bemerkte, daß die Repräsentation „kräftig, vielseitig, schwer zu influenciren“ sei. Ob die Reichsstände aus oder von den Provinzialständen gewählt werden sollen, sagt er nicht. Später hat er sich ebenso entschieden dagegen geäußert wie gegen die Einschränkung auf „das Rathgeben“. Alles in allem genommen wird man ihn mit Ranke als den „intellectuellen Urheber des Repräsentativsystems in Preußen“ bezeichnen dürfen.

Wennschon die Hauptthätigkeit Stein's hinsichtlich des Innern den socialen und politischen Reformen zugewandt blieb, war seine Kraft doch auch für das Vorschreiten der militärischen Reformen unschätzbar. Zwischen ihm und Scharnhorst herrschte das schönste Einverständniß. Auch mit Gneisenau fühlte er sich durch Gemeinsamkeit des Strebens innig verbunden. Er, der schon vor Jahren über das Werbesystem den Stab gebrochen und den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht verfochten hatte, war der beste Bundesgenosse Scharnhorst's und seiner Freunde in jener Reorganisations-Commission, in welcher ihm Sitz und Stimme eingeräumt war. Er erzwang die Ersetzung Lottum's, des Gegners der Reform, als vortragenden Generaladjutanten durch Scharnhorst. Er sprach dafür, beim Jugendunterricht auf Leibes- und Waffenübung Rücksicht zu nehmen. Er unterstützte die Vorschläge einer Besserung der Militärverwaltung. An allen Erfolgen, die Scharnhorst mit seinen Waffengefährten damals erstritt, gebührt auch ihm sein Antheil.

Indessen wurde das Werk der Wiedergeburt von Staat und Heer immer durch schwere Sorgen unterbrochen. Außerordentliche Maßregeln, wie die Ver-

ordnung, derzufolge die Tresorscheine nach festzustellendem Curse als Zahlungsmittel anerkannt werden sollten, und die Bewilligung eines Indultes für Grundbesitzer, konnten nicht ohne Widerspruch durchgeführt werden. Aeußerste Sparsamkeit von Hofhalt und Verwaltung, Einführung einer Einkommensteuer in einigen Provinzen, Unterhandlungen wegen Aufnahme eines holländischen Anlehens, Eintreibung einer russischen Schuld, Pläne einer Veräußerung von Domänen: mit alledem war nicht geholfen, so lange die französischen Truppen noch das Land aussogen und man mit Daru, Napoleon's Generalintendanten, nicht im Reinen war. Die Verhandlungen mit diesem, durch Sack in Berlin geführt, verwickelten sich aber immer mehr. Eine Sendung des Prinzen Wilhelm nach Paris, der den Abschluß einer Defensiv- und Offensivallianz anbieten sollte, drohte ergebnißlos zu bleiben. Nur vorübergehend hatte St. gehofft, Napoleon's Eigenliebe kitzeln und ihn dadurch milder stimmen zu können. Der Prinz sollte ihm erklären, man wolle bei der Neuordnung der preußischen Verwaltung Frankreichs Beispiel nachahmen und ihn oder die Kaiserin bitten, im preußischen Königshause Pathenstelle zu vertreten, ein Rath, den Friedrich Wilhelm übrigens verwarf. Als von solchen Listen nichts mehr zu hoffen war und man erfuhr, daß Napoleon sogar auf Schlesien speculire, wofür er dem Zaren die Donaufürstenthümer überlassen wollte, reiste St. selbst Ende Februar 1808 nach Berlin, wo er rascher als zu hoffen gewesen, mit Daru einig wurde. Ein Vertragsentwurf (vom 9. März 1808) entsprach fast in allen Punkten früheren Vorschlägen, die St. selbst gebilligt hatte. Preußens Kriegsschuld wurde auf 101 Million Frcs. festgesetzt, die durch baares Geld, Wechsel und Pfandbriefe getilgt werden sollten. Bis zur Einlösung der Pfandbriefe sollten die Oderfestungen in französischen Händen bleiben, die übrigen Truppen aber dreißig Tage nach der Ratification abrücken. Der unerwartete Erfolg war ohne Zweifel nicht sowohl dem Eingreifen Stein's als den Weisungen, die Daru von Paris empfangen hatte, zu danken, und für diese wäre die Erklärung in Napoleon's Verhältniß zum Zaren zu suchen. Indessen, so lange Napoleon den Vertrag nicht bestätigt hatte, durfte man nicht beruhigt sein. Zunächst strengte St. sich an alle Hindernisse der Verständigung aus dem Wege zu räumen. Wie die ostpreußischen Stände, so wurden die ritterschaftlichen Creditverbände der übrigen Provinzen bei der Hypothecirung der Domänen zur Mitverpflichtung bewogen. Die Entfernung Sack's, der mit Daru einen heftigen Conflict gehabt hatte, wurde zugegeben, die Bildung einiger Lager für die französischen Truppen in der Mark auf Kosten der Einwohner durchgeführt. St. hatte hiebei eine Nachgiebigkeit gegen die herrischen Eroberer geübt, die seinem dringenden Wunsche entsprach, das Vertragswerk um keinen Preis scheitern zu lassen. In dieser Stimmung war er auch noch, als er Ende Mai 1808 nach Königsberg zurückkehrte.

Aber die Erhebung der Spanier und die Rüstungen Oesterreichs weckten in ihm, wie in seinen Freunden, die Hoffnung auf baldigen Beginn des Befreiungskampfes, der Preußen, Deutschland, Europa vom Drucke der Herrschaft Napoleon's erlösen sollte. Zum Scheine wollte er die Nachgiebigkeit gegen Frankreich fortgesetzt, in Wahrheit aber ein Kriegsbündniß mit Oesterreich und England geschlossen und den Aufstand des Volkes in Norddeutschland vorbereitet wissen. „Die Allianz, heißt es in einer Denkschrift Stein's vom 11. Aug. 1808 (dieses Datum findet sich im Concept von Stein's Hand, Stein'sches Archiv, Nassau), muß nur zum Deckmantel dienen der Anstalten, die man treffen wird, um sich loszureißen." Er drang mit Scharnhorst und Gneisenau verbündet, in den König, diese Politik anzunehmen, beschwor ihn „alle gemeinen erbärmlichen Egoisten" zu entfernen, warnte vor jedem Schwanken. Der König

ließ sich nicht fortreißen, mißtraute Oesterreich, wollte nichts ohne Rußland unternehmen. Doch verlor er die Möglichkeit eines Bruches mit Frankreich nicht aus dem Auge. St. arbeitete planmäßig darauf hin. Als von französischer Seite der Wunsch des Eintritts Preußens in den Rheinbund angedeutet wurde, ließ er die Idee fallen, die Allianz als Deckmantel der Anstalten zum Befreiungskriege benutzen zu wollen, setzte diese aber mit Eifer fort. Er stand mit Patrioten der Hauptstadt, aus deren Zahl Schleiermacher nach Königsberg kam, und anderen, die an Volkserhebung dachten, in Verkehr. Er hat vielleicht daran gedacht, sich auch des Tugendbundes zu bedienen, den er im übrigen als „unpraktisch“ sehr gering schätzte und dessen Auflösung er sogar wenig später beantragte.

Mitten in diese fieberhafte Thätigkeit fiel die Entdeckung eines Briefes (vom 15. August 1808), den er sehr unvorsichtiger Weise unchiffrirt an den Fürsten Wittgenstein geschrieben hatte, durch die Franzosen. Es war darin von dem bevorstehenden österreichisch-französischen Kriege, von der zunehmenden Erbitterung in Deutschland, von Plänen sie zu nähren, von Verbindungen in Hessen und Westfalen die Rede. Dem Ueberbringer, einem Assessor Koppe, hatte St. die größte Vorsicht eingeschärft. Indessen behauptete Koppe später, er habe geglaubt, daß es sich nur um ein Creditiv handle (Koppe an Stein 2. Jan. 1811, Arch. Nassau). Wie dem auch sei: das französische Militärgouvernement in Berlin war im voraus dank der Betriebsamkeit zweier Spione in Königsberg (Vigneron und Ziesche) von Koppe's Abreise benachrichtigt. Er wurde angehalten, seiner Papiere beraubt und gefangen gesetzt. Napoleon, dem der aufgefangene Brief übersandt ward, sah darin den Beweis der kriegerischen Absichten Preußen's und erzwang vom Prinzen Wilhelm die Unterschrift des harten Vertrages vom 8. Sept. In Königsberg erfuhr man dies am 21. Sept., einen Tag, nachdem der Zar, auf dem Wege zum Erfurter Congreß, die Stadt verlassen hatte. Gleichzeitig aber erhielt man den Moniteur vom 8. Sept., in welchem Stein's Brief, als „ein Denkmal der Ursachen des Gedeihens und des Sturzes der Reiche“, abgedruckt war. St. erbat sofort seine Entlassung. Der König lehnte sie jedoch ab, um sich erst nach der Rückkehr des Zaren darüber schlüssig zu machen. St. blieb also noch auf seinem Posten. Sein Rath ging dahin, den Vertrag vom 8. Sept. in dieser Form nicht zu ratificiren, sondern zunächst durch Verwendung des Zaren, in keinem Falle aber, wie dem König nahegelegt war, durch Angebot von Landabtretungen, eine Milderung zu erstreben. Der König war anfangs ganz damit einverstanden, vollzog dann aber doch, auf Grund von Berichten des Prinzen Wilhelm, die Ratification. Sie sollte selbst dann gültig sein, wenn der nach Erfurt entsandte Minister Goltz kein Zugeständniß erreichen würde. Wenn St., der erst nach ein paar Tagen von dieser Aenderung erfuhr, keinen Einspruch dagegen erhob, so geschah es nur mit dem Hintergedanken, dadurch die Vorbereitung zur Erhebung zu maskiren. Denn der Gedanke an diese verließ ihn nicht. In seinem Auftrag unterhielt sein Gesinnungsgenosse Graf Götzen, Commandant der oberschlesischen Festungen, durch den Major Lucey Verbindungen mit der österreichischen Kriegspartei. St. stellte ihm eine Summe zur Verfügung, um Waffenankäufe zu machen, rieth, die Bauern durch die Gutsherrn anzustacheln, den Schützengilden in den Städten größere Ausdehnung zu geben, unter den Truppen und Soldaten auf alle Weise den Geist des Widerstandes zu erhalten. Gleichzeitig ließ er durch Süvern eine Ansprache an die protestantische und katholische Geistlichkeit, eine Proclamation an die Bewohner Preußens über die eingeführten und geplanten Reformen, einen „Aufruf an die Deutschen“ für den Fall des Krieges (mit dem Datum „am 3. October“, Arch. Nassau) ausarbeiten, konnte aber den König nicht zur

Gutheißung bewegen. Ebenso mißfällig war diesem der Gedanke, durch Berufung eines Landtags von Volksvertretern der ganzen Monarchie die Frage der Annahme oder Ablehnung der französischen Forderungen, und damit die Frage des Friedens oder des Krieges entscheiden zu lassen. Boyen hatte am 28. Sept. dies Verlangen an ihn gestellt. Scharnhorst, Gneisenau, Nicolovius, Süvern, Schön, Grolmann, Röckner wiederholten es am 14. Oct. 1808 in einer an St. gerichteten Adresse.

Allein schon wurde dessen Stellung unhaltbar. Napoleon hatte bereits in den Vertrag vom 8. Sept. einen geheimen Artikel aufnehmen lassen, der den König verpflichten sollte, alle Unterthanen der im Tilsiter Frieden abgetretenen Provinzen zu verabschieden. Er glaubte dadurch St. zu treffen, den er für einen Westfalen hielt. In Erfurt machte er im Gespräch mit Goltz einen „furchtbaren Ausfall" gegen St. und frug, wie es komme, daß er unbestraft bleibe. Ergänzende Aeußerungen Champagny's und Goltz' Bericht schienen noch hoffen zu lassen, Napoleon werde sich zufrieden geben, wenn St. nur vor der Welt vom Schauplatze verschwinde, aber geheimen Einfluß behalte. Der Zar, der auf dem Rückweg vom Erfurter Congreß (20.—24. Oct.) in Königsberg verweilte, versicherte sogar, Napoleon verlange nur Entfernung Stein's von der Leitung des Aeußeren. Anderer Ansicht war Hardenberg, mit dem das Königspaar am 10. und 11. Novbr. eine kurze Zusammenkunft hatte. Er erklärte die Entlassung Stein's, wenn man Napoleon nicht reizen wolle, für unbedingt nothwendig. Dieselbe Meinung vertrat Stägemann, der Goltz' Reisebegleiter gewesen war, und noch viel entschiedener dieser selbst bei seiner Rückkehr nach Königsberg. Er behauptete von Davoust und anderen einflußreichen französischen Persönlichkeiten in Berlin erfahren zu haben, die Räumung des Landes werde, dem inzwischen abgeschlossenen Erfurter Vertrage zum Trotz, nicht erfolgen, wenn St. bis Ende November nicht ausscheide. Währenddessen war aber auch die dem großen Reformminister feindliche Partei in Preußen überaus geschäftig seinen Sturz herbeizuführen. Zahlreiche Verfechter des Alten, Anhänger feudaler Vorrechte und polizeilicher Bevormundung haßten ihn als einen „Revolutionär". Im Frühling 1808 während seiner Entfernung von Königsberg waren alle Hebel in Bewegung gesetzt worden ihn zu Falle zu bringen. Im Juli hatte Zastrow versucht ihn zu verdrängen. Diese Intriguen hatten sich fortgesetzt und nach dem Bekanntwerden des verhängnißvollen aufgefangenen Schreibens neue Nahrung erhalten. Von Berlin aus suchte namentlich der ehemalige Minister von Voß, ein Haupt der märkischen Junker, St. beim König anzuschwärzen, indem er seinen Namen mit einer angeblich „revolutionären Gesellschaft" in Verbindung brachte. Auf seiner Seite stand Fürst Hatzfeld, und Goltz secundirte ihm. Der Kampf der Parteien verpflanzte sich nach Königsberg und an den Hof. Je dringender Gesinnungsgenossen Stein's in Adressen, Ansprachen, Gedichten seine Beibehaltung forderten, desto geschäftiger waren seine Feinde solche Aeußerungen als Mittel unerlaubter Demagogie zu kennzeichnen. In diesem Sinne arbeitete u. a. Nagler als Bundesgenosse seines verstimmten Schwagers Altenstein. Er hatte großen Einfluß bei der Königin, deren Wunsch, einer Einladung des Zaren zu folgen, St. eben damals widersprach. Lägen uns die Aufzeichnungen der ihm höchst unsympathischen Oberhofmeisterin Frau v. Voß nicht in sehr verstümmeltem Zustande vor, so würden wir über die „Hofkabale" wohl noch besser unterrichtet sein.

Indessen entscheidend war und blieb, daß das Verhältniß zu Frankreich Stein's Erhaltung im Dienste unmöglich machte. Nur eine Wendung zur kriegerischen Erhebung im Bunde mit Oesterreich und die Entfesselung der Volkskraft für den Befreiungskampf hätten daran etwas ändern können. Der König aber

konnte sich um so weniger dazu entschließen, als ein rasches Losschlagen Oesterreichs nicht zu erwarten und Rußlands Festhalten an der Allianz mit Frankreich gewiß war. Am 6. Nov. hatte er nochmals jener, in etwas veränderten, Proclamation an die Bewohner Preußens seine Unterschrift versagt, worauf St. sein Entlassungsgesuch wiederholte. Bis zum 24. Nov. zögerte sich die Entlassung noch hin, eine Zeit, die St., wenn auch mit halbem Erfolg, benutzte, auf die Bildung des neuen Ministeriums einzuwirken und die Verwaltungsorganisation abzuschließen. Das Ereigniß, nach den ehrenden Abschiedsworten des Königs „zur Nothwendigkeit geworden“, weckte Trauer in weiten Kreisen. Alle Reformfreunde hatten das Gefühl, daß mit St. ihr Halt verloren gehe. Unmittelbar vor seiner Abreise am 5. Dec. unterzeichnete er ein von Schön am 24. Nov. aufgesetztes Rundschreiben an die Mitglieder des künftigen Staatsrathes, das nächst einem Blick auf die schon eingeführten Verbesserungen ein Programm der noch beabsichtigten enthielt. Dies Actenstück, das später unter dem Namen „Stein's politisches Testament“ berühmt geworden ist, enthielt im einzelnen radicalere Sätze als die von St. vorgeschlagene Proclamation an die Einwohner Preußens. Es ist daher sehr glaublich, daß er nur zögernd seine Unterschrift gab. Allein indem er es that, adoptirte er die von Schön ausgesprochenen Ideen.

St. kam am 12. Dec. nach Berlin, das soeben von den letzten französischen Truppen verlassen worden war. Hier vereinigte er sich nach langer Trennung wieder mit seiner Frau und seinen Töchtern. Seine Absicht war mit seiner Familie in Breslau den Gang der Ereignisse abzuwarten. Aber ein Aechtungsdecret Napoleon's zwang ihn aus Preußen zu flüchten. Napoleon hatte seiner, wie schon ein Bulletin vom 13. Nov. 1808 bewies, auch in Spanien nicht vergessen. Die Entlassung des Ministers genügte ihm nicht mehr. Er hatte St. in Verdacht noch mit England in Verbindung zu stehen. Demnächst waren den französischen Behörden zwei Briefe des Fürsten Wittgenstein, wie dieser voraussehen konnte, in die Hand gefallen, in denen er, damals selbst wegen eines thörichten Verdachtes von den Franzosen behelligt, sich über die Fortsetzung einer chiffrirten Correspondenz Stein's beklagte. („Er hätte sie nur unchiffrirt vorlegen können.“ Randnote Stein's zu Wittgenstein's Entschuldigungsbrief vom 20. März 1809, Arch. Nassau.) Endlich beabsichtigte Napoleon vielleicht auf die preußische Regierung einen schreckenden Eindruck zu machen. Genug: am 16. Dec. 1808 ließ er von Madrid an Champagny einen Armeebefehl übersenden, in dem „le nommé Stein“, weil er Unruhen in Deutschland erregen wolle, zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt wurde. Seine Güter sollten mit Beschlag belegt, er selbst, wo die bewaffnete Macht seiner habhaft werden könne, ergriffen werden. Das Decret war zur Mittheilung an alle rheinbündischen Regierungen bestimmt. Außerdem sollte die Auslieferung Stein's, als eines Verräthers, von Preußen gefordert werden. Napoleon wollte sogar zu verstehen geben lassen, daß Stein's Leben verwirkt sei, wenn man seiner habhaft werde, was Champagny jedoch unterdrückte. Auch Graf St. Marsan, der schon im Begriff war sich als diplomatischer Vertreter Napoleon's nach Berlin zu begeben, wurde von dem Armeebefehl in Kenntniß gesetzt und angewiesen, seinen Posten nicht anzutreten, wenn St. noch auf preußischem Boden weile. Insgeheim ließ er aber St. durch den holländischen Gesandten v. Goldberg warnen. Mit Hilfe seiner Freunde Sack und Kunth traf St. Anstalten einen Theil seines Vermögens zu retten und verließ in der Nacht vom 5. auf den 6. Jan. 1809 Berlin. Am 9. fand er beim Grafen Reden in Buchwald ein Obdach. Am 12. überschritt er, in Gesellschaft eines anderen Vertrauten, des Grafen Geßler, die österreichische Grenze.

Das Aechtungsdecret, an vielen Stellen, wo die französische Militärmacht

gebot, auch in deutscher Uebersetzung öffentlich angeschlagen, machte Stein's Namen damals erst allgemein bekannt. „Napoleon, schrieb ihm Gneisenau, hätte für Ihre erweiterte Celebrität nichts Zweckmäßigeres thun können. Sie gehörten ehedem nur unserem Staate an; nun der ganzen civilisirten Welt." St. hatte in Oesterreich theilnehmende Freunde wie seinen Schwager Wallmoden, die Minister Stadion und O'Donnell, einen Göttinger Studiengenossen. An diese beiden wandte er sich mit der Bitte um Gewährung eines Asyles. Er wäre gern in Prag geblieben, wo er am 16. Jan. 1809 angekommen war. Stadion empfahl aber, ihm Brünn als Aufenthaltsort anzuweisen, da in Prag zu viele „gegen Frankreich prononcirte Personen" wohnhaft seien. Zugleich nahm er ihn gegen einen Bericht des Polizeiministers in Schutz, der St. nach Mittheilungen „affiliirter Litteraten in Berlin" als einen „mit Maurergeist begabten," neuerungssüchtigen Geheimbündler denuncirt hatte. St. nahm also Ende Januar in Brünn seinen Wohnsitz, wohin seine Familie ihm im März folgte. Eine Verwendung seiner Kräfte für den österreichischen Staat, wie sie Gentz bei seinem Zusammentreffen mit St. in Prag für möglich gehalten hatte, fand nicht statt. Er blieb ein geduldeter Flüchtling, selbst von materiellen Sorgen nicht frei, da seine Güter gemäß dem Aechtungsdecret mit Beschlag belegt waren. Eine lebhafte Correspondenz mit den Gesinnungsgenossen in Preußen unterrichtete ihn über die dortigen Zustände. Der Umgang mit ausgezeichneten Männern in seiner Nähe, wie den Grafen von Berchtold, Salm-Reifferscheid, C. André, und eigene Beobachtung machten ihn mit den Verhältnissen Oesterreichs vertraut. Der Ausbruch des Krieges von 1809 belebte vorübergehend seine Hoffnungen, aber nach der Schlacht von Wagram erschien um seiner Sicherheit willen die Uebersiedelung nach Troppau nothwendig. Hier flammte sein leidenschaftlicher Eifer für den allgemeinen Befreiungskampf hoch auf. Entwürfe für die Erhebung Norddeutschlands und die Mitwirkung eines englischen Landungsheeres und Correspondenzen darüber mit Stadion, Gentz, dem Prinzen v. Oranien drängten sich. In solchen Bestrebungen fand er sich auch mit dem nach Troppau verschlagenen Pozzo di Borgo zusammen. Der Abschluß des Friedens, den Oesterreich mit großen Opfern erkaufte, machte aber alle derartigen Pläne zu nichte. St. zog, da Metternich, Stadion's Nachfolger, gleichfalls Bedenken hatte, ihm Prag als Wohnort zu gestatten, am 11. Nov. entsagungsvoll wieder nach Brünn zurück.

Hier verfloß ihm der Winter unter staatswissenschaftlichen und historischen Studien, Abfassung einer ausgezeichneten Denkschrift über die Mängel des österreichischen Unterrichtswesens, Beschäftigung mit der Erziehung seiner Töchter. Sein Glaube an die Gebrechlichkeit der napoleonischen Herrschaft blieb trotz der neuesten peinlichen Wendung unerschüttert. „Es ist unmöglich, schrieb er der Prinzessin Louise, daß sich ein System halten kann, wie das, worüber wir seufzen, welches das Glück Aller dem Willen eines Einzigen zum Opfer fordert; es muß durch einen Anstoß von außen oder durch seine innere Fäulniß fallen." Nachdem er endlich die Erlaubniß zur Uebersiedelung nach Prag erhalten hatte, schlug er am 9. Juni 1810 dort seinen Wohnsitz auf. An diesem Sammelpunkte so mancher Gleichgesinnten, wo sich ein Kreis hochgebildeter und bedeutender Menschen (die Grafen Sternberg, Fr. Stadion, Fürst Reuß u. a.) vorfand, fühlte St. sich wohler als in der kleinen mährischen Provinzstadt. Auch besserte sich seine materielle Lage, da der König von Preußen ihm ein jährliches Ruhegehalt von 5000 Thalern zusicherte. Sein Umgang und sein Briefwechsel wurden aber sorgsam von der österreichischen Polizei überwacht, ohne Zweifel theils um möglichen Beschwerden Frankreichs zuvorzukommen, demnächst, weil Metternich, ganz anders wie sein Vorgänger, in St. einen „der

vorzüglichsten Chefs" des Tugendbundes erblickte und diesem eine „excentrisch revolutionäre Tendenz" schuld gab. Diese doppelt irrige Meinung hat er sich auch nie rauben lassen, und mancher Handlanger der Reaction in Preußen hat sie getheilt oder zu theilen vorgegeben.

Von Prag aus erhielt St. alsbald Gelegenheit auch über die preußischen Dinge mitzureden. Das schwache Ministerium Dohna-Altenstein hatte Hardenberg Platz machen müssen. Diesem kam viel darauf an, die Zustimmung Stein's zu seinen Finanzplänen zu gewinnen, die vielfach, wie bei Schön und Niebuhr, auf Widerstand stießen. Er ließ sie St. durch Kunth mittheilen, hatte selbst am 14. Sept. (dies Datum nach Acten im Arch. Nassau) in Hermsdorf, unweit der böhmischen Grenze, eine geheime Zusammenkunft mit ihm, und St. billigte, trotz einzelner Einwendungen, Hardenberg's Entwürfe. Auch noch später trat er auf seine Seite und pflog im Sommer 1811 mit ihm einen freundschaftlichen Briefwechsel. Allein die Agrargesetze Hardenberg's wurden von ihm auf's schärfste getadelt. Der bureaukratische Grundzug von Hardenberg's Verwaltung war ihm verhaßt, und je weniger er sein lockeres Privatleben achten konnte, desto entschiedener verurtheilte er in der Folge die Wirksamkeit des Staatskanzlers. Auch jene Finanzpläne Hardenberg's von 1810 nannte er nachmals, in Widerspruch mit sich selbst, „sehr luftig". Während der Bruch zwischen Napoleon und dem Zaren sich vorbereitete, verbrachte St. eine Zeit äußerster Spannung. Ueber die Schwankungen der preußischen Politik war er durch briefliche Mittheilungen und mündliche Auskunft, wie des Grafen Arnim von Boitzenburg, in Kenntniß gesetzt. Er kam, solange sich auf ein Zusammengehen Preußens mit Rußland hoffen ließ, auf seine Vorschläge der Entfesselung des Volkskrieges in Norddeutschland und der Verbindung mit England zurück. Er stellte die Energie des Wohlfahrtsausschusses als Muster auf und ging soweit, eine Nachahmung der Assignaten zu empfehlen. Er nahm, als die Bündnißverträge Preußens und Oesterreichs mit Frankreich geschlossen waren, an den kühnen Plänen des nach Prag gelangten feurigen Justus Gruner den thätigsten Antheil.

Inzwischen wurde er selbst dem von ihm bitter beklagten „Müssiggang" entrissen und wieder auf die große Bühne des öffentlichen Wirkens zurückgeführt. Sein Plan war, wie er Münster wissen ließ, sich unter dem Schutze der englischen Gesandtschaft ins russische Hauptquartier zu begeben. Aber ehe eine Antwort von London einlief, erhielt er eine Einladung des Zaren. Der Zar hatte ihm schon im J. 1807 eine Stellung in seinem Dienste angeboten. Nunmehr, da der Krieg mit Napoleon gewiß war und es sich um Rettung vor der völligen „Knechtung Europa's" handelte, wollte er „die Energie seines Charakters und seine ausnehmenden Talente" nicht entbehren. St. zögerte nicht der Aufforderung zu entsprechen und erreichte am 12. Juni, leidend nach anstrengender Reise, Wilna. Er lehnte, um seine Freiheit zu wahren, die Annahme einer festen Anstellung ab, berieth aber den Zaren vornehmlich in allen Deutschland betreffenden Angelegenheiten und bot ihm einen unschätzbaren sittlichen Halt. Er folgte ihm in das Lager von Drissa, hierauf nach Moskau und endlich nach Petersburg. Ein von ihm entworfener „Aufruf an die Deutschen" wurde durch den russischen Oberfeldherrn verbreitet, ein „deutsches Comité", dessen Seele er war, eingesetzt, eine russisch-deutsche Legion gebildet, der ausgetretene preußische Officiere (wie Stülpnagel, die Grafen Dohna, Clausewitz) das Gepräge gaben. Infolge der unerwarteten Verhaftung Gruner's riß mancher nach Deutschland und Oesterreich hingesponnene Faden ab. Dafür aber erhielt St. in dem von ihm berufenen E. M. Arndt einen werthvollen litterarischen Mitarbeiter. Auch Boyen trat, als er in Petersburg erschien, mit ihm in nahe Verbindung. Mit

der ebendaselbst auftretenden Frau v. Staël fand St. sich im Haß gegen Napoleon's Zwingherrschaft zusammen. Als nach dem Brande Moskau's in der Umgebung des Zaren Muthlosigkeit einzureißen drohte, bestärkte er ihn im Entschlusse um jeden Preis auszuhalten. Als der Rückzug der Franzosen und die Auflösung der großen Armee gewiß war, drang er darauf den Krieg nach Deutschland zu tragen und „die Freiheit Europa's auf weisen und dauerhaften Grundlagen herzustellen". Er war auch hier eine große moralische Macht, und dies nicht zum wenigsten dadurch, daß er „Männerstolz vor Königsthronen" bewährte. Unvergeßlich bleibt die Strafrede, die er der Kaiserin-Mutter hielt, als diese bei Tafel gesagt hatte: „Fürwahr, wenn von dem französischen Heere ein Mann über den Rhein ins Vaterland zurückkommt, werde ich mich schämen eine Deutsche zu sein." St. wechselte die Farbe und brach dann sich erhebend in die Worte aus: „Ew. Majestät haben sehr Unrecht dies zu sagen, und zwar vor den Russen zu sagen, welche den Deutschen so viel verdanken. Sie sollten nicht sagen: Sie werden sich der Deutschen schämen, sondern sollten Ihre Vettern nennen, die deutschen Fürsten. Ich habe in den Jahren 1792, 93 u. s. w. am Rhein gelebt; das brave deutsche Volk hatte nicht schuld; hätte man ihm vertraut, hätte man es zu brauchen verstanden, nie wäre ein Franzose über die Elbe, geschweige die Weichsel und den Dniepr gekommen."

Der Zar ging ganz auf Stein's Gedanken ein. Schon sah dieser die „schönsten Hoffnungen für die Zukunft eröffnet". Er trieb Münster, durch englische Mittel ein deutsches Heer bilden und die Verbindung zwischen Rußland und Oesterreich bewirken zu lassen. Er bestrebte sich, die Kräfte von Tirol, wie 1809, für den Befreiungskampf nutzbar zu machen. Er setzte das militärisch-politische Programm auf, das der russische Höchstcommandirende beim Einrücken in Deutschland befolgen sollte. Er entwarf ein glühendes Schreiben, um Friedrich Wilhelm III. zu ermahnen, „seiner Pflicht gemäß Partei zu ergreifen". Die That York's kam seinem Sinnen und Trachten zu Hülfe. Wenige Tage nachher am 5. Jan. 1813 verließ er mit Arndt Petersburg, traf nach winterlicher Fahrt, bei der ihm die kriegerischen Greuel vor Augen traten, im kaiserlichen Hauptquartier ein und erhielt hier am 18. Jan. eine auf Ost- und Westpreußen berechnete, sehr ausgedehnte Vollmacht des Zaren, die seinen Wünschen entsprach. Er sollte demnach die Kriegs- und Geldmittel zur Unterstützung der Unternehmungen gegen die französischen Heere in Thätigkeit setzen, Landwehr und Landsturm nach den Entwürfen von 1808 bewaffnen, Ordnung und Schnelligkeit der Lieferungen für die russischen Truppen überwachen, Beamte, die er für unfähig und böswillig halten werde, entfernen, Verdächtige in Haft nehmen dürfen. Sobald ein endliches Abkommen zwischen dem Zaren und dem König von Preußen getroffen wäre, sollte seine Mission erlöschen und die Verwaltung der Provinz an den König zurückgegeben werden. Da die Allianz zwischen Rußland und Preußen sich schon vorbereitete, so wurde der außerordentlichen Vollmacht, mit der St. ausgerüstet war, viel an Schärfe genommen. Indessen war sie, in Verbindung mit sonstigen Vorgängen, geeignet, loyale und mißtrauische Gemüther zu beunruhigen, wenn St. sie in vollem Umfange geltend machte. Für ihn selbst andererseits kam alles darauf an durch rasches Handeln die Volkskraft aufzubieten und den König fortzureißen. Je leidenschaftlicher er diesen Zielen zustrebte, desto weniger ließen sich Reibungen vermeiden.

Am 20. Jan. Nachts in Gumbinnen angelangt, hatte er eine Besprechung mit Schön, die zu beiderseitiger Befriedigung endigte. Auch kam der Landhofmeister Auerswald am 23. seiner Aufforderung nach, einen Generallandtag auszuschreiben, die er gleich nach seiner Ankunft in Königsberg an ihn gerichtet hatte. Als St. jedoch am 24. befahl, daß die Dienstverbindung mit Berlin

aufhören solle, änderte Auerswald das Ausschreiben ab, sodaß nur eine formlose Versammlung von Deputirten stattfinden sollte, um über Stein's Eröffnungen zu berathen. St., obwohl erbittert auf Auerswald, ließ sich auch dies genügen, hob die Continentalsperre auf, erreichte, daß die Verpflegung russischer und französischer Kranker in verschiedenen Hospitälern der Provinz von Rußland übernommen würde. Aber sein Verlangen der Einführung des russischen Papiergeldes stieß auf starken Widerstand. Sein gebieterisches, grobes Auftreten wurde selbst einem Manne wie York fühlbar. Ein neuer Conflict entstand, als der erkrankte Auerswald sich für unfähig erklärte den Vorsitz der Versammlung der Deputirten zu übernehmen, St. zuerst an Schön, und als dieser ablehnte, an York eigenmächtig die Forderung richtete, seine Stelle einzunehmen. Es kam zu heftigen Scenen, bis St. nachgab. Der von Auerswald ernannte Vertreter eröffnete die Sitzungen auf Grund des von St. geäußerten Verlangens, York erschien in der Versammlung, die Volksbewaffnung wurde beschlossen und St. reiste, weiterem Eingreifen entsagend, am 7. Februar ins russische Hauptquartier zurück. Das große Werk, zu dem er den Anstoß gegeben hatte, war gesichert.

Aber noch war die Allianz zwischen Preußen und Rußland nicht geschlossen, wennschon die Abreise des Königs nach Breslau ihn aus der französischen Umgarnung befreit hatte. Um allen Zögerungen ein Ende zu machen, bat St. am 10. Febr. den Zaren, ihn zum König zu senden. Wieder ging kostbare Zeit durch die Verhandlungen Knesebeck's in Kalisch verloren. Endlich entschloß sich der Zar, St. mit Anstett als seine Bevollmächtigten nach Breslau ziehen zu lassen. Am 25. Februar trafen sie hier ein. Wenn die Stelle eines Briefes des Königs an den Zaren wörtlich zu nehmen wäre, so hätte St. ihn nicht gleich gesehen. Aber nach Boyen's Bericht wäre er, obwohl durch heftige Gichtschmerzen gepeinigt, sofort beim König vorgefahren, wo er auch Hardenberg gesprochen hätte. In den nächsten Tagen kam ein gefährliches Nervenfieber bei ihm zum Ausbruch. Er hatte mit Mühe in einem elenden Dachstübchen des Gasthauses „zum Scepter", das der Lützower Freischaar zum Werbeplatz eingeräumt war, eine Unterkunft gefunden. Seine alten Freunde, die in Breslau zusammengeströmt waren, suchten ihn schwerbesorgt auf, der König bezeigte durch nichts seine Theilnahme, der französische Gesandte ließ seine Wohnung überwachen. Auf die Nachricht seiner Erkrankung eilte seine Frau mit den Töchtern herbei. Sie fand ihn schon auf dem Wege der Besserung. Da inzwischen der Bündnißvertrag abgeschlossen war und die Ankunft des Zaren bevorstand, begannen die Leute des Hofes ihm einige Aufmerksamkeit zu schenken. Diese steigerte sich, als der Zar den noch ans Zimmer Gefesselten aufsuchte. Indessen stellte sich weder zum König, noch zu Hardenberg, der in St. einen Nebenbuhler fürchten mochte, ein nahes Verhältniß her.

Nachdem der Bruch Preußens mit Frankreich erfolgt war, wurde am 19. März eine russisch-preußische Convention über die Verwaltung der durch den Krieg zu befreienden Länder unterzeichnet. Sie war wesentlich das Werk Stein's. Danach sollten Fürsten und Völker durch einen Aufruf beider Mächte zur Mitwirkung für die Befreiung Deutschlands eingeladen, jeder Fürst, der in bestimmter Frist dieser Aufforderung nicht entsprechen würde, mit dem Verluste seiner Staaten bedroht, ein Centralverwaltungsrath mit unbeschränkten Vollmachten für die besetzten Länder errichtet werden. Von Kalisch aus, wohin St., noch angegriffen, sich begab, erging der Aufruf. In Dresden, wo er den 9. April anlangte, trat unter seiner Leitung der Centralverwaltungsrath ins Leben. Die neue Behörde suchte denn auch die Bewaffnung von Norddeutschland möglichst zu fördern. Aber die Mißstimmung Englands, Oesterreichs, Schwedens, das Widerstreben um ihre Souveränität besorgter kleiner Fürsten,

die feindliche Haltung sächsischer Beamten lähmten ihre Thätigkeit. St. selbst, spottweise „Kaiser von Deutschland“ genannt, hatte einen schweren Stand und wurde außerdem durch die welfischen Ansprüche und den schleppenden Gang der Verhandlungen über den Abschluß eines Bündnisses mit England verbittert. Als nach der Schlacht von Bautzen der Rückzug gegen Schlesien erfolgte, traf er Ende Mai wieder in Prag bei seiner Familie ein. Es läßt sich annehmen, daß er hier den todwunden Scharnhorst noch gesprochen hat. Nach kurzem Verweilen verließ er am 4. Juni mit Ompteda die böhmische Hauptstadt, um dem Hauptquartier zuzueilen. Die Nachricht vom Abschlusse des Waffenstillstandes, die er in Glatz erhielt, erfüllte ihn mit Bestürzung. Aber in Reichenbach angelangt, zweifelte er nicht mehr an dem bevorstehenden Eintritt Oesterreichs in die Allianz.

Indem dieser gewiß wurde, war die weltgeschichtliche Rolle, die St. gespielt hatte, zu Ende. Metternich, in allem sein Widerpart, begann die Früchte zuwartender Politik zu ernten, und in der Umgebung Alexander's arbeitete Nesselrode dem Einfluß Stein's entgegen. Das Vorgefühl starker Enttäuschungen mochte ihm das Wort erpressen, daß „Menschenekel“ täglich bei ihm zunehme. Wenn seine reizbare Natur mit einer anderen, wie der Niebuhr's, zusammenstieß, war es nicht zu verwundern, daß ein Riß alter Freundschaft entstand, der erst nach Jahren heilte, als St. in Rom von Niebuhr, dem preußischen Gesandten bei der Curie, gastfrei aufgenommen wurde. — Beim Wiederausbruch der Krieges athmete er auf. Er verließ Reichenbach, erfuhr in Prag, dann in Teplitz die Kunde von den glänzenden Siegen des August und September und trat Wilhelm v. Humboldt bei der Bearbeitung des Planes einer neuen Einrichtung der Centralverwaltung näher. Der Baiern sehr günstige Vertrag von Ried, über den er seinen Unwillen äußerte, war allerdings für die Verwirklichung seiner Ideen von übelster Vorbedeutung. Indessen drängte die Freude über den Ausgang der Völkerschlacht von Leipzig bald danach jeden anderen Gedanken in den Hintergrund. Auf dem Marktplatz der eroberten Stadt soll St. mit Gneisenau am 20. October zusammengetroffen sein und beide sollen sich das Wort darauf gegeben haben, daß dieser Krieg nur mit Napoleon's Sturz enden dürfe.

Das Nächste, was St. beschäftigte, war die neue Wirksamkeit des ihm untergeordneten Centralverwaltungsrathes in Gemäßheit einer Convention vom 21. October. Er richtete sofort das Generalgouvernement Sachsen ein, widmete dem Hospitalwesen seine Fürsorge, war auf die Verpflegung und Verstärkung der Truppen bedacht. Mitte November beim großen Hauptquartier in Frankfurt angelangt bildete er die Generalgouvernements Frankfurt und Berg. Er nahm energischen Antheil an den Commissionen, die Beitreibung von Geldern, Naturalien, Streitkräften der Rheinbundstaaten und Anordnung eines Vertheidigungssystemes von Deutschland durchzuführen hatten. Deutsche Fürsten mußten bei ihm „antichambriren“, und es wird behauptet, daß er sie bei Audienzen dann und wann mit reichsfreiherrlichem Stolze behandelt habe. Gewiß ist, daß, als seinen Worten nach „die Sündfluth von Prinzen und Souveränen sich zu verlaufen begann“, er der Meinung war, sie seien „viel besser behandelt worden als sie verdienten“. Die Widerwärtigkeiten, denen die Centralverwaltung auch jetzt bei dem Geschäfte der Volksbewaffnung, der Anlage von Lazaretten, der Truppenverpflegung begegnete, konnten sein Urtheil nicht mildern. Inzwischen kam seine Anwesenheit in Frankfurt dem Drängen der Kriegspartei zu statten, die nach bedenklichen Schwankungen den Sieg davon trug. Die Fortsetzung des Kampfes wurde beschlossen. St. folgte am 18. Dec. dem Zaren über Heidelberg und Karlsruhe nach Freiburg, weilte vom 9.—13. Jan. 1814 in Basel, wo er zu bedeutenden Schweizern (Pictet de Rochemont,

Reinhard, Reding, Mülinen u. a.) in Beziehung trat und begleitete das große Hauptquartier auf seinen wechselnden Stationen in Frankreich. Sein Wirkungskreis erweiterte sich mit jedem Tage, da nun auch in den der französischen Fremdherrschaft entrissenen Gebieten des linken Rheinufers, in Belgien und den eroberten französischen Departements Generalgouvernements zu bilden waren. Zugleich war er bestrebt dem Einfluß Metternich's im Rathe der Mächte entgegenzuarbeiten und einer kräftigen Kriegführung beim Zaren das Wort zu reden. Die Auflösung des Congresses von Chatillon und der Vormarsch auf Paris krönten seine Wünsche. Triumphirend schrieb er, als Napoleon's Sturz gewiß war, seiner Frau: „der Mensch ist zu Boden" und am 9. April in Paris angelangt, fühlte er sich erst im Stande, „den ganzen Umfang seines jetzigen Glücks, die Größe seines vorigen Leidens zu würdigen".

Die Wiederherstellung der Bourbonen entsprach ganz seinem Verlangen. Aber er mißbilligte die Großmuth, die der Zar den Besiegten erzeigte und bemühte sich vergeblich, schon in Paris ein bindendes Abkommen über die deutschen Gebietsveränderungen, insbesondere über den Neubau Preußens, durchzusetzen. Nach der Unterzeichnung des Friedens war sein Amt in Frankreich beendigt. Er sagte dem Zaren zu auf dem bevorstehenden Congreß in Wien zu erscheinen, behielt aber bis dahin Zeit, sein Gut in Nassau wieder zu besichtigen, wohin im August auch seine Familie zurückkehrte, in Frankfurt mancherlei Geschäfte abzuwickeln, hier, am Sitze der verkleinerten Centralverwaltung, ihren Abschluß vorzubereiten, und sich durch den Gebrauch des Emser Bades zu stärken. Im Juli, als er den Zaren in Bruchsal am badischen Hofe wiedersah, erhielt er nochmals die Aufforderung in Wien beim Congreß sich einzufinden. Von Mitte Sept. 1814 bis zum 28. Mai 1815 verweilte er daselbst unter der glänzenden Gesellschaft von Fürsten und Staatsmännern, zur Theilnahme an den rauschenden Festen ebenso wenig aufgelegt wie zu höfisch-sanftem Leisetreten, in einer Stellung, die ihn auf die Dauer sehr wenig befriedigte. Er, der Deutsche, war Rathgeber des russischen Monarchen, ohne ein Amt zu bekleiden. Er hatte das Vertrauen des Zaren mit Kapodistria, Rasumowski, Czartoriski, Nesselrode u. a. zu theilen, von denen mancher schlecht mit ihm übereinstimmte. Die Vertreter Preußens, Hardenberg und Humboldt, fühlten sich zwar immer auf seinen Rath angewiesen, aber zu dem ersten bildeten sich nicht vertraute Beziehungen und dem König war er entfremdet. „Aus dem Halbverhältniß, in dem ich stand — erzählt er selbst in seinen Aufzeichnungen — konnte nur Lebensüberdruß entstehen; ich hatte Influenz ohne durchgreifende Leitung, und Influenz auf höchst unvollkommene Menschen, die als Werkzeuge zur Erreichung großer Zwecke gebraucht werden sollten." Dennoch war seine Thätigkeit eine äußerst vielseitige und eingreifende. Die Summe seiner Entwürfe, Gutachten, Denkschriften aus dieser Epoche seines Lebens ist sehr bedeutend. Er nahm Theil an den Sitzungen der Ministerialcommission für die Ordnung der schweizer Angelegenheiten. Er betrieb die Pläne süddeutscher Verfassungen, durch die der „Sultanismus" der ehemaligen rheinbündischen Regierungen gezügelt werden sollte. Er bearbeitete die Frage der Erbfolge in Baden u. a. m.

Aufs angelegentlichste beschäftigte ihn die polnisch-sächsische Sache, die den ganzen Congreß scheitern zu lassen drohte. Sein Name stand unter jenem preußisch-russischen Protokoll vom 28. Sept. 1814, dem zufolge die Verwaltung Sachsens vorläufig an Preußen übergehen sollte und welches hoffen ließ, daß ganz Sachsen, wennschon unter dem Namen eines Königreiches, der preußischen Monarchie angeschlossen werden würde. Es mußte ihn mit Bitterkeit erfüllen, daß Preußen in der Folge gezwungen wurde, einen Theil Sachsens wieder fahren zu lassen. Ebenso fühlte er sich schwer getroffen, als die polnischen An=

sprüche des Zaren in ihrem vollen Umfang sich enthüllten. Es kam darüber zu ziemlich gereizten mündlichen Verhandlungen zwischen ihm und Alexander. Auch die Idee einer polnischen Verfassung fand nicht seine Billigung, weil, wie er dem Zaren einwarf, in Polen ein dritter Stand fehle. Das Abschwenken Friedrich Wilhelm's III. auf die russische Seite erregte seinen lebhaften Unwillen. Während der folgenden Verwicklung, die durch Talleyrand's verhetzende Thätigkeit gesteigert wurde, war die Erhaltung des Friedens seine Hauptsorge. Wurde diese auch gehoben, so konnte er sich doch nicht enthalten in einem Briefe an seine Frau von „den Leiden“ zu sprechen, die der „Gang der Dinge“ ihm verursache.

Ein vorzüglicher Grund dieser Mißstimmung lag in dem Verlaufe der deutschen Verfassungsfrage, die mehr als irgend etwas sonst während des Congresses ihm zu schaffen machte. Will man Stein's Ansichten über den Neubau einer Verfassung Gesammtdeutschlands im Zusammenhange betrachten, so muß man auf jenen flammenden Protest des Jahres 1804 gegen die Uebergriffe des Hauses Nassau zurückgehen. Damals hatte er die Hoffnung ausgesprochen, es noch zu erleben, daß die „kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchieen (Preußen und Oesterreich), von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden“. Dieser Gedanke beherrschte ihn auch, als er, in kühnem Vertrauen auf die bevorstehende Vernichtung des napoleonischen Reiches, am 18. Septbr. 1812 für den Zaren eine Denkschrift entwarf, die Deutschlands Zukunft behandelte. Die „Vereinigung Deutschlands zu einer Monarchie“, wie sie vom zehnten bis dreizehnten Jahrhundert bestanden habe, so wünschenswerth sie ihn dünkte, hielt er nach der geschichtlichen Entwicklung für „unmöglich“. Nur eine Theilung zwischen Oesterreich und Preußen nach der Mainlinie oder bündnißmäßiger Anschluß einiger geschonter Staaten an die beiden großen Theile schien ihm fähig zu sein die Mängel der alten Reichsverfassung aufzuheben. Die zweite Alternative war, wie sich aus zahlreichen anderweitigen Aeußerungen ergibt, damals die ernstlich gemeinte. Er wollte eine Anzahl von Dynastieen geopfert, die erhaltenen als „Vasallen der umschließenden Reiche“ der Möglichkeit des „kindischen Puissanzirens“, wie er sich 1811 gegenüber Münster ausgedrückt hatte, beraubt wissen. Daneben aber hatte doch noch immer der Wunsch nach Aufrichtung der Kaiserwürde, die er sich als erblich im Hause Habsburg dachte, in dem Herzen des reichsritterlichen Abkömmlings Wurzeln gehabt. Dies war in einer Ende August 1813 in Prag abgefaßten Denkschrift zu Tage getreten, die er dem Zaren in verkürzter Form zustellte. Hier fanden sich zugleich Vorschläge der Erneuerung des Reichstages sowie der Abgrenzung der Competenz von Reichsgewalt und Landeshoheit. Auch wurde das Dasein von Landständen in den einzelnen Territorien mit „Concurrenz bei der Provinzialgesetzgebung und bei der Abgabenbewilligung“ vorausgesetzt. Preußen aber, das durch Einverleibung mehrerer norddeutscher Staaten verstärkt werden sollte, war ebensowenig als Glied des Reiches gedacht wie Oesterreich mit dem „Besitzstande von 1805“, sondern es war nur ein „Bund von Teutschland, Oesterreich und Preußen“ angenommen, der „die Ruhe und Integrität der teutschen Völkerschaften zu gründen und dauerhaft zu erhalten“ stark genug wäre.

Die Ereignisse gingen rasch über diesen unklaren Plan, Kaiserthum und Dualismus zu verbinden, hinweg. Die Kaiseridee wurde von den österreichischen Machthabern verworfen, die Verträge mit den rheinbündischen Fürsten und die Restaurationen in Norddeutschland sicherten die Souveränität von Mittel- und Kleinstaaten. In Langres und Chaumont setzten die Mächte demnächst fest, daß Deutschland aus einem Bunde unabhängiger Fürsten bestehen solle. Wol

oder übel ergriff auch St. diesen Gedanken, nicht ohne starke Einwirkung einer im Dec. 1813 ihm mitgetheilten Denkschrift Humboldt's. Während dieser sich aber für eine gemeinschaftliche Oberleitung des Bundes durch Oesterreich und Preußen erklärt hatte, schlug er selbst im März 1814 ein Directorium vor, das aus Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover bestehen sollte, mit ausgedehnter Competenz. Sie schloß diplomatischen Verkehr mit dem Auslande, Entscheidung über Krieg und Frieden, militärische Oberleitung in sich ein. Neben dem Directorium dachte er sich eine einheitliche Bundesversammlung aus Abgeordneten der Fürsten, der Hansestädte, der Landstände, mit dem Rechte der Gesetzgebung und Steuerbewilligung für Bundeszwecke, sowie der Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Bundesstaaten, Fürsten und Unterthanen. Der Bund sollte ein Zollgebiet bilden, und, abgesehen von Steuern, eigene Einnahmen aus den Rhein- und Grenzzöllen beziehen. Wiederholt wurde die Wirksamkeit von Landständen, mit Inbegriff der mediatisirten Fürsten, Grafen, Reichsritter, vorausgesetzt und eine Anzahl individueller Rechte aufgeführt. — Mit anderen Materialien wurden auch diese Vorschläge Stein's von Hardenberg für einen Verfassungsentwurf benutzt, den er ihm im Juli 1814 in Frankfurt vorlegte. In einer Begutachtung dieses Entwurfes wich aber St. wieder von seinem letzten Standpunkt zurück. So befürwortete er die Präsidialleitung Oesterreichs. Vor allem kam er nochmals auf die Idee zurück, wenn nicht alle, so doch zahlreiche deutsche Provinzen Preußens und Oesterreichs vom Bunde auszuschließen, um diese beiden Staaten „in ihren inneren Einrichtungen ungestört“ zu lassen. Insbesondere fürchtete er von dem Beitritt aller deutschen Provinzen Oesterreichs, man werde „die Verfassung für das übrige Deutschland so lose bilden müssen, daß sie gegen den Sultanismus nur wenig Schutz gewährt“. Der Bund sollte „nur die Länder zwischen dem Inn, der Elbe, der preußischen Grenze, der Eider, den Grenzen des Auslandes in sich begreifen“, von Preußen und Oesterreich aber garantirt und mit ihnen durch eine unauflösliche Allianz verknüpft werden. Hardenberg ging darauf ein. Als aber Stein's Vertrauensmann, der Graf von Solms-Laubach, den Entwurf nach Wien an Humboldt überbrachte, wurde in Conferenzen, die dieser mit den Vertretern Hannovers veranstaltete, die Idee der Ausschließung Preußens und Oesterreichs jenseits der Elbe und des Inn verworfen.

Soweit waren die Dinge gediehen, als der Congreß eröffnet wurde. Hin- und herschwankend zwischen sehr verschiedenen widerspruchsvollen Plänen hatte St. doch als Ziel immer im Auge, „daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wiederzuerlangen und zu behaupten“. Wenn es auf praktische Vorschläge zur Erreichung dieses Zieles ankam, nichts weniger als ein Unitarier, geschweige denn ein Vorkämpfer des Gedankens der Hegemonie Preußens, hatte er schon im December 1812 an Münster geschrieben: „mein Glaubensbekenntniß ist Einheit; ist sie nicht möglich, ein Auskunftsmittel, ein Uebergang.“ Auf seine Anregung beschlossen die Vertreter der vier verbündeten Mächte, die deutschen Angelegenheiten von den europäischen zu trennen. Jene sollten den Berathungen eines Ausschusses der fünf größeren deutschen Staaten (Oesterreich, Preußen, Hannover, Baiern, Württemberg) überlassen werden. Schon der Zutritt der beiden Glieder des ehemaligen Rheinbundes mußte St. widerwärtig sein. Als sie sodann den von den drei anderen vereinbarten Bundesentwurf bekämpften, rief er den Zaren zur Einmischung auf, suchte durch den „Rheinischen Merkur“ auf die öffentliche Meinung zu wirken und reizte die Kleinstaaten gegen die Mittelstaaten. Dadurch wurde aber eine Bewegung entfesselt, die weit über seine Absichten hinausging. Die Idee der Herstellung des Kaiserthums, als einer erblichen Würde des öster-

reichischen Herrscherhauses, durchkreuzte die Idee eines dem nationalen Bedürfen möglichst angepaßten Bundes. Eine Zeit lang hielt St. an dieser noch fest, wobei er zugleich die Interessen der Mediatisirten und Reichsritter wahrzunehmen und die Volksrechte zu erweitern suchte. Als aber während der polnisch-sächsischen Krisis ein Stillstand des deutschen Ausschusses eintrat und Oesterreich einem Verfassungsplan für Deutschland ohne Preußen Anhänger werben wollte, gewann seine frühere Neigung für habsburgisches Kaiserthum wieder Kraft. Dies war um so mehr geeignet Verwirrung zu stiften, als im Febr. 1815 die endgiltige Berathung einer Bundesverfassung, unter Theilnahme aller deutschen Fürsten und Freistädte, in Fluß zu kommen schien. Sei es, nur weil er Oesterreich nicht anders an Deutschland zu fesseln für möglich hielt, sei es, daß auch eine starke romantische Strömung der öffentlichen Meinung ihn mitriß: eben damals agitirte er eifrig, zu großem Mißvergnügen der preußischen Bevollmächtigten, für Herstellung der erblichen, mit reichen Befugnissen ausgestatteten Kaiserwürde zu Gunsten Oesterreichs. Seine Bemühungen, durch den Zaren auf Widerstrebende einen Druck auszuüben gingen wieder mit Einwirkungen auf die Presse Hand in Hand. Aber er sah seinen Plan scheitern. Nach der Unterbrechung der Congreßarbeiten, die Napoleon's Rückkehr von Elba verursacht hatte, schloß das deutsche Verfassungswerk mit der Annahme jener Bundesacte, von der, Stein's bitterem Urtheile nach, „sich nur ein sehr schwacher Einfluß auf das öffentliche Glück Deutschlands erwarten ließ".

Schon vorher am 28. Mai hatte St. Wien verlassen. Der Sommer verging ihm, indem er in Nassau und Ems seiner Gesundheit lebte. Ein kurzer Ausflug nach Heidelberg führte ihn wieder in die Nähe des Zaren, einen anderen unternahm er mit Goethe nach Köln, wo Arndt die beiden „größten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts" im Dome neben einander wandeln sah. Als Paris zum zweitenmale von den Verbündeten eingenommen und die Friedensverhandlung im Gange war, eilte er, von Hardenberg zu Hülfe gerufen, dorthin. Aber so freundlich ihn der Zar auch aufnahm: eine Unterstützung der deutschen Forderungen bei der Feststellung der Grenze gewährte er nicht. Stein's Anwesenheit in der französischen Hauptstadt vom 14. August bis 10. Septbr. verfehlte ihren Zweck. Indem sich mit seiner Heimkehr sein Verhältniß zum Zaren löste, schied er aus dem öffentlichen Leben. Die Präsidentenstelle beim Bundestag, die Metternich, und die preußische Gesandtenstelle ebendaselbst, die Hardenberg ihm anbot, lehnte er ab. Im preußischen Staatsrath, der 1817, freilich nicht als die von ihm geplante Institution, berufen wurde, ward ihm kein Sitz eingeräumt. Auch auf der nassauischen Herrenbank blieb sein Platz leer. Er hatte zwar am Inhalt des nassauischen Verfassungspatentes von 1814 bedeutenden Antheil. Aber entrüstet über das Regierungssystem des Ministers Marschall, weigerte er sich dem Herzog ohne Vorbehalt den Treueid zu leisten, der bei der Berufung der Stände allen ihren Mitgliedern abgefordert wurde. So trat er denn, seinen eigenen Worten nach, in den neuen Abschnitt des Lebens „mit der Lösung zweier Aufgaben, der der Geschäftslosigkeit und der des Alters". Die ihm gegönnte Muße füllte er zunächst durch sorgliche Verwaltung seiner Besitzungen aus. Die entfernte Herrschaft Birnbaum an der Warthe, die er 1802 erworben hatte, wurde gegen die Domäne Cappenberg umgetauscht, wodurch St. wieder mit dem geliebten Westfalen in Verbindung gesetzt wurde. In Nassau ward ein Thurm errichtet, dem Andenken der Befreiungskriege gewidmet und mit einem Theile der erlesenen Bibliothek ausgestattet. Ueberall sah der erfahrene Gutsherr nach dem rechten, ein Wohlthäter der Armen, ein Freund der Bauern. Seine Gastfreiheit blieb sich gleich, auch nachdem ihm 1819 die Gattin durch den Tod geraubt wurde und die Töchter sich vermählten, Henriette 1825

mit dem Grafen v. Giech, Therese 1827 mit dem Grafen Kielmansegge. Obwohl er 1817 auf dem rechten Auge erblindet war, setzte er sein Lieblingsstudium, das der Geschichte, unermüdlich fort. Die Erkenntniß der Mangelhaftigkeit der Quellensammlungen deutscher Geschichte leitete ihn zu dem Gedanken, eine kritische Sammlung deutscher Geschichtsquellen zu veranstalten, womit er zugleich einen hohen vaterländischen Zweck zu erreichen hoffte. So entstand, dank seiner Anregung, die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Er scheute weder Mühe noch Kosten das Unternehmen zu fördern und hatte die Genugthuung die Erfolge von Pertz und das Erscheinen der ersten Bände der Monumenta Germaniae historica zu erleben.

Die politischen Angelegenheiten verfolgte er mit regstem Interesse, nicht ohne in Briefen seiner Meinung oft kräftigen Ausdruck zu leihen. Einem Manne seines Schlages, der den Liberalen zu aristokratisch und den Legitimisten zu volksthümlich war, konnte es unter den Gegensätzen der Zeit nicht wohl werden. Er fühlte sich von den „sanscülottischen Schriftstellern“ ebenso abgestoßen, wie von den „organisirenden Buralisten“. So entschieden er die ständischen Bestrebungen adeliger Freunde am Rhein und in Westfalen billigte, so ernstlich warnte er vor „Wiederbelebung von Privilegien“ und „Ausschließung derjenigen, so keinen Stammbaum vorzuweisen haben“. Er hatte bittere Worte für „das fratzenhafte Treiben mehrerer Halb-Gelehrten und verführter Jünglinge“. Aber die zunehmende Reaction und die Abhängigkeit Preußens von Oesterreich schmerzten ihn tief. Mitunter war er in einer Stimmung, die ihn klagen ließ: „Das Resultat meiner Lebenserfahrung ist die Nichtigkeit des menschlichen Wissens und Treibens, besonders des politischen.“ Ein anderes Mal brach der frohe Glaube, nicht umsonst gewirkt, zumal in Preußen fruchtbare Saat ausgestreut zu haben, bei ihm durch.

Sein Hauptaugenmerk blieb der Entwicklung der preußischen Verfassungsfrage zugewandt. Er war allerdings für die Bildung von Provinzialständen mit zeitgemäßen Veränderungen eingenommen. Diese Provinzialstände sollten hinsichtlich der Provinzial-Abgaben und -Gesetze Beschlußrecht haben. Wenn er in ihnen „die Ritterschaft“ nur aus Mitgliedern des allen erreichbaren grundbesitzenden Adels zusammengesetzt sehen wollte, verlangte er doch für die gesammte Vertretung des Bürgerstandes nicht das unbedingte Erforderniß von Grundeigenthum. Aber daran hielt er fest, daß „die Einheit und Kraft der Monarchie zerrüttet würde“, wenn Provinzialstände in Fragen allgemeiner Gesetzgebung und Besteuerung an die Stelle von Reichsständen treten wollten. Man irrt in der Annahme, daß er an dem Edicte vom 22. Mai 1815 Antheil gehabt habe. Er hatte für seine Fassung scharfen Tadel. Aber es war nun einmal die gesetzliche Grundlage. „Auch den Dümmsten im Volke, schrieb er an Eichhorn, wird man nicht glauben machen, daß es von dem Willen des Fürsten abhänge, ob, wann und wie er eine übernommene Verbindlichkeit erfülle.“ Als im Spätsommer 1817 die Bereisung der Provinzen erfolgte, um schätzbare Materialien für das Studium der Verfassungsfrage zu sammeln, wird er Altenstein, der ihn sprach, seine Meinung nicht vorenthalten haben. Seine Bemerkungen zu Humboldt's classischer Denkschrift über Verfassung von 1819 beweisen, wie tief er nunmehr von der Nothwendigkeit beschließender Reichsstände überzeugt war. Nachdem die letzte Verfassungscommission unter dem Vorsitze des Kronprinzen 1822 das entscheidende Wort gesprochen, das Wann und Wie der Berufung von Reichsständen der landesväterlichen Fürsorge vorbehalten hatte, erklärte er dem Kronprinzen auf Befragen, die Provinzialstände seien „eine Vorübung zu dem schwierigen Beruf der allgemeinen Stände“. Sein Gutachten über die Einrichtung der Provinzialstände, das ihm zugleich aus Höflichkeit in

letzter Stunde abverlangt worden war, fand keine Beachtung. Dennoch zog er sich nicht schmollend zurück, sondern nahm 1826 die ihm zugedachte Stelle eines Marschalles des westfälischen Landtags an. Dreimal hat er seine Verhandlungen geleitet und ihm durch sein Erscheinen Glanz verliehen. Aber so würdevoll er als Präsident sein konnte, so verletzend wurde hie und da seine Schroffheit und Heftigkeit für einzelne Mitglieder. Auch mit dem alten Genossen, dem Landtagscommissar Vincke, gerieth er in Zwist über die Angelegenheit der Katastrirung. In der Versammlung selbst stieß seine eigene Ansicht, wie in dem Streite über die Ablösungsordnung, mitunter an beide Extreme.

Abgesehen von diesem Wiederauftreten im öffentlichen Leben, war auch durch Reisen dafür gesorgt, daß der alternde St. sich nicht weltflüchtig einspann. Er hatte 1817 mit dem König von Württemberg und Wangenheim in Stuttgart die württembergische Verfassungsangelegenheit zu besprechen gehabt, 1818 auf dem Congreß von Aachen den Zaren begrüßt, vom Sommer 1820 an ein Jahr lang mit den Töchtern die Schweiz und Italien durchstreift, 1822 in Thüringen und Schlesien alte Freunde wiedergesehen. Einigemale vertauschte er im Winter den Wohnsitz auf seinen Gütern mit anregendem Aufenthalt in Frankfurt. Im Frühling 1827 betrat er nach achtzehnjähriger Abwesenheit aufs neue Berlin, wurde endlich auch in den Staatsrath aufgenommen, wohnte aber nur einer Sitzung desselben bei.

Seine letzte Lebenszeit wurde noch durch den Ausbruch der Juli-Revolution und ihre nächsten Folgen erregt. Er betrachtete das Ereigniß vornehmlich unter dem Gesichtswinkel einer gefährlichen Erschütterung der Ruhe Europa's, wurde aber von der verzweifelten Stimmung Niebuhr's nicht angesteckt. Noch einmal ließ er sich auf dem westfälischen Landtag über die große Zukunftsfrage Preußens hören, als hier am 20. Dec. 1830 unter Einwirkung des neuen politischen Anstoßes der Antrag gestellt wurde. den König um Berufung von Reichsständen zu bitten. Er hielt ihn in dieser Form angesichts der kriegerischen Gefahren und der Aufregung der Gemüther nicht für zeitgemäß, übernahm es jedoch, den Prinzen Wilhelm, Generalgouverneur der Rheinlande und Westfalens, um seine Vermittlung anzugehen. Er entledigte sich seines Auftrages, war aber unzufrieden mit der Verbreitung der betreffenden Landtagsverhandlung durch den Druck. Dies bot auch in Berlin den Vorwand, dem Prinzen zu verbieten, die gewünschte Vermittlung zu übernehmen. Ein solcher Verlauf der Sache mußte St. schmerzlich berühren. „Es rückt ein neues Geschlecht heran, schrieb er vorahnend an Gneisenau, . . rathsam ist es die Flamme zu leiten, ehe sie zerstörend wirkt“. So blieb er bis an die Schwelle des Todes seinem Wesen treu: rechtzeitiger Einführung von Reformen zugeneigt, um Revolutionen zu vermeiden.

Je mehr seinen körperlichen Kräften durch Krankheiten zugesetzt wurde, desto häufiger wandten sich seine Gedanken dem Lebensende zu. „Von hier erwarte ich nichts mehr, hatte er schon vor Jahren eine autobiographische Skizze geschlossen, als fortschreitende Uebung in Resignation, in Demuth, in Hoffnung und Glauben.“ Tief durchdrungen von religiöser Gesinnung kam er wiederholt darauf zurück, daß ihn sein Ende „zu einer edleren Bestimmung als der irdischen“ führen werde. Schwindel- und Ohnmachtsanfälle kündigten es an. Am 17. Juni 1831 erschien er zum letzten Male auf dem Kreistage in Hamm. Eine starke Erkältung warf ihn gleich darnach zu Cappenberg nieder. Am 29. Juni erlag er einem Lungenschlag. Er wurde neben den Eltern und der Gattin in der Familiengruft zu Frücht unweit Ems bestattet.

St. war von mittlerer Größe, stämmig und breitschulterig. Er hatte eine gewölbte Stirn und feurige Augen. Um seine schmalen Lippen spielte wechselnd

der Ausdruck von Ernst und Spott. Seine Rede floß festgeschlossen und rasch einher. Wer ihm nahte, empfing den Eindruck eines Mannes, „der schwer werde dienen können und also herrschen und immer in erster Stelle stehen müssen." —

Biographisches Hauptwerk: Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. 6 Bde. 1850—55 (mit Vorsicht zu benutzen, da häufig nicht zu erkennen ist, wo man Stein's oder Pertz' Worte vor sich hat). Ergänzung: Pertz, Denkschriften Stein's über deutsche Verfassungen, 1848. — Seeley, Life and times of Stein. 3 Bde. Cambridge 1878. Deutsche Uebersetzung von E. Lehmann. — Arndt, Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn v. Stein, 1858. — Roscher, Die National-Oekonomie des Ministers v. Stein (Cotta'sche Vierteljahrsschrift 1866). — R. Wilmans, Der Freiherr v. Stein und die Organisation dec Erbfürstenthümer Münster und Paderborn in den Jahren 1802 bis 1804, nach amtlichen Denkschriften desselben (Zeitschr. f. Preuß. Gesch. X). — Le Coq, Einige kritische Bemerkungen zu Pertz: Das Leben Stein's (Zeitschr. f. Preuß. Gesch. XI). — Alfred Stern, Der Sturz des Freiherrn vom Stein im J. 1808 und der Tugendbund (Abhandlungen und Actenstücke zur Geschichte d. preuß. Reformzeit. Leipzig 1885; daselbst: Geschichte d. preuß. Verfassungsfrage 1807—15 und Mittheilungen aus dem Archive des Auswärtigen in Paris). — F. Lentner, Karl Fr. v. Stein in Oesterreich. Wien 1873. — G. Trautenberger, K. Fr. v. Stein in Brünn (Publication Deutscher Club in Brünn Nr. 1). — A. Fournier, Stein und Gruner in Oesterreich (Deutsche Rundschau 1888); Derselbe, Zur Geschichte des Tugendbundes (Histor. Studien und Skizzen, Prag 1885). — Paul Goldschmidt, Zwei Briefe Hardenberg's an Stein nebst dessen Antworten (Histor. Zeitschr. XLVI. Vgl. P. und F. Goldschmidt, Das Leben des Staatsrath Kunth, 2. Ausg. 1888). — Max Lehmann, Aus der Vorgeschichte des Krieges von 1813 (Histor. Zeitschr. LXIII). — Bailleu, Ein Schreiben des Freiherrn v. Stein zur deutschen Frage 1813 (Histor. Zeitschr. XLVI). — Der Ursprung des deutschen Verwaltungsrathes v. 1813 (Histor. Zeitschr. LIX). — (Eichhorn:) Die Central-Verwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn vom Stein. Deutschland 1814. — Max Lehmann, Tagebuch des Freiherrn vom Stein während des Wiener Congresses (Histor. Zeitschr. LX). — A. Duncker, Der Freiherr vom Stein und die deutsche Frage auf dem Wiener Congresse, Hanau 1873. — W. A. Schmidt, Geschichte der deutschen Verfassungsfrage während der Befreiungskriege und des Wiener Congresses 1812—15. Stuttgart 1890. [Daselbst S. 159, Z. 17 ist „aus England" zu streichen, S. 279, Z. 3 Baiern statt Baden, S. 457, Nr. 8 Kurhessen statt Kursachsen zu setzen.] — W. Sauer, Nassau unter dem Ministerium von Marschall I: K. F. v. Stein und die Entstehung der Nassauischen Verfassung. Die erste Ständeversammlung 1818 (Annalen des Vereins f. Nassauische Alterthumskunde u. Gesch. XXII, 1890; erweitert in: Das Herzogthum Nassau 1813—1820. Wiesbaden 1893). — Die Briefe des Freiherrn vom Stein an den Freiherrn v. Gagern 1813—31. Stuttgart 1833. — Pertz, Stein und die Monumenta Germaniae. Akademische Rede, Berlin 1843. — Alfred Stern, Briefe des Fr. v. Stein an N. F. v. Mülinen (N. Archiv f. ältere deutsche Geschichtskunde IX). — Janssen, J. F. Böhmer's Leben u. s. w. 1868. — Außerdem kommen neben den allgemeinen Werken über die Geschichte des Zeitalters der Revolution, Napoleon's und der Reaction von Quellen und Darstellungen besonders in Betracht: Pertz-Delbrück, Gneisenau; Lehmann, Scharnhorst; Aus den Papieren Schön's nebst der dazu gehörigen Litteratur (Lehmann, Knesebeck und Schön. Stein, Scharnhorst und Schön. Zu Schutz und Trutz am Gabe Schön's, von einem Ostpreußen u. s. w.

vgl. die Angaben am Schlusse des Art. Schön (A. D. B. XXXII, 791, 792). — Ranke, Hardenberg. — Bodelschwingh, Vincke. — Ompteda, Politischer Nachlaß. — Hormayr, Lebensbilder a. d. Befreiungskriege. — Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege. — Boyen, Erinnerungen. — Hüffer, Die Cabinetsregierung in Preußen u. s. w., 1891. — Hassel, Geschichte der preußischen Politik, Thl. 1, 1881. — Knapp, Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Theilen Preußens. 2 Bde. 1887. — Ernst Meier, Die Reform der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg, 1881. —

Ich verdanke der Frau Gräfin Kielmannsegge, Stein's Enkelin, die Erlaubniß in das Stein'sche Archiv in Nassau haben Einsicht nehmen zu dürfen.

Alfred Stern.

Stein: Joachim Lucas St., namhafter Rechtsgelehrter, geb. zu Rostock am 11. December 1711, † am 27. Juni 1785 ebendaselbst. Aus angesehener Familie stammend, bezog er zu Michaelis 1728 die Universität Rostock und widmete sich mit Eifer der Rechtsgelehrsamkeit, um die sich schon drei Brüder seines Vaters, Matthias, Johannes und Konrad, als Professoren an den Universitäten Rostock und Königsberg verdient gemacht hatten. Zu Ostern 1733 ging er nach Halle, wo er sich namentlich an Justus Henning Böhmer und J. G. Heineccius anschloß. Ostern 1735 trat er eine längere Reise an, auf der er sich in Wien mit der Praxis des Reichshofraths vertraut machte und auch sonst keine Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen, unbenutzt vorübergehen ließ. Gegen Ende des Jahres kehrte er in die Heimath zurück und gehörte, nachdem er zuerst fast wider seinen Willen in die advocatorische Praxis hineingedrängt worden war, bald zu den gesuchtesten Anwälten. Im J. 1736 disputirte er unter dem Vorsitz von E. J. F. Mantzel pro gradu über das Thema: „An et quatenus Juri Romano competat praerogativa prae veteri Jure Germanico in decidendis controversiis judicialibus“ (in 2. Aufl. im Druck erschienen Rostock 1747) und promovirte im Januar 1738 zum Doctor beider Rechte (es war dies zugleich die letzte Promotion, die in alter solenner Weise öffentlich in der St. Marienkirche abgehalten wurde). Von der damit erlangten Berechtigung, Vorlesungen an der Universität zu halten, machte er Gebrauch, soweit es ihm seine weit ausgedehnte Advocatur gestattete. Die Vorlesungen über das Lübische Recht erfreuten sich großen Beifalls; als der bekannteste seiner Schüler ist der spätere Professor, dann Bürgermeister Jac. Heinr. Baleke zu nennen, dem der Hauptantheil an der 1757 abgeschlossenen Codification des Rostocker Stadtrechts zukommt. Nach der Spaltung der Universität im J. 1760 erweiterte er, dem vorliegenden Nothstande entsprechend, den Kreis seiner Vorlesungen auf alle Theile der Rechtswissenschaft und nahm auch an Facultätsgeschäften theil, doch ohne eine ordentliche Professur zu bekleiden. Seine wissenschaftliche Thätigkeit concentrirte sich auf das Lübische Recht. Schon 1738 erschien der erste, J. H. Böhmer gewidmete Theil seiner „Gründlichen Abhandlung des Lübischen Rechts“, das Personenrecht umfassend, 1741 und 1745 folgten der 2. und 3. Theil, das Sachenrecht, ebenso 1745 der 4. Theil, das Proceßrecht, und als 5. Theil die „Abhandlung des Lübischen Seerechts“. Theil 1 und 2 wurden zu Leipzig, die anderen zu Rostock auf Kosten des Verfassers gedruckt. Aus seinen Vorlesungen erwuchs dann die knapper gehaltene „Einleitung zur Lübischen Rechtsgelahrsamkeit“ (Rostock und Wismar 1751), während die 1776—83 in 4 Theilen ans Licht getretenen „Betrachtungen einzelner Rechtsmaterien nach Deutschen, besonders Sächsischen, Lübeck'schen und anderer Orte Rechten“ zum größeren Theil aus seiner praktischen Thätigkeit hervorgegangen sind. Mögen auch Stein's Arbeiten nach dem competenten Urtheil

Böhlau's (Mecklenburgisches Landrecht I, 263) in Hinsicht auf Präcision und Darstellung die seines großen Vorgängers Mevius nicht erreichen, so sichern sie ihrem Verfasser doch immer eine hervorragende Stellung in der deutschrechtlichen Litteratur seines Jahrhunderts und sind noch heute nicht außer Gebrauch.

Von seinen Söhnen studirte der ältere, Christian Wolhard, am 29. Nov. 1742 geb., gleichfalls die Rechte und habilitirte sich 1772 als Privatdocent in Rostock, trat jedoch bald in die Praxis über, wurde 1775 Procurator beim Rostocker Obergericht und 1793 Stadt-Fiscal. Er hat nur wenige kleinere Arbeiten veröffentlicht und starb 1814. Der jüngere, Joachim David, geboren im October 1748, widmete sich der Theologie, war zuerst Prediger am Kloster zum heil. Kreuz in Rostock und folgte 1783 einem Rufe als Pastor der deutschen Gemeinde in Gothenburg, wo er als Propst und Consistorialrath noch um 1820 wirkte.

Joh. Chn. Koppe, Jetzt lebendes gelehrtes Mecklenburg, 2. Stück (Rostock und Leipzig 1783) S. 152—187. (Ueberaus weitschweifig, aber zuverlässig.) — J. G. Meusel, Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller XIII, 321. Ad. Hofmeister.

Stein: Johann Friedrich Freiherr v. und zum St., ein Bruder des großen preußischen Ministers, hervorgetreten durch seine diplomatische Thätigkeit zur Zeit des deutschen Fürstenbundes, hat ein wechselreiches Leben geführt. Geboren 1749 als der älteste Sohn des kurmainzischen Geheimraths Karl Philipp v. St., besuchte er das Pädagogium zu Halle a. S., unternahm dann ausgedehnte Reisen in vielen Ländern, trat 1766 bei dem holländischen Infanterieregiment Prinz von Nassau-Usingen in Dienste und wurde in diesem 1769 Compagniechef. Wegen seiner verschwenderischen Lebensweise wurde er durch Familienbeschluß vom 2. Februar 1774 von der Erbschaft des väterlichen Vermögens ausgeschlossen. Wie sein Bruder war er ein Bewunderer Friedrich's II. Als Komtur des deutschen Ordens zu Weddingen (bei Goslar) bot er sich dem König von Preußen zur Errichtung eines Freiregiments an. Friedrich der Große theilte ihm im März 1778 bei Ausbruch des bairischen Erbfolgekrieges mit, daß er nunmehr auf sein Anerbieten, zwei Freibataillone zu bilden, eingehe und sich zur Uebernahme der Werbekosten verstehe. St. sammelte das Regiment entsprechend der Weisung des Königs unter Heranziehung von fremden Officieren in Halberstadt. Laut Rescript vom 4. April 1778 wurde er zum Commandeur des Regiments und zum Oberst von der Armee ernannt. Von seinen Waffenthaten ist uns nichts bekannt geworden. Das Regiment wurde 1779 in Magdeburg reducirt. St. blieb jedoch in preußischen Diensten mit einem Jahresgehalt von 682 Thalern. Im Juli 1779 vermittelte er Verhandlungen zwischen dem König und dem sächsischen Artilleriehauptmann Tielke, der Vorschläge wegen der Bildung einer Artillerieschule machte. Ein praktisches Ergebniß wurde indeß hierbei nicht erzielt. Von neuem suchte St. sich dem König gefällig zu erweisen, indem er ihm (August 1779) das Anerbieten machte, ihn mit Nachrichten aus den Niederlanden zu versehen, was der König dankend ablehnte. Unermüdlich in seinen Gefälligkeiten widmete St. nunmehr den königlichen Forsten und deren Verbesserung seine Aufmerksamkeit, wofür Friedrich sich ihm dankbar bewies. Dem dienstwilligen Freiherrn wurde seit 1780 eine Vertrauensstellung am Hofe eingeräumt, in der er etwa die Functionen eines Ceremonienmeisters zu versehen hatte. Diese Stellung bildete die Brücke zu Stein's Verwendung im diplomatischen Dienst. Zuerst geschah dies Ende 1780 durch eine Sendung an den Wiener Hof. St. entledigte sich seiner Aufgabe zur großen Zufriedenheit des Königs. Ueber eine von St. eingereichte Denkschrift schreibt der König (14. Dec. 1780): „J'y rencontre partout votre esprit observateur

juste et éclairé. C'est un morceau, qui vous fait honneur et je vous sais beaucoup de gré de me l'avoir adressé", gewiß ein schmeichelhaftes Urtheil aus diesem Munde. Im weiteren lobt Friedrich Stein's Patriotismus und spricht den Wunsch aus, Deutschland möchte noch viele solcher Patrioten haben. Dies verräth den deutschen Standpunkt Johann Friedrich's vom St. entsprechend dem seines Bruders Karl. In seinen ferneren Denkschriften aus der Zeit jener Gesandtschaft überzeugte St. den König von den die deutsche Freiheit bedrohenden Plänen Oesterreichs, so daß dieser zum Entschluß kam d'opposer à cette cascade de desseins pernicieux des digues assez fortes pour en arrêter le torrent (eigenhändiges Schreiben an St., Berlin 6. Januar 1781) und St. anwies, mit dem Minister Graf Finckenstein über die Wiener Angelegenheiten zu conferiren. So erscheint der Name St. mit den ersten Anfängen einer preußisch-deutschen Politik verknüpft. Im Zusammenhang hiermit steht die Weisung, die er am 27. Januar 1781 erhielt, die Stimmung der Capitel von Mainz, Würzburg und Bamberg zu erforschen und im preußischen Sinne zu bearbeiten sowie den damaligen mainzischen Statthalter in Erfurt, Karl Theodor v. Dalberg, der von Preußen zum Coadjutor von Mainz ersehen wurde, für Preußen zu gewinnen. Diese in den Anfang des Jahres 1781 (Februar bis Mai) fallende Sendung Stein's wegen der deutschen Bischofswahlen geschah im tiefsten Geheimniß. St. begab sich unter dem Vorwande, seine Schwester, die Gräfin Werthern zu besuchen, nach Erfurt. Auch bei dieser Gesandtschaft bewies St. seine Gewandtheit, die von Erfolgen begleitet war. Später hat ihn Friedrich II. nicht mehr im diplomatischen Dienst verwandt. Ein feiner Gesellschafter, kam St. bald am Hofe des Thronfolgers zu Einfluß; er trat zu Friedrich Wilhelm in ein sehr vertrautes Verhältniß. Ebenso bildeten sich zwischen ihm und Bischoffwerder cordiale Beziehungen, dagegen scheint Hertzberg St. gegenüber eine gewisse Zurückhaltung beobachtet zu haben. Ein inniges Freundschaftsverhältniß knüpfte St. mit dem Herzog Karl August von Sachsen-Weimar an, der Seele des Fürstenbundes nach Friedrich's II. Hintritt. Die Gunst Friedrich Wilhelm's II. fand sofort nach dessen Thronbesteigung ihren Ausdruck in der Ernennung Stein's zum Hof- und Landjägermeister der Mark (10. Nov. 1786), eine Stellung, für die der stattliche Gehalt von 3000 Thalern ausgeworfen war. St. seinerseits vergötterte fast den neuen Herrscher. Er schilderte den König „thätiger wie seinen unsterblichen Vorfahren, thätiger wie noch je ein König auf Erden war. Ueber das, was geschehe, schlage zuweilen das Herz vor Freuden, bald erschrecke man wieder" (6. October 1786). Lange versah er jedoch nicht die Obliegenheiten eines Hofjägermeisters. Er wurde wieder zu diplomatischen Zwecken verwandt und zwar entsandte ihn Friedrich Wilhelm im Januar 1787 an den Hof des Kurfürsten von Mainz, Karl's v. Erthal, wo er im Sinne des Fürstenbundes wirken sollte. St. kam dadurch in einen viel größeren Wirkungskreis und in eine Umgebung, die zwar seinen Neigungen und seinem Temperament entsprach, die indeß nicht förderlich auf ihn einwirken konnte. Neben dem augenblicklich sehr preußisch und fürstenbündlerisch gesinnten ungebildeten Kurfürsten spielten dort die berüchtigte Cudenhoven sowie der Dichter des Ardinghello, Heinse, und der Geschichtschreiber Johannes v. Müller eine Rolle. Mit Müller befreundete sich St. im Laufe der Zeit; er suchte ihm auf Müller's eigenen Wunsch eine einkömmliche Stellung im preußischen Dienst zu verschaffen und es wird erzählt, daß er 1789 am Krankenlager des Geschichtschreibers die Nächte durchwacht habe. Da der Kurfürst von Mainz wünschte, daß St. ständig mit der Vertretung Preußens in Mainz betraut würde, so wurde St. schließlich nach einigem Hin- und Herreden die Stelle eines Gesandten und bevollmächtigten Ministers am dortigen Hofe übertragen (30. Novbr. 1787). Sein Freund Karl August von Weimar warnte den auf

seine Beglaubigung drängenden St. freundschaftlich vor den Mainzer Lockungen, die es vor dem „Sandlande“ voraus habe. „Es dünkt mir, daß Ihr Baum in jenen Kienwäldern eingepflanzt steht.“ Der Briefwechsel zwischen St. und Karl August widerspricht Ranke's Angabe, daß St. auf Karl August's Betreiben in Mainz accreditirt wurde. Nachdem St. noch im Sommer 1787 einige Angelegenheiten in der Verwaltung der königlichen Forsten in Berlin und Potsdam geordnet und im Winter des Jahres Karl August von Weimar besucht hatte, ging er im December auf seinen Posten nach Mainz, auf dem er fünf Jahre geblieben ist. Er entwickelte eine durchaus geschickte Thätigkeit zu Gunsten Preußens und des Fürstenbundes und besaß in den ersten Jahren bedeutenden Einfluß beim Kurfürsten. Er führte einen regen Schriftwechsel mit dem König, Bischoffwerder und dem Ressortminister Lucchesini. Mit dem König und Bischoffwerder war der Briefwechsel sehr vertrauter Natur. Dem Reichsfreiherrn begegnete der preußische General mit bemerkenswerther Achtung. St. richtete es sich am kurfürstlichen Hofe auf das bequemste ein, und als Goethe 1792 hierher kam, konnte er sich dem behaglichen Eindruck des Stein'schen Landsitzes nicht entziehen. Mit dem Aufkommen des preußenfeindlichen Kanzlers Albini begann indeß der Einfluß Stein's am Mainzer Hofe zu sinken. Als dann die Revolution ihre Wellen auch in die deutschen Kleinstaaten trug, und General Custine seinen Einbruch in das Mainzer Gebiet unternahm, da war es mit den Fürstenbundsideen und damit auch mit Stein's diplomatischer Thätigkeit aus. St. scheint in Mainz unter den wenigen gewesen zu sein, die beim Herannahen der Gefahr seitens der Franzosen nicht den Kopf verloren. Er rief bereits am 2. Mai, wenngleich vergeblich, den Kurfürsten zu Widerstandsmaßregeln auf. Er rieth Instandsetzung der Festungswerke. Er befürwortete die Ernennung eines Commandanten und die Heranziehung von Artillerie. Er schlug vor, sich mit den landgräflich-hessischen Truppen zu vereinigen. Alles umsonst bei der völligen Stumpfheit dieser Kreise. Als dann Custine die Belagerung begann, traf St. selbst Vorkehrungen zur Vertheidigung. Nach der Uebergabe von Mainz am 21. October 1792 eilte er unter Zurücklassung seiner Habe nach Nassau, von wo er am 23. in Koblenz eintraf. Dort erhoben sich gerade die Bürger gegen die preußischen Heeresbeamten. St. schiffte das große Hospital und einen Theil der Magazine ein und sandte sie nach Wesel. Dann traf er in Gießen mit seinem Bruder Karl und mit Wallmoden zu einer Berathung über die Lage der Dinge zusammen. Ein Ergebniß dieser Besprechung war eine rege Agitation, die St. entfaltete, um eine Vereinigung der Hannoveraner mit den preußischen Truppen zu bewirken. Am 10. November begab er sich mit seinem Bruder zum Heere König Friedrich Wilhelm's II. Dann entschwindet St. unseren Augen. Der Briefwechsel, den er mit dem König, Bischoffwerder, Karl August u. a. geführt hat, bricht durchweg mit dem Jahre 1793 ab. Es heißt, daß er in dieser Zeit beim König in Ungnade gefallen wäre. Er wird in Adreßbüchern als Viceoberjägermeister fortgeführt, scheint jedoch Preußen bald verlassen zu haben. Ein Nervenschlag raffte ihn im Alter von 50 Jahren am 29. Juli 1799 zu Triesdorf im Fürstenthum Ansbach aus dem Leben. Er hinterließ eine Schuldenlast von 27 000 Gulden. Er war unverheirathet geblieben. Sein schriftlicher Nachlaß wurde von preußischen Beamten versiegelt und die vorgefundenen politischen Papiere wurden dem Geheimen Staatsarchiv zu Berlin einverleibt.

Nicht ohne Geist und diplomatische Gewandtheit, dazu voller patriotischer Ideen und auch wol von guter Arbeitskraft, selbst nicht ohne vortheilhafte Charakterzüge, besaß St. jedoch nicht den inneren Ernst, die sittliche Festigkeit, die Stetigkeit und die leidenschaftliche Energie des Handelns, Eigenschaften durch die sein

großer Bruder so wesentlich von ihm absticht. Die Leichtlebigkeit des Weltmannes verhinderte die freie Entfaltung vorhandener guter Anlagen.

Die Quellen sind sehr spärlich. Acten des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin. — Acten der Geheimen Kriegskanzlei im preußischen Kriegsministerium. — Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, Werke 31. — Pertz, Leben des Ministers vom Stein. — (König), Heldenlexikon, Berlin 1791. — Perthes, Politische Zustände und Personen zur Zeit der französischen Herrschaft. Gotha 1862. — Hurter, Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des 18. Jahrhunderts. Schaffhausen 1840.

H. v. Petersdorff.

Stein: Karl Freiherr v. St. zum Altenstein, meist kurzweg Altenstein genannt, preußischer Staatsmann, geboren am 1. October 1770 zu Ansbach, † am 14. Mai 1840 in Berlin. Er entstammt einem alten, schon im 10. Jahrhundert erwähnten und 1695 in den Reichsfreiherrnstand erhobenen fränkischen Adelsgeschlecht, von dem ein bairischer und ein belgischer Zweig noch bestehen, während die Ansbacher Linie jetzt im Mannesstamme erloschen ist. Sein Vater war Officier, zuletzt Rittmeister im markgräflichen Dienst. Da derselbe bereits 1779 starb, übte die Mutter (aus dem Geschlecht v. Adelsheim) um so größeren Einfluß auf den heranwachsenden Knaben. Sie wird milde, geist- und gemüthvoll genannt, Eigenschaften, welche ebenso für den Sohn zutreffen. Dessen oft bethätigtes Wohlwollen, weitgehende Mildthätigkeit und feines Tactgefühl werden von den Zeitgenossen als Erbtheil der Mutter bezeichnet, man wird nicht fehlgehen, wenn man auch die Weichheit seines Gemüthes und die Unbestimmtheit des Wesens auf dieselbe Quelle zurückführt. Sein Tactgefühl auszubilden und sich in den Formen des höfischen Lebens zu üben, erhielt der Knabe früh Gelegenheit, da er schon während seiner Schulzeit in das fürstliche Pagencorps aufgenommen wurde. Er besuchte das Gymnasium in Ansbach, studirte dann in Erlangen und Göttingen die Rechte, daneben aus Liebhaberei Naturwissenschaft und Philosophie, namentlich Religionsphilosophie. 1793 trat er als Referendar bei der Kriegs- und Domänenkammer in Ansbach ein, kurz nachdem die beiden fränkischen Markgrafschaften an Preußen gekommen waren. Freiherr v. Hardenberg hatte den Auftrag erhalten, ihre Verhältnisse zu ordnen und den Uebergang in die preußische Verwaltung zu leiten. Es ist stets Hardenberg's Art gewesen, die aufstrebenden jungen Talente heranzuziehen, hier hatte er dazu besondere Veranlassung, da er sich auf die älteren Beamten, die mit dem Markgrafen fortdauernd in Streit gewesen waren, nicht gut stützen konnte. Ganz besonders scheinen A., sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Sigismund und ihr späterer Schwager Nagler seine Gunst und sein Vertrauen gewonnen zu haben, so daß sie rasch befördert und dann nach Berlin berufen wurden. Karl siedelte 1799 dahin über, gleichzeitig mit dem aus Jena vertriebenen Fichte, zu dem er bald in nahe Beziehungen trat. 1803 wurde er zum Geheimen Oberfinanzrath und zum Mitglied des Generaldirectoriums ernannt. 1806 folgte er dem Hofe nach Königsberg, im Juli 1807, bei Hardenberg's Rücktritt, wurde er Mitglied der Immediatcommission, die einstweilen, d. h. bis zu Stein's Wiedereintritt, die obere Leitung der inneren und der Finanzverwaltung führen sollte.

Im September dieses Jahres geht er nach Riga, wohin Hardenberg sich zurückgezogen hatte, und unterstützt diesen bei der Ausarbeitung des von dem Könige geforderten Planes für die Neuordnung des preußischen Staates. Eine zu diesem Zwecke verfaßte Denkschrift Altenstein's wurde von Hardenberg als Grundlage seiner Ausführungen benutzt und mit denselben dem Könige übersandt. Für seine Vorschläge über die Umgestaltung der obersten Staatsbehörden hat A. die von Stein im April 1806 ausgearbeitete Denkschrift benutzt, dessen ausführ-

lichere Denkschrift über denselben Gegenstand vom Juni 1807 war ihm noch nicht bekannt. Andere Ideen verdankt er, wie er selbst mittheilt, den Gesprächen mit Hardenberg, der Anregung Schön's und Niebuhr's. An einigen Stellen ist der Einfluß von Fichte und von Adam Müller's Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Litteratur zu erkennen, die eben damals durch ihre Begeisterung für das deutsche Geistesleben Aufmerksamkeit erregten. Wie viel demnach von den fruchtbaren Gedanken der Denkschrift ihm selbst zuzuschreiben ist, erscheint zweifelhaft, da A. sonst niemals mit selbständigen neuen Gedanken hervorgetreten, sondern immer mehr ein Anempfinder und Nachempfinder gewesen ist. Wohl aber gebührt ihm das Verdienst, daß er diese Gedanken zuerst im Zusammenhange erfaßt und an der entscheidenden Stelle, d. h. bei Hardenberg und durch diesen beim Könige zur Geltung gebracht hat.

Er begründet zunächst die Nothwendigkeit einer tiefgreifenden Umgestaltung und fordert die Abschaffung aller Vorrechte des Adels, der nur als eine Auszeichnung der Geburt bestehen bleiben soll. Die Erbunterthänigkeit bezeichnet er als einen Schandfleck des Staates und wundert sich, daß dieselbe so lange habe bestehen können. Inbetreff der Gewerbe verlangt er, daß jedem der möglichst freie Gebrauch seiner persönlichen Kräfte, seines Capitals, seiner Hände und seines Kopfes gestattet werde. Die Zünfte erscheinen ihm als schädliche Monopole, die den Fortschritt des Handwerks verhindern. Ebenso nachtheilig seien alle Pfründen, Stiftsstellen und ähnlichen „Polster der Faulheit". Das Heer bedürfe einer völligen Umgestaltung. Die bisherigen Landstände seien zu beseitigen; statt ihrer müsse eine Repräsentation des Volkes gebildet werden, die, in passender Weise abgestuft, den Kreisvorstehern, den Verwaltungskammern und den Ministern bez. dem König mit berathender Stimme zur Seite stehen könne; die Verwaltung der Gemeinden müsse ausschließlich durch von den Einwohnern erwählte Beamte geführt werden.

Aus dem weiteren Inhalt der umfassenden Denkschrift sei noch hervorgehoben, wie große Bedeutung A. darauf legt, daß die geistige Kraft des Volkes gehoben werde. Gerade hierin erblickt er ein wesentliches Mittel, die Erhebung gegen Frankreich und den künftigen Sieg über dasselbe vorzubereiten. Er schreibt: „Es liegt in der als leitendes Princip angenommenen höchsten Idee des Staates, daß er den höchsten Werth auf echte Wissenschaft und schöne Kunst lege. Frankreich, bei einer untergeordneten, auf bloße Kraftäußerung gerichteten Tendenz, kann die Wissenschaft und Kunst nicht von diesem reinen Standpunkt betrachten . . . Die Wissenschaft und Kunst wird sich dereinst rächen, indem sie sich der höheren Tendenz anschließt und dieser den Sieg versichert. Preußen muß dieses benutzen." Allerdings erscheine es schwer, in einem Augenblicke, wo dem Staate alle Hülfsmittel genommen sind und er alle Kräfte zu seiner Erhaltung nöthig hat, noch solchen neuen Anforderungen zu genügen. „Allein insofern Wissenschaft und Kunst selber die Mittel zur Erhaltung erhöhen, dürfen sie nicht vernachlässigt werden." In diesem Sinne müßten namentlich die Universitäten umgestaltet werden. Besser als mehrere kleine sei eine in der Hauptstadt zu errichtende große Universität, auf die der Staat alle erforderlichen Mittel verwende.

Diese Denkschrift ist wol das bedeutendste Schriftstück, das aus Altenstein's Feder geflossen ist, man wird sie auch als ein Programm dessen ansehen können, was er selbst auszuführen gewünscht hätte. Zunächst war er nur zur Mitarbeit berufen. Stein hatte die Leitung der Geschäfte übernommen und die Immediatcommission war ihm untergeordnet worden. Sie bestand indessen fort, fast alle wichtigeren Angelegenheiten wurden ihr vorgelegt. Als eine der schwierigsten erschien neben den Reformplänen die Frage der Kriegsentschädigung an Frankreich, deren Abtragung von vielen für unmöglich erachtet wurde. Im De-

cember 1807 stellte Schön deshalb den Antrag, man solle versuchen, die Verminderung der Kriegscontribution auf die Hälfte durch Abtretung von Gebiet, namentlich einiger Theile Schlesiens, zu erlangen. A. aber trat mit großer Wärme dagegen auf und hob den nationalen Gesichtspunkt kräftig hervor. Es sei unvereinbar mit dem gerechten Sinn des Königs, einen Theil von Land und Leuten abzutreten, um seinen übrigen Unterthanen Erleichterung von den Auflagen des Krieges zu verschaffen. Außerdem verzichte man damit für immer auf die Zukunft Preußens: „Jede Länderabtretung in Deutschland erscheint um so bedenklicher, als der Staat nur in seinem Verhältniß zu Deutschland künftig Stellung und Wiederherstellung zu hoffen haben dürfte.“

Auf die Ausarbeitung der Reformgesetze hatte A. indessen weniger Einfluß, als ihm seiner Ansicht nach zukam, da Stein keine günstige Meinung von ihm hatte und anderen Räthen den Vorzug gab. A. fühlte sich dadurch verletzt und ließ sich im Herbst 1808 durch seinen Jugendgenossen und Schwager Nagler bestimmen, sich den Gegnern des Ministers anzuschließen und mit ihnen auf die Entfernung desselben hinzuwirken. Soweit wie die Anhänger des alten Systems ging A. freilich nicht. Auch er wollte den Minister stürzen, aber er dachte sein Nachfolger zu werden und die Reform fortzuführen. Um sein Ziel zu erreichen, wendet er sich an Hardenberg, mit dem er in steter Verbindung geblieben war, und veranlaßt bei Hardenberg's Durchreise durch Königsberg am 10. November eine scheinbar zufällige Begegnung desselben mit dem König und der Königin. Wie er vorausgesehen hat, erregt dies Zusammentreffen den Wunsch des Königs nach einem eingehenderen Gedankenaustausch mit seinem früheren Berather. Nagler vermittelt eine zweite, geheime Besprechung, die am 11. im Dorfe Kalgen stattfindet, und Hardenberg wird vom König aufgefordert, seine Rathschläge schriftlich zu formuliren. Da er durch A. über alle Verhältnisse unterrichtet ist, namentlich vermittelst eines eingehenden Schreibens vom 10. Nov., kann er diesem Wunsche sofort nachkommen und übersendet bereits am 12. Nov. eine ausführliche Denkschrift über die Lage des preußischen Staates. Er schließt sich den Ausführungen Altenstein's an, ebenso wie dieser bezeichnet er Stein's völlige Entfernung als unbedingt nothwendig, räth aber die begonnene Reform weiterzuführen und A. die Leitung der Geschäfte zu übertragen. Stein wünschte, daß Schön sein Nachfolger würde, die Gegner der Reform bemühten sich, die Ernennung von Voß durchzusetzen. Da A. zwischen den beiden Parteien zu stehen und deshalb geeignet schien, einen vermittelnden Einfluß auszuüben, entschied sich der König nach Hardenberg's Vorschlag, und ernannte am 24. November 1808 A. zum Finanzminister.

So sah sich dieser im Alter von 38 Jahren zu führender Stellung erhoben, an der Spitze des unter den obwaltenden Umständen wichtigsten Ministeriums. Freilich unter ganz besonders schwierigen Verhältnissen. Denn zu aller anderen Noth kam noch hinzu, daß durch den Sturz des Reformministers die Hoffnungen der gegnerischen Partei und ihr Einfluß am Hofe gewachsen waren. Die Durchführung der Reformen, die A. ein Jahr vorher in so schwungvoller Weise vorgeschlagen hatte, war dadurch sehr erschwert. Doch kann man wohl annehmen, daß er trotzdem an seinem Programm festhielt und den aufrichtigen Wunsch hatte, dasselbe auszuführen.

Auch der Zustand der Finanzen forderte dies. Denn soweit die Einnahmen des preußischen Staates auf Steuern beruhten — abgesehen also von der Einnahme aus Domänen, Forsten, Stempeln u. s. w. und abgesehen von den Zöllen, die mehr Schutz- als Finanzzölle waren und nicht viel einbrachten — war ihre Grundlage die Gliederung der Gesellschaft in die drei Stände des Adels, der Bauern und der städtischen Bevölkerung. Der erstere zahlte

meist nur die geringe Abgabe der Lehnspferdegelder, die übrige ländliche Bevölkerung war einer directen Steuer, der Contribution unterworfen, während in den Städten eine Consumtionssteuer, die Accise, erhoben wurde. Nachdem nun das Edict vom 9. October 1807 die rechtliche Geschlossenheit der Stände aufgehoben hatte, konnte auch das Steuersystem nicht aufrecht erhalten werden. Die Vermischung der Stände, der Uebergang von einer Berufsart zur andern, selbst der Wechsel des Wohnorts gefährdete die Einnahmen des Staates. Die unerläßliche Vermehrung derselben war vollends auf dem bisherigen Wege nicht zu erreichen, sondern nur durch eine umfassende Finanzreform, durch eine auf der Rechtsgleichheit beruhende und alle Classen der Bevölkerung gleichmäßig treffende Art der Besteuerung. Welcher Art hierüber die Gedanken Altenstein's waren, ist nicht ganz klar, da ein allgemeiner Plan nicht ausgearbeitet worden ist. Doch sehen wir ihn nach verschiedenen Richtungen hin thätig. Eine Commission wurde eingesetzt, um über eine Veränderung der Accise und ihre Ausdehnung auf das platte Land zu berathen, mit den kurmärkischen Ständen wurde über die Einführung einer Einkommensteuer verhandelt, von den Regierungen wurden Berichte über die Umwandlung der Contribution eingefordert. In allen diesen Dingen ist er aber nicht über die Vorarbeiten hinausgekommen. Der berechtigte Wunsch, bei so tief eingreifenden Aenderungen mit möglichster Schonung vorzugehen, lähmte die Kraft des Ministers, während seine Gegner keineswegs so zartfühlend waren, vielmehr ihre bedrohten Vorrechte energisch vertheidigten. Für solchen Kampf war Altenstein's milde, leidenschaftslose Natur nicht geschaffen, ihm fehlte die fest zugreifende Willenskraft, ohne die im Kampfe der Parteien nichts großes erreicht wird.

Da diese Verhandlungen über die Veränderung der Steuern nur langsam fortschritten und jedenfalls fürs erste keine Mehreinnahme erwarten ließen, bemühte sich A. durch allerlei außerordentliche Mittel die erforderlichen Summen zu beschaffen. Alsbald nach Uebernahme der Verwaltung, im December 1808, legte er eine Prämienanleihe auf. Dieselbe fand wenig Betheiligung und brachte nur 900 000 Thaler ein. Im Februar 1809 wurde verfügt, daß alle Einwohner des Staates ihr gesammtes Gold- und Silbergeräth dem Staate gegen sogenannte Münzscheine verkaufen oder den dritten Theil des Werthes als Steuer zahlen sollten, daß ferner von allen Juwelen und echten Perlen der sechste Theil des Werthes bezahlt werden solle. Auch diese harte, sehr ungleichmäßig wirkende Maßregel ergab viel weniger als man erwartet hatte. Ihr Ertrag wird auf $1^1/_2$ Million Thaler geschätzt. Am meisten hoffte der Minister von einer in Holland aufzunehmenden Anleihe, stieß aber dabei auf größere Schwierigkeiten, als er vorausgesetzt hatte. Kurz vor seinem Rücktritt, im Februar 1810, versuchte er es noch mit einer Anleihe im Inlande und brachte 1 400 000 Thaler zusammen, also nicht viel mehr als eine Monatsrate der an Frankreich zu zahlenden Summe.

Trotz solcher Mißerfolge hatte A. eine sehr hohe Meinung von seiner Thätigkeit und seiner Kraft. Es hätte nahe gelegen, wenn nicht Stein, so doch Hardenberg, den langjährigen Gönner und Freund, um Rath zu fragen und ihm seine Entwürfe mitzutheilen. Da dies nicht geschah, wendet sich Hardenberg im März 1809 mit einem längeren Schreiben an ihn. Er bedauert, die Pläne des Ministers nicht zu kennen und sei deshalb außer Stande, sie zu beurtheilen. Was ihm bisher davon bekannt geworden, scheine ihm nicht dem Zwecke zu entsprechen und namentlich nicht geeignet, das öffentliche Vertrauen zu heben. Vor allem sei es erforderlich, „soviel immer möglich, allgemeine große Maßregeln zu nehmen, wobei das Publicum das Ganze übersehen kann — die geben allein Vertrauen". Er verweist dann auf den großen Werth der Domänen und der

geistlichen Güter. „Will man denn diese nicht benutzen? Ich habe sie noch nirgend in Anschlag bringen hören."

An die Domänen hat A. allerdings gedacht, ist indessen auch hier nicht weiter gekommen, als daß er ihre Katastrirung und Abschätzung angeordnet hat. Für umfassende, allgemeine Maßregeln aber schien ihm jetzt, nachdem er die Schwierigkeit, solche durchzusetzen, erkannt hatte, die Zeit nicht geeignet zu sein. Im März 1810 erklärte er geradezu, daß die Unsicherheit der Existenz und die durch den Krieg herbeigeführte Erschöpfung der inneren Kräfte es unräthlich, ja unmöglich mache, große Aufopferungen für die Finanzen zu verlangen und bedeutende Reformen in der Organisation des Innern zu wagen. Auch eine öffentliche Darlegung der Verhältnisse hält er nicht für zweckmäßig, weil sie den Muth ganz niederschlagen und dem Ansehen der Regierung Nachtheil bringen werde. Er glaubt, nur ein Wechsel der Verhältnisse könne günstigere Zustände herbeiführen. Um aber von einem Augenblick zum andern zu kommen, seien einzelne kleine Hülfsmittel ausreichend, welche die Nation weniger drückten und zu deren Gelingen das Zutrauen noch ausreiche.

Leider reichten seine kleinen Hülfsmittel nicht hin, um die allmonatlich fälligen vier Millionen Francs der Kriegsentschädigung aufzubringen. Nur bis zum Frühjahr 1809 hat A. diese Zahlungen zu leisten vermocht. Seine Geldmittel waren nahezu erschöpft, als Oesterreichs Waffenerhebung die Gelegenheit bot, eine Wendung des Geschicks herbeizuführen. A. war ebenso wie seine Genossen im Ministerium, wie fast alle Generale und die ganze patriotische Partei der Ansicht, daß Preußen diese Gelegenheit benutzen, sich mit Oesterreich verbinden und eine allgemeine Erhebung gegen den Unterdrücker herbeiführen müsse. Er schlug deshalb dem Könige vor, den Rest des noch vorhandenen Geldes nicht dem Feinde zu zahlen, sondern zur Verstärkung der eigenen Rüstung zu verwenden, eine Maßregel, die wol von patriotischem Gefühl eingegeben, aber äußerst gefährlich war. Nur wenn der Entschluß zum Kriege bereits unabänderlich feststand, durfte dieser Schritt gewagt werden; daß man ihn vorzeitig that, brachte den preußischen Staat in eine sehr peinliche Lage und gab dem französischen Kaiser begründeten Vorwand zu neuer Bedrückung. So lange der Krieg mit Oesterreich dauerte, mußte Napoleon sich gefallen lassen, was in Preußen geschah, schon um den König nicht zu verletzen, der fast allein dem ungestümen Drängen der Kriegspartei gegenüberstand und dieselbe zurückhielt. Als er aber den Frieden geschlossen hatte und in Familienverbindung mit dem österreichischen Kaiser trat, war sein Verhältniß zu Preußen ein anderes geworden. Auch auf Rußland, an dem Preußen bis dahin einen Rückhalt gehabt hatte, brauchte er nicht mehr so viel Rücksicht zu nehmen wie bisher. Im Gegentheil faßte er bereits den künftigen Bruch mit diesem Staate ins Auge und wollte schon um deswillen Preußen in völlige Abhängigkeit bringen. Energisch forderte er die Zahlung der rückständigen Summen und der Zinsen dafür, ließ aber durchblicken, daß er eine Landentschädigung annehmen werde. Man konnte erkennen, daß es auf Schlesien abgesehen war, welches er mit dem Herzogthum Warschau vereinigen wollte, um dieses mit dem Königreiche Sachsen in unmittelbare Verbindung zu bringen. Preußen wäre dadurch auch von Oesterreich getrennt und fast auf allen Seiten durch von Frankreich abhängige Länder umschlossen worden. A. erklärte die Zahlung für unmöglich, auf seinen Bericht gestützt, schlug das Ministerium am 12. März 1810 dem Könige vor, über die Abtretung Schlesiens in Verhandlung zu treten. So schlimm aber stand es mit der Sache Preußens doch nicht. A. unterschätzte die Kraft des Staates und den Umfang der zur Verfügung stehenden Mittel. Noch waren die Domänen und die geistlichen Güter nicht ernsthaft herangezogen. Man hatte nicht einmal eine Uebersicht

ihres Werthes, der nach Hardenberg's Schätzung allein für die in Schlesien gelegenen den rückständigen Betrag der Kriegsentschädigung überstieg. Hier mußte vor allem eingesetzt werden. Weitere Mittel waren von der Erstarkung des wirthschaftlichen Lebens und von der Hebung des inländischen Credites zu erhoffen. Es kam darauf an, ob dahin zielende Reformen durchgeführt werden konnten, was A. trotz aller Gelehrsamkeit und Gründlichkeit bisher nicht gelungen war.

Denn die von Stein so kraftvoll begonnene Reform war nicht nur inbetreff der Finanzen, sondern ebenso auf dem Gebiete der Volkswirthschaft, der Verwaltung und des Heeres ins Stocken gerathen. Der Gedanke, durch die Freiheit der Erwerbsthätigkeit die wirthschaftlichen Kräfte des Landes zu entfesseln, den A. in seinem Programm entwickelt hatte, war ein frommer Wunsch geblieben, nur mit Freigebung der Weberei und mit Aufhebung des Mühlsteinregals hatte man einen schwachen Anfang gemacht. Von der Bildung des Staatsraths und der Volksrepräsentation hatte man Abstand genommen, auch sonst die von Stein vorgeschlagene Einrichtung der Verwaltung nicht vollständig durchgeführt, obgleich der König dem nicht abgeneigt war. In einer Cabinetsordre vom 8. December 1808 erklärte er den Ministern, daß er in der neuen Organisation Lücken finde, weil sie nur theilweise ausgeführt worden sei, namentlich vermisse er die beabsichtigte Einheit der Verwaltung und die Theilnahme der Nation, soweit sie stattfinden könne. Hier hätten die Minister also wol auf die Unterstützung des Königs rechnen können, wenn sie einig gewesen und kräftig vorgegangen wären.

Mit der Heeresreform war man allerdings ein wenig weiter gekommen. Scharnhorst's Festigkeit und Klarheit gelang es, allen Gegnern zum Trotz, wenigstens einige Verbesserungen durchzuführen. Viel konnte er freilich auch nicht mehr erreichen, seit ihm die Hülfe Stein's fehlte. Vergebens bemühte er sich, den König für den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht zu gewinnen. Er stieß hierbei nicht nur auf den leidenschaftlichen Widerstand des Adels, er fand auch unter den Ministern, die ihn sonst wol unterstützten, entschiedene grundsätzliche Gegner. A. fürchtete von der Conscription die schwerste Schädigung des Gewerbes und der Bildung, ja geradezu die Zerstörung aller Cultur. Er meinte überdies, daß auch für das Heer, außer zu den Officierstellen, die Heranziehung der Gebildeten nicht vortheilhaft sei. „Ich kann es nicht glauben", heißt es in seinem Gutachten, „daß dem Militärwesen mit den höheren Ständen (insofern diese nicht körperlich und geistig zu dem Militärwesen Beruf fühlen, und Beruf hat nur die Künstleranlage, die sich ohnedies immer dem Berufe hingeben wird, eröffnet man ihr nur Gelegenheit) da, wo es körperliche Kraft gilt, gedient sei. Durch die Zulassung von Stellvertretern aus der unteren Classe oder aus der körperlich kräftigeren Classe (wenn das erstere anstößig klingt) wird für das Beste des Militärs gesorgt und der Druck einer allgemeinen Conscription gemildert."

Wirklich fruchtbar ist die Amtsführung Altenstein's nur für die Pflege der geistigen Interessen gewesen, die seinem Herzen am nächsten standen. Er förderte die Gründung der Universität Berlin und wußte trotz aller finanziellen Bedrängniß die erforderlichen Mittel flüssig zu machen, wenn auch nicht ganz in dem Maaße, wie Humboldt und seine Freunde sie forderten.

Unter diesen Umständen mußte der König daran denken, die Zügel der Regierung in festere Hände zu legen. Schon im August und im November 1809 berichtet der französische Gesandte in Berlin nach Paris, daß der König den Wunsch habe, Hardenberg zum Finanzminister zu ernennen. Im Februar 1810 schreibt er: der König habe ihn gebeten, darauf hinzuwirken, daß der Kaiser von seiner ungünstigen Meinung über Hardenberg zurückkomme, der ein Mann von Geist sei, den Credit beleben und die Angelegenheiten wieder in Stand setzen könne.

Festere Gestalt gewann dieser Wunsch, als die Minister jenen Vorschlag vom 12. März 1810 überreichten. Der König forderte Hardenberg zu einem Gutachten über die Lage des Staates auf und hatte dann während des April und Mai Besprechungen mit ihm, die man möglichst geheim zu halten suchte. A. betrachtete Hardenberg's Auftreten als unberechtigte Einmischung und es kam zwischen den beiden früher befreundeten Männern zu einer scharfen Auseinandersetzung. Mißtrauisch geworden und in gereizter Stimmung vergaß sich der sonst so höfliche und formgewandte Minister selbst dem Könige gegenüber und ließ sich, wie Boyen als Augenzeuge erzählt, durch aufbrausende Heftigkeit „bis an die äußerste Grenze des Anstandes fortreißen“. Dennoch wünschte der König, ihn im Dienst zu behalten, da er ihn schätzte und der Ueberzeugung war, daß er unter der Oberleitung Hardenberg's nützliche Dienste leisten werde. Hardenberg aber bestand trotz der Vermittlungsversuche Scharnhorst's auf Altenstein's Entlassung, er wollte selbst außer der obersten Leitung aller Geschäfte auch das Finanzministerium übernehmen und völlig freie Hand haben. Schließlich fügte sich der König und A. mußte zurücktreten. (4. Juni 1810.)

Anderthalb Jahre hatte er an der Spitze der Verwaltung gestanden, aber die Hoffnungen, mit denen er in diese Stellung eingetreten war, hatten sich nicht verwirklicht. Reiche Kenntnisse und große Arbeitskraft, freundliches Eingehen auf die Ansichten Anderer, sowie seine Befähigung, die Dinge nach allgemeinen Gesichtspunkten philosophisch zu erfassen, hatten ihm Ansehen verschafft und ihm vorher ermöglicht, unter ruhigeren Verhältnissen sich auszuzeichnen und an zweiter Stelle Tüchtiges zu leisten. Selbst die Richtung zu geben, in sturmbewegter Zeit das Steuer des Staates zu führen, wie er sich zugetraut hatte, war ihm nicht gelungen.

Die Zeit der Muße benutzte A. zu mannichfacher wissenschaftlicher Thätigkeit, er vertiefte sich in die Lehren Fichte's und beschäftigte sich eingehend mit der Pflanzenwelt, ist indessen auch auf diesen Gebieten zu eigentlich productiver Thätigkeit nicht gekommen. In seinem Nachlaß fanden sich später zahlreiche Arbeiten über Botanik, von denen er, außer einem Artikel in Brand's Jahrbüchern für die Apotheker, nichts veröffentlicht hat. Im März 1813 wurde er zum Civilgouverneur von Schlesien ernannt. Indessen gelang es ihm nicht, die Bildung der Landwehr so schnell zu betreiben, wie die Regierung forderte. Die Klagen vermehrten sich noch, als die Kriegsereignisse fast die gesammten Streitkräfte nach Schlesien führten und es nun galt, die Lebensmittel für diese Truppenmassen herbeizuschaffen. Durch die Anwesenheit der Heere waren die Verhältnisse schwieriger geworden als in den anderen Provinzen, nur ein Mann von ungewöhnlicher Thatkraft und Raschheit des Entschlusses war im Stande, sie zu beherrschen und den vielfachen Anforderungen genug zu thun. Um weitere Reibungen der Behörden zu vermeiden, wurde im Juni das Militär- und Civilgouvernement von Schlesien suspendirt, die Verwaltung der Provinz dem Generalquartiermeister Gneisenau, als Vertreter des Oberbefehlshabers der Armee, unterstellt und ihm zu diesem Zwecke der Regierungspräsident Merkel beigeordnet. A. wurde angewiesen, diesem seine „bisherigen Geschäfte nebst dem Dienstpersonal der letzteren“ zu übergeben. Im September wurde A. dazu ausersehen, Stein bei der Leitung des neu eingerichteten Verwaltungsrathes für die von Napoleon's Herrschaft befreiten Länder zu unterstützen. „Sie sind“, schrieb ihm Hardenberg, „nach Art der Minister-Kollegen in Rußland zum Suppléant des Herrn vom Stein und zu seinem Mitarbeiter bestimmt.“ A. erklärte sich bereit, hat aber dennoch das neue Amt nicht angetreten. Wahrscheinlich hat Stein seine Mitarbeit nicht gewünscht, die bei der Verschiedenheit ihrer Naturen auch kaum zu ersprießlichen Resultaten geführt haben würde. Während des Feldzuges von 1814 scheint A.

vorübergehend im Hauptquartier gewesen zu sein; im Mai dieses Jahres erhielt er das eiserne Kreuz „wegen der für die Sache des Vaterlandes bethätigten treuen Gesinnungen". Erst nach der Beendigung des Krieges fand sich für ihn eine Thätigkeit, die seiner Befähigung und seinen wissenschaftlichen Neigungen entsprach. Er wurde 1815 nach Paris berufen und an die Spitze des Ausschusses gestellt, der die geraubten Kunstschätze und Manuscripte zurückfordern sollte. Im J. 1817 bereiste er die neu für Preußen erworbenen rheinischen Gebiete, um die Verhältnisse und namentlich die ständischen Einrichtungen derselben kennen zu lernen und darüber an den König zu berichten.

Noch ehe er diese Reise beendet hatte, mußte er nach Berlin zurückkehren, um das neu gebildete Ministerium für Cultus, Unterricht und Medicinalwesen zu übernehmen (3. Novbr. 1817). Bisher hatten diese Zweige der Verwaltung zum Ministerium des Innern gehört und unter der Leitung des Herrn v. Schuckmann gestanden, eines sehr thätigen und energischen Geschäftsmannes, der die Verwaltung mit fester Hand, aber allzu bureaukratisch geführt hatte. Man glaubte, daß der vielseitige, feinsinnige A. besser im Stande sein werde, die verschiedenen Richtungen des sich kräftig entfaltenden geistigen Lebens zu würdigen und ihnen gerecht zu werden. Vornehmlich in religiöser Beziehung hatte die tiefgehende, alle Schichten der Bevölkerung ergreifende Erregung des Befreiungskrieges nachhaltige Wirkung ausgeübt. Sowol in der evangelischen wie in der römisch-katholischen Kirche zeigte sich ein erhöhtes religiöses Leben, traten aber auch die Gegensätze stärker hervor.

In der evangelischen Kirche war diese Bewegung durch Schleiermacher's mächtige Persönlichkeit vorbereitet worden. Seine von philosophischen Gedanken durchdrungene, tief innerliche Auffassung und sein kraftvolles Wort hatten die Schlaffen aufgerüttelt und am meisten dazu beigetragen, die Herrschaft der rationalistischen Schule zu brechen. Daneben machten Orthodoxe und Pietisten sich geltend. Die kirchlichen Behörden waren meist noch mit Männern der alten Schule besetzt und wenig geneigt, das neu erwachte kirchliche Leben zu fördern. A. suchte über diesen sich bekämpfenden Parteien zu stehen, er betrachtete die kirchlichen Zwistigkeiten mehr vom philosophischen und politischen Standpunkte aus als vom religiösen und war so allerdings vor der Gefahr einseitiger Parteinahme bewahrt. Andererseits aber war ihm dadurch auch ein tieferes Erfassen der religiösen Fragen erschwert, das nur dann stattzufinden pflegt, wenn eigene Ueberzeugung ihrem Verständniß entgegenkommt. Dies scheint bei A. nicht der Fall gewesen zu sein. Gerade in religiöser Beziehung kann er bisweilen, trotz seines Zartgefühls und seines reichen Gemüthslebens, nicht recht begreifen, was anderen das Herz bewegt oder das Gewissen bedrückt. Seine Thätigkeit war vornehmlich auf die Erhaltung des Friedens gerichtet, er suchte zu vermitteln und durch vorsichtiges Laviren heftige Ausbrüche zu verhindern. Dabei mußte er freilich auf die besondere kirchliche Politik des Königs und auf die orthodoxen Neigungen des Kronprinzen Rücksicht nehmen.

Den heftigsten Ansturm gegen die rationalistische Schule wehrte er noch gerade ab, indem es ihm gelang, Gesenius und Wegscheider, die Häupter dieser Partei in Halle, zu schützen, gegen die in den Jahren 1827 und 1830 ein erbitterter Kampf geführt wurde. Die Gegner bemühten sich unmittelbar auf den König einzuwirken. Namentlich die in Hengstenberg's Kirchenzeitung veröffentlichten Betrachtungen des Präsidenten von Gerlach über die Vorlesungen der beiden Professoren waren darauf berechnet und erreichten ihren Zweck. In einer zornigen Cabinetsordre befiehlt der König „daß die empörenden Thatsachen sofort aufs strengste untersucht werden" und fragt „ob denn für Theologen gar keine Grenzen ihrer Lehrfreiheit" beständen. Dem gegenüber vertheidigte A. in vor-

sichtiger und doch würdiger Art die Lehrfreiheit der Hochschulen. Der Zweck des Studiums auf der Universität, führte er in seinem Bericht an den König aus, sei nicht, daß dort erst den Studirenden der christliche Glaube beigebracht werde; es komme vielmehr darauf an, „daß sie dort eine wissenschaftliche theologische Bildung, wie solche der Dienst der Kirche erheischt, erhalten. Der evangelische Glaube kann dadurch bei ihnen, ist er rechter Art, nicht leiden, da er auch gegen die Zweifel vorhalten muß, welche sich ihnen bei wissenschaftlichen Erörterungen aufdringen. Sie lernen solche abzuweisen, wenn sie sich ihrer Ausbildung nach allen Richtungen mit Ernst hingeben und ihr kirchliches Verhältniß festhalten." Der König erklärte sich im ganzen damit einverstanden, sprach aber doch den bestimmten Wunsch aus, daß in Zukunft bei der Neuanstellung von Professoren der Theologie „die Anhänglichkeit an den Lehrbegriff der evangelischen Kirche" mit „ernstlichster Sorge" berücksichtigt werde.

Infolgedessen wurden seitdem die erledigten theologischen Professuren und die wichtigeren Aemter des Kirchenregiments überwiegend mit Orthodoxen besetzt, zum Theil auf Betreiben des Kronprinzen, der unter der Hand einen stetig wachsenden Einfluß in diesen Fragen gewann. Offene Einmischung desselben duldete der König in den kirchlichen Fragen ebensowenig wie in den politischen. Aber seine Schützlinge und Freunde in hohen und niederen Aemtern waren gern bereit, auf seine Wünsche Rücksicht zu nehmen. Auch der nachgiebige A. stand oft unter dem Banne des geistvollen und regsamen Prinzen, der in den liebenswürdigsten Formen, mit feiner Schmeichelei um seine Gunst und Unterstützung warb.

Des Königs Bestreben war vornehmlich auf die weitere Durchführung der Union gerichtet. Er wünschte eine möglichst vollständige Vereinigung der Confessionen herbeizuführen und dieselbe auch in den äußeren Formen zum Ausdruck zu bringen. Nachdem er durchgesetzt hatte, daß bei allen evangelischen Kirchen ein Talar eingeführt wurde ähnlich dem, wie ihn Luther und Melanchthon getragen hatten, war er auf eine übereinstimmende Liturgie bedacht. Auch hierbei ging er in eifrigen, vieljährigen Studien hauptsächlich auf Luther zurück. Die von ihm ausgearbeitete Agende wurde 1816 zunächst in der Potsdamer Hof- und Garnisonkirche eingeführt. Da sie große Aufregung hervorrief, wurde sie erneuter, eingehender Erwägung unterworfen und dementsprechend verändert, dann aber wurde 1830 ihre Einführung in allen evangelischen Kirchen befohlen. An den vorbereitenden Maßregeln hat der Minister keinen Antheil gehabt, die ihm aufgetragene Durchführung hat er aber mit großem Eifer betrieben und ist dabei gegen die widerstrebenden Gemeinden mit einer sonst bei ihm ganz ungewöhnlichen Strenge vorgegangen. Selbst vor den härtesten polizeilichen Maßregeln schreckte er nicht zurück, obwol der König selbst zur Milde neigte und lieber durch Ueberzeugung und Ueberredung, durch Freundlichkeit und durch Belohnungen für die Nachgiebigen sein Ziel erreichen wollte als durch Bestrafungen. In einem Bericht vom 2. November 1833 führt A. aus, daß der König kraft des ihm zustehenden jus liturgicum allen lutherischen und reformirten Gemeinden die Agende vorschreiben könne, daß die Klagen über Gewissenszwang völlig unbegründet seien und deshalb Alle, die der Agende wegen aus der Landeskirche ausscheiden wollten, als gefährliche Sectirer behandelt und bestraft werden müßten. Der Justizminister v. Mühler erklärte freilich diese Ansicht für irrig und von den Gerichten wurden die Angeklagten meist freigesprochen. Die angedrohten Maßregeln konnten also nicht in vollem Umfange durchgeführt werden, man war außer Stande, die Separation und die Auswanderung zu verhindern, so daß nichts übrig blieb als nach und nach einige Zugeständnisse zu machen. Die Verhandlungen über dieselben zogen sich so in die Länge, daß sie beim Tode des Ministers und des

Königs noch nicht abgeschlossen waren und es ihren Nachfolgern überlassen blieb, diese Verhältnisse zu regeln. In dem ersten Bericht, den Minister v. Rochow darüber dem neuen Könige erstattete, heißt es, daß die bisherigen Maßregeln bedingt gewesen seien „durch des hochseligen Königs eigenthümliche Ansicht" und durch „die Ueberzeugung des verstorbenen Ministers".

Noch heftiger waren die Zwistigkeiten, in welche die Regierung mit den Eiferern der römisch-katholischen Kirche gerieth, namentlich inbetreff der Hermesianer und der gemischten Ehen. Hermes' Lehre und Schriften hatten in der Zeit des religiösen Friedens die weiteste Verbreitung und die größte Anerkennung gefunden, ein sehr großer Theil der Professoren an den katholischen Facultäten und an den Seminaren, Tausende von Geistlichen in den preußischen Provinzen gehörten zu ihren Anhängern. Als Hermes 1820 von Münster, wo er bereits mit dem Generalvicar Clemens August v. Droste-Vischering in Streit gerathen war, nach der neuen Universität Bonn übersiedelte, verbot der Generalvicar allen jungen Theologen seines Bisthums den Besuch dieser Universität und verlangte, daß sie nur an der Akademie in Münster studiren sollten. Der Oberpräsident v. Vincke erklärte diese Verfügung für nichtig und fand dabei von Seiten des Ministers kräftige Unterstützung. Da der Generalvicar sich bei den weiteren Verhandlungen ganz unzugänglich zeigte und jedes Entgegenkommen ablehnte, wurde die theologische Facultät in Münster suspendirt und die Wiederaufnahme ihrer Thätigkeit erst gestattet, nachdem Droste sein Amt als Generalvicar niedergelegt hatte. Später aber, als 1835 der Papst Hermes' Lehre verurtheilt hatte, fügte sich der Minister. Alle Anhänger der als ketzerisch erklärten Ansichten mußten sich unterwerfen, wer sich dessen weigerte, wurde seines Lehramtes enthoben.

Auch hinsichtlich der gemischten Ehen hatte bis zu jener Zeit ein friedliches Verhältniß bestanden. Die in den alten Provinzen früher geltende landrechtliche Bestimmung, nach welcher die Söhne in der Religion des Vaters, die Töchter in der Religion der Mutter erzogen wurden, war 1803 dahin abgeändert worden, daß alle Kinder in der Religion des Vaters unterrichtet werden sollten, daß die Ehegatten zwar berechtigt seien, hiervon abzuweichen, aber kein Theil den andern durch Vertrag dazu verpflichten dürfe. Die Ausführung dieses Gesetzes fand keinen Widerstand, nur in Münster, das 1815 wieder mit dem preußischen Staate vereinigt wurde, machte der vorher genannte Generalvicar Droste Schwierigkeiten und lehnte sogar jede Verhandlung ab, da er in kirchlichen Dingen nur dem Papste, aber nicht der weltlichen Obrigkeit Rede zu stehen verpflichtet sei. Durch seinen Rücktritt schienen auch hier die Hindernisse beseitigt zu sein, und die preußische Regierung beschloß 1825, die Declaration von 1803 auf die 1815 neu erworbenen Provinzen auszudehnen. Die rheinischen Bischöfe wandten sich hierauf unter Vermittlung der preußischen Regierung an den Papst, der indessen den Anspruch auf die katholische Erziehung aller Kinder nicht aufgeben wollte. Nach längerer Verhandlung wurde in dem Breve von 1830, unter weitschweifigen Erörterungen über die Nachtheile der gemischten Ehen und über des Papstes Bereitwilligkeit auf die Wünsche des Königs Rücksicht zu nehmen, zwar die Anerkennung der ohne Mitwirkung des katholischen Geistlichen geschlossenen Ehen zugestanden, dem katholischen Geistlichen aber höchstens die passive Assistenz gestattet und jede kirchliche Feierlichkeit verboten. Die Regierung war hiermit nicht zufrieden und suchte weitere Zugeständnisse zu erlangen. Da ihr dies nicht gelang, entschloß sie sich 1834, das Breve den Bischöfen amtlich mitzutheilen, aber erst, nachdem dieselben, unter der Führung des versöhnlichen Erzbischofs Spiegel von Köln, sich mit ihr über die Art der Ausführung geeinigt hatten. Nach dieser Vereinbarung sollen die Geistlichen in der Regel die kirchliche Einsegnung gewähren und dabei dem guten Willen des katholischen Theils und der Kraft ihrer

väterlichen Ermahnung vertrauen, von dem förmlichen Versprechen über die Erziehung der Kinder aber Abstand nehmen. Allzu geschickt war das Verhalten der Regierung in dieser Angelegenheit nicht gewesen, immerhin war ein Auskunftsmittel gefunden, das so lange ausreichen konnte, als versöhnliche Männer an der Spitze der Diöcesen standen und trotz der rührigen ultramontanen Agitation ihr Versprechen erfüllten.

Erzbischof Spiegel starb bereits 1835. Die Erhaltung des kirchlichen Friedens schien davon abzuhängen, daß auch sein Nachfolger bereit war, denselben zu fördern. Bei der Stimmung des Domcapitels konnte die Wahl eines solchen Prälaten ohne Mühe erreicht werden. Die preußische Regierung ließ sich aber durch den Kronprinzen und einflußreiche Gesinnungsgenossen desselben bewegen, dem Domcapitel die Wahl eben jenes Clemens August v. Droste-Vischering vorzuschlagen, der früher in Münster wiederholt seine hierarchische Gesinnung bekundet und den Gesetzen des Staates Trotz geboten hatte. Die Regierung selbst hat die Wahl dieses fanatischen Mannes durchgesetzt und damit der ultramontanen Partei in Preußen ihren Führer gegeben. Allerdings hatte Droste ausdrücklich versichert, daß er jene Vereinbarung nicht angreifen, sondern nach dem Geiste der Liebe und der Friedfertigkeit anwenden werde. Später erklärte er, an diese Versicherung nicht gebunden zu sein, da er sie in der irrthümlichen Voraussetzung abgegeben habe, daß die Vereinbarung der Bischöfe mit dem Breve des Papstes übereinstimme. In allen Punkten, wo dies nicht der Fall sei, wollte er nur das letztere gelten lassen. Auch in anderen Fragen trat er ebenso schroff auf. Die Regierung kam deshalb schließlich zu der Ueberzeugung, daß seine Entfernung vom Amte nothwendig sei. A. schrieb ihm, um ihn zu freiwilliger Niederlegung desselben zu bestimmen. Als der Erzbischof dies unbedingt ablehnte, wurde er verhaftet und nach Minden geführt. Bei diesem Vorgehen gegen die Person des Erzbischofs fand A. auch die Unterstützung des Kronprinzen, der über das trotzige Verhalten Droste's erzürnt war. In der Sache aber rieth der Prinz zur Nachgiebigkeit und suchte in diesem Sinne sowol auf den König wie auf den Minister zu wirken. Man folgte seinem Rathe. Die Cabinetsordre vom 28. Januar 1838 überwies die Entscheidung in allen zweifelhaften Fällen den Bischöfen.

Inzwischen hatte sich der Papst mit leidenschaftlichen Worten der Sache des verhafteten Erzbischofs angenommen. Dies veranlaßte den Erzbischof Dunin von Posen, der bisher in seiner Diöcese die Beobachtung der staatlichen Gesetze zugelassen hatte, jetzt gegen dieselben aufzutreten. Auch das freundliche Entgegenkommen der Regierung und ein von dem König persönlich unternommener Versuch, einen Ausgleich herbeizuführen, konnten ihn nicht zur Nachgiebigkeit bewegen. So blieb zuletzt nichts übrig als ihn gleichfalls zu verhaften. Erst nach dem Tode des Königs gab er versöhnliche Erklärungen und erhielt darauf die Erlaubniß, in seine Diöcese zurückzukehren. Dem Erzbischof von Köln wurde dies auch von Friedrich Wilhelm IV. nicht gestattet, er mußte in die Bestellung eines Coadjutors willigen und diesem die Führung der Geschäfte übertragen.

In den kirchlichen Angelegenheiten ist Altenstein's Verwaltung offenbar nicht glücklich gewesen. Bei den Evangelischen wie bei den Katholiken war der Frieden gestört worden, die Regierung hatte die strengsten Maßregeln angewendet und trotzdem ihren Willen nicht durchsetzen können. Der Aufschwung des kirchlichen Lebens war vornehmlich der orthodoxen und ultramontanen Partei nützlich geworden, die allerdings an dem Thronfolger einen einflußreichen Freund und starken Beschützer hatte.

Die Unterrichtsverwaltung hat größere Erfolge zu verzeichnen: die Gründung der Universität Bonn, des Berliner Museums, der Thierarzneischule, der

Gärtnerlehranstalt, die Wiederherstellung der Malerakademie in Düsseldorf, die Erweiterung der Universität Halle, das Aufblühen der neuen Hochschulen in Berlin und Breslau, die Umgestaltung des botanischen Gartens und der Charité, die Neugründung oder Ausgestaltung anderer wissenschaftlicher Institute und künstlerischer Unternehmungen, die Errichtung zahlreicher neuer Gymnasien und Schullehrerseminare, sowie die vollständige Durchführung der allgemeinen Schulpflicht, Leistungen, die um so mehr anzuerkennen sind, als sie in einem sparsamen und nicht reichen Staate mit verhältnißmäßig geringen Geldmitteln durchgeführt werden mußten. Diese Unternehmungen wurden zwar hinsichtlich der Kunst durch die warme Theilnahme des Hofes, namentlich des Kronprinzen, unterstützt, andererseits aber durch die bald nach dem Befreiungskrieg hereinbrechende Reaction ganz außerordentlich erschwert.

Die burschenschaftliche Bewegung, das Wartburgfest, die blutige That Sand's haben diese Reaction gefördert und in den maßgebenden Kreisen eine den Universitäten abgeneigte Stimmung hervorgerufen. Altenstein's Gegner am Hofe glaubten, daß er den Ausschreitungen nicht energisch genug entgegentrete, daß er die Studirenden und ihre Lehrer nicht genügend im Zaume halte. Sie hätten ihn gern aus seinem Amte entfernt, und da sich dies bei der freundlichen Gesinnung des ihm persönlich wohlwollenden Königs nicht ohne weiteres durchsetzen ließ, so suchten sie ihm sein Amt zu erschweren und ihn zum freiwilligen Rücktritt zu drängen. Diesen Gefallen that A. seinen Gegnern nicht. Es würde noch schlimmer werden, wenn er ginge, sagte er zu seinen Vertrauten. Deshalb duckte er sich lieber, um das Unwetter vorübergehen zu lassen. Er ließ es sich gefallen, daß Geheimrath Kamptz, einer der rührigsten unter den Förderern der Reaction, als Director der Unterrichtsabtheilung in das Cultusministerium eintrat, daß diejenigen Räthe, denen er am meisten vertraute, in ihrer Wirksamkeit beschränkt und andere Mitarbeiter, mit denen er nicht übereinstimmte, ihm aufgezwungen wurden. Männlich und stolz war sein Verhalten nicht, aber man wird wol zugeben müssen, daß er — wie Bischof Eylert meint — durch sein Temporisiren, Häsitiren, Laviren, Cunctiren und ad interim-Verfügen manches Böse abgewendet und manche verwickelte, vielfach angefeindete Sache erhalten und gefördert, auch manchen tüchtigen Mann und verdienten Gelehrten geschützt hat, den sonst die Leidenschaft der Gegner aus dem Amte verdrängt haben würde.

Gern hätte er auch das Turnen erhalten und dasselbe, um es von allen Auswüchsen und Uebertreibungen zu befreien, dem öffentlichen Unterricht eingefügt und untergeordnet. Er konnte aber nicht verhindern, daß 1820 auf Befehl des Königs die Turnplätze geschlossen und das Turnen in der bisher üblichen Weise verboten wurde. Seine Vorschläge für eine anderweitige Regelung des Turnwesens erhielten nicht die Billigung des Königs, eine allgemeine Ordnung mußte deshalb unterbleiben. Soweit aber einzelne Gymnasien und Erziehungsanstalten körperliche Uebungen ihrer Schüler wünschten, wurden sie von dem Minister nicht daran gehindert. In einem Erlasse an die Oberpräsidenten erklärte er es für unbedenklich, dieselben zu gestatten, nur nicht in dem Geiste und in der Form der untersagten Turnübungen. Erst 1837 konnte das Turnen wieder in weiterem Umfange erlaubt und den Gymnasien empfohlen werden.

Durch die Reaction ist auch der Plan eines allgemeinen Schulgesetzes gescheitert, für dessen Förderung A. bemüht gewesen ist, wenn er auch seltsamer Weise keinen unmittelbaren Antheil an der Ausarbeitung gehabt hat. Die Stimmung der Zeit war nicht darnach angethan, das kirchliche Aufsichtsrecht abzugrenzen und die Schulunterhaltungspflicht gleichmäßig zu ordnen. Das letztere war überhaupt nicht gut möglich, ehe nicht die Verwaltung und die rechtliche Stellung der Landgemeinden geregelt waren. Dies zu thun, hatte

man 1807 in Aussicht genommen, doch sind noch Jahrzehnte bis zur Ausführung vergangen. Damals haben außerdem noch andere Umstände mitgewirkt, so die Verschiedenheit der Ansichten über die Einrichtung der höheren Schulen. 1819 war der Entwurf fertig gestellt und wurde den Provinzialbehörden sowie den Bischöfen zu gutachtlicher Aeußerung übersendet. Er fand vielfachen Widerspruch, über den eine Einigung nicht erzielt werden konnte. Am 12. Februar 1823 meldet A. dies dem Könige, aber, schreibt er: „die Einrichtung und Verbesserung des Schulwesens steht inzwischen nicht still, vielmehr lasse ich es mir angelegen sein, dieselbe ... im Fortschreiten zu erhalten ... so daß die Schulordnung gewissermaßen vorbereitend ins Leben gesetzt wird.“ Nach diesem Plane hat der Minister in der That gehandelt. Ein allgemeines Gesetz war nicht zu erlangen, auf dem Wege der Verordnung aber ist Vieles und Bedeutsames erreicht worden.

Im einzelnen darzulegen, wie A. bemüht war, Wissenschaft und Kunst zu pflegen, die hervorragenden Männer durchzugehen, die von ihm unterstützt, gefördert, an die Universitäten und Akademien berufen wurden, kann nicht der Zweck dieser Skizze sein. Dafür ist die Zahl der berühmten Namen zu groß, obschon nicht in allen Fällen die Wahl auf den rechten Mann gefallen ist. Auch an argen Mißgriffen hat es nicht gefehlt, und manche ausgezeichnete Kraft ist dem preußischen Staate verloren gegangen, weil man ihre Bedeutung nicht erkannte und sich nicht die Mühe gab, sie zu gewinnen oder festzuhalten. In der Regel wird A. vorgeworfen, daß er einseitig Hegel und seine Schule begünstigt habe. Dies ist indessen nicht eigentlich von ihm selbst ausgegangen, der zwar in manchen Punkten mit dem gefeierten Philosophen übereinstimmte und von der Allgewalt des Staates eine nahezu ebenso hohe Meinung hatte wie dieser, sich aber seiner Lehre keineswegs völlig hingab. Im ganzen hielt er mehr zu Fichte und äußerte wiederholt, daß er in seinen eigenen Studien nicht über diesen hinaus gekommen sei. Er machte nicht den Anspruch, die Zeitströmung zu leiten, sondern folgte ihr, um so leichter, als dieselbe in seinem Vertrauten, Johannes Schulze, dem begeisterten Freunde und Schüler Hegel's, einen sehr beredten Vertreter hatte. A. war nicht immer mit Schulze's Vorschlägen einverstanden und hat auch wol hier und da an seiner abweichenden Meinung festgehalten. Da Schulze aber dem Minister an Klarheit des Urtheils wie des Willens überlegen war, so hat er sich, wie er selbst erzählt, „fast ohne Ausnahme seiner endlichen Zustimmung“ erfreuen können.

Noch größeren Einfluß übte Schulze in der Leitung des höheren Schulwesens. A. folgte hier fast überall dem Rathe des sachkundigen Mannes, so daß sowol der Ruhm als auch die Verantwortung für die bedeutenden Veränderungen, die unter dem Ministerium A. auf diesem Gebiete stattfanden, mehr dem Berather als dem Minister zusteht. Als die wichtigsten dieser Veränderungen erscheinen: 1825 die Einrichtung der Provinzial-Schulcollegien für das höhere Schulwesen, das bisher unter den Consistorien gestanden hatte und nunmehr größere Gewähr fachmännischer Leitung und Beaufsichtigung erhielt; die neue Ordnung für die Prüfung der Lehrer an den höheren Schulen von 1831, die Ordnung für die Abgangsprüfung der höheren Bürger- und Realschulen von 1832, die Umänderung der Abiturientenprüfung an den Gymnasien von 1834, der Normallehrplan von 1837. Das hierbei für die Gymnasien erstrebte Ziel ging darauf hinaus, eine allseitige harmonische Ausbildung der Schüler zu erreichen. Zu diesem Zwecke sollte der Mathematik, der Naturwissenschaft und der Geschichte eine erhöhte Thätigkeit zugewendet werden, trotzdem aber sollten die alten Sprachen nach wie vor im Mittelpunkte des Unterrichts stehen. La-

teinisch wurde zwar etwas beschränkt, Griechisch aber stärker als bisher betont und für alle Schüler der Gymnasien obligatorisch gemacht. Zeit und Kraft für solche Arbeit sollte durch größere Concentration des Unterrichts, durch Ausstattung der Schulen mit den besten Unterrichtsmitteln, durch bessere Vorbildung der Lehrer und durch strengere Auswahl bei der Anstellung derselben gewonnen werden. Dies durchzuführen erforderte bedeutende Geldmittel, um die äußere Lage der Lehrer einigermaßen befriedigend zu gestalten und die nöthigen Lehrmittel zu beschaffen. In dieser Beziehung ist A. eifrig bemüht gewesen, wenn auch nur mit theilweisem Erfolge.

Die erhöhten Anforderungen an die Arbeitskraft der Gymnasiasten riefen großen Widerspruch und scharfen Angriff hervor. Zunächst von seiten derer, die den Unterricht in den alten Sprachen beschränken wollten. Sie fanden für diese Forderung in den höchsten Kreisen Unterstützung; auch der König hat sich wiederholt in diesem Sinne ausgesprochen, ließ sich indessen beschwichtigen. Am gefährlichsten von ihnen war Kamptz, der acht Jahre lang (1824—1832) an der Spitze der Unterrichtsabtheilung stand und auch später als Justizminister großen Einfluß ausübte. In seinem Kampfe gegen die deutschen Ideologen hätte er das Studium des Griechischen am liebsten ganz beseitigt. Ueberdies war er der Meinung, daß es weniger auf das Maaß des Wissens ankomme, als auf die in den Schülern zu erweckende religiöse und politische Gesinnung. A. und Schulze ließen sich aber von ihrem Ziele nicht abwenden. Nur kamen sie dem Verlangen nach stärkerer Betreibung der realen Wissenschaften so weit entgegen, daß den Städten erlaubt wurde, auf ihre Kosten höhere Bürger- und Realschulen einzurichten, und diese nicht ganz so streng wie die Gymnasien in das bureaukratische Joch gleichmäßiger Anforderungen eingespannt wurden. Die Humanisten andererseits waren unwillig, daß die Alleinherrschaft der lateinischen Sprache eingeschränkt wurde. Sie schalten auf „die neue Lehrweisheit in Preußen", die zu vielerlei lehre, „durch Ueberladung, Ueberspannung und Ueberbietung die Blüthe der Regsamkeit in der Jugend zerdrücke und die Sammlung des Geistes störe." Doch mußte selbst Thiersch, der bedeutendste und zugleich der heftigste unter den Wortführern dieser Richtung, „die Energie des Bestrebens, die Wissenschaftlichkeit und die Bildung des Lehrstandes, die Unterstützung der Behörden" anerkennen und er erklärte: „die preußischen gelehrten Schulen sind zwar nicht, was sie sein könnten, wol aber die besten unter allen, deren Europa sich jetzo rühmen kann." Aehnliche, zum Theil uneingeschränkte Anerkennung fand das höhere Schulwesen in Preußen auch durch andere auswärtige Gelehrte und Schulmänner. Im Inlande aber wollten die Klagen nicht verstummen. Am meisten Aufsehen erregten 1836 die Ausführungen des Medicinalrathes Lorinser, daß die Ueberbürdung der Schüler ihre körperliche Entwicklung verhindere. Die zum Beweise dessen vorgebrachten angeblichen Thatsachen erwiesen sich freilich bei eingehender Prüfung großentheils als unrichtig. Das Ministerium konnte also die Uebertreibungen abweisen und die Anklage auf ein bescheidenes Maaß zurückführen. Die Ermittlungen der Ersatzbehörden zeigten sogar, daß aus den Gymnasien mehr gesunde und brauchbare Soldaten hervorgingen als aus den Gleichaltrigen anderer Kreise.

Auf das Volksschulwesen konnte Johannes Schulze nicht so großen Einfluß ausüben, da 1820 hierfür ein besonderes Decernat eingerichtet wurde, das A., der Reaction nachgebend, dem Geheimrath Beckedorf (1820—1827) übertragen mußte. Dieser begünstigte ausschließlich die positiv-gläubige Richtung, die sich damals innerhalb der Pestalozzi'schen Schule entwickelte. A. sorgte dafür, daß auch die freiere Richtung, als deren Führer Adolf Diesterweg gilt, sich weiter entwickeln konnte. Selbst den letzten Rest der aus dem alten Philanthropin

stammenden Richtung der sogenannten Nützlichkeitsschule ließ er gewähren, wo dieselbe von erfahrenen Beamten, wie etwa Zerrenner in Magdeburg, vertreten wurde. Er hatte kein eigenes System, aber er bemühte sich, tüchtige Männer auszuwählen und diesen, soweit als möglich, die Bahn frei zu machen. Vor allem sorgte er für die Bildung der Volksschullehrer durch Errichtung neuer Seminare und durch die Verbesserung der bestehenden, ferner für Gründung und Ausstattung von Volksschulen. Bei seinem Tode war die in den älteren Landestheilen gesetzlich schon lange bestehende allgemeine Schulpflicht in dem ganzen Umfange des preußischen Staates thatsächlich durchgeführt, in einem so hohen Grade, wie er wol niemals vorher in einem großen Staate erreicht worden ist, die Zahl der Schüler und Schülerinnen betrug den sechsten Theil der gesammten Bevölkerung.

Schon diese kurze Uebersicht über die Thätigkeit der Unterrichtsverwaltung, über die Streitfragen, zu denen sie Veranlassung gab, und über die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatte, zeigt, daß in den 23 Jahren des Ministeriums A. Bedeutendes geleistet worden ist, trotz der ungünstigen Verhältnisse, die einer vollen Entfaltung des geistigen Lebens entgegenstanden. Diese Verhältnisse zu bemeistern, war Altenstein's Persönlichkeit allerdings nicht geeignet. Was unter ihm für Unterricht, Kunst und Wissenschaft geschehen ist, hat er nicht durch kühnes Vorgehen nach festem Plane erreicht, sondern indem er mit Zähigkeit an seinen Zielen festhielt, wenn er auch im einzelnen Falle dem auf ihn ausgeübten Drucke nachgab und von kräftigeren Naturen leicht bestimmt und beeinflußt wurde. Nur durch seine Nachgiebigkeit und Vorsicht ist es ihm gelungen, sich bis zum Tode in der Gunst des Königs und im Amte zu erhalten.

An diesem Amte hing er mit ganzer Seele. Er hatte ein starkes Gefühl seiner Würde und Bedeutung, er war zugleich stolz auf das Gute, das er wirken und fördern konnte. Mit großer Sorgfalt hielt er darauf, daß die zahlreichen Bittschriften eingehend untersucht und beantwortet wurden. Ganz besondere Freude gewährte es ihm, junge Talente zu unterstützen, oft hat er, wenn die Mittel nicht ausreichten, von dem Eigenen dazu gegeben. Wie die Freude am Wohlthun ist die Liebe zur Pflanzenwelt ihm bis ins Alter geblieben. Sich ihr zu widmen gaben der Sommersitz, den er in Schöneberg erworben hatte, und ein Weinberg bei Werder reiche Gelegenheit. Auch die weiten Räume seiner Amtswohnung waren fast wie ein Garten eingerichtet und oft von berauschendem Blumenduft erfüllt. Inmitten seltener Pflanzen und erlesener Kunstwerke lebte er den Geschäften, den Studien und seinen Liebhabereien.

In seinem Familienleben ist A. nicht glücklich gewesen. Seine Gattin starb 1805 nach kurzer Ehe an der Schwindsucht. Derselben Krankheit erlag 1829 der einzige Sohn, während er als Referendar bei der Regierung in Merseburg arbeitete. Mit seinen in Berlin lebenden Verwandten stand der Minister in innigem Verkehr. Eine unverheirathete Schwester führte sein Hauswesen, seitdem er die Frau verloren hatte, eine andere, jung verstorbene, war die Gattin Nagler's gewesen. Dieser energische, rührige Mann hat, wie die Zeitgenossen übereinstimmend berichten, großen Einfluß auf A. ausgeübt, obgleich ihre politischen Ansichten ebenso verschieden waren, wie ihre Naturen. Wie Nagler einst zu den heftigsten Gegnern der Reform gehört hatte, so diente er nachher mit leidenschaftlichem Eifer der Reaction, die seinem Schwager das Leben so sehr erschwerte. Neben Nagler wird als dem Minister am nächsten stehend ein jüngerer Rath seines Ministeriums, Freiherr v. Stein zu Kochberg, Sohn der Charlotte v. St. (s. o. S. 602), genannt, der mit seiner Nichte, der einzigen Tochter des früher erwähnten Bruders Sigismund, verheirathet war. Dieser Letztere war Rath im Justizministerium und starb 1835.

Vgl. außer den allgemeinen Werken zur politischen und kirchlichen Geschichte Deutschlands bezw. Preußens in diesem Zeitraum, den Biographien und den Memoiren, Erinnerungen, Denkwürdigkeiten, Mittheilungen der Zeitgenossen: Germann, Altenstein, Fichte und die Universität Erlangen. — Mamroth, Geschichte der preußischen Staatsbesteuerung I. — Bornhak, Die preuß. Finanzreform von 1810 (Forsch. z. brand. Gesch. III). — Histor. Zeitschr. 26 und 65 (Arbeiten von Nasse und Varrentrapp). — Döllinger, Ueber gemischte Ehen. — Bunsen, Darlegung des Verfahrens gegen den Erzbischof von Köln. — Die Gesetzgebung auf dem Gebiete des Unterrichtswesens, Berlin 1869. — Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts. — Harnisch, Der jetzige Zustand des preuß. Volksschulwesens, Leipzig 1841. — Diesterweg, Pädagogisches Jahrbuch 1851. — Deutsche Revue VII. (Aus Altenstein's Cultusministerium und Ein preuß. Staatsmann von Frhr. v. Stein zu Kochberg.)

Paul Goldschmidt.

Stein: Karl St., Schriftsteller, geboren am 23. Juni 1773 zu Neubrandenburg in Mecklenburg-Strelitz, wurde 1815 weimarischer Rath und Professor, später preußischer Hofrath in Berlin und starb daselbst am 12. Februar 1855. S. war ein Tagesschriftsteller von ungemeinem Fleiße und erstaunlicher Fruchtbarkeit. Seine gesammte litterarische Thätigkeit kennzeichnet das immer hervortretende Bestreben, sich den jeweiligen Bedürfnissen des lese- und schaulustigen Augenblickspublicums anzupassen. Bei den Zeitgenossen fanden hauptsächlich seine wissenschaftlich werthlosen historischen Arbeiten (auch Lehrbücher für die Jugend), die er für Söhne und Töchter aus den gebildeten Ständen, für Zeitungsleser zur Orientirung u. s. w. verfaßte, weite Verbreitung. Ebenso fruchtbar und unbedeutend ist S. als Dichter. Seine (bei Goedeke und Brümmer aufgezählten) Erzählungen, Romane und Dramen ernsten wie heiteren Inhalts gehörten eine Zeit lang zum Stamme der Leihbibliotheken und der Bühne, ohne nachhaltige Erfolge erzielen zu können, und sind heute mit Recht vergessen. S. schrieb auch unter den Namen Gustav Linden und Karl Jents (nicht aber Georg Schiller, wie Koberstein, S. mit dem Novellisten und Lustspieldichter Karl Fr. Stein verwechselnd, angibt).

Brümmer. — Goedeke, Grundriß [1] III, S. 318 Nr. 177, S. 946 Nr. 825. — Koberstein [5] V, 131, 14 [1]; 413.

Friedrich Brandes.

Stein: Leopold St., Dr., geboren am 5. November 1810 in Burgpreppach, † am 2. December 1882 in Frankfurt a. M., hervorragender Theologe und Schriftsteller. Fünf Jahre alt kam er nach Adelsdorf, wohin sein Vater als Rabbiner berufen wurde. St. zeigte frühzeitig hervorragende geistige Anlagen, sein Bildungsgang war jedoch anfänglich nur der bei den damaligen Juden wegen ihrer Ausschließung von den öffentlichen Schulen übliche, einseitig biblisch-talmudische. Erst in seinem 17. Lebensjahre begann er profane Studien mit Erfolg zu treiben und besuchte, nachdem er in Erlangen und Baireuth Gymnasialstudien obgelegen, die Universität Würzburg. Seine theologische Ausbildung fand ihren Abschluß an der talmudischen Hochschule zu Fürth. In religiöser Beziehung war er fortschrittlich gesinnt und er wurde mit einer der Begründer und Pfleger der synagogalen Reformrichtung. 1835 wurde St. als Rabbiner nach Burg- und Altenkunstadt berufen. Seine poetische Begabung stellte St. auch in den Dienst der Synagoge. Er übersetzte biblische und mittelalterliche Dichtungen ins Deutsche und legte traditionellen Melodien der hebräischen Liturgie deutsche Texte unter, welche vielfach in den öffentlichen Gottesdienst aufgenommen wurden. („Stufengesänge, Dichtungen." Würzburg 1834. „Die Königskrone" 1839.) Er verfaßte auch weltliche Gedichte ernsten und heiteren Charakters und versuchte sich sogar auf dramatischem Gebiete („Die Hasmonaeer, historisches Drama in fünf Acten." Frankfurt a. M. 1859. „Haus

Ehrlich, Drama in fünf Aufzügen." Leipzig 1863. „Der Knabenraub von Karpentras, Drama in vier Aufzügen." Berlin 1863). Eine Reihe von Jahren gab St. eine populäre jüdisch-theologische Zeitschrift „Der Volkslehrer" heraus (1851—61). Im J. 1844 wurde St. als Rabbiner der israelitischen Gemeinde nach Frankfurt a. M. berufen, welches Amt er im J. 1862 niederlegte („Mein Dienstverhältniß zum israelitischen Gemeindevorstande zu Frankfurt a. M., actenmäßig zur Begründung meiner Amtsniederlegung dargestellt" Frankfurt a. M. 1861. „Die Vorbereitungen zum Abschied, Predigt in der neuen Hauptsynagoge". Nebst einem Anhange, Frankfurt a. M. 1862). St. genoß einen berechtigten Ruf als Kanzelreder und viele seiner Reden sind im Druck erschienen („Koheleth, Eine Auswahl gottesdienstlicher Vorträge", Frankfurt a. M. 1846). Seine Reden waren poetisch durchhaucht und gipfelten in der Idee der allgemeinen Menschenliebe. Nach seinem Rücktritte vom Amte als Rabbiner in Frankfurt a. M. gründete er dort ein Mädchenpensionat und seine Freunde und Anhänger thaten sich zu einer „Westend-Union-Gemeinde" zusammen, in der er als Prediger wirkte. („Aus dem Westen. Eine Predigtsammlung", Mannheim 1872. „Der Kampf des Lebens, ein Cyclus von Festpredigten", Mannheim 1871). St. schrieb ein Gebetbuch für die israelitische Gemeinde, das in einigen Synagogen eingeführt wurde und ein Religionsbuch für die israelitische Jugend. Eine seiner bekanntesten Schriften ist die „Die Schrift des Lebens", eine populäre Darstellung der Dogmatik und Ethik des Judenthums. Im J. 1872 legte er wegen vorgerückten Alters sein Predigtamt nieder. Die an seiner Bahre gehaltene Leichenrede von dem sel. Rabbiner Dr. N. Brüll ist abgedruckt in Brüll's Pop. Wiss. Monatsblättern Jahrg. III, S. 22. Adolf Brüll.

Stein: Lorenz v. St., Nationalökonom, geboren am 15. Novbr. 1815 zu Eckernförde im Herzogthume Schleswig, verbrachte seine erste Jugend an einer Militärerziehungsanstalt und an dem Gymnasium in Flensburg, bezog im J. 1835 die Hochschule in Kiel, 1837 jene in Jena, an welcher er vorwiegend philosophischen und juristischen Studien oblag. Nach absolvirtem Rechtsstudium ging er 1839 nach Kopenhagen, wo er in der schleswig-holsteinischen Kanzlei eine Anstellung erhielt. Doch wendete er sich alsbald zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung wieder der Universität zu, promovirte in Berlin zum Doctor der Rechte und schlug darauf für längere Zeit seinen Wohnsitz in Paris auf, wo er ebenso intensiv gelehrte, besonders rechtsgeschichtliche Studien betrieb, wie er daselbst an der Brutstätte des Socialismus den Anschauungen und leitenden Ideen desselben bis auf seine letzten Wurzeln im lebendigen Contacte mit dem Volksleben selbst nachging. Im J. 1846 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Pr fessor an der Universität Kiel; aber bald führte die Erhebung der Herzogthümer gegen Dänemark den Gelehrten wieder auf das Forum. Wie er sich an der Schrift der Kieler Professoren über das Successionsrecht in den Herzogthümern betheiligt hatte, nahm er auch in der Folge den thätigsten Antheil an der politischen Bewegung seiner Heimath, vertrat als Delegirter der provisorischen Regierung die Sache der Herzogthümer in Paris, wo er während des Juniaufstandes 1848 sich aufhielt, und wurde nach seiner Rückkehr in den Landtag gewählt. Als aber im J. 1850 die dänische Herrschaft in den Herzogthümern wieder hergestellt wurde, büßte St. mit noch acht anderen Professoren der Kieler Universität das offene und entschiedene Eintreten für die Selbständigkeit der Herzogthümer mit dem Verluste der Lehrkanzel. Dennoch blieb er in Kiel, fortan ausschließlich mit staatswissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, in der Hoffnung, an einer anderen Universität eine Stellung zu erhalten, wozu sich auch mehrmals gegründete Aussichten eröffneten. Als sie sich aber trotzdem nie verwirklichten, sah St. sich genöthigt, in Oesterreich sein

Glück zu versuchen, wohin ihn persönliche Beziehungen und warme Empfehlungen führten. Und in der That gelang es ihm bald, sich eine Position zu verschaffen, indem er in dem Finanzminister Bruck eine congeniale Natur fand, die, Stein's Werth und Bedeutung ermessend, auf seine Berufung an die Universität Wien einen maßgebenden Einfluß ausübte. Von 1855 angefangen wirkte St. an der ersten Hochschule des Reiches als Lehrer der Staatswissenschaften bis zu seiner Versetzung in den bleibenden Ruhestand (1888) ununterbrochen, unermüdlich und in glänzendster Weise. In das praktische politische Leben hat er sich, von den ersten Jahren seines Wiener Aufenthaltes abgesehen, fast nie mehr eingelassen; dem praktischen Geschäftsleben stand er eine Zeit lang, insbesondere im Eisenbahn- und Actiengesellschaftswesen, nahe, und sehr wechselvolle Schicksale sind ihm auf diesem Boden erwachsen; aber unwandelbar war sein Eifer, wie sein Erfolg im weiten Bereiche der Wissenschaft, die ihm nicht nur ihre höchsten äußerlichen Ehren zollte, sondern auch den Preis der Meisterschaft in der fruchtbaren Reception seiner fundamentalen Lehren nicht vorenthalten hat. Trotz längerer Kränklichkeit von seltener geistiger Frische, lernbegierig bis zum letzten Augenblicke wie ein Jüngling, schaffend und wirkend, wie in vollster Manneskraft starb der bald 75jährige Greis noch viel zu früh den Seinen, der Wissenschaft und dem Vaterlande, am 23. September 1890 auf seinem Landsitze in Weidlingau bei Wien.

Stein's litterarische Leistungen lassen sich nur in ihrer Gesammtheit und in ihrem vollen Zusammenhange richtig beurtheilen. Wie man den vollen Genuß des persönlichen Verkehrs mit St. nur dann empfand, wenn man bei ihm zu Hause war, so muß auch in seinen Schriften zu Hause sein, wer sie richtig verstehen und genießen will. St. schuf immer aus dem Vollen, ob er nun geistreich plaudernd mit seinen Freunden einzelne Fragen erörterte oder ein ganzes Gebiet der Wissenschaft monographisch behandelte; den großen leitenden Ideen, welche sein ganzes Denken und Forschen beherrschten, mußte sich jedes einzelne Urtheil, jede einzelne Thatsache, die sich ihm aufdrängte, fügen. Er war ein speculativer und constructiver Denker mit einer scharf ausgeprägten Neigung zur Systematik; aber alle diese hervorstechenden Züge seiner Schriften waren doch nur die formalen Elemente seiner geistigen Arbeit; sie machten nicht sein Wesen aus. Mit einer reichen, ja üppigen Phantasie ausgestattet, war ihm die Speculation nur die Brücke, welche über die Lücken unseres Wissen hinüberführen sollte, um das zu verbinden, was die Forschung an festem Land errungen hatte; seine Constructionen, mochten sie nun zur Herstellung historischer Kategorien oder juristischer Begriffe führen, waren ihm das Mittel zur Darstellung abgerundeter Denkformen, wo die Mannigfaltigkeit der realen Lebenserscheinungen die Erfassung ihrer begrifflichen Einheit erschwerte; das System war ihm wie ein Netz, das er über die bewegten Elemente des Wissens legte, um sie für die Beobachtung zu fixiren und wirkliche oder vermuthete Zusammenhänge leichter überblicken und erklären zu können.

Alle diese drei wichtigsten Hilfsmittel seiner geistigen Arbeit, in denen man oft ganz irrthümlicher Weise das Wesentlichste seiner wissenschaftlichen Leistung gesehen hat, waren nur Denk- und Lehrbehelfe für ihn. Und darum waren sie auch für ihn nichts Festes, Unwandelbares, außer nach ihrer formalen Seite hin. Daß er die durch speculative Abstraction gewonnenen Lehrsätze oft geändert, begriffliche Constructionen aufgegeben und andere an ihre Stelle gesetzt hat, daß er in der Systematik der von ihm gepflegten Disciplinen nie zur Ruhe gekommen, sondern fortwährend an derselben umgebaut hat, das ist ihm oft zum Vorwurfe gemacht worden; es zeigt aber vielmehr, daß ihm diese Ergebnisse

seiner Geistesarbeit selbst immer nur provisorische, daß sie für ihn nicht von wesentlicher Bedeutung waren.

Im rechten Gegensatze nun zu diesen formalen Elementen seiner Geistesarbeit zeugen die großen leitenden Gedanken Stein's von einer lebensvollen Gesammtauffassung des realen Gesellschafts- und Staatslebens, wie sie nur aus der eindringlichsten und schärfsten Beobachtung des Lebens heraus gewonnen werden konnten und von einer Einheitlichkeit und Sicherheit ihrer Geltendmachung in allen seinen Schriften, welche Stein's schon in früheren Jahren großartigen Blick für die Grundprobleme unseres Gesellschaftslebens in das hellste Licht stellen und seine Meisterschaft in der consequenten Durchführung dieser Grund- und Leitmotive seiner ganzen staatswissenschaftlichen Auffassung als unerreicht ersehen lassen.

Der wissenschaftliche Grundgedanke der Stein'schen Gesellschafts- und Staatslehre läßt sich vielleicht mit wenigstens annähernder Genauigkeit in folgender Weise formuliren: Die europäische Civilisation ist das Ergebniß der aus der Vergangenheit angesammelten Bildungs- und Reichthumselemente. Es ist das Gesetz des Güterlebens (Volkswirthschaftslehre), daß immer über den augenblicklichen Bedarf producirt wird (freier Werth), so daß der steigende Reichthum immer neue und gesteigerte Bedürfnisse erzeugt und befriedigt. Das Gesetz des persönlichen Lebens (Gesellschaftslehre) bewirkt eine immer größere Betheiligung der Bevölkerung an den geistigen Gütern und damit eine fortwährende Erhebung der unteren Volksschichten zu höherer persönlicher Leistung, aber auch zu einem höheren Maaße von Gütern und Bedürfnissen (aufsteigende Classenbewegung). Das Gesetz des Staatslebens (Verfassungs- und Verwaltungslehre) ist die rechtliche Ausgestaltung der unter dem Einflusse des Güterlebens und der socialen Bewegung erzeugten Thatsachen und die Herstellung der organischen Verbindung zwischen den Vorgängen des Güterlebens mit den Vorgängen der socialen Bewegung (sociales Königthum). Die vorhandenen Bildungs- und Reichthumselemente entspringen in Europa allenthalben den gleichen Wurzeln (europäische Rechts- und Wirthschaftsgeschichte) und der Staat hat in Europa allenthalben die gleiche Aufgabe; eine Ideen- und Interessengemeinschaft beherrscht in letzter Linie alle europäischen Culturstaaten (europäische Verwaltungslehre).

Dieser ganze Gedankengang ist innerhalb der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts der Wissenschaft, ja wohl der gebildeten Welt überhaupt, schon so geläufig geworden, daß wir fast sagen dürfen, er sei zum Gemeingute des Volkes geworden. Mag auch die Formulirung im Einzelnen noch vielfach abweichen, die schlagwortartige Zuspitzung da und dort als zu scharf oder einseitig bezeichnet werden: eine wesentliche Abweichung von den großen Linien dieser Gesammtauffassung findet sich doch nur mehr in den Dictaten überlebter Schulen oder in den Programmen reactionärer und revolutionärer Parteien. Alle diese Gedanken aber finden entweder ihren Ursprung oder doch ihre erste bestimmte und zielbewußte Formulirung in den Werken von St.; theils unvermerkt, theils in scharfem Kampfe haben sie ihren Einzug in die wissenschaftliche Litteratur, in die Parlamente und Aemter, in die Tagespresse und das politische Denken der Masse gefunden. Stein's wissenschaftliche That war es zum guten Theile, daß in die Staats- und Gesellschaftswissenschaft ein einheitlicher großer Gedankengang gebracht wurde und daß der Zusammenhang des Volks- und Staatslebens wieder klar vor Augen trat. Und diese wissenschaftliche That wirkte im Leben weiter; sie ward das Postulat der modernen Wirthschaftspolitik, wie der positiven socialen Reform, wie sie zum Programme der modernen Verfassungsparteien wurde, welche in der Ausbildung des verfassungsmäßigen Verwaltungsrechtes die Schutzwehr gegen einen Rückfall in den Eudämonismus des absoluten Polizei-

staates aufrichtete. Ja selbst die neueste Richtung, welche europäische Staatsweisheit in dem Gedanken eines alleuropäischen Bundes zur Abwehr panamerikanischer und großrussischer Tendenzen einzuschlagen sich anschickt, hat in Stein's längst ausgesprochenem Satze von der Einheit der europäischen Civilisation ihre vorahnende Formel gefunden.

Liegt nun auch der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Leistungen von St. durchaus auf seinen systematischen großen Werken über Gesellschaftslehre, Volkswirthschaftslehre, Finanzwissenschafts- und Verwaltungslehre, welche mit ihren vielen Auflagen und Uebersetzungen in fremde Sprachen für sich allein eine kleine Bibliothek darstellen, so ist seine litterarische Fruchtbarkeit doch erst aus der Fülle kleinerer Abhandlungen und Essays vollkommen zu beurtheilen. Ja, aus diesen kleinen, oft vom Augenblicke gereiften Früchten seines rastlosen Geistes ist die Eigenart seines Denkens eigentlich am besten zu erkennen; auch wo sie nicht unterzeichnet waren, konnte doch nie ein Zweifel über die Autorschaft bestehen; so charakteristisch, so ganz individuell war Stein's Schreibweise. Jede Tagesfrage, die er auch gerne in der Tagespresse zu erörtern liebte, knüpfte er an die großen weltbewegenden Probleme an; jeder wies er ihren Rang und ihre Stellung in der ganzen Welt der Fragen an. Für jede dieser Fragen entwickelte er zunächst die Voraussetzungen, unter denen sie entstand; damit nahm er den Leser gefangen; und nun führte er ihn mit unerbittlicher Logik und einer glänzenden Dialektik, wohin er wollte, bis in einer knappen Formel eine Lösung des Problems vorlag, der man um so weniger widersprechen konnte, als die Einführung der Voraussetzungen, unter denen solche Lösung möglich war, auf das sorgfältigste und mit Anwendung stereotyper Höflichkeitsformeln darauf berechnet war, im Anfange der Argumentation jeden Widerspruch unmöglich oder doch — vergessen zu machen.

Es war durchaus nicht immer strenger wissenschaftlicher Ernst, der ihm diese Tagesartikel eingab; hier spielte er oft mit überlegener Meisterschaft mit einem Gedanken; ja es klingt oft wie von souveräner Verachtung der Urtheilskraft seiner Leser aus diesen Causerieen heraus; auch der Gedanke läßt sich nicht immer abweisen, daß er von der Bedeutung der Tagespresse keine allzugroße Meinung hatte, — trotz — oder vielleicht wegen — seiner eminenten Begabung für die Journalistik.

Zahllos sind die Artikel, welche er im Laufe der Zeit in der Augsburger (später Münchener) Allgemeinen Zeitung, in seinen eigenen Zeitschriften für Eisenbahnwesen und sonst veröffentlicht hat; kein Problem der äußeren oder der inneren Politik wird schließlich dabei unberührt geblieben sein; für die Gesammtauffassung Stein's bilden sie trotz der Flüchtigkeit ihrer Conception, trotz der auch für ihn selbst keineswegs immer endgültigen Formulirung seiner Gedanken doch eine unentbehrliche Ergänzung seiner Schriften.

Wie aber St. als Schriftsteller in seltenem Maaße fruchtbar und wirkungsvoll war, so war er das mindestens eben so sehr als akademischer Lehrer. Ueber 30 Jahre lang hat er an der Wiener Hochschule die Staatswissenschaften im weitesten Umfange vorgetragen, ein Meister des Wortes und des Gedankens. Ein ganzes Geschlecht von Männern hat er in die Staatswissenschaft eingeführt, nach vielen Tausenden konnte er seine begeisterten Zuhörer zählen, — nur eines war ihm versagt, Schule zu machen. Wohl hat er, insbesondere in jüngeren Jahren, seine Zuhörer angeregt zu sorgsamer Beobachtung volkswirthschaftlicher und staatswirthschaftlicher Zustände und Vorgänge, die sie ihm, aus den Ferien zurückgekehrt, mittheilen sollten. Auch hat er im Vereine mit Stubenrauch ein eigenes Institut für systematische Sammlung und Verwerthung des gesetzgeberischen Materials der verschiedenen Staaten einzurichten begonnen, das seiner

ganzen Anlage nach geeignet gewesen wäre, der Boden für ein umfassendes staatswissenschaftliches Seminar zu werden. Aber doch war ihm diese Art der Thätigkeit nie congenial; er wollte die Sache haben, ohne sie zu machen; und so lehrte er auch, was er wußte und dachte, ohne seine Schüler zu unterrichten, wie er zu seinem Wissen gekommen. Und das lag durchaus in seinem Wesen; denn für St. war alles Erkennen ein unmittelbares; sein reiches positives Wissen war nur der Nährstoff seiner Phantasie; die Individualität seines Denkens und Arbeitens war zu ausgeprägt, als daß er sie auf Andere hätte durch methodische Anweisung übertragen können. Nur in einem Falle, am Abende seines Lebens, hat er, allerdings in ganz eigenartiger Weise und unter ganz besonderen Verhältnissen, wirklich Schule gemacht; er war der eigentliche Lehrmeister der japanischen Jugend, welcher er die europäische Civilisation, ihre Formen und ihre Veranstaltungen interpretirte; von St. lernten diese Culturträger des fernen Ostens, was Europa sich an einheitlicher Bildung und an allgemeinen Ideen der Volks- und Staatswohlfahrt errungen habe und in welcher Weise eine Uebertragung dieser einheitlichen europäischen Civilisation auf den Boden einer asiatischen Despotie möglich sei. Diese exotische, aber gewiß dankbare Aufgabe reizte ihn so sehr, daß er ihr einen guten Theil seiner Zeit widmete. Es wird sich erst in der nächstfolgenden Entwicklung der öffentlichen Einrichtungen Japans zeigen, wie tiefgehend sein Einfluß in dieser Hinsicht gewesen ist.

Diese überaus vielseitige und erstaunlich fruchtbare Wirksamkeit Stein's war nur möglich bei der hingebendsten Begeisterung für seine Lebensaufgabe, die er sich während seines ganzen Lebens bis in die letzten Tage in jugendlicher Frische gewahrt hat; ihm war jede Arbeit Erholung und jede Erholung ward ihm zur Arbeit; wie er nie müde war zu lernen, so ging Niemand von ihm, ohne etwas gelernt zu haben. Und so wird auch, da er nicht mehr ist, die Welt noch lange von ihm lernen können; denn das Beste, was er in seinem Leben gab, die unendliche Fülle von Anregungen zu weiterer Arbeit, hat sich noch lange nicht ausgelebt; unsere Zeit, deren Pulsschlag er so feinfühlig erkannte, hat die Fragen der Gesellschaft noch lange nicht überwunden, für deren Lösung er sein Bestes eingesetzt hat.

Von den zahlreichen selbständig und in Zeitschriften veröffentlichten Schriften Stein's seien im Folgenden nur die bedeutendsten erwähnt: „Die Geschichte des dänischen Civilproceßes und das heutige Verfahren. Als Beitrag zu einer vergleichenden Rechtswissenschaft" (1841); „Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte" (1842; 2. Aufl. 2 Bde. 1847); „Die Municipalverfassung Frankreichs" (1843); „Geschichte des französischen Strafrechts und Processes" (in L. A. Warnkönig's französischer Staats- und Rechtsgeschichte, 1846); „Die socialistischen und communistischen Bewegungen seit der dritten französischen Revolution. Anhang zum Socialismus und Communismus" (1848); „Einleitung in das ständische Recht der Herzogthümer Schleswig und Holstein" (1847); „Denkschrift über die Zollverhältnisse der Herzogthümer Schleswig und Holstein, mit besonderer Berücksichtigung eines Anschlusses derselben an den Zollverein" (Zeitschr. für deutsche Statistik. 1848. 2.—4. Heft); „La question du Schleswig-Holstein" (1848); „Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage" (3 Bde. 1850. Hiervon Bd. I: Der Begriff der Gesellschaft und die sociale Geschichte der französischen Revolution bis zum J. 1830; Bd. II: Die industrielle Gesellschaft, der Socialismus und Communismus Frankreichs von 1830—1848; Bd. III: Das Königthum, die Republik und die Souveränetät der französischen Gesellschaft seit der Februar-Revolution 1848. Als 2. (Titel-)Auflage. 1855); „Die Lebensaufgabe der Hausfrau" (1. Aufl. 1851 [anonym]. 2. Aufl. 1853.

3. Aufl. 1890); „Rechtliches Gutachten über die fortdauernde Gültigkeit der Schleswig-Holstein'schen Staatspapiere und des Patents vom 7. Juni, die Aufhebung dieser Gültigkeit betr. nebst Einleitung und species facti v. L. H. Simon" (1852); „System der Staatswissenschaft" (2 Bde. 1852, 1856. I: System der Statistik, Populationistik und der Volkswirthschaftslehre. II: Die Gesellschaftslehre); „Die Grundlagen und Aufgaben des künftigen Friedens" (mit 4 officiellen Beilagen, 1856); „Die neue Gestaltung des Geld- und Creditwesens in Oesterreich" (1856); „Oesterreich und der Friede" (1856); „Lehrbuch der Volkswirthschaft. Zum Gebrauche für Vorlesungen und zum Selbststudium" (1858, 1878, 1887); „Lehrbuch der Finanzwissenschaft. Als Grundlage zu Vorlesungen und zum Selbststudium" (1860, 1871, 1875, 1878, 1885—86); „Studien über stehende Heere" (1860); „Die Verwaltungslehre" (I.—VII. Thl. 1865—68); „Handbuch der Verwaltungslehre und des Verwaltungsrechts. Als Grundlage für Vorlesungen" (1870, 1876, 1887); „Die Lehre vom Heerwesen. Als Theil der Staatswissenschaft" (1872); „Zur Eisenbahnrechtsbildung. Gesammelte Aufsätze aus dem Centralblatt für Eisenbahnen und Dampfschifffahrt der österr.-ungar. Monarchie" (1872); „Alpenrosen. Gedichte" (1873); „Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie" (1875, 6. Aufl. 1886); „Gegenwart und Zukunft der Rechts- und Staatswissenschaft Deutschlands" (1876); „Lehrfreiheit, Wissenschaft und Collegiengeld" (1875); „Der Wucher und sein Recht" (1880); „Die staatswissenschaftliche und die landwirthschaftliche Bildung" (1880, Nord u. Süd); „Die Frau auf dem socialen Gebiete" (1880); „Die Landwirthschaft in der Verwaltung und das Princip der Rechtsbildung des Grundbesitzes. Drei Vorträge" (1883); „Die drei Fragen des Grundbesitzes: Die irische, die continentale und die transatlantische Frage" (1881); „Bauerngut und Hufenrecht. Ein Gutachten" (1882).

Ausführliche Biographien in der Statistischen Monatsschrift XVI. Jahrg. (von Inama), von Miaskowski, in den Jahrbüchern f. Nat.-Oekonomie von Conrad, 3. Folge, 1. Bd. 1891 (von C. Menger), alle drei mit ausführlichen Litteraturangaben. — Vgl. auch Mohl, Gesch. u. Litt. d. Staatswissensch. III. — Roscher, Gesch. d. Nationalökonomie. — Schmoller, Zur Litteraturgesch. der Staats- u. Socialwissenschaften. 1888. Inama.

Stein: Marquart v. St. (Stain), bekannt als Prosaübersetzer des ausgehenden 15. Jahrhunderts, war 1493 württembergischer Landvogt in Mömpelgard; da er damals bereits auf seine Jugend aus der Ferne zurückschaut und erwachsene Töchter hat, wird er spätestens in den vierziger Jahren des Jahrhunderts geboren sein. Ihn mit dem gleichnamigen, hochangesehenen kaiserlichen Rath und Propst von Augsburg, Bamberg und Mainz zu identificiren, der 1559 in Augsburg im Alter von 83 Jahren starb, wird ebenso durch Gründe der Zeit wie des Standes verboten; dieser jüngere Marquart war schon als Kind 1485 (?) Kanonikus in Augsburg. Immerhin wird der Landvogt gleichfalls dem sehr bedeutenden schwäbischen Adelsgeschlechte v. Stain zu Jetingen angehört haben, in dem der Vorname Marquart noch öfter begegnet (so bei einem 1564 zu Dillingen gestorbenen bairischen Hofrath).

Um seine Töchter durch lehrreiche Lectüre vor dem Müssiggang zu schützen, der aller Laster Anfang sei, hat St. ein 1372 abgeschlossenes französisches Werk, Geoffroy's de la Tour Landry „Livre pour l'enseignement de ses filles" unter dem Titel: „Der Ritter vom Turn von den Exempeln der gotsforcht vn̄ erberkeit" in schlichte deutsche Prosa übertragen und damit einen Erfolg gehabt, dessen sich das Original nie erfreut hat; das zuerst 1493 bei Furter in Basel erschienene Werk wurde ein wieder und wieder gedrucktes Volksbuch, das, aufgefrischt und vermehrt, noch bis ans Ende des 17. Jahrhunderts neu aufgelegt

wurde. „Der Ritter vom Turn“ ist eine Legenden-, Novellen- und Anekdotensammlung, in der der bigotte Aberglaube und die nackte Behandlung geschlechtlicher Dinge jedenfalls mehr naiv als anstößig wirkt; sie erläutert zunächst durch Beispiele den Nutzen der einzelnen weiblichen Tugenden, rollt dann eine Galerie böser und guter, meist biblischer Frauenbilder auf und bringt in der ziemlich ungeordneten Schlußpartie unter anderem ein Gespräch zwischen dem Ritter und seiner Gattin, in dem diese strengste weibliche Zurückhaltung verlangt. Aus den vornehmen und adeligen Kreisen einer noch höfischeren und gläubigeren Zeit erwachsen, stellt das Buch ein Frauenideal der stillen, werkheiligen Frömmigkeit und der sittigen Zucht auf, das in dem grobianischen Deutschland des Jahres 1493 befremdlich genug wirken mochte. Aber vielleicht wirkte es gerade darum. Der schwäbische Adel der Zeit, die Damen voran, wußten sich nichts besseres, als die halb höfischen französischen Prosaromane, in denen sie schwelgten, während sie die verachteten oder vergessenen mittelhochdeutschen Rittergeschichten keines Blickes würdigten. Dieser Moderichtung folgte St. auch darin, daß er ein vorzugsweise für weibliches Publicum berechnetes Buch zur Uebersetzung wählte. Des Französischen war der Landvogt von Mömpelgard natürlich mächtig; es entschlüpften ihm wol ein paar ungenaue Ausdrücke; aber schlimmere Mißverständnisse, wie die ‘fraw genant Grees’ (l’exemple de grerie, Cap. 73 des Originals) sind doch sehr selten. Zwei ganze Capitel hat er fortgelassen, von der Frau des Jerobeam und von der frommen Olive de Belle-Ville, sowie allerlei kleine, beiläufig vorgebrachte Züge, ohne daß ich den Grund des Streichens errietbe; am Schluß theilt er dafür eine kurze inhaltlose Widmung an die Töchter mit, die in dem abrupt schließenden Original fehlt. Durchgängig kürzt er die sehr breiten moralischen oder frommen Betrachtungen, die Geoffroy seinen Geschichtchen anhängt; doch wird Stein’s eigner Stil so sehr von der zweigliedrigen Formel beherrscht, daß man auch ihn nicht eigentlich knapp nennen kann. Es ist mir überhaupt zweifelhaft, ob wir jene Auslassungen und jenen Zusatz dem Uebersetzer zuschreiben dürfen: Montaiglon berichtet S. XXXIX seiner Ausgabe des französischen Buches von einer Handschrift (Nr. 7073 du fonds françois), in der gleichfalls ‘des parties de phrase’ übersprungen und die Geschichte der Frau de Belle-Ville größtentheils fortgefallen ist; eine ähnlich verstümmelte und gekürzte Handschrift konnte auch St. vorgelegen haben und von ihm gewissenhaft übertragen sein. Wie es nun damit auch stehe, jedenfalls gebührt St. Anerkennung für seine fließende, deutliche und eindringliche Rede, durch die er an dem Erfolge des Buches immerhin seinen vollen Antheil hat.

Le livre du chevalier de la Tour Landry pour l’enseignement de ses filles, publ. par M. Anat. de Montaiglon, Paris 1854 p. LI f. (Bibl. Elzevirienne). — Ueber die Familie von Stein vgl. Hattstein, Die Hoheit des Teutschen Reichs-Adels, Tom. II, 390 ff. Roethe.

Stein: Paul St., reformirter Theologe, einer der hessischen Abgeordneten auf der Dordrechter Synode, geboren 1585 zu Sontra als Sohn eines Wirthes, † am 3. November 1634 in Kassel. Bei dem Landgrafen Moritz stand er, als ein allseitig gebildeter und entschieden reformirter Gottesgelehrter in hohem Ansehen, so daß ihn dieser schon im J. 1609 zum zweiten Hofprediger ernannte. Drei Jahre später wurde er Prediger an der Brüderkirche zu Kassel und bald darauf erster Hofprediger. Als der Landgraf am 15. Februar 1618 die unter dem Namen Collegium Adelphicum Mauritianum bekannte Ritterschule zu Kassel mit vier Professoren eröffnete, machte er St. zum Decan und Lehrer in der Theologie an derselben, und ordnete ihn in demselben Jahre mit den Marburger Professoren Georg Cruciger, Daniel Angelocrator und Rudolf Goclenius zur Dordrechter Synode ab. Aus den Acten derselben ist zu entnehmen, daß die-

selben als treue Schüler Calvin's gegen die Remonstranten energisch aufgetreten sind, und die Praedestinationslehre, welche auch in dem fünften Artikel des von der Generalsynode zu Kassel 1607 angenommenen Glaubensbekenntnisses einen klaren Ausdruck gefunden, mit Wärme vertheidigt haben. Es würde ihnen aber großes Unrecht angethan werden, wollte man sie deßhalb dogmatischer Beschränktheit oder gar des Fanatismus beschuldigen. Denn dieselben Männer betonten alle die Einheit des Protestantismus, während doch die Arminianer oder Remonstranten hauptsächlich ihre Parteisache im Auge hatten. Ehe St. nach Dordrecht gezogen, hatte er am 22. Juni bei der Trauung eines vornehmen adeligen Reformirten mit einer lutherischen Edeldame eine „Friedenspredigt“ über Sirach 25, 1. 2 gehalten, worin er bewies, daß beiderseits die Evangelischen von der Person des Herrn Christi, von dem heil. Abendmahle und der Gnadenwahl der Kinder Gottes im Grunde der Seligkeit durchaus einig, und daß die wenigen unter ihnen schwebenden strittigen Punkte nicht so erheblich seien, daß deßwegen zwischen ihnen das Band der brüderlichen Liebe zerrissen werden solle. Obgleich St. nur auf letztere, angelegentlich des vorliegenden ehelichen Bündnisses, das Augenmerk gerichtet hatte und nicht auf eine äußere Kirchenunion, so gerieth er doch alsbald nach dem Erscheinen dieser Predigt mit dem höchst gewandten lutherischen Polemiker Balthasar Mentzer, dem Aelteren, in Gießen, in eine lange Controverse, an der sich auch der braunschweigische Hofprediger Peter Tuckermann betheiligte. Kaum zurückgekommen im Mai 1619 von Dordrecht, mußte er daher eine „Rettung“ seiner Friedenspredigt schreiben. Indem er seine gutgemeinte Absicht auseinandersetzt, verwahrt er sich andererseits gegen den ihm von Mentzer supponirten Syncretismus. „So hat es auch gleichwohl die Meinung nicht, wenn wir den Lutherischen Frieden anbieten, als wollen wir ihnen hiermit unsere Kirchen und Capellen eröffnen, daß sie neben uns aufsteigen und ihre Meinung öffentlich in unseren Kirchen lehren sollten, sondern nur, daß sie uns nicht verketzern“ u. s. w. Hierauf publicirte Mentzer 1620 ein „Examen oder Prob' der Rettung Ehrn Paul Stein's“, worin er allerlei Sophismen gebraucht. Auch sucht er die brüderliche Liebe Stein's gegen die Lutheraner zu verdächtigen, denn unter dem Namen der Remonstranten habe St. zu Dordrecht auch die lutherische Lehre, in den fünf Punkten der Remonstranten, als irrig und unrichtig verworfen. In solcher Weise suchte Mentzer die Kluft zwischen Lutherischen und Reformirten nur noch zu erweitern.

Im J. 1622 wurde St. Superintendent in Kassel, in welcher Stellung er, soviel ihm die Ungunst der Zeit vergönnte, in großem Segen für die ihm unterstellten Gemeinden bis zu seinem Heimgange wirkte.

Strieder, hess. Gelehrtengesch. — Bach, Kurze Gesch. d. hess. Kirchenverfassung. — Ledderhose, hess.-kass. Kirchenstaat. — Zeitschr. f. histor. Theol. Jahrg. 1853. — Kurze Historie der Gelehrtheit der Hessen. — Vilmar, Gesch. d. Confessionsstandes der ev. Kirche in Hessen. — Heppe, Gesch. der ev. Kirche der beiden Hessen. Cuno.

Steinach: Bligger v. St., Minnesänger aus einem ritterlichen Geschlecht der Rheinpfalz; die Trümmer seiner Stammburg Neckarsteinach sind noch erhalten. — Der Vorname ist, wie in vielen dieser Familien, erblich (vgl. Hiltbolt v. Schwangau A. D. B. XXXIII, 184). Der Dichter erscheint in Urkunden von 1165—1209, zumeist in seiner Heimathgegend. 1194 war er mit Heinrich VI. in Italien, wie eine in Piacenza ausgestellte Urkunde beweist. Ein jüngerer Bligger, 1209 zuerst auftretend und 1228 gestorben, muß der Sohn des Dichters sein. Denn der Dichter erwähnt Saladin († 3. März 1193) als lebend, und gehört seiner ganzen Art nach in die erste Epoche des Minnesangs.

Bl. ist Lyriker und Epiker zugleich. Trotzdem seiner Epik von Gottfried

v. Straßburg und Rudolf v. Ems hohes Lob gespendet wird, sind doch von seiner dichterischen Thätigkeit nur geringe Spuren erhalten. Der Umstand, daß er, obwol Friedrich v. Hausen's specieller Landsmann, nicht diesem, sondern Veldeke sich anschließt, mag die Verbreitung und Erhaltung seiner Lieder in der Heimath gehindert haben; dieser Umstand ist aber gleichzeitig ein Beweis für Bligger's Selbständigkeit. Ein ähnlicher Grund, allzu originelle Stoffwahl, scheint seinem Epos geschadet zu haben.

Ueberliefert sind unter seinem Namen drei Gedichte. Zwei Liebesgedichte stehen in der Paris-Heidelberger und der Weingartener Sammlung, eine gnomische Strophe nur in der ersteren. Bartsch hat die letztere ohne genügenden Grund Bl. abgesprochen.

Seine Gedichte zeigen ihn als Neuerer in der Verskunst, indem er in der Strophik und der Reimwahl individuelle Neigungen zeigt. Sie bewegen sich in etwas schwerflüssiger Weise um die officiellen Minne-Termini swaere (Liebeskummer) und wân (Liebeshoffnung). Die Rücksichtnahme auf die Umgebung, welche erst bei Reinmar typisch ausgebildet wird, tritt bereits ziemlich stark hervor. Die Anlehnung an volksthümliche Art aber, welche Veldeke's Schule im Gegensatz zu der rein höfischen Hausen's charakterisirt, zeigt sich in alten Formeln und Sprüchen, ganz besonders jedoch in der Vorliebe für typische Zahlenangaben. — Formell dichtet Bl. ebenfalls „in Veldeke's Ton", doch schon in gedehnteren Perioden. Bl. bevorzugt scharfe Caesur; seine Daktylen sind eher romanischem Einfluß als volksthümlichem zuzuschreiben. Sein Stil ist ernst, nachdenklich, reich an Antithesen.

In den bekannten litterarhistorischen Stellen bei Gottfried v. Straßburg und Rudolf v. Ems (abgedruckt in v. d. Hagen's Minnesingern IV, 863 f.) wird unter den Epikern Bligger v. St. mit einem Gedicht „der umbehanc" (d. h. „der Wandteppich") angeführt. Es liegt kein Grund vor, diesen Autor von unserem Lyriker zu trennen. Jenen zuverlässigen Gewährsmännern zufolge war das Gedicht nach einem sehr merkwürdigen Plan entworfen, bestand aus einzelnen Aventiuren, und war unvollendet. Kaum zu bezweifeln ist, daß es eine Reihe einzelner Liebesgeschichten schilderte. Docen glaubte nun, eine Anzahl Hinweise auf sonst in der mhd. Epik nicht behandelte antike Liebesepisoden (so Paris und Oenone) auf dies Gedicht zurückführen zu sollen. Dieser geistreiche Einfall hat fast allgemeinen Beifall gefunden. Aber Bligger's Epos wird überall mit Dichtungen romanischer Herkunft zusammengestellt, wie denn auch seine Lyrik Beziehungen zur benachbarten romanischen Poesie aufweist. Immerhin könnte der antike Stoff — wie bei Veldeke — durch französische Poesie vermittelt sein; aber dagegen spricht wieder die Entschiedenheit, mit der Rudolf v. Ems die Originalität des Plans hervorhebt. Danach ergibt sich die größte Wahrscheinlichkeit für die Bearbeitung moderner französischer Liebesgeschichten durch Bligger; denn nur so wäre die Zusammenstellung mit den Artusromanen ebenso sehr wie die Selbständigkeit der Erfindung anzuerkennen. (Auch der Titel spricht dafür, da die Teppichwirkerei in Frankreich, nicht aber in Deutschland auf der Höhe stand, wie auch schon Pfeiffer hervorhob.) Der Dichter würde also in epischer Form vor den Augen der Zuhörer einen Wandteppich entstehen lassen, der eine Art „histoire amoureuse des Gaules" darstellt. (Ueber solche Teppiche vgl. Alwin Schultz, Höfisches Leben I, 63.) Pfeiffer hat ein Bruchstück des „umbehanc" in einem namenlos überlieferten Fragment zu finden geglaubt. Wenn sein Hauptargument, der darin vorkommende (von ihm als Oenone gedeutete) Name Aìnunê nach dem Obigen nicht beweisend ist, so behält seine Vermuthung doch die größte Wahrscheinlichkeit. Das Bruchstück behandelt die Liebesgeschichte eines Königs; da ein Ritter „Willehalm de Punt" (noch nicht

nachgewiesen) darin auftritt, scheint sie in Frankreich zu spielen. Die überreich lobende Charakteristik Gottfried's und Rudolf's paßt sehr wol auf das reizende Fragment; die von dem ersten besonders hervorgehobene Reimgewandtheit fehlt nicht. Weitere stilistische Uebereinstimmungen aber lassen sich nicht aufweisen; im Gegentheil scheint die starke Vorliebe für drei- und mehrgliedrige Verbindungen (so lîp, liute unde lant), die in Bligger's Lyrik fehlen, gegen die Identität der Autoren zu sprechen. Andererseits steht das Bruchstück mit seiner novellistischen Form so vereinzelt da, wie Bligger's Epik dagestanden haben muß. Höchstens könnte das bedeutende Gedicht „Moriz v. Craon" neben Pfeiffer's Fragment dazu dienen, von Bligger's verlorenem Werk eine Anschauung zu geben.

Ob nun aber wirklich Pfeiffer's Bruchstücke oder der Moritz v. Craon zu Bligger in Beziehungen stehen oder nicht — die drei Gedichte und die Urtheile Gottfried's und Rudolf's genügen jedenfalls, um ihn als einen Dichter von großem Ernst, entschiedener Selbständigkeit, Originalität der Erfindung, Sorgfalt der Form erkennen zu lassen. Aristokratische Geringschätzung der Mode scheint die Schuld an dem Verschwinden seiner Dichtungen zu tragen. —

Die beste Ausgabe der lyrischen Gedichte in Minnesangs Frühling, hsg. von Lachmann u. Haupt XVI, S. 118. — Pfeiffer's Bruchstücke in seiner Freien Forschung, Wien 1867, S. 71 f. — Der anonyme Moritz v. Craon, hrsg. von M. Haupt (in den Festgaben für G. Homeyer), Berlin 1871. — Litt. über Bligger: Biographisches: v. d. Hagen's Minnesinger IV, 254; Bartsch, Liederdichter XVII S. XXXVII; Grimme in Pfeiffer's Germania XXXII, 416. Lyrik: Stil, Burdach, Walter und Reinmar, S. 92; Daktylen, Weißenfels, Der daktylische Rhythmus bei den Minnesängern, Halle 1886, S. 162. Zum „umbehanc": Docen, Miscellaneen II, 295; altd. Museum I, 139; Lachmann zu Iwein 6444; Pfeiffer, Freie Forschung, S. 53 f.; gegen Bligger's Autorschaft nur (mit schwachen Gründen) J. Schmidt in Paul u. Braune's Beiträgen III, 173 (wo auch einige weitere Litteratur). — Text und Litteratur auch bei Piper in Kürschner's D. N.-L. IV, 1, S. 352.

Richard M. Meyer.

Steinach: Hans Landschad v. St., Ritter und Reformationsfreund. Unter dem angesehenen Geschlecht der Ritter v. St. — seit dem Ende des 13. Jahrhunderts führten sie den noch unerklärten seltsamen Namen „Landschad" —, deren Burgen bei dem hessischen Städtchen Neckarsteinach liegen, nahm Hans Landschad eine hervorragende Stelle ein. Sein Vater, Blicker Landschad, war Burggraf zu Alzei und Hofmeister des Kurfürsten von der Pfalz. Hans Landschad wurde schon 1486 zu Aachen von Kaiser Maximilian zum Ritter geschlagen (Bernh. Hertzog, Beschreybung des Kreychgawes. MS. Frankfurt), leistete dann dem König Matthias von Ungarn, † 1490, etliche Jahre Kriegsdienste wider die Türken und focht unter Kaiser Maximilian in drei Schlachten. In dem baierischen Erbfolgekrieg 1504 machte ihn Kurfürst Philipp von der Pfalz zum Oberbefehlshaber seiner Truppen am Rhein. An der Nahe kämpfte er mit Herzog Alexander von Zweibrücken und dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, nahm das Städtchen Odernheim ein und entsetzte Kreuznach. Der Landgraf zog nach Bingen und wollte rheinaufwärts ziehen, als ihm jedoch Landschad den Weg verlegte, wandte er sich nach Norden und beschoß Kaub. Zehn Tage später kam Hans Landschad ihm nach, warf sich in die Stadt und führte einen heftigen Kampf, der damit endete, daß der Landgraf nach einer Belagerung von 6 Wochen genöthigt war, am 25. September abzuziehen und sein Heer zu entlassen. Zu kriegerischen Thaten war nun wenigstens in der Pfalz keine Gelegenheit, da machte denn Hans L. eine Wallfahrt nach Palästina und ward beim heiligen Grab zum Ritter geschlagen. Schon vorher hatte er verschiedene hohe Aemter

bekleidet; er soll schon 1499 Vogt zu Durlach (Humbracht) und Amtmann zu Alzei gewesen sein; nun wurde er auch Burggraf in Alzei, 1509 ernannte ihn der Kurfürst Ludwig zum Rath, 1514 soll er auch Hofmeister gewesen sein und lange Jahre Bürgermeister der Stadt Oppenheim. In welchem Ansehen er stand, sieht man daraus, daß er z. B. zu Rath gezogen wurde bei Vermittelungen zwischen dem Herzog von Württemberg und dem Grafen von Erbach (Zimmer'sche Chronik II, 259), sowie zwischen dem Grafen von Leiningen und dem Bischof von Worms, er wirkte auch mit als Gesandter des Markgrafen von Baden bei dem Vertrag Ulrich's von Württemberg mit seinen Unterthanen nach dem Bauernaufruhr (v. Liliencron, Histor. Volkslieder III, 145). An weiterer Thätigkeit wurde er indessen dadurch gehindert, daß ihn der liebe Gott in seinem besten Alter zwanzig Jahre lang aufs Bett legte, indem er durch Podagra an Füßen und Händen erlahmte, auch am Stein litt, sodaß er sich fürbaß der weltlichen Sachen entschlagen mußte. Hans L. war, um sein häusliches Leben zu erwähnen, in erster Ehe vermählt mit Lucie von Rippenburg, die 1503 starb; 1506 vermählte er sich zum zweitenmal mit Margarete von Fleckenstein. Eine Wendung in Hans Landschad's Leben trat ein mit der Reformation. Seine Voreltern waren kirchlich gesinnte Leute; seine Eltern, Blicker Landschad und Mya von Helmstatt, hatten in Neckarsteinach eine neue Kirche gebaut (1483) und mancherlei Stiftungen gemacht. Hans L. selbst hatte viele Fahrten zu den Heiligen gethan, viel Gut gestiftet in Kirchen und Klöster, Geld gestiftet zu Jahrzeiten und Messen, Meßpfründen angerichtet, gefastet, gebetet, gebeichtet, viel Almosen gegeben u. s. w. Aber schon meldete sich auch in Neckarsteinach die neue Zeit an. Der Humanismus fand ja am Hofe zu Heidelberg besondern Eingang. Einer der bekanntesten Humanisten, Jodocus Gallus, wurde 1493 Pfarrer in Neckarsteinach. Ihm folgte Ulrich de Castello, ein Freund Wimpheling's, Dalberg's und anderer Humanisten; und diesem wieder der gleichgesinnte Konrad Hehelin. Eine Wendung der religiösen Ueberzeugung brachte jedoch bei Hans L. nach der Inschrift auf seinem Epitaphium in der Kirche zu Neckarsteinach erst das Auftreten Luther's im J. 1518 hervor. In diesem Jahre kam bekanntlich Luther nach Heidelberg und disputirte daselbst unter großem Zulauf und lautem Beifall, und es ist um so wahrscheinlicher, daß auch Landschad dieser Disputation beigewohnt habe, als damals drei seiner Söhne zusammen mit dem jungen Grafen Eberhard von Erbach in Heidelberg studirten, und daß sie einen bleibenden Eindruck auf ihn machte. Die Inschrift sagt dann weiter: „Hat er in Anno zwentzig zwey — Wider der Welt und Papsts Geschrey — Der Erste in dieser Landsart gleich — durch Gottes Geist und Eifer reich — Sambt seiner Gmahln von Fleckenstein — Solch Lehr vor christlich und vor rein — Erkant und alsobaldt mit Crafft — Allhie das Papstumb abgeschafft." In demselben Jahre 1522 veröffentlichte Hans L. „Ain Missiue an Herrn Ludwygen Pfaltzgrauff bey Rein. Von wegen der göttlichen Leer, zu beschirmen. Gott zu Lob und allen christglaubigen Menschen nützlich." Er habe, sagt er, alle Schriften Luther's gelesen und mit der Bibel verglichen, aber es sei ihm kein Gelehrter zugekommen, der ihm einen einigen Punkt der Lehre Luther's habe verwerfen können. Als geschworener Diener des Kurfürsten ermahnt er denselben mit aller Unterthänigkeit, das Evangelium handhaben und vor den menschlichen, päpstlichen und concilischen Geboten schützen zu helfen. Der Kurfürst habe zu Worms das Geschrei gehabt, ein Liebhaber und Förderer des Evangeliums und der Lehre Luther's zu sein. Er, Landschad, möchte gern hören, wer den Kurfürsten davon abgebracht habe. Der Kanzler und Hofmeister seien auch lange Zeit gut gewesen und umgefallen, darum richte er diese Schrift an den Kurfürsten. Es ist zu bemerken, daß in

dasselbe Jahr die Schrift Sickingen's an Diether von Handschuchsheim fällt; aber Landschad's Schrift ist wohl die älteste protestantische Schrift aus Kurpfalz. Angehängt ist ihr „ain hüpscher Spruch", der auch ein gereimtes Vaterunser enthält. Ueber die Art der Aenderung, welche mit Landschad vorging, sagt Jak. Otther (Christl. Leben und Sterben): „Er hat allen Sünden, allem, das wider Gott und sein Wort ist, abgesagt, um allein nach Gottes Wort zu handeln, es koste Leib und Leben, Ehr oder Gut, ungeachtet aller Menschen Ungnad." „Er ist auch ein Weltkind gewesen, ein Kriegsmann, ein stolzer Kerlin, ehrgytig, prachtlich, ein Hofmann, ein strenger Amtmann, von Fürsten und Herrn wohlgehalten, von der Welt wohl berühmt . . . Er ist nun uß Gnaden Gottes, nit seinethalb, ein Kind Gottes, gerecht, ein Christ" u. s. w. Von Landschad's Gemahlin, seiner „redlichen Gefährtin auf seiner Pilgerfahrt", rühmt Otther, daß sie mit Lust und tröstlichem Gemüth unangesehen allerlei Gefährlichkeit der ganzen Welt sich begeben, durch Gottes Wort ihren Gott und Schöpfer erkennen, loben und ehren gelernt habe. — Ob Hans L. schon 1522 die Reformation in der Herrschaft Neckarsteinach und den andern ihm gehörigen Orten einführte, oder erst 1525, ist nicht auszumachen. Ende dieses Jahres berief er nämlich den M. Jakob Otther, der in Luther's Sinn schon vorher im badischen Oberlande gewirkt hatte und 1524 aus Kenzingen vertrieben und ihm von Straßburg aus als fromm, redlich und wohlgelehrt empfohlen worden war. Merkwürdig ist, daß Otther bereits 1509 seinen Lehrern Jodocus Gallus, dem früheren Pfarrer von Neckarsteinach, und Johann Vigilius Geiler's Predigten über das Vaterunser gewidmet hatte. Landschad schaffte die Messe ab und führte den evangelischen Gottesdienst ein. Die Kirchenzierden, Meßgewänder ꝛc., von denen ein großer Ueberfluß in seiner Kirche nutzlos lag, wurden theilweise verkauft und das Geld in den gemeinen Kasten gelegt. Otther betont, wie auch Landschad selbst in seiner spätern Verantwortung sagt, daß er, Landschad, weder seine Angehörigen noch seine Unterthanen zu dem neuen Gottesdienst genöthigt, gezwungen oder gedrungen oder durch Drohungen von dem alten Wesen abgeschreckt habe, weil er wußte, daß Gott keine gezwungenen Diener haben will, sondern sie haben mit Lust und Freuden die Neuerung erkannt und angenommen. Der Kurfürst Ludwig lehnte einen gewaltsamen Eingriff in die religiöse Bewegung ab, er duldete sogar Männer der neuen Richtung an seinem Hofe und in der Umgebung. Zu diesen gehörte auch des Kurfürsten Secretär, Peter Harer, der Beschreiber des Bauernkriegs, der 1525 dem Hans Landschad, in dessen Diensten er früher gestanden hatte, die Uebersetzung einer Schrift seines Schwagers Melanchthon widmete: Ein kurzer Begriff zu dem Durchl. Landgr. Philipp von Hessen, worin christliche Gerechtigkeit stehe. Aber indessen war man in Heidelberg aus der vermittelnden Tendenz doch etwas herausgetreten: im J. 1526 gebot der Kurfürst wieder, bei Strafe die Messe zu besuchen. Hans L. bekam die Folgen dieser geänderten Stellung zu spüren. Infolge einer von Erzherzog Ferdinand erhobenen Beschwerde forderte ihn der Kurfürst am 1. Juni 1526 zur Verantwortung auf, warum er die Messe abgestellt, die Meßgewänder verkauft und jenen Otther zum Prediger berufen habe, der bekanntlich in Kenzingen Aufruhr gepredigt habe. Der Ritter wandte sich an seine Vettern, die Herren von Gemmingen, diese theilten die Sache dem Joh. Brenz mit, der an Hans Landschad schrieb und seinen Brief mit einem Bedenken begleitete, in welchem er sich über die kirchlichen Gebräuche, die sogen. „mittelmäßigen Dinge" äußerte. (Die Antwort des Brenz mit dem jedenfalls falschen Datum 1525 st. 1526). Brenz räth, Landschad möge sich erbieten, die Sache der Universität Heidelberg oder einem anderen Gericht vorzulegen und zu zeigen, daß die Einrichtungen weder dem Evangelium noch dem kaiserlichen Mandat (welchem, dem

Wormser oder Nürnberger?) zuwider seien. Otther werde sich am besten selbst schriftlich verantworten. Gott möge dem Ritter ein fest, stark Herz und Beständigkeit geben. Die Mitteldinge betreffend, so seien dieselben um der Folgen willen, weil der Glaube Noth leide und die Liebe geärgert werde, kein nütze, und es sei nichts anderes als Christum und das Evangelium verläugnen, sie zu behalten. In ähnlichem Sinne schrieb auch Erzherzog Ferdinand, der damals auf dem Reichstag in Speier war, am 19. Juni 1526 an Hans Landschad, und forderte, daß er seinen Prediger unverzüglich entlasse und ihn nicht mehr in seinem Gebiet predigen lasse. Der Kurfürst nahm Landschad's Verantwortung übel auf. Am 8. Juni antwortete der Kurfürst, überschickte das kaiserliche Mandat und erneuerte die Vorwürfe gegen Otther. Es sei allweg erlaubt, das Evangelium zu predigen, doch nach der Lehre der christlichen Kirche und aller Rechtgläubigen gemeinem Verstand. Die Abstellung der Messe und der Abfall sei nicht ohne Landschad's Schuld geschehen; zur Verkaufung der Meßgewänder habe er kein Recht gehabt; er solle, statt die Ungnade der Obern auf sich zu ziehen, an Weib und Kinder denken. Wenn er sich nicht seines Werkes entschlage, den Prediger entlasse und das kaiserl. Edict befolge, werde über ihn, sein Weib, und seine Kinder unwiederbringliches Verderben kommen. Landschad erwiderte sowohl dem Kurfürsten, als Ferdinand, keine Obrigkeit der Welt habe die evangelische Lehre zu verbieten; könne man ihm beweisen, daß er die heil. Schrift übertreten, so wolle er davon abstehen. Seinen Prediger vertheidigt er gegen die Vorwürfe. Er könne nicht glauben, daß der Kaiser an seinen Handlungen ein Mißfallen habe. Er selbst wolle lieber sterben, als wider Gottes Wort handeln. Er habe hundertmal sein Leben für den Kaiser, Fürsten und gute Gesellen gewagt, sollte er denn nicht auch sein Leib, Leben, Gut und Ehre um Gottes und seines Erlösers Willen hingeben? Es scheint, daß der Ausgang des Reichstags zu Speyer auch dem Ritter Hans zu gute kam, wenigstens wurden die gegen ihn ausgesprochenen Drohungen nicht ausgeführt und er konnte sein Werk weiter ausbauen. In dieser Beziehung ist zweierlei zu erwähnen, erstens ein Briefwechsel mit Butzer in Straßburg über die Abendmahlsfrage und zweitens die Stiftung des Pfarramts und gemeinen Kastens. Als die Straßburger bei den Herren von Gemmingen vertragen wurden, als ob sie den Worten Christi vom heil. Abendmahl nicht glauben wollten, legte Butzer ihnen seinen Standpunkt dar im December 1525. Landschad, der vielleicht Kunde davon erhielt, wandte sich ebenfalls an Butzer, der sich in einem längeren Schreiben verantwortete, zuerst den Verdacht, als ob er mit Karlstadt stimme, ablehnte, Oekolampad in Schutz nimmt und sagt, den Straßburgern sei es vor allem um den Zweck zu thun. Keine Partei solle die andere für ketzerisch halten; Luther sei ihnen groß und mehr als groß, aber wenn Petrus gestrauchelt habe, so daß ihn Paulus strafte, so möge es wohl auch Luther geschehen. Landschad stand auf Luther's Seite. (MS. des Thomasstifts in Straßburg.) — Am Mittwoch nach St. Michelstag 1527 setzte Hans L. eine Urkunde auf, welche eine spätere Hand überschrieb als „Bekandtnuß aus was Ursachen er von dem catholischen Glauben ab und zu dem Luttерthum getreten". Allerdings spricht er sich auch über diesen Punkt aus und zwar in derselben Weise wie anderwärts. Seine Vorfahren haben viele Kirchenzierden besonders in Neckarsteinach hingelegt, er habe als Patron der Kirche beschlossen, dieselben, wie auch die Stiftungen, auf die Armen zu verwenden. Die 4 Pfründen sollen, sobald sie ledig werden, denn davonstoßen wolle er niemand, zur Besoldung eines Pfarrers und eines Diakons dienen, die anderen kirchlichen Einkünfte in den gemeinen Kasten fallen. Aus diesem sollen Vorschüsse gemacht werden bei Theuerung und Unfall, wür-

bigen Pfarrkindern soll in Armuth und Krankheit geholfen werden, Kinder armer Leute zum Handwerk befördert, arme Brautleute ausgesteuert und Bettelei verhütet werden. Es war also eine ähnliche Einrichtung, wie sie Bugenhagen in demselben Jahre in Hamburg traf. Landschad ermahnt seine Nachkommen bei dem Blut Christi, gegen diese Anordnung nicht zu handeln, sondern sie zu schützen und zu fördern; es sollte nach seinem Willen von dem Kirchengut nichts entwendet werden. — Das Jahr 1527 brachte indessen eine schlimme Wendung. Infolge neuer von Ferdinand an den Kurfürsten ergangener Aufforderungen wurde Hans Landschad im Februar 1527 vor das Hofgericht in Heidelberg geladen mit seinen Söhnen. Man erklärte ihm mit Berufung auf des Kaisers Ungnade, der Kurfürst könne nicht länger zusehen. Landschad verlangte vergebens, sich persönlich vor dem Kurfürsten verantworten zu dürfen, er berief sich vergeblich auf den Nürnberger Reichsabschied, auf die gegen die übrige Ritterschaft geübte Duldung und die Predigt des Evangeliums in Heidelberg selbst, auf die freiwillige Zustimmung seiner Unterthanen. Den Prediger werde er nicht entlassen. „Wollen S. Gn. mir oder meinen Kindern darüber Gewalt thun über mein rechtlich und genugsam Erbieten, das muß ich Gott befehlen. Da sitze ich und habe einen armen leimen Körper, den mög er wider Ehre, Gott und Recht mit Gewalt zwingen, mich tödten, Leib und Gut nehmen. Aber mein Herz, Gemüth und Willen kann er mir nit nehmen." Ihm selbst geschah kein Leid, aber Otther wurde 14 Tage später mit Gewalt aus Neckarsteinach vertrieben. Landschad gab dem zum zweiten Mal vertriebenen Prediger, der sich zunächst nach Straßburg wandte, dann in der Schweiz und endlich in Eßlingen dauernde Anstellung fand, ein höchst ehrenvolles Zeugniß mit und nahm ihm das Versprechen ab, wiederzukommen, sobald die Pfalz das Evangelium annehme. Doch das erlebte Hans L. nicht mehr. Räthselhaft bleibt, daß Otther die im Herbst desselben Jahres errichtete Urkunde, die wir oben erwähnten, mit besiegelte. Daß er sich in derselben „dieser Zeit Pastor zu Steinach" nannte, — er that dies auch in den nachher zu erwähnenden Schriften — ist eher zu erklären, da seine Vertreibung aus Neckarsteinach eine Gewaltthat war und er eine Zeit lang wohl noch auf Rückkehr hoffte. Im März 1528 erschien nämlich seine schon öfter citirte, Hans Landschad, seiner Gemahlin und seinen Söhnen gewidmete Schrift „Christlich Leben und Sterben, wie sich des Herrn Nachtmahl zu brauchen". Er meint, der Abendmahlsstreit sei fast nur ein Wortkrieg, denn alle seien einig in dem Bekenntniß, daß Christus da sei durchs Wort und aus Kraft des Worts. Im folgenden Monat erschien: „Das erst Buch Mosi gepredigt", Predigten, die Otther in Neckarsteinach gehalten hatte und die er nun seiner Gemeinde schickt, besonders um sie auch gegen Sectirer zu wahren. — Noch einer andern Widmung an Hans L. müssen wir gedenken, nämlich der kleinen Schrift des Ritters Fritz Jakob von Aintwyl „Beschribung des Volcks und der Landschafft Thurgöw", gelegentlich eines Gedichtes, das ein thurgauischer Bauer „zu beschirmen evangelischer Lehr" hatte ausgehen lassen; datirt vom 9. Januar 1527. — Hans Landschad lebte noch einige Jahre. Die oben erwähnte merkwürdige Inschrift auf seinem Epitaphium, die einen Abriß seines Lebens enthält, sagt am Schluß: „Do er nun mercket seines Lebens End — Bfal er sein Geist in Gottes Hend — Entschlieff im Herren seligklich — Alhie im fordern Schloß sag ich — Seins Alters sechs und sechtzig Jar — Am sibenden November zwar — Als man im Jar schrib ein und dreissig." Unter seinen Tugenden wird gerühmt „insonderheit Weisheit, Verstand, Wolredenheit zusampt mannlicher Tapferkeit". Vielleicht hat er noch den Prediger Melch. Ambach, später in Frankfurt, berufen, der 1530 oder 1531 nach Neckar-

steinach kam. Hans Landschad's Nachkommen blieben bis zum Erlöschen des Geschlechts 1653 dem väterlichen Glauben treu.

Häußer, Geschichte der rheinischen Pfalz. — Mittheilungen des histor. Vereins der Pfalz XI. — Archiv f. hessische Geschichte V, XII u. XIV (im 12. Bd.: F. Ritsert, Die Herren v. Neckarsteinach, als Separatabdruck, Darmstadt 1868—69). — H. Sevin, Die Herren von Neckarsteinach. — Otther, Christliches Leben und Sterben. — Adami vitae Germ. Theologorum 1710, p. 264. — Riggenbach, Das Chronicon d. Pellikan. — Hartmann u. Jäger, Brenz I. — Sussann, Kennsingen in der Reformationszeit, 1888; Jakob Otter, 1893. — Vierordt, Geschichte d. Reformation im Großh. Baden 1, 238 ff.; — Derselbe, Die 7 ersten Jahre aus der Reform.-Geschichte Badens, S. 57 ff. — Pressel, Anecdota Brentiana, S. 8—24. — Röhrich, Kirchengeschichte des Elsasses I, 319. — Jugendblätter v. G. Weitbrecht, Jahrgang 1888, S. 372 ff. Joh. Schneider.

Steinacker: Gustav St., theolog. und belletristischer Schriftsteller, wurde am 1. März 1809 zu Wien geboren. Da er frühzeitig nach Ungarn kam, erhielt er daselbst und zwar in Preßburg und Käsmark die erste Ausbildung, worauf er sich dem Studium der Theologie zuwendete und daneben auch die Litteratur Ungarns eifrig verfolgend, an den Universitäten zu Wien und Halle seine Studien beendete. Zunächst war St. auf pädagogischem Gebiete thätig und leitete die deutsche Töchterschule in Debreczin, später wurde er Pfarrer zu Göllnitz (Preußen), von 1846 an Pfarrer der evangelischen Gemeinde in Triest, wo er eine Schrift über „Das Presbyterial- und Synodalwesen der evangel. Kirche" 1848 veröffentlichte, infolge seiner politisch-religiösen Haltung in demselben Jahre jedoch sein Amt verlor. Eine Wahl zum Prediger in Hannover wurde vom Consistorium nicht bestätigt. St. lebte von 1854 an in Weimar, von wo aus er drei Jahre später endlich wieder eine feste Anstellung erreichte, indem er zum Pfarrer in dem nahen Buttstädt ernannt wurde, dort wirkte er mit theologischen, pädagogischen und belletristisch-litterarischen Arbeiten und hauptsächlich mit Studien auf dem Gebiete der Litteratur Ungarns beschäftigt nahezu 20 Jahre, bis ihn am 7. Juni 1877 ebendaselbst der Tod ereilte. — Als theologischer Schriftsteller trat St. außer der oben genannten Schrift mit mehreren Sammlungen von Predigten (1839, 1848, 1857) sowie mit einigen einzeln erschienenen Kanzelreden auf, auch verfaßte er mehrere polemische Schriften über die Synodal- und Bekenntnißfrage der Protestanten und gab „Predigten und Amtsreden namhafter Kanzelredner" (1865 ff.) heraus. Auf pädagogischem Gebiete sind seine „Bilder, Studien und Klänge aus dem Bereiche des Elternhauses und Kindergartens" (Halle 1868) beachtenswerth, auch hatte er schon 1842 eine „Weibliche Berufs- und Umgangslehre" edirt. Im J. 1847 erschienen „Herzensklänge", eine Auswahl eigener Dichtungen in hübscher Form und von warmer Empfindung. Eine Erinnerungsgabe an die hundertjährige Geburtstagsfeier Karl August's bildet die Schrift: „Weimars Genius" (1857). — Die meiste Aufmerksamkeit in weiteren litterarischen Kreisen jedoch erregten Steinacker's Uebersetzungen aus dem Ungarischen, durch welche er zunächst auf den reichen Schatz von Poesie der ungarischen Dichter aufmerksam machte, welcher damals für das deutsche Publicum noch schwer zugänglich erschien. So bot er schon 1835 die Anthologie „Harfentöne aus dem Ungarlande", im J. 1840 die Blumenlese auf dem Felde der neueren magyarischen Lyrik: „Pannonia", wobei er sich als gewandter und geschmackvoller Uebersetzer erwies. Er übertrug aus dem Ungarischen ferner Nic. Jósika's: „Abafi" (1838) sowie dessen „Zrinyi der Dichter" (1844). Besonders verdient machte sich St. durch seine Uebertragung von Franz Toldy's vortrefflichem Werke: „Geschichte der ungarischen Dichtung von den ältesten Zeiten bis

auf A. Kisfaludy", welche 1863 erschien und der gewissermaßen als Ergänzung die ebenfalls mit litterarhistorischen Noten und Anmerkungen reich versehene Zusammenstellung und Uebertragung der „Ungarischen Lyriker von A. Kisfaludy bis auf die neueste Zeit" (1875) folgte. Manche seiner Uebersetzungen sind unter dem Pseudonym G. Treumund erschienen.

Wurzbach, Biogr. Lexikon XXXVIII. — Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter u. Prosaisten d. 19. Jahrh. A. Schlossar.

Steinacker: Karl St., Führer der liberalen Opposition im braunschweigischen Landtage und staatswissenschaftlicher Schriftsteller, wurde geboren in Altendorf bei Holzminden, wo sein Vater damals, doch ohne sonderlichen Erfolg, ein kaufmännisches und Fabrikgeschäft betrieb, am 15. August 1801. Die Erziehung lag vornehmlich in den Händen der Mutter, der Tochter eines Landgeistlichen; hauptsächlich durch Einwirkung auf die Ehrliebe suchte sie die gelegentlich hervortretenden üblern Neigungen des lebhaften Knaben zu bekämpfen. Die unruhigen Zeiten der Fremdherrschaft, die vielen Truppendurchzüge, die freilich auch oft drückende Noth im Hause schafften, hatten andrerseits des Knaben Gesichtskreis früh erweitert; auch des Französischen bemeisterte er sich bald und konnte so seinem Vater, der 1812 als Maire-Adjunct nach Holzminden verzogen war, um dann überhaupt in der Beamtenlaufbahn zu bleiben, bei seinen Dienstgeschäften frühzeitig von wesentlichem Nutzen sein. Das Gymnasium in Holzminden besuchte St. seit dem Jahre 1809; unter den Lehrern desselben war namentlich der verdienstvolle Joh. Chr. Koken, nachmals langjähriger Director der Schule von großem Einfluß auf ihn. Mehr aber noch das Zusammenleben mit einer Anzahl meist älterer Mitschüler, mit denen er eine Art von Tugendbund stiftete, zum Zwecke sich gegenseitig in sittlicher und wissenschaftlicher Hinsicht zu fördern. Schiller, Körner und vor allen Seume waren seine Lieblingsschriftsteller. Im J. 1818 bezog St. die Universität Göttingen, um sich dort, bis Ostern 1821, dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Er traf hier den größeren Theil der alten Freunde wieder, und mit warmer jugendlicher Begeisterung wurden die alten Ideen wieder aufgenommen und in Wechselrede und Vorträgen weitergepflegt. Für die Freiheit der Menschheit jederzeit einzutreten, sich selber zu veredeln, um am Fortschritte der Menschheit mitarbeiten zu können, Pflege des Gemeinsinnes im engern und weitern Kreise, das waren die Ziele, die er sich setzte. Burschenschaftliche Anschauungen fanden bei ihm und seinen Genossen vielen Anklang, doch war man sich darüber klar, daß es nicht Aufgabe des Studententhums sein könne, in die praktische Politik einzugreifen. In alle dem lag ohne Zweifel manches Unklare, manche Schwärmerei, aber doch haben im ganzen diese Jahre Steinacker's ganze nachherige Lebensrichtung bestimmt, und namentlich jenen Geist unentwegter Wahrheitsliebe, jenen unbeugsamen Gerechtigkeitssinn und den Opfermuth für eine große Idee in ihm gezeitigt, welche selbst seine politischen Gegner allezeit bei ihm anerkennen mußten.

Nachdem er die Universität verlassen, bestand er alsbald seine Staatsprüfung und meldete sich alsdann zur Advocatur, wofür er die Bestallung bereits im Herbst 1821 erhielt. Sehr bald hatte er bei seiner vertrauenerweckenden Persönlichkeit sowie bei der ihm innewohnenden Arbeitskraft und der bald erworbenen Geschäftsgewandtheit eine sehr lohnende Praxis, die es ihm ermöglichte sich eine Familie zu begründen, indem er im J. 1828 die Tochter des Pastors Kind in Halle a. d. Weser als Gattin heimführte. Neben der advocatorischen Praxis beschäftigten ihn schon jetzt sehr lebhaft die öffentlichen Angelegenheiten seiner engern Heimat. Auch über die Verkehrs- und Erwerbsverhältnisse der Wesergegenden machte er eingehende Studien, wovon eine späterhin

(1837) erschienene Schrift „Ueber die Erwerbsverhältnisse des Weserdistriktes“ rühmliches Zeugniß ablegt.

In diese verhältnißmäßig noch idyllische Ruhe fiel wie eine Bombe die Niederbrennung des Herzoglichen Schlosses in Braunschweig und die Flucht des Herzogs Karl aus seinem Lande, am 7. Sept. 1830. Da regte sichs denn auch an andern Orten, Wünsche und Beschwerden mancher Art wurden laut. So auch in Holzminden, wo die letzteren sich vornehmlich gegen verschiedene Maßnahmen des Magistrates richteten. Wie an andern Orten, so war man auch hier zur Bildung einer Bürgergarde geschritten, um die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, und im J. 1831 entstand dann ein „Patriotischer Verein“. Die Seele bei allen diesen Unternehmungen war St., und namentlich was an Arbeit, besonders an schriftlicher, ihm auferlegt werden konnte, das geschah. So kam er in den maßgebenden Kreisen der Hauptstadt in den Verdacht, ein unruhiger Kopf, ein Revolutionär zu sein, und es macht in der That einen etwas befremdlichen Eindruck, wenn dieser Vorwurf ihm, dem ruhigen Reformmann, auch von solchen gemacht wurde, die kurz vorher sich selber im „Revolutionmachen“ etwas versucht hatten. Nicht verringert, sondern eher verschärft wurde diese Stimmung gegen ihn, als er im J. 1831 zwei Broschüren, „Wünsche der Braunschweiger“, herausgab und damit seine publicistische Wirksamkeit eröffnete. Sie betrafen die Einführung einer Civilliste und die Verbesserung der Volksvertretung, und es ist wol bezeichnend, daß selbst Gesinnungsgenossen von der Herausgabe der Broschüren abriethen, um nicht „Aufregung“ hervorzurufen, obwol sie im ganzen nicht einmal soviel forderten, als die nachmalige Verfassung von 1832 gewährt hat. Andrerseits aber lenkten doch gerade diese Schriften die Blicke weiterer Kreise auf St., den man vielfach schon jetzt als den Mann der Zukunft bezeichnete, dessen Wahl für den nach der neuen Verfassung von 1832 im J. 1833 zusammentretenden neuen Landtag eine Nothwendigkeit sei. In der That wurde diese Wahl auch durchgesetzt, und von da ab beginnt Steinacker's tiefeingreifende bis zu seinem Tode nicht unterbrochene Wirksamkeit in der braunschweigischen Ständeversammlung. Um diese ganz zu würdigen, müßte man tiefer auf die Entwicklung der braunschweigischen Verfassungsgeschichte eingehen, als hier auch nur annähernd möglich wäre, daher denn nur einzelne Punkte hervorgehoben, andere nur angedeutet werden können. Indessen die Bedeutung Steinacker's erschöpft sich hierin nicht, ja findet darin nicht einmal ihren Hauptausdruck, sondern sie liegt vor allem in seiner regen Theilnahme an der hochpolitischen Frage von Deutschlands Entwicklung zur Einheit und constitutionellen Freiheit. Das war seines Lebens Ziel und Zweck, und alles andere ihm dazu nur Mittel und mehr oder minder nothwendige Vorbereitung.

Hebung des Gemeinsinnes hielt er für eine der wichtigsten Aufgaben jedes Einzelnen und er glaubte darin mit gutem Beispiele vorangehen zu müssen, indem er überall, wo irgend die Aufforderung an ihn herantrat, der öffentlichen Angelegenheiten auf das wärmste sich annahm. Das kostete viel Zeit und brachte nichts ein, ohnehin war St. auch als Geschäftsmann viel zu selbstlos, um auf einen grünen Zweig zu kommen, und so kam es, daß seine so günstig entwickelte Praxis — seit 1825 hatte er auch das Notariat — bald den Krebsgang ging. Das drückte ihn sehr und erweckte den lebhaften Wunsch in ihm nach einer öffentlichen Anstellung. Nachdem er die zur Bekleidung einer höhern Beamtenstelle erforderliche zweite juristische Staatsprüfung im J. 1833 bestanden hatte, meldete er sich zum Staatsdienste. Aber, obwohl man seine volle Befähigung dazu keineswegs in Zweifel zog, that man dies um so mehr inbetreff seiner loyalen Gesinnung. Man könne im Staatsdienste doch Niemand anstellen, der nicht die richtigen politischen Ansichten hätte, schrieb ihm der sonst doch vor=

urtheilsfreie Staatsminister Frhr. v. Schleinitz. Als es sich herausstellte, daß er im Landtage aufs kräftigste die Rechte der Volksvertretung vertrat, als er gar den Militäretat zu beschneiden unternahm, da hatte er sich zweifellos Mißfallen und Ungnade an höchster Stelle zugezogen. Als er nach Erlaß der neuen Städteordnung in der Stadt Holzminden 1834 einstimmig zum Bürgermeister erwählt war, wurde ihm die höchste Bestätigung verweigert, obwohl eine Abordnung von Holzminden aus eigens darum gebeten hatte. So wurde ihm auch noch 1839 ein vom Oberlandesgerichte in Wolfenbüttel lebhaft befürwortetes Gesuch um eine Procuratur bei demselben abgeschlagen, anderer ähnlicher Enttäuschungen nicht zu gedenken.

Aber all das konnte ihn doch auf die Dauer nicht niederdrücken; immer wieder erhob er sich an der Lebensaufgabe, die er sich gestellt hatte, der constitutionellen Idee in Deutschland zum endlichen Siege zu verhelfen. Daß hierzu seine Wirksamkeit im kleinen Lande Braunschweig nicht ausreichen könnte, sah er ein und suchte deshalb Verbindungen nach den verschiedensten Seiten hin, namentlich aber im Süden Deutschlands anzuknüpfen. Seit dem J. 1835 war er Mitarbeiter an dem von Rotteck und Welcker herausgegebenen Staatslexikon, und zwar einer der eifrigsten, bis zu seinem Tode; auch an Weil's constitutionellen Jahrbüchern betheiligte er sich lebhaft. Dazu kam ein ganz außerordentlich ausgebreiteter Briefwechsel, sowie die Mitarbeiterschaft an verschiedenen großen Zeitungen, namentlich der Kölnischen. Geradezu unzählbar ist die Menge der Artikel, die er bei den verschiedensten Anlässen auf diese Weise ins Publicum brachte. Es mag gleich hier bemerkt sein, daß diese, der Natur der Sache nach, doch flüchtigeren Arbeiten trotzdem alle durch klare scharfe Fassung und gewandte Stilistik sich auszeichnen. Wohl war St. hier und da etwas zu einseitig von seiner Idee befangen, als daß ihm nicht mitunter eine etwas schiefe Beurtheilung gegnerischer Ansichten untergelaufen wäre, niemals aber hat er auch nur ein Wort gegen seine Ueberzeugung geschrieben, niemals mit seinem Wissen einem Gegner Unrecht gethan. Da freilich, wo er auf schnöden Eigennutz, vollendete Gesinnungslosigkeit oder sich breitmachende Dummheit stieß, da trafen oftmals seine Worte wie vernichtende Keulenschläge. Mehrfache Reisen nach Süddeutschland (die er auch bis in die Schweiz ausdehnte) brachten ihn späterhin auch in persönliche Berührung mit den Männern, die schon längst seine politischen Freunde waren, so mit Karl v. Rotteck, dessen Sohn Hermann v. R., Itzstein, Welcker, Soiron, Gervinus u. a., von denen namentlich Welcker ihm ein treuer Freund blieb bis an sein Lebensende.

Inzwischen hatte St. seine parlamentarische Thätigkeit begonnen als Mitglied des nach der Verfassung von 1832 einberufenen ersten ordentlichen Landtages (1833—35). Er fand hier vorläufig den Boden für seine Bestrebungen noch wenig günstig. So konnte der Antrag auf Oeffentlichkeit der Verhandlungen, für den er auf das nachdrücklichste eintrat und als Mitglied der betreffenden Commission ein sehr gediegenes Minoritätsgutachten abstattete, nicht einmal die Zustimmung der Versammlung erhalten. In die neue Städteordnung gelang ihm nur einige unbedeutendere Aenderungen hineinzubringen; sein warmes Auftreten für die gesetzlich festzustellende Errichtung einer Bürgergarde — deren Werth er freilich wohl überschätzen mochte — fand wenig Anklang, ebensowenig sein Antrag, daß die besoldeten Magistratsmitglieder nicht auf Lebenszeit gewählt werden sollten. Als Berichterstatter der Commission für die Gemeinheittheilungs- und Ablösungsordnung konnte er einige für die Pflichtigen günstige Bestimmungen durchsetzen. Wenn dieser Landtag nun auch gerade für die liberale Partei als solche erhebliche Erfolge nicht zeigte, so hatte doch das persönliche Urtheil über St. insofern eine Aenderung zu seinen Gunsten erfahren, als er

sich keineswegs als unfruchtbaren Doctrinär und unruhigen Kopf, sondern als einen klar blickenden praktischen Mann von großer Arbeitskraft erwiesen hatte. Die Folge davon war, daß er in sämmtliche bedeutendere Commissionen gewählt, in den meisten auch zum Schriftführer und Berichterstatter bestimmt wurde. Das alles aber brachte ihm eine ungeheure Arbeitslast zu Wege. Dazu kam, daß er, nach seiner Art, auch sonst am öffentlichen Leben regen Antheil nahm, so z. B. im Braunschweigischen Bürgerverein, der damals eine gute Anzahl tüchtiger Männer unter seinen Mitgliedern aufwies, Vorträge hielt, deren einer „über das Verhältniß der Moral und der Religion zum staatsbürgerlichen Leben", am 6. März 1835 gehalten, auf Kosten des Vereins gedruckt und verbreitet wurde. Auch späterhin, von Holzminden ab, blieb er mit dem Bürgervereine, der ihn zum Ehrenmitgliede ernannte, noch in regem Verkehr durch Einsendung von Aufsätzen u. dgl.

Aber durch solch Uebermaß neuer Arbeiten hatte seine Praxis wiederum schwer gelitten, und eine bedrohliche Krankheit, welche mit als Folge seiner Ueberanstrengung ihn im Herbst 1836 befiel, ließ das Schlimmste befürchten. Zwei Badereisen nach Ems in den Jahren 1837 und 1838 stellten zwar seine Gesundheit völlig her, aber die nun folgende Zeit brachte auch neue Last. Es verstand sich schon von selbst, daß St. Mitglied des braunschweigischen Landtages sein müsse. An der zweiten ordentlichen Tagung (1836/37) hatte er sich nur wenig betheiligen können; er fühlte sich auch ohnehin wenig befriedigt von dem Verhalten der liberalen Partei im Lande, das ihm der drohenden Reaction gegenüber viel zu zahm erschien. Auf dem außerordentlichen Landtage von 1839, der die Mittel bewilligen sollte zur Fortführung der Eisenbahn über Wolfenbüttel hinaus nach dem Harze, sprach er als Berichterstatter der Commission gegen die Bewilligung der Bahn, die er für ganz unrentabel hielt; von der Ausdehnung und der Bedeutung, welche die Bahnen des Landes in nicht zu ferner Zukunft haben würden, konnte freilich damals noch Niemand etwas ahnen. Auf dem dritten Landtage (1839/42) erschien er erst im März 1840. Hier trat er bei Gelegenheit der Berathung des neuen Criminalgesetzbuches mit Wärme für die Abschaffung der Todesstrafe ein, auch wußte er mit feinem Tact hier und da auf die Nothwendigkeit der Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens und der Geschworenengerichte hinzuweisen; Anträge in dieser Richtung zu stellen, wäre entschieden noch verfrüht gewesen. Gelegentlich eines von anderer Seite gestellten Antrages auf Milderung der Censur, redete er, der erste in der Versammlung, mit großer Energie und schlagenden Gründen der Preßfreiheit das Wort. Er fand eigentlich keinen Widerspruch, eher Zustimmung, hatte aber doch ebensowenig Erfolg damit, wie mit der immer noch vergeblich gestellten Forderung auf Oeffentlichkeit der ständischen Berathungen.

Die Verhandlungen mit Hannover wegen Verbleibens der braunschweigischen Landestheile im Hannover-Braunschweig-Oldenburgischen Steuervereine sowie über den eventuellen Eintritt Braunschweigs in den Preußisch-Deutschen Zollverein beschäftigten St. sehr. Schon seit Jahren stand ihm fest, daß Losreißung von Hannover und Anschluß an Preußen das richtige sei; um so eher werde dann auch Hannover veranlaßt, in den Zollverein einzutreten, den er für eine der segensreichsten Schöpfungen zur Beförderung der deutschen Einheit hielt. Doch gab er zu, daß dies vor der Hand schwer zu erreichen sei. Es mag hier angefügt sein, daß er allem, was er zur Förderung deutscher Einheitsgefühle für geeignet hielt, das wärmste Interesse entgegenbrachte, so den Sammlungen für den Kölner Dombau, für die Hamburger Abgebrannten, den Gründungen von Verbänden deutscher Liedertafeln u. s. f. Alles das betrachtete er aus höherem Gesichtspunkte. Im Jahre 1841 erschien seine Schrift „Die Aufgabe

des Advocatenstandes in constitutionellen Staaten". Er hatte das Werk sich sozusagen von der Seele geschrieben, um seinen Stand und damit sich selber vor dem oft gehörten Vorwurfe des Eigennutzes und der Rabulisterei zu schützen und zugleich seinen Amtsgenossen ein höheres Ziel zu stecken. „Der Advocat muß einsehen und tief durchdrungen werden, daß seine Sache keine andere ist, als eben die Sache der Freiheit und des volksthümlichen Rechtes." Wirkte diese Schrift mehr im engern Kreise der Berufsgenossen, so erregte dagegen um so größeres und allgemeineres Aufsehen die 1842 erschienene Arbeit „Ueber das Verhältniß Preußens zu Deutschland", hervorgerufen durch die Schrift v. Bülow-Cummerow's: „Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland". Er führte aus, daß Deutschland nur durch und mit Preußen zur Einheit gelangen könne, d. h. mit einem im wahren Sinne constitutionell-monarchisch, nicht junkerlich-mittelalterlich-romantisch regierten Preußen. v. B.-C. selbst erkannte den sachlich-gemäßigten Ton der Steinacker'schen Erwiderung, sowie auch vieles vom Inhalte an, und bot St. von selber die Hand zur Verständigung an, die dieser mit Freuden ergriff. Mit welch klarem Blicke St. in die Zukunft schaute, das zeigt eine Aufzählung der aus der Einwirkung des Zollvereins auf Deutschland zu erwartenden politisch-staatsrechtlichen Einwirkungen (a. S. 242); lauter Dinge, die das neue deutsche Reich in der That organisch ausgebildet hat.

In Braunschweig hatten sich die Dinge inzwischen wesentlich geändert. Die Adelspartei hatte sich stark geregt, um den frühern Einfluß in der Regierung und zunächst corporative Rechte für die Ritterschaft zu erlangen. Sie war aber beim Ministerium Schleinitz — sowie beim Herzoge selbst — auf entschiedenen Widerstand gestoßen und plante nun den Sturz des Ministeriums herbeizuführen. Zu dem Ende suchte sie der liberalen Oppositionspartei sich zu nähern, um vielleicht mit ihrer Hülfe dem Ministerium in der Budgetfrage Schwierigkeiten zu schaffen, über die es stürzen könnte. St. sah das Alles mit Mißtrauen an; dennoch war die nächste Folge, daß bei dem im Nov. 1842 einberufenen neuen Landtage St. von der Versammlung auf die Präsidentenliste gesetzt und — so ziemlich wider Aller Erwarten, von der Regierung bestätigt wurde. Am meisten überrascht war er wohl selber; die Partei jubelte laut, und auch ihm wollte scheinen, als sei die Morgenröthe einer bessern Zukunft für ihn und die von ihm vertretene Sache erschienen. Täuschte er sich darin, so täuschten sich doch noch weit mehr diejenigen, welche nun schon den fertigen Regierungsmann in ihm sahen. Zwar hielt er es für seine Hauptaufgabe, das jetzige Ministerium nach Kräften gegen die von der Adelspartei ausgehenden Angriffe zu stützen, zwar wurde er vorsichtiger in seinen öffentlichen Meinungsäußerungen und zog z. B. eine schon gedruckte „Protestation gegen das Urtheil des preußischen Justizministers Herrn v. Mühler über die bevorstehende Advocatenversammlung in Mainz" (1844) seiner eigenen Stellung wegen wie auch um die braunschweigische Regierung nicht zu compromittiren, vor der Ausgabe zurück, zwar mischte er sich sehr selten in die Debatte und suchte, äußerlich wenigstens, über den Parteien zu stehen; innerlich und im Kreise der Freunde blieb er derselbe und half mit Rath und That. Daß man ihn und seine Stellung gelegentlich zu einseitigen Zwecken auszunützen suchte (auch von Seiten der Regierung), wie ängstliche Freunde wohl meinten, das konnte er, dessen Vertrauen auf die gute Seite der Menschheit immer wieder durchbrach, einfach nicht glauben.

In der Stellung zu Hannover bezüglich des Steuervereins war mit dem J. 1844 eine plötzliche und unerwartete Aenderung eingetreten. Nach langen fruchtlosen Verhandlungen hatte Braunschweig alle Verträge mit Hannover gekündigt und mit sämmtlichen Gebietstheilen dem preußischen Zollverein sich an-

geschlossen. St. veröffentlichte darüber zunächst (anonym) eine Broschüre „Die Verhandlungen zwischen Hannover, Braunschweig und dem Zollverein über Hannovers Anschluß" (1844 — zuerst erschienen in der Kölnischen Zeitung), wozu ihm regierungsseitig das Material geliefert war, und eröffnete damit einen langen Reigen von Staatsschriften und sonstigen Broschüren über diesen Gegenstand. Auch er selbst betheiligte sich an dieser Sache mit der Schrift „Ueber die politische und staatsrechtliche Entwicklung Deutschlands durch den Einfluß des deutschen Zollvereins" (1844), der Form nach anknüpfend an des „Dachpredigers" Dr. Faber (nachmaligen Staatsrathes Zimmermann) politische Predigten. In beiden Schriften suchte St. den Beweis zu führen, daß zufolge der Unzuverlässigkeit und Hinterhaltigkeit Hannovers Braunschweig gar nicht anders hätte handeln können, als es gethan. Es waren das ja, wenn man will, zwei Staatsschriften im Interesse der braunschweigischen Regierung; aber sicher hätte St. auch kein Wort darin geschrieben, wie es stand, wenn es nicht seiner innersten Ueberzeugung entsprochen hätte. Als dagegen auf dem neuen im J. 1845 eröffneten Landtage, der wiederum St. auf dem Präsidentenstuhle sah, ein Verfassungsconflict zwischen dem Landtage und der Regierung über den § 9 der Verfassung — das Militärwesen betreffend — sich zu entwickeln drohte und dann wirklich eintrat, so daß ein Anrufen des Bundes in Aussicht stand, da stellte sich St. ebenso entschlossen wie überzeugt auf die Seite der landständischen Rechte.

Zu Ostern 1846 kehrte er, äußerlich heiter, aber schweren Herzens über die Lage der Dinge, nach Holzminden zurück, wo eine Unsumme aufgeschobener litterarischer wie geschäftlicher Arbeiten auf ihn wartete. Er machte sich ungesäumt an deren Bewältigung, aber es wollte fast scheinen, als wenn die alte Arbeitskraft und Energie nicht mehr vorhanden seien; mit Mühe nur brachte er einige Ordnung in die Geschäfte seiner so sehr vernachlässigten advocatorischen Praxis. Auch die alte herzgewinnende Heiterkeit machte jetzt öfters trüben Stimmungen Platz. Im Winter 1846/47 wollten Freunde einen allgemeinen Verfall seiner Kräfte wahrnehmen; sie hatten nur zu Recht. Nach kurzer Krankheit, an einem Charfreitage, frühmorgens am 2. April 1847 entschlief St. zu früh für seine Familie, sein engeres und weiteres Vaterland. Den Völkerfrühling von 1848 sollte er nicht mehr erleben; aber das deutsche Volk wird seinen Namen zu nennen haben in der Reihe derjenigen Männer, die mit Hintansetzung jeglichen eigenen Vortheils, den Boden vorbereitet haben für Deutschlands Einigung auf der Grundlage eines constitutionell-monarchischen Verfassungslebens. Von seinen Schriften seien noch erwähnt: „Ueber die Motive der braunschweigischen Ablösungsordnung in Bezug auf Dienste" (1837); sowie „Sammlung der größeren Organisations- und Verwaltungsgesetze des Herzogthums Braunschweig" (1837). Ed. Steinacker.

Nicht lange vor seinem Tode erhielt St. von Gervinus, der ihn sehr hoch schätzte, das Anerbieten, die Redaction der später von ihm selbst herausgegebenen Deutschen Zeitung zu übernehmen. Er war gern dazu bereit und dachte schon an eine Uebersiedelung nach Frankfurt, als der Tod am 2. April 1847 diesem Plane ein Ende machte. St. hinterließ außer einigen Töchtern einen Sohn, (Georg Phil. Ad. Werner) Eduard St., den Verfasser des obigen Aufsatzes, der letzten Arbeit seiner Feder. Dieser war am 25. März 1839 zu Holzminden geboren. Da der Vater bei seiner umfangreichen, öffentlichen Thätigkeit seine advocatorische Praxis mehr und mehr hatte zurücktreten lassen müssen, so war die Vermögenslage der Familie bei seinem Tode keine glänzende, doch halfen die zahlreichen Freunde des Verstorbenen über die Schwierigkeiten hinweg und ermöglichten dem hoffnungsvollen Sohne das Studium. Er besuchte die

Gymnasien zu Wolfenbüttel und Holzminden, studirte seit 1858 in Göttingen Mathematik und Naturwissenschaften und promovirte hier am 12. August 1861 zum Doctor der Philosophie. Nach einer kürzeren Lehrthätigkeit an der Baugewerkschule zu Holzminden und der Privatlehranstalt des Dr. Schleiden in Hamburg kam er 1864 als Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften an das Gymnasium in Wolfenbüttel, von wo er 1866 an das Realgymnasium zu Braunschweig versetzt wurde. Hier ist er 1870 zum Oberlehrer, 1884 zum Professor ernannt worden und am 5. Jan. 1893 gestorben. Sein Lieblingsstudium war in den beiden letzten Jahrzehnten die Kunst- und die vaterländische Geschichte. Er hat auf diesen Gebieten manche kleinere Forschungen veröffentlicht, insbesondere aber durch vielfache Anregung, zumal als Secretär des Kunstvereins und Vorstandsmitglied des vaterländischen Museums, sich große Verdienste um die Kunst und das geistige Leben in der Stadt Braunschweig erworben. P. Zimmermann.

Steinäcker: Christian Karl Anton Friedrich Freiherr v. St., preußischer General, am 25. Februar 1781 auf dem väterlichen Gute Brumby im Kreise Calbe an der Saale geboren und auf der Klosterberger Schule in Magdeburg unterrichtet, trat bei dem Infanterieregimente des Prinzen Louis Ferdinand in den Dienst und nahm, nachdem er Regimentsadjutant gewesen war und seit 1804 die durch Scharnhorst geleitete Akademie für junge Officiere in Berlin besucht hatte, als Adjutant jenes Prinzen am Feldzuge von 1806 theil, ward in Magdeburg kriegsgefangen und bildete dann, da er durch sein Ehrenwort verhindert war gegen Frankreich zu fechten, in Pommern für das Schill'sche Corps Rekruten aus. Seit 1807 Premierlieutenant, kam er bei der Reorganisation des Heeres in das 1. Pommersche Infanterieregiment, machte mit diesem als Stabscapitän den Feldzug gegen Rußland mit und erhielt auf den Vorschlag Yorck's für Auszeichnung im Gefechte von Clivenhof den Orden pour le mérite. Bei Ausbruch des Krieges von 1813 ward er Compagniechef im 5. ostpreußischen Infanterieregiment, focht als solcher bei Leitzkau, Großbeeren, Dennewitz und Coswig, vor Stettin und Wittenberg und erwarb das Eiserne Kreuz 2. Classe. Der Vorschlag, in welchem General v. Thümen für St. die 1. Classe des Ordens erbat, ging durch einen widrigen Zufall verloren; seine Bescheidenheit hielt ihn ab, daraufhin später Ansprüche zu begründen. 1814 war er zunächst bei der Bildung von Landwehrtruppen im Paderbornschen thätig, ward dann in das 2. Garderegiment versetzt und erhielt 1817 das Commando des 34. Infanterieregiments in Mainz, wo er sich mit einem Fräulein v. Gall verheirathete. 1828 in gleicher Eigenschaft nach Neiße zum 22. Infanterieregiment versetzt, 1835 zum Landwehr-Brigadecommandeur in Köln, 1840 zum Commandeur der 10. Division und zum Festungscommandanten in Posen ernannt, befand er sich in letzterer Stellung während der Unruhen in den Jahren 1846 bis 1848. Seine Thatkraft und seine unermüdete Hingabe an den Dienst, sowie die von ihm in jener schweren Zeit beobachtete Mäßigung fanden allgemeine Anerkennung. Bald nachher aber nöthigte seine angegriffene Gesundheit ihn, in den Ruhestand zu treten. 1850 erhielt er den erbetenen Abschied, verlegte seinen Wohnsitz nach Halle und starb dort am 11. März 1851.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 29. Jahrgang, I, Nr. 63, Weimar 1853.

B. Poten.

Steinau: Adam Heinrich Graf St., kurfürstlich-sächsischer und königlich-polnischer Generalfeldmarschall, demnächst venetianischer General, einem fränkischen Geschlechte entsprossen, dessen Stammhaus im Hennebergischen stand. St., kurz vor dem Jahre 1693 vom Kaiser in den Freiherren-, 1704 in den Grafenstand erhoben, trat zuerst in kurbaierische Dienste und befehligte in den Türkenkriegen

von 1685 bis 1688 eine Brigade. 1685 befand er sich bei der Belagerung von Neuhäusel, welche Herzog Karl von Lothringen am 7. Juli 1685 begann, dann bei dem Treffen von Gran, in welchem der Herzog am 16. August ein feindliches Entsatzheer schlug, und endlich am 19. August bei der Erstürmung von Neuhäusel. 1688 war er unter Kurfürst Max Emanuel von Baiern am 17. Mai bei der Eroberung von Stuhlweißenburg. 1689 gehörte er zu dem Heere des Herzogs Karl von Lothringen, welches Mainz belagerte und am 11. September durch Capitulation einnahm. 1693 trat St. in die Dienste des Freistaates Venedig. Im folgenden Jahre kämpfte er wiederum gegen die Türken; bei der im September ausgeführten Eroberung der Insel Chios befehligte er unter dem Generalcapitän Antonio Zeno den größten Theil der Truppen. Nachdem Chios 1695 wieder aufgegeben war, schlug St. auf dem festen Lande eine im Meerbusen von Napoli di Romania gelandete und bis Argos vorgedrungene türkische Heeresabtheilung; als er diese auf dem Meere verfolgte, brach auf dem Schiffe, welches er bestiegen hatte, Feuer aus; nachdem er sich auf ein anderes gerettet hatte, flog jenes in die Luft. — 1699 vertauschte er den venetianischen mit dem sächsisch-polnischen Dienste. Er ward zum Generalfeldmarschall und zum Chef des erledigten Lubomirsky'schen Cürassier-, sowie des Baireuthischen Infanterieregiments ernannt. Seine Thätigkeit hatte sich zunächst auf die Neuorganisation der Truppen zu richten, deren Zahl bedeutend vermehrt wurde, aber schon im J. 1700 ging es in den Nordischen Krieg. St. führte die sächsischen Truppen nach Livland gegen die Schweden; er befehligte hier 14 000 Mann mit 8000 Pferden, belagerte vergeblich Riga, nahm aber durch Capitulation Dünamünde und übergab am 15. Juli den Oberbefehl dem persönlich anlangenden König-Kurfürsten August II., unter welchem er sodann commandirte. Das Heer zählte 16 000 Sachsen und 6000 Lithauer. Dann wurden Winterquartiere bezogen. Am 19. Juli 1701 kam es an der Düna zum Kampfe. Steinau's Vortruppen wurden überraschend angegriffen und geworfen, St. eilte ihnen mit dem Gros zu Hülfe, wurde aber, obgleich er persönlich mit ausgezeichneter Tapferkeit focht und mit seinen Cürassieren dreimal in die Garde des Königs eindrang, ebenfalls zum Rückzuge genöthigt und vor der Vernichtung nur dadurch bewahrt, daß König Karl XII. nicht verfolgte. St. war durch einen Schlag mit einer Muskete vom Pferde geworfen, so daß er aus dem Gefechte gebracht werden mußte. August II. ließ ihn nun nach Sachsen zurückkehren, im folgenden Jahre aber rückte er mit den sächsischen Truppen von neuem nach Polen. Am 19. Juli kam es zur Schlacht bei Klissowa. St. befehligte den linken Flügel des vom König-Kurfürsten persönlich commandirten sächsisch-polnischen Heeres. Der rechte unter General von Flemming, bei welchem August II. selbst sich befand, wurde geschlagen; St. aber drang mittelst eingeworfener Faschinen über einen von den Gegnern für unzugänglich gehaltenen Morast in den Rücken der Schweden und bedrängte sie hart, bis König Karl mit den siegreichen Truppen seines linken Flügels herankam und ihn nöthigte, dem geschlagenen Flemming zu folgen. Den Winter von 1702 auf 1703 blieb er mit den sächsischen Truppen in Polen; im März 1703 versammelte er dieselben bei Pultusk. Hier ließ er sich am 1. Mai von den Schweden derart überraschen, daß es zu keinem rangirten Gefechte kam, sondern daß schleunigst der Rückzug angetreten werden mußte. Bei Ostrolenka sammelte er die Seinen wieder, welche 1500 Mann und 16 Geschütze verloren hatten. Der König beurlaubte ihn jetzt nach Sachsen. Als hier im J. 1704 die Truppen zur Abwehr eines befürchteten (schwedischen) Einfalles in zwei Lagern bei Guben und bei Görlitz zusammengezogen wurden, befehligte St. jenes, in welchem 10 000 Mann standen und führte diese dann auf das Geheiß des König-Kurfürsten nach Polen. Hier berief ihn Letzterer zu sich nach Warschau.

Das Commando der von ihm befehligt gewesenen Truppen übernahm General von der Schulenburg (s. A. D. B. XXXII, 667), welcher später mit ihnen den berühmt gewordenen Rückzug nach Sachsen ausführte. Ein Jahr darauf kehrte St. dahin zurück, von wo er gekommen war, in den venetianischen Dienst; der Oberbefehl der sächsischen Truppen ward am 16. Januar 1706 dem ebengenannten Schulenburg übertragen. St. blieb nur kurze Zeit, während welcher er auf dem italienischen Festlande commandirte, im Dienste Venedigs, nahm dann seines hohen Alters wegen den Abschied, zog sich auf seine im Kreise Pilsen in Böhmen belegenen Güter zurück und starb dort im J. 1712 mit Hinterlassung eines Sohnes, welcher in venetianischen Kriegsdiensten stand. Seine Gemahlin war eine Gräfin Tauffkirchen; er besaß auch Güter bei Striegau und bei Bolkenhain in Schlesien.

Zedler's Universal-Lexikon XXXIX. Leipzig und Halle 1744. — Geschichte der Sächsischen Armee von Schuster und Francke I, 140—166. Leipzig 1885. B. Poten.

Steinbach: Christoph Ernst St., der dritte in der Reihe der alten Aerzte (vgl. Dasypodius im 16., Henisch im 17. Jahrh.), denen die deutsche Lexikographie zu Danke verpflichtet ist. Er war geboren am 24. März 1698 in dem niederschlesischen Dorfe Semmelwitz, besuchte zuerst die Stadtschule im nahen Jauer, dann seit 1717 das Breslauer Elisabeth-Gymnasium, von wo er 1720 die Universität Jena bezog, um Medicin zu studiren. 1722 machte er eine Reise nach England und siedelte dann auf die Rostocker Hochschule über, die damals in Georg Detharding einen ärztlichen Lehrer von weitem Ruf besaß. Nachdem er 1723 promovirt hatte, ließ er sich 1724 in Breslau als Arzt nieder und hat hier die Praxis bis an sein Ende ausgeübt. Größere Aufgaben stellte ihm ein Truppendurchmarsch im J. 1739 und zwei Jahre später die Fürsorge für die Verwundeten aus der Schlacht bei Mollwitz. Bei einer Reise, die er bald hernach antrat, zog er sich ein Fleckfieber zu, an dem er, nach Breslau zurückgekehrt, am 27. Mai 1741 gestorben ist.

Schon vor seiner Heimkehr nach Schlesien hat der junge Mediciner eine „Kurtze und gründliche Anweisung zur Deutschen Sprache vel succincta et perfecta grammatica linguae germanicae nova methodo tradita“ (Rostochii et Parchimi 1724) herausgegeben. Die Blüthe der Litteratur, die er in den Werken seiner schlesischen Landsleute Opitz, Gryphius, Hofmannswaldau und Lohenstein erblickt, muß nach seiner patriotischen Auffassung auch zu einer gesteigerten Werthschätzung der deutschen Sprache führen, und St. will ihr vorarbeiten, indem er für In- und Ausländer den Beweis liefert, daß unsere Muttersprache keineswegs so schwierig und „voller Unrichtigkeiten“ sei, wie man gemeinhin annehme. Die Regeln auch im scheinbar regellosen aus der Sprache selbst, mit möglichster Vermeidung eines fremden Schemas nachzuweisen, ist der gesunde Zweck des Werkchens, das in „Etymologie“ (d. i. Lautlehre, Wortbildung, Flexion) und Syntax zerfällt und sich durch die bestimmte Scheidung von starker (I) und schwacher (II) Conjugation, durch gute Beobachtung des Umlauts und Ablauts, Erkenntniß mancher etymologischen Zusammenhänge und Aufmerksamkeit für den lebendigen Sprachgebrauch auszeichnet. St. nennt unter seinen Vorgängern keinen Ausländer und verräth keine altdeutschen Kenntnisse: gleichwol dürfte ihm Hickes mit seiner Conjugatio I (schwache) und II (starke) kaum fremd gewesen sein, während er von Lambert ten Kate zeitlebens unbeeinflußt geblieben ist. Nachdem bereits die Vorrede der Grammatik die Ankündigung und eine lexikalische Probe gebracht hatte, folgte im nächsten Jahre das „Deutsche Wörterbuch vel Lexicon latino-germanicum secundum methodum grammaticae ejusdem autoris“ (Breßlau 1725). Es ist ein mäßiges Bändchen

(444 S. kl. 8°), das Material aus Lindner's lateinisch-deutschem Lexikon „nach Grundwörtern" alphabetisch angeordnet, ohne eigene Sammlungen. Der Hauptwerth wird auf die Etymologie gelegt und für diese sind wichtige Erkenntnisse klar ausgesprochen und consequent verwerthet: so vor allem, daß die gleichen Ablautserscheinungen wie im Verbum auch in der Nominalbildung wiederkehren (ich binde, ich band, gebunden — die Binde, das Band, der Bund). Die Ableitung aus fremden Sprachen gilt dem Verf. nur als ultimum refugium, ein für jene Zeit doppelt lobenswerther Grundsatz, wo eben wieder ein gelehrter Landsmann Steinbach's, der Conrector am Breslauer Magdalenäum Christoph Thieler, in seinem „Vorboten eines Teutschen Lexici etymologici" (Breßlau 1724) die Aufsuchung des „hebräischen Stammworts" als den höchsten Gipfel etymologischer Weisheit proclamirt hatte. Neun Jahre später erschien dann eine zweite Ausgabe in wesentlich erweiterter Gestalt: „Deutsches Wörterbuch vel Lexicon germanico-latinum", 2 Bde. (1086 u. 1134 S.) in gr. 8° (Breßlau 1734), Kaiser Karl VI. und den Reichsständen gewidmet, mit einem empfehlenden Vorbericht Joh. Ulrich König's. Die Vorrede des Verfassers erzählt von dem Anwachsen des Werkes: auch weiterhin haben lateinisch-deutsche Lexika und nächstdem das Zeitungs-Lexikon die Hauptquellen des Wortmaterials gebildet, erst kurz vor dem Abschluß hat St. für Einträge aus neuern Dichtern Sorge getragen, besonders ausführlich und weit überwiegend solche aus Hofmannswaldau und Günther. So ist der Sprachgebrauch neben der Etymologie einigermaßen zur Geltung gekommen und das Werk immerhin lebensvoller gerathen, als sein letzter Vorgänger „Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs" von dem Spaten (Stieler). Der etymologische Theil aber steht, obwol die altdeutschen Kenntnisse des Verfassers nur secundären Quellen (Stade und Eckhart — Wachter erschien zu spät) entstammen und wenig zur Geltung kommen, durch unleugbaren Tact in Ableitung und Gruppirung über allem was seither für die lebende Sprache zusammenfassend geleistet war, wenn er auch freilich bald genug (1741) durch Frisch's monumentale Leistung überholt worden ist.

Auch die Litteraturgeschichte kennt Steinbach's Namen: denn schon den Zeitgenossen war das Pseudonym Carl Ehrenfried Siebrand, unter dem er 1738 „Johann Christian Günther's, des berühmten Schlesischen Dichters, Leben und Schriften" erscheinen ließ, durchsichtig genug. Das Buch ist seinem sachlichen Inhalt nach ein Quellenwerk von dauerndem Werthe, obwol der Verfasser urkundliche Mittheilung und eigene Deutung und Vermuthung nicht klar geschieden hat; es beeinträchtigt aber unsere Vorstellung von der Person des begabten und verdienten Lexikographen nicht wenig durch die eingestreuten, vielfach recht schiefen Geschmacksurtheile und die plumpe und bornirte Polemik gegen die Kritiker seines Helden, vor allem gegen Gottsched, in dem St. zugleich den Verfasser einer Anzeige seines Wörterbuchs vermuthete (Beytr. z. Crit. Hist. IV [14] 190—222, sie rührte von J. J. Schwabe her). Diese von persönlicher Empfindlichkeit mehr noch als von schlesischem Chauvinismus dictirten Ausfälle führten zwar zum Austritt Gottsched's aus der Leipziger Deutschen Gesellschaft, als diese ihr Mitglied St. nicht ohne weiteres ausschloß (Danzel, Gottsched S. 98 ff.), zogen aber dem händelsüchtigen Güntherbiographen zwei Gegenschriften aus dem Gottschedischen Lager zu, die sein litterarisches Renommée vernichtet haben werden: zunächst eine entschiedene sachliche Zurechtweisung in dem „Schreiben an Herr Doctor Steinbach in Breßlau u. s. w.", dann eine in der Ironie wie in der Grobheit gleich schonungslose Abfertigung, das „Gespräche zwischen Johann Christian Günthern aus Schlesien in dem Reiche der Todten, und einem Ungenannten in dem Reiche der Lebendigen", als dessen Verfasser man neuerdings Liscow erkannt zu haben glaubt.

Neue Fortsetzung der gelehrten Neuigkeiten Schlesiens auf die Jahre 1741 und 1742 (Liegnitz, Bd. VIII) S. 231—234; vgl. Gel. Neuigkeiten Schlesiens VII, 112, 406—418 (Nachweise des Herrn Stadtbibliothekars Dr. Markgraf in Breslau). — Raumer S. 187 f. — G. Eitner, J. Chr. Günther's Biograph Dr. St. u. die Gottschedianer, Progr. des Magdalenäums zu Breslau 1872. — Die Streitschriften gegen St. sind dem Göttinger Exemplar seines Buches über Günther (H. lit. biogr. IV, 5760) angebunden.

Edward Schröder.

Steinbach: David St., sächsischer Geistlicher des 16. Jahrhunderts, wurde um 1563 in Wurzen geboren, besuchte die dortige Stadtschule, studirte auf der Universität Leipzig Philosophie und Theologie, erwarb sich auch hier die Magisterwürde, und wurde um 1580 Diakonus zu Eckartsberge, als solcher zugleich Pfarrer des benachbarten Dorfes Niederholzhausen. 1582 wurde ihm das Pfarramt an der Witzlebenschen Landschule zu Roßleben übertragen, wo er 1586 aus Anlaß des Todes Kurfürst August's ein Trauergedicht veröffentlichte. 1588 kehrte er, diesmal als Pfarrer und Superintendent nach Eckartsberge zurück, von wo er bereits 1589 als Hofprediger nach Dresden überging. Daß diese Berufung nicht auf Veranlassung des bekannten Kanzlers Nikolaus Krell erfolgt ist, ergibt sich aus der kühlen Beurtheilung, die dieser in einem Berichte an den Kurfürsten der ersten Predigt zu theil werden ließ. Auch an einer zweiten hatte er eine Reihe von Ausstellungen zu machen, wenn sie ihm auch besser als die erste gefallen hatte. Im Stile findet der Kanzler Aehnlichkeit mit Melanchthon. „Ich befinde auch sonsten, das er gar ein gutter Philippicus. Weil er aber one das ein feiner Prediger, und es auch umb die Außrede also geschaffen, das ich halte, er könne sich derselben halben wohl bessern; er sich auch in der itzigen Predigt albereit mit der pronunciation anders als negst erzeigt“, so stellte der Kanzler die Berufung dem Belieben des Kurfürsten Christian I. und der Kurfürstin Sophie anheim, die sich für St. entschieden. Nach Uebernahme des Hofpredigeramtes am Dresdener Hofe unterstützte er eifrig die Bestrebungen Krell's (s. A. D. B. XVII, 116 ff.) und Salmuth's (s. A. D. B. XXX, 274) im Sinne des Calvinismus. Er gehörte zu der Censurcommission, die die theologische Litteratur streng überwachte und jede gegnerische Kundgebung rücksichtslos unterdrückte. Er übernahm auch die Ausarbeitung des geplanten Katechismus und zwei Bogen sind von Krell dem Kurfürsten vorgelegt worden. Dazu war St. für die Ausbreitung seiner Anschauungen nach außen eifrig thätig, wobei die Abschaffung der Exorcismusformel bei der Taufe eine große Rolle spielte. So finden wir ihn in Meißen, wo die Mitglieder des Consistoriums bearbeitet und gewonnen wurden. In Pirna scheiterten des Hofpredigers Bemühungen an dem Widerspruche des überzeugungstreuen Superintendenten Kademann; in Wurzen fand er an dem Diakonus Mamphrasius einen schlagfertigen, überlegenen Gegner. Auch in Merseburg, Naumburg und Oschatz suchte er gegen den Exorcismus zu wirken.

Aber der lange zurückgehaltene Unwille des Volkes brach offen aus, als der junge Kurfürst Christian plötzlich starb. St. wurde, wie sein Amtsgenosse Salmuth, in Dresden in Haft gehalten, als aber ein Aufstand die Sicherheit der Gefangenen bedrohte, nach der Bergveste Stolpen gebracht. Seine Gegner wollten hier, wie früher, ihn im Verkehr mit dem Teufel beobachtet haben. Ein sorgfältig vorbereiteter Fluchtversuch mißlang und zog ihm einen Schenkelbruch zu. Er verfaßte jetzt einen Widerruf, in welchem er das Geständniß ablegte, er habe „frembde, Calvinische, irrige in der Augspurgischen Confession ausgesetzte Lehren einführen wollen und dadurch die hochlöbliche Schloßkirche daselbst nicht wenig geärgert“, und versprach, falsche Lehre zu meiden und sich gemäß der

Symbole zu halten. In einem Gesuche vom 27. Juli 1592 bat er den kursächsischen Administrator Herzog Friedrich Wilhelm um Befreiung aus der Haft. Die Bitte wurde ihm gewährt, nachdem er am 15. September 1592 einen in scharfen Ausdrücken abgefaßten Revers unterschrieben hatte, dessen bezeichnendste Stelle lautet: „. . . . so hab ich mich doch, durch den leidigen Satan dahin verführen lassen, daß ich solcher meiner Verpflichtung zuwider mich unterfangen, den verfluchten Calvinismus auf die mir befohlene Kanzel zu bringen, auch solche verführerische Lehre in diesem Kurfürstenthum einschieben und verpflanzen zu helfen". Die von ihm geführte Calvinische Lehre erklärte er für „irrig, verdammlich und gottlos". Auf sein Gesuch hatte er die Erlaubniß erhalten, sich nach Elsterberg (im Voigtlande) zu den Seinen zu begeben.

Außer der Litteratur über die sog. kryptocalvinistischen Streitigkeiten vgl. Chr. Schöttgen, Historie der Chur-Sächsischen Stiffts-Stadt Wurtzen. Leipzig 1717. — A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreich Sachsen von der Reformation bis zur Gegenwart. Dresden 1883. S. 101. — J. A. Gleich, Annalium Ecclesiasticarum Erster Theil, In sich fassend die Lebensbeschreibungen der . . . . Herren Hoff-Prediger in ihrer Ordnung von 1539 bis 1613. Dresden und Leipzig 1730. S. 453—464. — A. V. Richard, Der Kurf. Sächs. Kanzler Dr. Nikolaus Krell. Dresden 1859. Bd. I. — Böttiger-Flathe, Geschichte von Sachsen. Gotha 1870. II², 102, 105. Georg Müller.

Steinbach: Wendelin St., Theologe, geboren im 15. Jahrhundert, † nach 1515. Er war gebürtig aus Butzbach in Oberhessen und ein Schüler Gabriel Biel's (s. A. D. B. II, 622), der dort Propst des Stiftes St. Martin von der Congregation der Brüder des gemeinsamen Lebens war. Als Biel nach Württemberg übersiedelte, folgte ihm St. bald nach und wurde auf Biel's Verwendung Propst des Stiftes Urach. Am 13. October 1489 wurde er gleichzeitig mit Konrad Summenhart (s. d.) zu Tübingen zum Doctor der Theologie promovirt; der Graf Eberhard im Bart (s. A. D. B. V, 557), dessen Beichtvater und Gewissensrath St. war, bestritt die Kosten der Promotion. St. war dann eine Reihe von Jahren Professor der Theologie in Tübingen, mit seinem Lehrer Biel bis zu dessen Tode im J. 1495 innig befreundet. Er war sechs Mal Rector der Universität, zuerst 1490, zuletzt 1515. Sein Hauptverdienst war die Herausgabe der Schriften Biel's. Schon 1488 ließ er dessen Lectura super canone missae in alma universitate Tuwingensi lecta (Sacri canonis missae tam mystica quam literalis expositio) bei Joh. Ottmar in Reutlingen drucken. Biel erklärte, diese Vorlesungen seien ohne sein Vorwissen gedruckt und nicht des Druckes werth gewesen, eo quod de suis nulla vel minima, sed quae a majoribus (namentlich von Eggeling von Braunschweig) digesta comperit, calamo designavit. Das Buch erlebte eine Reihe von Auflagen. Von 1499 an veröffentlichte St. die anderen Schriften Biel's. In dem Collectorium s. epithoma in magistri sententiarum libros IV (Tübingen 1501) sind die letzten 27 Distinctionen ein Supplement von St. Melanchthon erwähnt eine kleine deutsche Dogmatik von St., die aber nicht gedruckt ist.

J. J. Moser, Vitae professorum Tubingensium (Tüb. 1718) p. 32. — Fr. Cleß, Landw.- und Culturgesch. von Württemberg II, 2, 281. — Linsenmann, Gabriel Biel, in der Tübinger Theol. Quartalschr. 1865, S. 214, 218, 219. — Derselbe, K. Summenhart, 1877, S. 5. Reusch.

Steinbart: Gotthelf Samuel St., protestantischer Theologe, † 1809. St. ist als Vertreter eines ausgeprägt eudämonistischen Lehrsystems eine der am meisten charakteristischen Persönlichkeiten der Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Geboren zu Züllichau am 21. September 1738, wurde er von seinem Vater,

dem Director des durch den Pietismus dort geschaffenen Waisenhauses, nach pietistischen Grundsätzen erzogen, aber auf der Schule zu Kloster Bergen, die unter Leitung des pietistischen Abtes Steinmetz stand, obgleich man ihn dort nach Sigismund Baumgarten's Dogmatik und Polemik unterrichtete, durch private Lectüre von Schriften Voltaire's für den „bon sens", den gesunden Menschenverstand, gewonnen. Er begann seine Studien in Halle unter Baumgarten, ging, als der siebenjährige Krieg sie dort unterbrach, nach Frankfurt a. O., wo er an Töllner einen väterlichen Freund und Rathgeber fand, unterrichtete dann eine Zeit lang an der Realschule in Berlin und begab sich endlich nach Züllichau zurück, wo er die Leitung einer Erziehungsanstalt übernahm. Durch das Studium der Locke'schen und Wolf'schen Philosophie und durch den Umgang mit Teller und Töllner hatte er die damalige populäre Aufklärung zu einem System philosophischer Weltanschauung verarbeitet. Nachdem er als Pädagoge die Aufmerksamkeit der preußischen Regierung auf sich gezogen hatte, wurde er 1774 als ordentlicher Professor der Philosophie nach Frankfurt a. O. berufen, wozu er später noch als Prof. extraord. in der theologischen Facultät lehrte, dirigirte aber von dort aus zugleich die Züllichauer Erziehungsanstalt, mit welcher ein königliches Schullehrerseminar verbunden wurde, dessen Leitung gleichfalls St. übernahm. Hatte er sich bis dahin litterarisch hauptsächlich auf pädagogischem Gebiete und meist anonym bewegt, so trat er 1778 mit einem Werke hervor, das für die Beurtheilung von Religion und Moral der Aufklärungszeit (nach Frank's Urtheil s. unten) das „charakteristischste Buch" ist: wir meinen sein „System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums, für die Bedürfnisse seiner aufgeklärten Landsleute und Andrer, die nach Weisheit fragen, eingerichtet" (4. Aufl. Züllichau 1794). Er gründete hierin die Moral auf die vernünftige Selbstliebe und bemaß den Werth des Christenthums nach dem Beitrage, welchen es zur Glückseligkeit gebe. So sollte das Buch ein Leitfaden sein, vermittelst dessen man sich, ohne erst nach Arabiens Wüste zu reisen und Hor und Sinai zu besteigen, aus allen Irrgängen des Kirchensystems herausfinden und zu einem neuen Lehrgebäude des Christenthums gelangen könne. (Einl., 2. Aufl., S. 5.) Als höchstes Gut bezeichnete St. darin die Glückseligkeit und beschrieb sie als den Gemüthszustand einer fortdauernden Zufriedenheit und des öfteren Vergnügtseins. Einen solchen Zustand könne die alttestamentliche Religion nicht gewähren, wol aber das Christenthum, natürlich nur, wenn es von allem positiven Gehalte und von aller kirchlichen Bestimmtheit befreit sei. Der Stifter des Christenthums, ein außerordentlicher Mann von seltenen Talenten und seltener Rechtschaffenheit, lehre, genau besehen, nichts als die wahre Tugend. Tugendhaft sein aber heiße in vollem Maße das Gute genießen, was Gott von allen Seiten aus freier Güte darbiete. Zur wahren Glückseligkeit aber gehöre als Postulat die Unsterblichkeit, weil ohne sie eine wahre Werthschätzung und eine fortschreitende Vervollkommnung unserer selbst unmöglich sei. Auf dieses System hin wurde St. zum Dr. theol. ernannt, wurde 1787 Oberschulrath und Mitglied des Berliner Oberschulcollegiums, welche Stelle er aber 1789 wegen anderweitiger amtlicher Pflichten niederlegte, und später auch Consistorialrath. Während von den Neologen seiner Zeit sein Buch als das allgemeine Compendium der Religion gepriesen wurde, erfuhr es von Seiten der Orthodoxie die heftigsten Angriffe. Dagegen vertheidigte er sich in seinen „Philosophischen Unterhaltungen zur weitern Aufklärung der Glückseligkeitslehre" (3 Hefte, Züllich. 1782—84). Die hier ausgesprochene Behauptung, daß es für den Menschen überhaupt nur relative Wahrheit gebe, verwickelte ihn in einen Streit mit seinem Gesinnungsgenossen und Collegen in Halle, Joh. Aug. Eberhard. Bereits vorher war Steinbart's „Gemeinnützige Anleitung des Verstandes zum regelmäßigen

Selbstdenken" (Züllichau 1780, 3. Aufl. 1793) erschienen, die, ohne in die Tiefe zu führen, sich durch Popularität empfahl. Seine „Anweisung zur Amtsberedsamkeit christlicher Lehrer" (Züllichau 1779, 2. Aufl. 1784) ist in der Reihe der homiletischen Schriften der Aufklärung gleichfalls beachtenswerth. Steinbart's Ansehen sank, nicht durch das Wöllner'sche Religionsedict, dem er sich fügte, indem er erklärte, daß er die Theologie schon seit einigen Jahren bloß historisch vortrage, ohne über die Richtigkeit der Grundsätze der einzelnen Religionsparteien zu entscheiden — es sank, als der Kant'sche Moralismus, der kategorische Imperativ der Pflicht, den Eudämonismus zu überwinden begann; seine Aemter aber verwaltete er alle bis an seinen Tod. St. starb am 3. Februar 1809.

Ein vollständiges Verzeichniß der Schriften Steinbart's findet sich in Heinrich Doering, Die gelehrten Theologen Deutschlands u. s. w., 1835, S. 336—339. — Bildnisse Steinbart's in Beyer, Allg. Magazin für Prediger Bd. V, St. 6; vor der 3. Ausg. von Steinbart's System der reinen Philosophie (Züllichau 1786) und vor dem 2. Bändchen der kleineren auserlesenen liturgischen Bibliothek für Prediger (1794). — Vgl. G. Frank, Geschichte der prot. Theologie, III. Bd. (1875) S. 119—121. — C. R. Hausen, Geschichte der Universität u. Stadt Frankfurt a. O. (1800) S. 108. — Die Lebensdaten bei Doering a. a. O. P. Tschackert.

Steinbeis: Ferdinand St., s. am Schlusse des Bandes.

Steinberg: Joh. Melchior St., reformirter Theologe, hervorragend als Polemiker gegen die römisch-katholischen Dogmen, geboren im December 1625 zu Genf, † am 25. November 1670 in Franeker. Sein Vater Johann St. aus Görlitz in der Lausitz wurde im großen deutschen Kriege nach Genf verschlagen, wo er mehrere Jahre als Professor der Rechtswissenschaft wirkte, bis er einem Rufe nach Groningen folgte. Joh. Melchior St. studirte in Groningen unter dem berühmten Theologen Samuel Maresius, dessen treuester Schüler er wurde. Bei dem Gegner des Maresius, Jacob Alting, hörte er Hebräisch. Hierauf zog er, nachdem er die theologische Doctorwürde sich erworben, 1652 nach Genf, wo er einige Jahre als Prediger und Professor der Theologie neben Mestrezat und Franz Turretin thätig war, bis er nach Herborn berufen wurde. Daselbst schrieb er seine bedeutendsten Werke, lebte aber auch in manchen Zwistigkeiten mit seinen Collegen, deren Grund in seiner übergroßen Reizbarkeit zu suchen ist. Der deutschen Sprache bediente er sich in öffentlichen Schriftstücken nie, sondern nur der französischen, seiner Muttersprache, und der lateinischen. Mit Freuden zog er nach Franeker, wo er am 22. October 1669 als Professor eingeführt wurde, aber schon nach einem Jahre starb. St. hat nicht viele Schriften hinterlassen. Außer einigen akademischen Disputationen hat er ein wissenschaftliches Werk über „Controverspunkte der Theologie", sodann eins über die „Infallibilität des Papstes" und seine Hauptschrift „Anatome Papismi" geschrieben. Dieselben zeugen von großer patristischer Belesenheit, von scharfsinniger, geschickter Exegese der Bibel und großer Liebe für die evangelische Wahrheit. Als sein heftigster Gegner trat der Cölner Jesuit Jacob Masenius auf. Aus seiner Ehe mit Sophie, der Tochter seines Herborner Collegen Konrad Posthius, hatte er nur einen Sohn: Heinrich August, geboren am 7. Januar 1668 zu Herborn, † am 9. April 1749 als Hofprediger in Berlin, der ebenfalls als theologischer Schriftsteller sich einen Namen erworben hat.

Großes vollständiges Universal-Lexikon. — Senebier, Hist. littéraire de Genève II. — Livre du Recteur de Genève. — Jonckbloet, Gedenkboek der Hoogeschool te Groningen. — Glasius, Godgeleerd Nederland. — Vriemoet, Athen. Frisiac. — Effigies et vitae prof. Groning. — Neubauer, Nachr. von den luth. und ref. Theologen in Deutschland. — Küster, Altes und neues

Berlin I. — Hering, Neue Beiträge z. Gesch. d. ev.-ref. Kirche in den Preuß. Brandenb. Ländern I. — Handschriftliches. Cuno.

Steinberg: Nicolaus St. (auch Steinberger), tüchtiger Schulmann, wurde im April 1543 zu Breslau geboren. Er erhielt seine Vorbildung auf demselben Elisabeth-Gymnasium, dem er später 32 Jahre lang als Rector vorstand, und dann auf der Universität Wittenberg. Nachdem er hier 1562 Magister geworden war, fing er schon 1563 an in seiner Vaterstadt zu lehren, zuerst am Magdalenen-, 1566 am Elisabeth-Gymnasium. 1574 wurde er Rector der ersteren, 1578 der zweiten Schule, an der er dann bis zu seinem Tode, am 27. Mai 1610, verblieb. Sein Schüler Nikolaus Henel führt in seiner Silesia togata das seine Lehrweise charakterisirende Wort an, er ziehe eine Schule mit guter Zucht und geringerer Wissenschaft einer solchen vor, an der das Verhältniß umgekehrt sei (auream disciplinam plumbeamque doctrinam praeferendam doctrinae aureae sed disciplinae plumbeae). Ueble Erfahrungen mit Patriciersöhnchen, u. a. auch mit dem Sohne des großen Arztes Joh. Crato v. Crafftheim, den der vielbeschäftigte Vater seiner besonderen Fürsorge anvertraut hatte, zeitigten diesen herben Grundsatz schon früh in ihm. Seine bescheidene, ja demüthige Gesinnung steigerte sich unter dem Einfluß seiner schwächlichen Gesundheit und mancherlei Anfeindungen zu einem hypochondrischen Wesen, dem nur die rastlose Hingabe an seine Schulthätigkeit ein Gegengewicht bot. In dieser fand er sein Genügen, an Gelehrsamkeit und schriftstellerischer Kraft stand er seinen berühmten Vorgängern und Nachfolgern nach. Lateinische Verse handhabte er leicht, doch mehr in Nachahmung der alten Dichter, als aus wirklicher dichterischer Begabung. Für seine „Porta Augusta in Honorem Ingressus Caesarei Rudolphi II etc. Wratislaviae Erecta Mense Majo A. Chr. MDLXXVI“ erhielt er den Dichterlorbeer, auf den er großes Gewicht legte. Außer größeren und kleineren Gedichten zu Familienfesten sind von ihm noch im Druck vorhanden: „De nobilitate ex Aristotelis sententia: Nobilitas est virtus generis“, an den Burggrafen Christoph v. Dohna gerichtet 1579, die „Conversionis s. Pauli . . . meditatio historica carmine heroico exposita“, an Andreas Reuß gerichtet 1586, und die „Elegia de Jaurino nuper die XXIX Martii recuperato“, 1598, die von den Vorgängen bei der Eroberung Raabs beinahe gar nichts, um so mehr aber von den Sünden und Lastern der Christen und den von Gott über sie verhängten Strafen handelt. In Prosa hat er nichts veröffentlicht.

Nach handschriftlichen Materialien auf der Breslauer Stadtbibliothek.

Markgraf.

Steinberger: Joh. Georg St., Kaufmann zu Breslau, zeitgenössischer Berichterstatter über die Erwerbung Schlesiens durch Friedrich d. G., † 1756. Geboren zu Frankfurt a. M. 1694 am 24. März, Sohn des Schneidermeister-Aeltesten Sebastian St. daselbst, ist er wahrscheinlich auf Veranlassung seines acht Jahre älteren Bruders Joh. Gerhard, der anscheinend im Anfange des XVIII. Jahrhunderts sich als Kaufmann in Breslau niedergelassen hatte, im J. 1715 nach dieser Stadt übergesiedelt, wo er zehn Jahre lang in dem großen Handelshause Gottfried's v. Greiff „die Correspondenz und Cassa geführet“, nebenbei habe er, schreibt er, „eine mühsame Correspondenz nach Ostindien gepflogen, indem er eine große Lust gehabet, dahin zu reisen und alle Theile der Welt zu sehen, wenn nicht seine schwache Leibesconstitution und das eiffrige Widerrathen seiner Freunde in Indien ihn davon abgehalten“. 1725 scheint dann St. in das Geschäft seines Bruders, der am Ring in der goldnen Sonne einen Laden hatte, eingetreten zu sein. Neben seiner kaufmännischen Thätigkeit beschäftigte ihn nun die Abfassung einer umfänglichen Chronik, die er, unterstützt von seinem Bruder, unter dem Titel „Breßlauisches Tagebuch“ verfaßt hat,

ohne sich darin aber auf specifisch Breslauer Ereignisse zu beschränken. Von den vier mit großer Schrift aber eng vollgeschriebenen Folianten, welche das Werk bildeten, ist der erste verloren gegangen, derselbe reichte von den ältesten Zeiten bis zum J. 965. Rechten Werth hat eigentlich nur der vierte, der vom J. 1739 bis Ende des J. 1750 reicht und die Zeiten der schlesischen Kriege anschaulich und gewissenhaft unter Einrückung von Actenstücken und politischen Gedichten schildert und zwar vom Standpunkte eines Protestanten aus, der die Periode des Glaubensdruckes noch mit erlebt hat und deshalb die preußische Herrschaft im Grunde willkommen heißt. Am 18. April 1754 ist J. Georg St. zu Breslau gestorben, unvermählt. Die Handschrift war an einen Urenkel des Verfassers, Professor Kahlert, gekommen, der im J. 1840 Auszüge daraus unter dem Titel „Breslau vor 100 Jahren" veröffentlichte. Nachdem Kahlert das Manuscript der Bibliothek der Bresl. Gesellsch. für vaterländ. Cultur vermacht hatte, ist der interessanteste Theil des Tagebuchs, die Jahre 1740—1742 umfassend, Namens des Vereins f. Gesch. u. Alterth. Schlesiens 1891 durch Dr. E. Träger herausgegeben worden.

Träger's Einleitung zu der erwähnten Ausgabe. Grünhagen.

Steinbrecher: Die Schauspielerfamilie St. wird in der Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts häufig genannt und war jedenfalls eine der renommirtesten der deutschen Bühne jener Zeit. Leider aber fehlen uns eingehendere Mittheilungen über das Leben und die Bedeutung ihrer Mitglieder, so daß sich ihr Biograph mit einzelnen, nicht zusammenhängenden Angaben begnügen muß. Ein Schauspieler dieses Namens war seit dem Jahre 1727 Mitglied der Neuberschen Truppe, mit der er zuerst in Leipzig und später, im J. 1736, in Frankfurt a. M. auftrat. Im J. 1745 kam er mit ihr wieder nach Leipzig, wo er sich namentlich als Harlekin auszeichnete. Im folgenden Jahre finden wir ihn bei dem Danziger Principal Diedrich in Danzig. Von dort aus begab er sich mit der Hilferdingschen Gesellschaft nach Rußland, wo er seine Familie im höchsten Elend zurückließ. Später zog er als Billeteinnehmer mit der Gesellschaft Josephi's umher, bei der er im J. 1761 in Paderborn starb. Er war jedenfalls ganz unbrauchbar geworden, doch dürfte die Nachricht, daß er sein Leben als Gänsehirt gefristet habe, auf Erfindung beruhen. — Weit bekannter und bedeutender als St. ist seine Frau Wilhelmine St. gewesen. Sie war im J. 1701 als Tochter des Principals Spiegelberg geboren und daher durch ihre jüngere Schwester die Schwägerin Eckhof's. Schon als sie im J. 1736 in Frankfurt a. M. als Mitglied der Neuberschen Truppe spielte, rühmte man an ihrer Darstellung von älteren Königinnen und Heldenmüttern Würde und erhabene Declamation. Als sie im J. 1745 mit der Neuberschen Truppe nach Leipzig kam, stand sie in dem Rufe, kokette Mütter vortrefflich zu geben. Im J. 1746 gehörte sie in Danzig der Diedrichschen Truppe an, ging dann mit Hilferding nach Rußland und schloß sich nach Auflösung dieser Gesellschaft der Ohl'schen Truppe an, bis sie im J. 1752 bei Koch Engagement fand. Mit ihm war sie in demselben Jahre in Weimar und im J. 1755 in Hamburg, wo sie zu Schönemann übertrat. Als sie zu Pfingsten 1757 von jenem den Abschied erhielt, nahm sie Döbbelin in seine Gesellschaft auf. Indessen war diese Stellung nur von kurzer Dauer, da Döbbelin schon im nächsten Jahre seine Truppe auflöste. Die St. begab sich nun wieder zu Koch, bei dem sie seitdem längere Zeit ausgehalten zu haben scheint. Wir finden sie nämlich in seiner Gesellschaft im J. 1764 in Dresden, und noch im J. 1771 wird sie, allerdings als neuengagirt, unter den Mitgliedern der damals in Berlin spielenden Koch'schen Truppe aufgeführt. Im nächsten Jahre aber ging sie nach Riga, und seit dieser Zeit verschwindet ihr Name aus den Annalen des deutschen Theaters. — Die bedeutendste unter den

Mitgliedern der Familie war aber die Tochter der beiden genannten, Caroline Elisabeth St. Sie war am 1. Januar 1731 (nach einer anderen Angabe 1733 in St. Petersburg) geboren und erhielt möglicher Weise ihren ersten dramatischen Unterricht durch ihren Onkel Eckhof. Sie zeichnete sich namentlich als Sängerin im Singspiel aus und erhielt wegen ihres graziösen Uebermuthes von Weiße, in dessen Oper „Der Teufel ist los" sie im J. 1752 in Leipzig die Rolle des Lenchen geschaffen hatte, den Beinamen der deutschen Favart. Brandes, der sie allerdings mit den Augen des Liebhabers betrachtete, berichtet von ihr, daß sie „eine sehr anziehende Gestalt besessen habe", „etwas Spöttelndes in ihren Mienen und in ihrem Betragen etwas Gebieterisches, daß aber in heiteren Augenblicken von so viel Anmuth begleitet wurde, das man sich ihren Befehlen mit Vergnügen unterwarf". Auch als Schauspielerin genoß sie einen bedeutenden Ruf. In Leipzig spielte sie bei Koch im April 1756 zuerst die Titelrolle in Lessing's „Miß Sara Sampson" und in Berlin bei der ersten Aufführung der „Emilia Galotti" am 6. April 1772 die Emilia. Ihre äußeren Lebensschicksale waren dieselben wie die ihrer Mutter, mit der sie, wie es scheint, beständig das gleiche Engagement theilte. Im August 1772 vermählte sie sich mit dem Sänger Hübler, einem gebornen Dresdener, mit dem sie im nächsten Jahre nach Riga übersiedelte, wo sie gleichfalls für uns verschwindet. (Nach einer anderen Angabe wäre sie die Gattin des Sängers Günther geworden.)

Vgl. [Ch. H. Schmid], Chronologie des deutschen Theaters. s. l. 1775 [Register]. — Schütze, Hamburgische Theater-Geschichte. Hamburg 1794. S. 287, 292, 297, 303, 307. — Joh. Christ. Brandes, Meine Lebensgeschichte. Berlin 1799. I, 181, 182, 208, 209, 223—226. — Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Leipzig 1848. II, 12, 96, 99, 108, 113, 137, 296, 319. — E. A. Hagen, Geschichte des Theaters in Preußen. Königsberg 1854. S. 211, 212. — A. E. Brachvogel, Geschichte des Kgl. Theaters zu Berlin. Berlin 1877. I, 227, 238, 245. — E. Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863. I, 21. — Fürstenau im Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger III. 1875. S. 22—24. — v. Reden-Esbeck, Caroline Neuber und ihre Zeitgenossen. Leipzig 1881. S. 57. — E. Mentzel im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Neue Folge. 9. Bd. Frankfurt a. M. 1882. S. 162, 163. — Moritz Rudolph, Rigaer Theater- und Tonkünstler-Lexikon. Riga 1890. S. 237. (Die bei Rudolph enthaltenen Angaben über das Schicksal der St. in Rußland können sich ebensogut auf die Mutter als auf die Tochter beziehen. Nach ihm ging Caroline Elisabeth St. in Riga in das Fach der ersten Mütter im Trauer- und Lustspiel über, trat noch in St. Petersburg und Reval auf, und starb, zuletzt getrennt von ihrem Manne, in Riga im J. 1796.) H. A. Lier.

Steinbrenner: Wilhelm Ludwig St., evangelischer Prediger, † 1831. St. wurde am 6. Januar 1759 in Petersaurach im Ansbachischen geboren; sein Vater war daselbst Pfarrer, starb aber schon, als der Sohn im vierten Lebensjahre stand. Auf dem Gymnasium zu Ansbach vorgebildet, studirte St. Theologie und Philologie in Erlangen und erlangte hier die Magisterwürde. Wichtig für seinen Lebensgang wurde seine Ernennung zum Instructor der in Erlangen studirenden Prinzen Albrecht und Karl von Schwarzburg-Sondershausen. In ihrer Gesellschaft unternahm er nach kurzem Aufenthalte in Sondershausen (1787) eine Reise in die Schweiz, wo er Lavater kennen lernte, mit dem er später Briefe wechselte, nach Frankreich, Belgien und den Rheingegenden. Die Eindrücke, welche er dabei empfing, legte er nieder in dem Werke „Bemerkungen auf einer Reise durch einige Deutsche, Schweizer und Französische Provinzen, in Briefen an einen Freund" (Göttingen 1791—1793, 3 Bände,

gr. 8°). Ein halbes Jahr nach der Rückkehr, im Juli 1789, erhielt er eine Predigerstelle in Großbodungen und Hauröden bei Nordhausen, wurde 1809 von der Erlanger theologischen Facultät zum Dr. theol. promovirt und 1816, nach der Vereinigung seiner beiden Gemeinden mit dem Königreich Preußen zum Superintendenten ernannt. In dieser Stellung starb er am 26. Decbr. 1831 und hinterließ den Ruf eines tüchtigen Gelehrten und allgemein verehrten Charakters. Sein Standpunkt war der des aufgeklärten Moralismus, der sich z. B. in seiner Inauguraldissertation von 1808 zeigt: „Dissertatio inauguralis De vi et efficacia christianae religionis in tuendis atque regendis hominum moribus, praesertim in adjuvanda virtute et obsequio legibus civilibus praestando conspicua“. Seine wichtigeren Schriften sind „Christliches Hausandachtsbuch oder Betrachtungen auf alle Tage des Jahres, für den Bürger und Landmann“ (Sondershausen und Großbodungen, 1793); „Der Prediger als Aufklärer auf der Kanzel und in seinem ganzen Amte, ein Handbuch für Prediger und alle die es werden wollen“ (Leipzig 1794—1795, 2 Thle.); „Geistliches Tagebuch für den Bürger- und Landmann“ (Erfurt 1798); „Naturlehre für Bürger- und Landschulen“ (Arnstadt und Rudolstadt 1803, 3. Aufl. 1820); „Predigten über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, nach Hufeland'schen Grundsätzen“ (Halle 1804); „Biblische Vorlesungen über wichtige und gemeinnützige Abschnitte der Bibel“ (Erlangen 1810). Andere Publicationen in großer Zahl sind aufgeführt bei Doering (s. u.), wo sich auch die Daten seines Lebens finden.

Vgl. Heinrich Doering, Die gelehrten Theologen Deutschlands im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Neustadt 1835, IV, 340—344.

P. Tschackert.

Steinbrüchel: Joh. Jak. St., zürcherischer Philologe und Theologe, ist 1729 zu Schönholzersweilen (Thurgau) geboren; sein Vater, damals Pfarrvicar in dieser Gemeinde, wurde 1736 Pfarrer zu Sax im Rheinthale. Hier verlebte der junge St. glückliche Knabenjahre, die nur der frühe Tod seiner trefflichen Mutter trübte. Seine Studien machte er am Carolinum in Zürich und ward hier Breitinger's Liebling, dem er sich völlig auf- und anschloß. Durch freimüthige Aeußerungen und den derben Spott, den er sich anläßlich der Erscheinung eines Kometen über die ängstlichen Prophezeiungen unter seinen Mitbürgern erlaubte, kam er früh schon in den Ruf eines Freigeistes und Atheisten, sodaß ihm das theologische Examen nicht ohne Widerspruch abgenommen wurde 1751. Seine Predigten fanden indeß namentlich auch den Beifall Wieland's, der 1752 nach Zürich kam und mit St. in persönliche Freundschaftsbeziehungen trat. Eine Stellung fand sich für den hochbegabten Candidaten, der ohne Vermögen und Familienverbindungen war, in der Heimath nicht; so ging er zunächst für zwei Jahre als Prediger an eine Waldensergemeinde in Schwaben (Pinache) und gründete nach seiner Rückkehr in Zürich eine Art Privatgymnasium, das sich durch Steinbrüchel's vortreffliches Lehrgeschick und seine allseitige unermüdliche Thätigkeit bald eines vortrefflichen Rufes und großen Zuspruchs erfreute. Erst 1763 gelang es, ihm im officiellen Schulwesen Platz zu schaffen; zunächst ward ihm die Professur für die hebräische Sprache übertragen; aber schon 1764 vertauschte er diesen Vorposten mit der Professur der Eloquenz und letztere 1769 mit der Lehrstelle für die alten Sprachen am Collegium humanitatis; nach Breitinger's Tod 1776 ward er durch einhellige Wahl dessen Nachfolger in der Professur der griechischen Sprache und der biblischen Hermeneutik, sowie im Canonicat. An der Reorganisation der gelehrten Schulen Zürichs wirkte er neben Breitinger, Heidegger, L. Usteri in großer Hingebung mit; auch an gemeinnützigen Unternehmungen zum Wohl seiner Mitbürger außerhalb des Schul-

wesens nahm er lebhaften Antheil. Auf der Höhe seines Wirkens als gefeierter Schulmann starb er am 23. März 1796 an einer rasch verlaufenden Lungenkrankheit.

Steinbrüchel's Wissen und Können war ein ungemein vielseitiges und weitgreifendes. In seinen philosophischen Vorlesungen vertrat er die Lehren von Leibniz, Wolff und Baumgarten, arbeitete sich aber in seinen spätern Jahren auch in die Kant'sche Philosophie ein. Als Philologe war er Breitinger's Schüler und mehr als ebenbürtiger Nachfolger; als Theologe vertrat er die freiere Richtung, der schon Zimmermann in Zürich Bahn gebrochen und schloß sich in seinen Erklärungen namentlich an Ernesti an. Nach Hottinger's Zeugniß war er weniger zu selbständiger und originaler Production als zu lichtvoller Darstellung und Abwägung der Gedanken Anderer befähigt.

Das zeigt sich auch in der Richtung, die seine schriftstellerische Thätigkeit nahm. Zunächst trat er als Uebersetzer classischer Dramen auf. Es erschienen von ihm: Sophokles' Elektra nebst Pindar's 1. Ode (Zürich, Geßner, 1759); König Oedipus nebst Pindar's 2. Ode (ib. 1759); Philoctetes nebst Pindar's 3. Ode (ib. 1760); Antigone nebst Pindar's 4. u. 5. Ode (ib. 1760); in zweiter Auflage als das „tragische Theater der Griechen" in 2 Bänden mit der Uebersetzung Euripideischer Tragödien (Hekuba, Iphigenia in Aulis, Phönizierinnen und Hippolytus) vermehrt (Zürich, Orell, 1763). Durch äußere Umstände ließ sich St. bewegen, diese Uebersetzerthätigkeit abzubrechen und nicht wieder aufzunehmen. Immerhin ist höchst wahrscheinlich, daß er einige Jahre später noch einen Versuch mit den Reden des Demosthenes wagen wollte. Die von „Z." aus eingegangene Uebersetzung der 1. olynthischen Rede, deren Vorwort mit den Initialen „St." unterzeichnet ist und die als Probe im 2. Bd. der „vollständigen kritischen Nachrichten von den besten und merkwürdigsten Schriften" u. s. w. (Lindau und Leipzig 1765) veröffentlicht wurde, ist doch wol von St. in Zürich; sie gab bekanntlich für den jugendlichen Pestalozzi den Anlaß, in der nämlichen Zeitschrift („Lindauer Journal", s. Pestalozzi's Schwanengesang) sich mit einer rivalisirenden Uebersetzung aus der 3. olynthischen Rede zu versuchen; Pestalozzi's Vorwurf, der Arbeit des Professors mangle das rhetorische Talent, scheint allgemein getheilt worden zu sein; wenigstens folgte der 1. olynthischen Rede keine andere in Steinbrüchel's Uebersetzung nach. Dafür veröffentlichte St. 1769 eine „Anthologia ex libris M. T. Ciceronis de officiis excerpta cui subjungitur lexici antibarbari compendium in usum Collegii humanitatis" (Turici 1769); ferner in Hottinger's Musaeum Turicense 1782 kritische Studien über eine Stelle des Sophokles und Bemerkungen zu Euripides' Hekuba; eine weitere Arbeit über das Violetum der Kaiserin Eudocia, in welchem er eine Compilation des 16. Jahrhunderts nachweisen zu können glaubte, kam nicht vor die Oeffentlichkeit, da die Zeitschrift, in der sie erscheinen sollte, 1786 einging.

Weit bedeutender als seine litterarische Hinterlassenschaft ist der Einfluß, den er durch sein unmittelbares Wirken als Lehrer auf die Geistesrichtung seiner Zeitgenossen gewann. Sein offenes gerades, fröhlicher Geselligkeit gern sich hingebendes Naturell zog ihn zu der Jugend und die Jugend zu ihm. Seine Redeweise war einfach, ungesucht, lebhaft und körnig. Der philologische Kleinkram blieb seinem Unterrichte ebensofern wie seiner Erklärung der biblischen Schriften dogmatische Nebenrücksichten. So viel als möglich trug er frei vor und suchte durch ausgedehnte Betreibung cursorischer Lectüre die Schüler in den Geist des Alterthums einzuführen und zur Beherrschung der classischen Sprachen zu bringen. Witz und satirische Bemerkungen wurden auch auf dem Katheder nicht gespart, namentlich wo es galt, theologischer Intoleranz und religiösem

Fanatismus entgegenzutreten. Wie im Leben, so hielt ers auch der Jugend gegenüber: wer einmal seine Zuneigung gewonnen, dem blieb sie; junge Leute von Erziehung und Genie, besonders wenn sie rechte Lust zum Studium der Alten hatten, zog er auf alle Weise hervor, verzieh ihnen jugendliche Unarten leicht und keine Mühe für sie war ihm zu viel; mittelmäßige Köpfe dagegen, wenn sie auch noch so viel Fleiß hatten, konnten seine Zuneigung niemals erhalten. In seinem Wesen lag eine eigenthümliche Mischung der Naturwüchsigkeit des Volksmanns mit dem Hochgefühl der Aristokratie des Geistes: dadurch erklärt sich einerseits die Macht des Einflusses, den er auf die junge Generation der Gebildeten ausübte; anderseits die verschiedene Beurtheilung, die dieser Einfluß besonders in Bezug auf die Gesinnungsrichtung der künftigen Geistlichen, erfuhr; und nicht bloß Dunkelmänner klagten, daß die rein humanistische Vorbildung, die diese in Steinbrüchel's Schule erhielten, sie dem Volksgemüth entfremde; der Gegensatz, der später zur erbitterten Polemik zwischen Steinbrüchel's Nachfolgern auf den zürcherischen Lehrstühlen einerseits, Pestalozzi und seinen Anhängern anderseits führte, wurzelt in der Eigenart, die sich von St. auf jene vererbte; dieser Gegensatz tönt auch leise mit in der ebenso pietätvollen als begeisterten Schilderung, die Steinbrüchel's Schüler, J. J. Hottinger d. ä., des Meisters Persönlichkeit und Wirken gewidmet hat:

„Unter Breitinger's vielen und großen Verdiensten um seine Vaterstadt ist ohne Zweifel Steinbrüchel's Weckung und Bildung das größte. Dieser seltene Mann voll Geist und Kraft, dessen Größe Alles, was ihm nahe kam, freiwillig huldigte, schien dazu ausersehen, die weisen Pläne seines Lehrers auszuführen, und was jener angefangen hatte, zu vollenden. Schon früher durch seine Talente und das Feuer seiner Thätigkeit als durch eine öffentliche Stimme zum allgemeinen Lehrer des Vaterlandes berufen, trat er als Jüngling auf und füllte ganz allein die Lücken aus, welche das Gedeihen des wissenschaftlichen Unterrichtes aufhielten. Sein heller Vortrag und die siegende Ueberzeugungskraft seiner geistvollen Darstellung lockte bald die lernbegierige Jugend scharenweise zu ihm herbei. Sie ließ sich die bereits gelesenen Schriften der Griechen und Römer von ihm erklären, und erstaunte, sie nun ganz anders zu finden als vorher: sie hörte seinen philosophischen Unterricht an und das Feuer eines regen Enthusiasmus ergriff alle bessern Köpfe. Das Interesse des Stoffes schränkte sich nicht auf die Stunden des Unterrichts ein. Man fing an selbst zu denken, theilte sich das Gedachte mit, wendete das Erlernte an und Philosophie ward bald der Text der freundschaftlichen Unterhaltung.

„St. ward nicht bloß der allgemeine Lehrer der Jugend. Die heitere Laune seines genialischen Umgangs versammelte bald die gebildetsten seiner Mitbürger um ihn herum. Die anspruchslose Mittheilung seines Geistes und Herzens war die Würze des gesellschaftlichen Ideentauschs, sowie seine Unterhaltung eine Schule sokratischer Weisheit. Er unterrichtete ohne es zu scheinen, man lernte von ihm, ohne es zu wollen. Der große Mann hob seine Zeitgenossen um ein paar Stufen höher. In seinem Umgange rieben sich die Ideen, die Begriffe wurden aufgeklärt, die Vorstellungen gereinigt, die Gesichtspunkte erweitert und berichtigt. Man ward allmählich mit neuen Ansichten vertraut, gesundere Grundsätze kamen empor und die Sache der Vernunft fand selbst unter den Ungeweihten manchen entschlossenen Vertheidiger.

„Jetzt war die Philosophie in ihre Rechte eingesetzt und damit Alles gewonnen. Umsonst machte die Orthodoxie ihre ehemaligen Ansprüche gegen sie geltend. Umsonst forderte sie die Verketzerungssucht zum letzten Beistand auf. Alle ihre Bewegungen führten zu keinem Ziele; sie waren nichts als die letzten Zuckungen ihrer allzulange usurpirten Herrschaft. Allmählich zog sie sich in das

enge Gebiet der gelehrten Dogmatik zurück, in welchem sie bis auf das letzte Dezennium friedlich schlummerte. Dieses zu schützen blieb ihr unverwehrt; aber die übrigen Wissenschaften alle, und selbst die Religion, konnte sie dem Einflusse der Philosophie und des durch das Studium der alten Litteratur unter uns aufblühenden Geschmackes nicht entziehen."

Nüscheler, Kurze biographisch-charakteristische Nachrichten v. J. J. St., Zürich 1796. — J. J. Hottinger d. ä., Acroama de J. J. St. 1796, in Hottinger's opuscula oratoria (Turici, Orell 1816, p. 237—284); Desselben Zürichs religiöser u. litterarischer Zustand im 18. Jahrh., Zürich, Orell, 1802. — Neujahrsblatt der Zürch. Gesellschaft der Chorherrn auf 1818 (von Archidiakon Kramer). — M. Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, Aarau 1812, S. 510. — R. Hanhart, Erzählungen aus der Schweizergeschichte, Bd. IV (Basel 1830), S. 480—492. — Hunziker, Geschichte der schweiz. Volksschule, Bd. I (Zürich 1881), S. 208—210. Hunziker.

Steinbrück: Joachim Bernhard St., evangelischer Geistlicher und historischer Sammler, geboren am 12. Oct. 1725 (als Sohn des am 26. Aug. 1686 in Krottdorf bei Halberstadt geborenen Diakonus Michael Matthias St.) in Falkenburg (Hinterpommern) und der Katharina Magdalene (nicht Margaretha) Kortmann, Tochter des dortigen Oberpfarrers, kam mit 15 Jahren auf die lateinische Schule des Waisenhauses zu Halle, von deren Lehrern namentlich Knapp (A. D. B. XVI, 267) und Fuchs heilsam auf ihn einwirkten, und studirte von Michaelis 1744—1745 ebenda Theologie unter Knapp, Baumgarten (A. D. B. II, 161) und Callenberg (A. D. B. III, 707). Nach Hause zurückgekehrt (aus Geldmangel geschah die Reise von Berlin aus zu Fuß) unterstützte er mit zwei Brüdern, von denen einer, Immanuel Theophil, später Rector in Penkun wurde, den Vater in seinem Amte, entging nur mit Mühe der Gefahr, als Soldat in das Prinz Friedrich'sche Kürassierregiment gesteckt zu werden, und erhielt am 8. Febr. 1750 die Stelle eines Diakonus an der St. Peter-Paulskirche in Stettin, rückte 1774 hinauf in die des Pastors und starb als solcher am 14. Juli 1789 infolge eines unglücklichen Sturzes. Von seiner amtlichen Thätigkeit ist wenig bekannt, dagegen sammelte er aus archivalischen Quellen, Kirchenbüchern, Leichenpredigten, Zeitungen, kurz aus Allem, was ihm unter die Hände kam, mit Bienenfleiß historische Daten zur pommerschen Geschichte, namentlich zu genealogischen Zwecken. Die Masse des Zusammengetragenen setzt in Erstaunen, darf aber nicht ungeprüft Verwendung finden. Nur ein geringer Theil davon ist geordnet, noch weniger ist bearbeitet und gedruckt, obgleich St. im Kreise seiner Amtsbrüder und Freunde kein Familienfest oder Erinnerungstag irgend welcher Art vorübergehen ließ, ohne eine kleine Schrift localgeschichtlichen Inhalts in die Welt zu schicken. Die unten citirte Biographie führt deren 20 auf, abgesehen von denen, die nur handschriftlich vorhanden sind. Trotz des meist unscheinbaren Gewandes sind sie für den Localforscher nicht ohne Werth und haben dem fleißigen Verfasser schon bei Lebzeiten Anerkennung verschafft: am 14. März 1777 ernannte ihn die Universität Helmstedt zum Magister der Philosophie, 1786 die historische Classe der gelehrten Gesellschaft zu Frankfurt a. O. zu ihrem auswärtigen und 1788 die deutsche Gesellschaft zu Königsberg zu ihrem Ehrenmitgliede. St. war zweimal verheirathet, zuerst fand am 11. März 1751 die Tochter seines Vorgängers Eleonore Marie Michaelis in ihm ihren Versorger; nach deren am 25. August 1775 erfolgten Tode heirathete er am 22. August 1776 Friederike Amalie Hermsdorf. Aus beiden Ehen stammen acht Kinder, von denen Johann Joachim St. zu erwähnen ist, geboren am 18. August 1760 in Stettin, Diakonus an S. Peter-Paul daselbst und Amtsgehülfe des Vaters 1789, erster Prediger an der genannten

Kirche 1827, pensionirt 1833, † am 24. Januar 1841; seit 4. Febr. 1793 verheirathet mit Marie Elisabeth Ulrike Meißner aus Königsberg i. N. Der Sohn theilte die Liebhaberei des Vaters und setzte dessen Sammlungen fort, auch veröffentlichte er eine Biographie desselben (Stettin 1790), eine „Geschichte der Klöster in Pommern" (ebenda 1796), und eine kurze „Geschichte der S. Peter-Paulskirche" (ebenda 1818). Die Geschichte der pommerschen Klöster ist am bekanntesten, ohne jedoch sehr brauchbar zu sein, denn weder der Verfasser war einer solchen Arbeit gewachsen, noch war damals das Material dazu ausreichend gesammelt. Viele Fehler in den Jahreszahlen erschweren noch dazu den Gebrauch. Der handschriftliche Nachlaß von Vater und Sohn mit der dazu gehörigen umfangreichen Correspondenz ist bedauerlicher Weise zerstreut; ein großer Theil ist in den Besitz des königl. Staatsarchivs in Stettin gekommen, welches auch nach und nach viel von der Steinbrück'schen Bibliothek erworben hat, manches hat die Gesellschaft für pomm. Geschichte an sich gebracht, das wenigste ist in den Händen der Familie verblieben, die noch sehr zahlreich in Pommern blüht.

Joach. Bernh. Steinbrück, Leben des Mich. Math. Steinbrück, Stettin 1763. — Joh. Joach. Steinbrück, Leben des Mag. Joach. Bernh. Steinbrück, Stettin 1790 mit einem Verzeichniß von dessen Schriften. — Nachrichten aus der Familie und aus dem Pfarrarchiv von S. Peter-Paul in Stettin. v. Bülow.

Steindorff: Magnus Friedrich St., geboren am 29. Mai 1811 zu Behrensbrook, einem adligen Gut im südlichen Schleswig, als Sohn des dortigen Gutsbesitzers Christian Ludwig St., gehörte in den nationalen und politischen Kämpfen unter König Christian VIII. und König Friedrich VII. zu den Führern der deutschgesinnten Schleswiger. Auf der Domschule zu Schleswig vorgebildet, studirte er Medicin in Berlin, Würzburg und Kiel, wo er am 16. Septbr. 1833 promovirte. Seine Ausbildung vollendete St. auf einer längeren Studienreise nach Prag, Wien und mehreren süddeutschen Universitäten. In Wien fesselte ihn vor allen der Ophthalmologe F. Jäger und unter seinen dortigen Freunden stand ihm der nur wenig ältere, später als Patholog berühmte K. E. Hasse aus Dresden besonders nahe. Im J. 1835 ließ St. sich als praktischer Arzt in Flensburg nieder und hatte bald Erfolge, aber der dort herrschende Krämergeist war ihm auf die Dauer unerträglich; deshalb siedelte er im J. 1840 nach Schleswig über. Hier fand er, was er neben der ärztlichen Thätigkeit suchte: politische Regsamkeit, einen großen Kreis schleswig-holsteinischer Patrioten und die Möglichkeit für das schon damals bedrohte Deutschthum der Herzogthümer mit Wort und That einzutreten. Auf die Bürgerschaft der Stadt, die als Sitz der Regierung und anderer Behörden ein stark bureaukratisches Gepräge hatte, gewann St. bald bedeutenden Einfluß: er und sein nächster Freund, der Hardesvogt F. Jacobsen, 1849 Chef des schleswig-holsteinischen Kriegsdepartements, arbeiteten planmäßig darauf hin, den Widerstand gegen die dänische Politik recht eigentlich in der Stadt populär zu machen, während der beiden befreundete Advocat W. Beseler seine Hauptthätigkeit in die Ständeversammlung verlegte. Wie wichtig es für die Landessache war, daß die Bestrebungen dieser Männer Erfolg hatten, zeigte sich in den entscheidenden Märztagen des Jahres 1848. Als am Morgen des 24. die Nachricht von der Bildung der provisorischen Regierung aus Kiel eintraf, kam es vor allem darauf an, den verhaßten Regierungspräsidenten v. Scheel zum Rücktritt zu zwingen und die militärischen Autoritäten, welche der Erhebung feindlich sein würden, lahm zu legen. Das gelang im Laufe des Tages vollständig und zwar ohne Gewaltthätigkeit, durch eine große Volksdemonstration, die St. ins Werk setzte, indem er die Sturmglocke läuten ließ, um die Bürger

auf dem Rathhause zu versammeln. Auf seinen Vorschlag proclamirte die Menge Jacobsen zum „Dictator" und einen deutschgesinnten Officier, den Major von Unzer, zum Stadtcommandanten, dann begann der Umzug durch die Stadt. Die mißliebigen Persönlichkeiten flüchteten oder gaben beruhigende Erklärungen, die öffentlichen Kassen wurden für die provisorische Regierung in Beschlag genommen und ungehindert vollzog sich die Anerkennung derselben nicht nur in der Stadt seitens des Magistrats, sondern auch in den benachbarten Landdistricten, namentlich in Angeln. — Nachdem der Krieg ausgebrochen war, stellte sich St. als Arzt zur Verfügung und wiederholt wurde er mit der Leitung von Hospitälern betraut. Während des ersten Waffenstillstandes arbeitete er im Auftrage der gemeinsamen Regierung an einer gesetzlichen Regelung des Civil-Medicinalwesens der Herzogthümer: er entwarf mehrere Verordnungen und an der Durchberathung derselben betheiligte sich unter anderen L. Stromeyer, seit November 1848 Professor der Chirurgie in Kiel und Generalstabsarzt der schleswig-holsteinischen Armee; diese erste Bekanntschaft Steindorff's mit Stromeyer begründete ihr späteres freundschaftliches Verhältniß. Zugleich war St. als Politiker thätig und zwar, soweit es sich um innere Fragen handelte, in liberalem Sinne; im übrigen erstrebte er, wie die Mehrzahl seiner Landsleute, enge Verbindung der Herzogthümer mit dem geeinigten Deutschland und Personalunion mit Dänemark — diese als Uebergangsstadium bis zur vollständigen Trennung. Die Stadt Schleswig wählte ihn in die constituirende Landesversammlung und die provisorische Regierung berief ihn mit Preußer, Sammer und anderen in die Commission der „geachteten Männer", aus deren Berathung der Entwurf zum schleswig-holsteinschen Staatsgrundgesetz vom 15. Septbr. 1848 hervorging. In der Versammlung saß St. auf der Linken, aber nicht in der radicalen, von Theodor Olshausen geführten Fraction, sondern, ein Gesinnungsgenosse von Justus Olshausen, gehörte er mit diesem zu den Begründern einer liberalen Mittelpartei, des linken Centrums. In die Debatte griff er nur ein bei wichtigeren Anlässen; er sprach gewandt und eindrucksvoll; eine Zeit lang war er Vicepräsident der Versammlung. Auch sonst empfing er Beweise allgemeiner Achtung. Er war einer der Deputirten, welche die Landesversammlung Anfang April 1849 nach Berlin schickte, um den König von Preußen zu seiner Erwählung zum deutschen Kaiser zu beglückwünschen. Ende April trat er in die deutsche Nationalversammlung als Abgeordneter des vierten schleswig'schen Wahldistricts, dessen bisheriger Vertreter, Bunsen in London, sein Mandat niedergelegt hatte. St. schloß sich dem Club des Augsburger Hofes und damit der großen erbkaiserlichen Partei an, aber in der Versammlung war bereits kein Raum mehr für eine ersprießliche Thätigkeit; im Grunde war sie schon seit der Ablehnung der Kaiserwürde durch Friedrich Wilhelm IV. dem Schicksal der Selbstauflösung verfallen und der Ausbruch von revolutionären Bewegungen in einem großen Theile Deutschlands beschleunigte die Katastrophe zumal für die gemäßigten Parteien. St. erklärte seinen Austritt am 24. Mai gemeinsam mit seinen Landsleuten Francke, Esmarch und Michelsen. Gleich ihnen betheiligte er sich an der Versammlung der „Bundesstaatlichen" in Gotha und an der ihr folgenden Parteibildung durch Unterschrift der am 28. Juni gefaßten Beschlüsse. Heimgekehrt griff St. energisch ein in die Kämpfe der deutschen Schleswiger gegen die auf Grund des Berliner Waffenstillstandes vom 10. Juli 1849 eingesetzte und ganz von dänischem Einfluß beherrschte Landesverwaltung. Die Organisirung des passiven aber nichts destoweniger sehr wirksamen Widerstandes, dem das Regiment Tillisch-Eulenburg südlich der Demarcationslinie begegnete, war zum großen Theil sein Werk; besonders thätig war er als einer der Stifter und als Mitglied eines Vereins zur Schadloshaltung

derjenigen Cassenbeamten, welche ihre Steuerbeträge nicht an die sogen. schleswigsche Centralcasse, sondern nach Rendsburg an die Statthalterschaft ablieferten und deshalb von der Landesverwaltung mit Geldstrafen belegt wurden. Um dieselbe Zeit wurde St. von der Landesversammlung bestimmt zu einem der drei Vertrauensmänner, die im Januar 1850 bereit waren, nach Kopenhagen zu gehen und zum Zweck einer directen Verständigung mit dänischen Vertrauensmännern zusammenzutreten. Der Plan scheiterte, weil König Friedrich VII. zwar die ihm vorgeschlagenen Persönlichkeiten, außer St. Obergerichtsrath Mommsen und Syndikus Prehn genehmigte, aber auf schriftlicher Auseinandersetzung der Wünsche der Herzogthümer bestand. Auch der ersten ordentlichen Landesversammlung, die während des Krieges von 1850 gewählt wurde, gehörte St. an und als diese nach der Einmischung von Preußen und Oesterreich sich zu entscheiden hatten zwischen dem Widerstande gegen die Forderungen der Großmächte, wie ihn W. Beseler, das schleswigsche Mitglied der Statthalterschaft, beantragte, und der von Graf F. Reventlow, dem anderen Statthalter empfohlenen Unterwerfung, trat St. auf Beseler's Seite; in den denkwürdigen Verhandlungen vom 10. und 11. Januar 1850 stimmte er mit der Minorität für den Widerstand. — Der unglückliche Ausgang des Kampfes machte es ihm unmöglich, in Schleswig zu bleiben; er siedelte nach Kiel über und lebte hier vor allem seinem ärztlichen Berufe. Von politischer Thätigkeit hielt er sich Jahre lang fern; erst in den letzten Zeiten des dänischen Regiments wandte er sich ihr wieder zu unter dem Antrieb der Hoffnungen, die der Regierungswechsel in Preußen (1858) und das Wiedererwachen nationaler Bestrebungen in Deutschland (1859) auch für die Sache der Herzogthümer hervorriefen. Als der Tod König Friedrich's VII. der Verbindung mit Dänemark rechtlich ein Ziel setzte, nahm St. die Proclamation des Herzogs Friedrich VIII. vom 15. Novbr. 1863 mit voller Ueberzeugung zur Richtschnur seines Verhaltens und in Kiel, wo der Herzog persönlich unbekannt war, trug sein entschiedenes Eintreten für das Recht desselben wesentlich dazu bei, die Bürgerschaft für ihn zu gewinnen. In den Parteikämpfen um das Verhältniß der von Dänemark befreiten Herzogthümer zu Preußen versuchte St. eine Mittelstellung zwischen Annexionisten und Particularisten einzunehmen; er zählte zu den Anhängern eines engen, aber vertragsmäßig geordneten und das Recht der augustenburgischen Dynastie wahrenden Anschlusses an Preußen. Daß der Gang der Dinge diese Bestrebungen vereitelte und die Einverleibung des Landes in Preußen herbeiführte, war ihm schmerzlich, aber ohne Verbitterung und mit Vertrauen auf die Zukunft fügte er sich in die neue Ordnung. In Kiel wurde ihm ein Mandat zum Abgeordnetenhause angeboten, er lehnte es ab aus persönlichen Gründen. Am 22. Juni 1869 ist er gestorben.

A. Sach, Geschichte der Stadt Schleswig (1875), S. 299—312, hauptsächlich nach Aufzeichnungen Jacobsen's. — O. Fock, Schleswig-holsteinische Erinnerungen, S. 224 ff. — G. F. L. Stromeyer, Erinnerungen eines deutschen Arztes II, 238. 334. — K. E. Hasse, Erinnerungen aus meinem Leben (als Manuscr. gedr.), S. 85 ff. E. Steindorff.

Steinen: Johann Dietrich v. St. wurde am 7. März 1699 zu Frömern in der Grafschaft Mark geboren, wo sein Vater Dietrich Reinhard v. St. Prediger und Inspector der Unnaischen Predigerclasse war. Von geschickten Hauslehrern vorbereitet, besuchte er seit 1711 die Gymnasien zu Unna und Dortmund, bis er 1717 die Universität Jena bezog. Hier waren Buddeus, Ruß, Teichmeier, Melissantes und Reusch, in Halle, wohin er 1720 gegangen, Langen, Michaelis, Herrnschmidt, Wolf und Gundling seine Lehrer. Nachdem er 1721 kurze Zeit im Elternhause zugebracht und eine gelehrte Reise durch die holländischen Provinzen beendet hatte, wurde er Prediger und Erzieher bei dem

Freih. v. Syberg zu Aprath im Herzogthume Berg. Durch Treue, Sorgfalt und Fleiß erwarb er in hohem Grade die Achtung seines Patrons, der ihn nur ungern scheiden sah, als er am 10. Septbr. 1722 die zweite Predigerstelle bei der evang.-luth. Gemeinde zu Cleve übernahm, die er 1724 mit der einträglicheren Pfarrstelle zu Isselburg vertauschte. Aber auch hier blieb er nur drei Jahre, da er nach dem Tode seines Vaters († 13. Oct. 1727) zu dessen Nachfolger in Frömern berufen wurde. Am 13. Juli 1728 wurde er als Scriba angesetzt, am 16. Juli von der Synode zum Generalinspector und im folgenden Jahre auch von der Amt-Unnaischen Predigerclasse zum Inspector erwählt, 1750 von Friedrich dem Großen zum Consistorialrath ernannt. Schon in Cleve hatte er sich neben der Erziehung einzelner jungen Leute viel mit der Geschichte seines Vaterlandes beschäftigt. Die Früchte dieser und seiner späteren Studien legte er in mehreren Schriften nieder, von denen seine „Westphälische Geschichte", (Thl. 1—4, Lemgo 1755—1760) hauptsächlich zu nennen ist. Die Drucklegung des letzten Theils derselben, vor der ihn am 31. August 1759 der Tod ereilte, besorgte unverändert sein ältester Sohn, der nur die Vorrede mit der Biographie des Vaters hinzufügte. Dieser Vorrede sind auch die von P. Fl. Weddigen in seinem Westfäl. National-Kalender für 1801 (S. 219—225) über St. beigebrachten Nachrichten entnommen. P. Bahlmann.

Steinen: Johann Dietrich Franz Ernst v. St., geboren 1725 zu Frömern, war zwölf Jahre Prediger in Langentreer, kam 1759 zur Unterstützung seines kranken Vaters (s. oben) nach Frömern zurück und wurde nach dessen Tode sein Nachfolger. Er war Mitglied der Göttingischen deutschen Gesellschaft und ein eben so tüchtiger Historiker wie Theologe. Schon vor der Herausgabe des von seinem Vater hinterlassenen vierten Bandes der westfälischen Geschichte hatte er „Das Lob der noch lebenden unbekannten Schriftsteller in . . . Westphalen" (Cölln 1751) und eine „Untersuchung in wie weit die Grunerische Vertheidigung Westphalens gegen das Lob der noch lebenden unbek. Schriftsteller in . . . Westphalen nöthig und hinlänglich sey?" (Hamburg u. Leipzig 1753) veröffentlicht und später noch „Drei Predigten bey Anwesenheit des alliirten Hauptquartiers in Hildesheim gehalten" 1765 zu Frankfurt erscheinen lassen. Die zahlreichen von ihm und seinen Vorfahren gesammelten westfälischen Chroniken und Manuscripte gingen leider verloren, als Soubise um seinen Rückzug zu decken, das Dorf Frömern in Brand stecken ließ; doch scheint er auch nach dem siebenjährigen Kriege noch werthvolle Documente gefunden und erworben zu haben. 72 Jahre alt starb er am 26. Mai 1797 an einem Entkräftungsfieber und Frömern, wo seine Vorfahren im J. 1545 die Reformation eingeführt und seitdem sieben von einander in gerader Linie abstammende Angehörige der Familie St. in unverrückter Ordnung Prediger gewesen, mußte dies Amt einem Manne anderen Namens übertragen, da Steinen's kränklicher Sohn ihm nicht vorzustehen vermochte.

Vgl. die Vorrede zu J. D. v. Steinen's Westphäl. Geschichte IV. — Intelligenzblatt der Allgem. Litteratur-Zeitung vom J. 1797, S. 642. — J. G. Meusel, Lexikon der teutschen Schriftsteller XIII, 335.

P. Bahlmann.

Steiner: Jakob St., Mathematiker, geboren am 18. März 1796 in Utzenstorf (Kanton Bern zwischen Solothurn und Burgdorf), † am 1. April 1863 in Bern. St. war der Sohn eines Landwirthes und wuchs in einer Umgebung auf, welche geistige Ausbildung über das niedrigste Maaß des Wissens hinaus als überflüssigen, wenn nicht als schädlichen Luxus betrachtete. Erst mit 14 Jahren erlernte St. das Schreiben, und wer weiß, ob nicht die Nothwendigkeit, dem Gedächtnisse mehr als es sonst der Fall zu sein pflegt, zu vertrauen, jene be-

wundernswerthe Raumphantasie ausbilden half, deren St. sich erfreute. Nach heftigen Auftritten mit dem widerstrebenden Vater setzte St. es durch, nach Yverdon zu Pestalozzi gehen zu dürfen, dessen Anstalt zwar damals schon ihren Höhepunkt überschritten hatte und jähem Verfall mit trostloser Sicherheit sich näherte, für St. aber immer noch reiche Förderungsmittel enthielt, die er als Schüler, später als Hülfslehrer sich aneignete. Nachdem der Zusammenbruch der Pestalozzischen Anstalt 1817 erfolgt war, wandte St. sich nach Heidelberg, um Mathematik zu studiren, zu welcher Wissenschaft er eine wachsende Zuneigung empfand, seitdem er bei Pestalozzi gelernt hatte, Zahlenbegriffe mit Raumanschauungen zu verbinden. Durch Unterricht seinen Lebensunterhalt beschaffend, hatte St. in Heidelberg 1818—1821 Schweins (s. A. D. B. XXXIII, 364) zum Lehrer, dessen Vorlesungen ihn jedoch so wenig befriedigten, daß er später die dort vorgetragene Geometrie mit wenig schmeichelhaftem, dem Namen des Lehrenden entnommenen Beiworte bezeichnete. Immerhin gaben die Vorlesungen ihm Anlaß über geometrische Dinge nachzudenken, und in Heidelberg erwarb er sich den Doctortitel. Dann zog er weiter nach Berlin. Eine Lehrstelle am Plamann'schen Privatinstitute ermöglichte ihm den Aufenthalt wenigstens einigermaßen, und was bei seiner mäßigen Lebensweise ihm an Geldmitteln noch fehlte, erwarb er sich wieder durch Ertheilung von Privatunterricht. Einer seiner Schüler war der älteste Sohn Wilhelm's v. Humboldt, und der Zutritt zu diesem Hause bezeichnet einen Wendepunkt in Steiner's Leben. Hier lernte er auch Alexander v. Humboldt kennen, von hier aus knüpften sich Beziehungen zu den damals in Berlin lebenden hervorragenden Mathematikern an, insbesondere nachdem St. infolge der Befürwortung Wilhelm's v. Humboldt 1825 eine Stelle als Lehrer der Mathematik an der städtischen Gewerbeschule erhalten hatte, in welcher er zehn Jahre lang verblieb. Dann wurde für ihn an der Berliner Universität eine außerordentliche Professur der Geometrie gegründet, während er zugleich seit 1834 Mitglied der Akademie war. Die schriftstellerische Thätigkeit Steiner's begann fast gleichzeitig mit seiner Anstellung an der Gewerbeschule. Oberbaurath Crelle (s. A. D. B. IV, 589) hatte 1826 das Journal für reine und angewandte Mathematik gegründet, und seine beiden fruchtbarsten Mitarbeiter waren zwei junge Gelehrte, die vom Auslande nach Berlin gekommen waren, und die als Vertreter der beiden Hauptrichtungen in der Mathematik auftraten: der Analytiker Abel, der Geometer Steiner. Oft sah man den väterlichen Freund mit seinen Schützlingen spazieren, Adam mit seinen Söhnen Kain und Abel, wie der Berliner Witz sie nannte, indem der Name Abel's die Veranlassung bot, während Crelle nicht Adam, sondern August hieß. In Crelle's Journal also erschienen seit 1826 in rascher Aufeinanderfolge Aufsätze Steiner's, welche ein in Deutschland damals ziemlich neues Gebiet, das der synthetischen Geometrie, bearbeiteten. Schon im 17. Jahrhundert hatten französische Geometer, vor allen Desargues und Pascal, an die Methoden der Alten anknüpfend und eine Vermengung der geometrischen Betrachtungen mit Rechnung von sich weisend, neue und wichtige Entdeckungen theils veröffentlicht, theils vorbereitet. Die Geometria situs von Leibnitz sollte ähnliches leisten. Jetzt im 19. Jahrhundert gaben wieder zwei Franzosen den erneuten Anstoß zur Fortsetzung der lange unterbrochenen Untersuchungen: Gergonne und Poncelet. Ersterer der Herausgeber der Annales de mathématiques (1810—1831), in welchen er selbst in zahlreichen Abhandlungen das von ihm erfundene und benannte Princip der Dualität in Anwendung brachte; letzterer der Erfinder der Théorie des polaires réciproques, welche 1817—1818 in Gergonne's Annales veröffentlicht wurden, dann der Verfasser des Traité des propriétés projectives von 1822. Als ein dritter französischer Geometer trat Chasles 1829 auf. Zwischen die Arbeiten von Gergonne und

Poncelet einerseits, von Chasles andrerseits, fallen die ersten Veröffentlichungen Steiner's, zwischen diese und Chasles der barycentrische Calcül von Möbius (1827). Man hat, um die Verdienste der einzelnen hier genannten Geometer richtig zu würdigen, neben den Daten auch den Umstand zu beachten, daß St. der französischen Sprache mächtig war und alles las, was ihn inhaltlich fesseln konnte, mochte es in der französischen oder in der deutschen Zeitschrift veröffentlicht worden sein, daß Chasles dagegen bei aller sonstigen Gelehrsamkeit kein Wort deutsch verstand, deutsche Arbeiten mithin nur dann kennen lernte, wenn sie ins Französische übersetzt wurden, was Gergonne für einige Abhandlungen Steiner's besorgte. Hatte Steiner's Name schon infolge seiner Mitwirkung am Crelle'schen Journale einen guten Klang erlangt, so wuchs die Anerkennung bei den freilich ziemlich dünn gesäten engeren Fachgenossen, als 1832 die „Systematische Entwicklung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten von einander, mit Berücksichtigung der Arbeiten alter und neuer Geometer über Porismen, Projectionsmethoden, Geometrie der Lage, Transversalen, Dualität und Reciprocität &c. Erster Theil" die Presse verließ, der Anfang eines auf fünf Theile geplanten Werkes, dessen Fortsetzung aber niemals erschienen ist. Statt deren kam 1833 „Die geometrischen Constructionen, ausgeführt mittelst der geraden Linie und eines festen Kreises", kamen zahlreiche Aufsätze, von welchen wir nur vier nennen wollen: „Sur le maximum et le minimum des figures dans le plan, sur la sphère et dans l'espace en général" (Crelle XXIV. 1842), „Allgemeine Eigenschaften der algebraischen Curven" (Crelle XLVII. 1854), „Eigenschaften der Curven vierten Grades rücksichtlich ihrer Doppeltangenten" (Crelle XLIX. 1854), „Ueber die Flächen des dritten Grades" (Crelle LIII. 1857). Noch später begnügte St. sich damit, unbewiesene Lehrsätze dem Drucke zu übergeben, deren Nacherfindung noch heute nicht durchwegs gelungen ist (Crelle LV, 1858 und LXVI aus Steiner's Nachlasse). Steiner's geometrisches Glaubensbekenntniß war es, daß nur durch synthetische Betrachtungen es möglich sei „den Organismus aufzudecken, durch welchen die verschiedenartigsten Erscheinungen in der Raumwelt mit einander verbunden sind". In der berühmten Vorrede zur „Systematischen Entwicklung" ist zwar noch geleugnet, als ob es wesentlich sei, welcher Methode, der synthetischen oder analytischen, man sich bediene. Der Kern der Sache bestehe darin, „daß die Abhängigkeit der Gestalten von einander und die Art und Weise aufgedeckt wird, wie ihre Eigenschaften von den einfacheren Figuren zu den zusammengesetztern sich fortpflanzen". Aber immerhin entwickelt S. die Ergebnisse synthetisch. Er findet es keineswegs überraschend, daß jene Ergebnisse sich nachträglich analytisch rechtfertigen lassen. „Der Analyst, der dieses ausführt, hat nicht mehr als seine Pflicht gethan, wenn er jeden Fortschritt der Wissenschaft benutzt, und sich denselben so zur Lehre dienen läßt, daß seine Methode darnach vervollständigt wird." In einer Vorlesung sprach er vollends den Satz aus: „Die Analysis zieht einem die Schlafkappe über den Kopf. Bei uns heißt es: Augen aufsperren, dann sieht man die Sachen auch." Eine Mißachtung der Analysis als solcher muß man indessen in diesen Aeußerungen nicht erkennen wollen; der Freund Abel's, Jacobi's wußte deren Leistungen zu schätzen, wenn auch nicht nachzuahmen; er war sich klar bewußt, daß seine Befähigung ihm ein anderes Arbeitsgebiet zuweise. Steiner's Gesundheit und Arbeitsfähigkeit nahmen vom Ende der fünfziger Jahre an rasch ab, und in gleichem Maaße nahmen Unverträglichkeit und wenig sorgsame Wahl der gebrauchten Ausdrücke bei ihm zu. Fast mit allen früheren Freunden kam er auseinander, und seine Stellung im Leben, wenn auch nicht in der Wissenschaft, litt darunter. Er schleppte sich allsommerlich von Bad zu Bad, und auf einer solchen Reise erlosch sein Leben in der Heimath. Die

Berliner Akademie der Wissenschaften veranstaltete eine Ausgabe sämmtlicher von St. im Drucke veröffentlichten Schriften in zwei Bänden. Mittelbar müssen dazu als Ergänzung die Vorlesungshefte gerechnet werden, welche hervorragende Schüler Steiner's herausgegeben haben, C. F. Geiser und der jetzt auch schon zu den Todten gehörende Heinrich Schröter. Geiser gab die „populären Kegelschnitte", wie die Ueberschrift von Steiner's Notizen lautete, als Jakob Steiner's Vorlesungen über synthetische Geometrie, I. Theil (1867) heraus; Schröter bearbeitete in dem II. Theil (1867) die Vorlesung „über die neuern Methoden der synthetischen Geometrie". Beide Bände dürften wohl mehr gewirkt haben, als Steiner's eigene Vorträge, welche ein sehr fleißiges Mitarbeiten der Zuhörer erheischten und deshalb nicht von vielen andauernd besucht wurden, abgesehen davon, daß Steiner's Gewohnheit, mitten im Winter die Fenster des Hörsaales aufzureißen, ihm manchen Schüler abspenstig machte.

Vgl. C. F. Geiser, Zur Erinnerung an Jakob Steiner. Schaffhausen 1874.

Cantor.

Steiner: Johann St., Maler, geboren am 16. Mai 1725 zu Iglau in Mähren, † 1792 in Wien. Sein Vater war Magistratsbeamter in Iglau, welcher seinen Sohn ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt hatte. Aber er zeigte schon in jungen Jahren eine besondere Neigung zur Kunst, welche sich während des Unterrichts, den er genoß, rasch entwickelte und sich in einer scharfen Charakteristik von Porträts aussprach. Durch Unterstützung von Gönnern gelang es ihm, sich in Italien weiter auszubilden. In Rom nahm er sich vorzugsweise Raphael Mengs zum Vorbilde, dessen Studien zu dem großen Altarbilde „Mariä Himmelfahrt" für die katholische Kirche in Dresden, auf seine Kunstrichtung mächtig einwirkten. Im J. 1751 begab sich St. nach Venedig, wo er zu seiner Ausbildung mehrere Jahre verweilte. Nach Iglau zurückgekehrt, beschäftigten ihn zahlreiche Aufträge zur Ausschmückung der Kirchen mit Altargemälden. Als im J. 1755 der Musikgraf Joh. Wenzel Spork durch Iglau reiste, wurde er auf den Künstler aufmerksam gemacht. Befriedigt von dessen Leistungen empfahl der Graf den Maler der Kaiserin Maria Theresia, welche ihn nach Wien berief und kurz darauf zum Kammermaler ernannte. Hier bot sich ihm Gelegenheit, seine hervorragende Begabung als Porträtmaler vielfältig zu erproben. Nach seiner Ernennung zum Mitglied der k. Akademie der bildenden Künste im J. 1767, überreichte St. derselben das Bildniß ihres Protectors, des Staatsministers Fürsten Kaunitz. Von ihm rühren Bildnisse her des Grafen Ferdinand C. Harrach, des Feldmarschalls Laudon, des Dichters Pietro Metastasio, des Jesuitengenerals Rizzi, des Negers Angelo Soliman u. s. w. Wiederholt ließen sich von dem Künstler die Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Josef II. malen. Von St. werden in der Gemäldegalerie der Akademie ein „h. Josef" und eine Studie „der Chemiker" aufbewahrt. Jedoch seine Hauptthätigkeit war die Ausführung von Fresken und Altarblättern. Seinen jüngeren Jahren gehören die Altargemälde in der Pfarrkirche, der Jesuitenkirche und der Minoritenkirche zu Iglau, in den Pfarrkirchen zu Wilenz, Neureusch, Weißkirchen, Mistek und Raigern an. In eine spätere Zeit fallen die Altargemälde in den Kirchen zu Pötzleinsdorf und Karnabrunn. Er hatte sich auch als Restaurator und Radirer versucht. Mehrere seiner Bildnisse wurden von Haid, Mannsfeld und Schmutzer gestochen.

Wurzbach, Biograph. Lexikon, XXXVIII, 69. K. W.

Steiner: Johann Wilhelm Christian St., hessen-darmstädtischer Topograph und Historiker, war am 15. Februar 1785 zu Roßdorf bei Darmstadt geboren. Nachdem er erst in seinem Geburtsorte, dann in Reinheim von dem dortigen Pfarrer unterrichtet worden war, kam er im 10. Lebensjahre nach

Darmstadt, wohin ein Jahr später seine Eltern ihren Wohnsitz verlegten, und besuchte das dortige Gymnasium, von welchem er 1804 mit dem Zeugniß der Reife für die Universität entlassen wurde. 1804—1807 studirte er in Gießen Jurisprudenz, wo namentlich der damalige Privatdocent, nachherige darmstädtische Staatsminister Dr. Jaup, großen Einfluß auf ihn ausübte. Er widmete sich, nachdem er 1807 und 1808 seine Examina absolvirt hatte, in der That zunächst der juristischen Praxis als Advocat und später Notar am Hofgerichte zu Darmstadt und ließ sich dann als Advocat in Seligenstadt nieder. Im J. 1813 meldete er sich als Freiwilliger zum Kampfe und wurde als Adjutant bei der neugebildeten Landwehr verwendet, durfte aber dabei seine Advocaturgeschäfte weiter führen. Er wurde später Chef des 2. Bataillons vom 12. Regiment der Landwehr (1816) und Interimscommandeur des Schützencorps dieses Regiments (1819) und erzielte dabei als Organisator so tüchtige Erfolge, daß sein Bataillon zu den besten der Landwehr gerechnet wurde. Nachdem die Landwehr 1819 wieder aufgehoben war, widmete sich St. wieder ausschließlich seinen Advocaturgeschäften.

Aber gerade in der Zeit, in welcher er das Landwehrbataillon in Seligenstadt befehligt hatte, war die schon in der Gymnasialzeit durch seinen berühmten Director Wenck geweckte Theilnahme für die Beschäftigung mit der vaterländischen Geschichte von neuem und reger denn je in ihm erwacht. Ihr widmete er fortan die Muße, die ihm seine juristischen Berufspflichten übrig ließen. Dies war auch der Grund, weshalb er die ihm eröffnete Aussicht auf einen richterlichen Posten ausschlug und es vorzog, bei der freien Advocatur zu bleiben. Er hegte dabei die von dem Staatsminister v. Grolmann unterstützte Hoffnung, später einmal eine Anstellung im Staatsdienste zu erlangen, die seinen historischen Neigungen besser entspräche als die eines Juristen. Als nächste Aufgabe hatte er sich, durch seinen Aufenthaltsort veranlaßt, eine Geschichte der alten Abtei Seligenstadt und eine Erforschung der Territorialgeschichte des Maingebiets von Obernburg bis Offenbach gestellt, für welche er in Seligenstadt und Umgegend eine Menge bisher unbenutzter Archivalien vorfand. 1820 erschien seine „Geschichte der Stadt und Abtei Seligenstadt“, die eine sehr freundliche Aufnahme fand; in schneller Folge entstanden dann weitere Arbeiten zur Geschichte der einzelnen Gaue und eine „Geschichte des Freigerichts Alzenau“ sowie „Forschungen zur Geschichte des Maingebiets und des Spessarts unter den Römern“, für die namentlich die aus der Römerzeit erhaltenen Denkmäler, freilich nicht immer in zutreffender und methodisch richtiger Weise, verwerthet wurden. Immerhin war er der erste, der zu einer systematischen Erforschung des limes Romanus, den er im Spessart im Jahre 1834 nach verschiedenen Richtungen untersuchte, den Anstoß gab. Er erregte mit diesen Forschungen nicht nur die Anerkennung des Großherzogs Ludwig I. von Hessen, der namentlich seine Geschichte des Bachgaues mehrfach auch pecuniär unterstützte und ihm nach dem Erscheinen des 1. Bandes den Titel „Hofrath“ verlieh (1825), sondern auch die des Königs Ludwig I. von Baiern. Fast gleichzeitig veröffentlichte er eine von der Münchener Akademie angeregte und preisgekrönte Arbeit über das altdeutsche und altbaierische Gerichtswesen in Bezug auf die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens (Aschaffenburg 1824) und eine Reihe kleiner Arbeiten, darunter eine Biographie des Landgrafen Georg I. von Hessen-Darmstadt.

Um diese rege litterarische Thätigkeit auf dem Gebiete der hessischen Territorialgeschichte wirksam zu unterstützen zugleich und zu belohnen, ernannte ihn Großherzog Ludwig II. am 1. December 1831 unter Beibehaltung seiner Advocatur zum Historiographen des großherzoglichen Hauses und Landes, in welcher Stellung er einer der Nachfolger seines berühmten und verehrten Lehrers Wenck

wurde. Er erhielt dadurch neben einer ziemlich hohen Rangstellung vor allem völlig freien Zutritt zum Landesarchiv und der Hofbibliothek, die er mit großem Eifer für seine ferneren Forschungen benutzte. Vor allem aber schuf er für diese Studien der Territorialgeschichte mit Unterstützung des Großherzogs, der freudig auf seinen Plan einging, einen Mittelpunkt in dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen, dessen constituirende Versammlung ihn zum ersten Secretär und zum Herausgeber der von dem Verein herauszugebenden Zeitschrift ernannte. Er hat dieselbe, die unter dem Titel „Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde“ erschien und noch erscheint, von der Gründung des Vereins bis zum Jahre 1844 redigirt und als eifriger Mitarbeiter mit einer großen Reihe von Beiträgen versehen, überhaupt aber bei der Leitung des Vereins eine hervorragende organisatorische Begabung an den Tag gelegt. Um sich diesen seinen historischen Arbeiten ganz und ungestört widmen zu können, erbat und erhielt St., welcher schon 1825 seinen Wohnsitz von Seligenstadt nach Kleinkrotzenburg verlegt hatte, 1843 seine Entlassung aus dem Advocaturdienste. In den nächsten Jahren wandte er sich dann namentlich dem Studium der neuesten Geschichte Hessens zu, dem die Biographien der Großherzöge Ludwig I. und Ludwig II. entsprangen, für die er die Schätze des Archivs und der Hofbibliothek in umfassender, wenn auch nicht erschöpfender Weise verwerthete. Neben diesen biographischen Versuchen liefen aber immer noch weiter localgeschichtliche Forschungen her, so eine „Geschichte des Patrimonialgerichts Londorf“ (1842), „Forschungen über das System der römischen Befestigungen im Gebiete von Darmstadt und im Neckargebiet“ u. a. Die letzteren Arbeiten, die zum großen Theil auf den Resten der alten Römerbauten beruhten, führten den Verfasser zu einer sehr umfassenden Sammelarbeit, der Herstellung eines „Codex der römischen Inschriften an Rhein und Donau“, welcher in 6 Theilen von 1851—1864 erschienen und ein Zeugniß erstaunlichen Forscherfleißes ist. Zwar erfuhr derselbe, da es St. methodisch an manchen Vorkenntnissen gebrach, neben vieler und berechtigter Anerkennung auch scharfe Angriffe, und in der That enthält er, wie das bei einer derartigen umfassenden Arbeit kaum zu vermeiden ist, eine nicht unbedeutende Zahl von Mißgriffen, falschen Deutungen und Ergänzungen in dem sehr umfangreichen Commentar zu dem eigentlichen Text der Inschriften, allein als Materialsammlung kommt ihm unstreitig ein hervorragender Werth zu. Die mannigfachen Verdienste, die sich der Verfasser durch diese und zahlreiche andere Arbeiten um die Erforschung der vaterländischen, namentlich der großherzoglich hessischen Geschichte erworben hat, haben ihm, namentlich bei Gelegenheit seines 50jährigen und 60jährigen Amtsjubiläums (1858 und 1868), von den verschiedensten Seiten, von deutschen Fürsten, Universitäten und gelehrten Gesellschaften zahlreiche Anerkennungen eingetragen. Die Universität Gießen ernannte ihn schon 1832 zum juristischen, bei seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum (1858) zum philosophischen Doctor; seit 1832 war er correspondirendes, seit 1856 wirkliches Mitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften. Er starb am 29. März 1870.

Vgl. Justi, Fortsetzung zu Strieder's hessischer Gelehrtengeschichte, S. 644—47, zahlreiche Aufsätze im Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde, namentlich aber die zu seinem 60jährigen Amtsjubiläum erschienene Schrift „Fünf historische Aufsätze zur Feier eines 60jährigen Staatsdienst-Jubiläums zu Darmstadt am 28. Juli 1868 von Hofrath Dr. jur. et phil. Steiner.“ Darmstadt 1868, wo S. 1—45 eine eingehende Biographie Steiner's, S. 74—76 eine Bibliographie seiner Schriften gegeben wird.

Georg Winter.

Steiner: Johann Michael St., katholischer Geistlicher und Schulmann, geboren am 6. September 1746 zu Mindelheim, † am 1. Juli 1808 zu München. Er besuchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt und trat dann 1762 in den Jesuitenorden. Nach Beendigung des zweijährigen Noviziates zu Landsberg am Lech, lehrte er die Humaniora zu Ingolstadt und Regensburg bis zur Aufhebung des Ordens im J. 1773. Im J. 1774 wurde er zum Priester geweiht und war dann 1774—80 Gymnasiallehrer in München, danach Hauslehrer. Im März 1791 wurde er Inspector des deutschen Schulfonds-Bücherverlags (er blieb dieses bis 1806), 1795 Rector der deutschen Schulen in München. Von 1799 an war er mit wechselnden Titeln Rath in der obersten Schulbehörde. Neben seinen Verdiensten um die Organisation und Leitung des Elementarschulwesens hebt sein Biograph Sailer hervor, daß er als Inspector des Bücherverlags die von diesem verlegten Schul- und Erbauungsschriften theils umgearbeitet, theils durch neue, von ihm selbst oder auf seine Anregung verfaßte ersetzt, eine lithographische Anstalt errichtet und sich die Herstellung guter Kupferstiche und Lithographien für den Schulunterricht und für Erbauungsbücher habe angelegen sein lassen. Von Sailer selbst erschien im Verlag des Schulfonds 1796 „Vorbereitung des christlichen Volkes zur Feier der Geburt Christi" und „Betrachtungen des Leidens Christi" (Sämmtl. Werke 36, 199) und 1809 der erklärende Text zu den „sieben Sacramenten in Kupfern" (von Schön nach Poussin, Werke 37, 259). Von St. sind unter seinem Namen außer einer kleinen lateinischen Grammatik (1797) nur einige Schulreden und eine bei der Vertheilung der Preise des Predigerinstitutes 1780 gehaltene Rede „Ob der Beifall ein entscheidender Beweis von dem Werthe des Predigers sei", gedruckt.

J. M. Sailer, J. M. Steiner's kurzgefaßte Lebensgeschichte, 1810 (Werke 21, 154; vgl. 7, 59). — Baader, Lexikon 2. 2, 187. Reusch.

Steiner: Joseph Anton St., katholischer Geistlicher, geboren am 3. März 1728 zu Rettenberg in Schwaben, † am 28. Februar 1801 zu Augsburg. Nach Vollendung der Gymnasialstudien trat er als Novize bei den Benedictinern zu Ottobeuren ein, verließ aber bald das Kloster und fand Aufnahme in das bischöfliche Alumnat zu Dillingen. Hier wurde er 1751 Priester und Doctor der Theologie, und nun zunächst Repetent, später Viceregens am Priesterseminar zu Pfaffenhausen, 1757 Pfarrer zu Hasberg, 1762 Regens in Pfaffenhausen, 1773 Consistorialrath in Augsburg, 1775 Pönitentiar, Büchercensor und Generalvisitator der Diöcese, 1781 Canonicus bei St. Moritz. In der Verwaltung der Diöcese scheint er keinen großen Einfluß gehabt zu haben; als Censor war er stark in Anspruch genommen und im allgemeinen sehr milde. Als 1785 mit seiner Approbation die Predigten des Salzburger Benedictiners Florian Reichssiegel mit allerlei frommen Thorheiten gedruckt waren, erschienen „Hingeworfene Gedanken über das Büchercensurrecht der Bischöfe und wie es zu Zeiten hie und da ausgeübt wird", 1785. — Sehr verdient machte sich St. um die Augsburger Diöcese durch die Sammlung und Veröffentlichung der Synodalbeschlüsse und bischöflichen Verordnungen: „Synodi dioecesis Augustanae, quotquot inveniri potuerunt, collectae et notis illustratae", 1766; „Acta selecta Ecclesiae Augustanae", 1785. 1787 erschien noch von ihm „Johannes de S. Joanne, Geschichte der Seminarien, aus dem Italienischen". Seine lateinische Geschichte der Augsburgischen Seminarien und öffentlichen Schulen ist nicht gedruckt.

Baader, Lexikon 2, 2, 186. — Pl. Braun, Geschichte der Bischöfe von Augsburg 4, 630. Reusch.

Steiner: Matthias Jakob Adam St., evangelischer Theologe, † 1796. St. war im J. 1740 zu Kirchheim im Oettingenschen geboren. Auf den dortigen Bildungsanstalten vorgebildet, studirte er Theologie und wurde Pfarrer

in Oettingen. Durch Predigten, welche er im Druck veröffentlicht hatte, wurde er nach außen hin bekannt und erhielt 1777 einen Ruf nach Augsburg. Hier wurde er Diakonus und 1783 Pfarrer der evangelisch-lutherischen Gemeinde an der St. Ulrichkirche. In diesem Amte, das er mit unermüdeter Berufstreue verwaltete, traf ihn der Tod am 13. December 1796. Er hat sich in Augsburg großer Beliebtheit bei Evangelischen und Katholiken erfreut. Als gelehrter und theologisch interessirter Sammler besaß er eine seltene Bibelsammlung. (Nachricht darüber in C. A. Bader, Reisen durch verschiedene Gegenden Deutschlands. Bd. 1, S. 93 ff. Augsb. 1795.) Aus diesem seinem Schatze hat St. selbst folgende Mittheilungen gemacht: „Epistel an Herrn M. Panzer, eine bisher ganz unbekannte und vergessene Nürnbergische Ausgabe des N. T. und einige andere biblische Seltenheiten betreffend.“ Augsb. 1781. 8°. — „Beschreibung einer bisher unbekannten und sehr merkwürdigen Bibelausgabe, die Wolf Köphl 1535 zu Straßburg in Fol. gedruckt hat“ in Meusel's Hist.-lit.-bibliogr. Magazin St. 4. S. 201 ff. (1791) und noch zwei andre bibliogr. Abhandlungen, ebendaselbst St. 5, S. 1—38 (1792) und St. 7, S. 129—160 (1794). — Außerdem sind mehrere Predigten und ein asketischer Tractat von ihm vorhanden. Ihre Titel bei Joh. Georg Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. 13 (1813), S. 336. — Vgl. Heinrich Doering, Die gelehrten Theologen Deutschlands u. s. w. Bd. 4 (1835), S. 347 bis 348.

P. Tschackert.

Steiner: Wernher St., Chronikschreiber in Zürich, † am 6. October 1543. St., der Ahnherr eines angesehenen Geschlechtes in Zürich, war geboren in Zug, mit dessen Geschichte der Name seiner Vorfahren rühmlich verknüpft ist. Zwei derselben fielen 1422 auf dem Schlachtfelde von Arbedo; Ulrich, Wernher's Großvater, 1476 bei Granson; zwei Brüder und ein Vetter Wernher's 1515 bei Marignano. Unter den Augen seines Vaters hatten sie daselbst gekämpft, des Zuger-Ammanns Wernher St., der von 1485 an während dreißig Jahren fast beständig des Gemeinwesens Haupt und Vertreter unter den Eidgenossen war, 1499 seine Mitbürger im Treffen bei Dornach führte und ihre kleine Schaar bei Marignan zu Sieg oder Tod weihte. Als der angesehene, wohlhabende Mann 1517 starb, waren sein Sohn Wernher und die kleine Tochter eines der auf der Wahlstatt gebliebenen Söhne des Ammanns Erben. Wernher, geboren am 20. Januar 1492, zum Geistlichen bestimmt, zog 1515 als Feldprediger oder als Freiwilliger mit dem Zuger Banner ins Mailändische, hörte in Monza die kühne Predigt Zwingli's vor dem Heer der Eidgenossen, die (nach seiner eignen späteren Aussage) tiefen Eindruck auf ihn machte, und trat dann, wol 1516 bis 1518, auch in persönliche Beziehungen zu dem jetzt in Einsiedeln wirkenden nachmaligen Reformator. Indessen gehörte St., dem der Titel eines protonotarius apostolicus zu theil wurde, noch Mitte 1519 ganz der bestehenden Kirche an. In Verbindung mit 20 angesehenen Männern aus Luzern, Freiburg, Glarus, Zug, unter welchen der Freiburger Schultheiß Peter Falk (s. A. D. B. VI, 551) hervorragte, unternahm er damals eine Wallfahrt nach Jerusalem. Glücklich heimgekehrt, stiftete St. einen neuen Altar in der Hauptkirche in Zug, beschenkte Kirchen und Capellen und erhielt von der Regierung von Luzern eine Chorherrnpfründe in Beromünster. Aber bei der Einschiffung nach dem Heiligen Lande hatte er sich in Venedig eine lateinische Bibel gekauft, machte sich mit ihrem Inhalt auf der Reise bekannt, jetzt mehr und mehr vertraut, erbat sich von Zwingli 1519 Belehrung über den Ablaß, und trat in Verbindung mit dessen Freunden, dem Administrator Diebold v. Geroldseck (s. A. D. B. IX, 43) und Leo Judä (s. A. D. B. XIV, 651) in Einsiedeln und dem Comthur Konrad Schmid in Küßnach (s. A. D. B. XXXI, 684), als dieser 1522 in Luzern und

in Einsiedeln predigte. Mit Zwingli wohnte St. am 12. October 1522 der Einsegnung Valentin Tschudi's ins Pfarramt in Glarus bei. Bereits theilte St. die Ueberzeugungen dieser Freunde. Er befürwortete und unterschrieb in Einsiedeln am 2. Juli 1522 die Bittschrift an den Bischof von Constanz, zu welcher Zwingli sich mit zehn Priestern aus der Eidgenossenschaft vereinigte, um Gestattung freier Predigt des Evangeliums und Abschaffung des Cölibates vom Bischofe zu erlangen. Vom Erlaß einer Zuschrift gleichen Inhaltes an die weltlichen Obrigkeiten der Eidgenossenschaft rieth St. hingegen ab. Denn bereits bestand entschiedene Trennung unter diesen, infolge der Bewegung, welche in der Schweiz wie in Deutschland die Geister ergriffen hatte, und immer schärfer und bitterer wurde der Zwiespalt zwischen Zürich und der Mehrheit der Orte, die Zwingli's kirchliche und politischen Lehren verwarf. In Zug wie in Luzern und den Waldstätten bildeten die Freunde des Reformators eine kleine Minderzahl, gegen welche die Volksstimmung, von den meisten Vornehmen und den Anhängern des ausländischen Kriegsdienstes sorgfältig genährt, sich allmählich feindselig aussprach. Für St. und Gleichdenkende begann damit eine Zeit schwerer Prüfung. Schon konnte auf einer Tagsatzung in Zug im Juli 1524 der Abgeordnete der reformirten Stadt St. Gallen, Vadian, nur durch die Dazwischenkunft von Steiner's Oheim, Lienhard St., eines milde gesinnten Mannes, Schutz vor Mißhandlung finden, welcher er sich schließlich doch durch heimliche Flucht ins Zürcherische entziehen mußte. Gegen St. selbst war Mißtrauen und Feindschaft erwacht. Verdächtig erschienen seine Verbindungen mit Zürich und mit Cappel, wo der junge Bullinger (s. A. D. B. III, 513) lehrte; 1527 verbot man St. während Monaten nach Zürich zu gehen; gegen wiederholte Beschimpfungen und Kränkungen suchte er umsonst beim Rathe Schutz. Er hatte sich, wie seine Freunde, vermählt, sich eignen Heerd und Familie gegründet, der er lebte, setzte seine Beschäftigung mit der heil. Schrift fort, legte historische Aufzeichnungen an, sammelte schweizerische geschichtliche Lieder, erscheinende Druckschriften und erbat sich von Bullinger eine Anleitung zu planmäßigen Studien, las aber nicht mehr Messe. Immer schwieriger wurde seine Lage. 1529 kündigte Luzern ihm seine Pfründe in Beromünster auf, und als er bei dem nahenden Ausbruch eines Religionskrieges unter den Eidgenossen, sich mit Gedanken einer Ueberſiedlung tragend, eine Reise nach Solothurn und Bern unternahm, benutzten Gegner seine Abwesenheit, ihn eines Theiles sorgfältig aufgehobener Schriften und Correspondenzen zu berauben, die sie gegen ihn auszubeuten sich bemühten. Von Zürich aus, wohin er gegangen war, kam er nach dem Friedensschlusse vom 25. Juli 1529 und erhaltener Zusage von Sicherheit nach Zug zurück. Allein der Rath belegte ihn nun „wegen eidbrüchigen Entfernens“ mit schwerer Geldstrafe und ertheilte ihm endlich nur gegen Entrichtung einer weiteren beträchtlichen Zahlung die Erlaubniß zu freiem Wegzuge. Am 26. August 1529 (einst dem Tage seines Ausmarsches mit dem Zuger Banner ins Mailändische) verließ St. seine Vaterstadt für immer, ging nach Zürich, erwarb sich daselbst sofort ein Haus und das Bürgerrecht, und vier Wochen später folgten ihm die Gattin und die Kinder nach in die neue Heimstätte. Enge schloß sich St. jetzt an Zürichs Häupter an, während die Zeit sich immer ernster gestaltete. Am 10. August 1531 begleitete er mit Collin (s. A. D. B. IV, 410) Zwingli nach Bremgarten zu jenem letzten Besuche bei Bullinger und war Zeuge des ergreifenden Abschiedes zwischen Beiden. Er theilte mit Zürich die schweren Tage der Katastrophe von Cappel, nahm Bullinger, der nun aus Bremgarten entfliehen mußte, in seinem Hause in Zürich auf, wo Bullinger die Berufung zur Nachfolge in Zwingli's Amt empfing, und er blieb mit dem neuen Vorsteher der zürcherischen Kirche und dessen Gehülfen innig befreundet. Ihm, St., widmete Bullinger 1536

seinen Commentar zu den Timotheusbriefen, ihm Leo Judä die deutsche Uebersetzung von Zwingli's letzter Arbeit, der an König Franz I. gerichteten Expositio fidei. Noch einmal besuchte St., auf empfangene Einladung hin, 1535, seine ursprüngliche Heimath und fand daselbst ihm wohlthuende Aufnahme. Im 51. Jahre starb er, befallen von der damals in Zürich herrschenden Pest. — Die ernste, fromme, vaterlandsliebende Denkungsart und muthige Ueberzeugungstreue, die aus Steiner's Leben spricht, athmet auch in den wenigen schriftlichen Denkmalen seiner Hand, die auf uns kamen: der Darstellung seiner Erlebnisse in den Jahren 1521—1529 und seines Uebertrittes zur Reformation, die er seinen Nachkommen widmete, in einer schweizerischen Chronik, von der ein Bruchstück (Jahr 1506—1516) in Zürich und eine Copie in Zurlauben's Sammlungen („Historien Zürich und Zug betreffend") in Aarau übrig blieb, und in Steiner's Liederbuch, d. h. einem kurzen chronologischen Verzeichniß der wichtigsten kriegerischen und politischen Ereignisse der schweizerischen Geschichte, vom Jahre 1315—1531, in welches sorgfältig überall die auf die einzelnen Begebenheiten bezüglichen Lieder eingeschaltet sind. Von dieser „ersten eigentlichen Liedersammlung" schweizergeschichtlichen Inhalts liegt das von St. 1532—1536 angefertigte Original in der Stadtbibliothek von Luzern, eine getreue Abschrift von Stumpf's Hand in der Stadtbibliothek Zürich. Die Texte Steiner's sind für die Recension der Lieder von vorzüglicher Bedeutung.

Steiner's Handschriften. — M. Kirchhofer, Wernher Steiner, Bürger von Zug und Zürich. Winterthur 1818. — K. Pestalozzi, Heinrich Bullinger's Leben und ausgewählte Schriften. Elberfeld 1858. — v. Liliencron, Historische Volkslieder der Deutschen I. Leipzig 1865. — J. C. Mörikofer, Ulrich Zwingli. 2 Bde. Leipzig 1867/69. — Th. v. Liebenau, Aus Wernher Steiner's Leben und Schriften (Auszug aus Steiner's Schrift für seine Nachkommen), im Anzeiger f. schw. Geschichte, Jahrg. 1885, S. 432. — J. Bächtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz. Frauenfeld 1892. G. v. Wyß.

Steinfeld: Franz St., Maler, geboren am 26. Mai 1787 in Wien, † am 3. November 1868 zu Pisek in Böhmen. Sein Vater, der Bildhauer war, wollte ursprünglich, daß sich der Sohn gleichfalls der Bildhauerei widmen sollte und verwendete ihn, kaum daß er die Schule verlassen hatte, in seinem Atelier zuerst zur Ausführung von Ornamenten. Später übernahm der Bildhauer Procop dessen Ausbildung. St. hatte jedoch wenig Neigung zu diesem Kunstzweige und fühlte sich weit mehr angezogen von der Malerei. Er kam mit dem Maler Casanova in Berührung, welcher sich für ihn lebhaft interessirte und dazu bestimmte, daß er sich der Landschaftsmalerei widmete. Mit Zustimmung seines Vaters besuchte er nun die Schule der Landschafts- und Figurenzeichnung an der Akademie der Künste und machte dort solche Fortschritte, daß er in der Landschaftsschule zwei Preise erhielt. Nachdem St. hier seine Ausbildung vollendet, wies ihn sein Vater, wiewol er wohlhabend war, an, sich selbst fortzubringen, in der Ueberzeugung, daß seine Selbständigkeit auch seinen Charakter besser entwickeln werde. Er hatte nun eine harte Schule durchzumachen. Um sich seine Existenz zu fristen, malte er Bilder auf Dosen und verdiente sich dabei so viel, daß er noch immer Zeit gewann, seinem eigentlichen Berufe als Landschaftsmaler zu folgen. Bilder mit Ansichten des Rheins, die er für einen Bilderhändler restaurirte, erweckten in ihm die unüberwindliche Sehnsucht, die Rheingegenden zu sehen. Mit Unterstützung seines Vaters trat er im J. 1805 seine Wanderung an und kam bis Antwerpen. Begeistert von den Schönheiten der Natur und Kunst, welchen er auf seiner Reise begegnete, erweiterten sich seine Anschauungen und seine Kenntnisse. Zurückgekehrt nach Wien, fand St. einen Gönner an dem Tuchscherer Wiest, welcher alle Bilder des Künstlers an-

kaufte. Nach dem Tode Wiest's fanden sich an 60 Landschaftsbilder in dessen Besitz. Nach wenigen Jahren wollte St. mit seinen Ersparnissen eine Reise nach Italien machen. Er kam aber nur bis Klagenfurt, wo er in dem Hause des Ritter v. Moro die liebenswürdigste Aufnahme fand und einen Winter daselbst verlebte. Nach Wien zurückgekehrt, erwarb sich der Künstler durch einige Zeichnungen für das Album einer hohen Dame die Gunst des Erzherzogs Anton, welcher ihn im J. 1815 zu seinem Kammermaler ernannte. Nunmehr, in gesicherter Stellung, konnte sich St. mit voller Lust und Liebe seinem Berufe als Landschaftsmaler widmen. Fast jährlich machte er Studien in der Alpenwelt Tirols, Kärntens und des Salzkammergutes, welche ihm Stoff zu zahlreichen Gemälden lieferten. Wiederholt unternahm er auch größere Reisen, wie 1828 in die Lombardei, 1830 nach Paris, 1838 nach Oberitalien und der Schweiz, 1842 nach Süddeutschland, Belgien und Holland und 1844 nach Norddeutschland und Helgoland. Im J. 1837 erfolgte seine Ernennung zum Corrector an der Landschaftsschule der Akademie, 1838 jene zum außerordentlichen Professor; 1845 erhielt er die Würde eines akademischen Rathes und die Stelle eines ordentlichen Professors an der Landschaftszeichnenschule der Akademie, welche er bis zum J. 1851 bekleidete. Nachdem er frühzeitig seine Frau und im J. 1854 seinen Sohn verloren hatte, zog er sich in seiner Vereinsamung in das Haus seiner in Pisek verheiratheten Tochter zurück, wo er sein Leben beschloß. St. war ein hochbegabter Künstler. Er durchbrach die ältere Tradition, welche sich bei Landschaften nur mit Einzelheiten beschäftigte, und war der erste, welcher die schönen Seen und gewaltigen Alpenthäler Oberösterreichs und Salzburgs und Kärnthens aufsuchte, um dort die Natur zu studiren und mit aller Treue prächtige Landschaftsgemälde zu schaffen. Die Berge und Seen dieser Länder waren seine Domäne; dort kannte er jeden malerischen Punkt, den er meisterhaft mit seinem Pinsel zu fesseln vermochte. Er genoß auch einen vorzüglichen Ruf als Stimmungsmaler, und sein „Herbstmorgen", sein „Tagesanbruch" und seine „Verlassene Mühle", die an Ruysdael erinnern, sind anerkannte künstlerische Leistungen. St. war außerordentlich fruchtbar. Bis zum Jahre 1846 hatte er mehr als 400 Bilder gemalt, die größtentheils in den Besitz von Privaten und Privatsammlungen übergingen. Die Mehrzahl der Bilder gelangten in den Jahres-Ausstellungen der Akademie der Künste und später in den Monats-Ausstellungen des Oesterreichischen Kunstvereins in die Oeffentlichkeit. Einzelne Bilder erwarb der kaiserliche Hof. In der Gemäldesammlung der Hofmuseen sind „Der Hallstädter See" (1834) und „Wildbad Gastein" (1857). Eine große Anzahl von Handzeichnungen und Aquarellen war im Besitze des Erzherzogs Anton. — Auch sein Sohn Wilhelm (geboren 1810 in Wien, † 1854 in Ischl) war ein sehr begabter Landschaftsmaler, welcher den Fußstapfen seines Vaters folgte.

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon XXXVIII, 81. K. W.

Steinhart: Heinrich Christoph St., Schriftsteller, geboren 1763 in Vienau bei Salzwedel, war Prediger in Dobbrun bei Osterburg in der Altmark, wo er am 20. September 1810 starb. St. erwarb sich Verdienst als Localschriftsteller durch sein Buch „Ueber die Altmark, ein Beytrag zur Kunde der Mark Brandenburg" (2 Thle., Stendal 1802) und veröffentlichte unter dem Pseudonym Ludwig v. Selbiger: „Der goldene Stier" (Roman, 2 Bde., 1805—1810); „Die Reise ins Bad" (1803); „Noch eine Reise ins Bad oder drei Monate des Kanonikus v. Selbiger" (1806); „Meine Reise nach Frankreich in den Jahren 1800 und 1801" (1806); „Meine Reise nach Italien" (1804—1806). Nach seinem Tode erschienen „Die Drillinge oder die drei Doctoren" (2 Bde., 1811). Auf schriftstellerische Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit kann

St. keinen Anspruch erheben; sein Schaffen beruhte durchaus auf der Vorlage von hochgefeierten humoristischen Romandichtern seiner Zeit, in deren Nachahmung er ängstlich befangen war. Dem Humor und der Naivetät war damit von vornherein jede freie Entfaltung abgeschnitten. Darstellerisches Geschick und feiner Geschmack befähigten St., seine Muster, hauptsächlich Benzel-Sternau und Jean Paul, in manchen Einzelheiten zu erreichen.

Friedrich Brandes.

Steinhart: Karl Heinrich August St., Philologe und Schulmann des 19. Jahrhunderts. Er wurde am 11. August 1801 in dem Dorfe Dobbrun bei Osterburg in der Altmark geboren; sein Vater, Heinrich Christoph St., welcher dort Pfarrer war, hat sich durch eine Geschichte der Altmark und eine Reihe von Romanen, die er unter dem Namen „Kanonikus L. v. Selbiger" herausgab, seiner Zeit bekannt gemacht (s. o.). Den ersten Unterricht erhielt St. in der Heimath, dann seit Ostern 1812 auf dem Gymnasium in Helmstedt, wo ihm freundliche Wohlthäter die durch den frühen Tod des Vaters (1810) schwer hereingebrochene Noth des Lebens erleichterten. Ostern 1815 nahm ihn der Buchhändler Gräfe in Berlin, welcher den Verlag der Romane des Vaters übernommen hatte, in sein Haus auf und ließ ihn das Gymnasium zum Grauen Kloster besuchen, welchem St. nun bis Ostern 1819 angehörte. Mit vorzüglichen Kenntnissen ausgestattet, bezog er sodann die Universität Halle, um Theologie zu studiren, wandte sich aber bald vornehmlich der Philologie zu; am 9. März 1822 wurde er auf die Abhandlung „De ratione, qua novi testamenti scriptores in explicando vetere testamento usi sint" zum Dr. phil. promovirt. Er kehrte nunmehr nach Berlin zurück und wurde hier Mitglied des pädagogischen Seminars für gelehrte Schulen unter Aug. Boeckh's Leitung, zugleich Hülfslehrer am Grauen Kloster. Im Frühjahr 1824 wurde er als Adjunct an die Landesschule Pforta berufen und dadurch an die Stelle gebracht, der nun die Arbeit seines Lebens gehören sollte. 1831 wurde er Professor und rückte allmählich bis in die zweite Professur auf, die er dann bis 1866 inne hatte. In den 42 Jahren seiner Pförtner Wirksamkeit ist er durch die tiefgreifende Wirkung seiner edlen Persönlichkeit und seines vornehmlich auf das Griechische und Hebräische gerichteten ausgezeichneten Unterrichts, nicht minder durch die Bedeutung seiner wissenschaftlichen Arbeiten, einer der Männer gewesen, welche der berühmten Schule ihr Gepräge gaben. — Seine Studien hatten sich anfangs besonders der neuplatonischen Philosophie zugewendet; seiner ersten sehr beifällig aufgenommenen Abhandlung über die Dialektik Plotin's (1829) sollte eine Ausgabe dieses Schriftstellers folgen; da dieser aber die Creuzer'sche Ausgabe zuvorkam, so gab St. nur eine Nachlese in den „Meletemata Plotiniana" (1840) und in einer größeren Zahl von Artikeln in Ersch' und Gruber's und in Pauly's Encyklopädie heraus. Später wandte er sich mehr Platon selbst zu: 1843 erschienen die „Prolegomena ad Philebum" und dann von 1850—1866 die Einleitungen zu den sämmtlichen platonischen Dialogen, welche der Uebersetzung von Hieronymus Müller (s. A. D. B. XXII, 561) beigegeben sind. „Durch die geistvolle Beleuchtung des Gedankenganges und der Entwicklungsform und durch die scharfe Charakteristik der in den Dialogen auftretenden Personen haben diese in fesselnder Form geschriebenen Einleitungen das Verständniß der platonischen Schriften wesentlich gefördert und ihrem Verfasser für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Platostudien gesichert." Zur Ergänzung der Einleitungen verfaßte St. als selbständiges Werk ein Leben Platon's, welches nach seinem Tode 1873 erschienen ist. Neben diesen Plato-Arbeiten ging dauernd eine eingehende Beschäftigung mit der vor- und nachplatonischen Philosophie her, deren Frucht eine große Reihe von Einzelabhandlungen bei Ersch und Gruber und in

philologischen Zeitschriften war, ebenso Studien zu Lucretius, denen u. a. auch eine im J. 1843 unternommene Reise nach England diente. — Ostern 1866 legte St. sein Schulamt in Pforta nieder und siedelte nach Halle über, wo ihm eine ordentliche Honorar-Professur übertragen wurde. Hier hat er als akademischer Lehrer noch einige Jahre eine segensreiche Wirksamkeit geübt; er wendete sein Interesse daneben den verschiedensten Seiten des öffentlichen Lebens zu, war u. a. Mitglied des Provinzialvorstandes der Gustav-Adolf-Stiftung und wurde 1869 auch zum Mitgliede des Hauses der Abgeordneten gewählt. Im J. 1871 stellte sich ein schmerzhaftes und dauerndes Leiden ein, zu dessen Linderung er Ende Mai des nächsten Jahres nach Bad Kösen ging; hier starb er am 9. August 1872; er wurde auf dem Friedhofe in Schulpforta bestattet.

D. Volkmann, Gedächtnißrede bei dem außerordentlichen Ecce am 12. August 1872, handschriftlich im Schularchiv von Pforta. — Bursian, Gesch. d. Philologie, S. 922. R. Hoche.

Steinhauer: Bernhard St. (Latomus) siehe **Steinmetz**, Bernhard.

Steinhauser: Anton St., Geograph und Mathematiker, geboren am 17. November 1802 in Wien, † ebenda am 15. Januar 1890. Das äußere Leben des verdienten Mannes verlief in einfacher Weise; von früh an widmete er sich den mathematischen und geographischen Wissenschaften und trat in die Lehrerlaufbahn ein, welcher er eine lange Reihe von Jahren hindurch angehörte (seit 1862 in Wien); erst als hoher Siebziger nahm er, mit dem Titel eines kaiserlichen Rathes, seinen Abschied und verlebte seine letzten Jahre in Linz oder dem nahegelegenen Wilhering, bis zur letzten Minute wissenschaftlich thätig. Ihn beweinten die Gattin und eine verheirathete Tochter; sein den gleichen Namen führender Neffe ist als geachteter mathematischer Schriftsteller in Wien thätig.

Steinhauser's mathematisches Interesse concentrirte sich hauptsächlich auf die Vervollkommnung der Zahlentafeln, als deren gründlichster Kenner er, im Vereine mit dem Engländer Glaisher, gelten durfte. Leider ist sein von ihm mit unermüdlichem Fleiße gefördertes Hauptwerk nicht zum Drucke gelangt, doch soll Hoffnung bestehen, daß noch nachträglich die Veröffentlichung des Manuscriptes erfolgen werde. Dasselbe führt den Titel „Sammlung fünfstelliger Logarithmen nebst anderen nützlichen Hülfstafeln“ und umfaßt von diesen letzteren eine ganze Anzahl, so zur Zinseszinsrechnung, zur Höhenmessung u. dgl. Aufs lebhafteste betrieb er ferner die Berechnung von Tafeln vielstelliger Logarithmen; 1865 gab er „Hilfstafeln zur Berechnung fünfzehnstelliger Logarithmen“, 1880 (mit Unterstützung der k. k. Akademie in Wien) „Hilfstafeln zur präcisen Berechnung zwanzigstelliger Logarithmen“ heraus. Als in neuerer Zeit Kaufmann Blater (jetzt zu Rastatt, früher zu Wörstadt in Rheinhessen), einer der unerschrockensten Calculatoren der Gegenwart, mit der Herausgabe seiner Tabellenwerke begann, hatte er sich der hingebenden Unterstützung Steinhauser's zu erfreuen; derselbe lieferte auch das Vorwort zu Blater's verdienstlicher „Tafel der Viertelquadrate aller ganzen Zahlen von 1 bis 200000“ (Wien 1889).

Als Geographen lagen St. Theorie und Praxis der Kartographie ganz besonders am Herzen. Schon in den vierziger Jahren begannen seine kritischen Aufsätze in einer damals vielgelesenen Zeitschrift (Oesterr. Blätter f. Litteratur u. Kunst) die Aufmerksamkeit der Fachkreise auf sich zu ziehen; später veröffentlichte er seine Arbeiten in den Mittheilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft, der D. Rundschau f. Geographie u. Statistik, der Zeitschr. f. wissenschaftl. Geographie und der Zeitschr. f. d. Realschulwesen, welch letztere ihn seit ihrer Begründung (1876) zum treuen Mitarbeiter hatte und ihm eine Reihe trefflicher didaktischer Artikel verdankte. Seine „Grundzüge der mathematischen Geographie und der Landkartenprojection“ (3. Aufl., Wien 1887) sind

für Anfänger überaus geeignet, und auch die übrigen pädagogisch-wissenschaftlichen Werke des rastlosen Schriftstellers („Geographie von Oesterreich-Ungarn“, 1872; „Lehrbuch der Geographie“, 1875—76) haben einen weiten Leserkreis sich erworben.

Nicht bloß mit Rath jedoch suchte St. die Kartenprojectionslehre und Situationszeichnung fortzubilden, sondern er zeigte auch durch die That, wie man es zu machen habe. Das Princip der „Höhenschichten“, jetzt allseitig adoptirt, rührt allerdings von dem General v. Hauslab her, ist aber erst durch St. für Schulzwecke verwerthet und consequent durchgeführt worden, und auch auf die Einheitlichkeit des Maßstabes bei Atlanten legte er hohen Nachdruck. Für die Ausführung seiner Pläne fand er volles Verständniß und energische Hülfe bei der berühmten Wiener Firma Artaria. So entstanden folgeweise die nachstehend verzeichneten Arbeiten: „Atlas zum geographischen Unterrichte in den österreichisch-deutschen Schulen“ (1864—68); „Handatlas, in Verbindung mit v. Scheda edirt“ (1869—76); „Vierzehn Karten zur physikalischen und mathematischen Geographie“ (ein ausgezeichnetes Lehrmittel); „Schulwandkarte der Alpen“ (1874); „Karte der Balkanländer“ (1880); „Karte von Südosteuropa“ (1887). Hiemit sind nicht einmal alle, sondern nur die wichtigsten Kartenwerke namhaft gemacht, welche bei Artaria verlegt wurden; außerdem lieferte er vorzügliche Karten für das Kronland Niederösterreich und, in Verbindung mit dem bekannten Militärschriftsteller v. Streffleur, eine Serie von hypsometrischen Handkarten der österreichisch-ungarischen Monarchie. Im J. 1876 erfolgte die Publication einer „Hypsometr. Gesammtkarte Oesterreich-Ungarns“. Zahlreiche Entwürfe von Steinhauser's Hand sind noch außerdem zu erwähnen, so z. B. der einer Weltkarte in der von St. erfundenen konopterischen (Flügel-)Projection. Eine in den Händen des Berichterstatters befindliche, überaus fein und getreu ausgeführte Handzeichnung zur Hydrographie Ober- und Niederösterreichs ist anscheinend nicht der Vervielfältigung theilhaftig geworden.

Daß solche Leistungen auch die gebührende äußere Anerkennung fanden, wird nicht überraschen. Seine Regierung verlieh St. den Franz-Josephs-Orden und ernannte ihn (1873) zum Specialberichterstatter für die Wiener Weltausstellung; er war Mitglied einer Menge von gelehrten Gesellschaften und erhielt auf den geographischen Congressen von Antwerpen (1871), Paris (1875) und Venedig (1881) die ehrenvollsten Auszeichnungen. Die gesammte Fachwelt aber blickte mit Ehrfurcht zu ihm auf, als zu dem Altmeister der deutschen Kartographie.

Nekrolog der Firma Artaria u. Comp. zu Wien. — Privatmittheilungen.

Günther.

Steinhäuser: Johann Gottfried St., geb. am 20. September 1768 zu Plauen im Voigtlande. Er entstammte einer alten adligen Familie v. Steinhäuser oder v. Steinhausen, deren Stammhaus wahrscheinlich Steinhausen unweit des Züricher Sees gewesen ist; die Familie wurde während der Schweizer Freiheitskriege um die Mitte des 15. Jahrhunderts, weil sie der Sache der deutschen Kaiser treu geblieben war, von ihrem Stammsitz vertrieben und flüchtete mit Rettung eines Theiles ihres Vermögens nach Steiermark und Kärnten, wo sie auch ansehnliche Güter besaß. Von hier wanderten um die Zeit der Kirchenreformation abermals zwei Nachkommen des Geschlechtes aus, der eine nach Gunzenhausen, der andere nach Plauen im sächsischen Voigtlande. Den Geburtsadel ließen sie erlöschen. Der letztgenannten Linie entstammte unser Steinhäuser. Sein Vater war kurfürstlich sächsischer Rath und Steuerprocurator und hatte sich durch Schriftstellerei wie namentlich durch eine ausgebreitete juristische Praxis einen bedeutenden Ruf erworben. Seine Mutter, Sophie Rebecka, war die Urenkelin des vom Kaiser Ferdinand III. am 14. August 1651 in den Adelstand

erhobenen Dr. und Prof. der Theologie Christoph Schlegel, Enkelin des königl. poln. und kurfürstl. sächs. Appellationsrathes zu Wurzen Dr. Joh. Elias Schlegel und Tochter des Rechtsconsulenten Johann Christoph Schlegel zu Plauen. Unser Steinhäuser hatte noch 8 Geschwister. Schon in seiner frühesten Jugend zeigten sich an ihm die Anlagen zum künftigen Denker; nicht selten ließ er sich bereits als Knabe mit seinem Vater und dessen gelehrten Freunden in kleine Disputationen mit solchem Eifer ein, daß er bisweilen den Abstand der Jahre vergaß und wol in die Schranken der Bescheidenheit zurückgewiesen werden mußte. Jugendliche Spiele, die zu einfach und kunstlos waren, sprachen ihn nicht an. Dagegen verleiteten ihn Stein-, Pflanzen- und andere naturgeschichtliche Sammlungen häufig zu langen und weiten Excursionen. In einem Alter von 9 Jahren soll er oft ganze Tage und Nächte ohne Nahrung und Schlaf in dem Laboratorium des Besitzers einer Kattunfabrik zu Plauen, der nebenbei ein geschickter Chemiker war, zugebracht haben. Durch kleine physikalische und Rechenkunststücke wußte er sich zu einem angenehmen Gesellschafter seiner Jugendgespielen zu machen. 11 Jahre alt beherrschte er bereits ziemlich gut die lateinische Sprache im mündlichen Gebrauch. Mit 12 Jahren kam er auf die Fürstenschule zu Pforta; da war es vor allem der Lehrer der Mathematik M. Schmidt, der ihn besonders fesselte. Seine Neigung, auf eigne Hand physikalische Experimente auszuführen, mußte wegen der bei seiner noch zu großen Unerfahrenheit in dergleichen Dingen drohenden Gefahr für seine und seiner Mitschüler Sicherheit durch Confiscation mancher bei ihm vorgefundener Materialien zu derlei Versuchen gewaltsam unterdrückt werden. Er fertigte sich eigenhändig eine Camera obscura an, stellte aus Pappe fünfkantige Erd- und Himmelsgloben her und überzog diese mit selbstgezeichneten Erd- und Himmelskarten. Hier war es auch, wo er einmal mitten im härtesten Winter mit bewunderungswürdiger Geduld aus einem mächtigen Eisblocke einen kolossalen Hohlspiegel auszuhöhlen versuchte. Auch kleine Montgolfieren verfertigte er sich. Zur Beobachtung der Sonnenflecken hatte er an dem einzigen Fenster seines Zimmers eine eigene Vorrichtung mit einem beweglichen Observationsrohre angebracht. Außer den Arbeiten, die die Schule ihm auferlegte, beschäftigte er sich noch privatim mit anderen Zweigen der mathematischen Wissenschaften. Dadurch erwarb er sich die Zuneigung und das Vertrauen seines Lehrers Schmidt in dem Maße, daß ihn dieser zu seinem Famulus erwählte und ihm auch bei dem Rector die Erlaubniß auswirkte, mit seinen Mitschülern Abendexcursionen zu unternehmen, vornehmlich um sie und sich selbst in der Astronomie zu belehren. Im Jahre 1787 verließ er, begleitet von den Segenswünschen seiner Lehrer, ausgerüstet mit einem reichen Schatze von Kenntnissen vornehmlich in den mathematischen Wissenschaften die Fürstenschule, um zunächst in das elterliche Haus zurückzukehren. Der Wunsch des Vaters in Bezug auf die fernere Laufbahn seines Sohnes wurde zu einem guten Theil mitbestimmt durch einen ihm bekannten Oberberghauptmann; danach sollte unser Johann Gottfried sich zunächst auf der sächsischen Bergakademie zu Freiberg zu einem tüchtigen Mineralogen und Bergmanne und hierauf auf der Universität Wittenberg zu einem guten Juristen ausbilden, um alsdann im Oberbergamte einen angemessenen Wirkungskreis zu finden. So bezog denn der junge St. 1787 die Bergakademie zu Freiberg, wo er u. a. ein Schüler des berühmten „Vaters der Geologie" Werner wurde. Nach einem Jahre verließ er die Akademie, um die Universität Wittenberg zu beziehen. Eifrig studirte er hier Philosophie und die Grundwissenschaften der Rechtsgelehrsamkeit; seine freie Zeit aber verwandte er auf höhere Mathematik, Physik, Geographie und die Lectüre besserer englischer und französischer Reisebeschreibungen. Bei seinem Abgange von Wittenberg erhielt er im Examen die erste Censur. 1792 kehrte er abermals in das Vaterhaus zurück, wieder

aber nur auf kurze Zeit. Wohl hätte der Vater gern gesehen, daß der Sohn zunächst einige Zeit mit ihm zusammen juristisch praktisch thätig gewesen wäre. Die Vorliebe für die Naturwissenschaft und ausdrückliche Zusicherungen vortheilhafter Bedingungen bestimmten den jungen Steinhäuser jedoch, alsbald nach Freiberg zu gehen. Dort angekommen sah er sich jedoch bald selbst in seinen bescheidensten Erwartungen getäuscht, und so verließ er denn die Stadt wieder, selbst ohne Aussicht auf eine künftige Anstellung im Bergfache. Da erschien im J. 1793 im Gothaischen Reichsanzeiger eine Aufforderung an einen Mann, der, mit dem Bergwesen bekannt, ein Fabrikgeschäft in einer überrheinischen Gegend zu leiten sich zutraue, wobei sehr annehmliche Bedingungen versprochen wurden. Sofort entschloß sich Steinhäuser, gegebenen Falles die Stellung anzunehmen. Im Frühjahr 1794 reiste er nach Frankfurt a. M., um für ein angesehenes Handelshaus daselbst in Kirchheim-Bolanden, einem lieblichen Städtchen am Donnersberge, das Fabrikgeschäft geschliffener Manufacte aus grünem Jaspis zu leiten. Nach eingehender Kenntnißnahme der obwaltenden Verhältnisse versicherte er dem Unternehmer bald, daß aus verschiedenen Gründen das aufgewandte Capital sich nicht eben hoch verinteressiren würde. Er besuchte um diese Zeit auch die Schleifmühlen in der Pfalz und im Zweibrückenschen und befuhr bei dieser Gelegenheit auch die Quecksilbergruben am Stahlberge. In der dortigen Grube Steinkreuz hatte man trotz aller aufgewandten großen Kosten damals noch keine Erze gewinnen können. St. bemerkte alsbald aus der Lage und Beschaffenheit der Gebirgsart, daß man im Hängenden einen wichtigen Gang hatte sitzen lassen, und daß man durch einen von ihm angegebenen Querschlag sehr bald auf ein bedeutendes Erzmittel stoßen würde. Die Befolgung seines Rathes war in der That von Erfolg begleitet; man versicherte ihm bald darauf schriftlich, man werde in 10 Jahren die am angezeigten Orte entblößten Erze noch nicht alle gewinnen. Man bot ihm infolge dieses seines guten Rathes die Oberleitung der Gruben an; er lehnte jedoch in Rücksicht auf seine bereits eingegangene Verpflichtung zu Kirchheim-Bolanden, wiewol die Bedingungen daselbst viel weniger günstig waren, ab. Der Erfolg in der Grube Steinkreuz verbreitete jedoch schnell seinen Ruf, und so wurde er bald darauf aufgefordert, sich um die erledigte Bergrichterstelle in der Grafschaft Falkenstein zu bewerben; der Staatsminister Dominique in Coblenz und der Graf Sumerau erboten sich, das Gesuch zu unterstützen. Die Preisgabe der ganzen überrheinischen Gegenden an die französischen Wachen am 15. Juli 1794 veranlaßte ihn jedoch, zunächst nach Frankfurt a. M. zurückzukehren. Da bot sich alsbald wieder eine glänzende Aussicht für das dortige Unternehmen. Der Oberbergrichter von Carabo sagte ihm ein Privilegium zu, vermöge dessen er auf fünfzig Granatschleifmühlen, die keinen Absatz, brodlose Arbeiter dagegen in Menge hatten, fremde Steine verarbeiten lassen könnte. Allein wegen der damaligen unruhigen politischen Verhältnisse war kein Capitalist zur Hergabe des nöthigen Geldes zur Ausbeutung dieses Anerbietens zu bewegen, und so mußte St. auch diese günstige Aussicht zur Hebung des von ihm dirigirten Fabrikunternehmens schwinden sehen. Auf Wunsch seines Vaters schlug er bald darauf einen anderen Antrag aus. Eine Colonie, aus Rheinländern, Schwaben und Schweizern bestehend, wollte sich in Nordamerika niederlassen; ein vortheilhaft gelegenes Terrain war schon gekauft; St. wurde von den Hauptunternehmern beauftragt, den ganzen Landesstrich auf Kosten der Colonie zu bereisen, ihn im allgemeinen zu vermessen, zoologisch, botanisch, mineralogisch zu untersuchen, sein Verhältniß zu dem Herrscherstaate und die möglichen Handelswege zu erforschen, einen passenden Platz zur Errichtung einer Stadt auszuersehen u. dergl. m., eine Arbeit, die ganz dem Geiste unseres St. entsprochen hätte. Allein, wie schon erwähnt,

wünschte sein Vater, daß er zunächst einmal in die Heimath zurückkehrte. St. lehnte also dieses Anerbieten ab, erbat sich von seinem Principal zu Kirchheim seine Entlassung, die ihm dieser gegen sein Versprechen, bald zurückzukehren, bewilligte, und kehrte in den Schooß der Seinen zurück. Nunmehr stand er zu einem Theil seinem Vater als praktischer Jurist zur Seite, freilich mit wenig innerer Befriedigung; vornehmlich warf er sich jetzt auf ein eingehendes Studium der Mathematik und Physik. Er verfertigte nach eigner Erfindung eine Uhr ohne Gewicht und Federn, nur von einem Magneten getrieben, und schrieb mehrere kleine Abhandlungen. Alsbald wurde er zum Mitglied der naturforschenden und mineralogischen Gesellschaft zu Jena ernannt; er erhielt das Diplom eines Ehrenmitgliedes der Leipziger ökonomischen Gesellschaft, in deren Schriften mancherlei Aufsätze von ihm enthalten sind, und begann an seiner „Theorie des Erdmagnetismus“ zu arbeiten. So kam es, daß man ihm, dem nunmehr schon rühmlichst bekannt gewordenen, nach dem Tode seines Freundes J. J. Ebert die durch dieses Hinscheiden erledigte Professur für Mathematik an der Universität zu Wittenberg übertrug. 1806 reiste er nach Wittenberg. Berufungen nach Greifswald, Dorpat, Charkow im südlichen Rußland lehnte er aus Patriotismus ab. Hier in Wittenberg schrieb er seine „Theorie über den Magnetismus der Erde“ nieder und bestimmte viele Jahre voraus, welche Veränderungen die Magnetnadel haben würde. Interessant ist, was er in Beziehung auf diesen Gegenstand im J. 1819 an einen seiner Freunde schrieb: „Ich zweifle nun nicht mehr an dem Dasein eines Trabanten im Innern der Erde, der mit seinem eisernen Scepter die Erdoberfläche dirigirt. Zu Luther's Zeiten war er uns am nächsten.“ Bekanntlich wird diese Annahme auch heute noch von Forschern vertreten. Durch den im Mai 1815 geschlossenen Friedenstractat wurde die Universität Wittenberg mit Halle verschmolzen. Auch St. siedelte 1816 nach Halle über, um dort eine Professur der Bergwissenschaften zu übernehmen. Hier war es, wo er sich noch mit Arbeiten zu einer „Weltsprache“ beschäftigte. Sein Lebensabend war nicht ungetrübt. Wiederholte Schlaganfälle trafen ihn; in der Nacht vom 16. zum 17. November 1825 verschied er.

Das Verzeichniß seiner Schriften siehe bei Poggendorff, Biographisch-Litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften. — Neuer Nekrolog der Deutschen. Dritter Jahrgang. 1825. R. Knott.

Steinhäuser: Karl St. wurde 1813 in Bremen als der Sohn eines Holzschnitzers geboren. Das Gewerbe des Vaters fand vor der Zeit der Dampf- und Eisenschiffe weit höhere Würdigung, als jetzt. Der Bildschnitzer fühlte sich dem Bildhauer verwandt und empfand in dem engeren und niederen Kreise seines eigenen Schaffens oft schmerzlich den Mangel an künstlerischer Vorbildung. Aus der Werkstatt eines Holz- oder Bildschnitzers in Kopenhagen war ein neuer Stern der plastischen Kunst hervorgegangen, wie sollte nicht in dem Berufskreise der Holz- und Bildschnitzer überhaupt die Hoffnung wach werden, auch in ihren Söhnen berühmte Künstler erstehen zu sehen. Steinhäuser's Vater hatte den Vater Thorwaldsen's in Kopenhagen kennen gelernt, als dieser die freudige Nachricht vom ersten großen Triumph seines Sohnes in Rom empfangen hatte. Es war natürlich, daß auch in Steinhäuser sen. der Gedanke sich regte, auch der Sohn, der ihm wenige Jahre darauf geboren wurde, könne einst die Höhe des Bartel Thorwaldsen erreichen. So wurde der lebhafte und geschickte Knabe schon früh vom Vater zur Kunst erzogen und von einflußreichen Persönlichkeiten seiner Vaterstadt, die in ihm den künftigen Meister erwarteten, ermuthigt und gefördert. Er begann damit, Porträtbüsten zu modelliren, von denen eine — die des Astronomen Olbers — in Rauch's Atelier in Marmor ausgeführt wurde. Hierdurch kam St. in Beziehung zu dem berühmtesten und meist-

beschäftigsten deutschen Bildhauer jener Zeit, in dessen Berliner Werkstatt er 1831 als Schüler eintrat. Er arbeitete als solcher an der Ausführung der Victorien für die Walhalla zu Regensburg mit, zeigte aber schon in selbständigen Werken seine größere Anlage zu genrehaften Darstellungen, als deren erste „Der krebsfischende Knabe“ (Petersburg) Beifall errang. 1835 ging er nach Rom, wo Thorwaldsen's Bedeutung und Einfluß damals die Plastik, zumal die deutsche Plastik beherrschte. Man pries den Greis als den wiedergeborenen Griechen, als den Regenerator der echten Antike. Die Bildhauerei schien nur in der Mythologie, im Alterthum oder in den monumentalen Urgestalten des Christenthums ihre Stoffe finden zu können. St. aber folgte der Richtung, die seine Begabung ihm vorschrieb: er hielt sich — mit wenigen Ausnahmen — der Versuchung fern, dem Pathos und großen Stil Ausdruck zu geben. Schon die Gegenstände seines Schaffens bezeichnen das natürliche Gebiet seines Könnens, ebenso weist aber auch die Ausführung seiner einzelnen Werke auf die ihm zunächst liegenden Stoffe hin: „Ein Mädchen, dem geheimnißvollen Rauschen lauschend, das aus einer Muschel tönt“, „Ein Knabe, der mit Kugeln spielt“ (Berlin), „Ein Angler“ (Oldenburg), „David als Hirtenknabe“, eine „Psyche in Fesseln“ und „Pandora“ (alle drei in Bremen), „Hero und Leander“ (Schwerin), „Judith mit dem Haupte des Holofernes“, „Deborah“, „Mignon“, „Ein Blumenmädchen“, eine „Caritas“ — es sind alles Motive, welche der romantischen, leidenschaftlichen Anlage des Künstlers entsprechen, alle aber auch eine feine und gefällige Formgebung und zierliche Ausführung verlangen und unter seiner Hand sie finden. In der Technik der feinsten Marmorbehandlung hatte St. bald volle Meisterschaft erlangt. Die schönsten seiner Werke finden sich im großherzoglichen Schlosse zu Karlsruhe: der „Violinspieler“ und eine „Psyche“, Gestalten von außerordentlicher Grazie und vollendetster Behandlung des wechselnd matt und glänzend behandelten Steins. In Karlsruhe fand seine Thätigkeit auch als Lehre und Vorbild ein neues Feld. Steinhäuser wurde 1864 an die dortige Kunstschule als Professor der Bildnerei berufen und wirkte daselbst bis zu seinem Tode (1878). Dort finden sich auch zwei Gruppen aus seiner späteren Zeit, „Hermann und Dorothea“ im Schloßgarten und zwei Jünglinge im Gespräche, „Orest und Pylades“ bezeichnet, vor dem Gebäude der großherzoglichen Sammlungen, beides Arbeiten von minderem Werthe, doch noch trefflich in der Ausführung. Als kleinere Arbeiten sind Grabmäler und Karyatiden (Palais Douglas) zu nennen, welche zwar auch den bekannten Sinn Steinhäuser's für körperliche Schönheit zeigen, doch nicht gerade geeignet gewesen wären, des Künstlers Ruf zu begründen. Aehnliches gilt von den Monumenten Olbers und Smidt in Bremen und Hahnemann in Leipzig. Endlich ist noch die große Gruppe Goethe's mit der Psyche, wol auch als Mignon gedeutet (Weimar), zu erwähnen, die auf Anregung Bettinens zurückzuführen ist. Für die Darstellung religiöser Stoffe, welche St. versuchte, fehlte ihm als Convertiten der katholischen Kirche die Freiheit der persönlichen religiösen Vertiefung. L. v. Pezold.

Steinheil: Adolf St., Militärpharmaceut und Botaniker, geboren zu Straßburg i/E. im December 1810, gestorben während der Ueberfahrt von der Insel Martinique nach Caracas am 26. Mai 1839. Nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt kam St. noch sehr jung an das Laboratorium von Chevreuil in Paris und bildete sich hier zu einem tüchtigen Chemiker aus, während er nebenher mit Eifer Botanik trieb. Durch Reisen im nördlichen Frankreich erweiterte er seine floristischen Kenntnisse und schuf sich ein ansehnliches Herbarium. Ein bei dieser Gelegenheit in der Umgegend von Le Havre gefundenes Exemplar von Salvia pratensis mit alternirenden Blättern gab ihm Veranlassung zu einer kleinen, der Pariser Société d'histoire naturelle eingereichten

Arbeit, in welcher er eine neue Erklärung der Entstehung der Blatt- und Blüthenquirle zu geben suchte. Die Arbeit blieb Manuscript, fand aber die Anerkennung der gelehrten Gesellschaft wegen der bewiesenen scharfen Beobachtungsgabe. Ueberhaupt kennzeichnet St. in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit der Drang nach gründlicher Erfassung jedes, auch des schwierigsten Problems. In Begleitung eines auf einer Excursion ihm bekannt gewordenen Pflanzenliebhabers machte St. eine Reise nach Montpellier, welche ihm nicht nur eine gute Kenntniß der südfranzösischen Flora verschaffte, sondern auch in Berührung mit gelehrten Botanikern, wie Delile, Auguste de Saint-Hilaire und Dunal brachte, durch welche angeregt, St. seine ihm lieb gewordenen morphologischen botanischen Studien mit Eifer wieder aufnahm. Gerade um jene Zeit waren durch die Arbeiten von Roeper, Dunal und Moquin-Tandon über Blüthenentwicklung und die Beziehungen der einzelnen Blüthentheile zu einander die Fragen nach dem Dedoublement und Abortus von Pflanzenorganen der wissenschaftlichen Welt nahe gelegt worden und da eben jene Punkte auch Steinheil's specielle Forschungen betrafen, so erhöhte sich sein wissenschaftlicher Eifer, ohne seine floristischen Studien zu stören, in deren Interesse er Ausflüge nach Nimes und Avignon unternahm. Nach Paris zurückgekehrt zwangen ihn Familienverhältnisse, seine Zukunft ins Auge zu fassen. Sein jüngster Bruder war zu den Fahnen einberufen worden. Da dieser von schwächlicher Constitution war, so lag der Familie daran, ihn loszukaufen, und dies konnte nur dadurch geschehen, daß St. als Ersatz für den Bruder eintrat. So wurde er Militärpharmaceut, wozu seine chemische Vorbildung ihn besonders befähigte, und versah seinen Dienst am Hospital Val de-Grâce in Paris. Seine bald erfolgte Versetzung nach Lille, wiewol für sein Avancement von Vortheil, wirkte nachtheilig auf seine Gemüthsstimmung. An seinen Lebensgewohnheiten, dem Umgange mit der Familie und den Freunden dadurch gehindert, den wissenschaftlichen Hülfsquellen ferne gerückt, bemächtigte sich Steinheil's eine Melancholie, die ihn zeitweise ganz beherrschte und die er nur durch angestrengteste geistige Thätigkeit zuweilen überwand. Ein Abstecher nach Calais gab ihm Veranlassung, die dortige Vegetation zu studiren und durch Untersuchungen des Stengels von Lamium album nahm er seine anatomisch-morphologischen Forschungen wieder auf. Die französische Expedition nach Algerien veranlaßte ihn, um seine Versetzung zu den kriegführenden Truppen zu bitten, wol hauptsächlich in der Absicht, seine botanischen Kenntnisse zu fördern. Er kam nach Bona kurz nach der Einnahme dieser Stadt und bewies in seiner militärischen Stellung die unermüdlichste Pflichttreue, die durch grassirende Fieber in der Armee und Bevölkerung auf eine harte Probe gestellt wurde. Dennoch war er wissenschaftlich unermüdlich thätig. In einem dürftigen Hause untergebracht, zu dem der Regen Zutritt hatte, konnte er nur mit Mühe seine Pflanzen trocken erhalten, doch brachte er es zu Stande, das gesammelte Material, wie es seine Gewohnheit war, zu zeichnen, zu analysiren und zu beschreiben. Infolge dieser Anstrengungen erkrankte er am Wechselfieber und mußte, nur ungern dem Drängen seiner Kameraden nachgebend, um Zurückberufung bitten. So kam er 1834 wieder nach Paris. Die häusliche Pflege der Seinen gab ihm seine körperliche Gesundheit und auch seine frühere heitere Gemüthsstimmung wieder. Die Mußezeit benutzte er zu den Vorarbeiten für eine Publication über die Pflanzen der Berberei, die er als „Matériaux pour servir à une Flore de Barbarie“ in mehreren Artikeln veröffentlichte, deren erster im Februarheft und deren zweiter im Maihefte der Ann. sc. nat. von demselben Jahre erschien. Völlig genesen kam er an das Militärhospital in Versailles. Hier schloß er Bekanntschaft mit dem älteren Edwards und mit Philippar, die ihn zur Theilnahme an ihren Arbeiten heranzogen und ihm die Berufung zum Mitgliede der Société d'histoire naturelle verschafften. 1835 wurde er nach

Straßburg versetzt, wo er sich an W. Schimper anschloß, und kehrte gegen Ende 1837 unter Beförderung seines Grades als chirurgien sous-aide major an das Pariser Hospital Val-de-Grâce zurück. Gleichzeitig erhielt er auf Grund einer Preisarbeit die silberne Medaille. Von der naturwissenschaftlichen Akademie, deren Mitglied St. war, wurde er der französischen Regierung, die damals mit dem Plane umging, in mehreren Städten Frankreichs wissenschaftliche Facultäten zu errichten, als Candidat für die Besetzung einer Professur vorgeschlagen. Die Wahl fiel indessen nicht auf ihn, was ihm als eine unverdiente Zurücksetzung erschien und den früheren trüben Gemüthszustand wieder veranlaßte. Da griffen seine Freunde helfend ein. Sie schlugen ihm vor, eine auf ihre Kosten auszuführende wissenschaftliche Forschungsreise nach Südamerika zu machen, hauptsächlich zu dem Zweck, die verschiedenen Arten der Chinabäume an Ort und Stelle zu studiren. Mit Eifer ergriff St. diesen Plan und machte sich unverzüglich an die dazu nöthigen Vorarbeiten. Unter dem Titel eines Correspondenten des Museums von Paris trat er von Bordeaux aus im Frühling 1839 an Bord des „Orinoko" seine Reise an. Am 3. Mai erreichte er Saint-Pierre auf Martinique. Einen kurzen Aufenthalt daselbst benutzte er zu botanischen Excursionen, wobei er sich unbedacht zu häufig den Strahlen der tropischen Sonne aussetzte, doch verließ er, anscheinend gesund, am 19. Mai die Insel zur Ueberfahrt nach Curupana an der Küste von Venezuela, von wo aus er nach ganz kurzem Aufenthalte, doch schon unter den Anzeichen des gelben Fiebers, sich zur Weiterfahrt nach Caracas einschiffte. Aber bevor die Expedition den Hafen La Guayra erreichte, verschied er im jugendlichen Alter von noch nicht 29 Jahren und fand sein Grab in den Fluthen des Meeres. Steinheil's wissenschaftliche Arbeiten fallen in den Bereich der botanischen Morphologie und Systematik. Seine speciellen Studien auf dem ersteren Gebiet sind auf die Fragen gerichtet, in welcher Weise appendiculäre Organe der Pflanzen, Blätter und Blüthen hinsichtlich ihrer Entstehung durch Dedoublement oder Abortus zu erklären sind. Er giebt die ersten Gedanken darüber schon in seiner ersten, Eingangs erwähnten, nicht gedruckten Schrift: „Coup-d'oeil rapide sur plusieurs lois de l'organogénie", die im December 1830 in einer Sitzung der Soc. d'hist. nat. zur Verlesung kam. Bei den Monocotyledonen sei es normal eine Blattanlage, bei den Dicotyledonen seien es zwei, die durch Theilung in medianer und lateraler Richtung Blatt- und Blüthenquirle erzeugen. Für die genannte Arbeit war es ein abnorm entwickeltes Exemplar von Salvia pratensis, für eine zweite ähnlichen Inhaltes, im Mai 1831 publicirt, ein solches von Scabiosa atropurpurea, die seine Theorie stützen sollten. Die auf dem Wege der Vergleichung gewonnenen morphologischen Resultate suchte St. dann weiter durch anatomische Untersuchungen zu erhärten. So behandelte er in einer 1834 der Akademie eingereichten Arbeit den Gefäßbündelverlauf im Stengel von Lamium album und suchte hieraus die Bildung der Anhangsorgane zu erklären. Eine umfangreichere Abhandlung: „Quelques observations sur la théorie de la phyllotaxis et des verticilles", August 1835, wendete sich gegen die Braun-Schimper'sche Theorie der Spiralstellung, die er als Abweichung vom normalen Zustande der Alternation, hervorgerufen durch die physiologische Thatsache des Lichtbedürfnisses der Pflanzen bezeichnete. Zwei Jahre später erschien in der Abhandlung: „Observations sur le mode d'acroissement des feuilles", eine durch zahlreiche Messungen an Blättern erläuterte Darlegung seiner Ansicht im Einzelnen. Während seines Straßburger Aufenthaltes erschien 1836 die Schrift: „De l'individualité considerée dans le regne végétal". An eine so strenge Individualität, wie sie im Thierreich vorkommt, glaubt St. bei den Pflanzen nicht; sie sei vielmehr relativ und man könne z. B. bei den Monocotyledonen einen, bei den Dicotyledonen zwei Zellcomplexe als Indivi-

duum ansprechen. Von Steinheil's Arbeiten zur descriptiven Botanik sei zunächst genannt eine „Note sur la spécification des Fumeterres et sur leurs propriétés médicales", 1833 im Archives de Botanique erschienen, worin er die verschiedenen Fumaria-Arten unseres Klimas nur als Racenvarietäten angesehen wissen will. Ferner beschäftigten ihn die genera Urginea und Scilla aus der Familie der Liliaceen und Zannichellia, eine Potamogetonee. Die bezüglichen Aufsätze sind abgedruckt in den Abhandlungen der Sc. nat., beziehungsweise Juni 1834, November 1837 und Februar 1838. Wichtiger sind Steinheil's floristische Arbeiten. Neben den bereits genannten Materialien zur Flora der Berberei, von denen noch ein letzter Artikel 1838 herauskam, ist hervorzuheben eine Schrift über Dünenpflanzen: „Observations sur la végétation des dunes à Calais", publicirt 1835 in den Mém. sc. nat. Seine-et-Oise, in der er einen interessanten Vergleich zieht zwischen der Flora des afrikanischen Wüstenlandes und des Dünensandes der Nordküste Frankreichs. Im Anschluß hieran gab er in den „Observations sur le climat, le sol et la Flore des environs de Bone", abgedruckt in den Mém. med. milit. tome XXIX, 1836, eine allgemeine Uebersicht über die Vegetationsverhältnisse von Bona. Endlich behandelte St. noch die physiologische Frage der Saftströmung in den Pflanzen in einer 1838 veröffentlichten Schrift: „Qu'entend-on par endosmose et exosmose?"

J. Decaisne, Notice sur A. Steinheil. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Steinheil: Karl August St., Physiker, geboren am 12. October 1801 zu Rappoltsweiler im Elsaß. Sein Vater, Karl Philipp St., war Generalrentmeister der Grafschaft Rappoltstein; er lebte in Rappoltsweiler, der Residenz des Pfalzgrafen Maximilian Joseph. Erst im 24. Jahre seiner Ehe mit Christine Maria Franziska v. Biarowsky — einer Frau von ungewöhnlichen Anlagen — wurden ihm Zwillingsknaben geboren, deren einer unser Karl August war. Während der französischen Revolution hatte der Vater Steinheil als treuer Anhänger seines Fürstenhauses schwere Verfolgungen zu bestehen; erst 1807 folgte er dem nachherigen Könige Max I. nach Baiern, wo er als Generalzoll- und Mauthdirectionsrath bis in sein 75. Lebensjahr mit besonderer Treue und Anhänglichkeit Dienste leistete. Unser Karl August St. hatte in seiner Kindheit viele und gefährliche Krankheiten zu bestehen; sein Zwillingsbruder starb bereits 1807, und von dieser Zeit an wurde er nun mit ganz besonderer Fürsorge erzogen. In seinem 11. Lebensjahre erkrankte er heftig am Typhus; er wurde bereits eine Zeit lang, da er dem Scheintod erlegen war, für todt gehalten; der Arzt tröstete die gebeugten Eltern damit, daß es für den Knaben so am besten sei, da er doch nicht wieder sprechen gelernt, jedenfalls aber den Verstand verloren haben würde. St. besuchte keine öffentliche Schule, erhielt jedoch einen vielseitigen Privatunterricht; besonderes Talent zeigte er für das Zeichnen im Landschaftsfache. Nachdem er sich durch einen Landaufenthalt auf dem Gute seines Vaters zu Perlachseck bei München gekräftigt hatte, wurde er im J. 1817 von seiner Mutter zu Verwandten nach Frankreich gebracht um daselbst die französische Sprache sich anzueignen; 2 Jahre brachte er in Nancy und Tours zu; hier faßte er auch, durch den Verkehr in sehr gebildeten Kreisen bewogen, den Entschluß zu studiren. Mit 18 Jahren kehrte er nach München zurück und entwickelte nunmehr einen ungewöhnlichen Eifer im Studium. Während er als Volontär das Lyceum besuchte, holte er die classischen Studien durch Privatunterricht nach, sodaß er bereits nach 2 Jahren das Gymnasialabsolutorium erhielt. Er bezog im Alter von 20 Jahren die Universität Erlangen, um die Rechte zu studiren. Allein selbst sein intimer Verkehr mit dem nachmaligen baierischen Justizminister Heintz sowie dem späteren preußischen

Geheimrath Stahl vermochte ihn nicht für das Rechtsstudium auf längere Zeit zu gewinnen, vielmehr bildete sich bei ihm allmählich eine starke Vorliebe für das mathematisch-naturwissenschaftliche Fach heraus. Dieser Neigung nachgebend, bezog er im J. 1823 die Universität Göttingen, um Astronomie zu studiren; da aber Gauß keine Vorlesungen hielt, vertauschte er Göttingen schon im nächsten Semester mit Königsberg; dort hatte Bessel die erste astronomische Schule gegründet; alsbald erwarb sich St. dessen Zuneigung durch seinen ungewöhnlichen Eifer, sowie besonders auch durch seine Entwürfe von Sternkarten, nach deren Vorbild später die Berliner akademischen Sternkarten bearbeitet wurden. Am 12. October 1825 wurde St. in Königsberg auf Grund seiner Dissertation „De specialibus coeli chartis elaborandis“ zum Doctor promovirt. Er kehrte jetzt auf sein väterliches Gut zu Perlachseck zurück; der Vater hatte inzwischen ein beträchtliches Vermögen geerbt; das ermöglichte dem jungen St. seine Absicht, als Privatgelehrter den astronomischen Forschungen zu leben, auszuführen. Er erbaute sich in Perlachseck eine Privatsternwarte und stattete sie mit Instrumenten eigner Construction aus. Am 2. September 1827 verheirathete er sich mit Margarethe Amalie, geb. Steinheil aus Frankfurt a. M. und lebte nun ganz in ländlicher Zurückgezogenheit seinen optischen und astronomischen Studien; durch Ausführung mehrerer Instrumente für seinen Bedarf vervollkommnete er sich außerdem auch in der praktischen Mechanik. Hier gab er die Berliner akademische Sternkarte (von 12—3 Uhr) heraus, wodurch er alsbald die Aufmerksamkeit der Astronomen auf sich lenkte. Durch Bessel's Vermittlung wandte sich J. v. Utzschneider, der 1809 mit Reichenbach und Fraunhofer zu München das ausgezeichnete optische Institut gegründet hatte, das er nach Reichenbach's Ausscheiden im J. 1814 mit Fraunhofer allein betrieb, nach dem Tode des letzteren an St. wegen Uebernahme der Leitung des Instituts. Indeß zerschlugen sich die Unterhandlungen. 1830 starb Steinheil's Vater, und bald darauf verlegte unser Karl August seinen Wohnsitz nach München. Durch seine, von der Göttinger Societät der Wissenschaften preisgekrönte Abhandlung „Elemente der Helligkeitsmessungen am Sternenhimmel“ (veröffentlicht in den Denkschriften der Münchener Akademie XIII, 1831—36), wurde er zum außerordentlichen Mitglied der Münchener Akademie und der Göttinger Societät und bald darauf, 1832, ohne eigne Bewerbung zum ordentlichen Professor der Mathematik und Physik und Conservator der mathematischen und physikalischen Sammlungen des Staates ernannt. 1835 kam er auf einer wissenschaftlichen Reise über Wien, Berlin und Göttingen mit Gauß und Weber in nähere Berührung. Von Gauß lernte er die magnetischen Terminbeobachtungen kennen, die er alsbald in Baiern einführte. Gauß und Weber hatten 1833 zu Göttingen zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Cabinet den ersten wirklich ausgeführten Telegraphen in größerem Maßstabe angelegt in einer Länge von etwa 2000 Mtr.; der Apparat war, wie alle ähnlichen Veranstaltungen damaliger Zeit, ein Nadeltelegraph, d. h. die Buchstaben wurden durch die Zuckungen einer, zweier oder mehrerer Magnetnadeln angedeutet. Solche Telegraphen hinterlassen also nichts dauerndes, und es kommt alles darauf an, daß der Telegraphist die Zeichen richtig erfaßt und niederschreibt. Diesen Mangel fühlend, hatten die Göttinger an St. das Ansuchen gestellt, er möge den Apparat praktischer zu gestalten suchen. St. versah nun die Nadeln mit kleinen Farbapparaten, durch die sie beim Aufschlagen Punkte auf einen durch ein Uhrwerk vorübergezogenen Papierstreif absetzten. Außerdem wandte er auch noch Glöckchensignale an. Als seine großartigste Entdeckung auf dem Gebiete der Telegraphie ist die anzusehen, daß man zur Herstellung eines geschlossenen Stromes zwischen zwei Stationen nur einen

Draht nöthig habe, die Rückleitung dem Erdboden überlassen könne. Den ersten größeren Versuch mit der Erdleitung stellte St. mit einem Draht von 4½ Meilen Länge an. Statt des zweiten Schließungsdrahtes behielt er nur die Enden desselben bei, an welche er auf der einen Station eine große Kupferplatte, auf der andern eine ebensolche Zinkplatte löthete, die er beide in das feuchte Erdreich hinunter versenkte. Die Kette war dadurch geschlossen. Durch diese höchst wichtige Entdeckung ist die Ausführung galvanischer Telegraphen im Großen eigentlich erst möglich geworden, weil die Herstellungskosten auf die Hälfte reducirt, die Sicherheit der Mittheilung aber infolge des geringeren Widerstandes der Leitung mehr als verdoppelt wurde. — Eine weitere wichtige Erfindung für die praktische Telegraphie war der auf weiten Linien nothwendige Translator, d. h. eine Vorrichtung, welche eine Depesche selbstthätig auf eine neue Linie überträgt. Da es unmöglich ist, den telegraphischen Leitungsdraht absolut zu isoliren, so wirken die galvanischen Ströme nur bis auf eine gewisse Grenze in einer zum Betriebe ausreichenden Stärke; wollte man nun auf Entfernungen telegraphiren, welche diese Grenze (50—70 Meilen) überschritten, so mußte man die Depesche zunächst bis zu einer innerhalb oder am Ende der Grenze liegenden Station senden und von da ab in gleicher Weise weiter, bis die Bestimmungsstation erreicht war. Die Zwischenstationen — zwischen Berlin und Brüssel sind solche z. B. in Minden und Köln — werden Uebertragungsstationen genannt. Dieses Umtelegraphiren ist nun ebenso zeitraubend, wie es andrerseits leicht zu Irrungen Veranlassung gibt. Schneller und sicherer mußte die Operation werden, wenn auf der Uebertragungsstation der die Depesche empfangende Schreibapparat selbst die Weiterbeförderung zur nächsten Station ausführte. St. löste diese Aufgabe durch den nach ihm benannten Translator, d. h. Uebertrager. — Die erste Leitung legte St. 1837 zwischen München und Bogenhausen in einer Länge von ¾ Meilen an. Als sich bald hernach nachtheilige Einwirkungen des Blitzes auf die galvanischen Leitungen zeigten, wußte St. wiederum Rath, indem er zeigte, wie diese Wirkungen durch seine „Blitzplatten" unschädlich gemacht werden konnten. 1838 stellte St. die ersten galvanischen Uhren her, als deren Erfinder er somit auch zu betrachten ist. (Siehe darüber: Kunst- und Gewerbeblatt 1843.) — Auf dem St. Petersthurme zu München befand sich eine Feuerwacht; da zu dem Wachtdienst aber meist Webergesellen verwandt wurden, die nicht eben das größte Orientirungsvermögen besaßen, noch weniger aber gar mit irgend welchen complicirteren Apparaten zu arbeiten im Stande gewesen wären, so trat der Magistrat der Stadt München an St. mit der Bitte heran, einen möglichst einfachen Apparat zu ersinnen, der die jeweilige Brandstätte mit möglichster Sicherheit zu bestimmen erlaubte. St. löste diese Aufgabe glänzend durch sein Pyroscop. (Siehe darüber seine Abhandlung: „Beschreibung des für die Feuerwacht auf dem St. Petersthurm in München ausgeführten Pyroscops." Denkschriften der Münchener Akademie, Band XVI, 1837—42.) — Längs der Eisenbahn von München nach Naunhofen legte St. einen Controltelegraphen an, welcher es ermöglichte, die Geschwindigkeit des Zuges, sowie seine Aufenthaltszeit an den Zwischenstationen, endlich auch die Präsenz der Bahnwächter zu controliren. — Fast jedem Zweige der Praxis kamen Steinheil's Arbeiten und Entdeckungen zu Gute, so u. a. auch der Photographie. Das erste Daguerreotyp, welches in Deutschland hergestellt wurde, war von ihm. (Siehe: „Ueber Fixirung von Lichtbildern", Kunst- und Gewerbeblatt 1839.) Auch die Bedingungen des Gelingens der Galvanoplastik verdanken wir ihm; er stellte die ersten runden Figuren mit Hohlformen her. Ebenso führte er die Vergoldung vermittelst einer galvanischen Batterie in Münchens Werkstätten ein. Die Feststellung der baierischen Maße und Gewichte zum Vollzug der Verordnung vom

Jahre 1811, veranlaßte ihn zu einer Reise nach Hamburg und Paris, wo er die Bessel'sche Toise, das Kilogramm und den Mètre prototype der Archive, unterstützt durch höchst werthvolle Vergleichungsinstrumente des Statsraths Schumacher in Altona, mit einer bisher nicht erlangten Genauigkeit verglich, aus welchen die baierischen Einheiten nach dem Gesetze abgeleitet wurden. Mit welcher Genauigkeit St. hierbei gearbeitet hatte, ersehen wir aus dem Preisverzeichnisse, das er in Nr. 609 von Schumacher's astronomischen Nachrichten veröffentlichte; unter Nr. 22 findet sich daselbst eine Copie des Platin-Mètre primitive aus Glas, zum Preise von 200 fl. rh. aufgeführt, dessen Genauigkeit bis auf ± 0,001 Millimeter verbürgt wird; unter Nr. 29 ein Kilogramm aus Messing, vergoldet, zu 100 fl., genau bis auf ± 0,1 Milligramm. Infolge dieser Arbeit wurde er später von der neapolitanischen Regierung zur Regulirung ihrer Maße und Gewichte berufen; im J. 1846 kam er diesem Rufe nach. — Auch auf dem Gebiete der Alkoholometrie hat sich St. bleibende Verdienste erworben; die diesbezüglichen Arbeiten bestehen zunächst in der Vereinfachung der Regulirung der Ermittlung des Gehalts von Weingeist in einer Mischung, durch Einführung einer Schubtafel zur Reduction auf die Normaltemperatur. Die Angaben des gebräuchlichen Volumprocent-Alkoholometers gelten nur für eine Temperatur von 12½° R. Benutzt man es bei einer andern Temperatur, so erhält man falsche Werthe, da das specifische Gewicht aller Flüssigkeiten, auf dessen Ermittlung im Princip das Alkoholometer basirt, sich mit der Temperatur ändert. Da es nun sehr umständlich sein würde, die Probe der zu untersuchenden Flüssigkeit jedes Mal auf die Temperatur von 12½° R. zu bringen, so wurden die Abweichungen für die einzelnen Temperaturen empirisch ermittelt und Tabellen entworfen, welche die Verwandlung des scheinbaren Alkoholgehaltes in den wahren ohne Rechnung gestatten. Statt dieser führte nun St. seine „Schubtafel" ein. Im Kunst- und Gewerbeblatt veröffentlichte er auch eine Methode, jede Senkspindel mit vollkommen richtiger Scala zu versehen. Auch eine optisch-aräometrische Gehaltsprobe für Biere führte er durch im Anschluß an eine wissenschaftliche Arbeit „Ueber quantitative Analyse durch physikalische Beobachtungen" (Denkschr. der Münchener Akademie XVI, 1837—42). Der von ihm angegebene Apparat ist so einfach, daß er von jedem Gensdarmen gehandhabt werden kann und nicht mehr als zwei Minuten Zeit erfordert, um von jedem Biere den Zucker- und Alkoholgehalt zu bestimmen oder anzugeben, wie viel Eimer Bier aus dem Scheffel Malz gebraut wurden. — Als im J. 1847 der erste galvanische Telegraph mit Apparaten von Morse zwischen Hamburg und Cuxhaven hergestellt war, entsandte die baierische Regierung St. auf eine Rundreise durch Deutschland zur Berichterstattung; es war ihm aber nicht vergönnt, die Früchte seiner vielseitigen Erfahrungen hierin für sein Vaterland Baiern fruchtbringend zu machen. Man hatte vergessen und vielfach angefeindet, was St. auf diesem Gebiete selbst geleistet hatte; so folgte er denn einem an ihn ergangenen Rufe der österreichischen Regierung, und trat 1849 als Sectionsrath und Chef des Telegraphendepartements in das Handelsministerium zu Wien ein. Der Handelsminister v. Bruck beabsichtigte, das mangelhafte Bain'sche Telegraphensystem, welches Baumgartner eingeführt hatte, rasch durch ein zeitgemäßeres zu ersetzen, sowie eine Einigkeit im Systeme und in der Behandlung der Depeschen herbeizuführen. In Verwirklichung dieser Absicht des Ministers überzog St. alle Kronländer Oesterreichs mit Telegraphenlinien in einer Gesammtlänge von mehr als 1000 Meilen. 1850 betheiligte er sich an der Gründung des Deutsch-Oesterreichischen Telegraphenvereins; durch Steinheil's Mitwirkung wurde auf den Conferenzen dieser Vereinigung die Einführung des Morse'schen Apparates

beschlossen. Allein Steinheil's Wirksamkeit in dieser Sphäre war nicht von langer Dauer; v. Bruck schied schon im J. 1851 aus dem Ministerium aus, und sein Nachfolger wurde eben jener Baumgartner, der das Bain'sche System in Oesterreich eingeführt hatte. Es ist erklärlich, daß durch diesen Ministerwechsel Steinheil's Wirksamkeit lahm gelegt war. Sehr gelegen kam ihm daher ein noch in demselben Jahre an ihn ergehender Ruf der schweizer Regierung zur Einrichtung ihres Telegraphenwesens. Er leistete demselben unverzüglich Folge, und bereits nach 6 Monaten war die Schweiz mit einer Telegraphenleitung von mehr als 300 schweizerischen Stunden Länge, mit über 40 Stationen und 80 Postbeamten versehen; letztere wurden in einem besonderen Cursus von dem zweiten Sohne Steinheil's, Dr. Adolf Steinheil, als Telegraphisten ausgebildet. (Vgl. auch „Instruction für die Telegraphisten der Schweiz u. s. w." Bern 1852.) Vor seinem Fortgange nach Wien hatte St. seinem König Max II. feierlich gelobt, nach Vollendung seiner Arbeiten nach Baiern zurückkehren zu wollen, und so trat er 1852, mit Titel und Rang eines Ministerialraths, nach seinem eignen Wunsche, wieder in seine frühere Stellung bei der Akademie der Wissenschaften zu München als Conservator der mathematisch-physikalischen Sammlungen des Staates zurück; die Freiheit seiner Stellung benutzte er zur Förderung der Instrumentalastronomie. 1854 gründete er auf besonderen Wunsch des Königs eine optische und astronomische Werkstatt zu München, durch welche Baiern der Ruhm, den Fraunhofer und Reichenbach ihrem Staate erworben hatten, gewahrt werden sollte. Die seit 1862 von dem Sohne Steinheil's geleitete Anstalt hat ihre Aufgabe glänzend erfüllt.

St. war ein durchaus uneigennütziger Charakter. Bei Veröffentlichung seiner Erfindungen setzte er sich großmüthig über zunächstliegende Vortheile hinweg, wo andere sich durch Privilegien zu schützen wußten. Es ist daher ebenso als eine besondere Auszeichnung, wie als ein Act der Dankespflicht zu betrachten, daß die mathematisch-physikalische Classe der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften nach einem wohlbegründeten Gutachten in der Sitzung vom 13. November 1858 einstimmig beschloß, eine Fürsprache wegen einer Nationalbelohnung für St. wegen Benutzung der Erdleitung für Telegraphie an Se. Maj. den König Max II. einzubringen. Den Charakter Steinheil's beleuchtet auch ein Ausspruch Morse's, den dieser in einer Versammlung, welche seine in Paris anwesenden Landsleute ihm zu Ehren veranstaltet hatten, am 17. August 1858 über St. that: „Das Jahr 1837 ist denkwürdig in der Geschichte der Telegraphie. In diesem Jahre haben die philosophischen und erfindungsreichen Geister in Deutschland, Frankreich und England, beinahe zu gleicher Zeit, ohne irgend eine äußerliche Verbindung, allerlei Pläne zu elektrischen Telegraphen erdacht; aber nur ein einziger zeigte einen entsprechenden Telegraphen — der Plan des hochherzigen und liebenswürdigen bairischen Forschers St. Es gereicht mir zur besonderen Zufriedenheit, bei dieser feierlichen Gelegenheit vor euch, meine Landsleute, die Anerkennung der tiefen Ehrfurcht für die hochherzigen Eigenschaften dieses Mannes auszusprechen, welche nicht immer verbunden sind mit solcher großartigen Begabung. Steinheil's Hochherzigkeit verdanke ich viel meines europäischen Ruhmes. Nur eine edle Natur, frei von aller Selbstsucht, welche dem tiefsinnigsten Plan zur elektrischen Telegraphie so nahe steht, konnte folgendes einem Correspondenten in Amerika schreiben: Daß ich für die Annahme des Morse'schen Systems in ganz Europa und für die Verbreitung seines wohlerworbenen Ruhmes mit solchem Erfolg wirken konnte, dies ist für mich die Quelle außerordentlicher Freude." St. starb am 12. September 1870 zu München.

Illustr. Zeitung 1859. R. Knott.

Steinheim: Salomon Ludwig St., geboren im J. 1789 in Altona, nach anderen in der kleinen westfälischen Stadt Bruchhausen, † am 19. Mai 1866 in Zürich, war seinem äußeren Berufe nach Arzt, seinem inneren nach, gleich Jehuda Halewi, ein Dichter und Denker. Seine Gesänge im „Sinai" und in „Obadjah Sohn Amos aus der Verbannung" zeugen von edlem poetischem Feuer und einem Herzen voll Theilnahme an seiner Glaubensgenossen Geschick, das er gleich seinem Freunde Gabriel Rießer zu verbessern strebt. Seine Bemühungen um Besserung der Lage der Juden in seiner engeren Heimath, namentlich um Zulassung zu zünftigem Handwerk, scheiterten zwar an der Engherzigkeit der holsteinischen Provinzialstände; aber das hinderte ihn nicht, fort und fort seine Feder in den Dienst der Emancipationsbewegung zu stellen, wie in seinen „Meditationen" und verschiedenen Aufsätzen in den Kieler Blättern. Als Philosoph glänzt St. durch große Gelehrsamkeit und kühne Originalität. Insbesondere ist es ein Gedanke, den er in seinem mehrbändigen Werke „Die Offenbarung nach dem Lehrbegriff der Synagoge" ins Licht zu setzen sucht. Das Merkmal der Offenbarung bestehe in dem der natürlichen Denkungsart zuwiderlaufenden Charakter, welcher den biblischen Mittheilungen über Gott, Schöpfung, Freiheit ꝛc. anhängt, und doch den menschlichen Geist, sowie er davon erfährt, gefangen nimmt, so daß er sich der fremdartigen, seinem natürlichen Calcül widerstrebenden Erkenntniß nicht erwehren kann. Das Offenbarte wirke wie das Gewahrwerden eines realen Dinges, dessen Möglichkeit vordem parador geschienen, das man aber als Thatbestand nicht wegleugnen kann. Die Ausführung dieses Gedankens fällt in die Zeit seines Aufenthaltes in Rom, wohin er sich, da er in der Heimath sich nicht glücklich fühlte, bereits im vorgerückten Alter begab und woselbst er — etwa 23 Jahre — bis in die Nähe seines Todes verweilte. Im Sommer 1866 ging er zu längerer Erholung nach Zürich, wo er nach bloß achttägigem Aufenthalte verstarb. Steckelmacher.

Steinheuer: Heinrich St., lyrischer Dichter, geboren am 18. April 1819 zu Koblenz, wurde in seiner Jugend von einem langwierigen Augenleiden befallen, das ihn Jahre lang ans Zimmer fesselte. In dieser unfreiwilligen Abschließung vom Außenleben fand sein Hang zu Träumereien reiche Nahrung, und früh schon äußerte sich seine lebhaft erregte Phantasie in poetischen Versuchen. In Minden, wohin sein Vater als höherer Steuerbeamter versetzt worden war, besuchte St. das Gymnasium, doch ließ seine Schwächlichkeit ein dauerndes Studium nicht zu, so daß er, wenngleich nur ungern, den Beruf eines Kaufmanns erwählte. Vielfache Reisen gaben ihm Anregung zu poetischem Schaffen und Gelegenheit, mit manchen gefeierten Dichtergrößen in persönlichen Verkehr zu treten. Im J. 1847 ließ sich St. in Lindlar (Reg.-Bez. Köln) als Kaufmann und Gutsbesitzer nieder; doch ließ ihm seine vorwiegend praktische Lebensthätigkeit immer noch Muße genug, der Poesie zu huldigen. Er ist vorwiegend lyrischer Dichter und hat folgende Sammlungen veröffentlicht: „Leben und Lieben. Gedichte" (1860); „Lust und Leid. Neue Gedichte" (1883); „Waldhornklänge. Jagdlieder" (1884). Außerdem besitzen wir von ihm ein Festspiel „Des Kriegers Heimkehr" (1871) und ein Lustspiel „Der Steckbrief" (1888). „St. ist kein origineller Dichter, er gewinnt den oft besungenen Stoffen keineswegs neue Seiten ab, aber er hat ein bedeutendes Talent, seine Gefühle in anmuthigster Form zum Ausdruck zu bringen. Seine Verse sind im höchsten Grade einschmeichelnd; sie schmiegen sich an unsere Seele wie spielende Wellen an den Körper und hauchen uns ein süßes Gefühl dichterischen Genusses ein. Und das bei aller Einfachheit des Versmaßes und der Reime." St. starb in Lindlar am 9. December 1889.

Handschriftliche Mittheilungen. — Heinrich Keiter, Zeitgenössische katholische Dichter Deutschlands. S. 89 ff. Paderborn 1884. Franz Brümmer.

Steinhofer: Johann Ulrich St., evangelischer Theologe, † 1757. St. wurde 1709 zu Owen im Württembergischen geboren, ward in den Klöstern Blaubeuren und Bebenhausen vorgebildet und kam 1730 in das theologische Stift zu Tübingen. 1732 wurde er Magister und 1736 außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität daselbst, siedelte aber 1747 als Klosterprofessor und Prediger nach Maulbronn über. Sein Tod fällt in das Jahr 1757. In seiner Schriftstellerei hat er der Leibnitz-Wolff-Bilfinger'schen Philosophie Interesse zugewandt. Von St. sind vorhanden: „Ge. Bernh. Bilfingeri Dilucidationes contractae cum annotationibus.“ Tub. 1743. „G. W. de Leibnitz' Tentamina Theodicaeae de bonitate Dei, libertate hominis et origine mali.“ III Tomi. Tub. 1771, eine lateinische Uebersetzung der Leibnitz'schen Theodicee, zuerst gedruckt in der vollständigen Ausgabe der Leibnitz'schen Werke von Ludw. Dutens (Genevae 1768. VI Tomi). Sodann eine historische Schrift „Ehre des Herzogthums Würtemberg in seinen durchlauchtigsten Regenten; oder die neue Würtembergische Chronik.“ 4 Theile. Stuttg. 1746—1755. Außerdem einige Dissertationen, deren Titel bei Meusel (s. u.).

Zu vgl. Bök, Gesch. der Universität zu Tübingen. S. 180. — Joh. Georg Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 13. Bd. (1813), S. 340. P. Tschackert.

Steinhofer: Maximilian Friedrich Christoph St., evangelischer Prediger, † 1761. St. gehört zu den ehrwürdigsten schwäbischen Vertretern des pietistischen Christenthums im Zeitalter der Aufklärung. Geboren wurde er am 16. Januar 1706 zu Owen, einem Städtchen am Fuße der Teck zwischen Stuttgart und der schwäbischen Alp; sein Vater, Ludwig Christoph St., war daselbst von 1702—1759 zuerst Diakonus, dann Stadtpfarrer. Auf der lateinischen Schule in dem nahen Kirchheim und in den Studienklöstern zu Blaubeuren und Bebenhausen vorgebildet, studirte St. in Tübingen Theologie. Nach Abschluß seiner Studien unternahm er 1731 eine Reise nach Franken und Sachsen, hauptsächlich „um da, wo rechtschaffene und berühmte Knechte Gottes standen, zu beobachten, welche Methoden sie zur Führung erweckter Seelen gebrauchten, und wie durch ihren Dienst das Reich Gottes gefördert würde“. So kam er auch nach Herrnhut und lernte dort den Grafen Zinzendorf kennen. War er innerlich einer pietistischen Auffassung des Christenthums schon zugeneigt, so fühlte er sich jetzt von der Brüdergemeinde aufs wärmste berührt. Zinzendorf aber erkannte in dem begabten und frommen Schwaben einen sehr brauchbaren Mitarbeiter, und erwirkte dessen Berufung nach Ebersdorf als Hofcaplan des Grafen Heinrich XXIX. von Reuß. Hier hatte sich nämlich nach Spener'schem Muster eine Sondergemeinde gebildet, zu welcher die gräfliche Familie und der „erweckte“ Theil des Hofgesindes gehörte. St. übernahm die Leitung dieser „ecclesiola“ im J. 1734. Vier Jahre später (1738) erlangte er in der Heimath die Ordination und wurde als Hofprediger des Grafen Reuß installirt; auch wurde ihm die Pastorirung der Dorfgemeinde und die Leitung des dortigen Waisenhauses übertragen; 1746 trat er formell in den Dienst der Brüdergemeinde über und wurde in demselben Jahre auf der Zeyster Synode zum „Mitbischof für den lutherischen Tropus“ der Gemeinde ordinirt. Im folgenden Jahre (1747) verließ St. Ebersdorf und war in verschiedenen Gemeindestationen der Brüdergemeinde in der Wetterau und Lausitz thätig; in dieses Jahr fällt auch seine Vermählung mit der durchs Loos ihm bestimmten Dor. Wilh. v. Molsberg. Aber schon 1748 löste der nüchtern angelegte und schlicht biblisch gerichtete Mann sein Verhältniß zur Brüdergemeinde, wahrscheinlich weil er die damals

excentrisch=phantastische Art Zinzendorf's nicht billigen konnte. Sein Biograph berichtet indeß, daß er dabei nicht die nöthige Offenheit und Geradheit wahrte, welche ihm sonst eigen war. Eine Zeit lang mußte er darauf ohne Amt in Württemberg warten, was ihm nicht bloß zur Demüthigung, sondern auch zur inneren Sammlung gereichte. Nach einer Prüfung seiner Rechtgläubigkeit erhielt er jedoch noch 1749 eine Anstellung als Pfarrer in Dettingen unter Urach, wo er bis 1753 wirkte. Darauf hat er in schnellem Wechsel noch Pfarrämter in Zavelstein (1753), in Emingen unter Achalm (1756) und Weinsberg (seit 1759) verwaltet. Hier starb er als Stadtpfarrer und Special am 11. Februar 1761. Als Prediger und Seelsorger hat St. außerordentliche Erfolge gehabt; denn in seiner ernsten, geisterfüllten Persönlichkeit lag nach dem Urtheile von Zeitgenossen wie Oetinger „etwas Unaussprechliches", so daß es, wie ein anderer berichtet, „unmöglich war, in seiner Gegenwart leichtsinnig, aber auch nicht möglich, ungern bei ihm zu sein". Zeugnisse seines geistig reichen christlichen Lebens sind seine Predigten und erbaulichen Schriften. Bußprediger war er nicht; seine Predigten gehen nicht auf Erschütterung und Erweckung aus, sondern sind Rufe eines freundlich ladenden Seelenhirten. Allem Gesetzeswesen war er abhold. „Sein ganzer Geist ist in seinen Schriften", hat ein Zeitgenosse, der ihn kannte, geurtheilt; sie wurden daher nicht nur bei Lebzeiten des Verfassers von Gesinnungsgenossen gern gelesen, sondern werden in den bibelgläubigen Kreisen Württembergs, zum Theil in Neudrucken aus dem 19. Jahrhundert, noch in unserer Zeit viel gebraucht. Als reifstes Werk Steinhofer's ist nach A. Knapp's Urtheil seine „Erklärung des 1. Briefes Johannis" (Tüb. 1762; Hamb. 1848 und 1856) anzusehen, die er in den zwei letzten Jahren seines Lebens angefertigt hat. Dazu kommen: „Tägliche Nahrung des Glaubens nach der Epistel an die Hebräer," Schleiz 1743 und 1746, Tübingen 1844 und Ludwigsburg 1859, mit einer Vorrede von E. Riehm und der Selbstbiographie Steinhofer's; „Tägliche Nahrung des Glaubens nach der Epistel an die Colosser," Frankfurt 1751, Stuttgart 1853; „Tägliche Nahrung des Glaubens nach den wichtigsten Schriftstellen aus dem Leben Jesu in 83 Reden," Frankfurt 1764; „Evangelischer Glaubensgrund aus den Sonntagsevangelien" 1753, aufs neue durchgesehen von A. Knapp, Stuttgart 1846; „Evangelischer Glaubensgrund aus der Erkenntniß des Leidens Jesu. 23 Predigten," Tübingen 1759; „Erklärung der Epistel Pauli an die Römer mit Vorrede von Professor Dr. Beck", Tübingen 1851; „Christologie oder die Lehre von Jesus Christus dem Sohne Gottes," Nürnberg 1797; Tübingen 1864; „Vier Leichenpredigten," Ebersdorf 1751; „Neue Predigten über die Sonntagsevangelien und andere Texte, zum ersten Male herausgegeben und mit einer Lebensskizze Steinhofer's versehen von A. Knapp", Stuttgart 1846.

Ueber St. handeln seine Selbstbiographie (s. oben), die Lebensskizze von A. Knapp, welche vorhin erwähnt ist, Burk im Christenboten 1832, Nr. 8, A. Knapp in der Christoterpe 1837, S. 332—365, Th. Geißler im Bundesboten, Sept. 1865 bis Jan. 1866. — Einzelnes findet sich über St. auch im Leben J. J. Moser's von Aug. Schmidt, S. 146 ff.; 181—190; 521 bis 530. Stuttgart 1868, in Cröger's Gesch. d. erneuten Brüderkirche (Gnad. u. Leipzig); Briefe Steinhofer's in Wächter, Bengel's Leben S. 352—358. Außerdem findet sich handschriftliches von ihm in den Archiven der Brüderunität. Auf diesen Nachrichten und eigenen Studien ruht der sehr instructive Artikel Th. Geißler's in Herzog=Plitt=Hauck, Realencyklopädie für prot. Theologie und Kirche Bd. 14 (1884), S. 659—662, auf welchen sich hauptsächlich vorstehende Lebensskizze gründet. P. Tschackert.

Steinhöwel: Heinrich St. (der jetzige Name Steinheil), in der Litteraturgeschichte neben Albrecht v. Eyb und Nicolaus v. Wyle mit Ehren genannt als einer der ältesten Vertreter der deutschen Frührenaissance, entstammt einer seit dem 14. Jahrhundert in Eßlingen nachweisbaren Familie, deren Mitglieder mehrfach im Rathe der Stadt saßen, ist selbst aber in der Reichsstadt Weil der Stadt an der Würm, der Heimath Brenz's und Kepler's, im J. 1412 geboren. 1429 bezog er die Wiener Universität, an der wir in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts mehreren engeren Landsleuten Steinhöwel's begegnen, und wurde als Scholar in die dortige artistische Facultät eingeschrieben. 1432 erwarb er das Baccalariat in artibus, 1436 die Magisterwürde und blieb jedenfalls bis März 1438 in Wien. 1442 finden wir ihn als Rector artistarum in Padua, wo er auch Medicae facultatis Lauream cepit (Facciolati, Fasti Gymn. Patavini II, 82). Später begab er sich nach Heidelberg: die dortige Matrikel verzeichnet ihn unter dem 19. December 1444 als Mag. Heinricus Stainhöwel de Wila medicine doctor (Töpke I, 244). 1449 lebte er als Arzt in Eßlingen, betheiligte sich auch politisch, indem er im Kriege Württembergs mit den Reichsstädten sich der Absage an den benachbarten, auf Seiten Württembergs stehenden Adel anschloß. Die darauf bezügliche Urkunde (Anz. f. Kunde der deutschen Vorzeit, 1879, S. 3, 7; Keller, Decameron S. 675) nennt Steinhöwel's Namen neben dem des Eßlinger Stadtschreibers Nicolaus v. Wyle, dessen litterarische Interessen sich eng mit denen Steinhöwel's berührten, wenn auch von persönlichen gegenseitigen Beziehungen beider Männer nichts verlautet (Strauch, Pfalzgräfin Mechthild S. 48, Anm. 60). 1450 wurde St. als Stadtarzt nach Ulm mit einem Gehalte von 100 Gulden berufen und ist in dieser Stellung daselbst bis zu seinem Tode im J. 1482 oder 1483 thätig gewesen (Jäger, Ulm im Mittelalter S. 445). Vorübergehend hielt er sich 1454 in Freiburg im Breisgau auf; im J. 1472 war er längere Zeit von Ulm abwesend. Von Ulm aus versah St. auch das Amt eines württembergischen Leibarztes. Ein Brief (dat. 27. Mai 1474) an Margareta von Savoyen, die Gemahlin des Grafen Ulrich von Württemberg, die auch die Bestrebungen des Nicolaus v. Wyle begünstigte, hat sich erhalten. Die Urkunden sagen uns, daß St. im Ulmischen reich begütert war und in der alten Reichsstadt, der er über dreißig Jahre treu diente, hohes Ansehen genoß. Durch seine Frau, Anastasia Egen (von Argon), stand er mit dem Augsburger Patriciat in naher Beziehung, die Vermählung seiner Tochter Adelheid mit Stäßlin Mang Krafft verband ihn mit den ersten Familien Ulms: seine Enkel, Matthäus und Georg Krafft, bekleideten beide als Bürgermeister die höchste Würde der Stadt. Ein Porträt Steinhöwel's findet sich in der zweiten Ausgabe der Deutschen Chronik Steinhöwel's (1531), sein Wappen, das zwei kreuzweis über einander gelegte Steinhauen (Steinschlägel), das jetzige Bergmannszeichen, darstellt, ist in mehreren seiner Schriften (Griseldis, Chronik, Berühmte Frauen) bei der kunstvollen Ausführung der ersten Initiale mit verwerthet worden.

Wenn St. auch schon während seines Paduaner Aufenthaltes sich Kenntniß und Vorliebe für die classische und neuitalienische Litteratur angeeignet haben mag, so scheint er doch erst manches Jahr später den Gedanken gefaßt zu haben, durch Uebersetzungen diese Litteratur deutschen Lesern zugänglich zu machen. Seine litterarische Thätigkeit beginnt mit dem J. 1461, in dem er, der damals 49jährige, seine Verdeutschung des Apollonius von Tyrus vollendete, den bereits 150 Jahre vor ihm gleichfalls ein Arzt, Heinrich von Wiener-Neustadt (A. D. B. XI, 639), dichterisch in deutscher Sprache behandelt hatte. Die ungewandten Reime, die die Steinhöwel'sche Prosa einleiten und beschließen, in denen er bekennt, 'eigen gedicht wer mir ze schwer, latin ze tütschen ist min ger' und um Nachsicht bittet,

wenn er 'ze grob an dem schriben' sei, lassen vermuthen, er habe sich früher nicht litterarisch versucht. Als Gewährsmann nennt St. neben 'ettlichen alten historien' Gottfried von Viterbo. Thatsächlich aber hat er letzteren, dessen Bearbeitung im Pantheon den Stoff in gedrängtester Form behandelt, nur für seine Einleitung und die dortigen Angaben über Alexander und die Seleuciden, und hier auch sehr getreu benutzt, im übrigen aber steht Steinhöwel's Text jener Fassung des lateinischen Romans am nächsten, die in die Gesta Romanorum c. 153 aufgenommen wurde; nur ein paar Mal finden sich in der eigentlichen Erzählung Berührungen mit Gottfried, die wahrscheinlicher auf eine Beiden gemeinsame, auch für sonstige Abweichungen (z. B. bei den Räthseln) heranzuziehende Quellenvariante als auf Gottfried selbst zurückgehen. Die Verse des Originals sind von St. gleichfalls rhythmisch wiedergegeben worden und zwar zum Theil in einer kunstreichen, dem Mönch von Salzburg (A. D. B. XII, 165) entlehnten Strophenform, gelegentlich hat St. aber auch da Verse gebildet, wo der lateinische Text Prosa zeigt. Der älteste uns erhaltene Druck aus dem Jahre 1471 (Augsburg, Günther Zainer) ist vermuthlich nicht der erste (Germ. XXIII, 383). Zwei Handschriften aus dem Jahre 1468, eine Donaueschinger (darnach herausg. von C. Schröder, Griseldis. Apollonius, 1873, S. 85 ff.) und eine dem Drucke näher stehende Wolfenbüttler bieten bisweilen eine ursprünglichere Lesart, können aber nicht Vorlage des Druckes gewesen sein; eine zweite Donaueschinger Hs. stimmt mit dem Druck von 1471 überein. Für die Beliebtheit der Steinhöwel'schen Uebersetzung spricht, daß noch aus dem 15. Jahrhundert fünf weitere Drucke zu verzeichnen sind (Gräffe, Trésor I, 165; Goedeke, Grundr.[2] I, 367 f.), von da ab eine lange Reihe, im Jahre 1601 auch in niederdeutscher Sprache (Goedeke[2] I, 466). Auf Steinhöwel's Verdeutschung beruht das Volksbuch, das noch jetzt auf unseren Märkten feilgeboten wird und über die deutschen Grenzen hinaus gewirkt hat: das deutsche Volksbuch wurde 1627 ins Dänische übersetzt.

Einer großen Beliebtheit hat sich sodann Steinhöwel's Uebersetzung der Griseldis des Boccaccio (Dec. X, 10) nach der lateinischen Bearbeitung Petrarca's zu erfreuen gehabt: 'Diß ist ain epistel francisci petrarche, Von grosser stätikeyt ainer frawen Grysel gehaissen' (Abdruck im Hausschatz deutscher Prosa von H. Künzel I, 89 ff.). Auch die Griseldis ist gedruckt nicht vor 1471 (Augsburg, G. Zainer) nachweisbar, doch findet sie sich bereits in den eben erwähnten Handschriften vom Jahre 1468 und noch sonst öfter handschriftlich in unseren Bibliotheken (Gießen, Heidelberg, München). Innerhalb der Jahre 1471 und 1482 ist das Werk achtmal und ebenso oft im 16. Jahrhundert gedruckt worden (Köhler in Ersch und Gruber's Encyklopädie I, 91, 414; Goedeke[2] I, 365); auch ins Niederdeutsche wurde es noch im 15. Jahrhundert übertragen (Mittelniederdeutsches Wörterbuch 5, VIII; vgl. Goedeke[2] I, 467) und die dramatischen Behandlungen des 16. Jahrhunderts haben es als Quelle zu Rathe gezogen. Steinhöwel's Bearbeitung war anfänglich anonym erschienen, erst 1473 bekannte sich St. öffentlich als Verfasser, indem er seiner bei Joh. Zainer in Ulm verlegten Uebersetzung von Boccaccio's Schrift De mulieribus claris anhangsweise die Griseldis mit einem besonderen Vorwort beigab, das die Verfasserschaft sicher stellte (Anz. für deutsches Alterthum XIV, 250). Dieses Vorwort, das nur im Anschluß an das größere Werk Boccaccio's verständlich ist, wurde merkwürdiger Weise auch bei den folgenden selbständigen Griseldisausgaben beibehalten.

Der Zeit nach folgt dann die medicinische Schrift Regimen pestilentiae (Regimen in der Pestilenz, Von der Krankheit der Pestilenz) 1472 zur Zeit der Pest verfaßt und bei Conrad Dinkmut in Ulm erschienen, o. J., vermuthlich identisch mit 'Regimen in schweren Läuften dieser krankheit der Pestilenz der Stadt Ulm gesammlet', Ulm, J. Zainer, 1473; 'Ordnung wie sich der Mensch

zu den Zeiten diser grausanlichen krankheit der Pestilenz halten soll'; 'Von der Pestilenz', Ulm, C. Dinkmut (1482); niederdeutsch, Braunschweig 1506 (Goedeke[2] I, 480 Nr. 25). Die Schrift ist eine Gabe des Dankes für 'vil gut- hait, er, gunst vnd nutz', die St. nun seit 22 Jahren vom Bürgermeister, Rath und der ganzen Gemeinde der Stadt Ulm zu Theil geworden seien. Das 'Büch- lein der Ordnung', wie er es nennt, gibt unter Berufung auf die berühmtesten Meister der griechisch-arabischen Heilkunde kurzgefaßte Verhaltungsmaßregeln in Zeiten der Pest und wendet sich insbesondere an 'die iüngern willigen maister der scherer, die noch nit gantz in wundertzny geübet sind'. Beiläufig erfahren wir, daß Ulm damals noch außer St. 'vier hochgelehrte Doctor' besaß. Ehrle hat im Arch. für Gesch. der Medicin III, 357 ff., 394 ff. den ersten Theil von Steinhöwel's Schrift wieder abgedruckt. Weitere medicinische Werke sind St. verschiedentlich zugeschrieben worden, ohne daß seine Autorschaft irgendwie be- zeugt oder begründet wäre. Nur für 'Maister Constantini [d. i. Constantinus Africanus], der ain münch was von ainem berg, der was genant kassin, Buch, gemacht uß allen andern guoten artzat buochen, die er in latin ie erfuor' (Hand- schrift Nr. 15027 der Ulmer Stadtbibliothek, die jedoch nicht Steinhöwel's Autograph ist; auszugsweise im Druck Hain 13 742), ist Steinhöwel's Ver- fasserschaft beglaubigt, dagegen scheint es mehr als zweifelhaft, ob das dem Markgrafen Rudolf IV. von Hochberg, späteren Grafen zu Neuenburg in der Schweiz (1441—1487 s. A. D. B. XXVIII, 635), und seiner Ge- mahlin Margareta (die übrigens nicht eine geborene v. Tierstein, sondern v. Vienne war; des Markgrafen Urgroßvater, Rudolf II., gestorben 1352, hatte eine Katharina v. Tierstein zur Frau, s. J. Ch. Sachs, Einleitung in die Gesch. der Marggravschaft Baden I, 494, 571 f.) gewidmete Regimen sanitatis (1472 Augsburg, J. Bämler; 1473 Ulm, J. Zainer; 1482 Ulm, C. Dinkmut; Neu- druck von Ehrle a. a. O. IV, 121 ff., 209 ff., 322 ff., 416 ff.) St. zum Ver- fasser hat; es spricht manches dawider. Ebenso ist der Ortus sanitatis oder Garten der Gesundheit (Mainz 1485 und öfter, so z. B. Ulm, Dinkmut 1487) fälschlich mit St. in Beziehung gebracht worden, vgl. auch Haßler, Buchdrucker- gesch. Ulms Sp. 124 Nr. 116.

Am Scholastikentag (10. Febr.) 1473 vollendete Joh. Zainer von Reut- lingen in Ulm, der für seinen Verlag in St. einen warmen Förderer und Gönner, auch in pecuniärer Hinsicht, besaß (1488 schuldete Zainer Steinhöwel's Tochter, Adelheid Krafft, 70 Gulden), den Druck von Steinhöwel's deutscher Chronik: 'Hie hebt an ein tütsche Cronica von anfang der welt vncz vff keiser Fridrich', der ersten gedruckten deutschen Chronik überhaupt. Im J. 1531 hat Jak. Köbel, Stadtschreiber zu Oppenheim (s. A. D. B. XVI, 345 ff.) Steinhöwel's Arbeit in vermehrter Gestalt zu Frankfurt a./M. bei Ch. Egenolph neu herausgegeben mit einer Widmung an Steinhöwel's gleichnamigen Verwandten ('Vetter'), Chorherren am Liebfrauen- und St. Victorsstifte zu Mainz (er studirte 1495 zu Heidelberg und wurde 1496 bacc., 1498 mag. artium, Töpke I, 414; II, 424), dessen Vater, Jakob St., Raths- und Steuerherr in Eßlingen, vom Arzte St. erzogen worden war, vgl. F. G. Freytag, Adparatus litterarius collectus I (1752), 287 no. CVII. Steinhöwel's Arbeit ist, wie er selbst angibt, ein Auszug aus den Flores temporum, 'das ist die bluomen der zyt', übrigens keine bloße Uebersetzung, sondern enthält 'mancherlei Eigenthümlichkeiten, welche auch für locale Verhältnisse be- achtenswerth sind' (Lorenz, Geschichtsquellen[3] I, 67, 106). Schon vor der Chronik hatte sich St. mit der Verdeutschung eines ausschließlich historischen Werkes beschäftigt. Er sagt Chronica Bl. 21 b anläßlich der großen Heerfahrt Herzog Gottfried's von Bouillon nach seinem Grabe: 'vnd lyt allda begraben, als syn cronick vßwyset, die doctor gwido gemachet hat vnd ich heinricus steinhöwel doctor getütschet'. Wer mit Dr. Guido — im Apollonius sagt St. gleichfalls Dr. Gott-

fried von Viterbo — gemeint ist, bleibt unklar. Man hat Steinhöwel's Vorlage in des Guido Adduanensis (nach Anderen Galfridus de Vino salvo) Hist. Hierosolymitana wiederfinden wollen (Serapeum 1846, 220; Stälin, Württemb. Gesch. III, 765, Anm. 4), allein diese erwähnt Gottfried nur gelegentlich. Auch der alte Druck 'Historia von der Kreuzfahrt nach dem heil. Lande', Augsburg (H. Bämler) 1482, der identisch ist mit den jüngeren von 1502 (Goedeke[2] II, 19) und 1518 (Maßmann, Kaiserchr. III, 1105, Anm. 3), für die er aber nicht Vorlage war, kann nicht auf St. bezogen werden, da vom Grabe Gottfried's darin nirgends die Rede ist; zudem ergibt sich als Quelle dieser deutschen, auch handschriftlich erhaltenen Prosa, die einmal eine größere Kampfesschilderung in Reimen bietet, die Hist. de itinere contra Turchos u. s. w. des Robertus monachus d. i. Rupertus de S. Remigio (Grässe, Trésor VI, 1, 139). Steinhöwel's Arbeit ist vermuthlich nie zum Druck gelangt.

In demselben Jahre 1473, in dem die Deutsche Chronik erschien, veröffentlichte St. auch seine Uebersetzung von Boccaccio's De mulieribus claris: 'Hie nach volget der kurcz sin von etlichen frowen' u. s. w., Ulm, J. Zainer (Vorrede vom 14. Aug. 1473). Die bereits 1472 begonnene, während einer längeren Mußezeit verfaßte Schrift, in der sich St. 'doctor in erczny, maister der süben künst, geschworner arczt ze vlm' nennt, ist der schönen (Schmeller, Bair. Wörterb.[2] II, 1062) Eleonore von Oesterreich, der Gemahlin des Herzogs Sigmund und Tochter König Jakob's von Schottland zugeeignet (A. D. B. VI, 5 ist hiernach zu berichtigen), die als 'ain liebhaberin aller guoter künst vnd künstner' die schöngeistigen und kunstsinnigen Bestrebungen ihres fürstlichen Gemahls (A. D. B. XXXIV, 286 ff.) theilte und selbst diesem 'zu lieb und wolgevallen' den Roman von Pontus und Sidonia aus dem Französischen übersetzte. Daß unter den weiblichen Lebensbildern sich manches finde, dessen Heldin nichts weniger als vorbildlich gefaßt werden dürfe, vielmehr nur als abschreckendes Beispiel dienen könne, daß er aber dennoch nicht Anstand genommen, seine Uebersetzung einer Frau zu dediciren, dies wird in der Widmung eingehend von St. erörtert und zu begründen gesucht mit Berufung auf den heil. Basilius und Verwerthung des Sprichwortes, daß keine Rose ohne Dornen sei, sowie des beliebten, im Aesop abermals von St. citirten Vergleiches mit den Bienen, die auch nicht aus jeder Blume Honig sögen. Nachdem er von 99 Frauen geschrieben, will er die hundertste Stelle der Fürstin einräumen, in der sich die lobenswerthen Eigenschaften aller Frauen vereinigen. Er deutet ihr ererbtes schottisches wie ihr jetziges österreichisches Wappenschild, deren Bilder im Drucke an der Spitze der Widmung stehen, symbolisch und huldigt gleichzeitig schon hier ihrem Gemahl: man könnte ihn, meint St., wegen des reichen Bergsegens seines Landes ('durch syn silberberg und aller metallen volkomenheit' — die reichste unter den Schwazer Silbergruben war 1448 entdeckt worden —) den glücklichsten unter den Menschen nennen, wenn anders großer Reichthum glücklich zu machen vermöchte, was die alten Weisen bezweifelten, und vergleicht ihn deshalb mit dem 'starken Laurin' (den er zu einem Grafen Laurenz von Tirol macht), dem auch seine Leute, die 'Erdmännlein', Reichthum und Macht aus der Erde gegraben hätten. Wo und wann sich die Beziehungen Steinhöwel's zu Herzog Sigmund und seiner Gemahlin angeknüpft haben, bleibt einstweilen im Dunkeln; archivalische Nachforschungen darüber waren ergebnißlos. Steinhöwel's Verdeutschung, deren Original 1473 ebenfalls von Joh. Zainer in Ulm edirt wurde, ohne daß dieser Text für St. die Vorlage gewesen sein könnte, wenn auch die der Originalfassung beigegebenen, zum Theil ganz vorzüglichen Holzschnitte in die deutsche Bearbeitung übergingen, erwies sich, wie die Mehrzahl seiner sonstigen Arbeiten, als ein zeitgemäßes Unternehmen, für das auch später das Interesse rege blieb (über die Ausgaben siehe A. Hortis, Studi sulle opere latine del Boccaccio p. 812 ff., 898 f.; cgm. 252 fol. 202); der nachfolgenden

Litteratur ist Steinhöwel's Buch zu einer beliebten und oft benutzten Stoffquelle geworden. Steinhöwel's Text zeigt mehrfach Abweichungen von dem uns bekannten Originaltext. Zunächst finden sich statt der 104 Viten bei Boccaccio nur 99 bei St. — Cap. 100 handelt er über die von ihm angewandte Interpunktion, vgl. J. Müller, Quellenschriften und Gesch. des deutschsprachl. Unterrichtes s. [7 f.] — und vermuthlich bot ihm seine Quelle nicht mehr. Gegenüber dieser Einbuße von sechs Biographien bei St. (Bocc. Nr. 73, 74, 81, 84, 103, 104, s. Körting, Boccaccio S. 730 ff.) hat dieser aber andererseits ein Lebensbild mehr als Boccaccio aufzuweisen: Tullia, des Servius Tullius Tochter (Nr. 46), nach Livius. Diese Tullia-Vita entstammt zweifellos derselben Quelle, die ihm auch jene lateinischen Vorbemerkungen oder Mottos und Quellennachweise lieferte, mit denen er seine Lebensbilder 1—52 fast regelmäßig eingeleitet hat. Von Cap. 53 an begnügt St. sich mit einfachen Namensüberschriften. Hortis hat a. a. O. S. 111 ff. aus einer Boccaccio-Handschrift drei sonst nicht edirte Lebensbeschreibungen berühmter Frauen mitgetheilt: ebenso wird Steinhöwel's Vorlage eine solche, von der gewöhnlichen Textgestalt abweichende Handschrift gewesen sein. Erst in die deutsche Ausgabe von 1541 fanden nachträglich zwei der früher übergangenen Lebensbilder Aufnahme (Bocc. Nr. 103, 104), sowie die Biographie der Königin Brunhilde, die auch dem Originale ursprünglich fremd war und erst in die Berner Ausgabe des Jahres 1539, Boccaccio's De casibus virorum illustrium IX, 1 entnommen, zwischen die Nrn. 103 und 104 eingeschaltet worden war.

Bereits am 19. März 1474 brachte der fleißige Uebersetzer eine neue Arbeit zum Abschluß: die Uebertragung des Speculum vitae humanae des Rodriguez Sanchez de Arevalo, Bischofs von Zamora (Rodericus Zamorensis 1467, 1470, vgl. Nouvelle biogr. générale XLIII, 249 ff.), das 1468 in Rom erschienen war und viele Auflagen erlebte, u. a. auch 1471 durch G. Zainer in Augsburg. Steinhöwel's Verdeutschung, die im cgm. 1137 im Autograph vorliegt, wurde nicht vor Ostern 1475, wahrscheinlich durch Joh. Zainer in Ulm verlegt und mit guten, durch den behandelten Gegenstand oft lehrreichen Holzschnitten geschmückt. Sie ist Herzog Sigmund von Oesterreich gewidmet und soll ein Zeichen der Dankbarkeit sein für die reichliche Beschenkung, die dem Autor für die Ueberreichung der Schrift 'Von den berühmten Frauen' zu theil geworden war. In der Einleitung führt St. aus, wie es bei Römern und Griechen Sitte gewesen sei, seine Werke Freunden oder Fürsten zu widmen, wie dieser Brauch dann in nachchristlicher Zeit sich bis auf unsere Tage erhalten habe und citirt neben Virgil und Horaz, neben Hieronymus, Augustin und Ambrosius auch Leonardo Aretino, Guarino von Verona, Poggio, Giovanni Aurispa, Antonius [? Panormita, Ognibene ?] von Vicenza, Enea Silvio und Lorenzo Valla. Gern würde auch er seinen Gönner aus eigenem Können feiern, allein er fühle sich dazu nicht befähigt und so beschränkt sich St. denn darauf, einen Stammbaum des österreichischen Fürstenhauses in Bildform zu entwerfen und mit einem historischen Commentar zu begleiten, der mit Rudolf's von Habsburg Vater Albrecht († 1239) beginnt und die Genealogie bis auf Kaiser Friedrich III. und seine Familie fortleitet. Der sich daran anschließende Spiegel des menschlichen Lebens führt uns die verschiedenen Stände, Lebenslagen und Berufsclassen vor und zwar so, daß zunächst die Vortheile (commoda), dann aber die Nachtheile (incommoda) berührt werden. Das Ganze zerfällt in zwei Bücher: das erste handelt von den weltlichen Aemtern, das zweite vom geistlichen Stande. Daß St. im Capitel 'Von der Arznei' als 'dises ordens auch eyn bruoder, der darynn profeß gethan hatt', länger noch als sein Gewährsmann beim Aerztestand verweilt und uns aus seinen in der Ausübung dieses Berufes gewonnenen Er-

fahrungen interessante Aufschlüsse gibt, kann nicht Wunder nehmen. Er klagt über die mangelhafte wissenschaftliche Ausbildung so mancher, die sich Aerzte nennen und zieht mit edler Entrüstung und warmem Pathos gegen die Kurpfuscher zu Felde, die da meinen, mit einem Recept alle Krankheiten curiren zu können, ja sogar 'die verlorenen Esel', von denen Poggio schreibe. Wegen seines scharfen Tadels über die eigenen Berufsgenossen zog sich St. den Vorwurf zu, er verunreinige, wie der Wiedehopf, sein eigenes Nest.

Den größten Erfolg aber hat St. mit seinem ebenfalls Herzog Sigmund gewidmeten Esopus erzielt, der zwischen 1475 und 1480 bei J. Zainer in Ulm (o. J.) erschien. Nicht nur daß Steinhöwel's Werk selbst viele Auflagen erlebte (Gräße, Trésor I, 37 f.; Goedeke² I, 370; Zeitschr. für deutsche Philologie XIX, 197 ff.; Neudruck von H. Oesterley als 117. Publication des Litt. Vereins in Stuttgart, Tübingen 1873; fab. 154—164 nebst der Entschuldigung auch im cgm. 1137, Bl. 247—260, übereinstimmend mit dem Druck): es wurde auch der Ausgangspunkt einer außerordentlich weiten und nachhaltigen, bis auf unsere Tage reichenden Verbreitung in Deutschland — im 16. Jahrhundert erschien Steinhöwel's Aesop durch Seb. Brant's Fabeln bereichert — wie im Ausland: in Spanien (noch in unserm Jahrhundert entstand eine Uebersetzung ins Katalonische), Frankreich, England, den Niederlanden und Böhmen (Zeitschr. für deutsche Philologie XIX, 203 ff.; XX, 237). Auf St. geht außer der deutschen Bearbeitung möglicherweise auch die lateinische Compilation selbst zurück; eine solche aber ist sein Aesop, insofern die Fabeln des Romulus mit der den drei ersten Büchern desselben beigefügten Versificirung des Anonymus Neveleti den Grundstock bilden, um den sich als Einleitung des Planudes romanhafte Lebensgeschichte Aesop's in der lateinischen Uebersetzung des Rimicius und anhangsweise eine Reihe sogenannter Extravaganten, deren Herkunft bis jetzt nicht ermittelt werden konnte, sowie eine Auswahl aus den Fabeln resp. Schwänken des Rimicius, Avian, Petrus Alfonsi und Poggio gruppiren. Es sind im ganzen 164 Nummern, die zuerst im lateinischen Original, dann in Uebersetzung mitgetheilt werden; den lateinischen Text haben spätere Drucke dann auch fortgelassen. Beiläufig sei bemerkt, daß die dem Drucke angehängte, dann aber wider meist unterdrückte Erzählung von Guiscard und Sigismonda des Nicolaus v. Wyle bekannte deutsche Bearbeitung der Boccazischen Novelle ist und zwar nach der lateinischen Uebertragung des Lionardo Bruni von Arezzo. — Steinhöwel's Uebersetzung ist keine sclavische; er wollte 'schlecht und verstentlich' übersetzen, 'nit wort uß wort, sunder sin uß sin', wie es hier und schon in den Berühmten Frauen heißt. Er weiß, daß Andere vor ihm in deutschen Reimen das gleiche Thema behandelt hätten, er aber habe absichtlich seine Widergabe 'tütsch ungerymt geseczet, vmb vil zuogelegte wort zemyden und uf das nächst by dem text zu belyben'. Stark betont St. den moralischen Zweck seiner Verdeutschung: wie die Biene nicht die Farbe der Blumen, sondern den Honig suche, so solle auch der Leser nicht die Erzählung, sondern die Moral derselben suchen, denn wer die Fabel der Erzählung wegen lese, der bringe nicht mehr davon als der Hahn in der Fabel, dem ein Gerstenkorn lieber war als ein Edelstein. Wie in der Widmung zu den Berühmten Frauen, hält St. auch hier anläßlich der Nacherzählung eines bedenklichen Poggio'schen Schwankes eine besondere 'Entschuldigung schrybens lychfertiger schimpfred' für angezeigt, in der er naiv genug eine weitere Reihe von Schwänken des genannten Italieners aufzählt, die er wegen ihres anstößigen Inhaltes übergehen wolle, diesen Entschluß aber thatsächlich doch dadurch, daß er die die Pointe der betreffenden Geschichten immerhin zum Ausdruck bringenden Ueberschriften angibt, sogleich wieder aufhebt. An einer früheren Stelle (Nr. 48) hatte er aus gleichen Rücksichten wol den lateinischen

Text zum Abdruck gebracht, jedoch auf eine Uebersetzung verzichtet. Wenn St. gegen Ende des eben erwähnten Einschubs, um noch besser zu bewahrheiten, daß es ihm darum zu thun sei, sich mit seiner Schriftstellerei 'Freundschaft zu machen', für den Schluß seines Werkes eine Erzählung verheißt, die die Freundschaft verherrliche, so kann darunter wol nur die oben erwähnte Novelle des Nicolaus v. Wyle, die dem ältesten Aesopdrucke angefügt ist, verstanden werden; die an sich durch nichts motivirte Beigabe dürfte sich auf diese Weise am ungezwungensten erklären.

Eine moralisch-lehrhafte Tendenz haftet sämmtlichen Arbeiten Steinhöwel's an: im Apollonius wendet er sich an die Jugend, deren Sinn er für die alten, Weisheit lehrenden Geschichten empfänglich machen möchte, Griseldis soll den Frauen ein Vorbild der Geduld sein, im Regimen pestilentiae gibt sich St. insbesondere auch als Lehrer seiner jüngeren, wundärztlichen Collegen. Daß er eine religiöse, kirchlich gläubige Natur war, darf man aus gelegentlichen Bemerkungen schließen. Bei seiner Uebersetzerthätigkeit hat er sich gegenüber seinen Vorlagen eine gewisse Freiheit zu bewahren gewußt. Aehnlich wie in den Berühmten Frauen und im Aesop sagt St. auch im Spiegel des menschlichen Lebens mit Berufung auf Horaz, er habe nicht ganz wörtlich übersetzt, sondern sich bisweilen Zusätze oder Kürzungen — letztere sind im Beginn des Spiegels des menschlichen Lebens (vgl. Cap. 4) einige Mal auf Kosten des Verständnisses vorgenommen worden — gestattet, um dem Leser zu Hülfe zu kommen. St. ist überhaupt mehr auf Allgemeinverständlichkeit bedacht als Nicolaus v. Wyle, der vor allem die höheren Stände im Auge hat. Im Apollonius und in der Griseldis ist St. seiner Quelle am treusten gefolgt, in seinen anderen Schriften dagegen begegnen wir nicht selten Anspielungen auf eigene Lebenserinnerungen, Reminiscenzen aus seiner Lectüre, die die Persönlichkeit des Mannes um einiges schärfer hervortreten lassen. Die Bemerkung im Reg. pestilentiae (Ehrle S. 403), in Oesterreich nenne man die schwarzen oder blauen Kriechen (Pflaumenschlehen) 'truckenkern', mag beiläufig Erwähnung finden. Eine Erinnerung an den Paduaner Aufenthalt und die dortige Studienzeit ist uns ebenda (S. 408) aufbewahrt. Das Amphitheater zu Verona, 'dietrichs haus ze Bern' (vgl. Zeitschr. für deutsches Alterthum XII, 322 f., 428 f.), war ihm aus eigener Anschauung bekannt (Spiegel I, Cap. 23), ebenso auch wol die mit Dietrich's Namen verbundenen Bauten zu Ravenna (vgl. Zeitschr. für deutsches Alterthum XII, 323) sowie möglicherweise das Grab des Drusus in Mainz 'hinder sant alban vff dem plan in dem stainy turn, deß gestalt ist als die augspurger byer (d. i. Tannzapfen, vgl. Schmeller, Bair. Wörterb.[2] I, 403) in ierem schilt' (Berühmte Frauen, 1473, fol. 117a). Ueber Ulmer Persönlichkeiten erhalten wir gelegentlich Kunde, so im Aesop (S. 347), wo St. den Ulmer Apotheker Joh. Hucz als Besitzer von Naturseltenheiten nennt. Im Spiegel (I, Cap. 23) beruft sich St. bei Darlegung der größeren Gefahren, der jene ausgesetzt wären, die höhere Aemter bekleideten, insofern sie leicht in Versuchung kämen, Andere zu schädigen, während der gewöhnliche Handwerker zu derartigen Befürchtungen weniger Anlaß gebe und doch bei demüthiger und treuer Berufserfüllung sich gleiche Seligkeit erwerben könne, auf den alten Gyglin zu Ulm, der im Rathe gesagt habe: 'wöllicher mit gemeynem vngezelten gelt vmm gat vnd iedem das sein wider gibt, der ist wol frum ze halten.' Unter den mancherlei unsinnigen Spielen, die doch eigentlich keine wahre Freude bereiten könnten, nennt er in derselben Schrift (I, Cap. 31) das Ochsenspiel, d. h. die Stiergefechte zu Rom und das Schweinspiel der Blinden zu Nürnberg (vgl. H. Sachs XVII, 343). Was Steinhöwel's Litteraturkenntniß betrifft, so wird man aus der oben mitgetheilten Aufzählung neuitalienischer Schriftsteller in der Vorrede zum Spiegel des menschlichen Lebens

noch nicht auf genauere Bekanntschaft mit ihren Werken schließen dürfen; die Vertrautheit mit Poggio läßt sich jedoch auch anderweitig als aus jenem Citat und der Wiedergabe von sieben seiner Schwänke belegen: im Spiegel citirt er (erster Druck fol. 64b, 70a) die Facetien Insanus sapiens ('vnd wärent — die Könige nämlich, die so viel Aufwand zur Jagd machen, um schließlich einen Hasen zu fangen — on zweiuel billich in dem bade, von dem Poggius in Facecijs schreibet, für die vnuernunfft vnß über die oren ze baden', vgl. Esopus Nr. 161) und Asinus perditus (s. oben S. 733). Aus seinen rein historischen Vorlagen hat er ein paar Mal Notizen in seine Verdeutschung der Berühmten Frauen herübergenommen (1473 fol. 15a betrifft Augsburg, 117a). Von deutscher Litteratur war ihm der Renner des Hugo v. Trimberg bekannt, dessen Verse 8574—8618 er im Spiegel I, Cap. 18, das über die schlechten und unzuverlässigen Advocaten handelt, citirt; in demselben Werke beruft er sich einmal (II, Cap. 3) auch auf Freidank. Seine Bekanntschaft mit dem Mönch von Salzburg wurde schon erwähnt. Aus der Heldensage begegnen König Etzel, Dietrich von Bern (Zeitschr. f. deutsches Alterthum XII, 373) und König Laurin (W. Grimm, Heldensage Nr. 148). St. zeigt Freude an Reimen und Assonanzen und mischt sie deshalb, besonders bei Wiedergabe sprichwörtlicher Redensarten und classischer Citate, in fast alle seine Uebersetzungen gelegentlich ein. An Mißverständnissen der Vorlage fehlt es in seinen Werken nicht und in seinen Etymologien ist er nicht immer glücklich, so wenn er im Spiegel fol. 67a sagt: 'Circensis ludus: das ist so vil gesprochen als vmm die schwert spil, wann ensis ist ein schwert'! Steinhöwel's Arbeiten halten stilistisch etwa die Mitte zwischen Nicolaus v. Wyle und Albrecht v. Eyb: die Perioden fließen, namentlich im Aesop, wol der besten seiner Uebertragungen, während die Lebensbilder in den Berühmten Frauen stilistisch oft sehr ungleichmäßig gearbeitet sind, viel freier und gewandter als bei Nicolaus v. Wyle, dessen Deutsch noch ganz im lateinischen Satzbau befangen ist; an die durch Selbständigkeit, Feinheit und Leichtigkeit ausgezeichnete Prosa eines Eyb reicht St. freilich nicht hinan. In Dietrich Leopold's zu Ulm handschriftlich liegender Memoria Physicorum Ulmanorum (Germ. XIV, 411) heißt es von St.: Non solum autem optimus ille vir, quod artem medicam fideliter fecerit, memoria dignus est, sed et inprimis, quod Vlmae inter primos, si non primus fuerit, qui, inventa paulo ante arte qua nil utilius vetustas dedit typographica, libros relaxatis curis clinicisque laboribus scriptos typis describere curaverit.

Die Litteratur über St. verzeichnen Goedeke, Grundriß² I, 366 ff. und die Ausgabe des deutschen Decameron (Stuttg. 1860, Litt. Verein, 51. Public., S. 673 ff.), als dessen Verfasser Keller nach Anderer Vorgang Heinrich St. annehmen zu dürfen glaubte, jedoch mit Unrecht, wie denn auch in älteren Verzeichnissen von Steinhöwel's Schriften das Decameron nicht begegnet (Zeitschr. für deutsches Alterthum XXIX, 432, Anm. 4; Germ. XIV, 411). Arigo, der Verfasser des deutschen Decameron und möglicher Weise auch der deutschen Prosaübersetzung der Fiori di virtù (Zeitschr. für deutsches Alterthum X, 260) ist auf keinen Fall mit Heinrich St. zu identificiren, was hier nicht eingehender bewiesen werden kann. Vgl. einstweilen K. Karg, Die Sprache H. Steinhöwel's. Heidelb. Diss. 1884 (s. Deutsche Litteraturzeitung 1884, Sp. 1790); H. Wunderlich im Arch. für neuere Sprachen LXXXIII, 167 ff. (auch als Heidelb. Habilitationsschrift selbständig erschienen), LXXXIV, 241 ff. — Betreffs des Geburtsjahres Steinhöwel's vgl. Bartsch, Germanistische Studien II, 305 ff.; Scherer, Anfänge des deutschen Prosaromans S. 75 f.; Zeitschr. für deutsches Alterthum XXII, 319 f.; Germ. XXIII, 381. — Der Unterzeichnete wird demnächst in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte Bd. 6 ausführlicher über St. handeln; die Ausarbeitung dieses Artikels wurde

wesentlich gefördert durch die dankenswerthe Unterstützung der Archive zu Augsburg, Freiburg, Innsbruck, Stuttgart und Wien sowie der Bibliotheken zu Donaueschingen, München, Stuttgart, Ulm und Wien. Der Durchforschung der Wiener Universitätsacten unterzog sich auf Bitten Prof. Minor's Herr Hof- und Staatsarchivar Dr. Karl Schrauf mit größter Liebenswürdigkeit. Herr Oberregierungsrath v. Steinheil in Stuttgart gestattete freundlichst die Einsicht in den Stammbaum der Steinheil'schen Familie. Philipp Strauch.

Steinhuser: Antonius (Toni) St., Dichter des 15. Jahrhunderts, war gebürtig aus Wyl (zwischen Winterthur und St. Gallen), lebte 1468 in Appenzell, wo er als lobsingender Spielmann eine Rolle gespielt zu haben scheint, wie sie wol auch den Dichternamen Frauenlob, Frauenehr, Frauenpreis, Frauenscherz zu Grunde liegt. Im Appenzeller Contingent macht er die Expedition gegen Waldshut mit, der sein einziges erhaltenes Lied gilt. 1470 und 1482 finden wir ihn in Luzern, beidemal in Rechtshändel verwickelt, von denen ihm der spätere Gefängniß und Landesverweisung zuzieht; doch ist er bald begnadigt worden. Sein Waldshuter Lied, in einer kurzen zweitheiligen Weise verfaßt, athmet den nur allzu berechtigten streitbaren Uebermuth der Eidgenossen, die nacheinander im Mühlhäuser Krieg und in der erfolgreichen Belagerung von Waldshut den österreichischen Rittern ihre Ueberlegenheit bewiesen, obendrein an Kriegsentschädigung und durch Raubzüge reichen Gewinn davon getragen hatten. Steinhuser's dramatisch belebter Bericht, der die stolzen Ritter prahlend vorführt und den verpfändeten Schwarzwald apostrophirt, ist von knapper Thatsächlichkeit, die aber durch allerlei Landsknechtswitze gewürzt wird; metrisch zeigt er die naive Sorglosigkeit des Volksliedes.

Das uns nur durch Tschudi erhaltene Lied ist herausgegeben von Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen (Leipzig 1865) I Nr. 122, und von Tobler, Schweizerische Volkslieder (Frauenfeld 1884) II, 49 ff. — Ueber den Verfasser vgl. Anzeiger für schweizerische Geschichte, Neue Folge, Bd. I, S. 280 f. Roethe.

Steinkellner: Karl St., Jesuit, geboren zu Freistadt in Oberösterreich am 12. September 1720, † zu Wien am 10. März 1776, seit 1737 Jesuit, Professor der Rhetorik und der Moralphilosophie in Wien, veröffentlichte 1758 (in 2. Aufl. 1769) „Institutiones philosophiae moralis in usum auditorum", 2 Bände, ein Lehrbuch der Moralphilosophie und des Naturrechts, das sich vor anderen ähnlichen Arbeiten, wie sie damals zahlreich erschienen, durch eine Geschichte der naturrechtlichen Litteratur seit Grotius auszeichnet (ausführlich darüber K. Werner, Gesch. der kath. Theol. S. 204).

Aloys St., gleichfalls Jesuit, geboren zu St. Veit in Kärnthen am 21. August 1707, † zu Klagenfurt am 20. October 1770, seit 1723 Jesuit, Professor der Rhetorik zu Wien und zu Leoben, verfaßte in Verbindung mit seinen Ordensgenossen J. Pohl, Jakob Seybold und Georg Meister „Fastorum ecclesiasticorum ll. 12" (Wien 1740—1751, 6 Bde., 8°).

Zwei andere Jesuiten desselben Namens, wahrscheinlich Verwandte der genannten, Anton St., geboren zu Freistadt am 11. Juni 1732, † 1778, und Joseph St., geboren zu St. Veit 1730, † 1776, haben einige asketische Schriften verfaßt.

De Backer. Reusch.

Steinkopf: Johann Friedrich St., Porzellan- und Thiermaler, geb. am 8. März 1737 in Oppenheim a. Rh., † am 30. Januar 1825 zu Stuttgart, wurde, obwol er ein tüchtiger Lateinschüler war und frühe Neigung zur Kunst verrieth, von seinem Vater vierzehnjährig in eine Mannheimer Spezereihandlung gesteckt. Er hielt aber dort nicht lange aus und durfte nachher in

die kurz zuvor (1755) gegründete, später (1761) kurpfälzische Porzellanfabrik in Frankenthal eintreten. Der künstlerisch frühreife Junge wurde dort bald ein geschickter Porzellanmaler, sah sich aber von seinen Vorgesetzten schlecht behandelt, trat aus und fand im J. 1759 eine vortheilhafte Anstellung in der ein Jahr zuvor von Herzog Karl Eugen von Württemberg gegründeten Porzellanfabrik zu Ludwigsburg. Zahlreiche mit S (in der Regel roth) bezeichnete Stücke aus der Blüthezeit dieser Anstalt werden ihm zugeschrieben, namentlich Teller und Platten mit Reitergefechten und Jagdscenen. Er suchte fortwährend seine Kenntnisse als Thier- und Landschaftsmaler zu erweitern, fand aber in Ludwigsburg weder eine Galerie noch von seiten seiner Oberen die nöthige Unterstützung dafür. Man glaubte ihn so besser an die Fabrik binden zu können. Sicherer wol wurde ihr in der Zeit, wo die Porzellanfabriken einander die Künstler häufig abzuspannen suchten, der fleißige und geschickte junge Mann dadurch erhalten, daß er im J. 1770 eine Württembergerin, die Tochter des Antiquars Betulius in Stuttgart, heirathete. Als aber seine Familie schnell wuchs, während die Fabrik bald ihr Personal unregelmäßig und oft nur mit Porzellan bezahlte, gab St. um die Jahre 1775—76 seine Stellung auf und siedelte nach Stuttgart über. Er erwarb seinen Unterhalt mit Privatstunden im Zeichnen und übte sich durch Copiren von Bildern von Woudermann und Roos im Oelmalen. Seine eigenen Zeichnungen fanden insbesondere nach Frankfurt a. M., wo viele Kunstfreunde Sammlungen hatten, Absatz. Als jedoch im J. 1786 am Stuttgarter Gymnasium eine Lehrstelle für Freihandzeichnen errichtet wurde, nahm er diese an und bekleidete sie bis zum J. 1817. Daneben ernannte ihn im J. 1802 Herzog Friedrich zu seinem Hofmaler für das Fach der Thiermalerei. Von dieser Zeit an bis zum J. 1817, wo St. auch für diese Stelle in den Ruhestand trat, machte er für den Hof zahlreiche Pferde- und Rindviehstücke nach der Natur in landschaftlicher Umgebung, Oelgemälde, welche sich meist in den königlichen Gestüt-Schlössern Weil und Scharnhausen befinden. Selbst nach seiner Pensionirung fuhr er mit solchen Arbeiten fort, zu denen ihm namentlich die Einführung der arabischen Pferderasse durch König Wilhelm erneuten Anstoß gab (s. Kunstblatt Jahrg. 1824, S. 339). Hauptsächlich durch Austausch seiner Zeichnungen bei den Kunsthändlern erwarb sich der unermüdlich fleißige Meister eine schöne Sammlung von Zeichnungen, Bildern und Stichen, von welcher nach seinem Tode ein gedruckter Verkaufskatalog verbreitet wurde. Einen Theil seiner eigenen Landschafts- und Thier-Studien und ausgeführte Zeichnungen in Bleistift, Tusche, Sepia und Wasserfarben bewahrt das königl. Kupferstich-Cabinet in Stuttgart; sie lassen ihn, ebenso wie die in den königl. Schlössern und im Privatbesitz zerstreuten Oelgemälde und Aquarelle, als einen guten Beobachter und geübten Zeichner erkennen, der, unbeirrt von dem Zwange des Classicismus an der Hand der Natur und der Niederländer seine eigenen Wege ging, ohne darum den Autodidakten allzu häufig zu verrathen. In den überaus feinen Tönen seiner Aquarelle blieb auch später der ehemalige Porzellanmaler angenehm sichtbar. Eine Folge von radirten Blättern, Pferde auf der Weide (Steinkopf inv. et fec. 1777 in qu. Fol.), kam, vermuthlich aus Mangel an Absatz, so hübsch die Pferde gezeichnet und gruppirt sind, nicht über Blatt 4 hinaus. St. starb zu Stuttgart am 30. Januar 1825. Es gibt von ihm ein vorzügliches Bildniß, Bleistiftzeichnung von K. J. Th. Leybold.

Vgl. den in Nagler N. a. Künstler-Lexikon XVII, 292 f. wieder abgedruckten Nekrolog [von seinem Sohne Gottlob Friedrich] im Morgenblatt f. g. St., Jahrg. 1826, S. 323 f. und B. Pfeiffer, Die Ludwigsb. Porzellanfabrik, in d. Württ. Viertelj.-Heften f. Landesgesch., N. F. Bd. 1 (1892), S. 241 ff.

Gottlob Friedrich St., des vorigen Sohn, Landschaftsmaler, ward am 1. März 1779 in Stuttgart geboren und starb daselbst am 20. Mai 1860 als Vorstand der Kunstschule. Er erhielt im Stuttgarter Gymnasium eine classische Bildung und daneben den ersten Kunstunterricht von seinem Vater. Nach der Schule widmete er sich anfangs der Kupferstecherei und folgte seinem Lehrer in dieser Kunst, J. F. Leybold, im J. 1799 als Schüler und Hausgenosse nach Wien. Dort trat er zur Malerei über und erhielt seine Ausbildung auf der k. k. Akademie der Künste. Selbständig geworden heirathete er die Tochter Leybold's und ging im J. 1807 mit deren Bruder K. J. Th. Leybold nach Italien. Hier schloß er sich im Verkehre mit Koch, Schick, Reinhart u. a. der classicistischen Richtung als Landschafter an. Seine italienischen Landschaften, eine „Flußlandschaft mit Aussicht auf das Meer", vom J. 1809, sodann: „Der Morgen eines Opferfestes" (1810), „Die Rückkehr von der Löwenjagd" (1812), „Der Abendsegen in der Capelle am Wege" (1813) fanden im Stuttgarter Morgenblatt f. g. St. aus der Feder seines Freundes des Malers, Dichters und Kunstschriftstellers Karl Graß begeisterte Beschreibungen und an dem Verleger J. F. v. Cotta einen aufmunternden Käufer. Im J. 1814 ging St. wieder nach Rom zurück und sandte von dort im J. 1820 eine große „Landschaft mit Motiv aus dem Golf von Neapel" auf die Dresdener Ausstellung und eine andere nach Studien von den Ufern des Arno nach Leipzig. Er scheint aber in Rom sein Fortkommen nicht gefunden zu haben und siedelte im J. 1821 nach Stuttgart über. Dort vollendete er in demselben Jahre einen „Ulysses vor Nausikaa bei seiner Ankunft auf der Phäakeninsel", und im J. 1822 drei weitere Bilder: „Achill und Chiron in einer Felsenhöhle mit Aussicht auf das Meer" (in der Stuttgarter Staatsgalerie), „Abraham bewirthet die drei Engel vor seiner Hütte" (nach England gekommen) und „Italienische Weinlese" (im Stuttgarter Privatbesitz). Ein Gemälde aus dem J. 1823: „Die Rückkehr von der Abendandacht", von Heinrich Rapp im Kunstblatt (Jahrg. 1823, S. 253 ff.) besprochen, gab diesem Gelegenheit zu feinen Bemerkungen über die verschiedenartige Beleuchtung der Landschaft nach dem Wechsel der Tageszeiten. Bei vorherrschend sanften Linien und milden Farben machen Steinkopf's Gemälde besonders durch ihre kräftige Durchsonnung eine überaus freundliche Wirkung, die noch dadurch verstärkt wird, daß er seinen heiteren Landschaften meist auch glückliche Menschen zur Staffage gab. Die Ausstellung eines Werkes aus dem J. 1824: „Der Sonntagabend im Gebirge", in Berlin wurde Veranlassung, daß ihn im Januar 1825 die k. preuß. Akademie der Künste unter ihre Mitglieder aufnahm. In der schwäbischen Heimath verdankte der Meister seine größte und bleibende Popularität seiner: „Capelle auf dem Rothen Berge", welche vom König Wilhelm bestellt, im J. 1825 vollendet und von C. Heinzmann gut lithographirt wurde. Noch glücklicher war er auf dem mehr realistisch-idealen Wege mit dem gleichfalls vom König Wilhelm bestellten: „Lustschloß Rosenstein" (lithogr. von F. Fleischhauer), das Gustav Schwab zu einem seiner schönsten Gedichte: Das Neckarthal bei Cannstatt. Auf eine Landschaft von Steinkopf, begeistert hat.

Bei der Wiedererrichtung einer württembergischen Kunstschule im J. 1829 wurde St. als Lehrer für das Fach der Landschaftsmalerei angestellt, im Sommer 1833 zum Professor ernannt und im J. 1845 zum Vorstand der Anstalt erhoben. Seine Bilder jedoch aus dieser Zeit erreichten die frühere Höhe nicht mehr. Zwei davon: „Kleobis und Biton" (1833), und „Ein schwäbischer Frühling" (1839) erwarb König Wilhelm; ein drittes: „Die elyseischen Gefilde", kam in die Stuttgarter Staatsgalerie. Seinen Schülern, worunter der in München berühmt gewordene Landschafter Karl Ebert, war er ein gewissen-

haster und liebenswürdiger Berather. An Ehren wurden ihm noch die Mitgliedschaft der Wiener Akademie der Künste (1836) und der Orden der württemb. Krone (1853) zu Theil. Im Februar 1854 wegen Kränklichkeit in den Ruhestand versetzt, starb er am 20. Mai 1860 zu Stuttgart. Von seinen Kindern haben sich eine Tochter, Maria, als Schülerin des jüngeren Seybold, der Porträtmalerei und ein noch lebender Sohn Julius unter seiner eigenen Leitung der Landschaftsmalerei gewidmet.

Vgl. außer einer gedr. Grabrede von S. K. Kapff hauptsächlich Nagler, N. A. Künstler-Lexikon XVII, 293 ff. Wintterlin.

Steinkopf: Karl Friedrich Adolf St., evangelischer Geistlicher, Sohn des Thiermalers Johann Frdr. Steinkopf (s. S. 736), geboren am 7. Sept. 1773 zu Ludwigsburg in Württemberg, † zu London am 29. Mai 1859. Schon früh offenbarte sich in dem Knaben der fromme Sinn und die zarte Gewissenhaftigkeit, welche während seines ganzen Lebens die Grundzüge seines Wesens bildeten. Die strenge Zucht des Vaters, die sorgende Liebe der Mutter hielten alle störenden Einflüsse fern. Von besonderer Bedeutung für seine innere Entwicklung war das leuchtende Vorbild seiner Großmutter, von der er noch im hohen Greisenalter mit der rührendsten Anhänglichkeit sprach. Sie veranlaßte ihn bei seiner Confirmation ein Tagebuch zu führen, in das er alle wichtigeren Erlebnisse und inneren Erfahrungen eintragen sollte. Er that das bis wenige Tage vor seinem Tode; das Tagebuch diente ihm dazu, sich selbst zu überwachen und täglich Rechenschaft von seinem Haushalten zu thun. Auf dem Stuttgarter Gymnasium mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, trat er 1790 in das evangelische Seminar in Tübingen ein und vollendete dort 1795 seine Studien. Den so durchaus tüchtigen und entschieden frommen jungen Mann berief sogleich auf des Stuttgarter Hofcaplans Rieger Empfehlung die Christenthumsgesellschaft in Basel zum Secretär. In dieser Stellung blieb er 5 Jahre, während er zugleich in verschiedenen Familien als Hauslehrer fungirte. Die vielseitigen Bestrebungen, deren Mittelpunkt die Christenthumsgesellschaft war, verschaffte ihm einen ausgebreiteten Kreis gleichgesinnter Bekannten; zu Männern wie Lavater und dem Antistes Heß trat er in persönlichen Verkehr. Die Correspondenzen mit den Zweigvereinen brachten ihn aber auch mit dem Ausland in Verbindung, namentlich mit England, wo eben das neu erwachte religiöse Interesse sich in Gründung von Gesellschaften für Mission u. s. w. kund that. Eine Berufung an die Gemeinde Efferding bei Linz in Oberösterreich zerschlug sich wieder, weil St. der österreichischen Regierung „als Fanatiker und Revolutionär" denuncirt worden war. Ihm war vom Himmel ein wichtigerer Wirkungskreis beschieden. Die Gemeindevorsteher der deutschen lutherischen Kirche in der Savoy in London hatten sich an die Tübinger Facultät mit der Bitte gewandt, ihnen einen Prediger vorzuschlagen. Die Facultät empfahl St., der dann auf Grund seiner Probepredigt mit großer Mehrheit gewählt ward und sein Amt am 1. Advent 1801 antrat. Durch die schon von Basel aus angeknüpften Beziehungen trat er sogleich in enge Verbindung mit der englischen religiösen Tractatgesellschaft, wie mit der kirchlichen und Londoner Missionsgesellschaft. Zugleich aber leitete er diese religiösen Bewegungen nach Basel hinüber, wo sein Freund Blumhardt (s. A. D. B. II, 755) sein Nachfolger im Secretariat der Christenthumsgesellschaft ward. Indem er das Interesse der Gesellschaft nun hauptsächlich auf die Heidenmission lenkte, gab er den Anstoß zu der 1815 erfolgten Gründung der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel.

Es war in der wichtigen Sitzung der Londoner Tractatgesellschaft vom 7. Dec. 1802, der Steinkopf beiwohnte, daß der Gedanke einer die ganze Welt umfassenden Bibelgesellschaft aufgenommen wurde. St. erbot sich sofort zu einer

1803 ausgeführten Reise in seine Heimath, um die dortigen Zustände zu prüfen, und als sodann in der Sitzung vom 7. März 1804 die britisch ausländische Bibelgesellschaft gegründet ward, waren es hauptsächlich Steinkopf's ergreifende Darlegungen, welche die Bedenken der bischöflichen Geistlichen gegen die weiteste Ausdehnung der Gesellschaft unter Betheiligung von Baptisten, Independenten, selbst Quäkern herbeiführten. Neben einem bischöflichen und Baptisten-Geistlichen wurde als dritter Secretär St. für das Ausland gewählt. Was er in dieser Stellung geleistet und geschaffen hat, bildet ein hervorragendes Blatt in dem Ehrenkranz der Bibelgesellschaften. Indem er zugleich von 1808—19 das Amt eines auswärtigen Ehrensecretärs der Tractatgesellschaft bekleidete, wirkte er in wahrhaft großartiger Weise für beide Zwecke zugleich. Die erste größere Reise machte er vom Juni bis November 1812 mitten unter den Drangsalen des großen Krieges nach Dänemark, Schweden, Deutschland und der Schweiz, überall Bibelgesellschaften ins Leben rufend. Die ihm zur Verfügung gestellten reichen Mittel verwandte er zum Theil auch zur Verbreitung der katholischen Bibelübersetzung von van Eß. Eine zweite größere Reise durch Holland und die Schweiz unternahm er 1815. Auch diesmal ließ er van Eß, Goßner und Wittman in Regensburg die Summe von 1000 Pfd. Sterl. zukommen. Auf einer dritten Reise 1820 durch Frankreich, die Schweiz und Deutschland besuchte er über 40 von ihm gestiftete und unterstützte Bibelgesellschaften. Die zu sehr sich häufenden Arbeiten hatten ihn inzwischen 1819 veranlaßt, das Ehrensecretariat der Tractatgesellschaft niederzulegen. Nicht lange nachher aber war ihm der Schmerz beschieden, durch den Geist engherziger Orthodoxie, nämlich durch den 1825 ausbrechenden Apokryphenstreit aus seiner Thätigkeit verdrängt zu werden. Unter den gehässigsten persönlichen Angriffen ward der namentlich auch gegen den Druck der katholischen Bibeln gerichtete Streit durch zwei Jahre geführt, um mit dem Sieg der Apokryphenfeinde zu enden. Damit waren alle continentalen Bibelgesellschaften, welche die Apokryphen zuließen, von der englischen geschieden; St. legte 1826 sein Amt nieder. Er war aber eine viel zu selbstlose Natur, um sich deswegen von der Sache seines Herzens zurückzuziehen. Bis in sein höchstes Alter hat er ihr mit Rath und That gedient. Noch andere milde Stiftungen nahmen seine Zeit daneben in Anspruch. 1806 gründete er die „Gesellschaft für nothleidende Ausländer" und noch 1845 betheiligte er sich an der Stiftung des deutschen Hospitals in London. — St. war ein Mann des Friedens und der Vermittlung, weitherzig anerkannte er das Gute wo er es fand und fühlte sich eins mit allen, die auf evangelischem Glaubensgrunde standen, welcher Kirche sie auch angehören mochten. Confessionelle Fragen traten ihm daneben ganz in den Hintergrund zurück. Ihm galt es unmittelbar den Glauben aus der heil. Schrift zu schöpfen und in das praktische Leben hereinzuleiten. Seinen Kanzeldienst versah er bis an sein Lebensende. Am 1. Advent 1851, am Jubiläum seiner 50jähr. Amtsführung, hielt er in frischer Kraft selbst die Festpredigt. Seine Gemeinde überreichte ihm bei dieser Gelegenheit einen bedeutenden Beitrag zu einer Waisenstiftung, die seinen Namen trägt. Fast noch acht Jahre nachher war es ihm vergönnt sein Amt zu führen. Von einer schweren Krankheit im Winter auf 1859 erholte er sich sogar noch einmal, predigte noch am Osterfest und den folgenden Sonntagen, dann entschlief er nach kurzer Krankheit sanft im 86. Lebensjahre. Seine Gattin, eine feingebildete Engländerin, mit der er in kinderloser, aber höchst glücklicher Ehe gelebt hatte, verlor er schon im J. 1851. Ein Verzeichniß seiner Schriften, meist Predigten, gibt die unten angeführte Biographie, der diese Skizze entnommen ist. Die Eingangs erwähnten Tagebücher scheinen leider von seinen Testamentsvollstreckern unverantwortlicherweise vernichtet zu sein.

Dr. C. Schoell, Hofprediger an St. James in London: Karl Friedr. Adolf Steinkopf. (Blätter für Württ. Kirchengesch., 7. Jahrg. 1892.)

v. L.

Steinla: Moritz St., Kupferstecher, geboren am 21. Aug. 1791, † am 21. Sept. 1858 in Dresden, legte seinen Familiennamen Müller ab und nahm den Namen seines Geburtsortes Steinlah bei Hildesheim an, nachdem er sich durch ausgezeichnete Arbeiten hervorgethan und neben einem berühmten gleichnamigen Stecher bekannt gemacht hatte. Den ersten Unterricht hatte er an der Akademie zu Dresden genossen, dann besuchte er Italien und ward Schüler Longhi's und Morghen's; Blätter von seiner Hand weisen die gedruckten Datirungen Mailand 1826 und Florenz 1828 auf. Später übte er selbst das Lehramt aus und versah von ungefähr 1838 an bei der Dresdener Akademie die Professur der Kupferstecherkunst, bis er diese Stelle am 1. April seines Sterbejahres niederlegte. Unter den Originalarbeiten, deren Wiedergabe er sich als Aufgabe für seinen Grabstichel gewählt hat, befinden sich nicht wenige Kunstwerke allerersten Ranges und namentlich mehrere Rafael'sche Bilder. Die bedeutendsten unter seinen Stichen sind die folgenden, die wir in der Reihenfolge, wie sie entstanden sind, anführen: „Christus mit dem Zinsgroschen" nach Tizian (1829), die Pietà nach Fra Bartolomeo, „Der Kindermord" nach Rafael, „Die Madonna della Misericordia" nach Fra Bartolomeo, die Madonna nach Holbein, die Sixtinische Madonna und die Madonna del pesce nach Rafael. Des letztgenannten Bildes wegen unternahm er im J. 1852 eine Reise nach Spanien. Seine reichhaltigen Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Münzen und Versteinerungen kamen großentheils in den Besitz der königlichen Sammlungen zu Dresden.

Nagler, Künstler-Lexikon XVII, 295—299. — Fr. Müller, Die Künstler aller Zeiten, Bd. 3, 1864, S. 597 f. —b.

Steinlage: Nikolaus (v.) St., geboren am 22. Juli 1534 in Osnabrück, Lector der Theologie und 25 Jahre lang Prediger und Vicar am Dom zu Münster. Er gehörte zu der vom Bischof Johann von Hoya am 1. Juli 1571 ernannten Commission, welche von 1571—1573 eine allgemeine Visitation der Diöcese Münster vornahm und 1582 auf Grund der gewonnenen Resultate Vorschläge über die zu treffenden Maßnahmen machen sollte. (Publicat. aus d. preuß. Staatsarchiven Bd. IX, Actenst. Nr. 286 und 514.) 1579 wurde er lt. Academia Carolina Osnabrugensis sive Athenaeum christianum. Osnabrugi 1630. Hypotyposis VI p. 57, Prior des Natruper Dominicanerklosters in Osnabrück; jedoch sind weitere Nachrichten über seine Ordensthätigkeit nach g. Mittheilung des Staatsarchivars Dr. Philippi weder in den auf dem Osnabrücker Staatsarchive befindlichen Urkunden und Acten, noch in dem dort aufbewahrten Verzeichnisse der Prioren und Lectoren dieses Klosters zu finden. Im J. 1588 erlaubte er in seiner Eigenschaft als Domprediger den nach Münster gekommenen Jesuiten statt seiner im dortigen Dom zu predigen. Als er diese Erlaubniß bald nachher zurücknahm, errichteten sich die Jesuiten, welche die besondere Gunst des Domcapitels genossen, im alten Chore eine eigene Kanzel, so daß Steinlage's früher stark besuchte Predigten nur noch wenig Zuhörer fanden. Voll Zorn hielt derselbe am 13. October 1589 eine feurige Rede gegen diejenigen, welche ihren Stuhl von hinten in die Kirche brächten, und gab kurz darauf, vom Schlagfluß gerührt, unter heftigen Verwünschungen gegen die Jesuiten seinen Geist auf. Da er fürchtete, daß sich diese nach seinem Tode auch seines Hauses in Münster bemächtigen könnten, hinterließ er es dem Osnabrücker Kloster mit dem Rathe, dasselbe, für das ihm bereits 1000 Rthlr. geboten, baldigst zu verkaufen. (Geschichtsquellen des Bisth. Münster, Bd. III, S. 98, 249 u. 335.) —

Die Bibliothek des Gymnasium Carolinum zu Osnabrück (s. Progr. 1876, S. 12) besitzt von ihm eine ca. 160 Quartblätter umfassende Handschrift: Explicatio Evangeliorum a Dominica Septuag. usque ad alteram pentecostes diem. A. 1569—1577. P. Bahlmann.

Steinle: Eduard Jacob v. St., geboren am 2. Juli 1810 zu Wien, † am 18. September 1886 zu Frankfurt am Main, Sohn des sehr tüchtigen Graveurs Johannes Steinle, wandte sich schon frühe dem Zeichnen zu. Seine erste künstlerische Ausbildung erhielt er auf der kaiserlichen Akademie der bildenden Künste zu Wien, wo er unter Kininger's, des Professors der Schabekunst, Leitung zunächst zu einem begeisterten Anhänger Füger's und der von diesem vertretenen akademischen Richtung heranwuchs. Als er nach Erlangung hervorragender technischer Fertigkeit im Zeichnen sich, da er sechzehn Jahre alt geworden war, der Malerei zuwenden wollte, traf es sich, daß in dem Maleratelier der Akademie kein Platz frei war. So entschloß sich sein Vater, ihn dem eben aus Rom zurückgekehrten Kupelwieser anzuvertrauen. Hierdurch wurde St. der akademischen Schablone und Manier entrissen und er trat in Berührung mit dem frischen Geiste, mit dem die Meister der neudeutschen Schule in Rom die Malerei zu erfüllen strebten. Dieser erfaßte den Jünger der Kunst mit solcher Macht, daß er schon nach zwei Jahren, im September 1828, selbst nach Rom wanderte. Hier schloß sich der Achtzehnjährige an Philipp Veit und besonders an Overbeck an, der für die nächste Zeit für ihn maßgebend wurde und mit dem er in Gesinnung wie in künstlerischer Anlage am meisten übereinstimmte. Die hohe Bedeutung dieses Umschwunges seiner künstlerischen Richtung erkennt St. selbst in hohem Maße an. Noch 1884 schreibt er an seinen Freund Arnold Otto Meyer in Hamburg: „Es war eine Fügung Gottes, die mich so frühe aus der Richtung Füger's herausführen wollte, und daran hat sich der Glaube und die Erkenntniß des hohen Werthes der mittelalterlichen Kunst angereiht.“ Overbeck war es denn auch, der dem jungen Freunde die erste größere Bethätigung in der Kunst ermöglichte, indem er ihm die Ausführung zweier Fresken in der Kirche Santa Trinità dei Monti zu Rom zuwies. St. hat sie indessen nur entworfen: die Ausführung mußte er anderen überlassen, da ihn der Tod seines Vaters 1830 nach Wien zurückrief. Aber noch hielt er seine Ausbildung in Italien nicht für abgeschlossen: er eilte alsbald wieder dahin zurück und arbeitete dort noch drei Jahre. Nach Wien zurückgekehrt vermählte er sich mit Caroline Kern. Von entscheidender Bedeutung wurde für ihn, der in Wien keine genügende Beschäftigung fand, eine Reise, die er 1837 nach Frankfurt a. M. machte, das damals in der Entwickelung der neueren deutschen Malerei eine bedeutsame Stellung einnahm. Hier wirkte das eben vollendete große Freskobild von Philipp Veit „Die Einführung der Künste in Deutschland durch die Religion“ durch die eigenthümliche Verbindung der historischen und der religiösen Anschauungsweise mächtig auf ihn ein. Hier wurde ihm auch der erste größere Auftrag zu theil, der es ihm ermöglichte, in die Reihe der selbständig arbeitenden, einen eigenen Weg gehenden Künstler zu treten: die Ausmalung der Schloßcapelle auf Rheineck. Da St. auch zwei Kaiserbilder (Albrecht I. und Ferdinand III.) für den Kaisersaal im Römer zu malen hatte, so verlegte er seinen Wohnsitz nach Frankfurt, nachdem er noch einen Aufenthalt in München genommen hatte, wo er im Görres'schen Hause Clemens Brentano kennen lernte und damit die Beziehungen zu der Brentano'schen Familie in Frankfurt knüpfte, die ihm für Kunst und Leben ein dauernder fester Halt werden sollte. In München arbeitete St. bei Cornelius an der Ausmalung der Ludwigskirche: Cornelius schätzte ihn so hoch, daß er ihn mit dem Entwurfe zu der Darstellung des Weltschöpfers am Chorbogen beauftragte. Steinle's Entwurf entsprach jedoch nicht der von Cornelius gewünschten Auffassung; nicht

das Künstlerische war es, was ihm nicht genügte, sondern die Auffassung des Göttlichen stimmte nicht zu der Empfindungsweise von Cornelius, der daher nun selbst einen Entwurf machte und diesen ausführen ließ. Nach seiner Uebersiedlung nach Frankfurt blieb St. dauernd in dieser Stadt. Zunächst erhielt er ein Atelier im Städel'schen Institut, verließ dies aber, als Philipp Veit 1843 seine Directorstelle niederlegte und mit seinen Schülern und Freunden in das Deutsch-herrenhaus in Sachsenhausen übersiedelte. Im J. 1850 jedoch wurde St. als Professor der historischen Malerei an das Städel'sche Institut berufen, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieben ist. Steinle's Schaffensgebiet ist ein ungemein reiches: es umfaßt die ernstesten Gegenstände tiefster Religiosität und den heitersten neckischen Humor mit gleicher künstlerischer Kraft; nur von dem glatten Alltagsleben, das sich für ihn dem Hauche anmuthsvoller poetischer Stimmung entzieht, hält er sich mit bewußter Entschiedenheit fern. Wo er sich religiösen Gegenständen zuwendet, wird für ihn die katholisch-kirchliche Auffassungs-weise eine Fessel, die die freie Entfaltung seiner künstlerischen Kraft eindämmt. Dies ist der Punkt, der ihn von Cornelius scheidet. Je mehr jedoch ein Gegen-stand sich der kirchlich vorbestimmten Auffassung entzieht, desto ungehemmter bricht die künstlerische Kraft hervor, die durch den Zauber maßvoller romantischer Poesie aufs edelste geläutert ist. Dazu tritt die vollendete Anmuth der schönen Form, die meisterhafte Technik im Zeichnen, der märchenduftumwobene zarte Hauch des Aquarells, die allmählich wachsende Kraft der mit den coloristischen Bestrebungen der neueren Zeit maßvoll Schritt haltenden Oelmalerei. Nimmt man noch hinzu die stets bereite Kraft der Erfindung, so läßt es sich begreifen, wie St. auf so mannichfaltigen Gebieten als Meister auftreten und anerkannt werden konnte, wie es in seinem zweiten Vaterlande, im Rheinlande, allmählich selbstverständlich wurde, daß monumentale Werke von St. geschaffen wurden. Nachdem er in Köln die Engelchöre im Chor des Domes und die die künstlerische und die culturgeschichtliche Entwickelung Kölns darstellenden Wandbilder im Treppenhause des Wallraf-Richartz-Museums in Fresko geschaffen hatte, füllt er die sieben Nischen in der Marienkirche zu Aachen mit einem Bildercyclus, der das Dogma der unbefleckten Empfängniß der Maria zum Gegenstand hat, schmückt er die Schloßcapelle in Kleinheubach für die Familie Löwenstein-Wertheim mit einem Cyklus aus dem Leben der Maria, entwirft er im Wettkampf mit Cornelius, Veit und Overbeck eine Skizze für das von Friedrich Wilhelm IV. gewünschte Altarbild des beabsichtigten Berliner Domes, die „Erwartung des Weltgerichtes" darstellend, malt er die St. Aegidikirche in Münster und die Apsis des Münsters in Straßburg aus. Endlich tritt auch Frankfurt in die Reihe: mit Alexander Linnemann vereinigt schafft St. die Cartons für Fenster im Dome und in der protestantischen Katharinenkirche. Er übernimmt den bildlichen Schmuck des Frankfurter Domes: sämmtliche Bilder sind von ihm in Aquarell ausgeführt. Die Uebertragung ins Große und auf die Wände geschah zum Theil unter seiner Leitung und Mitwirkung, die Fertigstellung erfolgt nach seinen Entwürfen. Als es sich um Ausschmückung des neuen Opernhauses in Frankfurt handelte, entwarf St. das ganze Programm: nach seinen Skizzen haben die einzelnen Künstler, denen die Ausführung übertragen wurde, gearbeitet. Von Oelbildern mögen zur Charakteristik der steigenden Betonung des Coloristischen genannt werden: „Die tiburtinische Sibylle" im Städel'schen Institut, „Mariä Heimsuchung" in Karls-ruhe, „Maria Magdalena am Ostermorgen", „Jesu Nachtreise mit den Jüngern" in Privatbesitz. Gerne nimmt St. für seine reiche Schöpferkraft die Form des Cyclus in Anspruch: hier versteht er es, namentlich in den späteren Werken, mit großer dramatischer Kraft den Fortgang der Erzählung klar vor Augen zu stellen, die er theils der Legende, theils dem Märchen und der poetischen Litteratur

entnimmt: hier sei in erster Linie die Legende der hl. Euphrosyne erwähnt, dann die hl. Margarita von Cortona, Schneeweißchen und Rosenroth, der Kaufmann von Venedig, Parzival, ferner die Schöpfungen nach den Märchen von Brentano, in denen die Seltsamkeiten der romantischen Laune des Dichters zu reizvollen Gebilden abgeklärt erscheinen, wie im Müller Radlauf, während die drastische Lebensweisheit in den „mehreren Wehmüller“ mit vollendetem Humor zur Darstellung kommt. Schließlich mögen noch seine Porträte erwähnt werden, deren eines der besten, der Kupferstecher Kappes, sich jetzt im Städel'schen Institut befindet. Durch diese ganze, hier nur angedeutete Mannigfaltigkeit der Schöpfungen Steinle's geht aber doch eine einheitliche Grundstimmung: es ist die Sehnsucht nach Erlösung und der Ausblick auf die von außen erhoffte und erwartete Hülfe, der echte Grundton der romantischen Weltanschauung. Am deutlichsten tritt sie in den Werken auf, die nicht auf äußere Bestellung hin, sondern aus eigenstem innerem Bedürfnisse entstanden sind, wie in den „drei Weltreichen“ im Städel'schen Institut (abgebildet in der unten erwähnten „Charakteristik“), oder auf weltlichem Gebiete in dem Thürmer und in dem Geiger in der Schack'schen Sammlung München. Einen möglichst vollständigen Ueberblick über Steinle's Thätigkeit bis 1879 gibt Constant v. Wurzbach: Ein Madonnenmaler unserer Zeit (Eduard Steinle). Wien 1879. Eine Ergänzung nach der Seite der Originalwerke hin, bietet der vom Städel'schen Institut herausgegebene Katalog: Ausstellung von Werken des Eduard v. Steinle im Städel'schen Kunstinstitut 1887 (Vorwort von Veit Valentin, Katalog von H. Pallmann). Vgl. ferner: Eduard Jakob v. Steinle. Eine Charakteristik von Veit Valentin. Mit Abbildungen. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für bildende Kunst. Leipzig, E. A. Seemann. 1887.) Eine ausführliche Lebensbeschreibung wird von dem Sohne des Künstlers vorbereitet. Eine Vorarbeit bietet dessen Veröffentlichung des Briefwechsels von St. und Reichensperger. Ein Album ausgewählter Werke (50 Blatt Folioformat) ist bei F. A. C. Prestel in Frankfurt erschienen: vgl. hierzu Chronik der vervielfältigenden Künste II, S. 59—63. Veit Valentin.

Steinlein: Karl St., Nationalökonom, geboren am 24. April 1796 in Bamberg, machte seine Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt, und widmete sich an den Universitäten Würzburg, Erlangen und Göttingen insbesondere den Staatswissenschaften. Im J. 1825 habilitirte er sich an der staatswirthschaftlichen Facultät der Universität München, wo er bis 1834 als Privatdocent lehrte. Später trat er in den praktischen Verwaltungsdienst über, war 1840 Cassirer in Würzburg und starb daselbst 1851.

Von einem groß angelegten „Handbuch der Volkswirthschaftslehre“ veröffentlichte er im J. 1831 einen ersten Band, welcher in seinem allgemeinen Theile wenig originell, und nur durch überaus reiche litterarische Uebersichten werthvoll ist. Bei seinen Zeitgenossen hat er immerhin durch das Bestreben, die herrschende Nüchternheit der Lehre durch Verwerthung eines höheren philosophischen Standpunkts zu überwinden, manche Hoffnungen erregt, welche leider nicht verwirklicht wurden. Weitere litterarische Leistungen liegen von ihm nicht vor.

v. Prantl, Gesch. der Ludwig-Maximilians-Universität. — Mohl, Gesch. und Litteratur der Staatswissenschaften III. — Roscher, Gesch. der Nationalökonomik in Deutschland S. 942. Inama.

Steinmann: Friedrich Arnold St., Litterat, wurde am 7. August 1801 zu Cleve geboren. Aus den Jahren seiner Kindheit ist wenig zu erfahren. Er bezog 1819, nachdem er die schulmäßige Vorbereitung erledigt hatte, die Universität zu Bonn, um die Rechte zu studiren, was er sodann bis 1822 in Heidelberg fortsetzte. Bald darauf erhielt er das Amt eines Auscultators beim Ober-

landesgericht zu Münster, ward 1827 als Secretär ebenderselben Gerichtsstelle fest angestellt, aber nach dem Eintritte der politischen Reaction und der damit verbundenen Beamtenmaßregelung 1854 mittelst Beschlusses des kgl. preußischen Staatsministeriums wegen der in seiner „Geschichte der Revolution in Preußen" (1849) vorgetragenen Anschauungen nachträglich seines Postens enthoben. Seitdem beschäftigte sich der schon andauernd litterarisch thätig Gewesene wesentlich mit der Sammlung und Herausgabe apokrypher Dichtungen und Briefe Heinrich Heine's. In dieser Zeit lebte St. ziemlich zurückgezogen meist in Münster i. W., wo er auch, der einstmals viel Genannte, fast vergessen am 9. Februar 1875 starb.

Steinmann's Eigenart spricht sich am deutlichsten in seinen halb social- und culturhistorischen, halb humoristisch-satirischen Beiträgen zur Beurtheilung zeitgenössischer preußischer Verhältnisse aus. Es gehören hierher: „Briefe aus Berlin" (2 Bände, 1832); „Berliner Schwärmer, Raketen und Leuchtkugeln" (1832); „Mefistofeles. Revue der deutschen Gegenwart in Skizzen und Umrissen" (5 Bde., 1842—44), eine viel Interessantes bietende Sammlung von Glossen zu gleichzeitigen Vorgängen; „Caricaturen und Silhouetten des 19. Jahrhunderts" (3 Bde., 1843); die schon genannte „Geschichte der Revolution in Preußen" (1849); „Berliner Caricaturen und Silhouetten" (1850). Einige andere Veröffentlichungen ähnlicher Art, wie „Fliegende Blätter aus Rheinpreußen und Westfalen" (1833), neigen mehr zur localgeschichtlichen Publicistik, der Steinmann's schriftstellerische Anfangsleistung, „Münsterische Geschichten, Sagen, Legenden und Sprüchwörter" (1825), ganz angehört. Ganz ins Launigironische geht die „Narrenbibliothek" (1827) auf, während „Bilder und Skizzen aus der Zeit" (3 Thle., 1846) schon neben Aufsätzen aus der Culturgeschichte, solche über Kunst und Litteratur bringen. Freilich herrschen auch hier noch Steinmann's übliche Gesichtspunkte vor, wie allein die Ueberschrift „Die Rothschilde und die Weltgeschichte der Gegenwart" zeigt; Steinmann's eigene Anmerkung in einem späteren Schriftchen: „Das Haus Rothschild. Von Friedrich Steinmann, erschien später neugearbeitet und zu 2 Theilen erweitert bei Kober in Prag" kann ich nicht controliren. Der Litteratur und ihrer Würdigung widmen sich: „Taschenbuch für deutsche Litteraturgeschichte" (1834); „Musenalmanach für 1843" (1842/43); „Litterarische Monatsschrift", in drei Jahrgängen (1844—46) erschienen. Seine Belletristik enthalten folgende Bücher: „Gedichte" (1834); „Zum Tode verurtheilt" (1843), ein Volksdrama; „Sie muß ins Kloster" (1845), Lustspiel; „Erzählungen und Novellen" (2 Bde., 1826); „Atlantis. Amerikanische Erzählungen und Geschichten" (1853); „Die Welt der Verbrecher. Merkwürdige Criminalgeschichten" (1853). Für eigene künstlerische Gestaltung schönwissenschaftlicher Vorwürfe oder deren sachliche und ästhetische Kritik fehlten St. die Anlagen. Er besaß dagegen eine ergiebige publicistische Ader, die bisweilen auch für eine allerdings in der Regel klotzige Polemik ausreichte, ein wohl seiner Verbitterung über persönliche Zurücksetzung entsprungenes Gewächs.

Letztere Eigenschaft befruchtet auch seinen Kampf um die von ihm vorgelegten ungedruckten oder versprengten Blätter, die er auf seinen Jugend- und Studienfreund Heinrich Heine zurückführte. Die letzte selbständige Schrift von St., „Der Froschmäusekrieg wider H. Heine's Dichtungen" (1861), liefert von diesem Standpunkte aus das erläuternde und angeblich kritische Relief hierzu. Sie ist für Steinmann's Betrachtungsweise, die höherer Maßstäbe durchaus entbehrt, sehr bezeichnend und darf wenig mehr als den Werth einer oratio pro domo beanspruchen, da sie eben fast nichts an actenmäßigem Material zu Geschichte und Verständniß der Heine'schen Poesie gewährt. Unter anderem zieht St. daselbst in einem besonderen Abschnitt wider „die periodische Klatsch- und

Scandalpresse“ los, ohne sich anscheinend der eigenen Randalirsucht bewußt zu werden. Auch gehen hier greifbare Unterlagen fast ganz ab, und die argen Ausfälle gegen den ihm soeben erstandenen unbequemen Concurrenten Adolf Strodtmann, der in der That ein guter Heinekenner war, sind ohne Hand und Fuß. Thatsache ist, daß St. seine sämmtlichen Heine-Veröffentlichungen zunächst dem Originalverleger des Dichters, Julius Campe in Hamburg, angeboten hat. Dieser hat aber alles abgelehnt. So erschien denn Steinmann's biographisches Werk bei Kober in Prag als „Heinrich Heine. Denkwürdigkeiten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm. Mit dem Porträt und zwei Autographen Heine's“ (1857); es enthält über des Dichters Jugendjahre etliche richtige Angaben, daneben aber auch zahlreiche haltlose Lügen. Hingegen für die Mittheilung der Manuscripte, deren Heine'schen Ursprung er consequent behauptete, mußte er angesichts des Privilegs von Hoffmann und Campe Druck und Verlag im Auslande suchen. In den Jahren 1857—1862 gab St. nun in Amsterdam und Rotterdam nacheinander heraus: „Dichtungen von Heinrich Heine“ (4 Bde.); „Berliner Herbstmährchen in 27 Capiteln von Heinrich Heine“; „Briefe von Heinrich Heine“ (2 Bde.). Diese Bücher entfesselten bei Heine's Familie, die die Drucklegung überhaupt zu verhindern gesucht hatte, eine erklärliche Entrüstung, in der litterarischen Welt lebhafteste Bedenken und Zweifel. Wie sich die Sache wirklich verhält, dürfte auch heute noch nicht endgültig ausgemacht sein. So viel steht fest, daß St. wesentlich eine Anzahl plumper und ungeschickter Verse eigener Mache nach Heine's Tode als Erzeugnisse dieses Dichters in unsere Litteratur einzuschmuggeln versucht hat. Es war für Gustav Heine, Heinrich's Bruder, ein leichtes Stück, den durchsichtigen Schwindel trotz der bodenlosen Unverfrorenheit, in der St. beharrte, zu entlarven oder besser nachzuweisen. St. benahm sich in diesem ganzen Handel geradezu erbärmlich, wie ein litterarischer Gauner schlimmster Sorte. — Für die Beurtheilung von Steinmann's Heine-„forgeries“ — denn an Irelands Shakespeare-forgeries von 1796 wird man direct erinnert — folge ich den freundlichen Mittheilungen von H. Professor E. Elster in Leipzig, zum Theil wörtlich; vgl. Goedeke, Grdr.[1] III, 463 nr. 110. Elster urtheilt ferner in der Vierteljahrschrift für Litt.-Geschichte IV, 468, daß St. „durch die ebenso frechen wie thörichten Fälschungen Heine'scher Gedichte überhaupt sein Andenken mit dauerndem Makel befleckt hat“ und verbreitet sich ebenda über den relativen Werth von Steinmann's biographischen Beiträgen über Heine. Ludwig Fränkel.

Steinmann: Lenhart St., Wundarzt, gebürtig aus Willisau in der Schweiz, lebte um 1567 in Lübeck und war, wie der Bremer Bürgermeister Detmar Kenckel in seinem Hausbuch berichtet, besonders wegen seiner glücklichen Steinoperationen berühmt. Als Gehülfe stand ihm Magister David Greve aus Braunschweig zur Seite.

Aus Detmar Kenckel's Nachlaß. Bremisches Jahrbuch VII (1874), 17.

Ad. Hofmeister.

Steinmar: Berthold Steinmar v. Klingnau, Minnesinger der Verfallzeit. — Der Dichter entstammt dem niederen Adel; sein Geschlecht gehört zu den Ministerialen des mächtigen, mit Rudolf von Habsburg befreundeten Walther v. Klingen im Thurgau. Er tritt in Urkunden von 1251—1290 oder 1293 auf, in der Regel gemeinschaftlich mit einem Bruder Konrad. 1276 nimmt er Theil an dem Zug Rudolf's von Habsburg gegen Ottokar; daß er im Winter 1289, wie Meißner vermuthet, oder 1294, wie Wackernagel annahm, andere Feldzüge mitgemacht habe, ist nicht wahrscheinlich. — Er scheint nicht verheirathet und soll zuletzt Deutschordensritter in Beuggen gewesen sein.

Steinmar's charakteristische Dichterpersönlichkeit steht in der Berührung zweier

sehr verschiedener Kreise. Einerseits ist er ein Gefolgsmann Walther's v. Klingen, dessen Ehrgeiz es war, noch einmal das alte, von der Zeit längst überholte Ritterideal zu voller Wirklichkeit zu machen. Dazu gehört aber auch der Minnesang; Walther hat daher selbst Gedichte verfaßt, besonders aber Dichter begünstigt und in seiner Umgebung gehalten. Wahrscheinlich ward er selbst für den begabten Sänger in seinem Gefolge zum Vermittler der höfischen Dorfpoesie jüngeren Stils, wie sie am Hofe des schwäbischen Prinzen Heinrich von Dichtern wie Hohenfels und Winterstetten (die mit Klingen verkehren) und besonders von Neifen gepflegt wurde. — So kommt eine Fülle höfischer Einflüsse, traditioneller Manieren an St. heran. Auf der andern Seite ist er ein Schweizer, kein Mitglied des französisch-internationalen hohen Adels, sondern ein rechter Sohn der derben Heimath. Seine ganze Poesie erwächst aus dieser Mischung. Parodistisch ist sie nur, soweit sie hohlen Auswüchsen der alten Art gilt; sonst bricht er mit dieser keineswegs, sondern sucht die alten Formen mit neuem Inhalt zu füllen. St. ist ein, weniger bedeutendes, Gegenbild zu Neidhart v. Reuenthal: wie dieser, sucht er höfische Formgebung mit volksthümlichem Stoff zu vereinigen, aber er nimmt dabei nicht den Standpunkt des hochmüthigen Bauernspötters, sondern den eines fröhlich-gesunden Landjunkers ein.

Man hat seine Lieder chronologisch zu ordnen gesucht, wozu das Material doch nicht ausreicht. Zugeben kann man, daß ein von allen charakteristischen Eigenheiten seiner Muse noch fast ganz freies Lied (Swenne ich komen wil von swaere) den Anfang seiner poetischen Laufbahn bedeuten wird. Hervorzuheben ist ein Zug reiner, kindlicher Frömmigkeit, wie ihn sonst nur etwa Johansdorf zeigt. — Wahrscheinlich war es dann die schwäbische Hofpoesie und besonders der Ton Neifen's, welcher St. aus einem Mitsinger Walther's v. Klingen, zu einer dichterischen Individualität machen half. Er stimmt sich auf den Ton des Volksliedes, cultivirt besonders den Kehrreim; sein Lied von der „süezen selderin“ ist völlig in Neifen's Manier. — Eine weitere Epoche mag der Zug nach Oesterreich gemacht haben. Hier war die Lyrik ganz vom Einfluß Ulrich's v. Liechtenstein beherrscht, der in dem österreichischen Dichterkreise persönlich ebenso bestimmt den Mittelpunkt bildete, wie Klingen in der Dichtergemeinschaft des Thurgaus, der aber durch viel größeres Talent in viel weitere Bezirke wirkte. Der Gegensatz gegen den Don Quijote der Ritterpoesie scheint St. zu Parodien desselben getrieben zu haben, von denen jedoch nur eine Strophe (Als ein swîn in einem sacke) die von Ortner in übertriebenem Maaß behaupteten Beziehungen auf Verse Liechtenstein's bestimmt aufweist. Die von Ulrich aufgeworfene Streitfrage nach der Zulässigkeit des Tageliedes hat auch St. beschäftigt. Zunächst nimmt er — wie der Oesterreicher — theoretisch Stellung gegen diese bedenkliche Fiction; dann dichtet er, mit Benutzung altvolksthümlicher erotischer Liedchen, ein höchst realistisches Tagelied: Knecht und Dirne werden auf der Streu durch den Ruf des Hirten geweckt. — Erst nachdem er so durch den Gegensatz zu der längst unwahr gewordenen Minnepoesie in den Ton der späteneidhartischen Lieder gedrängt war, wird er seine originellste Specialität, das Herbstlied, gefunden haben. Wahrscheinlich war es (nach Neumann's Vermuthung) ein fahrender Clericus Gebewîn, der ihm den Anstoß gab, das in lateinischer Sprache längst gepflegte Tafellied in deutscher Dichtung zu eröffnen. Er hat darin zuerst bei Buwenburc, dann bei Hadloub Nachfolge gefunden.

St. gehört seiner Begabung nach zu jener zahlreichen und glänzenden Epigonenschar, mit der der Minnesang abstirbt. Wie Neifen und Liechtenstein ist er in der Form sicher und gewandt, aber nirgends originell, außer wo er volksthümliche Klänge mit höfischer Art zu neuen Mischungen verbindet. Mit jenen beiden theilt er dafür die Neigung, im Inhalt des Liedes Neues und Ueber-

raschendes zu bringen. Eine bescheidene Eitelkeit verräth sich, wie bei vielen von Neidhart direct oder indirect beeinflußten Sängern, in der Liebhaberei, seinen Namen in den Gedichten anzubringen. Entschiedener Witz ist den Liedern, die höfischen Ton auf Gegenstände der „niederen Minne" übertragen (besonders „Diu vil liebiu sumerzit"), nicht abzustreiten. Eine große Empfänglichkeit endlich thut sich in seiner herzlichen Naturfreude so gut wie in den mannigfachen Reminiscenzen (an Winterstetten, Neifen, auch den Tanhäuser und verwandte Naturen) kund. Für die Aufnahme des fränkischen Minnesangs in der Schweiz ist er ein charakteristischer Typus: erst Nachahmung, dann realistische Umdeutung. Seine Beliebtheit bezeugt die Aufnahme von verhältnißmäßig vielen Liedern in die Stammhandschrift der sog. Manessischen Sammlung; auch ist eins seiner freien Gedichte in geistlicher Umgestaltung verbreitet worden.

Die beste Ausgabe in Bartsch' Schweizer Minnesängern XIX, 170 f. Der Text auch bei Meißner, Berthold Steinmar v. Klingnau. Paderborn u. Münster 1886. Erklärende Anmerkungen und Parallelstellen in beiden Ausgaben sowie bei A. Neumann, Ueber das Leben und die Gedichte des Minnesingers Steinmar. Leipzig 1886. — Biographisches: v. d. Hagen, Minnesinger IV, 468. Bartsch a. a. O. CVI. Grimme in Pfeiffer's Germania XXXV, 323. Zu den angeführten Schriften von Meißner und Neumann vgl. Wilmanns, Anz. f. d. Alterth. XIII, 410 und besonders Berger, Ztſ. f. d. Phil. XX, 116. — Zur Metrik und Stilistik Bartsch, Meißner, Neumann; Beziehungen zu Liechtenstein: Ortner in Pfeiffer's Germania XXXII, 120. — Allgemeine Charakteristik: Uhland, Schriften V, 245. — Scherer, Litteraturgeschichte S. 215. — Bächtold, Gesch. d. deutsch. Dichtung in der Schweiz S. 156. (Für Walther v. Klingen vgl. Wackernagel, Kleine Schriften II, 327; Wilmanns, A. D. B. XVI, 189.) Richard M. Meyer.

Schaaffhausen*): Hermann S., ordentlicher Honorarprofessor der medicinischen Facultät in Bonn, Geheimer Medicinalrath, Physiologe, vergleichender Anatom und Anthropologe und als solcher einer der berühmtesten Mitbegründer der modernen Anthropologie, wurde geboren am 16. Juli 1816 zu Coblenz und starb am 26. Januar 1893 im 77. Lebensjahre mitten aus frischester Thätigkeit heraus ganz unerwartet an einer durch Myocarditis verursachten Herzlähmung. Vom J. 1834 an hatte er an der Bonner Hochschule die medicinischen Studien begonnen und schon damals erwachte sein Interesse für Anthropologie, angeregt durch die Vorlesungen, welche der bekannte interne Kliniker Nasse, einer der letzten Anhänger der älteren naturphilosophischen Richtung, über Anthropologie im Anschluß an Blumenbach zu halten pflegte, neben Ennemoser, dem eigentlichen Vertreter des Faches. Zur Vollendung seiner Studien bezog S. im J. 1837 die Universität Berlin, wo er 1839 den medicinischen Doctorgrad erwarb und 1840 das medicinische Staatsexamen bestand. In Berlin hat namentlich der damals in voller Jugendkraft dort lehrende berühmteste Physiologe Deutschlands, Johannes Müller, mit welchem S. landsmannschaftliche Beziehungen, beide waren in Coblenz geboren, verbanden, die stärkste Einwirkung ausgeübt. S. entschloß sich infolge davon selbst zur akademischen Laufbahn als Physiologe. Seine Doctor-Dissertation behandelte daher schon ein physiologisches

*) Zu Bd. XXX, S. 479.

Thema: „De vitae viribus“ und unter den nahezu die Zahl 400 erreichenden Einzelpublicationen finden sich auch aus den späteren Jahren eine größere Anzahl (32) zum Theil noch heute werthvoller physiologischer Aufsätze und Abhandlungen. Im J. 1844 habilitirte er sich an der Bonner Universität mit einer Rede: „Ueber die Fortschritte der Naturwissenschaften insbesondere der Physiologie“.

Schon vom J. 1845 an las S. über Anthropologie und hat das ununterbrochen fortgesetzt bis in das Wintersemester 1892/93 mit großem immer steigenden Beifall von Seite seiner Zuhörer, die sich aus allen Facultäten um den bewunderten Lehrer drängten. Außerdem las er im Beginn seiner akademischen Thätigkeit über specielle Physiologie, allgemeine Pathologie und mikroscopische Anatomie, die gleichen Lehrgegenstände, welche er in Berlin bei Johannes Müller gehört hatte. Eine lange Reihe von Jahren las er dann über Encyklopädie der Medicin, gerichtliche Medicin, allgemeine und vergleichende Physiologie. Den größten Erfolg hatten aber von Anfang an seine anthropologischen Vorlesungen, zu welchen er seit 1870, nach Semestern abwechselnd auch Urgeschichte des Menschen las, beide Vorlesungen, die letztere sogar noch mehr wie die ersten, gehörten bis zu seinem Tod zu den bestbesuchten Collegien der Bonner Universität. Diesen Lehrerfolg verdankte S., abgesehen von dem in den weitesten Kreisen seit der Mitte des Jahrhunderts neu erwachten Interesse an den anthropologischen und urgeschichtlichen Problemen, seiner hohen Begabung als Redner. Er war ein geborener Lehrer, sein angeborenes Rednertalent durch unablässige Uebung geschult, seine eigene warme Begeisterung für den Gegenstand, den er von den verschiedensten Seiten der Forschung und des menschlichen Lebens beleuchtete, wirkte hinreißend auf seine Zuhörer ein, von denen Viele ihm Anregungen fürs Leben verdanken und innige Anhänglichkeit bewahren. Die Vielseitigkeit seines Charakters und seiner Kenntnisse, welche in liebenswürdiger Weise bei allen seinen Vorträgen, wie im persönlichen Umgang sich geltend machten, gaben diesen einen ganz eigenartigen Reiz; er verstand es, seine ganze Person, seine volle Ueberzeugung in seinen Reden zum Ausdruck zu bringen, man mußte den Redner lieb haben, auch wenn man anderer Anschauung war als er.

S. hat sich um die Anthropologie als Lehrer das hohe Verdienst erworben, daß er in einer Zeit, in welcher nach dem Tode Blumenbach's an allen deutschen Hochschulen fast ohne Ausnahme die wissenschaftliche Anthropologie als Lehrgegenstand verschwand, das Interesse an ihr aufrecht zu halten verstanden hat, über jene für die Anthropologie trübe Periode hinüber bis, mit der Entdeckung des Diluvialmenschen, des Gorilla, der Pfahlbauten und mit dem Aufkommen der auf die Darwin'schen Schriften zunächst basirten modernen Naturphilosophie, auch für die Anthropologie wieder bessere Tage heraufkamen. S. hat sich diesen neuen Entdeckungen und Anschauungen mit wahrer Begeisterung angeschlossen. Von Haus aus philosophischen, ästhetischen und historischen Studien mit besonderer Neigung zugewendet, war er trotz der auf den Einfluß Johannes Müller's zurückführenden exacten naturwissenschaftlichen Schulung, im Grunde immer Naturphilosoph gewesen und ist es geblieben. Schon seine oben erwähnte Doctor-Dissertation sowie seine Habilitationsrede athmen diesen Geist. So sehen wir ihn den unter dem überwältigenden Einfluß Darwin's erstehenden Beginn einer neuen naturphilosophischen Epoche mit Freuden begrüßen. Er stellte seine ganze Natur- und Weltanschauung voll und ganz auf den Boden der neuerstandenen Entwicklungslehre, die ihm, in dem Sinne in welchem das ja einmal auch Rütimeyer von sich sagte, ein Glaubensbekenntniß geworden war, woran er die wissenschaftlichen Fragen und Ergebnisse zu beurtheilen und zu

messen pflegte. Darin lag die Stärke seiner Wirkung, aber auf der anderen Seite auch eine Schwäche, ein gewisses Zukurzkommen strenger Objectivität der Betrachtung, eine gewisse Neigung, dem, was in das System paßte, schon darum eine größere Wahrscheinlichkeit beizulegen.

Schaaffhausen's Lehrthätigkeit beschränkte sich nicht nur auf die akademischen Vorlesungen; nicht weniger hat er als Redner bei Congressen und allgemeinen, sowol nationalen als internationalen Versammlungen gewirkt, wobei ihm seine auf längeren Studienreisen nach Paris, London und Italien ausgebildeten Sprachkenntnisse in hohem Maße zu statten kamen. Er war Mitgründer und mehrfach I. Vorsitzender der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Mitglied und Ehrenmitglied einer großen Anzahl in- und ausländischer anthropologischer, urgeschichtlicher und Alterthumsvereine, an deren Arbeiten er sich mit lebhaftem unermüdlichem Interesse praktisch betheiligte; er war Präsident von mehreren rheinischen wissenschaftlichen Vereinen, darunter zehn Jahre lang der Vereine von Alterthumsfreunden der Rheinlande. In den Gesellschaftsschriften dieser Vereine, namentlich auch im Archiv für Anthropologie, zu dessen Gründern und ersten Mitarbeitern er gehört, sind die meisten seiner Publicationen niedergelegt. Die wichtigsten hat er selbst im Jahre 1885 in einem Octavband von 677 Seiten bei Marcus in Bonn unter dem Titel „Anthropologische Studien" erscheinen lassen, worin seine wissenschaftliche Wirksamkeit in allen ihren Hauptzügen zur Darstellung kommt. Die darin gesammelten 28 Abhandlungen und Reden (mit der Dissertation und der Habilitationsrede beginnend) behandeln, wie er selbst in der Vorrede bemerkt, alle wichtigen Fragen der Anthropologie, auch solche, die heute noch die Forscher beschäftigen, haben nach dem gegenwärtigen Stand unseres Wissens ihre Besprechung und Beantwortung gefunden. Unter seinen in diesen gesammelten Abhandlungen nicht enthaltenen Publicationen steht obenan die seit 1878 im Archiv für Anthropologie begonnene Veröffentlichung der Kataloge der „Anthropologischen Sammlungen Deutschlands, ein Verzeichniß des in Deutschland vorhandenen anthropologischen Materials", worin er durch unausgesetzte Anregung und Selbstarbeit einen Reichthum von Messungsergebnissen zusammengebracht hat, welche nun als Forschungsgrundlage für jeden Anthropologen bereit liegen und unentbehrlich sind.

Wie schon oben erwähnt, beträgt die Anzahl seiner Einzelpublicationen nahezu 400 (361), davon beziehen sich 278 auf Anthropologie im weitesten Umfang des Wortes einschließlich Entwickelungslehre, Zoologie des Diluviums und der Anthropoiden, Ethnologie u. a.; 32 sind vorwiegend biologischen und physiologischen Inhalts; 7 behandeln Fragen der Philosophie und Psychologie, 27 griechische und namentlich römische Archäologie, letztere vorzüglich nach rheinischen Funden. Die noch übrig bleibenden 17 Abhandlungen beschäftigen sich mit allgemein-archäologischen Fragen, darunter 6 speciell mit kirchlichen Alterthümern — ein Beweis der ungewöhnlichen Vielseitigkeit Schaaffhausen's, die er bis in sein hohes Alter durch Studienreisen fast in alle Länder Europas zu vermehren suchte.

Seine vielseitigen ästhetischen Neigungen — er war Dichter, Musiker, vortrefflicher Zeichner und Aquarellist, Naturfreund und Gartenkünstler —, sein offenes, liebenswürdiges, selbstloses Wesen haben S. auch als Menschen zahlreiche, innige Freunde gewonnen, und nicht vergessen dürfen wir, hervorzuheben, daß er es verstanden hat, Wissen und Glauben in seiner Lebensauffassung zu versöhnen; er, der fortgeschrittene Darwinianer, lebte und starb als ein frommer, katholischer Christ in vollem Frieden mit seiner Kirche, dreißig Jahre lang hat er das Präsidium des Kirchenvorstandes seiner Bonner Pfarrgemeinde geführt.

So verstehen wir die allgemeine Theilnahme der verschiedensten Kreise an seinem so plötzlich erfolgten, unerwarteten Tode — auch unser Kaiser, welcher in seiner Bonner Studentenzeit öfter in Schaaffhausen's Hause verkehrt hatte, ließ officiell einen Palmenzweig auf den Sarg legen.

S. hat als Lehrer und Forscher aber auch durch seine Persönlichkeit für die moderne Anthropologie in sehr wichtiger Weise gewirkt, sein Name wird in ihren Annalen unvergessen sein, und Deutschland wird noch lange den Verlust eines seiner wenigen akademischen Lehrer der Anthropologie betrauern.

Johannes Ranke.

Schröter *): Karl Fridolin S., altkatholischer Theolog und schweizerischer Geschichtsforscher, geboren am 28. Januar 1826 in Rheinfelden (Aargau), der älteste Sohn des dortigen Amtsstatthalters Joseph Fridolin S., besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und von 1841—45 die Kantonsschule in Aarau, wo u. a. R. Rauchenstein (s. A. D. B. XXVII, 392 ff.), E. L. Rochholz und L. Moßbrugger (s. A. D. B. XXII, 404 f.) seine Lehrer waren, und studirte dann Theologie in Freiburg und Tübingen. Auf der letzteren Hochschule hörte er auch die kirchen- und dogmengeschichtlichen Vorlesungen Ferd. Chr. Baur's, denn schon damals bekannte er sich zu dem immer festgehaltenen Grundsatze: „Ich will ein Priester sein, — kein Römling, sondern ein deutscher, ein schweizerischer Katholik.“ Im Spätjahre 1848 nach Rheinfelden zurückgekehrt, empfing er am 22. Sept. 1849 in Solothurn die Priesterweihe, übernahm aber schon im Frühling nach rühmlich bestandener doppelter Staatsprüfung den altclassischen, geschichtlichen und geographischen Unterricht an der heimischen Bezirksschule, womit er im Herbst noch die Religionslehrerstelle an dieser und der Gemeindeschule, sowie bald darauf das Rectorat an der ersteren verband. Gleich anfangs auch Caplan am Chorherrenstifte St. Martin, wurde er gegen Ende 1855 zum Chorherrn und Stadtpfarrer gewählt und am 6. Januar 1856 in diese beiden Aemter eingeführt. Als Lehrer Ernst und Milde weise verbindend, wußte er durch innige Hingabe an die Jugenderziehung, durch Gerechtigkeit und gleiches Wohlwollen gegen alle, mochten sie nun seines Glaubens sein oder einem anderen Bekenntnisse angehören, die Herzen seiner Schüler zu gewinnen. Gern rief er ihnen gelegentlich ein freundliches und ermunterndes Wort zu, gern spendete er ihnen kleine Geschenke: bei zufälligem Begegnen Früchte seines wohlgepflegten Gartens, die er vorsorglich mit sich genommen hatte, und ein Buch oder Bild, wenn sie von ihm schieden, um den ersten Schritt ins Leben zu thun. Neben der täglichen strengen Pflicht gönnte er auch der erlaubten Freude ihre Berechtigung und unternahm daher hin und wieder Ausflüge mit seinen Schülern oder führte ihrem Alter entsprechende dramatische Stücke mit ihnen auf: wie Jul. Otto's Schulfest, Arnold von Winkelried, Der Eidschwur auf dem Rütli, Schneewittchen und die Zwerge, Des Winters Flucht und des Frühlings Einzug. Nicht weniger ernst nahm er es mit der Erfüllung seiner geistlichen Pflichten. Wohlvorbereitet betrat er die Kanzel, klar und eindringlich redete er zu den Versammelten, und theilnehmend und liebevoll verkehrte er mit den Armen und Kranken seiner Gemeinde. In seinem amtlichen Wirken athmete der versöhnliche und milde Geist Wessenberg's, so daß der religiöse Friede niemals eine Störung erfuhr und Katholiken und Evangelische in fortdauernder Eintracht neben einander lebten. Freilich zollten die kirchlichen Oberen diesem friedfertigen Walten nicht immer ihren Beifall, und eine Verfügung des Erzbischofs von Freiburg untersagte ihm sogar jede geistliche Handlung auf badischem Gebiete. Im Fricktthal jedoch, wo die Zeiten Josef's II. in der Erinnerung

*) Zu Bd. XXXII, S. 572.

fortlebten, ließ sich dieser Geist nicht dämpfen, und wie stark er hier war, zeigte die altkatholische Bewegung zu Anfang der 70er Jahre. Sobald sie die Gemüther ergriff, schloß sich Rheinfelden unter Schröter's Führung als eine der ersten dortigen Gemeinden an sie an (2. Nov. 1872), worauf andere dem gegebenen Beispiele folgten. Vertrauensvoll ernannte ihn nun die neue kirchliche Gemeinschaft zum bischöflichen Vicar, sowie zum Mitgliede und später zum Vicepräsidenten der obersten Landesbehörde, des schweizerischen Synodalrathes. Daran schlossen sich als fernere Auszeichnungen für geleistete Dienste: die in seiner Kirche vollzogene Weihe des neuen Bischofs Dr. Ed. Herzog und die Verleihung des Doctorgrades durch die theologische Facultät der Berner Hochschule am 50. Jahresfeste ihrer Gründung (15. Nov. 1884). — Inzwischen hatten sich nach republikanischem Brauche noch andere und fast zu viele Ehrenämter auf ihn gehäuft; denn 1858 war er Inspector der Kantonsschule und hierauf Mitglied folgender Behörden geworden: der Aufsichtscommission der Pestalozzistiftung in Olsberg (1860), der Concursprüfungscommission für katholische Geistliche (1861), des Bezirksschulrathes in Rheinfelden (1862), des aargauischen Erziehungsrathes (1863), der Staatsprüfungscommission (1864) und der Bezirksschulpflege (1866). An diese zwiefache Thätigkeit in Kirche und Schule reiht sich dann noch diejenige auf dem Felde der heimathlichen Geschichte und zwar in so hervorragender Weise, daß man ihn geradezu den Geschichtsschreiber Rheinfeldens und des Frickthales nennen kann. Die Neigung zu historischer Beschäftigung hatte des Vaters Vorbild in ihm geweckt. Dieser hatte das städtische Archiv umgeordnet und, dadurch angeregt, auf urkundlicher Grundlage zwei handschriftliche Arbeiten verfaßt, eine: Chronik der Stadt Rheinfelden bis 1562, und eine: Geschichte der Stadt Rheinfelden bis 1803, wovon der Sohn 1864 ein Bruchstück: „Die Kriegslasten der Stadt Rheinfelden zur Zeit des dreißigjährigen Krieges“ herausgab. Zuerst beschränkte sich S. auf das Frickthal, zog aber seit der Gründung der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau, deren Mitstifter er war, noch andere heimathliche Gebietstheile in den Kreis seiner Forschung. Die erste, vorbereitende Versammlung der genannten Gesellschaft in Brugg (3. Nov. 1859) beschloß die Herausgabe eines Vereinsarchives, der „Argovia“, und eines Taschenbuches. Während jenes Urkunden, Regesten und daneben solche Abschnitte der Landesgeschichte mittheilen sollte, welche bisher einer diplomatisch genauen Darstellung entbehrt hatten, wurde dem Taschenbuche die Aufgabe zugewiesen, aus dem Bereiche der aargauischen Geschichte Stoffe darzubieten, die selbst weniger kundigen Lesern eine warme und würdige Empfindung für die Heimathskunde einflößen könnten. Mit der Herausgabe beider Vereinsschriften wurden Rochholz und S. als Redactoren betraut. Von dem „Taschenbuch der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau“ erschienen nur zwei Bändchen: die Jahrgänge 1860 und 1861/62; die „Argovia. Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau“ dauert hingegen von 1860 bis heute fort und hat 1892 den 23. Bd. erreicht. An der Redaction betheiligte sich S. bis 1871, worauf Rochholz dieselbe bis 1887 allein weiterführte; Mitglied der Gesellschaft blieb er bis zu seinem Tode und versah von 1882—86 im Vorstande die Stelle des Vicepräsidenten. Geschichtliche Arbeiten aber hat er folgende veröffentlicht: „Mittheilungen zur Geschichte des Frickthals“, eine monatliche Beilage zur „Frickthaler Zeitung“ (1855), aber leider schon mit der 5. Nummer (Mai) wieder eingegangen; „Geschichte des Schulwesens der Stadt Rheinfelden bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts“ (im Schlußbericht über die Schulen in Rheinfelden 1856/57 und 1857/58); „Die Schützengesellschaft in Rheinfelden in den ersten zwei Jahrhunderten ihres Bestehens 1460—1650“ (Schlußbericht 1858/59); „Die Bestrebungen für Einrichtung einer höheren Lehranstalt in Rheinfelden“

(Rheinfelden 1859); „Ignatius Eggs. Das Lebensbild eines Kapuziners“ (Schlußbericht 1859/60); „Die Belagerung der Stadt Rheinfelden durch den Rheingrafen Johann Philipp im Jahre 1634“ (Taschenbuch 1860); „Der Anschlag der Berner auf Rheinfelden, 15. Decbr. 1464“ (Argovia 1860); „Die Pröpste des Collegiatstiftes St. Martin in Rheinfelden“ (Schlußbericht 1860/61); „Das verschwundene Dorf Höflingen“ (Argovia 1861); „Die Urkunden und Regesten des Frauenklosters Gnadenthal im Aargau“ (ebenda); „Ueberblick der Geschichte der Stadt Rheinfelden“ (Schlußbericht 1862/63); „Die Pfarrei Staufberg-Lenzburg und das Capitel Lenzburg vor der Reformation“ (Argovia 1862 und 1863, Aarau 1864); „Zwei Volkslieder aus der Geschichte der Stadt Rheinfelden“ (Schlußbericht 1880/81) und „Stiftungen für Schulen und Bildungszwecke in Rheinfelden“ (Schlußbericht 1885/86). Ferner gab er das „Festalbum zur vierhundertjährigen Jubiläumsfeier der Gründung der Schützengesellschaft in Rheinfelden“ (Frick 1861) gemeinsam mit F. A. Stocker heraus, der nach Schröter's Tode überdies noch eine Reihe nachgelassener geschichtlicher Aufsätze in seiner Zeitschrift „Vom Jura zum Schwarzwald“ veröffentlicht hat. Die angeführten Schriften sind wenigstens theilweise Vorarbeiten zu einer von ihm beabsichtigten culturgeschichtlichen Gesammtdarstellung seiner engeren Heimath. Zu diesem Zwecke hatte er während vieler Jahre ein reiches und werthvolles Material zusammengebracht, mit dessen Vorlegung er die historische Gesellschaft an ihrer 22. Jahresversammlung (22. Aug. 1881) überraschte; doch vermochte er unter dem Drucke der geschäftlichen Belastung und infolge seines frühen Sterbens die umfassende Aufgabe nicht zu bewältigen. — An dem gesellschaftlichen Leben seiner Vaterstadt nahm er den regsten Antheil. Er war Mitstifter und fleißiger Gast der Lesegesellschaft „Frohsinn“; er bewahrte das Liebhabertheater im Kapuzinerkloster durch Begründung einer Actiengesellschaft vor dem Verkauf und rettete es so für seine Mitbürger; er übernahm mit vier anderen dessen Leitung und besorgte mit gewohntem Eifer die Regie. Ein ungewöhnliches Talent entfaltete er bei der Anordnung historischer Festzüge, deren Glanz und zeitgemäße Treue weithin Aufmerksamkeit erregten. Der erste am 11. Febr. 1866 führte in acht Gruppen die Geschichte Rheinfeldens von der Mitte des 12. bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts vor; zwei andere fanden am 7. Mai 1876 und am 15. Febr. 1885 statt, von denen der letztere den Einritt Kaiser Ferdinand's I. in die Stadt (9. Jan. 1563) darstellte. Die dabei nothwendigen belebenden Ansprachen und Wechselreden verfaßte er gleichfalls. — Nachdem er noch am 6. Januar 1881 die 25jährige Jubelfeier seiner pfarramtlichen Thätigkeit begangen hatte, sah er allmählich immer leidensvollere Tage heraufziehen. Wie sonst hoffte er auch im Sommer 1886 durch den Aufenthalt in der reineren Alpenluft seine gichtischen und rheumatischen Schmerzen heilen zu können; allein sein Zustand hatte sich bereits so verschlimmert, daß er, statt in das Hochgebirge, nach Clarens am Genfersee reisen mußte. Dort verlebte er den Herbst, kehrte aber ernstlich krank nach Rheinfelden zurück, wo der Tod am 27. December 1886 sein Dasein endete. Ein litterarisches Denkmal hat ihm Hans Blum in seiner oberrheinischen Geschichte: Herzog Bernhard (1885) und in seinem Roman: Die Abtissin von Säckingen (2 Bde., 1887) gestiftet, indem er auf zwei der darin auftretenden Persönlichkeiten, den evangelischen Prediger Eberlin von Günzburg und den katholischen Chorherrn Hilarius Schrütter, geistige und gemüthliche Züge des verstorbenen Freundes übertrug.

(F. A. Stocker) in den Basler Nachrichten, Nr. 357 vom 29. Decbr. 1886, S. 1 cd. — Derselbe, Karl Schröter. Ein Lebensbild, in seiner Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald, 4. Bd., Aarau 1887, S. 51—63 u.

81—102. (Mit Schröter's Bildn.) — Anzeiger für Schweizer. Geschichte, 18. Jahrg. (Neue Folge), Nr. 4, S. 87 f. — Vgl. auch Taschenb. d. Histor. Gesellsch. d. Kantons Aargau für d. J. 1860, Aarau 1860, S. VII—IX.

A. Schumann.

Schwerin*): Otto v. S., brandenburgischer Geh. Rath und Oberpräsident, wurde als der zweite Sohn des pommerschen Landraths und Hauptmanns zu Uckermünde Otto v. S. am 18. März 1616 auf dem väterlichen Gute Wittstock bei Greifenhagen geboren. Er genoß eine sorgfältige Erziehung, besuchte das Gymnasium zu Stettin, dann 1634—1637 die Universität Greifswald und erwarb sich dort eine gründliche classische und theologische Bildung, im Mai 1637 aber, nachdem kurz zuvor der letzte Herzog von Pommern, Bogislav XIV., gestorben und damit dieses Land für die brandenburgische Erbfolge eröffnet war, schickte sein Vater ihn nebst seinem jüngeren Bruder Bogislav, dem späteren brandenburgischen Generalmajor, nach Königsberg, wohin sich schon damals die Gemahlin des Kurfürsten Georg Wilhelm und ein Theil des Hofes vor den Stürmen des 30jährigen Krieges zurückgezogen hatte. Die beiden jungen pommerschen Edelleute wurden dort sehr freundlich aufgenommen. Otto wurde von der Kurfürstin in ihren Hofdienst gezogen und 1638 von dem Kurfürsten, welcher damals auch nach Königsberg übersiedelte, zu seinem Kammerjunker ernannt, doch erhielt er bald darauf die Erlaubniß, zu seiner weiteren Ausbildung eine längere Reise nach Holland, England und Frankreich zu unternehmen, von der er erst Ende 1640, kurz vor dem Tode des Kurfürsten, zurückkehrte. Der neue Kurfürst Friedrich Wilhelm wußte den talentvollen, ihm durch Alter und verwandte politische und religiöse Anschauungen (S. war, wie es scheint, schon während seines ersten Aufenthaltes in Königsberg zur reformirten Kirche übergetreten) nahe stehenden jungen Edelmann zu schätzen, behielt ihn in seinem Dienst, verwendete ihn gleich Anfang 1641 zu einer diplomatischen Sendung an den schwedischen Statthalter in Stettin, ernannte ihn am 29. April 1641 zum Rath an dem Hof- und Kammergerichte in Berlin, indem er sich aber ausdrücklich vorbehielt, ihn auch zu anderen Diensten zu verwenden, und gab ihn dann dem Markgrafen Ernst, welchen er damals, während er selbst vorläufig in Preußen blieb, als seinen Statthalter nach der Mark schickte, bei. Auch dieser verwendete ihn wieder zu Anfang des nächsten Jahres zu diplomatischen Missionen an die schwedischen und kaiserlichen Generale, welche trotz des von dem Kurfürsten mit Schweden abgeschlossenen Waffenstillstandes in die Altmark eingerückt waren. Darauf kehrte S. noch einmal nach Königsberg zurück und feierte dort unter Theilnahme des ganzen Hofes am 22. April 1642 seine Vermählung mit einem Hoffräulein der verwittweten Kurfürstin, Elisabeth Sophie v. Schlaberndorff, blieb auch noch mit derselben einige Wochen als Gast des Kurfürsten auf dem Königsberger Schlosse und siedelte dann wieder nach Berlin über. Der Kurfürst, welcher im März 1643 in der Mark erschien und dort selbst die Regierung übernahm, ernannte ihn in Anerkennung seiner bisherigen Dienste am 13. October 1645 zum Mitgliede seines neu ergänzten Geheimen Rathes und nahm ihn im nächsten Jahre, als er sich nach Cleve begab, um die dortigen Verhältnisse zu ordnen und zugleich seine Vermählung mit der Tochter des Generalstatthalters der Niederlande, des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, zu stande zu bringen, mit sich. S. nahm an den langwierigen, bis in das Jahr 1649 sich hinziehenden Verhandlungen mit den clevisch-märkischen Ständen, welche dem Bestreben des Kurfürsten, dort eine stärkere Regierungsgewalt zu begründen, den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzten,

*) Zu Bd. XXXIII, S. 425.

hervorragenden Antheil, er hat in vermittelnder Weise gewirkt, ebenso die bisweilen ungestüm hervorbrechende Heftigkeit des Kurfürsten zu beschwichtigen, wie den zähen Trotz der Stände zu mildern versucht und er hat wesentlich dazu beigetragen, daß endlich am 9. October 1649 ein Landtagsabschied zu stande kam, in welchem der Kurfürst zwar den Ständen ihre Privilegien in sehr weitgehender Weise bestätigen mußte, aber doch die wichtigsten landesfürstlichen Rechte behauptete. Zwischenein begleitete er den Kurfürsten Ende 1646 zu dessen Vermählung nach dem Haag und wurde bald nach der Hochzeit zum Hofmeister der neuen Kurfürstin Luise Henriette ernannt, deren Gunst und Vertrauen er sich bald im höchsten Maße zu erwerben wußte. Ferner nahm er theil an verschiedenen diplomatischen Verhandlungen, namentlich an denen mit der holländischen Regierung, deren Unterstützung auf dem damals zu Osnabrück und Münster tagenden Friedenscongreß sich der Kurfürst zu sichern suchte. Er scheint auch dazu mitgewirkt zu haben, daß der Kurfürst durch Nachgiebigkeit in der pommerschen Frage das Zustandekommen des Friedens erleichterte, darauf deutet wenigstens die Auszeichnung hin, welche ihm noch vor dem Abschluß desselben Kaiser Ferdinand III. erwies, indem er ihn am 24. März 1648 in den Reichsfreiherrnstand erhob. S. begleitete auch 1651 den Kurfürsten auf dem Feldzuge, welchen derselbe damals am Rhein gegen den Pfalzgrafen von Neuburg unternahm, um von diesem eine vortheilhaftere Regelung der jülich-cleveschen Frage zu erzwingen. Mit dem während desselben in den brandenburgischen Dienst getretenen Grafen Georg Friedrich von Waldeck, welcher in den nächsten Jahren einen bestimmenden Einfluß auf die auswärtige und auch auf die innere Politik des Kurfürsten ausgeübt und einen Theil der älteren Räthe desselben verdrängt hat, ist er wenigstens äußerlich in ein freundliches Verhältniß getreten, und es ist ihm so gelungen, gestützt auf die Kurfürstin, neben demselben seine bevorzugte Stellung sowohl am Hofe als auch in der Staatsverwaltung zu behaupten. Im Verein mit Waldeck ist er in den nächsten Jahren für eine Reform der Verwaltung, namentlich des Finanzwesens thätig gewesen, doch gerieth er Anfang 1655 gerade über diese Frage der Finanzreform in einen heftigen Streit mit demselben, welcher nur äußerlich von dem Kurfürsten beigelegt wurde und zu einer dauernden Entfremdung beider geführt hat. Zu Beginn des damals ausbrechenden schwedisch-polnischen Krieges hat S., obwohl den abenteuerlichen Plänen Waldeck's wenig geneigt und von heftigem Mißtrauen gegen den König Karl X. Gustav, der zu früh seine Gelüste auf die preußischen Häfen des Kurfürsten offenbart hatte, erfüllt, doch ebenso wie Waldeck ein Zusammengehen des Kurfürsten mit Schweden gegen das, wie es schien, seinem Untergange entgegengehende Polen für rathsam gehalten, in der Hoffnung, daß der Kurfürst dadurch die Souveränität in Preußen und eine Erweiterung seines dortigen Besitzes erlangen würde, daneben aber hat er auf das eifrigste den Abschluß einer Allianz mit Holland betrieben. Zusammen mit Waldeck verhandelte er im Juli 1655 in Stettin mit den schwedischen Ministern und dem Könige selbst, setzte auch, nachdem dieser Versuch einer Einigung an den zu hohen Forderungen des letzteren gescheitert war, die Verhandlungen fort, indem er dem Hauptquartier des Schwedenkönigs bis nach Krakau nachfolgte, und er nahm dann auch Theil an den Unterhandlungen, welche zu Ende des Jahres der bis nach Preußen an der Spitze seines Heeres vorgerückte König dort aufs neue mit dem Kurfürsten anknüpfte und welche endlich zu dem Abschluß des für den letzteren wenig günstigen Königsberger Vertrages vom 17. Januar 1656 führten. Bald darauf begab sich S. aus privater Ursache, um das Leichenbegängniß seiner inzwischen in Berlin verstorbenen Gattin zu feiern, dorthin und kehrte erst im Mai nach Königsberg zurück. Gerade damals war es dem Grafen Waldeck gelungen, den

Kurfürsten für eine noch engere Verbindung mit Schweden zu gewinnen, welche in dem Marienburger Vertrage vom 25. Juni ihren Ausdruck fand und infolge deren der Kurfürst seine Armee mit der schwedischen vereinigte und mit dieser zusammen die siegreiche Schlacht bei Warschau schlug. Als aber trotz derselben die Lage des Schwedenkönigs und ebenso des mit ihm verbündeten Kurfürsten eine gefährdete wurde, da gelang es S. im Gegensatz gegen Waldeck den letzteren zu bewegen, den vorher gehegten Gedanken, sein Gebiet durch große Eroberungen in Polen zu erweitern, aufzugeben, vielmehr nur die Erlangung der Souveränität in Preußen zum Zielpunkt seiner Politik zu machen und die Einräumung derselben zunächst zur Bedingung seiner weiteren Theilnahme am Kriege auf schwedischer Seite zu machen. Er hauptsächlich hat die deswegen angeknüpften neuen Unterhandlungen mit dem schwedischen Könige geleitet und seiner zähen Festigkeit ist es endlich gelungen, denselben zu bewegen, in dem Labiauer Vertrage vom 20. November 1656 dieses Zugeständniß zu machen und sich darauf zur Anknüpfung von Friedensunterhandlungen zu bequemen. Als diese aber erfolglos blieben, Dänemark, Oesterreich und Rußland auf die Seite Polens traten und der König von Schweden, indem er sich im Juli 1657 mit dem Haupttheil seines Heeres gegen Dänemark wandte, den Kurfürsten diesen übrigen Feinden gegenüber allein ließ, da hat es wieder S. im Gegensatz gegen den jetzt ganz im schwedischen Interesse aufgehenden Grafen Waldeck durchgesetzt, daß der Kurfürst sich unter österreichischer Vermittelung auf Unterhandlungen mit Polen einließ und, nachdem ihm auch von dieser Seite die Souveränität in Preußen zugestanden war, am 19. September 1657 den Vertrag zu Wehlau abschloß, welcher durch die persönliche Zusammenkunft mit dem polnischen Königspaare zu Bromberg (30. October bis 6. November 1657) bestätigt und erweitert wurde. S. war auch bei derselben zugegen und ihm wurde bei dieser Gelegenheit unter besonderer Anerkennung der Dienste, welche er bei dieser Aussöhnung mit dem Kurfürsten geleistet, von dem Könige das polnische Indigenatsrecht verliehen. Bei den folgenden Versuchen, welche der Kurfürst, nachdem es nicht gelungen war, Oesterreich zum directen feindlichen Vorgehen gegen Schweden zu bewegen, wieder machte, einen allgemeinen Frieden zu Stande zu bringen, ist auch S. wieder thätig gewesen; der Umstand, daß ihm und dem mit ihm zu dem Schwedenkönig geschickten Weimann von diesem im Juli 1658 zu Flensburg die Audienz verweigert oder wenigstens an demüthigende Bedingungen geknüpft wurde, hat dann die Veranlassung zum offenen Bruche des Kurfürsten mit Schweden gegeben. Eine glänzende Anerkennung seiner bisherigen Thätigkeit erhielt S. bald darauf dadurch, daß der Kurfürst ihn am 9. September 1658 zum Oberpräsidenten des Geheimen Rathes und aller Civilbehörden in seinen verschiedenen Landen ernannte und ihm zugleich die erste Stellung an seinem Hofe anwies. Auch Schwerin's Vermögensverhältnisse hatten sich inzwischen günstig gestaltet, die verhältnißmäßig reichen Einnahmen, welche er aus seinen verschiedenen Aemtern bezog, und seine sparsame Oekonomie hatten es ihm trotz seines großen Hausstandes ermöglicht, Güter zu kaufen, namentlich hatte er 1650 das Lehngut Alt-Landsberg im Barnimer Kreise erworben, welches er allmählich immer mehr vergrößerte, cultivirte und verschönerte, wo er zahlreiche fremde Reformirte ansiedelte, eine reformirte Gemeinde gründete und ein neues Schloß mit einer reformirten Kirche baute.

S. ist in den nächstfolgenden Jahren außer Stande gewesen, die umfassende Wirksamkeit, welche ihm der Kurfürst zugedacht hatte, wirklich auszuüben, da er von demselben fortgesetzt zu anderen Geschäften verwendet wurde. Er hatte zunächst seinen Herrn auf dem Feldzuge zu begleiten, welchen dieser vom Herbst 1658 an bis zu Ende des nächsten Jahres gegen die Schweden in Jütland und

dann in Vorpommern führte. Nach dem Abschluß des Olivaer Friedens (3. Mai 1660) hatte er dann mitzuwirken bei der jetzt von dem Kurfürsten in Angriff genommenen Auseinandersetzung mit den Ständen der verschiedenen Lande. Er begab sich zunächst Ende 1660 mit dem Kurfürsten zusammen nach Cleve, wo die Stände sich zur Annahme eines neuen, ihre Rechte wesentlich einschränkenden Recesses bequemen mußten, und er wurde dann im Mai 1661 von dem vorläufig noch dort zurückbleibenden Kurfürsten nach Preußen geschickt, um zusammen mit der dortigen Regierung die Landtagsverhandlungen zu leiten und die Stände zur Anerkennung der Souveränität des Kurfürsten, zur Annahme einer neuen, dessen Rechte erweiternden Landesverfassung und zur Ableistung eines neuen Huldigungseides zu bewegen. S. hat dort infolge des Mißtrauens der Stände gegen die Absichten des Kurfürsten und der Hartnäckigkeit, mit welcher sie an ihren Rechten und Forderungen festhielten, mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Zwar gelang es ihm durch unablässige Bemühungen, gütliche Vorstellungen und Drohungen, die beiden Oberstände, Landräthe und Ritterschaft, von dem dritten Stande, den Städten, unter denen Königsberg sich ganz besonders widersetzlich zeigte, zu trennen und die ersteren zur Anerkennung der Souveränität zu bewegen, als aber dann der Kurfürst auch hier, ähnlich wie in Cleve, die Annahme einer neuen, schon fertigen Regierungsverfassung verlangte, da erhob sich der heftigste Widerstand sowohl von seiten der Stände, als auch der ihre eigenen Befugnisse durch dieselbe geschmälert sehenden Regierungsbehörde, der Oberräthe, und wenn auch S. diese zu beschwichtigen wußte, so waren doch alle seine Bemühungen, die Stände umzustimmen, erfolglos. Die Königsberger verweigerten sogar die von den beiden anderen Ständen bewilligte Accise und schritten zu geradeswegs hochverrätherischen Handlungen vor, so daß S., welcher überzeugt war, daß nur durch gütliche Verständigung mit den Ständen eine Dauer versprechende Ordnung der Dinge zu erreichen sei, daß aber nur die persönliche Anwesenheit des Kurfürsten eine solche herbeizuführen im stande sein werde, fortgesetzt in denselben drang, nach Preußen herüber zu kommen, und im Juni 1662, nachdem dieser sein Erscheinen daselbst zu Ende des Sommers in Aussicht gestellt hatte, um seine vorläufige Rückberufung bat. Dieselbe erfolgte und er kehrte im Juli nach Berlin zurück. Seine Befürchtung, daß es einer mit seinem Verfahren in Preußen unzufriedenen Partei unter den Geh. Räthen, namentlich Fr. v. Jena, gelungen sei, den Kurfürsten gegen ihn einzunehmen, erwies sich als grundlos. Allerdings war der Kurfürst, welcher Mitte September nach Königsberg aufbrach, entschlossen, die Unruhestifter zur Strafe zu ziehen und auch gegen die Stände schärfer vorzugehen, aber er gab S. einen neuen Beweis seines Vertrauens, indem er ihn in Ausführung eines schon lange gehegten Plans zum Hofmeister seines ältesten Sohnes, des jetzt sieben Jahre alten Kurprinzen Karl Emil bestellte und ihm die Leitung der Erziehung desselben übertrug, zugleich ihn und die übrigen zurückbleibenden Geheimen Räthe mit der Führung der Regierung in der Mark während seiner Abwesenheit beauftragte. Die Erziehung des Kurprinzen und des zwei Jahre jüngeren Prinzen Friedrich, welcher im Juli 1665 auch seiner Obhut anvertraut wurde, hat S. in der sorgsamsten und verständigsten Weise geleitet und er hat dieser Aufgabe einen großen Theil seiner Zeit und auch die Behaglichkeit des Familienlebens geopfert. Er schlief und speiste mit den Prinzen zusammen, betete des Morgens mit ihnen und lehrte sie Sprüche und geistliche Lieder, er beaufsichtigte den Unterricht, welcher ihnen von besonderen Lehrern ertheilt wurde, sowie ihre Spiele und Vergnügungen, begleitete sie auf Spazierfahrten und Ausflügen und nahm auch des Abends oft an ihren Spielen und Beschäftigungen, die er möglichst instructiv zu gestalten suchte, theil. Regelmäßig brachte er einen Theil

des Frühjahrs und des Sommers mit ihnen auf seiner Besitzung Alt-Landsberg zu, wo die Prinzen, obgleich ihre Studien fortgesetzt wurden, Gelegenheit erhielten, sich in Garten, Wald und Feld zu tummeln und sich auch unter seiner Aufsicht an anderen ländlichen Vergnügungen zu erfreuen. Er hatte die Freude, daß die Prinzen, von denen namentlich der ältere einen aufgeweckten Geist und glückliche Anlagen zeigte, schnelle Fortschritte machten und nicht nur durch ihre Kenntnisse, sondern auch durch frühe geistige Reife und gewandtes Benehmen sich hervorthaten. Freilich haben die von Anfang an bei dem Kurprinzen hervortretenden Untugenden, Jähzorn, Eigenwilligkeit und Störrigkeit ihm manche Schwierigkeiten bereitet, doch ist es ihm durch ernste Ruhe und consequente Entschiedenheit gelungen, dieselben zu bemeistern und sich auch die Zuneigung und das Vertrauen seiner Zöglinge zu erwerben. Förderlichste Unterstützung dabei erhielt er einerseits durch die kurfürstlichen Eltern, welche seine Erziehungsweise durchaus billigten und seine Autorität bei jeder Gelegenheit stützten, andererseits durch seine zweite Gemahlin Helene Dorothee geb. v. Kreytzen, Wittwe des Freiherrn Truchseß v. Waldburg, mit der er sich mitten in der Kriegszeit, im October 1656, zu Königsberg vermählt hatte. Dieselbe ist wie seinen eigenen Kindern aus erster Ehe, so auch den Prinzen eine zweite Mutter geworden und hat sich deren Zuneigung in hohem Grade erworben, ebenso wie auch seine Kinder, die täglichen Spielgefährten der Prinzen, mit diesen in freundschaftlichstem Verhältniß standen. S. hat über die Erziehung der Prinzen eigenhändig ein noch erhaltenes Tagebuch geführt, hat während der Abwesenheit der Eltern diesen regelmäßig zweimal in der Woche über dieselben Bericht erstattet und mit der Kurfürstin auch sonst, so oft sie abwesend war, einen lebhaften Briefwechsel geführt, welcher zeigt, wie sehr er deren Vertrauen besessen, wie sie in allen, namentlich auch in ihren ökonomischen Angelegenheiten ihn zu Rathe gezogen, bei manchen Gelegenheiten sogar dem Kurfürsten gegenüber seine Vermittlung in Anspruch genommen hat. Aber auch der Kurfürst stand zu S. in einem geradezu vertrauten Verhältniß. Derselbe unterrichtete ihn von Preußen aus regelmäßig eigenhändig über den Verlauf der dortigen Dinge, begehrte in einzelnen Fragen seinen Rath, zog ihn auch zu der Erledigung aller anderen wichtigeren Geschäfte hinzu, daneben aber nahm er dessen Thätigkeit auch für seine Privatangelegenheiten, Gutskäufe, Erwerbung des Jagdrechts auch auf den an die kurfürstlichen Domänen angrenzenden Gütern u. a. in Anspruch. Besonders beschäftigt war S. in dieser Zeit durch die ihm übertragene Regelung des ständischen Creditwesens in der Mark und durch die ebendamals auf Befehl des Kurfürsten gemachten Versuche, ein freundlicheres Verhältniß zwischen den beiden evangelischen Religionsparteien, den Lutheranern und Reformirten, herbeizuführen, er, der ähnlich wie der Kurfürst selbst auf das eifrigste solche irenischen Tendenzen verfolgte, führte den Vorsitz in den zu diesem Zwecke in Berlin (September 1662 bis Juni 1663) abgehaltenen, freilich wenig erfolgreichen Religionsgesprächen. Doch fehlte es auch nicht an Differenzen zwischen ihm und seinem kurfürstlichen Herrn. Er war wenig zufrieden mit dem Verlauf der Dinge in Preußen, namentlich mit dem schroffen Auftreten besonders Jena's gegenüber den dortigen Ständen, fühlte sich gekränkt durch die geringschätzige Art, mit welcher dieser und dessen Genossen über sein früheres abweichendes Verfahren dort urtheilten. Er beklagte sich darüber beim Kurfürsten, und als dieser ihn ziemlich kurz abwies, dadurch noch mehr verletzt, bei der Kurfürstin, sprach sogar den Wunsch aus, sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen. Dieselbe tröstete ihn aber, tadelte seine allzu große Empfindlichkeit, versicherte ihm, daß er nach wie vor die Gnade und das Vertrauen des Kurfürsten besitze, drang in ihn, an der Spitze der Geschäfte zu bleiben, und stellte ihm in Aus-

ficht, daß er entlastet, Jena vom Hofe entfernt und dadurch seine Amtsthätigkeit erleichtert werden solle.

Nach der Rückkehr des kurfürstlichen Paares nach Berlin im November 1663 gestalteten sich die Verhältnisse für S. auf das günstigste, sein Gegner Jena wurde wirklich zeitweilig auf seinen Kanzlerposten nach Halberstadt entfernt und die folgenden Jahre hindurch bis Anfang 1669 hat er die einflußreichste Stellung am Hofe wie im Rathe des Kurfürsten eingenommen. Vor allem hatte er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, er entwarf die Instructionen für die in die Fremde geschickten Gesandten und die an dieselben abgehenden Rescripte, unterhielt meist neben dem amtlichen auch noch einen privaten Briefwechsel mit ihnen, er führte ferner die Verhandlungen mit den am Hofe des Kurfürsten erscheinenden fremden Gesandten, stand in Correspondenz mit den leitenden Ministern anderer Staaten, und die besonnene, vorsichtige, friedliche und versöhnliche Politik Brandenburgs in diesen Jahren trägt so recht den Stempel des Schwerin'schen Geistes. Namentlich entspricht das sehr vorsichtige Verhalten des Kurfürsten in dem Erfurter Streite und dessen behutsames Eingreifen in die polnischen Wirren durchaus seinen Rathschlägen, ebenso auch die Politik desselben im Münsterschen Kriege, die Verbindung mit Holland und Annäherung an Frankreich, dann aber die vermittelnde Thätigkeit und die dadurch erreichte gütliche Beilegung des Streites, bevor er zu den Waffen zu greifen brauchte. S. mit den Prinzen hat damals den Kurfürsten nach Cleve begleitet, dort die entscheidenden Verhandlungen mit dem holländischen und französischen und andererseits mit dem österreichischen und englischen Gesandten geführt und bei den schließlich dort eröffneten Friedensverhandlungen (29. März bis 19. April 1666) mit Blaspeil zusammen als Vermittler zwischen den verschiedenen Parteien gewirkt und den Abschluß des Friedens zustande gebracht. Er hat dann die geheimen Allianzverhandlungen mit dem kaiserlichen Gesandten de Goeß geführt, zugleich Theil genommen an den Versuchen, eine endgültige Beilegung des jülich-cleveschen Streites durch Verständigung mit dem Pfalzgrafen von Neuburg zu erreichen, ist selbst zeitweise zu diesem gereist, um ihn zu weiteren Concessionen in den kirchlichen Fragen zu bewegen, hat aber andererseits auch dahin gewirkt, daß von seiten des Kurfürsten möglichste Nachgiebigkeit bewiesen wurde, und er hat die am 9. September 1666 abgeschlossenen Verträge gegen die von einem Theile der Räthe des Kurfürsten erhobenen Einwürfe vertheidigt. Er begleitete dann den Kurfürsten zu der persönlichen Zusammenkunft mit dem Pfalzgrafen, auf welcher die neu geschlossene Freundschaft befestigt und nähere Verabredungen über die Erhebung des letzteren auf den polnischen Thron, zu deren Unterstützung sich der Kurfürst verpflichtet hatte, getroffen wurden, ebenso hat er bei der folgenden neuen Huldigung der cleveschen Stände und den weiteren Verhandlungen mit denselben mitgewirkt und ist dann im November mit dem Hofe nach Berlin zurückgekehrt. Auch auf die sehr vorsichtige Politik des Kurfürsten im Devolutionskriege (1667—68) hat er den bedeutendsten Einfluß ausgeübt. Er hat den Kurfürsten, welcher über das gewaltsame Auftreten Ludwig's XIV. sehr ungehalten und geneigt war, demselben entgegen zu treten, zurückgehalten und ihn veranlaßt, zunächst eine abwartende Stellung einzunehmen und seine Entscheidung wesentlich davon abhängig zu machen, welche Aussichten ihm von der einen oder der anderen Partei in der für seine Interessen noch wichtigeren polnischen Frage gemacht werden würden, und schließlich auf die Anträge Ludwig's XIV., welcher sich erbot, seine früheren Pläne in Polen aufzugeben und dort auch die Throncandidatur des Pfalzgrafen von Neuburg zu befördern, wogegen der Kurfürst sich nur zur Neutralität im niederländischen Kriege verpflichten sollte, einzugehen. S. nebst Somnitz und Jena hat mit

Millet den darauf bezüglichen Vertrag vom 15. December 1667 unterzeichnet.

Neben der Leitung der auswärtigen Politik hat S. auch in dieser Zeit die verschiedenartigsten Geschäfte der inneren Verwaltung zu erledigen, namentlich die Verhandlungen mit den märkischen Ständen über die Ordnung des Creditwesens und die Versuche, den kirchlichen Frieden herzustellen, fortzusetzen gehabt. Schwer betroffen wurde er durch den Tod seiner Gönnerin, der Kurfürstin Luise, am 18. Juni 1667, er hat die Prinzen an das Sterbelager der Mutter geführt und sie nachher in ihrem Schmerze zu trösten gesucht. Wenn man vermuthet hatte, daß durch diesen Todesfall Schwerin's Stellung erschüttert werden, jetzt seinen Gegnern der leitende Einfluß zufallen werde, so erfüllte sich dieses nicht, vielmehr blieb auch nachher S. an der Spitze der Geschäfte, und der Kurfürst hätte ihm keinen größeren Beweis seines Vertrauens geben können, als daß er ihn, und zwar ihn allein unter seinen Räthen, zum Mitwisser des Anfang 1668 auftauchenden Planes einer zweiten Vermählung mit der verwittweten Herzogin Dorothea von Lüneburg gemacht und seinen Rath und seine Unterstützung auch in dieser Angelegenheit in Anspruch genommen hat. S. fiel auch die Aufgabe zu, die seiner Obhut anvertrauten beiden Prinzen auf den bevorstehenden Schritt ihres Vaters vorzubereiten und mit demselben zu versöhnen, und er gehörte zu dem kleinen Gefolge, welches den Kurfürsten zu der am 24. Juni zu Gröningen stattfindenden Hochzeit begleitete. Auch zu der neuen Kurfürstin hat S. zwar nicht in einem so vertrauten, aber doch in durchaus freundlichem Verhältniß gestanden. Auch an äußerem Lohne hat es S. damals nicht gefehlt, namentlich verlieh ihm der Kurfürst nach dem Tode seines Stiefsohnes, des Freiherrn Truchseß v. Waldburg, 1665 die vorher diesem gehörigen Wildenhof'schen Güter in Preußen, und belehnte ihn nach dem glücklichen Ausgange eines längeren Rechtsstreites mit der Waldburg'schen Familie 1668 feierlich mit denselben. Ende August 1668 begab sich der Kurfürst mit seinem Hofe nach Preußen, um angesichts der bevorstehenden Königswahl Polen näher zu sein, S. folgte ihm auch dorthin, aber erst etwas später. Ueble Folgen seiner Abwesenheit vom Hofe mußte er gleich nach seiner Ankunft in Königsberg in dem veränderten Verhalten der Prinzen, namentlich des Kurprinzen bemerken, welcher schon längst der Studien überdrüssig und jetzt durch anderweitige Einflüsse aufgereizt, sich seiner Beaufsichtigung entwachsen dünkte und seinen Mahnungen und Anordnungen störrischen Widerstand entgegensetzte, so daß er zu strengen Mitteln greifen mußte, um seine Autorität aufrecht zu erhalten und die Fortsetzung regelmäßiger Studien durchzusetzen. Im Februar 1669 wurde er dann von einer schweren Krankheit befallen, welche ihn fast ein halbes Jahr von den Geschäften fernhielt. Auch nachdem dieselbe geheilt war, fühlte er sich nicht mehr im vollen Besitz seiner früheren Kräfte, und theils deswegen, theils infolge von Verstimmung über neue Anfeindungen von seiten seiner Gegner richtete er gleich nach seiner Rückkehr nach der Mark an den Kurfürsten, dem er zusammen mit den Prinzen vorausgereist war, ein Entlassungsgesuch. Der Kurfürst lehnte dasselbe in der gnädigsten und für ihn ehrenvollsten Form ab, versprach aber, ihn von einem Theile seiner verschiedenartigen Amtspflichten zu entlasten, doch ist das nur in geringfügiger Weise geschehen. S. behielt neben seiner Stellung als Hofmeister der Prinzen auch nach wie vor die Leitung der auswärtigen Geschäfte. Bei dem Subsidienbedürfniß des Kurfürsten und der Vernachlässigung, welche derselbe vom Kaiser und auch von Holland erfuhr, ist auch er jetzt für eine nähere Verbindung mit Frankreich gewesen, hat die mit dem Abschluß des Vertrages vom 31. December 1669 endigenden Verhandlungen mit dem von Ludwig XIV. zu dem Kurfürsten geschickten Vaubrun geführt, hat auch in den

beiden nächsten Jahren das Festhalten an dem Bündniß mit Frankreich befürwortet und sich wenigstens den Anschein gegeben, als ob er keine neuen gewaltthätigen Unternehmungen Ludwig's XIV. befürchte, aber doch dahin gewirkt, daß der Kurfürst den ihm damals französischerseits gemachten Anträgen, an dem bevorstehenden Angriff gegen Holland Theil zu nehmen, ausgewichen ist. Daneben hat er die Neuordnung des ständischen Schuldenwesens in der Mark fortgeführt, hat ferner Theil genommen an den weiteren, mit dem Pfalzgrafen von Neuburg über die Regelung der kirchlichen Verhältnisse in den beiderseitigen rheinisch-westfälischen Gebieten geführten Verhandlungen, ist auch, freilich gegen seinen Willen, zu den preußischen Angelegenheiten herangezogen worden. Er hat auch jetzt bei den fortgesetzten Conflicten mit den dortigen Ständen dem Kurfürsten zu möglichster Milde gerathen, auch in dem Kalckstein'schen Processe hat er freilich erfolglos sich bemüht, denselben zur Zurücknahme seines Befehls, sofort mit der Folter gegen den Angeklagten vorzugehen, zu bewegen.

Als zu Ende des Jahres 1671 der Entschluß Ludwig's XIV. Holland anzugreifen deutlich hervortrat, nun in letzter Stunde die holländische Regierung sich um die Bundesgenossenschaft des Kurfürsten bemühte, dagegen der französische König durch glänzende Anerbietungen denselben wenigstens zur Neutralität zu bewegen suchte, da ist S. ebenso wie die Mehrzahl der Räthe des Kurfürsten gegen eine offene Verbindung desselben mit Holland gewesen und dessen entgegengesetzter Beschluß hat ihn mit schweren Sorgen erfüllt. Er hat bei den Verhandlungen mit dem holländischen Gesandten Amerongen sich sehr wenig entgegenkommend gezeigt, so daß dieser lieber sich an den Kurfürsten persönlich wandte, doch hat S. nachher den Allianzvertrag vom 6. Mai 1672 mit unterzeichnet und ist dann dem Kurfürsten ins Feld gefolgt. Vom Hauptquartier bei Frankfurt a. M. aus hat er dann wiederholte Sendungen zu den rheinischen Kurfürsten unternommen, um diese zum Anschluß an die Verbündeten oder wenigstens zur Gestattung freien Durchzuges zu bewegen. Er ist auch zu den Sitzungen des Kriegsraths hinzugezogen worden und hat jetzt trotz des Mißerfolges des Feldzuges dem Kurfürsten gerathen, auf der Seite Hollands auszuharren, hat dann, als der Winter herankam, dem Abmarsch der ganzen kurfürstlichen Armee nach Westfalen widersprochen. Als dieser dennoch erfolgte, auch in Westfalen aber der Feldzug unglücklich verlief und dem Kurfürsten, der sich von den Kaiserlichen verrathen glaubte und auch von Holland schlecht unterstützt wurde, neue Anerbietungen zu einem Separatfrieden mit Frankreich gemacht wurden, da hat auch er gerathen, auf dieselben einzugehen, zunächst durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen und dann, als die Lage des Kurfürsten eine immer bedrohtere wurde, ernstlich den Frieden zu suchen. Ebenso hat er auch nach dem Abschluß des Friedens von Vossem die Politik des Kurfürsten vertreten, welche dahin zielte, eine mittlere Richtung zwischen Frankreich und dem jetzt mit diesem im Kriege begriffenen Kaiser einzuhalten und den allgemeinen Frieden zu vermitteln, und er ist daher den Annäherungsversuchen der damals ähnliche Ziele verfolgenden schwedischen Regierung entgegengekommen; S. zusammen mit Somnitz und Jena hat die Verhandlungen mit den nach Berlin gekommenen schwedischen Bevollmächtigten Mardefeld und Wangelin geführt und mit denselben den Vertrag vom 11. December 1673 vereinbart. Der Stellung als Hofmeister des jetzt erwachsenen Kurprinzen war S. enthoben worden, dagegen leitete er nach wie vor die Erziehung des Prinzen Friedrich. Als der Kurfürst ihm 1673 auch die seines dritten Sohnes, des jetzt siebenjährigen Prinzen Ludwig übertragen wollte, suchte sich S. dem zu entziehen und richtete bei dieser Gelegenheit aufs neue an den Kurfürsten unter Hinweis auf seine Kränklichkeit das Gesuch, ihn ganz aus seinem Dienste zu entlassen, der Kurfürst aber antwortete, er könnte bei den jetzigen gefährlichen

Conjuncturen seines Rathes am wenigsten entbehren, und S. ließ sich nicht nur bewegen im Dienste zu bleiben, sondern auch die Erziehung des Prinzen zu übernehmen, die er dann in derselben sorgsamen Weise wie die der älteren Brüder desselben geleitet hat.

Als Anfang 1674 nach den neuen Uebergriffen Ludwig's XIV. auf das Reichsgebiet neue Versuche von seiten des Kaisers und dann auch Hollands gemacht wurden, den schon längst über den französischen Uebermuth und die säumige Subsidienzahlung entrüsteten Kurfürsten auf ihre Seite zu ziehen, ist S. im Gegensatz zu den meisten anderen Räthen für eine solche Verbindung gewesen, ihm und den ihm gleichgesinnten Somnitz und Blaspeil wurden daher die Verhandlungen mit dem kaiserlichen Gesandten de Goeß und dem holländischen Achtienhoven übertragen und sie haben, nachdem endlich die Subsidienfrage geregelt war, mit diesen am 1. Juli den Allianzvertrag abgeschlossen, auf Grund dessen dann der Kurfürst am Kriege gegen Frankreich Theil genommen hat. Auf dem Feldzuge nach dem Oberrhein aber hat S. denselben nicht begleitet, er erhielt vielmehr den Auftrag, sich mit den beiden seiner Obhut anvertrauten Prinzen nach Cleve zu begeben, um dieselben dort ihre Studien fortsetzen und den älteren eine Kur bei einem berühmten niederländischen Arzt durchmachen zu lassen, zugleich aber auch von dort aus in Holland für das brandenburgische Interesse zu wirken und in Cleve selbst eine weitere Reform des Kammerstaates und vollständige Durchführung der Accise zu betreiben. S. ist dort bis Anfang Sommer 1676 geblieben, fern von dem Kriegsgetümmel, in welches bald auch die Mark infolge des Einbruchs der Schweden hineingezogen wurde, sehr erfreut über die Muße, welche ihm sogar die Fortsetzung lang entbehrter Studien gestattete, dabei aber doch nach Möglichkeit für die Interessen seines Herrn thätig. Er hat dort die Verhandlungen mit den Ständen geführt und die Aufbringung vermehrter Geldmittel für den Krieg betrieben, zugleich in Holland auf Zahlung der Subsidien und Hülfeleistung gegen Schweden gedrungen. Schwer ist er in dieser Zeit betroffen worden durch den am 27. November 1674 zu Straßburg erfolgten Tod seines ehemaligen Zöglings, des Kurprinzen Karl Emil. Mit dem Kurfürsten hat er einen lebhaften Briefwechsel unterhalten, dieser unterrichtete ihn wieder fortgesetzt über den Gang der kriegerischen Ereignisse, theilte ihm seine Sorgen mit und erbat sich seinen Rath, namentlich zuletzt, als er trotz der Erfolge gegen die Schweden infolge der mangelhaften Unterstützung seiner Alliirten und der Benachtheiligung in der Quartierfrage nicht wußte, wie er seine Armee erhalten und verstärken sollte. S. hat damals die Bitte des jetzigen Kurprinzen, auf der Rückreise Kassel besuchen und dort seine Verlobung mit der von ihm schon lange geliebten hessischen Prinzessin Henriette feiern zu dürfen, unterstützt und den Kurfürsten, welcher anfangs der befürchteten Kosten wegen dagegen Bedenken erhoben hatte, zur Einwilligung bewogen. Bald nach seiner Rückkehr nach Berlin, 30. Juni 1676, wurde er der Aufsicht über den Kurprinzen Friedrich enthoben, er leitete aber auch ferner die Erziehung des Prinzen Ludwig und hat während der Abwesenheit des Kurfürsten und seiner Gemahlin im Felde in den folgenden Jahren eine Art von Oberaufsicht über den ganzen in Berlin zurückgebliebenen Hof geführt, zeitweilig, im Sommer 1677, waren alle Kinder des Kurfürsten bei ihm in Alt-Landsberg zu Gaste. Auch die Direction des Geh. Rathes hat er fortgeführt und auch an den diplomatischen Geschäften wieder Theil genommen. Nach längeren Verhandlungen mit dem holländischen Gesandten van der Tocht hat er nebst v. Brandt und Meinders mit diesem die neue Defensivallianz vom 8. März 1678 und den Vertrag über die Erledigung der Hoeyser'schen Schuldsache abgeschlossen. Ebendamals gerieth er mit dem Kurfürsten in Differenzen,

welche einen ernsteren Charakter annahmen als die früheren bald vorübergehenden Verstimmungen, er bat aufs neue um seine Entlassung und hielt sich, da er keinen Bescheid darauf erhielt, vier Wochen vom Hofe und vom Geh. Rathe fern, doch hat dann die Kurfürstin eine Wiederaussöhnung vermittelt, der Kurfürst lehnte auch, als S. zu Ende des Jahres sein Gesuch erneuerte, dasselbe ab, enthob ihn aber aus Rücksicht auf seine Kränklichkeit der Direction im Geh. Rathe und stellte ihm auch baldige Entbindung von der Erziehung des Prinzen Ludwig in Aussicht. Die damaligen weiteren glücklichen Erfolge des Kurfürsten gegen die Schweden begleitete S. mit freudigster Theilnahme, nach der Eroberung Stralsunds (October 1678) beglückwünschte er den Kurfürsten dazu auf das herzlichste, sprach den Wunsch aus, daß derselbe diese Stadt und sein ganzes Heimathland dauernd behalten möge, und gab ihm Rathschläge, wie dies zu erreichen sei, wobei er schon auf eine eventuelle Verständigung mit Frankreich hinwies. Der Kurfürst hat auch in der Folgezeit seine Dienste mehrfach in Anspruch genommen. Als Ende 1678 durch den Einfall der Schweden in Preußen neue militärische Anstrengungen nöthig wurden, beauftragte er S., von den märkischen Ständen die Bewilligung der dazu erforderlichen Geldmittel zu erwirken. Als er dann 1679 infolge des Abfalls seiner Verbündeten und des von Frankreich ausgeübten Zwanges sich zu dem unglücklichen Frieden von St. Germain verstehen mußte, darauf aber in einer engeren Verbindung mit Frankreich eine Stütze suchte und durch Meinders, welcher jenen Frieden abgeschlossen hatte, Unterhandlungen deswegen anknüpfen ließ, begehrte er (Anfang August 1679) wieder den Rath Schwerin's; dieser hat anfangs abgerathen, nachher aber doch die Richtigkeit der von dem Kurfürsten geltend gemachten Gründe anerkannt und nur empfohlen, zunächst eine reservirte Haltung einzunehmen und schrittweise mit den Anerbietungen vorzugehen. Vor gewaltsamen Maßregeln, die der Kurfürst damals gegen Holland und Spanien im Sinne hatte, um diese Mächte zur Zahlung der ihm noch schuldigen Subsidien zu nöthigen, hat er ernstlich gewarnt, ebenso nachher (Mitte October) vor ähnlichen Schritten gegen den Herzog von Hannover, welcher durch Verweigerung des Durchzuges den Zorn des Kurfürsten gereizt hatte. Damals war S. schon schwer krank. Er hatte, um Ersatz für seine am 26. August 1677 verstorbene Gattin zu finden, sich am 26. März 1679 zum dritten Male mit der verwittweten Frau Dorothea von Fleming, geb. v. Schlieben verheirathet, war aber am 17. September zu Alt-Landsberg erkrankt. Dort setzte er am 23. September sein Testament auf, Anfang October siedelte er, da das Fieber zunahm, nach Berlin über, doch verschlimmerte sich sein Zustand immer mehr, er versank in vollständigen Trübsinn, gewann jedoch zuletzt sein Gottvertrauen wieder und starb am 14. November 1679. Seine Leiche wurde am 22. December feierlichst zu Alt-Landsberg bestattet.

Geschichte des Geschlechts von Schwerin, herausgegeben von Gollmert, Wilhelm und Leonhard Grafen v. Schwerin, Berlin 1878. — v. Orlich, Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst, Berlin 1836. — v. Orlich, Geschichte des Preußischen Staates im 17. Jahrhundert, 3 Bde. Berlin 1838, 1839. — Isaacsohn, Geschichte des preußischen Beamtenthums. 2. Bd. Berlin 1878. — v. Holly, Die staatsmännische Thätigkeit Ottos v. Schwerin unter der Regierung des großen Kurfürsten, Programmabhandlungen Neustadt-Eberswalde 1874 und Marne 1876. — Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Bd. 1—14, Berlin 1864—1890. — Akten des Berliner Geh. Staatsarchivs.

F. Hirsch.

Schwerin*): Otto v. S., der Jüngere, brandenburgischer Geh. Rath, wurde als der älteste Sohn des Oberpräsidenten Otto v. S. am 21. April 1645 zu Berlin geboren. Er erhielt seine erste Erziehung im elterlichen Hause, wurde dann 1658 von seinem Vater, da sich dieser seiner vielen Amtsgeschäfte wegen nicht genügend um dieselbe kümmern konnte, nach Halle geschickt, bezog im März 1660 die Universität Heidelberg, siedelte dann 1662, nachdem er sich inzwischen eine Zeit lang bei seinem Vater in Preußen aufgehalten hatte, nach Leyden und endlich 1664 nach Frankfurt a. O. über. Im März 1665 ging er auf Reisen, besuchte Holland, die spanischen Niederlande und Frankreich und hielt sich zuletzt über ein Jahr lang in Paris auf, wo er bei Hofe Zutritt fand und auch schon vom Kurfürsten zu diplomatischen Geschäften verwendet wurde. Bald nach seiner Rückkehr nach Berlin wurde er am 7. Juni 1667 von dem Kurfürsten zum Hauptmann der Grafschaft Ruppin, dann am 14. Januar 1668 zum Hof- und Kammergerichtsrath bestellt. Er wohnte im Juni desselben Jahres zusammen mit seinem Vater der zweiten Vermählung des Kurfürsten zu Gröningen bei und wurde am 11. August zum Kammerherrn ernannt. Er vermählte sich im nächsten Jahre mit Ermgard Marie, Tochter des Freiherrn v. Quadt zu Wickradt. Angesichts des bevorstehenden Krieges gegen Frankreich betraute ihn 1672 der Kurfürst mit diplomatischen Sendungen nach Dresden, Hannover und Heidelberg, schickte ihn dann als seinen Bevollmächtigten auf den obersächsischen Kreistag nach Leipzig und Anfang 1673 auf die Zusammenkunft des ober- und niedersächsischen Kreises zu Quedlinburg, dort empfing er seine vom Kurfürsten am 23. Januar 1673 vollzogene Ernennung zum Geh. Rathe. Im Mai 1673 wurde er von demselben als sein Gesandter auf den in Köln zusammentretenden Friedenscongreß und, nachdem dieser sich aufgelöst hatte, die Verhandlungen aber nach London verlegt waren, im Mai 1674 dorthin geschickt, kehrte aber schon Ende Juli, da auch die dortigen Friedensversuche scheiterten, in die Heimath zurück. Damals kaufte er mit Hülfe der reichen Mitgift seiner Gemahlin die Herrschaft Rothhausen im Jülichschen. Im März 1675 wurde er wieder nach London geschickt, wo er dann bis zum December 1678 als Gesandter des Kurfürsten sich aufgehalten und sich eifrig aber vergeblich bemüht hat, König Karl II. zum Anschluß an die gegen Frankreich verbündeten Mächte zu bewegen. Der Kurfürst bezeugte ihm seine Zufriedenheit mit seinen Diensten dadurch, daß er ihn während jener Zeit, am 11. Juni 1676, zum Wirklichen Geh. Rathe ernannte. Nach seiner Rückkehr lebte er eine Zeit lang auf seinen rheinischen Gütern, begab sich aber Ende März 1679 nach der Mark, stand seinem Vater während der letzten Krankheit desselben zur Seite und übernahm nach dessen Tode (14. November 1679) den ihm durch dessen Testament vermachten Haupttheil der väterlichen Güter, die Herrschaft Alt-Landsberg, die Wildenhoff'schen Güter in Preußen und die aus der Erbschaft seines Anfang 1679 verstorbenen Oheims, des Generalmajors Bogislaw v. S. stammenden Zuchen'schen Güter in Pommern, ein Besitz, den er dann noch durch weitere Ankäufe vermehrt hat, zugleich ging auf ihn auch die Erbkämmererwürde der Kurmark über. Um diesen reichen Güterbesitz zu verwalten, hielt er sich die nächsten Jahre vom Staatsdienste fern, doch wurde er Anfang 1683 als Gesandter nach Wien geschickt, wo er, freilich vergeblich, sich bemüht hat, den Kaiser angesichts der heraufziehenden Türkengefahr zum Waffenstillstande mit Frankreich zu bewegen und die Ansprüche des Kurfürsten auf die schlesischen Fürstenthümer geltend zu machen. April 1684 von dort heimgekehrt, wurde er Februar 1686 wieder dorthin geschickt und er hat während seines bis in den Juni sich erstreckenden Aufenthaltes

*) Zu Bd. XXXIII, S. 425.

daselbst nach großen Schwierigkeiten die Belehnung des Kurfürsten mit Magdeburg erwirkt und aufs neue dessen schlesische Ansprüche in Erinnerung gebracht. Nachdem er dann 1686 eine diplomatische Sendung zu den braunschweigischen Herzögen ausgeführt hatte, nahm er in Berlin als Mitglied des Geh. Rathes seinen Wohnsitz, er hat der Sitzung am 7. Mai 1688 in Potsdam beigewohnt, in welcher der schon todkranke Kurfürst von den Geh. Räthen sich verabschiedete und dem Kurprinzen die Regierung übergab, auch bei dessen Tode am 9. Mai war er zugegen. Auch zu dem neuen Kurfürsten Friedrich III., dem er bei der feierlichen Huldigung am 14. Juni als Erbkämmerer das Scepter vortrug, stand er in den engsten Beziehungen, doch hat er nie eine so einflußreiche Stellung wie einst sein Vater eingenommen, sondern sich immer den leitenden Ministern, zuerst Danckelmann, nachher Kolbe v. Wartenberg untergeordnet. In dem Gutachten, welches er auf Befehl Friedrich's III. über das Testament des verstorbenen Kurfürsten abgab, sprach er sich gegen die Gültigkeit desselben aus, er leitete dann, als der Kurfürst zu Ende des Jahres nach dem Rhein ging, an der Spitze des Geh. Rathes in Berlin die Regierungsgeschäfte, begleitete aber 1689 den Kurfürsten auf dem Feldzuge nach dem Rhein. Ihm wurden dann reiche Gnadenbeweise von seiten desselben zu Theil, am 16. November 1689 verlieh ihm derselbe nach dem Tode seines Schwagers v. Blumenthal die einst von seinem Vater innegehabte Dompropstei Brandenburg, ernannte ihn am 25. März 1693 zum Verweser und Hauptmann von Crossen, Züllichau und Schwiebus, 1693 zum Comthur des Johanniterordens, dem er schon seit 1671 angehörte, zu Lagow, doch trat er damals die Hauptmannschaft Ruppin an einen Bruder Danckelmann's ab. In den Jahren 1696—98 führte er während der mehrmaligen Abwesenheit des Kurfürsten in Cleve, in Preußen und in Pommern an der Spitze des Geh. Rathes die Regierung in der Mark. Ebenso wie die anderen vornehmen und älteren Minister war er gegen Danckelmann, durch den er sich von der Theilnahme an den wichtigeren Staatsgeschäften ausgeschlossen sah und dem er es zuschrieb, daß ihm nach der Abtretung des Schwiebuser Kreises die mit der Verwaltung desselben zugeflossenen Einkünfte entzogen wurden, feindlich gesinnt und er hat auch bei dem endlichen Sturze desselben (1697) mitgewirkt. In der Denkschrift, welche er nach Danckelmann's Verhaftung ebenso wie die übrigen hohen Staatsbeamten über dessen Amtsführung abzufassen hatte (31. Januar 1698), sprach auch er, freilich in vorsichtiger und anscheinend bedauernder Weise, Verdächtigungen gegen denselben aus und er wurde Mitglied der Commission, welche am 4. März das erste Verhör mit dem Verhafteten abhielt und auch nachher das weitere Verfahren gegen denselben leitete. Welche Haltung er in der Frage der Erwerbung der Königswürde eingenommen hat, ist nicht bekannt, jedenfalls aber hat er für das Zustandekommen der von dem Kaiser angesichts der bevorstehenden Erledigung des spanischen Thrones gewünschten Allianz mit Brandenburg gewirkt. Noch vor dem Abschluß derselben (16. November 1700) wurde er von Kaiser Leopold am 11. September 1700 in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben, welche Verleihung der Kurfürst am 13. December bestätigt hat; letzterer hatte schon am 11. April 1698 sein Gehalt, entsprechend dem der übrigen Wirklichen Geh. Räthe, um 2000 Thaler erhöht. Zur Königskrönung begleitete S. denselben nicht, sondern er blieb während derselben in Berlin, doch wurde ihm am 12. Juli 1701 von dem neuen Könige der Schwarze Adlerorden verliehen. Seit dem Jahre 1702 scheint S. sich infolge von Kränklichkeit meist von den Staatsgeschäften fern gehalten und auf seinen Gütern, zu denen nach dem Tode seines Bruders Friedrich Heinrich (1696) auch noch die Wolfshagen'schen in der Ucker=

mark hinzugekommen waren, gelebt zu haben. Er starb am 8. Mai 1705 zu Alt-Landsberg und wurde ebendaselbst begraben.

S. verband wie sein Vater innige Frömmigkeit mit duldsamem Sinn und Interesse für die Wissenschaften, er vermehrte die von diesem angelegte Bibliothek, vollendete das von demselben kurz vor seinem Tode in Alt-Landsberg gestiftete Hospital und gründete daselbst eine Wittwen- und Waisenkasse für die in der ganzen Herrschaft angestellten reformirten und lutherischen Prediger.

Geschichte des Geschlechts von Schwerin. — v. Orlich, Briefe aus England über die Zeit von 1674 bis 1678 in Gesandtschaftsberichten des Ministers Otto v. Schwerin des Jüngeren. Berlin 1837. — v. Orlich, Geschichte des Preußischen Staates im 17. Jahrhundert, 3 Bde., Berlin 1838, 1839. — Breßlau und Isaacsohn, Der Fall zweier preußischer Minister. Berlin 1878. F. Hirsch.

Seidl*): Karl v. S., preußischer Major und militärischer Schriftsteller, wurde am 27. December 1752 auf dem väterlichen Gute Bergsdorf bei Sagan geboren. Seine Kindheit fiel mithin zu großem Theile in die Zeit des Siebenjährigen Krieges. Preußen, Oesterreicher und Russen suchten abwechselnd die Gegend heim, in welcher er sie verlebte. Der Verkehr mit den Soldaten weckte seine Lust am Waffenhandwerke; der k. k. Husarenrittmeister v. Cogniazo, welcher später die „Geständnisse eines österreichischen Veteranen" schrieb, mahnte den wißbegierigen Knaben schon früh sich Kenntnisse zu erwerben. 1768 als Junker beim Dragonerregiment v. Krockow in den preußischen Dienst getreten und 1770 zum Fähndrich ernannt, benutzte er, Cogniazo's Weisung folgend, die Muße, welche der Dienst in kleinen niederschlesischen Garnisonstädten ihm verschaffte, um die Mängel seiner Jugendbildung auszugleichen, welcher nicht viel Sorgfalt hatte zugewendet werden können; einige Wintermonate, welche er einmal in Liegnitz zubringen durfte, wandte er an, um sich durch Struensee, den nachmaligen preußischen Finanzminister, in Taktik und Mathematik unterrichten zu lassen. Da er auch den Dienst der Infanterie und das Befestigungswesen kennen zu lernen wünschte, bat er um Urlaub. Sein Commandeur war nicht ganz einverstanden, sprach aber 1774 darüber mit dem Ingenieuroberst v. Regler und dieser gestattete, daß S. Neiße und andere schlesische Festungen besuchen durfte. Letzterer unternahm jetzt die Kenntnisse, die er erworben hatte, schriftstellerisch zu verwerthen. Auf dem Boden der damals geltenden Theorie stehend, daß die Geometrie die Grundlage der Taktik sei, schrieb er eine Abhandlung „Grundsätze der Evolutionen der Kavallerie" und sandte dieselbe dem Könige ein, mit der Bitte, den Druck zu gestatten und in der Hoffnung, daß sein Streben durch Berufung in die königliche Suite anerkannt werden möchte. Statt dessen erfolgte das Verbot, die Arbeit öffentlich bekannt zu machen und die Verabreichung eines Geschenkes von 100 Thalern. Das Manuscript ward der Inspection der niederschlesischen Cavallerie überwiesen. Hier ruhte es bis 1795. Als es dann bei Korn in Breslau gedruckt wurde, war der günstige Zeitpunkt für die Veröffentlichung vorüber, das Buch fand keine Beachtung. Auch die Theilnahme am bairischen Erbfolgekriege förderte Seidl's Laufbahn nicht. So sehr er suchte und sich mühte, fand er keine Gelegenheit, sich persönlich hervorzuthun; er hatte nur die Genugthuung, daß die Truppe, welcher er angehörte, eines der vier Dragonerregimenter war, von denen des Königs Heeresbefehl am 20. Juli 1779 sagte, daß sie sich distinguirt hätten. S. fuhr nun fort, schriftstellerisch zu wirken und betrat jetzt zuerst eine Bahn, auf welcher er später mehrfach mit Erfolg thätig gewesen ist, indem er sich zum Vertheidiger des Königs gegen diejenigen aufwarf,

*) Zu Bd. XXXIII, S. 639.

welche ihn litterarisch schmähten, angriffen und zu verunglimpfen suchten. Zunächst wandte er sich gegen zwei österreichische Officiere, Friedel und Bourscheid, welche über den Feldzug geschrieben hatten, indem er ohne Nennung seines Namens einen „Versuch einer militärischen Geschichte des bayerschen Erbfolgekrieges vom Jahre 1778 im Gesichtspunkte der Wahrheit betrachtet von einem königlich preußischen Offizier" (Königsberg 1781, 3 Bände) drucken ließ. Er hatte für die Herstellung aus Privatquellen geschöpft, welche ihm namentlich durch den Beistand sächsischer Officiere erschlossen waren; seine Arbeit hatte handschriftlich dem Könige vorgelegen, von welchem er brieflich gnädige Anerkennung erfuhr. Daß sie auch vom Feinde günstig beurtheilt wurde, zeigt eine Schrift, welche ebenfalls ohne Nennung seines Namens unter dem Titel „Kleine Berichtigungen über den Versuch einer militärischen Geschichte des Bayerschen Erbfolgekrieges" (Frankfurt und Leipzig, Dresden 1784) ein österreichischer Officier (Prinz Waldeck) veröffentlichte. In jener Zeit unternahm S. auch die Begründung einer in Dresden gedruckten militärischen Zeitschrift „Bellona", welche er bis zum 18. der in den Jahren 1782—87 erschienenen 20 Stücke geleitet hat. Es durfte nur geschehen, ohne daß er mit seinem Namen und mit seiner Person an die Oeffentlichkeit trat. Dieses Verhältniß erschwerte ihm, sich Mitarbeiter in den Reihen des preußischen Heeres zu suchen. Trotzdem fand er auch in diesem wirksame Förderung seiner Ziele, so durch den Herzog von Braunschweig-Bevern und konnte er namentlich wichtige Beiträge zur Geschichte des Siebenjährigen Krieges bringen. Ferner veröffentlichte er „Vom Dienst der leichten Cavallerie im Felde, nebst Fortsetzung" (2 Stücke, mit Plans, Dresden 1784). Er begann jetzt zu kränkeln, trug sich mit Abschiedsgedanken und kaufte 1785 das Rittergut Buchwäldchen bei Liegnitz, da brachte ihm das Jahr 1790 unverhoffte Beförderung. Seit 1777 Lieutenant, hatte er es nach 22jähriger Dienstzeit, bald ein Vierziger, noch immer nicht weiter gebracht, als er in jenem Jahre zum Hauptmann ernannt und in das Oberkriegscollegium nach Berlin berufen wurde. Bei dem in Aussicht stehenden Kriege sollte er dem Corps des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig zugetheilt werden. Aber es ward nichts aus dem Kriege und 1791 nahm S., welcher inzwischen zum Major aufgerückt war, den Abschied. Anscheinend sind es Gesundheitsrücksichten gewesen, welche ihn dazu veranlaßt haben. In der Folge war er Landrath des Kreises Lüben und Director der schlesischen Feuersocietät. Nachdem er später aus dem Staatsdienste ganz ausgeschieden war, widmete er seine Muße und seine Feder ganz dem Streben, dem Andenken Friedrich's des Großen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Verehrung für den Herrscher hatte er gewissermaßen mit der Muttermilch eingesogen. Seine Mutter war eine geborene v. Knobelsdorff; mehrere ihrer nahen Verwandten hatten im persönlichen Dienste des Königs gestanden; die Kinderstube, in welcher S. groß wurde, war voll der Erinnerungen an ihn. S. erhob seine Stimme vornehmlich zu Gunsten der Anordnungen, welche der König in demjenigen Kriege getroffen hatte, an welchem ihm selbst Theil zu nehmen vergönnt gewesen war. Mehrfache Reisen, welche er unternahm, um die Thatsachen auf Grund der Oertlichkeiten ihres Stattfindens zu studiren, förderten sein Verständniß. So entstand die Schrift „Friedrich der Große und seine Gegner. Nebst einer Vertheidigung des königlich preußischen Militärs gegen die Beschuldigungen des Generallieutenants Graf v. Schmettau und des Ministers v. Dohna" (Gotha und Erfurt 1819, 3 Bände) und demnächst „Beleuchtung manches Tadels Friedrichs des Großen" (Liegnitz 1821). In einer Darstellung von Seidl's Leben, welche im Decemberhefte 1890 der „Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine" mit durchsichtiger Namenlosigkeit Gr.(af) L.(ippe) gegeben hat, ist gesagt, daß jener im dritten Zehntheile

unseres Jahrhunderts zu Liegnitz gestorben sei. Genaueres hat auch der Unterzeichnete nicht ermitteln können.

S. hat eine Lebensbeschreibung von sich selbst verfaßt, welche im 1. Bde. seines Werkes „Friedrich der Große und seine Gegner“ (S. 102 ff.) abgedruckt ist.

B. Poten.

Sickler*): Friedrich Karl Ludwig S., Alterthumsforscher, geboren am 30. November 1773 zu Gräfentonna bei Langensalza, verlebte seine Jugend bis zum vollendeten 14. Altersjahre in dem drei Stunden von Gotha entfernten Dorfe Kleinfahner. Sein Vater, Joh. Volkmar S., der dortige Pfarrer und als landwirthschaftlicher Schriftsteller wohlbekannt, ertheilte ihm den ersten Unterricht nach den Grundsätzen der philanthropischen Schule. Er beschäftigte den Knaben viel, lenkte jedoch dessen Aufmerksamkeit allzusehr auf Nebendinge ab, so daß derselbe zwar von jeder betriebenen Wissenschaft etwas begriff, aber gerade in den Hauptfächern keine gründlichen Kenntnisse gewann. Diese ihm angelernte Gewohnheit, sich mit den verschiedenartigsten Gegenständen zu befassen, hat S. auch in vorgerückterem Alter nicht zu überwinden vermocht und sich manchmal auf Gebieten versucht, wo ihm keine Lorbeeren erblühten. Der Nothlage des aufgeweckten Knaben machte der gelehrte Pfarrer Seb. Heinr. Möller (s. A. D. B. XXII, 149 ff.) im benachbarten Gierstädt zeitweise ein Ende und nahm ihn neben seinem Neffen, dem nachmaligen Bonner Professor Joh. Chr. Wilh. Augusti (s. A. D. B. I, 685 f.), in seine strenge und methodische Lehre. Weil aber der Vater den geregelten Unterricht durch willkürliche Eingriffe störte, indem er den Sohn nebenbei mit französischer und englischer Sprache, Naturgeschichte, Zeichnen und Malen, ja mit Landwirthschaft und Obstkunde beschäftigte, so ertrug Möller den „Greuel“ nicht länger und brach den Unterricht wieder ab. — Im Sommer 1788 trat S. in die 3. Ordnung der Prima des gothaischen Gymnasiums ein, während seine Freunde Augusti und Karl Friedr. Heinrich (s. A. D. B. XII, 647 f.) gleichzeitig in die 1. Ordnung aufgenommen wurden. Infolge dieser vermeintlichen Zurücksetzung übergab ihn der Vater nach Jahresfrist dem Altenburger Gymnasium, wo er durch seine vorzüglichen Leistungen bald die Zuneigung seiner Lehrer gewann und zu Ostern 1791 mit reichem Lobe die Anstalt verließ. In Altenburg hatte er dem jungen Bernhard v. Lindenau (s. A. D. B. XVIII, 681 ff.), dem späteren königlich sächsischen Staatsminister, häuslichen Unterricht ertheilt; in Jena, wohin er zur Fortsetzung seiner Studien übergesiedelt war, versah er seit 1794 das Amt eines akademischen Führers bei dem ältesten Sohne des altenburgischen Oberamtshauptmanns v. Seebach. Anfänglich gedachte er sich der Laufbahn eines Hochschullehrers zu widmen, schwankte jedoch längere Zeit zwischen der Theologie und Philosophie, bis er sich 1798 endgültig für die letztere entschied. Zeugnisse seiner eingehenden Beschäftigung mit jener Wissenschaft sind mehrere Aufsätze in den beiden ersten Jahrgängen (1796—98) der „Theologischen Blätter“ seines Freundes Augusti und die theologische Staatsprüfung, welche er in Gotha bestand. Kaum aber hatte er 1799 durch seine Abhandlung: „Die Uebereinstimmung der Aristotelischen Philosophie mit der neueren transscendentalen“ sich den Doctortitel erworben, so trieb ihn ein angeborener Hang nach Veränderung wieder von Jena fort. Er ging nach Gotha und lebte dort zunächst von Privatunterricht und litterarischer Arbeit. Neben schönwissenschaftlichen, ohne Namen veröffentlichten Schriften, darunter ein „Vergötterungsalmanach“, sind damals von umfänglicheren Werken entstanden: „Der Gesundbrunnen von Liebenstein, eine Schilde-

*) Zu Bd. XXXIV, S. 161.

rung" (1801; mit einem Kupfer), die „Geschichte der Obstcultur" (1., einz. Bd., 1802; mit Karte und 2 Kupfern) und die „Geschichte der Wegnahme und Abführung vorzüglicher Kunstwerke aus den erbeuteten Ländern in die Länder der Sieger" (1., einz. Thl., 1803). Die geistige Lebendigkeit und die gesellschaftlichen Tugenden Sickler's gewannen ihm in Gotha bald Freunde und Gönner. Der Generalsuperintendent Löffler (s. A. D. B. XX, 106 f.) übertrug ihm die Stelle eines Visitationscandidaten, d. h. eines Protokollführers auf seinen amtlichen Reisen, und nahm ihn zudem in sein Haus auf. Damit eröffnete sich ihm zugleich die Aussicht auf eine bessere Versorgung. Gleichwohl ließ ihn die erwähnte innere Unruhe in diesem Dienste nicht lange ausharren: er sehnte sich nach den unermeßlichen Kunstschätzen der französischen Hauptstadt und reiste, sobald er die nöthigen Geldmittel beisammen hatte, 1802 in Gesellschaft eines Freundes, des nachherigen gothaischen Geh. Hofrathes Kühner, dorthin. Da er früher dem dritten Consul Lebrun seine „Geschichte der Obstcultur" übersandt hatte, so erlangte er durch dessen Einfluß ungehinderten Zutritt zu den verschiedenen Kunst- und Alterthumssammlungen. Daneben verkehrte er mit dem Archäologen A. L. Millin, mit den um diesen sich sammelnden fremden Gelehrten und Künstlern und im Hause der Madame Gauthier geb. Delessert, die ihm ihren einzigen Sohn zur Erziehung anvertraute. Aber trotz aller Befriedigung, die ihm der anregende Pariser Aufenthalt gewährte, übernahm er doch im Frühling 1805 ohne Bedenken eine ihm angetragene Hauslehrerstelle bei Wilhelm v. Humboldt, damals preußischem Gesandten in Rom. Nachdem er noch die Heimath besucht hatte, ritt er mit seinem früheren Reisegefährten Kühner in fünf Wochen von Gotha nach Florenz, machte hier die Bekanntschaft des kunstsinnigen Prinzen Friedrich von Sachsen-Gotha (s. A. D. B. VIII, 6) und gelangte ohne den Freund, der in Florenz zurückgeblieben war, am 19. October nach Rom. Im Humboldt'schen Hause lag ihm vornehmlich die Bildung des Sohnes ob; doch hatte er auch den Töchtern einigen Unterricht zu ertheilen. Eine durch seinen Zögling hervorgerufene Mißhelligkeit und wohl noch mehr das Verlangen nach größerer wissenschaftlicher Freiheit boten ihm den Anlaß, seine Stellung nach zweijähriger Thätigkeit aufzugeben. Seitdem lebte er mehrere Jahre völlig unabhängig in Rom und Neapel, machte sich um die Erforschung der Alterthümer in der Umgebung beider Städte verdient, indem er die Lage vieler alter Ortschaften, Villen, Tempel u. s. w. in der römischen Campagna bestimmte und in den Trümmern Cumä's ein für die Kunstgeschichte bedeutsames Denkmal (s. weiter unten) auffand, und versuchte sich in der Aufwickelung pompejanischer Papyrusrollen. Als Ertrag seiner Forschungen veröffentlichte er außer dem „Almanach aus Rom für Künstler und Freunde der bildenden Kunst und classischen Literatur" (2 Jahrgänge, 1810 u. 1811), den er gemeinsam mit dem Maler Joh. Chr. Reinhart (s. A. D. B. XXVIII, 72 ff.) herausgab, noch den von ihm gezeichneten und durch einen beschreibenden Text erläuterten „Plan topographique de la Campagne de Rome considérée sous le rapport de la Géologie et des Antiquités", das für Reisende bestimmte „Pantogramme, ou Vue descriptive générale de la Campagne de Rome" und die „Lettre à M. Millin sur l'époque des constructions cyclopiennes". Infolge dieser Schriften — die drei letzten erschienen zu Anfang 1811 — ernannte ihn die „Akademie der Alterthümer" auf dem Capitol am 24. April des gleichen Jahres zu ihrem ordentlichen Mitgliede. Um diese Zeit gedachte er nach Paris zurückzukehren, wohin ihn dringende Einladungen seiner dortigen Freunde riefen, widmete sich dann aber noch einmal dem Berufe des Erziehers bei dem englischen Lord Grenville-Temple. Aus der beschwerlichen Lage, in die ihn der bald darauf erfolgende Tod der Lady versetzte, nicht nur

für die Kinder, sondern auch noch für den tiefgebeugten Gatten sorgen zu müssen, befreite ihn die Rückkehr nach Deutschland um die Wende des Jahres 1811, nachdem eine beabsichtigte Reise nach Griechenland nicht zur Ausführung gekommen war. — In Gotha, wo er eine Zeitlang als Gast des Prinzen Friedrich verweilte, trug ihm der zufällig anwesende Geheimrath v. Baumbach aus Hildburghausen die Leitung des dortigen Gymnasiums an. Obwohl er zuerst ablehnte, wußte ihn der Herzog Friedrich von Sachsen-Hildburghausen durch persönliches Eingreifen nachher doch zur Annahme zu bewegen. Am 15. Februar 1812 erfolgte seine Ernennung zum Director und Schulrath mit Sitz und Stimme in der Landesregierung und am 29. April, dem Geburtstage des Herzogs, seine Einführung in das neue Amt. Er fand das Gymnasium in wenig befriedigenden Verhältnissen vor, beseitigte aber durch sein Eingreifen und die zähe Ausdauer, mit der er gegen Schwierigkeiten und Hemmnisse ankämpfte, allmählich die herrschenden Uebelstände, wie er denn z. B. den bisherigen Schulclassen eine neue anfügte und die ungenügende Zahl seiner Mitarbeiter durch einige Berufungen ergänzte. Dabei fehlte es ihm nicht an Anerkennung: schon 1812 verlieh ihm die Stadt ihr Bürgerrecht, und 1819 beförderte ihn der Herzog zum Oberconsistorialrathe. Mehrere vortheilhafte Anträge von auswärts lehnte er ab. In Göttingen wurde 1816, als es sich nach dem Tode Wunderlich's und bei der Kränklichkeit Dissen's um die Berufung eines Vertreters der Alterthumskunde handelte, neben Böckh, Thiersch und Welcker auch sein Name genannt; aber Friedrich Jacobs, den Heeren deswegen befragte, rieth von ihm abzusehen. „Er hat", meinte er, „alle Künste und Wissenschaften getrieben, wie Hippias. Es könnte wohl sein, daß er als akademischer Lehrer in diesem und jenem Beifall erhielte, aber zum Lehrer der Philologie und zum Vorsteher des Seminariums paßt er sicherlich nicht". Im gleichen Jahre ernannte ihn die dortige K. Societät der Wissenschaften zum correspondirenden Mitgliede, als er ihr sein neues Verfahren bei der Aufwickelung von Papyrusrollen mitgetheilt hatte, und die englische Regierung berief ihn 1817 nach London, um dieses Verfahren von einem sachkundigen Ausschusse prüfen zu lassen. S. löste seine Aufgabe mittels einer von ihm erfundenen Maschine nicht ohne Geschick, erreichte aber doch keinen durchschlagenden Erfolg, weil man ihm durch Hitze und Seewasser verderbte Rollen vorlegte. — Trotz reichlicher Berufsarbeit fand er noch Muße zu einer umfänglichen schriftstellerischen Thätigkeit. Die zahlreichen Einzelwerke, Abhandlungen in Programmen, Uebersetzungen, Beiträge in Zeitschriften u. s. w., die er verfaßte, bewegen sich auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten, haben aber bei ihrer manchmal allzu gewagten Ausführung die Zustimmung der Fachgenossen nicht immer zu erlangen vermocht. Besondere Aufmerksamkeit erregte seine Schrift über das oben erwähnte, 1809 von ihm entdeckte cumäische Grabmal mit seinen eigenartigen, „aus gemahlenem Marmorstaub und Puzzuolanerde" gefertigten Reliefbildern: „De Monumentis aliquot Graecis e sepulcro Cumaeo recenter effosso erutis, sacra Dionysiaca a Campanis celebrata, horumque doctrinam de animorum post obitum statu illustrantibus" (1812, mit 3 Kupfertafeln), die er auf Wunsch des Herausgebers der „Curiositäten", Chr. Aug. Vulpius, „für die minder gelehrten Leser" dieser Zeitschrift auch deutsch bearbeitete: „Beschreibung eines sehr merkwürdigen neuentdeckten Griechischen Grabmals bei Cumä mit drei Basreliefs über die Bacchische Mysterien-Feier" (a. a. O., 2. Bd. 1812, 1. Stück, S. 35—66 und besonders). Ueber diesen wichtigen Fund und seine Deutung äußerte sich neben anderen, wie Heeren und K. A. Böttiger, kein Geringerer als Goethe in einem „Sendschreiben" an den Verfasser (a. a. O., 3. Stück, S. 195—202), das nachher als „Der Tänzerin Grab" in den „Werken" (Ausgabe letzter Hand, 24. Bd. 1832, S. 194—202),

wiederholt wurde. Von Sickler's übrigen Schriften aus dem Bereiche der Alterthumswissenschaft seien noch genannt: „Kadmus oder Forschungen in den Dialecten des semitischen Sprachstammes, zur Entwickelung des Elements der ältesten Sprache und Mythe der Hellenen. 1. Abthl.: Erklärung der Theogonie des Hesiodus" (1818); „Die Hieroglyphen in dem Mythus des Aesculapius. Nebst zwei Abhandlungen über Dädalus und die Plastik unter den Chananäern" (1819); „Die Herculanensischen Handschriften in England und meine nach erhaltenem Rufe und nach Auftrag der Englischen Regierung im Jahr 1817 zu ihrer Entwickelung gemachten Versuche" (1819); „Thot oder die Hieroglyphen der Aethiopier und Aegypter" (1819); „Auflösung der Hieroglyphen oder der sogen. Sternbilder in dem Thierkreise von Tentyra" (1820); „Die heilige Priestersprache der alten Aegypter, als ein dem semitischen Sprachstamme nahverwandter Dialect aus historischen Monumenten erwiesen" (4 Thle., 1822—26); „Handbuch der alten Geographie für Gymnasien und zum Selbstunterricht" (1824, 2. Aufl. in 2 Thln., 1832); „Schul-Atlas der alten Geographie mit historisch-erläuternden Randbemerkungen" (4 Lief., 1824—26, 5. Aufl. 1845); „Leitfaden zum Unterricht in der alten Geographie" (1826); „Roms politische Geschichte und Alterthümer in dreizehn Tafeln" (1831). Ferner beabsichtigte er 1833 mit mehreren Gelehrten ein „Corpus Geographorum Graecorum et Latinorum" zu veröffentlichen und ließ eine von ihm besorgte Ausgabe der „Germania" des Claudius Ptolemäus als Probe erscheinen; er verdeutschte die Reisen Dodwell's (2 Bde., 1821—1822) und Pouqueville's (1824), sowie E. Burton's Werk: „Roms Alterthümer und Merkwürdigkeiten in ihrem neuesten Zustande" (1823); er gab zwei Zeitschriften heraus: „Für müssige Stunden" (8 Bde., 1816—21) und „Anastasia oder Griechenland in der Knechtschaft unter den Osmanen seit der Schlacht bei Kossowa und im Befreiungskampfe seit 1821" (4 Hefte, 1821—22), letztere allein, erstere gemeinsam mit Friedrich und Karoline de la Motte Fouqué, A. Lafontaine, Freimund Raimar (Friedr. Rückert) u. a., und betheiligte sich mit vielen Beiträgen an Augusti's „Theologischer Monatsschrift", Vulpius' „Curiositäten", Oken's „Isis", Ersch und Gruber's „Encyklopädie", dem „Morgenblatt" und dem „Kunstblatt". Die letzte Schrift, welche er verfaßte, war einem zweiten ihm gelungenen Funde gewidmet: das „Sendschreiben an . . . J. F. Blumenbach über die höchst merkwürdigen, vor einigen Monaten erst entdeckten Reliefs der Fährten urweltlicher großer und unbekannter Thiere in den Heßberger Sandsteinbrüchen bei der Stadt Hildburghausen" (1834). — Seit 1833 suchte den sonst so kräftigen Mann ein Leberleiden heim, das weder ärztliche Kunst noch die Bäder von Karlsbad und Kissingen zu heilen vermochten; nach langem und qualvollem Kampf endete er am 8. August 1836. Die Gattin, Sophie geb. Schieck, und eine einzige Tochter überlebten ihn. Erstere vermählte sich später in zweiter Ehe mit dem Generalsuperintendenten J. F. Röhr in Weimar.

Meusel, Gel. Teutschl. XX (1825), 463—467. — Intelligenzblatt der Jenaischen Allgem. Lit.-Zeitung 1837, Nr. 11, Sp. 81—88 und Nr. 12, Sp. 89—92 (Verf.: R. in G. = Val. Chr. Fr. Rost in Gotha). — Neuer Nekrolog, 14. Jahrg., 1836, 2. Thl. (1838), S. 945—948. — Neuestes Conversationslexikon für alle Stände, 7. Bd., Leipzig, O. Wigand, 1838, Sp. 549 f. — W. Pökel, Philol. Schriftsteller-Lexikon, Leipzig 1882, S. 257. — G. Reinhardt, Geschichte d. Marktes Gräfentonna, Langensalza 1892, S. 354—356. — Vgl. auch: F. W. Riemer, Briefe von und an Goethe, Leipzig 1846, S. 90 f. — Fr. Strehlke, Goethe's Briefe, 2. Thl., Berlin 1884, S. 226. — Epistulae Gottingenses a Carolo Diltheyo editae (im Index Scholarum der Universität Göttingen, Winter 1887/88), S. 34. A. Schumann.

Sophie Friederike Dorothea, Erzherzogin von Oesterreich*), wurde dem letzten Kurfürsten und ersten Könige von Baiern, Maximilian Josef, von seiner zweiten Gemahlin Friederike Karoline von Baden-Hochberg am 27. Jan. 1805 zu München geboren. 1824 vermählte sie sich mit Erzherzog Franz Karl, dem Bruder des nachmaligen Kaisers Ferdinand I. Die Hochzeitsfeier war auf den 18. October, als Gedächtnißtag der Schlacht bei Leipzig, angesetzt, mußte aber wegen Erkrankung der Mutter der Braut auf den 4. November verlegt werden. Oesterreich baute auf diese Ehe große Hoffnungen. Sophie imponirte Jedermann durch ihre hohe edle Gestalt und den frischen Geist. Metternich, selbst eine stattliche Erscheinung, macht die Anmerkung: „Die Braut ist größer als ich, eine schöne Erscheinung und mehr noch als das, sie ist einnehmend.“ (Aus Metternich's nachgelassenen Papieren 1880 ff. IV, 112.) Herzog Ernst II. kleidet sein Urtheil in die Worte: „Die geistvolle Sophie brachte in die nüchterne lothringische Welt ein gährendes Element.“ (Aus meinem Leben 1887 ff. I, 50.) Als sich die niederösterreichischen Stände vorstellten, sprach sie Worte, welche den festen offenen Charakter verriethen.

1830 begann die lang gehegte Hoffnung auf Nachkommenschaft sich zu erfüllen. Sophie erfreute am 18. August ihren Gemahl durch die Geburt des Ehz. Franz Josef, dem am 6. Juli 1832 Ferdinand Max, am 30. Juli 1833 Karl Ludwig, am 27. October 1835 Marianne, am 15. Mai 1845 Ludwig Victor als Geschwister folgten. Die Freude verbreitete sich über ein Kaiserreich. Erzherzogin Sophie konnte nun ihre Familientugenden zur Entfaltung bringen. Sie zeigte sich als die beste Mutter, welche ganz ihren Kindern lebt. Melanie, die Gemahlin des Staatskanzlers Metternich, mußte wiederholt die Kinder anschauen kommen und notirte sich in ihr Tagebuch: „Die Erzherzogin fühlt sich so glücklich in Gesellschaft ihrer Kinder, daß der Anblick einem wohlthut“ (Metternich l. c. V, 418.) Als Marianne zum Tode erkrankte, „verließ sie die Mutter keinen Augenblick und gestattete nicht, daß jemand anderer ihr die letzte Wartung angedeihen ließ“ (l. c. VI, 371). Wie die Prinzen heranwuchsen, improvisirte Sophie mit ihnen für den höchsten Familienkreis Feste: Lebende Bilder, Theaterstücke, Lotterien, Singabende. Fast täglich sah man auf der Bastei die hoffnungsvollen Kinder Arm in Arm vor den glücklichen Eltern einhergehen und jeden Gruß der Vorübergehenden schön erwidern. Den Unterricht leitete und überwachte die Mutter sehr sorgfältig; sie bestellte die Lehrer, u. a. den späteren Cardinal Rauscher, wohnte häufig persönlich dem Unterricht bei, lobte und ermahnte. Zu verschiedenen Anlässen gab Sophie ihren heranblühenden Prinzen schriftliche Unterweisungen. Jedem legte sie zur Feier der ersten heiligen Communion ein Blatt mit liebreichen Ermahnungen ins Betbuch, unter denen gewiß die eine nie fehlte: „Sei ein guter Unterthan“. Besonders herzlich und innig war auch ihr Verhältniß zu ihrer Schwester und Schwiegermutter, der Kaiserin-Mutter (Karolina Augusta, Die Kaiserin-Mutter, 1893, S. 120 f., 195, 204.)

Volksgunst ist Wind, der leicht umschlägt; stellt sich ihm ein Hinderniß, so verdoppelt er zürnend den Anprall. Auch Erzherzogin Sophie erfuhr 1848 statt der bisherigen Liebe den Haß des Volkes. Der Wiener Reichstag verlangte im October in einem Athem Amnestie für die Mörder Latour's und Landesverweisung der Erzherzogin Sophie. Am Granitfelsen bricht sich endlich auch der furchtbarste Sturm; so machte die Revolution schließlich vor der Charakterfestigkeit der Erzherzogin Sophie Halt. Denn wenn auch vielleicht die An-

*) Zu Bd. XXXIV, S. 686.

schauung, daß die drei königlichen Schwestern Elisabeth, Sophie und Marie, von denen jene die Gemahlin Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen, diese die Frau des Königs Friedrich August von Sachsen war, Europa regiert hätten (Ernst II. von S.-Coburg, Aus meinem Leben II, 23. 53. 183), etwas sich überschlägt, das ist gewiß, daß Erzherzogin Sophie eine politische Frau war und insbesondere 1848, als Männer zagten und zauderten, muthvoll und im festen Vertrauen auf Gott gehandelt hat. (Vgl. Helfert, Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Wiener Octoberaufstandes 1869 ff. I, 4; II, 36; III, 35. 330. 392. 458.) Mitten unter den Schrecken der Märzbewegung schrieb sie an Metternich, zehn Tage nach seiner Abdankung und Flucht, französisch einen Brief, welcher zu charakteristisch ist, als daß wir ihn nicht in Uebersetzung geben sollten. „Zürnen Sie mir nicht, mein lieber Fürst, daß ich sie mit einigen Zeilen belästige, welche einzig einem Bedürfnisse meines Herzens entsprungen, Ihnen sagen wollen, wie sehr ich Sie liebe und verehre, wie sehr ich Ihnen dankbar bin für alles Gute, Große, Unaussprechliche, was unser armes Oesterreich Ihnen schuldet, wie sehr ich Ihnen danke für das Gute, das Sie meinem Sohne während des letzten Winters erwiesen haben, indem Sie seinen Ideen und Gefühlen eine so gute Richtung gaben. Wenn Sie ihn gesehen hätten, dieses liebe Kind, als am Abende des 13. d. allzu weitgehender Edelmuth und Zartsinn Sie veranlaßte, uns zu verlassen, wenn Sie ihn da gesehen hätten, wie er zu mir kam voll Verzweiflung und unter dem Eindrucke dieses für die Monarchie so entscheidenden Augenblicks, dann hätten Sie wenigstens einen Moment der Genugthuung und Rührung empfunden. Mein armer Franz war mein einziger Trost in unserer Noth; inmitten meiner Aengsten und Bedrängnisse habe ich dem Himmel gedankt, daß er ihn mir so gegeben hat wie er ist. Sein Muth, seine Entschlossenheit, seine Auffassung und sein Urtheil sind weit über sein Alter und könnten uns beinahe hoffen lassen, daß der liebe Gott ihm eine Zukunft geben wird, da er ihm die Eigenschaften gegeben hat, welche nothwendig sind, um alle Wechselfälle zu ertragen. Ach, wenn ich Sie nur wieder sehen und Ihnen sagen könnte, wie sehr wir Sie lieben und mit Ihrer armen Melanie weinen, deren Pein und Kummer ich so lebhaft mitempfinde. Möge der liebe Gott ihr beistehen und ihr heroischen Muth geben, damit sie ohne Murren all die Leiden ertrage, welche auf ihr armes Herz gehäuft sind.

„Alles was noch einen Rest edlen und hohen Sinnes hat, spricht von Ihnen, mein lieber Fürst, mit Hochachtung, Verehrung und Bedauern, und wenn man zu mir solche tröstende und erquickende Worte spricht, so freue ich mich darüber wie über eine Wohlthat, die mir erwiesen wird. Mein armer Gemahl beauftragt mich, Ihnen tausenderlei Schönes zu sagen; auch er hat viel gelitten, als er in seinem lieben Wien eine Revolution ausbrechen sah, wo er sie für unmöglich gehalten hätte. Aber auf wen kann man denn heutzutage noch zählen! Möge die Vorsehung Erbarmen mit uns haben; flehen wir sie mit Inbrunst an. Ich glaube nicht, daß sie diejenigen verlassen kann, welche sie immer in Demuth und lebendigem Glauben angebetet haben. Beten auch Sie für uns, mein lieber Fürst, und segnen Sie aus der Ferne meinen armen Franz; dieser Segen wird ihm Glück bringen. Bewahren Sie mir Ihr Angedenken und glauben Sie an das ebenso lebendige als unerschütterliche Wohlwollen Ihrer ergebenen Sophie." (Metternich, l. c. VIII, 11** ff.)

Edel fromm nahm Erzherzogin Sophie im bittersten Leid zur Religion ihre Zuflucht. Sie opferte nach Maria Zell ein Kreuz mit Aufschrift aus den Improperien: „Mein Volk, was habe ich dir gethan" und übersah jegliche Unbill. Das österreichische Volk widerstand der Liebe der Mutter seines Kaisers nicht, erwiderte sie vielmehr lebhaft; schon die silberne Hochzeit 1849, 4. Novbr.,

feierte es in lebendiger Theilnahme mit. Zu diesem Feste erschienen alle Schwestern unserer Erzherzogin, auch Elisabeth, die Königin von Preußen. Ein gesegneter Augenblick, in dem die ersten Anknüpfungspuncte zur Hebung der eingetretenen Irrungen zwischen den beiden mächtigsten deutschen Fürstenhöfen gefunden wurden. Erzherzog Max hatte den sinnigen Einfall, der Mutter ein Gebetbuch zu geben, in welchem nach seinen Angaben die besonders glücklichen Momente ihres Lebens malerisch festgehalten waren; es waren ihrer 25. Man sagt, es habe sich ohne jede Verabredung ergeben, daß die Schwestern den ganz gleichen Gedanken ausführten und keine Wiederholung in den beiden Arbeiten sich fand. Also doch ganz glückliche Lebensmomente!

Wahrhaft edles Herz und hohe Gesinnung offenbaren die Briefe der Erzherzogin an Radetzky. Am 22. April 1848 empfahl sie ihm ihren ältesten Sohn Erzherzog Franz Josef also: „Mein theuerstes, mein Herzblut übergebe ich Ihren treuen Händen! Leiten Sie mein Kind auf Ihrer Bahn — so geht er gut und mit Ehren — seien Sie ihm ein guter Vater — er ist dessen werth — denn er ist ein braver, ehrlicher Junge, und seit seiner Kindheit mit Leidenschaft dem Soldatenstand ergeben. — Doch soll seine Gegenwart ja nicht störend für Sie sein; sein Vater wünscht, daß Sie über ihn verfügen, wie es Ihnen gut dünkt, und ihn dem Feldmarschalllieutenant Grafen Wratislaw beigeben möchten. Mein Sohn wird Ihnen sagen, wie innig und tief ich Ihren und Ihrer Truppen Ruhm und treue Tapferkeit empfinde und bewundere — wie in dieser an seltenen Männern so armen Zeit ich mich an Ihrer hervorragenden Persönlichkeit erfreue und stolz darauf bin, daß Sie uns angehören! — Diese Worte sind keine hohlen Phrasen — seien Sie dessen überzeugt, sie sprechen das innigste Gefühl eines dankbaren Herzens aus — und was ich nicht fühle, kann ich nicht sagen! Gott sei mit Ihnen, Herr Feldmarschall, und segne den Muth und die Ausdauer Ihrer tapfern Armee — dies ist mein inniger Wunsch — mein heißes Gebet! Einst hoffe ich zu erreichen, wonach ich mich schon längst sehne — nämlich Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, und Ihnen mündlich zu versichern, wie sehr ich Sie verehre!" (Duhr, Radetzky-Briefe S. 81 f., 132, 177 f.)

Allmählich hörte das Gewitter auf, doch lagerte über den Völkern und dem Throne des großen Habsburgerreiches noch manche Unheil drohende Wolke. 1849 hatte die Erzherzogin Sophie verschiedene Warnungen erhalten, sie möge um das Leben des Kaisers besorgt sein, da Uebelgesinnte namentlich gelegentlich der Frohnleichnamsprocession einen Handstreich beabsichtigten. Sie that dies, wie natürlich, nicht! Dennoch mußte sie sich beunruhigt fühlen. Als sich am 18. Febr. 1853 in Oesterreichs Hauptstadt wider den Kaiser eine Mörderhand erhob, gab die kaiserliche Mutter dem Retter Grafen Maximilian O'Donell einen Türkisring mit blutgetränkten Haaren des Geretteten und der Umschrift: „Gott vergelt es Dir!" Die Kriege der Jahre 1859 und 1866, der schreckliche Tod des geliebten Max im fernen Mexiko (19. Juni 1867), die Umwälzungen auf religiösem und politischem Gebiete, welche in Oesterreich viel schrecklichere Verheerungen anrichteten als die lärmende Revolution des Jahres 1848, brachten dem patriotisch, mütterlich und religiös warmfühlenden Herzen der Erzherzogin Sophie Wunden bei, für die es eine Heilung nicht gab. Als der Sarg des unglücklichen Kaisers Max am 17. Jan. 1868 in die Kammercapelle gebracht worden war, kam die Mutter, nachdem die Capelle geschlossen war und alles sich entfernt hatte, über die innere Stiege in die Capelle hinab, um am Sarge des heißgeliebten Sohnes zu beten und zu weinen. (Die Kaisergruft. Mit Plan und Abbildungen, 1887, S. 333.) Auch den Schmerz über den Uebergang des deutschen Kaiserscepters, den ein halbes Jahrtausend Herrscher aus dem Hause Oesterreich geführt hatten, an Preußen, verwand Erzherzogin Sophie nie, ebenso-

wenig als die stolze Maria von England den Verlust Calais' je verschmerzt hat. Als im Sommer 1871 ein Besuch des deutschen Kaisers in Ischl angesagt wurde, verließ Erzherzogin Sophie rasch den ihr so lieben Sommersitz. Daß ihr zu früher Tod und die Todesart mit diesen Stößen in's Herz im Zusammenhange stehen, zeigt die Sterbegeschichte der hohen Frau. (Kaisergruft, S. 337—341.)

Dagegen war jetzt die Liebe des Volkes zur Mutter seines Kaisers inniger als je. Insbesondere der Wiener blickte mit unbegrenzter Verehrung auf die Erzherzogin Sophie. Was immer bedeutenderes geschehen mochte, das erste war, daß man fragte, was wird die Erzherzogin Sophie dazu sagen; man wollte immer zuerst wissen, welchen Eindruck es auf sie gemacht, wie sie sich benommen. Diese Liebe des Volkes war der Tribut der Ehrfurcht vor dem makellosen Charakter, der religiösen Weihe, der wahrhaft kaiserlichen Mildthätigkeit der Erzherzogin. Sophie starb am 28. Mai 1872. Die Trauerrede zu den Exequien am 3. Juni hielt Hofcaplan Marschall; sie wurde gedruckt. C. Wolfsgruber.

Sperling*): Johann Christian S., Maler, wurde im J. 1691 zu Halle a. d. S. als Sohn des Malers Johann Heinrich S. geboren und zuerst in Hamburg, dann auf der Akademie zu Leipzig für seinen Beruf vorgebildet. Im J. 1710 erhielt er von dem Markgrafen Wilhelm Friedrich den Ruf, als Hofmaler nach Ansbach überzusiedeln. Er malte hier den Markgrafen und verschiedene Mitglieder seines Hauses, begab sich aber dann nach Rotterdam, um sich unter Adriaen van der Werff, der ihn für seinen besten Schüler erklärt haben soll, weiter auszubilden. Seit dieser Zeit malte er ganz in der Art seines Lehrers, dessen geleckte und porzellanene Manier seinen Zeitgenossen so gefiel. Sie tritt uns auch auf Sperling's Gemälde in der Dresdner Galerie, das Vertumnus und Pomona darstellt, entgegen. Im herzoglichen Museum zu Gotha kann man von Sperling's Hand das Brustbild eines Orientalen in Pelz und buntem Kopftuch sehen. S. starb zu Ansbach 1746.

Füßli, Allgem. Künstlerlexikon II, 5. Zürich 1810. S. 1694. — Nagler, Neues allgem. Künstlerlexikon, 17. München 1847. S. 138. — K. Woermann, Geschichte der Malerei III, 2. Leipzig 1888. S. 1021. — K. Aldenhoven, Katalog der herzogl. Gemäldegalerie zu Gotha. Gotha (1890) S. 89. H. A. Lier.

Spörer**): Julius S., Geograph und Culturhistoriker, geb. am 1. Febr. 1823 zu St. Petersburg, wo er als Lehrer an der St. Annenschule und Privatlehrer wirkte, auch Großfürsten in Geographie und Geschichte unterrichtete. 1863 siedelte er nach Gotha über, trat mit dem Geographischen Institut in nähere Verbindung, dem er zunächst durch seine Kenntniß der russischen Sprache, dann aber im allgemeinen durch seine große Gelehrsamkeit werthvolle Dienste leistete. Er übersetzte aus dem Russischen und lieferte Auszüge und Besprechungen der russischen geographischen Litteratur. Von größeren Arbeiten dieser Art, die in den 10 Jahren seines Gothaischen Aufenthaltes erschienen, nennen wir vor allem „Nowaja Semlä in geographischer, naturhistorischer und volkswirthschaftlicher Beziehung" (Ergänzungsheft der Geographischen Mitth.) 1867, die Sibirische Expedition der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft 1864, die Seenzone des Balchasch-Alakul 1868, dann verschiedene Berichte über die russischen Forschungen in Centralasien, besonders die Prschewalski's. 1865 übersetzte er Sholowjoff's Geschichte des Falles Polens. Die eingehende Beschäftigung mit Geographie führte ihn, seinem Bildungsgange entsprechend, auf das Gebiet der historischen oder vergleichenden Erdkunde im Sinne von Herder und Ritter, für die er in

*) Zu S. 136.
**) Zu S. 273.

einer Anzahl von geistvollen, von reicher Belesenheit zeugenden, aber überladenen und unklaren Aufsätzen unter dem Titel: „Zur historischen Erdkunde" in den Geographischen Mittheilungen 1871 und im 3. und 4. Bande des von Behm herausgegebenen, Geographischen Jahrbuches zu wirken suchte. Eine sehr anziehende Studie sind die Begleitworte zu C. Vogel's Plan von Paris und Umgebung in den Geographischen Mittheilungen 1871 und ein Aufsatz über die Topographie von Athen in derselben Zeitschrift 1869. Eine historisch und geographisch geordnete Gedichtsammlung, Kosmos der Poesie, gab er 1872 heraus. Eine Lungenkrankheit veranlaßte ihn 1873 zur Uebersiedelung nach Heidelberg, dessen milderes Klima ihm aber keine Heilung brachte. Er starb in Heidelberg am 22. August 1873. — S. fehlte nur die Ausprägung seiner Ideenfülle und seines reichen Wissens in einem großen geographischen Werke, um einen tieferen Einfluß auf die Entwicklung der geographischen Wissenschaften zu üben. In dem, was er in zerstreuten Aufsätzen niederlegt hat, haben einige wenige Jünger Anregung geschöpft, aber diese Arbeiten waren nicht stark, nicht selbständig genug, um die naturwissenschaftliche und die sogenannte jungritter'sche Richtung zu beeinflussen, die beide über sie weggegangen sind. Ueber Karl Ritter, den er als Meister anerkennt, ist S. in seinen Gedanken über die Beziehungen zwischen Erde und Mensch nicht hinausgelangt.

Nekrolog in den Geogr. Mitth. 1876. F. Ratzel.

Springinklee *): Gregor S. nennt sich der Dichter eines geistlichen Liedes, von dessen 28 Strophen die 24 mittleren mit ihren Anfangsbuchstaben das ABC bilden; diese Spielerei, den Akrostichen verwandt, ist keineswegs selten. Die Sprache der durchweg Nürnberger Drucke des Liedes würde einer Nürnberger Herkunft im allgemeinen nicht widersprechen: der in Str. 25 enthaltene Reim Got: solt, der freilich schwäbisches Gepräge trägt, beweist nicht viel, da auch sonst Reimreinheit nicht die Stärke des Dichters ist. Daß seine Technik nicht streng zur meistersingerischen Art stimmt, trotzdem er die Silben zählt, das erweist von einer besseren Seite her die verhältnißmäßig leibliche Uebereinstimmung von Wort- und Versbetonung, die allerdings offenbar mehr auf instinctivem Trieb als auf bewußt befolgter Regel ruht. Das Lied ist, wie es technisch heißt, 'zusammen getragen' oder 'zusammen gezogen', d. h. es versificirt nicht eine bestimmte Bibelstelle, sondern baut sich in verhältnißmäßig selbständigem Gedankengang auf einer Reihe verschiedener Bibelcitate auf: wesentlich Lehren und Gebote, die sich aber weder an die Folge, noch an den Inhalt der Zweitafelgebote anschließen. Die Drucke sind nicht vor 1550 entstanden; das Lied wird kaum viel älter sein. Der Autor ist entschiedner Lutheraner: er freut sich, daß das göttliche Wort wieder frei ertönen dürfe, und mahnt alle Mühseligen und Beladenen, nicht auf die dreifaltige Krone, nicht auf Mönchthum und andere Orden sich zu verlassen, sondern einzig auf Gott selbst; die Heuchler läßt er auf die Lutherischen schimpfen. Nur an solchen polemischen Stellen wird S. belebter: im übrigen erhebt er sich nicht über die lehrhafte Ruhe der vielen derartigen geistlichen Lieder.

Es lag nahe, unsern Dichter in Verbindung zu bringen mit dem gleichnamigen Messerschmied Gregorius S., den Ayrer in seiner handschriftlich zu Wolfenbüttel befindlichen Bamberger Reimchronik rühmend erwähnt. Nach Ayrer führten die Messerschmiede beim Einzug Kaiser Maximilian's II. in Nürnberg 1570 ein ehrendes Wappen, das sie der Großthat jenes S. verdankten: ihm, der in Prag begraben liege, habe ein Kaiser, dem er in einer fast verlorenen Schlacht bei Prag durch unerhört muthige Entschlossenheit Leben und Sieg ge-

*) Zu S. 321.

rettet, jenes Wappen für alle Handwerksgenossen verliehen. Da sich diese Notiz doch wol nur auf Vorkommnisse der Hussitenkriege beziehen kann, so mag jener Messerschmied ein Ahn unseres Dichters gewesen sein. Daß gerade Ayrer jene Heldenthat rühmt, würde sich besonders gut erklären, wenn die Nachkommen des muthigen Schmiedes in Nürnberg lebten.

Springinklee's Lied steht in Ph. Wackernagel's 'Deutschem Kirchenlied' III, 947 ff.; die bibliographischen Nachweise in Wackernagel's 'Bibliographie z. Geschichte d. dtschn. Kirchenlieds' Nr. DCI. DCII. — Vgl. Goedeke, Grundriß [2] II, 546. — Eine Abschrift der hergehörigen Stelle aus Ayrer's Bamberger Chronik danke ich der Güte Dr. Milchsack's in Wolfenbüttel. Roethe.

Stackdorn *): Veridor v. St. nennt sich der Erzähler einiger satirischen „Gesichte", die sich ausdrücklich auf das Vorbild Philander's v. Sittewald berufen. Da ein Geschlecht des Namens St. unbekannt ist, da Veridor ferner ein paar Mal als Bewohner von „Alexandria" erscheint, so ist es wahrscheinlich, daß Veridor v. St. ebenso nur der erfundene Träger jener „Gesichte" ist, wie Philander v. Sittewald bei Moscherosch. Sie verdienen jedenfalls eine stärkere Beachtung, als die Litteraturgeschichte sie ihnen bisher geschenkt hat. Die drei in Leipzig bei Joh. Erich Hahn 1664 gedruckten Bändchen bilden nur den Anfang einer groß angelegten Beschreibung des teuflischen Reichs, das nach St. in 54 Provinzen unter 54 Obersten zerfällt; jeder Oberteufel rekrutirt die Bewohner seines Reiches durch ein bestimmtes Laster. St. wird im Scheintod zunächst in die Provinz des Uneinigkeitsteufels Barbatos versetzt, von der großen Sünderin Thais, die die Teufel schonen, da sie ihnen soviel Seelen gewonnen hat, eingeführt und gastlich durch alle Zellen des Gebietes geleitet; die Martern der Verdammten, die ausführlich ausgemalt werden, sind meist lange nicht so gräßlich, wie die Vorgeschichten ihrer grauenhaften irdischen Frevel. Von Barbatos wandert St. im zweiten Theile in das Doppelreich des Eligor und Permalsar, des Soldaten- und Verzweiflungsteufels, und entwirft da eine Schilderung des Landsknechtstreibens, gegen die Moscherosch's „Soldatenleben" das unschuldigste Kinderspiel ist. Der dritte Teil, „Belfry, das ist: der Goldmacher-Teufel", bewegt sich vorzugsweise in den Kreisen der Rosenkreuzer und bietet durch detaillirte Schilderung von allerlei widerwärtigem und sündhaftem Aberglauben, Zaubereien u. s. w. lehrreiches, anscheinend noch unbenutztes culturhistorisches Material. Stackdorn's consequente Einkleidung läßt sich, wenn ihr nicht eine mir entgangene Quelle zu Grunde liegt, aus der reichen und wüsten deutschen Teufelslitteratur (z. B. aus Kurandors Schoristen-Teufel) im Bunde mit Moscherosch's „Schergenteufel" und „Höllenkindern" recht wohl ableiten. Nicht so sein Ton, der sich der üblichen salbungsvollen Lehren mehr als andere enthält. Der Autor der Stackdorn'schen Gesichte, der auch sprachlich einiges Interesse erregt, schwelgt mit ekelhaftem Behagen in den allerscheußlichsten Greueln; ich kenne wenige Bücher, die so nach Blut und Kot riechen, wie die beiden ersten „Gesichte" Stackdorn's. Doch auch das einförmige Uebermaß von Widerwärtigkeiten ist langweilig, und stilistische Kunst, wechselreiche Gestaltungskraft besitzt St. nicht. Er will Moscherosch offenbar durch seinen sensationellen Stoff überbieten; aber er überschraubt seine kranke Phantasie und entfernt sich viel zu weit vom Leben, um irgendwie Anschauung und Ueberzeugungskraft zu behalten. So blieb er trotz seiner Speculation auf die gröbste Nervenerregung ziemlich unbeachtet, und die mangelnde Gunst des Publicums mag ihn von der weitern Ausführung seiner „Gesichte" abgehalten haben.

St. wird meines Wissens nur von Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung II[2], 482, und von Menzel, Geschichte der deutschen Dichtung II, 363, erwähnt. Roethe.

---

*) Zu S. 339.

Städeler*): Georg Andreas Karl St., Professor der Chemie in Göttingen und Zürich, wurde am 25. März 1821 in Hannover geboren, † daselbst am 11. Januar 1871.

Als St. das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, war es, einer ausgesprochenen Neigung zu den Naturwissenschaften folgend, sein Wunsch, die Heilkunde zu studiren; da jedoch seine schwächliche Constitution den Anstrengungen des ärztlichen Berufes nicht gewachsen schien und man ihm daher von seinem Vorhaben abrieth, so sehen wir ihn in den folgenden Jahren als Lehrling und Gehülfe in der Apotheke zu Aerzen und dann zu Hannover den Weg zum Studium der Naturwissenschaft wandeln, den so mancher berühmte Chemiker der damaligen und der früheren Zeit aus Mangel an anderen gangbaren Wegen eingeschlagen hat. Diese chemische Vorschule vertauscht er jedoch auf Anregung des Bergraths Gruner im Jahre 1845 mit der Göttinger Hochschule, um zu Füßen des großen Wöhler die Wissenschaft an der Quelle zu schöpfen. Aus dem eifrigen Schüler wird bald ein Mitarbeiter und nach kurzer Zeit ist er selbst mit neuen und wichtigen Entdeckungen beschäftigt. Als er die Einwirkung des Chlors, im Zustande des Entstehens, auf verschiedene organische Stoffe studirt, macht er die merkwürdige Beobachtung, daß aus Chlor und Stärke ganz derselbe Stoff entsteht, den Liebig schon 1832 aus dem Alkohol gewonnen, und Chloral genannt hatte, und welcher später, nach seiner Einführung in die Medicin durch Liebreich, so wichtig werden sollte. Zugleich aber gewinnt St. aus dem Chloral durch die Einwirkung der Schwefelsäure eine neue Substanz, welche er Chloralid nennt. Das Chloralid ist später der Typus für eine ganze Classe von Verbindungen geworden, welche Wallach unter dem Namen der Chloralide zusammengefaßt und kennen gelehrt hat. Die Zusammensetzung des Chloralids war nicht leicht zu interpretiren, zumal solange die Berzelius'sche dualistische Theorie noch in der organischen Chemie ihr Dasein fristete. So kam es, daß die von St. auf Grund genauer Analysen aufgestellte Formel bald von den namhaftesten Chemikern angegriffen wurde. Gmelin, Laurent und Gerhardt stellen, indem sie die Richtigkeit seiner Analysen in Zweifel ziehen, jeder eine andere Formel für das Chloralid auf. Aber die Genugthuung bleibt nicht aus: nach elf Jahren werden seine Zahlen durch neue Analysen von Kekulé vollkommen bestätigt und heut besteht an der Richtigkeit seiner Formel kein Zweifel mehr, seitdem es Wallach gelungen ist, das Chloralid auf synthetischem Wege darzustellen und es als dreifach gechlorten Aethenester der dreifach gechlorten Milchsäure zu erkennen.

Schon vor der Veröffentlichung der Chloralarbeit hatte sich St. am 5. Sept. 1846 den Doctorgrad und zugleich eine Assistentenstelle an Wöhler's Laboratorium erworben. Als zweites Prüfungsfach hatte er die Botanik gewählt, welche er nun auch in den Kreis seiner chemischen Untersuchungen hereinzieht. Die sogenannten westindischen Elephantenläuse, die Steinfrüchte des Nierenbaumes, Anacardium occidentale, haben von jeher das Interesse des Menschen auf sich gezogen, wegen des ätzenden und blasenziehenden Balsams, den ihre Samenhülle enthält. St. zeigt, daß dieser Balsam neben einer krystallisirenden, hochmolekularen Fettsäure, welche er Anacardsäure nennt, als wirksamen Bestandtheil ein stark ätzendes Oel, das „Cardol" enthält. Inzwischen ist er Wöhler bei der Ausführung von Analysen der von diesem entdeckten Schwefelverbindungen des Chinons behülflich und benutzt sogleich diese Anregung seine früheren Chlorstudien auch auf diesen Körper auszudehnen. Woskresensky hatte das Chinon 1838 durch Oxydation der Chinasäure erhalten, ferner hatte Erdmann durch die Einwirkung von Chlor auf den Indigo eine in prachtvoll goldenen Blättern krystallisirende

*) Zu S. 358.

Substanz erhalten, das Chloranil. Diese beiden Körper stehen in naher Beziehung zu einander: die vier Wasserstoffatome des Chinons sind im Chloranil oder Tetrachlorchinon durch vier Chloratome ersetzt. St. behandelt die Chinasäure, das Nebenproduct der Chininfabriken, mit Chlor und gewinnt neben einander das Mono-, Di-, Tri- und Tetrachlorchinon, die Reihe, von der nur das Anfangs- und Endglied bekannt war, vervollständigend. Aus dem Chinon hatte Wöhler zwei Wasserstoffverbindungen erhalten, das „grüne" (Chinhydron) und das „farblose" Hydrochinon; St. unterläßt nicht, seine neuen Chloride in die entsprechenden Wasserstoffderivate zu verwandeln und gelangt schließlich zu einer „Kette, deren Glieder fest in einander greifen" von nicht weniger als 16 wohl charakterisirten Chinonen.

1849 habilitirt sich St. in Göttingen als Privatdocent. Unter seinen Collegen befindet sich der fast gleichaltrige Friedr. Frerichs, der spätere berühmte Kliniker und Patholog, mit welchem ihn eine enge Freundschaft verbindet. Auch Wilhelm Langenbeck, mit welchem er eine gemeinsame Arbeit über die giftige Wirkung der organischen Kupfersalze veröffentlicht, ist ihm befreundet. Kein Wunder, daß seine chemischen Arbeiten nun mit Vorliebe eine physiologische Richtung annehmen; zumal aus der Interessengemeinschaft mit Frerichs entspringt eine Reihe für die physiologische Chemie höchst werthvoller zum Theil gemeinsamer Arbeiten.

Die erste dieser Arbeiten aus der Thierchemie veröffentlicht St. im J. 1851. Es ist eine sorgfältige Untersuchung der flüchtigen Säuren des Harns. Er macht hierbei die merkwürdige Beobachtung, daß der normale Harn einen sonst für den Organismus giftigen Körper, die Carbolsäure, enthält; außerdem findet er noch drei flüchtige Säuren, welche er Taurylsäure, Damalursäure und Damolsäure nennt. Die Existenz der Taurylsäure im Harn ist später von Hoppe-Seyler in Zweifel gezogen worden; indessen bestätigte Baumann Städeler's Beobachtung, indem er zugleich nachwies, daß die Carbolsäure, sowie die Taurylsäure, die er als p-Kresol erkannte, im normalen Harn in Form ihrer Schwefelsäureäther vorkommen. Die beiden andern Säuren, welche schon von St. als Fettsäuren erkannt wurden, sind später von Schotten bestätigt worden.

Dieser wichtigen Arbeit fehlte die Anerkennung nicht. Die Regierung machte ihn zum Professor e. o. der physiologischen Chemie und die Göttinger Societät der Wissenschaften zum Assessor der physikalischen Klasse.

Bald darauf beschäftigt ihn die Harnsäure; durch Oxydation in alkalischer Lösung gelingt es ihm, zwei neue Derivate derselben, die Uroxansäure und das Uroxil, zu gewinnen; auch gibt er eine zweckmäßige Methode an, aus der Harnsäure die Alloxansäure zu erhalten.

Als im Herbste 1853 der Lehrstuhl der allgemeinen Chemie an der Universität Zürich frei wurde, nahm St. den Ruf dahin als Nachfolger von Löwig an. Hier entfaltete er eine fast zwanzigjährige glückliche und erfolgreiche Lehrthätigkeit, wozu ihm in dem damals bescheidenen Universitätslaboratorium eine tiefe Gründlichkeit und Genauigkeit im Vortrage, sowie seine ungemein praktische Begabung in willkommenster Weise zu statten kam. Diese Thätigkeit nahm an äußerem Umfange noch zu, als ihm nach zwei Jahren auch noch die Professur für analytische Chemie am eidgenössischen Polytechnikum übertragen wurde. Mit rastlosem Eifer widmete er seine praktischen Fähigkeiten dem Bau des neuen Laboratoriums, welcher später vielen anderen deutschen und ausländischen als Vorbild gedient hat. Mit eisernem Fleiße bewältigte er die vielseitigen an ihn herantretenden neuen Aufgaben, neben denen er gleichwohl noch Muße findet, seine physiologisch-chemischen Arbeiten fortzuführen. Von diesen theils von ihm allein, theils von oder in Gemeinschaft mit seinen Schülern ausgeführten Arbeiten mögen hier

nur noch zwei erwähnt werden, welche für die Chemie des Stoffwechsels im thierischen Körper von grundlegender Bedeutung sind: die classischen und erschöpfenden Untersuchungen über das Tyrosin und über die Farbstoffe der Galle. Das Tyrosin ist zuerst von Liebig erhalten worden, wie der Name sagt, aus dem Casein; später fand man es überall, wo Eiweißkörper, auch pflanzliche, in Zerfall gerathen, in abgestorbenen oder Fäulnißproducten des Organismus. Dann wies St. nach, daß es im Fibrin der Muskel- und der Pflanzenfaser vorkommt und in einer mit Frerichs gemeinsamen Arbeit, daß, was damals bestritten wurde, das Tyrosin präexistirend im normalen lebenden Organismus auftritt, häufiger jedoch in erkrankten Organen und zumal in der Leber, bei gestörter Function derselben, aus der es dann reichlich in den Harn übertreten kann. Diesen für die Physiologie des Stoffwechsels und für die Chemie der Eiweißstoffe gleich wichtigen Körper unterwirft St. einer eindringenden chemischen Untersuchung. Ein Farbstoff, welchen man aus dem Tyrosin durch Oxydation gewinnt, das Erythrosin führt ihn zu der Untersuchung der diesem sehr ähnlichen Gallenfarbstoffe, welche er nun in der zweiten Arbeit, die 1864 in den „Annalen“ erscheint, auf breitester Basis studirt und damit für die Chemie der Galle eine feste Grundlage schafft.

Eine große Verbreitung fand Städeler's Leitfaden für die qualitative Analyse, welchen er für seine Schüler hatte drucken lassen und der zu seinen Lebzeiten viermal aufgelegt wurde. Eine fünfte Auflage veranlaßte nach seinem Tode sein Freund Kolbe.

Die Anstrengungen der sechziger Jahre begannen aber für seine unsichre Gesundheit, die er, wenn die Berufspflicht ihn rief, nie geschont hatte, zu groß zu werden. Auf einer Alpenreise erkrankte er in Zermatt an einer Herzbeutelentzündung, welcher einige Jahre später ein heftiger Lungenkatarrh folgte. Vergeblich sucht er in Ems, in Wiesbaden und Baden-Baden Heilung, bis er im Herbst 1870 sein Amt niederlegt, um in sein Elternhaus zurückzukehren, wo er am 11. Januar 1871 allzufrüh verschied.

G. S. Kraut, Ber. d. d. chem. Ges. 1871, 4, 425.

B. Lepsius.

Stahl*): **Georg Ernst St.**, hervorragender Naturforscher und Arzt, von epochemachender Bedeutung für die Chemie als Begründer der Phlogistontheorie und gleicherweise für die theoretische Medicin als Schöpfer der Lehre vom Animismus, wurde zu Ansbach geboren am 21. October 1660, † zu Berlin am 14. Mai 1734. Er studirte in Jena, besonders unter Wedel, wo er auch nach erfolgter Promotion 1683 seine Lehrthätigkeit beginnt. Seine ersten Arbeiten sind medicinischen Inhalts; sie machen seinen Namen bald in der Wissenschaft bekannt, sodaß er mit 27 Jahren von dem Herzog Johann Ernst von Sachsen-Weimar zum Leibarzt ernannt wird. Als im J. 1693 Kurfürst Friedrich III., der nachmalige König Friedrich I., die Universität Halle stiftete und F. Hoffmann als ersten Professor der Medicin mit der Errichtung der medicinischen Facultät betraute, veranlaßte dieser sogleich die Berufung seines Studiengenossen St. zum zweiten ordentlichen Professor. Lange Zeit blieb dieses Zwiegestirn, dessen Ruhmesglanz bald die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf sich zog, hier die einzige Vertretung der ärztlichen Lehre. Hoffmann behielt sich die praktische Medicin vor, sowie Anatomie, Chirurgie, Physik und Chemie, St. übernahm medicinische Institutionen, Physiologie, Pathologie, Diaetetik, Arzneimittellehre und Botanik.

Der wissenschaftliche Charakter Stahl's ist ein tiefernster, in jeder Beziehung

*) Zu S. 401.

ehrenhafter; durchdrungen von dem Bewußtsein, die Erkenntniß der Wahrheit als einziges Ziel der Forschung zu betrachten und infolge einer streng religiösen Erziehung war St. ein orthodoxer, in sich gekehrter Mann; wie Haller sagt, ein homo acris et metaphysicus; er konnte keinen Widerspruch vertragen und blickte mit Verachtung auf Andersdenkende. So steht sein Wesen grade im Gegensatze zu der freien anziehenden Liebenswürdigkeit seines Collegen, der ihm zwar erst befreundet ist, aber bald sein Gegner und Rivale wird. Stahl's Schmerz ist es, daß seine klardurchdachten aber schwerfällig vorgetragenen und oft schwerverständlichen Theorien nicht den Beifall finden, wie die des Nebenbuhlers, die, wenn auch leicht faßlich dargestellt, an innerem Gehalt, an philosophischer Abrundung und epochemachender Bedeutung weit zurückstehen. Unter solchen Verhältnissen folgte St. im J. 1716 gern der Berufung zum Leibarzt des Königs nach Berlin, wo er bis zu seinem Tode eine ehrenvolle Stellung einnahm.

In Bezug auf seine ersten naturwissenschaftlichen Anschauungen ist St. ganz ein Kind seiner Zeit. In den Jenaer Vorlesungen und Schriften spiegeln sich noch die alchemistischen Bestrebungen dieser Epoche wieder. Es ist begreiflich, daß sich der Glaube an die Metallverwandlung, trotz aller adeptischen Mißerfolge, so lange erhielt, wie man die Metalle als zusammengesetzte Körper betrachtete, deren Eigenschaften von dem verschiedenen Gehalt ihrer Bestandtheile abhangen. In den „fundamentis chymiae dogmaticae et experimentalis“, welche nach den Jenaer Vorträgen später (1720) von seinen Schülern herausgegeben wurden, ist der Stein der Weisen keineswegs ein überwundener Standpunkt; auch hält St. es für möglich, daß eine Universalmedicin existire, quae non modo metallorum, sed et hominum summa medicina vocatur, glaubt aber, daß sie eher im Steine der Weisen, als in trinkbarem Golde zu finden sei. Allein mit gereifterem Urtheil kommt er mehr und mehr von diesem Glauben ab. In den „zufälligen Gedanken und nützlichen Bedenken über den Streit von dem sulfure“, 1718, verwahrt er sich ausdrücklich dagegen, daß er in der Goldmacherei unterrichten wolle und warnt Jeden Geld, Zeit, Fleiß, Sorgen, Mühe, seinen Beruf auch ehrliche Reputation und Credit an Dinge zu hängen, die er nicht verstehen könne; in der „Betrachtung von den Salzen“, 1723, bezweifelt er, ob, selbst wenn eine solche Umwandlung erfindlich sei, dann auch ein Nutzen dabei herauskomme, und räth Jedermann von dergleichen Absichten abzustehen und nichts weiter als die bloße Wissenschaft zum Zweck zu nehmen. St. ist hiernach der erste, welcher als berufner Forscher an dem mehr als tausendjährigen Glauben der Metallveredlung zu zweifeln beginnt. Er erkennt klar, daß die Chemie eine andre Rolle unter den Wissenschaften zu spielen berufen ist, als die einer Dienerin der Goldmacherkunst und der Arzneikunde. Er weist ihr zuerst einen selbständigen ebenbürtigen Platz neben den andern an, indem er in der Chemie die Philosophie an die Stelle der rohen Empirie setzt. Die Chemie bestand damals in einem ungeordneten Chaos einzelner Beobachtungen; St. ist es, der diese jeden Zusammenhanges entbehrende unendliche Vielgestaltigkeit der materiellen Vorgänge unter ein gemeinsames Gesetz zwingt; ihm gelingt es eine Theorie aufzustellen, durch welche sich alle chemischen Erscheinungen zu einem wohlgeordneten System zusammenfügen. Diese Theorie bildet den Anfangspunkt einer wissenschaftlichen Chemie, welche von nun an in den Vordergrund der Naturforschung tritt. Mit der Phlogistontheorie, sagt Liebig, erscheint in der Chemie die Morgendämmerung, die den Anbruch eines neuen Tages verkündet.

Wie die geocentrische Weltanschauung der Alten, nach welcher sich die Sonne und alle Gestirne jeden Tag um die Erde bewegten, den Astronomen des Alterthums eine klare Erkenntniß des Weltalls gestattete, obwohl sie der Wirklichkeit grade entgegengesetzt war, so gewährte auch die Phlogistontheorie den damaligen

Forschern ein bündiges Verständniß des Zusammenhanges der bis dahin räthselhaften Erscheinungen, obwohl sie auf grade umgekehrter Grundlage aufgebaut war. Durch ihre bestechende Einfachheit schnell von allen Naturforschern anerkannt, übt sie fast ein Jahrhundert lang eine unbeschränkte und segensreiche Herrschaft aus.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat das Promethische Feuer zu den wundersamsten Ideen Veranlassung gegeben. Wie es unter den classischen Elementen nicht fehlte, so zog dieses mystische Agens die ganze Aufmerksamkeit des alchemistischen Zeitalters auf sich. Aber so abenteuerlich die Speculationen darüber auch waren, eine eigentliche Theorie der Verbrennung, eine Erklärung dieses Vorganges fehlte. Zwar half man sich mit der Annahme, daß in allen brennbaren Körpern ein gemeinsamer Stoff vorhanden sei, in welchem die Vorgänger Stahl's den Schwefel zu erkennen glaubten, allein mit dem Satze, ubi ignis ibi sulfur, konnte sich dessen zersetzender Verstand nicht befriedigen. St. wies nach, daß die Brennbarkeit eines Stoffes mit dem Schwefel gar nichts zu thun habe, daß es aber gleichwohl ein brennbares Princip gebe, das in allen verbrennlichen Körpern enthalten sein müsse. Dieses hypothetische brennbare Wesen nennt er Phlogiston. Bei der Verbrennung entweicht dieser Brennstoff; das, was zurückbleibt, war vorher mit Phlogiston verbunden. Er zeigt, wie die Umwandlung der Metalle in ihre Metallkalke (die wir nach der heutigen Lavoisianischen Anschauung Oxyde nennen) ein der Verbrennung völlig analoger Proceß ist; bei der Verwandlung von Eisen in Rost entweicht ebenfalls Phlogiston, wobei dann der Eisenkalk oder Rost zurückbleibt. Das Metall muß also eine Verbindung sein von Rost mit Phlogiston; im Blei ist Phlogiston mit Bleikalk, im Zinn mit Zinnasche verbunden u. s. w. Umgekehrt muß man natürlich aus den Kalken die Metalle gewinnen, wenn man ihnen das Phlogiston wieder zuführt. Da die Kohle sehr brennbar ist, so enthält sie viel Phlogiston: glüht man daher die Metallkalke mit Kohle, so entstehen wieder die Metalle, indem die Kohle ihr Phlogiston auf die Metallkalke überträgt. Tausende von einzelnen Beobachtungen werden damit auf den gleichen Vorgang zurückgeführt. Verbrannte man Schwefel mit Salpeter, so entstand Schwefelsäure; diese mußte also ein Bestandtheil des Schwefels sein; erhitzte man die Schwefelsäure wieder mit Terpentinöl, welches reichlich Phlogiston enthielt, so gewann man den Schwefel zurück. Verbrannte man Schwefel ohne Salpeter, so entstand, bei dieser milderen Verbrennung eine andere Säure, die schweflichte Säure; diese konnte man mit Salpeter in Schwefelsäure verwandeln und auch aus der letzteren durch Kohle gewinnen; sie war also eine Schwefelsäure, welche noch nicht alles Phlogiston verloren hatte und sie mußte sich von dem Schwefel durch einen geringeren Gehalt an Phlogiston unterscheiden. Das waren für die damalige Zeit schwierige Probleme und ihre Lösung daher von großer Wichtigkeit. In ähnlicher Weise unterschied sich von dem Eisen der Stahl dadurch, daß er ganz mit Phlogiston gesättigt war, während das Eisen einen geringeren Gehalt davon mit sich führte. Aber auch viel verwickeltere Vorgänge wurden durch die neue Theorie erklärt. Die Gährung oder Fermentation, die Fäulniß und Verwesung beruhten nach St. auf einer eigenthümlichen inneren auch auf andere Körper übertragbaren Bewegung, bei welcher Phlogiston ausgeschieden wurde. Es muß hierbei besonders bemerkt werden, daß diese Erklärungen, wenn man die Richtigkeit der Stahl'schen Theorie voraussetzt, sachlich völlig zutreffend waren.

Diese neue epochemachende Lehre wurde von Stahl's Schülern alsbald über alle Länder verbreitet, wo Wissenschaft getrieben wurde. Jede neue Beobachtung konnte mit ihrer Hülfe erklärt werden, jeder chemischen Abhandlung wurde sie zu Grunde gelegt. Alle Chemiker der Fridericianischen Zeit gehören mittelbar

oder unmittelbar zu Stahl's Schülern. Die bedeutendsten unter ihnen sind Caspar Neumann (1686—1737), der durch seine Reisen mit allen auswärtigen Gelehrten in Verbindung steht und für die Verbreitung der neuen Lehre im Auslande sorgt, J. F. Eller (1689—1760), der Leibarzt Friedrich's, J. H. Pott (1692—1777), der Begründer der königlichen Porzellanfabrik, welcher in 30 000 Versuchen die Grundlagen der keramischen Pyrochemie schaffte; und last not least A. S. Marggraf (1709—1782), welcher in der heimischen Runkelrübe den Zucker des tropischen Rohres entdeckt. Die ersten Chemiker Frankreichs bekennen sich zur neuen Lehre: St. F. Geoffroy, noch ein Zeitgenosse Stahl's, und der jüngere Bruder Cl. J. Geoffroy, ferner J. Hellot, H. Duhamel du Monceau und P. J. Macquer; ebenso die Engländer J. Black, der die latente Wärme, H. Cavendish, der den Wasserstoff entdeckt, J. Priestley und nicht zu vergessen der Schwede Karl Wilhelm Scheele, die Entdecker des Sauerstoffs.

Die neue Lehre steht so fest, daß man eines Beweises für ihre Richtigkeit gar nicht zu bedürfen schien. Gleichwohl lassen sich doch gewisse Mängel derselben, deren auch St. sich vollkommen bewußt ist, nicht verkennen. Recht bedauerlich ist es zunächst, daß man trotz aller Bemühung, des Phlogistons nicht recht habhaft werden kann. Man glaubt es in dem Lampenruß in ziemlicher Reinheit zu erkennen, andere suchen es im Kohlengase, manche haben die seltsame Ansicht, das eben entdeckte Berliner Blau sei reines Phlogiston, selbst der Lichtstoff wird dafür gehalten. Ein andrer Uebelstand ist der, daß die Metalle beim Verbrennen schwerer werden, obwohl sie doch Phlogiston verlieren, und wieder leichter, wenn sie es aufnehmen. Allein darüber mochten sich die Physiker den Kopf zerbrechen, für den Chemiker war diese Frage nebensächlich. Man half sich damit, daß wohl das Phlogiston leichter als die Luft sein möchte, oder gar eine negative Schwere habe, sodaß es sich von der Erde zu entfernen strebe. Bedenklicher war schon die Entdeckung Macquer's, daß man Quecksilberkalk ohne Phlogiston nur durch Erwärmung in Metall verwandeln könne; das Phlogiston schien also nur aus Wärmestoff zu bestehen. Aber erst nach Stahl's Tode beginnen sich diese Zweifel zu mehren und erst gegen das Ende des Jahrhunderts tritt der Phlogistontheorie gegenüber ein chemischer Coppernicus auf: Erst zögernd, dann mit immer größerer Bestimmtheit beginnt Lavoisier, mit der Waage in der Hand, an der Stahl'schen Lehre zu zweifeln, um sie schließlich in heftigem Kampfe gegen den zähen Widerstand der Schüler Stahl's mit vernichtender Kritik zu stürzen. Gleich ausgezeichnet als Chemiker wie als Physiker, fand er in dem eben entdeckten Sauerstoff den richtigen Schlüssel für das Stahl'sche Verbrennungssystem; als er das Experiment Macquer's wiederholte und in dem Quecksilberkalk Priestley's Sauerstoff fand, lösten sich die Räthsel, die die Phlogistontheorie noch übrig gelassen hatte. Man brauchte nur die Fundamente des Systems umzudrehen und alles war in schönster Ordnung. Nicht ein brennbares Princip gab es, das Phlogiston, sondern ein Verbrennungsprincip und das war der Sauerstoff; nicht die Metalle waren Verbindungen von Kalken mit Phlogiston, sondern diese, die jetzigen Oxyde, bestanden aus Metall und Sauerstoff; bei der Verbrennung ging nicht Phlogiston fort, sondern wurde Sauerstoff aufgenommen, u. s. f. Wie sich die Menschheit nur unwillig an die Coppernicanische Weltanschauung gewöhnt hatte, so schien es jetzt den Chemikern fast unmöglich, die verdienstvolle Lehre Stahl's aufzugeben; 1785 fiel sie in Frankreich, dann in England und Schweden und erst 10 Jahre später wurde sie nach heftigem Kampfe in Deutschland aufgegeben.

Stahl's Verdienste um die theoretische Chemie beschränken sich nicht auf die Lehre von der Verbrennung, da ihm andererseits auch die praktische Chemie

zahlreiche Beobachtungen und Entdeckungen verdankt. Seine Definition der neuen Wissenschaft hat ihre Geltung bis heute behalten: „die Chemie ist die Kunst, zusammengesetzte Körper in ihre Bestandtheile zu zerlegen und aus den Bestandtheilen die Verbindungen wieder herzustellen"; bei ihm begegnen wir zuerst der Anschauung, daß die Salze aus Säure und Basis bestehen: „einem sauren und einem laugenhaften Grundwesen", wie er 1723 in „Ausführliche Betrachtung und zulänglicher Beweis von den Salzen" sagt. Von diesen sog. Neutralsalzen unterscheidet er die metallischen, welche aus Metall und Säure bestehen. Die verschiednen Säuren weiß er wohl zu unterscheiden, allein er nimmt ein allen Säuren gemeinsames Princip an, eine Primitivsäure, welche er für Schwefelsäure hält. Die Salpetersäure, wofür er eine vortheilhafte Gewinnung angibt, ist eine durch Putrefaction veränderte Schwefelsäure mit etwas Phlogiston, während diese in der Salzsäure durch ein mercurialisches Princip verdünnt ist. Sehr wichtig ist seine Entdeckung, daß im Kochsalze ein andres laugenhaftes Grundwesen vorhanden ist, als in dem gewöhnlichen Laugensalze, der Potasche; er stellt daraus mit Salpetersäure einen Salpeter her, der ganz andre Eigenschaften besitzt, als der gewöhnliche. Indem er Eisen mit Salpeter schmilzt, lehrt St. die Eisensäure kennen. In der Alaunerde erkennt er eine eigenthümliche neue Erde. Unter den Erden nimmt er ebenfalls ein Primitivum an; am reinsten trifft man diese Primitiverde im krystallisirten Kiesel. Zwischen den Salzen, Säuren und Alkalien erkennt er übrigens keinen principiellen Gegensatz in Bezug auf ihre Bestandtheile, sie bestehen vielmehr alle aus elementarer Erde und aus Wasser, jedoch in verschiedenen Verhältnissen. Interessant ist, daß er über die verschiedene Stärke der Säuren Betrachtungen anstellt, die ersten Andeutungen einer Affinitätslehre.

Den unorganischen Stoffen stehen die organischen gegenüber, welche wesentlich aus Wasser und Phlogiston bestehen. Die Gährung und die Fäulniß sind ihm analoge Vorgänge; die eine tritt bei vegetabilischen Stoffen, die andre bei animalischen auf. Richtig erkennt St., daß der Weingeist nicht präexistirt, sondern erst bei der Gährung gebildet wird. Besondre Vorschriften gibt er für die Bereitung der Essigsäure und beobachtet, daß sie in concentrirtem Zustande brennbar ist; er hält sie daher für eine Verbindung von Weingeist mit Schwefelsäure; auch das Destillationsproduct der essigsauren Salze ist ihm bekannt, das Aceton.

Stahl's Schriften haben vielfach in dem Rufe gestanden, in sehr schlechtem, mit deutschen Worten untermischtem Latein geschrieben zu sein; wenn er nun auch selbst sagt, er habe keine Zeit gehabt, sich im Schulstaube zu wälzen, so ist doch jene Meinung unbegründet; sie ist vielmehr nur dadurch entstanden, daß viele unter seinem Namen erschienene Schriften nicht von ihm herausgegeben wurden, sondern von seinen Schülern nach von diesen geschriebenen Collegienheften.

Stahl's chemisches Hauptwerk sind die „Experimenta et observationes chemicae", Berol. 1731. Seine Phlogistontheorie findet sich jedoch schon in der „Zymotechnia fundamentalis sive fermentationis theoria generalis", Halae 1697, ihre eigentliche Begründung jedoch im „Specimen Becherianum sistens fundamenta, documenta, experimenta", 1702, einem Nachtrage zu der Neuherausgabe von Becher's „Physica subterranea".

Wie schon erwähnt, ist St. nicht nur ein hervorragender Chemiker, sondern auch ein sehr bedeutender Arzt gewesen; auch in der Medicin liegt seine Bedeutung auf der philosophischen Seite. Dem Stahl'schen Zeitalter geht in der Heilkunde das der Chemiatriker voraus; die Schule des Sylvius ist zur vollendeten Herrschaft gelangt. St. ist gleichwohl kein Chemiatriker; er erkennt sehr wohl, daß die Chemie in dem damaligen Stadium nicht in der Lage ist, das Fundament für die Heilkunde zu bilden; er ist nicht damit einverstanden, die

gebräuchliche unbedachte Anwendung wenig erkannter chemischer Grundsätze in Verbindung mit den noch vielfach geltenden eitlen Galenischen Speculationen, der Medicin zu Grunde zu legen. Auch verschmäht er es, mit seinen chemischen Kenntnissen in der Medicin zu glänzen und sich mit Hülfe der einen Wissenschaft in der andern ein Ansehen zu geben, wie dies Paracelsus so meisterlich verstanden hatte; zumal in der „Pathologia salsa et falsa“ eifert er gegen die Chemiatriker, welche die Heilkunde mehr und mehr vom Wege der Wahrheit und der Natur entfernen. Aber auf der andern Seite geht er ebenso gegen die Jatrophysiker vor, wobei er insbesondere seinem Collegen Hoffmann und der übertriebenen Anwendung der Mathematik und Mechanik auf die Medicin entgegentritt. Cartesius beschuldigt er den Weg angegeben zu haben, darauf die Medicin durch physikalische Speculationen ganz verwüstet und verkehrt worden sei. Ein Mediciner möge die Physik ornamenti gratia wissen, aber nicht die Medicin wie an einer Richtschnur messen. Der Organismus besteht nach St. aus wässrigen, öligen und erdigen Theilen, welche alle sehr zur Entmischung, zur Fäulniß und zur Verwesung neigen; gleichwohl fault der lebende Körper nicht. Was ihn daran hindert ist das innere principium movens, die anima, oder wie er sich in späterer Zeit allgemeiner ausdrückt, die natura. Wenn Boerhave und Hoffmann den Organismus als Maschine betrachteten, deren Mechanismus in allen einzelnen Theilen genau studirt werden müsse, ohne auf die Ursache der bewegenden Kraft, auf die causa movens zurückzugehen, so richtete St. seine Untersuchung ausschließlich auf die „Seele“, als die Triebfeder dieses Mechanismus. Alle Lebenserscheinungen werden durch unmittelbares Eingreifen der anima bedingt; ohne sie fällt der Organismus sofort der Verderbniß und Fäulniß anheim. Diese anima sucht St. jedoch von der unsterblichen und selbstbewußten psyche zu trennen, sie gleicht mehr der alten anima vegetativa, ja sie erinnert in ihrer Personification an den pantheistischen Archäus von Paracelsus und van Helmont, welcher als selbstständiger Geist die Verdauung und die Ernährung des Menschen regelt, eine wichtige Persönlichkeit, von deren guten und schlechten Launen das Wohlbefinden des Körpers abhängig ist. Die „Seele“ allerdings tritt dem Organismus niemals feindlich gegenüber, wie der Archäus, wenn man ihn erzürnt hat, sie baut sich vielmehr selbst den Körper auf und hütet und erhält ihn in jedem Augenblick, indem sie gegen seinen Zerfall fortwährend ankämpft. Hierzu bedient sie sich namentlich des Kreislaufs. Sie wirkt daher stets im Interesse des Körpers, jedoch nur soweit sie dies vermag. Es fehlt ihr niemals an gutem Willen; ihr manchmal unvollkommnes Wirken z. B. in Krankheitsfällen, zeugt vielmehr nur von einem Mangel an Können. In jeder Krankheit reagirt sie aus allen Kräften, wie zumal die acuten Fieber zeigen, um den Körper wieder herzustellen und die verdorbenen Säfte fortzuschaffen; die Convulsionen gegen Ende gefährlicher Krankheiten sind letzte verzweifelte, obschon meist erfolglose Versuche der anima zur Rettung des Lebens.

Dieses von St. aufgestellte Princip vom Animismus verfolgt er nun bis in die äußersten Consequenzen, und alle Vorgänge im gesunden und kranken Organismus betrachtet er von diesem aprioristischen Standpunkt. Die Lehre fand eine Zeit lang eifrige Anhänger zumal in J. B. Carl, späterem dänischen Leibarzt, in Georg Coschwitz, Stahl's Nachfolger in Halle, in J. D. Gohl, Arzte in Berlin, Georg Nenter, Professor in Straßburg und zuletzt in Ernst Platner in Leipzig. Erst dem großen Haller war es vorbehalten, die Wahrheiten der animistischen Lehre mit den physikalischen Theorien wieder in Einklang zu bringen.

Von Stahl's zahlreichen Abhandlungen und Schriften, ungefähr 240 an Zahl, deren wichtigste in den unten erwähnten Quellen aufzufinden sind, mag

hier außer den schon genannten chemischen Werken nur noch das medicinische Hauptwerk genannt werden: „Theoria medica vera, physiologiam et pathologiam tamquam doctrinae medicae partes vere contemplativas e natura et artis veris fundamentis intaminata ratione et inconcussa experientia sistens“; Halle 1707, 1708, 1737; Leipzig ed. L. Choulant, 1831—33, 3 Bde.; deutsch von Ruf, Halle 1802; von Ideler, Berlin 1831, 1832.

K. W. Ideler, Seelenheilkunde I, 70. Berlin 1835. — G. A. Spieß, van Helmont's System der Medicin S. 311. Frankfurt 1840. — H. Friedländer, Gesch. der medicin. Facultät in Halle, Häser's Archiv für die ges. Medicin III, 3. Jena 1842. — H. Kopp, Gesch. d. Chemie I—IV, Braunschweig 1843—47. — J. C. Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterb. II, 979. Leipzig 1863. — H. Häser, Gesch. der Medicin I, 676. Jena 1865. — J. Petersen, Gesch. der medicin. Therapie S. 77. Kopenhagen 1877. — A. W. Hofmann, Berliner Alchemisten und Chemiker S. 55. Berlin 1882. — H. Kopp, Die Alchemie II, 69. Heidelberg 1886. — A. Hirsch, Biogr. Lexikon der Aerzte V, 502. Wien u. Leipzig 1887. — Ders., Geschichte der medicin. Wissenschaften in Deutschland. 1893 s. v. B. Lepsius.

Stähle *): Hugo St., geboren zu Fulda 1826, † zu Cassel am 29. März 1848, ein für Musik äußerst begabter junger Mann, dessen reiches Talent infolge seines frühen Heimganges leider nicht zu voller Entfaltung gelangen konnte, dabei ein höchst liebenswürdiger Charakter und vom edelsten Streben erfüllt, war der Sohn des Major und Stadtcommandanten Stähle, eines dem Freundeskreise Spohr's angehörigen hessischen Officiers. Auf des Vaters Wunsch unterrichtete dieser ihn ausnahmsweise in der Composition, nachdem er schon bei Hauptmann Theorieunterricht erhalten und sich auch bereits zu einem sehr tüchtigen Clavierspieler und guten Geiger herangebildet hatte. Die Jahre 1844 und 1845 verbrachte er, seinen künstlerischen Gesichtskreis zu erweitern und bei David seine Violinstudien fortsetzend, in Leipzig. Nach seiner Rückkehr nach Cassel trat er als Bratschist in die Capelle ein. Er hatte bereits ein Streichquartett (A dur) Op. 1, eine Sinfonie und eine Ouverture, sowie einige Liederhefte Op. 2 und 5, ein Heft für Clavier: Scherzi Op. 4 zu Gehör gebracht und veröffentlicht und eine große heroisch-historische Oper in Cassel, wo sie als Festoper am 2. Pfingsttage 1847 aufgeführt wurde „Arria“ von J. Hofmeister und einen Festchor an seinen geliebten und hochverehrten Lehrer Spohr geschrieben, als nach wenigen ihm vergönnten ehrenvollen Erfolgen und am Anfange einer vielversprechend begonnenen Laufbahn ein hitziges Fieber seinem Leben ein unerwartetes Ziel setzte. Briefe von ihm an Spohr die uns vorliegen, bekunden ein feines, gediegenes immer maßvolles Urteil. Schletterer.

Staiger **): Johann St., Weber zu Ulm, verfaßte 1588 oder bald nachher ein dreißigstrophiges Lied, das von der chiliastischen Beunruhigung der Zeit beredtes Zeugnis ablegt. Hatten doch der Züricher Stuckius, der Königsberger Molitor, der Braunschweiger Nachenmoser und viele Andere scheinbar unabhängig durch abenteuerliche Berechnungen die Jahre 1586—1588 als fatale Entscheidungsjahre festgestellt, in denen der Anbruch des jüngsten Gerichts zu gewärtigen sei. Das Ausbleiben des fest erwarteten Weltuntergangs verstimmte fast die Gläubigen. Aus dieser Stimmung oder Verstimmung ist Staiger's Lied erwachsen. Mit der Schärfe des Verdrossenen übt er eine bittre, allerdings sehr allgemeine und traditionelle Kritik an den vorhandenen Zuständen; durch die fromm abschwächende Einkleidung klingt das eine Leitmotiv durch: Alles, was besteht, ist werth, daß

---

*) Zu S. 403.
**) Zu S. 411.

es zu Grunde geht. Durch gehäufte Schilderung der verkommenen Zeit sucht St. gleichsam Gott selbst zu überzeugen, daß das tausendjährige Reich nahe bevorstehn müsse. Hinaus läuft das Ganze auf eine Mahnung an die Begüterten, sie möchten Christum in den Armen, den Hungernden und Frierenden ehren. Staiger's Kunstmittel, so die massenhafte Personification der Tugenden in der achten Strophe, haben etwas Mittelalterliches. Er ist kein Meistersinger, von jeder Art poetischer Schulung weit entfernt. Er ist im Grunde rein volksthümlich; stellt er doch gar in der letzten Strophe seines Liedes die Volksliedfrage: „Wer ist der uns das Lied hat erdicht?“ Diese halb unbewußte Volksthümlichkeit, die leider auch in der flüchtigen Behandlung der Gedanken, des Rhythmus und der Reime zu Tage tritt, verräth sich nicht minder in der Wahl der Weise. St. wollte Adam Reußner's Melodie „Ewiger Vater im Himmelreich“ seinem Texte zu Grunde legen, und er ahnte wol nicht, daß jene Melodie Reußner's weiter nichts sei, als der einfache, alte, einst bänkelsängerisch populäre, aber jetzt aus der Mode gekommene Herzog-Ernst-Ton. Roethe.

Steffeck *): Karl Konstantin Heinrich St., Maler, wurde am 4. April 1818 zu Berlin als Sohn eines Rentiers geboren, der sich als Dilettant mit dem Portraitiren beschäftigte. So von Jugend auf in Berührung mit der Kunst, erhielt St. ebenfalls durch seinen Vater die Richtung auf das ihm besonders zusagende Fach der Pferdemalerei, da dieser eine besondere Liebhaberei für alles, was mit dem Reitsport zusammenhängt, an den Tag legte. Schon während seiner Gymnasialzeit besuchte St. die Berliner Kunstakademie und trat dann im J. 1837 in das Atelier des durch seinen frischen Realismus ausgezeichneten Pferdemalers Franz Krüger ein, dessen begabtester Schüler und würdigster Nachfolger er wurde. Um sich im Colorit zu vervollkommnen, arbeitete er einige Zeit bei Karl Begas, unter dessen Leitung er sein erstes Historienbild: „Gottfried von Bouillon befreit einen Mönch aus den Klauen eines Bären“ malte. (October 1839.) Die günstigen Verhältnisse seiner Eltern gestatteten ihm, im Jahre 1839 eine Reise nach Paris zu unternehmen. Er arbeitete hier zunächst zwei Monate im Atelier Paul Delaroche's, übte sich dann in einem Privat-Actsaale und copierte fleißig im Louvre nach alten Meistern. Im J. 1840 finden wir St. in Rom, wo er eine Anzahl Bilder aus dem italienischen Volksleben, Landschaften und Thierstücke malte, z. B. einen römischen Campagnolen im Gebirge (1842), gegenwärtig im Besitz des deutschen Kaisers. Nach seiner Rückkehr nach Berlin im J. 1842, wo er seitdem fast vierzig Jahre lang mit nur kurzen Unterbrechungen lebte, widmete er sich mit Vorliebe der Pflege der Sportsbilder und erwarb sich auf diesem Gebiete bald den Ruf einer Autorität ersten Ranges. Seine erste größere Leistung aber wurde das Kolossalgemälde: „Albrecht Achilles im Kampfe mit den Nürnbergern um eine Standarte.“ Im J. 1848 vollendet, gehört dieses Gemälde seit dem Jahre 1864 zu den Zierden der Berliner Nationalgalerie. Noch heute bewundert man die ungewöhnliche Bravour der Darstellung und, wie Kugler sich ausdrückte, die geradezu „verwogene Meisterschaft“ in der Behandlung der Pferde. Ein Bild von ähnlichem Umfang ist das im J. 1869 vollendete Gemälde: „Der Sieger von Königgrätz“, das sich gleichfalls im Besitz des Kaisers befindet. In der Zwischenzeit und auch noch in späteren Jahren malte St. zahlreiche Bildnisse hochgestellter und bedeutender Persönlichkeiten, unter denen wir das Portrait Gottfried Schadow's in ganzer Figur (1874. Eigenthum des Berliner Künstlervereins) hervorheben. Wie wenig aber der Künstler geneigt war, sein Schaffen auf ein bestimmtes Gebiet einzuschränken, ersieht man am besten aus seinen vortrefflichen rein landschaftlichen

*) Zu S. 554.

Gemälden, für die er die Motive aus der näheren Berliner Umgebung oder vom Ostseestrande entnahm. Da St. schon in Berlin eine Reihe tüchtiger Schüler gebildet hatte, wurde er im Jahre 1880 zum Director der Akademie in Königsberg ausersehen. In dieser Stellung schuf er außer einem weniger glücklichen Wandgemälde für die Berliner Ruhmeshalle (Uebergabe des Briefes Napoleon's III. an Kaiser Wilhelm durch General Reille 1884) einen Cyclus von Darstellungen aus der preußischen Geschichte für das Wilhelms-Gymnasium zu Königsberg. Zu diesem gehört auch das liebliche Bild der Königin Luise von Preußen, die mit ihren beiden Söhnen Fritz und Wilhelm im Park von Luisenwahl lustwandelt. Eine Wiederholung dieses Bildes, die im J. 1886 auf der Berliner Jubiläumsausstellung zu sehen war, ist jetzt Eigenthum des Provinzial-Museums zu Breslau. — St. starb an einem plötzlichen Schlagfluß, der ihn am 11. Juli 1890 auf dem Bahnhof zu Königsberg traf. Er ruht auf dem französischen Friedhof zu Berlin.

Vgl. A. Rosenberg, Die Berliner Malerschule 1819—1879. Berlin 1879. S. 289—291. — (L. v. Donop), Ausstellung der Werke von Wilhelm Gentz und Karl Steffeck in der königlichen Nationalgalerie. Berlin 1890. S. 49—57. H. A. Lier.

Stegmann*): Karl David St., Schauspieler, Sänger und Componist, wurde im J. 1751 zu Dresden geboren und in Staucha bei Meißen von dem dortigen Cantor in das Studium der Musik eingeführt, das er mit dem Jahre 1760 in Dresden unter der Leitung des Organisten Zillich fortsetzte. In den Jahren 1766—1770 war er Alumnus der Kreuzschule und erfreute sich als solcher des musikalischen Unterrichts bei Homilius. Nachdem er noch einige Zeit Violinunterricht bei dem Kammermusikus H. F. Weiße genommen hatte, entschloß er sich, sein Glück beim Theater zu versuchen. Er nahm im J. 1782 ein Engagement bei der Wäser'schen Truppe in Breslau, ging aber schon im folgenden Jahre nach Königsberg, wo er auch im J. 1776 auftaucht, um am Schlusse desselben in den Verband des Gothaer Theaters zu treten. Er war hier mit seiner Gattin Karoline Johanne Eleonore, geborene Linzen aus Breslau, zusammen engagirt. Im J. 1778 ging er mit ihr zu der unter Schröder's Leitung stehenden Ackermann'schen Gesellschaft nach Hamburg, wo sie im „Milchmädchen" als Niklas und Lieschen debutirten und dazu beitrugen, daß die Oper wieder mehr in Aufnahme kam. Auch leistete St. als Componist gute Dienste, da er nicht nur Ballete und Singspiele, sondern auch die Musik zu verschiedenen Dramen, z. B. zu Shakespeare's König Lear und Macbeth, schrieb. Auch während Schröder's Abwesenheit in Wien blieb St. in Hamburg. Als im J. 1783 das Theaterunternehmen des Cafétiers Dreyer in die Brüche ging, gedachte er dort in Verbindung mit den Schauspielern Fleck und Klos eine eigene Gesellschaft zu gründen. Doch scheiterte der Plan an den Ansprüchen seiner Frau, die bisher namentlich als Soubrette thätig gewesen und sich auch im Schauspiel in den Rollen der Schwätzerinnen und zankenden Alten ausgezeichnet hatte, jetzt aber alle ersten Rollen im Lust- und Trauerspiel für sich begehrte. Hamburg blieb damals sechs Monate lang ohne Theater. St. verließ also Ende März 1783 Hamburg und nahm mit seiner Frau ein Engagement bei der Großmann'schen Truppe, die im J. 1783 in Bonn, Mainz und Frankfurt a. M. spielte, und ging dann von ihr im J. 1787 zu dem unter der Leitung des Freiherrn v. Dalberg stehenden kurfürstlichen Nationaltheater in Mainz über. Zu Ende des Jahres 1792 finden wir St. und seine Familie — außer ihm und seiner Frau wirkten vier Töchter und ein Sohn auf der Hamburger Bühne mit — wieder

---

*) Zu S. 564.

bei Schröder in Hamburg, wo das Ehepaar am 5. Decbr. in der „abgeredeten Zauberei" unter dem Beifall des Publicums, das sie noch nicht vergessen hatte, zum ersten male wieder auftrat. St. war seitdem eine Hauptstütze Schröder's und sowol im Schauspiel als in der Oper sehr gut verwendbar. Allerdings scheint seine Stimme nicht allen Anforderungen genügt zu haben, auch hatte Schröder an ihm auszusetzen, daß er die Zähne zusammenkniff. Als sich Schröder im J. 1798 von der Bühne zurückzog, trat St. mit Eule, Löhrs, Langerhans und Herzfeld in die Direction des Hamburger Theaters ein und hielt in dieser Stellung bis zu Ostern des J. 1811 aus, also bis zu dem Zeitpunkt, wo Schröder zum dritten mal die Leitung der Hamburger Bühne übernahm. Seine Vielseitigkeit zeigte sich in jenen Jahren z. B. darin, daß er sowol als Barak in Schiller's „Turandot", als in der Titelrolle in Cherubini's „Wasserträger" gleichmäßig gefiel. Für die Aufführung von Schiller's „Wallenstein" schrieb er im J. 1805 eine treffliche Composition zu den Scenen des Lagers. Am Schlusse des Jahres 1811 zog er sich von der Bühne zurück und siedelte nach Bonn zu seinem Freunde Simrock über, wo er seiner bereits am 7. Novbr. 1808 verstorbenen Frau am 1. April (oder 27. Mai) 1826 im Tode nachfolgte. Ein Verzeichniß seiner zahlreichen Compositionen, das allerdings nicht vollständig ist, findet man bei Gerber. — Von Stegmann's Töchtern haben sich vier der Bühne gewidmet. Am bekanntesten unter ihnen wurde Karoline, die kaum vierzehn Jahre alt in Frankfurt a. M. zur Bühne kam und als Frau des Schauspielers Herzfeld starb, doch scheint auch die jüngste Tochter Amalie, später verehelichte Neumann, eine tüchtige Kraft gewesen zu sein.

Vgl. Gerber, Lexikon der Tonkünstler, 1792, II. Sp. 570, 571 und derselbe, Neues Lexikon, 1812—1814, I. Sp. 659, IV. Sp. 254—257. — Joh. Friedr. Schütze, Hamburgische Theater-Geschichte, 1794, S. 467, 469, 476, 504, 522, 523, 671, 672, 675, 681, 693. — F. L. W. Meyer, Friedrich Ludwig Schröder, Hamburg 1823, II, 1. S. 57, 58, 62. 64, 65, 67, 109, 114, 117, 124, 135, 141, 149; II, 2. S. 92, 102, 103. — Gust. Schilling, Encyklopädie der gesammten musikal. Wissenschaften, 1838, VI, S. 474, 475. — Neuer Nekrolog der Deutschen 1826. Ilmenau 1828. II, S. 1119. — Jahrbuch für das Theater und Theatergeschichte, hrsg. von E. Lebrun. Hamburg 1841. I, 121, 180, 225, 235, 237, 238, 245, 254, 257, 291. — E. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Leipzig 1848. II, III. (Register.) H. A. Lier.

Steinbeis *): Ferdinand St. wurde am 5. Mai 1807 zu Oelbronn (württ. O.-A. Maulbronn) als Sohn des dortigen Pfarrers geboren; seine Mutter war eine Schwester des Dichters Justinus Kerner. Die Kinderzeit verlebte er theils an seinem Geburtsort, theils in Ilsfeld (O.-A. Besigheim), wohin sein Vater versetzt worden war. Bis zum 14. Jahre wurde der begabte Knabe von dem Vater und verschiedenen Lehrern privatim in alten und neuen Sprachen, wie in Realfächern unterrichtet; gleichzeitig wurde er, da ihm frühzeitig ein praktischer Beruf zugedacht war, in allerlei Handwerk unterwiesen. Seine späteren Lehrjahre führten ihn auf die k. württembergischen Eisenwerke, wo er theils den technischen Betrieb, theils den Bureaudienst der Beamten kennen lernte. Seine Ausbildung vollendete er auf der Universität Tübingen. Er hörte dort mathematische, naturwissenschaftliche und staatswirthschaftliche Vorlesungen, erhielt 1826 den staatswirthschaftlichen Facultätspreis und erwarb sich im folgenden Jahre die philosophische Doctorwürde. Nachdem er das Bergcadetten- und das Dienst-Examen bestanden hatte, erhielt er seine erste An-

*) Zu S. 689.

stellung als Hüttenschreiber im Hüttenwerk Ludwigsthal bei Tuttlingen. Doch verließ er schon 1830 den Staatsdienst wieder, um zunächst den fürstl. Fürstenbergischen Hüttenwerken zu Thiergarten und Immendingen vorzustehen. Seit 1842 leitete er die Stumm'schen Eisenwerke in Neunkirchen und führte dort den Coakshochofenbetrieb ein. Sommer 1848 wurde er von der württembergischen Regierung als technischer Rath an die neuerrichtete kgl. Centralstelle für Gewerbe und Handel berufen, deren Directorium er 1856 übernahm. 1860 wurde ihm die Stelle eines Vorstands der kurz vorher begründeten kgl. Commission für die gewerblichen Fortbildungsschulen übertragen.

In diesen beiden Stellungen entfaltete er bis zum J. 1880 eine emsige, von den schönsten Erfolgen gekrönte Wirksamkeit. Von Natur gut veranlagt, nach der wissenschaftlichen Seite hin vielseitig gebildet, nach der praktischen vorzüglich geschult, dabei thatkräftig und thatenlustig, beseelt vom Streben sich hervorzuthun — war er ganz der Mann dazu, in einer Zeit, da das gewerbliche Leben allenthalben einen gewaltigen Aufschwung nahm, die arg zurückgebliebene Industrie seines engeren Heimathlands in neue Bahnen zu lenken. Er erkannte mit scharfem Blick, wie günstig hier die Elemente für höhere Entwicklung der Gewerbthätigkeit seien, und verstand sie trefflich auszunützen. Es gelang ihm nicht nur, die Production im Lande auf eine bedeutendere Stufe zu heben, sondern auch, neue Absatzgebiete für württembergische Waaren zu finden. Die Verbreitung der württembergischen Industrie im Ausland ist eines seiner entschiedensten Verdienste. Ein besonders geeignetes Mittel dazu sah er in Ausstellungen. Mit Nachdruck vertrat er auf solchen die Interessen der schwäbischen Aussteller. Auf den verschiedenen Welt- und sonstigen Ausstellungen, die er meist als Regierungscommissär und Preisrichter besuchte, war er eine wohlbekannte und angesehene Persönlichkeit. Nach London, Paris, München, Philadelphia, Wien, Moskau pilgerte er der Reihe nach. Auch bei der Eröffnung des Suezcanals im Jahre 1869 war er anwesend. Seine Fürsorge galt dem inneren Gedeihen der württembergischen Industrie so gut wie dem äußeren. An der Gründung des gewerblichen Musterlagers, des jetzigen Gewerbemuseums, war St. in hervorragender Weise betheiligt. 1852 übernahm er die Vorstandschaft des Stuttgarter Gewerbevereins. Namentlich legte er glänzende Proben seines organisatorischen Talents durch Errichtung von Fortbildungsschulen ab. Diese Einrichtungen, zu deren Studium zahlreiche Staaten Commissäre entsandten, dienten anderen Ländern zum Muster. Auch auf die Frauenarbeitsschulen erstreckte sich seine Thätigkeit.

Daneben wirkte St. vielfach als Schriftsteller. Hauptsächlich redigirte er das Gewerbeblatt aus Württemberg (dem württ. Staatsanzeiger beigegeben) von dessen Bestehen (Jan. 1849) bis zu seinem Rücktritt (1880). Auch in sonstige Zeitschriften und Tagesblätter lieferte er Aufsätze. In Buchform erschien 1853 „Die Elemente der Gewerbeförderung, nachgewiesen an der belgischen Industrie". Unter seiner Leitung entstand auch das große Werk Vischer's: Die industrielle Entwicklung im Königreich Württemberg und das Wirken seiner Centralstelle für Gewerbe und Handel in ihren ersten 25 Jahren.

Die äußere Anerkennung blieb Steinbeis' Wirken nicht versagt. Im Lauf der Zeit erhielt er den Präsidenten-, zuletzt den Geheimeraths-Titel mit dem Prädicat Excellenz. Viele württembergische und fremdländische Orden zierten seine Brust. Neben Fürstenhuld wurde ihm auch die Gunst des Volkes zu theil. Er, der zu den populärsten Persönlichkeiten im Lande gehörte, wurde von vier Städten (Ulm, Reutlingen, Blaubeuren, Vaihingen a. d. E.) zum Ehrenbürger ernannt. 1862—1868 saß er als erwählter Abgeordneter des Bezirks Blaubeuren in der zweiten württembergischen Kammer.

St. hatte von den volkswirthschaftlichen Lehren seines Landsmanns Friedr. List den Ausgang genommen, hatte aber allmählich eine Linksschwenkung gemacht und war schließlich zum entschiedenen Vorkämpfer des Freihandels geworden. Als am Ausgang der 70er Jahre die Politik des Reichs sich mit nicht minder großer Bestimmtheit für den Schutzzoll erklärte, glaubte St. seine Grundsätze nicht mit der nunmehr herrschenden Richtung vereinigen zu können und nahm 1880 seinen Abschied. Er siedelte nun nach Leipzig zu seiner dort verheiratheten Tochter über, wo ihm im Kreis der Seinigen ein heiterer Lebensabend beschieden war. Bis an sein Ende im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte bewahrte er dem gesammten öffentlichen, insbesondere dem gewerblichen Leben seine unverminderte Theilnahme. Ließ es sich doch der 82jährige Greis nicht nehmen, 1889 die Fahrt zur Pariser Weltausstellung zu unternehmen. Mit seinem Heimathland blieb er in ununterbrochener Verbindung und stattete ihm bei verschiedenen Anlässen Besuche ab. St. entschlief sanft, ohne von einer Krankheit heimgesucht gewesen zu sein, darum unerwartet am 7. Februar 1893. Seine Leiche wurde von Leipzig nach Ulm übergeführt. An der Seite seiner schon 1876 im Tod ihm vorangegangenen Gattin wurde er am 11. Februar auf dem dortigen Friedhof begraben.

Vgl. das oben erwähnte Buch Vischer's, ferner die Nekrologe der verschiedenen Tagesblätter im Febr. 1893, namentlich Gewerbeblatt aus Württemberg, 1893, Nr. 7 und Wieck's deutsche illustrirte Gewerbezeitung, 1893, Nr. 9. — Ausführlicher Nekrolog im Schwäbischen Merkur 1893, Kronik Nr. 54, Abendblatt. R. Krauß.

Verzeichniß

der im 35. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen, sowie aller in dem Werke nicht an der nach der alphabetischen Reihenfolge ihnen zukommenden Stelle abgedruckten Artikel.

Die römischen Zahlen weisen auf die Bandzahl, die arabischen auf die Seitenzahl hin. Ein * vor dem Namen bedeutet, daß es sich nicht um vollständige Artikel, sondern nur um Zusätze zu schon vorhandenen handelt. Wo bei Angabe der Seitenzahl eine (römische) Bandzahl nicht beigefügt ist, bezieht sich die angeführte auf vorliegenden 35. Band.

*Albert, H. XXI, 794, Zus. zu I, 210.
*Altenburg, M. X, 766, Zus. zu I, 363.
*Amerbach, J. XXVI, 825, Zus. zu I, 398.
*Apiarius, M. u. S. X, 766, Zus. zu I, 506.
Baurmeister, T. XXV, 795, Zus. zu II, 181.
Biedermann, J. G. III, 793.
*Birck, S. XXXIII, 795, Zus. zu II, 656.
Bol, F. III, 794.
*Bugenhagen, J. XXI, 795, Zus. zu III, 504.
Casimir VI., H. v. Pommern XXV, 785.
Christian d. j., H. zu Braunschw.-Wolf. IV, 677.
*Clemens, F. J. V, 795, Zus. zu IV, 315.
*Cobenzl, J. Ph. v. IV, 795, Zus. zu IV, 369.
*Cramer, K. F. IV, 796, Zus. zu IV, 558.
Diest, J. u. F. W. v. V, 513.
Dilliger, J. V, 514.
Dörnberg, F. W. F. v. V, 514.
Eberhard v. Gandersheim VI, 793.
*Eberle, J. E. IX, 794, Ber. zu V, 576.
Egenolf, Ch. u. P. VI, 467.
Eichhorn, K. F. VI, 469.
Eichorn, J. VI, 481.
Eitzen, P. v. VI, 481.
*Erastus, Th. XXIX, 774, Zus. zu VI, 180.
Erman, G. A. VI, 486.
*Eszterhazy, N. J. v. IX, 795, Zus. zu VI, 387.
*Ewald, Sch. H. XIII, 792, Zus. zu VI, 446.
Eyck, H. J. u. M. VI, 778.
Feigerle, J. VIII, 278.
Felgenhauer, P. VIII, 278.
*Flayder, F. H. XV, 795, Zus. zu VII, 106.
Flemming, H. H. v. VIII, 279.
Flock, E. VIII, 280.
Flottwell, E. H. v. VIII, 280.
Frerichs, F. Th. v. XXI, 782.
*Freymonius, J. W. VIII, 795, Zus. zu VII, 372.
Friedrich v. Schwaben, H. v. Oesterreich VIII, 283.
Friedrich Ludwig, H. v. Schl.-Holst.-Beck VIII, 284.
*Gallus IX, 796, Zus. zu VIII, 346.
Geiger, A. VIII, 786.
Gennep, J. v. VIII, 793.
Georg Karl v. Fechenbach, Fb. v. Würzburg XV, 791.
*Geßner, S. XXVI, 825, Zus. zu IX, 122.
Gmelin, M. XI, 790.
Götz, J. N. X, 252.
Götz, N. X, 253.
Götz, P. X, 254.
Götze, J. N. K. X, 255.
*Götzen, J. Graf v. XXIV, 784, Zus. zu IX, 510.
*Grimm, M. v. XXVI, 826, Zus. zu IX, 676.
*Großmann, Ch. G. L. XI, 794, Zus. zu IX, 751.
*Grotius, H. XIX, 826, Zus. zu IX, 767.
*Gruner, K. J. v. XXIV, 784, Zus. zu X, 42 f.
Haagen, F. H. XI, 791.
*Hahn, E. M. XIII, 793, Zus. zu X, 358.
Händel, G. F. XII, 777.
Hardenberg, Ch. L. v. XIII, 492.
Harleß, G. Ch. A. X, 763.
*Hasenclever, R. XI, 795, Zus. zu X, 737.
*Hegel, G. W. F. XI, 795, Zus. zu XI, 274.
*Hegendorf, Ch. XXIV, 785, Zus. zu XI, 274.
Heinrich v. Hervord XIII, 493.
Heister, L. Ph. Th. v. XIII, 493.
Held, A. XIII, 494.
Hellwig, J. Ch. L. XIII, 498.
Hellwig, R. F. v. XIII, 499.
Helvig, K. G. v. XIII, 500.
Heppe, H. L. J. XVI, 785.
*Herbst, J. G. XII, 796, Zus. zu XII, 51.
Herold, J. M. D. XIII, 501.
Heudorf, B. v. XIII, 502.
Heufeld, F. XII, 793.
Hirsch, Th. XIII, 506.
Hohenems, J. H., M. S. I—IV., W. D. v. XIII, 509.
Hohensax, U. u. J. Ph. XIII, 516.
Holzschuh, D. XV, 792.
*Honorius v. Augustodunum XXV, 795 f., Zus. zu XIII, 74 f.
*Hopfer, D. u. H. XIX, 827, Zus. zu XIII, 105.
Horstig, K. G. XIII, 791.
*Hovesch, N. XXII, 794, Zus. zu XIII, 216.
*Huber, M. XXVI, 828, Zus. zu XIII, 246.
Johann II., Erzb. v. Mainz XIV, 764 u. XV, 796.
Johann Casimir, Pfalzgr. zu Kleeburg XIV, 776.
Iselin, J. XXIII, 772.

Kannegießer, H. L. v. XV, 793.
Karl August Fr. W., H. zu S.-Meiningen XVII, 449.
Keil, J. G. XVII, 451.
Keller, H. A. v. XVII, 452.
*Klimm, J. A. XVII, 796, Zus. zu XVI, 184.
*Klingler, A. XVII, 796, Zus. zu XVI, 195.
Klose, K. R. W. XVII, 454.
*Koebel, J. XIX, 827, Zus. zu XVI, 345.
Kobell, F. W. v. XVI, 789.
Kolowrat-Krakowski, L. Graf XVII, 455.
*Konrad v. Vechta XVIII, 795, Zus. zu XVI, 608.
Kratz, J. K. XXV, 783.
Krieger, J. XVII, 459.
Krieger, J. Ph. XVII, 458.
*Kugler, F. XXVIII, 807, Zus. zu XVII, 307.
Lalaing, Ph. v. XVII, 794.
Landfermann, L. D. W. XIX, 744.
Lasius, H. J. XIX, 828, Zus. zu XVII, 734.
Lasker, E. XIX, 746.
Latomus, B. XIX, 753.
Lavater, J. K. XVIII, 783.
Leib, K. XIX, 753.
Lemm, F. W. XIX, 754.
Lessing, G. E. XIX, 756.
Liebegg, R. v. XIX, 802.
Liebich, K. XIX, 803.
Linck, K. XIX, 804.
Lindemann, C. XIX, 807.
Lindemann, J. XIX, 809.
Lindner, K. XIX, 809.
Loufenberg, H. v. XIX, 810.
*Lubinus, E. XX, 748 und XXI, 796, Zus. zu XIX, 331.
Lübben, H. A. XIX, 813.
Luise, K. v. Preußen XIX, 815.
Lusi, S. Graf v. XIX, 825.
*Maler, M. XXVI, 829, Zus. zu XX, 138.
Mathis, L. E. XXI, 790.
Merkel, G. A. XXIII, 776.
Metternich, C. W. L. Fürst XXIII, 777.
Mohl, R. v. XXII, 745.
Moller, H. XXII, 758.
Moeller, E. G. F. v. XXIII, 802.
Monnard, K. XXII, 759.
*Moravus, B. XXVI, 830, Zus. zu XXII, 214.
Moser, F. K. v. XXII, 764.
Mülinen, N. F. Graf v. XXII, 783.
Müller, J. G. XXII, 789.
*Müller, Laur. XXIX, 775, Zus. zu XXII, 14.
Müllner, A. G. A. XXIII, 149.
Münster, E. F. H. Graf v. XXIII, 157.
Neuhof, Schauspielerin XXIII, 804.
Niederer XXIV, 75.
Otto II., H. v. Pommern XXV, 785.
Otto, Marcus XXV, 787.
Pachius, P. XXVI, 794.
Pall, B. XXV, 789.
Pauli, K. F. XXV, 790.
Petermann, A. XXVI, 795.
Petersen, U. XXVI, 805.
Pfeiffer, J. XXV, 791.
Pfister, A. XXV, 792.
Pfister, F. XXV, 794.
Phalesius, P. XXVI, 807.
Pietscher, J. F. A. XXVI, 808.
Pirckheimer, B. XXVI, 810.
Pirckheimer, Ch. XXVI, 817.
Pistorius, H. A. XXVI, 819.
Planck, St. XXVI, 821.
*Plüschke, J. G. XXVIII, 808, Zus. zu XXVI, 324.
Polheim, W. v. XXVI, 821.
Polheim, C. v. XXVI, 823.
*Ponickau, J. A. v. XXVIII, 808, Zus. zu XXVI, 410.
Poppo I., B. v. Würzburg XXVI, 823.
*Posthius XXIX, 778, Zus. zu XXVI, 473.
Rademacher, J. C. M. XXVII, 735.
Raimund, Ferd. XXVII, 736.
Rambach, F. E. XXVIII, 763.
Rauch, Ch. D. XXVIII, 765.
Ravenstein, F. A. XXX, 68.
Rebhan, N. XXVII, 755.
Rechenberg, A. XXVII, 756.
Redtenbacher, R. XXVIII, 778.
Regel, F. L. A. XXVII, 757.
Reger, Ph. S. XXVII, 758.
Rehkopf, J. F. XXVIII, 780.
Reitzenstein, S. K. J. Frhr. v. XXX, 69.
Rellstab, J. K. F. XXVIII, 780.
Rellstab, H. F. Ludw. XXVIII, 781.
Reslfeld, J. K. v. XXVIII, 784.
Rettich, Julie XXX, 71.
Rettich, Karl XXX, 72.
Reuchlin, Joh. XXVIII, 785.
Reusche, Th. XXVIII, 799.
*Reventlow, Jul. Gräfin XXIX, 776, Zus. zu XXVIII, 337.
Ribbeck, E. F. G. XXVIII, 801.
Ribbeck, K. G. XXVIII, 802.
Ribow, G. H. XXVIII, 804.
Richel, B. XXVIII, 805.
*Richter, Gr. XXVIII, 809, Zus. zu ebd. S. 460.
Riehm, Ed. XXX, 72.
Riem, A. XXIX, 756.
Rieseberg, B. XXIX, 757.
Rinckhart, M. XXX, 74.
Rindfleisch, G. H. XXX, 76.
Ringier, J. H. (I) XXX, 78.
Ringier, J. H. (II) XXIX, 758; XXXIII, 798.
Rinkenberg, Joh. I. v. XXIX, 759.
Rist, Joh. XXX, 79.
Ritschl, Albr. B. XXIX, 759.
Ritter, Erasm. XXIX, 767.
Ritz, J. W. XXX, 85.
Rochlitz, J. F. XXX, 85.
*Rodolphi, J. R. XXIX, 776, Zus. zu ebd. S. 35.
Röhr, J. F. XXX, 92.
Roloff, F. H. XXX, 94.
*Rosenthal, D. A. XXIX, 777, Zus. zu ebd. S. 233.
Rösicke, K. E. XXX, 96.
*Rucherath, J. XXIX, 777, Zus. zu ebd. S. 439.
Ruarus, M. XXX, 96.
Rückert, K. A. Heinr. XXIX, 769.
Rumsland, Meister XXX, 97.
Rumy, G. K. W. v. XXX, 100.
Saal, J. XXX, 770.
*Sachs, Mich. XXXIII, 798, Zus. zu XXX, 130.
Sallet, F. v. XXXIII, 717.
Salomon, G. XXXI, 771.
Salvotti, A. XXXI, 772.
Sarcerius, E. XXXIII, 727.
Sauterleute, F. J. XXX, 770.
Schaaffhausen, H., Physiol. XXXV, 748.
Schacht, Th. XXX, 772.
Schäffler, J. XXXI, 779.
Schapff, G. XXXI, 779.
Scharfenberg, v., Minnesänger XXX, 774.
Scharffenberg, C. XXXI, 780.
Schatzger, K. (J.) XXXI, 783.
Scheffel, J. V. v. XXX, 777.
*Schenk, E. v. XXXIII, 799, Zus. zu XXXI, 44.
Scheuchzer, Johs. XXXIV, 708.
Scheuchzer, Joh. Jac. XXXIV, 710.
Schilling, D., Gerichtschr. XXXIV, 715.
Schilling, D., Kaplan XXXIV, 717.
Schindler, K. XXXI, 784.
Schinner, M. XXXIII, 729.
Schinz, J. H. XXXIV, 718.
Schirmer, F. A. J. XXXI, 785.
*Schläfli, A., XXXIII, 799. Zus. zu XXXI, 326.
Schlecht, R. XXXIV, 719.
Schlegel, K. W. Friedr. XXXIII, 737.
Schliemann, A. K. W. XXXIV, 721.
Schlieper, A. XXXI, 785.

Schmeller, J. A. XXXI, 786.
*Schmidt, Ferd. XXXIII, 800, Zus. zu XXXI, 720.
*Schmidt, J. G. XXXIII, 800, Zus. zu XXXI, 746.
Schmidt, Ludw. Friedr. v. XXXIV, 722.
Schmitz, L. XXXIV, 729.
*Schneider, Mich. XXXIII, 800, Zus. zu XXXII, 142.
Schoch, J. G. XXXIV, 729.
Schonaeus, C. XXXIV, 731.
Schön, H. Theod. v. XXXII, 781.
Schönberg, H. F. v. XXXIV, 733.
Schongauer, Ludw. XXXIV, 734.
Schongauer, Martin XXXIV, 735.
Schott, Kasp. XXXIV, 739.
Schrader, J. G. F. XXXIV, 740.
Schreyer, G. XXXIV, 741.
Schröter, K., Theol. XXXV, 751.
Schubert, Wilh. XXXIV, 741.
Schulenburg-Kehnert, F. W. Graf v. XXXIV, 742.
Schulin, Ph. F. XXXIV, 743.
Schulz, F. L. XXXIV, 744.
Schulz, J. A. P. XXXIV, 744.
Schulze, Frz. Ferd. XXXIV, 749.
Schulze, Josephine XXXIV, 751.
Schumann, Valent. XXXIV, 752.
Schuselka, F. XXXIV, 755.
Schuster, Matth. XXXIV, 770.
Schütz, Heinrich XXXIII, 753.
Schütze, Seb. XXXIV, 770.
Schwarzenberg, Graf Adam zu XXXIV, 779.
Schwarzenberg, J. A. Fürst v. XXXIV, 770.
Schweitzer, Chr. XXXIV, 772.
Schweizer, A. XXXIV, 772.
Schwerin, Otto v., Staatsm. XXXV, 754.
Schwerin, Otto v., d. J. XXXV, 764.
Scutdorpe, H. v. XXXIV, 775.
Scutken, J. XXXIV, 776.
Sedulius Scottus XXXIV, 776.
Seidl, Karl v., Mil. XXXV, 766.
Seyler, Abel XXXIV, 778.
Sickler, F. K. L., Alterthumsf. XXXV, 768.
Sophie, Aebt. v. Gandersheim XXXIV, 782.
Sophie, Erzherz. v. Oesterreich XXXV, 772.
Spalatin, Georg 1.
Spalding, G. L., Schulm. 29.
Spalding, J. J., Theol. 30.
Spamer, F. Otto 31.
Spangel, P. 32.
Spangenberg, A. G. Bischof 33.
Spangenberg, Cyriacus, Theol. 37.
Spangenberg, C. P. J., Jurist 41.
Spangenberg, G. A., Jurist 42.
Spangenberg, G. A., Medic. 42.
Spangenberg, J., Predig. 43.
Spangenberg, Wolfhart, Theol. 46.
Spanheim, Ezech., Staatsmann 50.
Spanheim, Friedr., d. Ae., Theol. 59.
Spanheim, Friedr., d. J., Theol. 60.
Sparmann, K. Ch. 61.
Sparr, E. G. Graf 62.
Sparr, J. G. A., Schulmann 63.
Sparr, S. Ch. Frhr. v., Feldmarsch. 64.
Spaeth, J. L. 67.
Spätner, Ch. 68.
Spaun, A. Ritter v. 68.
Spaun, F. A. Ritter v. 69.
Spaun, C (Span), Dichter 70.
Spaur, F. J. Graf, Jurist 71.
Spaur, J. Ph. Graf, Fürstbischof 72.
Spazier, Joh. Karoline W. 73.
Spazier, J. G. 74.
Spazier, R. Otto 75.
Speccius, Chr. 76.
Specht, F. A. K. v. 76.
Spechtshart, H. 77.
Speck-Sternburg, M. Frhr. v. 78.
Speckbacher, J. 78.
Speckle, J. 81.
Specklin, D. 82.
Speckmoser, U. 84.
Speckter, J. M. 85.
Speckter, Otto 86.
Speckter, Hans 87.
Spedt, F. 88.
Spee, Friedr. v. 92.
Spehr, L. F., Histor. 94.
Spehr, F. W., Mathem. 96.
Speidel, J. J. 96.
Speier (Speyer) W. 97.
Speiser, J. J. 98.
Spelt, A. van der 99.
Spencer, John 99.
Spener, J. K., Jurist 101.
Spener, J. K. Ph. (Haude u. Sp. Buchh.) 102.
Spener, Phil. Jac., Theolog 102.
Spengel, L., Philol. 115.
Spengel, Peter v., Jurist 117.
Spengler, Lazarus 118.
Spenner, F. K. L. 122.
Speratus, Paul 123.
Sperges, J. Frhr. v. 135.
Sperl, J. 136.
Sperling, J. Ch., Maler 775.
Sperling, Joh., Zoolog 136.
Sperling, Otto, Arzt u. Bot. 136.
Sperling, Paul, Schulm. 138.
Sperling, Paul, Theologe 138.
Sperling, Paul Friedr., Geistl. 139.
Spervogel (Anonymus) 139.
Spervogel (Sperling) 141.
Spervogel (der junge) 142.
Speth, Balth., Kunstschriftst. 144.
Speth, Peter, Baumeister 144.
Speth, Dietr., zu Zwiefalten 146.
Spiegel, E. L. Frhr. v., Domdechant 146.
Spiegel, F. A. Graf, Erzbischof 149.
Spiegel, F. W. Frhr. z. Desenberg-Canstein 155.
Spiegel, Jakob, k. Geheimsecr. 156.
Spiegel, K. L. v., General 158.
Spiegel, Konrad, Ritter 158.
Spiegelberg, Otto 159.
Spieghel, H. L. 161.
Spieker, Ch. W., Schriftst. 162.
Spieker, J., Theologe 164.
Spiker, S. H., Journalist 164.
Spiel, G. H. G. 166.
Spielberg, G. (Spilberger), Maler 167.
Spielberg, J. (Spilberger), Maler 168.
Spielmann, A. Frhr. v., Staatsm. 168.
Spielmann, J. R. (Spilmann), Medic. 171.
Spieß, Adolf, Pädag. 173.
Spieß, Ch. H., Schausp. 177.
Spieß, G. A., Arzt 178.
Spieß, H., Maler 179.
Spieß, J. K., Physiker 180.
Spieß, J. B., Theologe 182.
Spieß, Ph. E., Histor. 183.
Spilbergen, G. v. 185.
Spilleke, G. A. 187.
Spiller, Ph., Physiker 189.
Spiller, R. G., v. Hauenschild, Dichter 190.
Spiller, Ch. H. L. S. v. Mitterberg, Schriftst. 196.
de Spina (de l'Espine) 197.
Spindeler, N. 198.
Spindler, G., Theol. 199.
Spindler, A. R. Karl, Dichter 200.
Spinola, Ch. R., Bischof 202.
Spitta, H. H. L., Medic. 204.
Spitta, K. J. Ph., Dichter 204.
Spittler, Ch. F., Pädag. 208.
Spittler, L. T. v., Histor. 212.
Spitz, A., Theol., 216.

Spitz, F., Jurist 216.
Spitzeder, Joseph, Schausp. 217.
Spitzeder, Henriette, Schausp. 219.
Spitzeder, Betty, Schausp. 219.
Spitzel, A. v., Forstm. 220.
Spitzel, Th. G., Geistl. 221.
Spitzer, S., Arzt 222.
Spitzer, S., Mathem. 223.
Spitznas, H. A. 223.
Spitzner, A. B., Prediger 224.
Spitzner, F. E. H., Schulm. 224.
Spitzner, J. E., Imker 225.
Spitzweg, Karl 226.
Spix, J. B. v. 231.
Spleiß, Th. 233.
Splenyi, G. Frhr. v. Mihàldy 233.
Splittegarb, K. F. 235.
Spoelberch, W. 237.
Spohn, F. A. W., Theol. 237.
Spohn, G. L., Hebraist 238.
Spohr, Louis 239.
Spohr, Dorette 258.
Sponeck, K. F. Ch. W. Graf v. 259.
Sponsel, J. U. 260.
Spontini, G. L. P. 260.
Sporck, J. Graf v. 264.
Spörcken, A. F. Frhr. v. 267.
Sporer, Hans, Briefmaler 271.
Sporer, P., Theologe 273.
Spörer, J., Geogr. 775.
Spörl, J. K., Prediger 273.
Spörl, J. L., Prediger 274.
Spörl, V. D., Prediger 274.
Sporleder, F. W. 275.
Spörlin, Margareta 277.
Sporschil, J. Ch. 277.
Spranger, B. 278.
Sprecher, Fort. S. v. Bernegg, Histor. 279.
Sprecher, J. U. S. v. Bernegg, Staatsm. 281.
Sprecher, J. A. S. v. Bernegg, Publicist 284.
Spreckelsen, v. 285.
Spreng, Johs., Meistersänger 288.
Spreng, J. J., Dichter 291.
Sprengel, K., Landw. 293.
Sprengel, Ch. K., Botan. 293.
Sprengel, Kurt P. J., Botan. 296.
Sprengel, M. Ch., Geogr. 299.
Sprengel, W., Arzt 300.
Sprenger, B., v. Fylß 301.
Sprenger, B., Theol. 302.
Sprenger, J., Inquisitor 303.
Sprenger, J. Th., Jurist 303.
Sprenger, Pl. J. Ph., Histor. 304.
Sprickmann, A. M. 305.
Spring, F. A. 314.
Springer, Anton H., Kunsthistor. 315.
Springer, J. Ch. E., Jurist 318.
Springer, Jul., Buchh. 318.
Springer, Rob. G. M., Belletr. 319.
Springinklee, Gregor, Dichter 776.
Springinklee, H., Zeichner 321.
Springintgut, J. 322.
Spruner, K. v. 325.
Spull, J. 328.
Spurzheim, J. Ch., Phrenol. 328.
Spurzheim, K., Medic. 330.
Staader, J. St. Frhr. v. Adelsheim 331.
Stabel, A. v. 332.
Stabius, J. 337.
Stach, M. 338.
Stackdorn, Veridor v. 777.
Stackelberg, B. O. Frhr. v., Feldmarsch. 339.
Stackelberg, O. M. Frhr. v., Kunstforscher 340.
Stade, Diet. v., Germanist 353.
Stade, Died. v., d. J., Staatsm. 355.
Stade, D. B. v., Jurist 355.
Stade, J. F. v., Theol. 356.
Stade, E. F. v. 356.
Stadegge, v. 356.
Staedel, J. F. 358.
Staedeler, G. A. K. 778.
Stadelmann, H. 359.
Staden, Hans, Reisender 364.
Staden, J., Musiker 366.
Staden, S. G. (Theoph.), Musiker 367.
Stadion, J. K. v. 368.
Stadion, J. Ph. K. Graf v. 371.
Stadius, G. 375.
Stadl, F. L. W. 376.
Stadelbaur, M. v. 378.
Stadler, A. M., Maler 380.
Stadler, Daniel, Jesuit 381.
Stadler, Joh. Ev., Theol. 381.
Stadlmayer, A. 382.
Stael, G. B. Frhr. v. 382.
Staffler, J. J. 382.
Stägemann, F. A. 383.
Stähelin, A., Industr. 389.
Stähelin, Georg, Theol. 390.
Stahl, Daniel, Philos. 392.
Stahl, F. J., Rechtsphil. 392.
Stahl, G. E., Naturforscher 780.
Stahl, Heinrich, Geistl. 401.
Stahl, J. F., Forstm. 401.
Stahl, K. D. M., Mathem. 402.
Stahl, Wilh., Nationalök. 403.
Stähle, H. 786.
Stahr, Adolf W. Th. 403.
Stahr, Fanny (Lewald) 406.
Staiger, Joh. 786.
Stain, J. F. v. 411.
Staindl, J. (Lapillus) 413.
Stainer, J. 413.
Stainhauser, J. Ph. 414.
Steinpacher, P. 415.
Staketo, N. 415.
Stalbent, A. 416.
Stalder, F. J. 416.
Stälin, Ch. F. v. 417.
Stallbaum, J. G. 422.
Stamford, H. W. v. 424.
Stamheim, v. 427.
Stamitz, J. K., Musiker 427.
Stamitz, Karl 428.
Stamitz, Anton 428.
Stamitz, Joseph 429.
Stamitz, Thaddäus 429.
Stamler, J. H. 429.
Stamm, F., Schriftst. 430.
Stamm, J. G. S., Maler 433.
Stamm, Th. (Heusenstamm), Dichter 433.
Stammel, Th. 434.
Stampfer, S. 435.
Stancarus, F. 436.
Stange, B., Maler 439.
Stange, Th. F., Theologe 444.
Stanger, A. 444.
Stangl, G. 445.
Stannius, F. H. 446.
Stapel, E. 448.
Stapf, J. A., Theol. 449.
Stapf, F., Theol. 449.
Stapf, J. E., Arzt 449.
Stapfer, J. F., Theol. 450.
Stapfer, J., Theol. 450.
Stapfer, Ph. A., Staatsm. 451.
Stapfer, W., Organist 456.
Staphorst N. 457.
Staphylus, F. 457.
Stappen, C. de 461.
Stapß, F. (Staps) 461.
Star, Dirk van 462.
Starck, J. F., Pfarrer 463.
Starck, J. A. Theol. 465.
Starck, K. H., Theol. 466.
Starck, R., Benedict. 463.
Starcke, P. E., Arzt 467.
Starcke, S. G., Hebraist 467.
Starhemberg, E. R. Graf v., Feldmarsch. 468.
Starhemberg, G. A. v., Staatsmann 471.
Starhemberg, Guido Graf v., Feldmarsch. 473.
Starhemberg, Gund. Thom. Graf v., Staatsm. 480.
Starhemberg, Ludwig Graf, Staatsm. 482.
Staricius, J. 487.
Stark, A., Astron. 487.
Stark, K. B., Archäol. 488.
Stark, Ch. L. W., Theol. 490.
Stark, J. Chr., Medic. 490.
Stark, J. Chr., Medic. 491.
Stark, J. F. X., Priester 491.
Stark, K. W., Arzt 491.
Stark, J. F., Stenogr. 492.

Starke, Chr., Orientat. 493.
Starke, H. B., Orientat. 493.
Starke, J. G., Milit. 494.
Starke, J. F., Maler 494.
Starke, W. C., ev. Predig. 495.
Starkenberg, H. v. 495.
Starklof, K. Ch. L., Dichter 496.
Starkloff, H. A. v., General 497.
Starter, J. J. 498.
Stattler, B., Theol. 498.
Staub, J., Schriftst. 506.
Staub, J. J., Industr. 507.
Staubsand, A. 508.
Staudacher, A. 508.
Staude, J. H. 509.
Staudenmair, F. A. 510.
Staudigl, J. 512.
Staudinger, A., Kanonist 513.
Staudinger, L. A., Landw. 513.
Stäudlin, G. F., Dichter 514.
Stäudlin, K. F., Theologe 516.
Staudt, K. G. Ch. v. 520.
Stauf, Hieronymus v. 521.
Stauffacher 523.
Stauffer, K. 527.
Staupitz, J. v. 529.
Stavenhagen, F. K. L., Militair 533.
Stavenhagen, K. F., Histor. 535.
Staveren, J. H. van 535.
Stavinsky, D., Jurist 535.
Stawinsky, K., Schausp. 536.
Steber, B. 536.
Steche, F. R. 537.
Stechow, M. 539.
Steck, J. R., Politik. 540.
Steck, J. Ch. W. v., Jurist 541.
Steeb, J. G. 542.
Steen, F. van den, Kupferst. 543.
Steen, Jan, Maler 544.
Steen, Tidemann, Lüb. Bürgermstr. 545.
Steenwijck, H., d. Ae. 547.
Steenwijck, H., d. J. 548.
Steffan, A. 548.
Steffani, A. (Stephani), Musiker 549.
Steffani, Ch. F., Theologe 553.
Steffeck, K. K. H. v. 787.
Steffens, F. (K. H. Dammas), Schriftst. 554.
Steffens, Heinrich, Philos. 555.
Steffens, J. H., Schulm. 558.
Steffens, J. F. E., Theol. 559.
Steffensen, A., Schulm. 559.
Steffensen, H. J., Theol. 560.
Stegen, Johanna 560.
Stegmann, J. G., Physiker 562.
Stegmann, Josua (Stegman), Theol. 563.
Stegmann, K. D., Schausp. 788.
Stegmann, K. J., Publicist 564.
Stegmayer, Ferd., Musiker 565.
Stegmayer, Karl, Dichter 566.
Steibelt, Daniel 567.
Steichele, A. v. 572.
Steier, Silvester 576.
Steigenberger, C. 577.
Steigentesch, A. E. Frhr. v. 577.
Steiger, Cresc., Dichter 580.
Steiger, Jak. Rob., Politik. 580.
Steiger, Isaak v., Politik. 582.
Steiger, Nikl. Friedr. v., Politik. 584.
Steiger, Wilh., Theologe 591.
Steigleder, H. U. 592.
Steiglehner, C. (G. Ch.) 593.
Stein, Alb. Ger., Kirchenmusiker 595.
Stein, Albrecht vom, Kriegsoberst 596.
Stein, Joh. Andr., Klavierbauer 599.
Stein, Andr., Klavierbauer 601.
Stein, Nanette 601.
Stein, Barth. (Stenus), Humanist 601.
Stein, Charlotte v. 602.
Stein, Chr. Dan., Geogr. 605.
Stein, Eitelwolf vom, Humanist 606.
Stein, F. J. Frhr. v., Staatsm. 607.
Stein, Georg v. (Stain), Staatsm. 608.
Stein, G. W., d. Ae., Medic. 613.
Stein, G. W., Medic. 614.
Stein, H. F. K. Frhr. vom, Staatsm. 615.
Stein, J. L., Jurist 641.
Stein, J. F. Frhr. v., Diplomat 642.
Stein, Karl Frhr. v. St. z. Altenstein, Minister 645.
Stein, Karl, Schriftst. 660.
Stein, Leop., Theol. 660.
Stein, Lorenz v., Nationalök. 661.
Stein, Marquart v., Schriftst. 666.
Stein, Paul, Theol. 667.
Steinach, Bligger v., Dichter 668.
Steinach, H. Landschad v. 670.
Steinacker, Gust., Schriftst. 675.
Steinacker, Karl, Politik. 676.
Steinäcker, Ch. K. A. F. Frhr. v. 682.
Steinau, A. H. Graf 682.
Steinbach, Ch. E., Arzt 684.
Steinbach, David, Theologe 686.
Steinbach, Wend., Theologe 687.
Steinbart, G. S. 687.
Steinbeis, F. v. 789.
Steinberg, J. M., Theol. 689.
Steinberg, Nicol., Schulm. 690.
Steinberger, J. G. 690.
Steinbrecher 691.
Steinbrenner, W. L. 692.
Steinbrüchel, J. J. 693.
Steinbrück, J. B. 696.
Steindorff, M. F. 697.
Steinen, J. D. v., Histor. 699.
Steinen, J. D. F. E. v., Histor. 700.
Steiner, J., Mathem. 700.
Steiner, Joh., Maler 703.
Steiner, J. W. Ch., Topogr. 703.
Steiner, J. M., kath. Geistl. 706.
Steiner, J. A., kath. Geistl. 706.
Steiner, M. J., Theologe 706.
Steiner, Wernher, Chronist 707.
Steinfeld, F. 709.
Steinhart, H. Ch., Schriftst. 710.
Steinhart, K. H. A., Philol. 711.
Steinhauer, B., s. Steinmetz.
Steinhauser, A. 712.
Steinhäuser, J. G., Mineral. 713.
Steinhäuser, Karl, Bildh. 716.
Steinheil, Ad., Chem. u. Botan. 717.
Steinheil, K. A., Physiker 720.
Steinheim, S. L. 725.
Steinheuer, H. 725.
Steinhofer, J. U., Theol. 726.
Steinhofer, M. F. Ch., Theol. 726.
Steinhöwel, H. 728.
Steinhuser, A. 736.
Steinkellner, K., Jesuit 736.
Steinkellner, Aloys, Jesuit 736.
Steinkellner, Anton 736.
Steinkellner, Joseph 736.
Steinkopf, G. F., Maler 738.
Steinkopf, J. F., Maler 736.
Steinkopf, K. F. A., Geistl. 739.
Steinla, M. 741.
Steinlage, N. v. 741.
Steinle, E. J. v. 742.
Steinmann, F. A., Schriftst. 744.
Steinmann, Lenhart, Arzt 746.
Steinmar, B. St. v. Klingnau 746.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Allgemeine Deutsche Biographie

Bd.: 35

Leipzig 1893